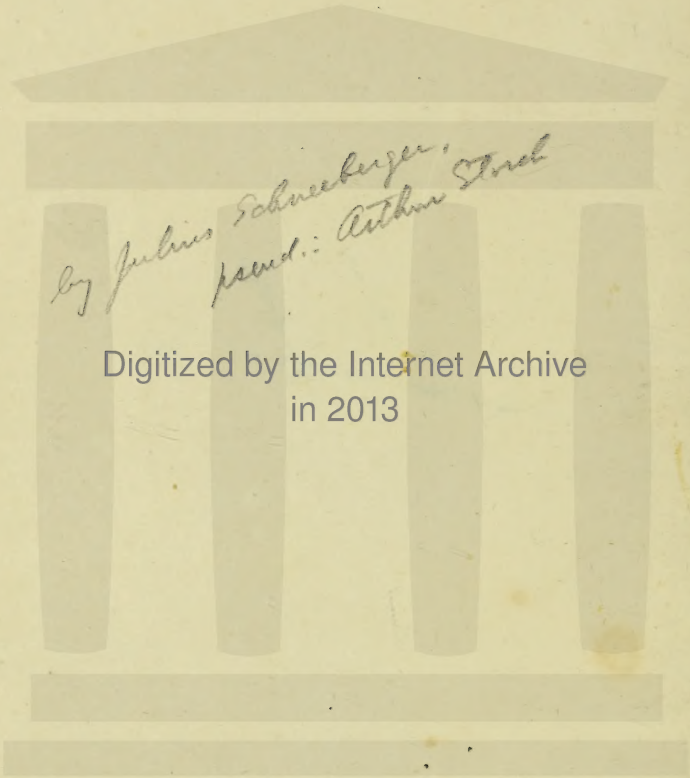
by Julius Schneeberger,
pseud.: Arthur Storch



Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/mexikooderrepubl141stor

117

Cyclus

historisch-romantischer Schilderungen

aus

Oesterreichs neuester Geschichte.

Band 7 bis 10:

Mexiko

oder

Republik und Kaiserreich.

Band 1 bis 3 enthält:

1866 oder Custozza und Königgrätz.

Band 4 bis 6:

Banditen im Frack.

Pest, Wien, Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.

MEXIKO

oder

REPUBLIK und KAISERREICH

POLITISCH SOCIALER
ROMAN
AUS DER GEGENWART

Von

ARTHUR STORCH

A. HARTLEBEN'S VERLAG
WIEN & PEST.

AX. WALDHEIM, art. A. WIEN.

Mexiko

18.

oder

Republik und Kaiserreich.

Politisch-socialer

Roman aus der Gegenwart.

Von

Arthur Storch.

Fünfte Auflage.

Mit 22 Illustrationen.

Erster Band.

Pest, Wien, Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1868.

(Uebersetzungsrecht vorbehalten.)

RBR
Jantz
#211

Vorwort.

Motto:

Nur zwei Tugenden gibt's. O wären sie immer vereinigt;
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut.
Schiller.

Ein großes historisches Drama ist zu Ende. — Einen der edelsten Sprossen aus Habsburgs altem Kaiserhause hat unlängst die Gruft der Kapuziner zu Wien in sich aufgenommen. — In weihevoller Andacht und ergriffen von tiefer Trauer gab allerorts Oesterreichs Volk dem Sarge des erlauchten Todten sein Geleite. Aber in den wahrhaften, von keinem Ceremonielle gemaßregelten Schmerz der Massen und in die aufrichtige Theilnahme der ganzen civilisirten Welt, mischte sich auch der Wermuthstropfen bitterer Erinnerung an alle Jene, welche durch schlechten Rath und Verrath, durch falsche Vorspiegelungen und nicht gehaltene Versprechungen einen der besten Männer seiner Zeit zwar nur allmälig, aber unaufhaltsam in den Strudel des Verderbens hineinrissen und schließlich — o Wahnsinn des Verbrechens! — ihre eigene Schuld mit dem vergossenen Blute des Unschuldigen rein gewaschen glaubten.

Und schon lange bevor die schreckliche, erschütternde Katastrophe von Querétaro das Staunen und Entsetzen der ganzen Welt erregte, hatten bereits Tausende von Oesterreichs Söhnen auf hundert Schlachtfeldern in treuer Hingebung ihr Blut für das junge Kaiserreich verspritzt, dessen Größe, Ruhm und Gedeihen, wie der edle Maximilian so gerne geträumt, einst auch auf seine geliebte Heimat goldene Strahlen zurückwerfen, den Glanz und die Macht seines Hauses erhöhen, die Schwingen des Doppelaars vom Neuen zum kühnen Fluge über den ganzen Erdball ermuthigen sollten.

Wer möchte daher wohl die Behauptung wagen, daß die unter so verlockenden Auspicien begonnene, durch die gesammte physische und moralische Macht Frankreichs garantirte und dennoch so tragisch abgeschlossene mexikanische Angelegenheit, Oesterreichs Interessen und Sympathien nicht unmittelbar nahe gestanden habe und daß wir nicht berechtigt wären, selbe in gewisser Beziehung sogar als eine österreichische zu betrachten? Was kümmert uns der Standpunkt, den die Diplomatie hierbei einnahm, zumal jener Diplomatie, deren Winkelzüge und Labyrinthe so häufig mit den Interessen und Wünschen der Völker nichts gemein haben, sondern vielmehr dieselben sogar feindlich kreuzen und unversöhnliche Gegensätze schaffen, welche schließlich nur durch „Blut und Eisen" geebnet werden können und Mars und Bellona zu den obersten, permanenten Regenten unseres Jahrhunderts zu erheben drohen. — Wo das Blut von Oesterreichs Völkern fließt, da spricht auch die Stimme unseres Blutes und da erheischt es die Ehre: offen und laut der Sache, für die unsere Brüder kämpfen, eine warme Theilnahme selbst dann zuzuwenden, wenngleich der kühle, überlegende Verstand die Begeisterung, den Enthusiasmus von uns ferne halten sollte.

Der Verfasser nimmt deshalb keinen Anstand, sein vorliegendes Werk dem von der Verlagshandlung herausgegebenen

„Cyclus historisch-romantischer Schilderungen aus Oesterreichs neuester Geschichte"

als das dritte einreihen zu lassen.

Die Aufgabe, welcher sich der Verfasser unterzog, indem er bereits so kurze Zeit nach „Kaiser Maximilians Glück und Ende" die Schilderung dieser welthistorischen Episode versuchte, war keine leichte. — Eine Unmasse von Berichten aller Art mußte gelesen, gesichtet und eine große Anzahl Documente, von welchen mehrere ihre erste Veröffentlichung in diesem Romane gefunden haben, hinsichtlich der Echtheit geprüft, sowie deren Verwendbarkeit einer oft sehr schwierigen Selbstkritik unterzogen werden, denn, obwohl die Wahrheit nirgends verschwiegen und gegen alle Parteien mit gewissenhafter Unparteilichkeit vorgegangen wurde, mußte dennoch, um nicht gegen die Gesetze der Discretion zu verstoßen, mancher Persönlichkeit und mancher Nebenbegebenheit anscheinend der Stempel des Romantischen aufgedrückt werden, obwohl gerade diesen Personen und Ereignissen eine Wirklichkeit zukommt, welche der Dichter

im Wesentlichen gar nicht anzutasten brauchte, sondern blos in einer leichten, dem näher Eingeweihten völlig durchsichtigen Maske und unter anderen Namen vorgeführt hat.

Wenn also der Leser sich den Anschauungen erschließt und vertrauensvoll hingibt, welche wir in diesem unseren Werke über das Entstehen und Vergehen des zweiten mexikanischen Kaiserreichs niedergelegt haben, wird er einen klaren unparteiischen Einblick in eines der hervorragendsten Ereignisse unseres Jahrhunderts mit Leichtigkeit gewinnen und mit Spannung den unheilvollen Consequenzen entgegensehen, welche, vielleicht schon in nächster Zeit, über die Urheber der mexikanischen Affaire hereinbrechen dürften.

Kaiser Maximilian hatte sich, als er die dargebotene Krone von Mexiko annahm, die Aufgabe gestellt, jenes von der Natur so gesegnete Land in die Reihe der gesitteten Staaten einzuführen oder doch wenigstens dem barbarischen Blutvergießen, das schon seit fünfzig Jahren über jene Erdstriche unsägliche Leiden gebracht, Einhalt zu thun.

Diese herrliche und lockende Aussicht mag daher theilweise entschuldigen, wenn der edle Prinz darin irrte, daß er die Lösung dieser Aufgabe nach der Wesenheit der Bevölkerung, nach der tiefen Verkommenheit aller dortigen Zustände durch die Kraft eines einzigen Mannes für möglich hielt, aber dieser Irrthum liegt eben einem Menschen mit einem großen Herzen weit näher, als dem schlau, kleinlich und zaghaft berechnenden Verstande des Mysanthropen, der grundsätzlich an der Zukunft der Menschheit zweifelt. — Was aber groß, neigt dem Großen zu und schreckt auch vor dem Ungewöhnlichen nicht zurück. Und durch sein tragisches Ende hat Maximilian den Beweis geliefert, daß er wirklich von großen Gedanken beseelt war.

Ungeachtet er sich nicht über die Gesinnung seiner Gegner täuschte, ungeachtet er genau wußte, was ihm bevorstand, falls ein unglücklicher Ausgang einträfe, blieb er dennoch. Wer blos das leibliche Wohl und den materiellen Nutzen oder Nachtheil im Auge hat, möge ihn immerhin tadeln, daß er nicht fortgegangen ist. Aber die erfüllte Kaisertreue steht weit höher als das Leben und gerade in unserer Zeit, welche so sehr nach Geld und Gut und nach sinnlichem Genusse strebt, wirkt wohlthuend das Beispiel jener rücksichtslosen, uneigennützigen Pflichttreue, das uns Maximilian gegeben.

Der edle Prinz wurde nicht durch Waffen bezwungen, sondern von dem, welchen er vertraut und Wohlthaten erwiesen hatte, verrathen

und verkauft. Seine Feinde übten Rache, aber nicht Gerechtigkeit als sie ihm das Leben nahmen. — Haben sie daraus einen wirklichen Nutzen gezogen? Nein. Ganz zwecklos haben sie ihre Hände in Blut, in edles Blut getaucht und nur den Augenblick beschleunigt, der sie dem unersättlichen Colosse der nordamerikanischen Union als willkommene Beute in seinen stets weit geöffneten annexionslustigen Rachen treiben wird.

Hätten jene Tiger von Querétaro den gefangenen Kaiser an das Meeresufer geführt und nach Europa verbannt, so würde der unglückliche Mann ein gedrücktes Leben, dem sein bester Inhalt zertrümmert worden ist, fortgelebt haben; jetzt aber steht er siegesglänzend da, eine Gestalt, die in dem Herzen Aller lebt, welche ein Gefühl für das Erhabene besitzen, eine Gestalt, zu der die Künstler und Dichter aller Zeiten emporsehen werden um sie zu verklären, eine Gestalt, die in den Gesängen späterer Zeiten blühen, eine Gestalt die immerwährend die emporstrebenden Seelen lehren wird, daß es etwas Höheres gebe, als das bloße Leben und den Genuß im Leben.

Diese Betrachtungen haben uns den Impuls gegeben, schon so kurze Zeit nach der Katastrophe von Querétaro ein Bild der Kaiser-Tragödie in Mexiko zu liefern.

Leider ist uns bis zur Stunde die Genugthuung versagt, daß jene Perfidie und Wortbrüchigkeit, welche einem edlen Prinzen nur zwischen Tod und Schande die Wahl übrig ließen, von der göttlichen Gerechtigkeit gebührend gezüchtigt wurde.

Hoffentlich wird es aber noch der Mitwelt gegönnt sein das Verbrechen von Mexiko an seinem Urheber und dessen Mitschuldigen auf eine furchtbare, erschütternde Weise gerächt zu sehen.

I.

Zwei ehrliche Mexikaner.

In einem mäßig großen Gemache des nach Nordost zu gelegenen, auf einem Felsenvorsprunge erbauten Pavillons des Lustschlosses Chapultepec schritt in den Abendstunden des 28. September 1865 der junge Monarch des noch jüngeren Kaiserreiches Mexiko mit höchst nachdenklicher Miene auf und ab. — Schwere Sorgen umwölkten seine hohe, schöne Stirne und sein sonst so sanftes, wohlwollendes Auge schoß mitunter sogar Blitze des Unwillens, so oft er an seinem großen und breiten Arbeitstische nächst einem der weitgeöffneten Fenster vorbeikam.

Zahllose Schriften, Karten, Bücher und Journale bedeckten diesen Tisch sowie jenen seines geheimen Cabinetssecretärs, welcher jedoch bereits vor zwei Stunden sich entfernt hatte, weil Seine Majestät das Bedürfniß angewandelt, allein, ganz allein zu sein.

Ein tiefer Seufzer entrang sich unwillkürlich der Brust des Kaisers Max, als über die Stadt Mexiko, den See Texcuco und das prächtige Kloster der lieben Frau von Guadaloupe, welche, von dieser Seite gesehen, am Fuße des Berges, auf welchem Chapultepec steht, zu liegen scheinen, die Abendsonne ein magisches Licht ausgoß, dadurch bei der wunderbaren Klarheit des Himmels das entzückte und berückte Auge zu dem Wahne verleitend, daß die doch ziemlich weit entfernten Gebirge von Tepeyacac sich auf ein Mal mit Riesenschritten den vergoldeten Wellen nähern, als hätten sie plötzlich Füße bekommen und eilten nun, eines Zauberbannes ledig, sich im bevorstehenden Dunkel der Nacht in jenen lauen Gewässern zu baden, welche sie Tags über nur in einem weiten Bogen umrahmen dürfen.

Von einer immer wehmüthigeren Stimmung angehaucht, betrachtete der Kaiser, welcher seine Zimmerpromenade eben eingestellt hatte, weil ihn das Auge unwillkürlich zum Fenster hinzog, wohl eine Viertelstunde lang das herrliche Schauspiel der Natur. Die Verstimmung, welche den Monarchen seit zwei Stunden beherrscht hatte, wich inzwi-

schen immer mehr und mehr. Die unbeschreibliche Erhabenheit des Anblickes, welchen der einsame und stumme Beschauer, die Arme gekreuzt und den Leib leichthin an eine Seite der Fensternische gelehnt, mit weihevoller Andacht genoß, wirkte auf sein in kurzer Zeit schon so oft und so hart geprüftes Gemüth tröstend und beruhigend, waren ihm doch die unwillkürlich auftauchenden Erinnerungen an die Heimat noch nicht vergällt durch jene schmerzlichen, tragischen Ereignisse, welche seinem lieben Miramare dessen ehemalige hohe Bewohnerin wiedergaben.

Geräuschlosen Trittes brachte der Leibdiener des Kaisers drei große Lampen, deren eine er auf den Arbeitstisch des Monarchen stellte. Die Sonne war eben vollends untergegangen, und da in den südlichen Gegenden der Uebergang vom Tag zur Nacht und umgekehrt weit kürzer ist als bei uns, so schien es, als ob über die herrliche Scenerie auf ein Mal ein Vorhang herabgelassen worden wäre, denn in die dichteste Finsterniß gehüllt lag plötzlich alles ringsum. — Nur der Reflex der Straßenbeleuchtung am Horizonte und ein schwacher, vom Texcuco-See herrührender Silberschein im Hintergrunde kennzeichneten die Richtung, in welcher die Stadt Mexiko lag.

Der Schein der Lampe weckte Kaiser Max aus seinem träumerischen Nachdenken. — Durch eine leichte Bewegung der Hand verabschiedete er den in ehrfurchtsvollster Haltung eines etwaigen Befehles harrenden Leibdiener; sodann ließ er sich in den Stuhl vor seinem Schreibtische fallen und langte etwas zögernd nach einem halb zerknitterten Briefe, welcher vor mehr als zwei Stunden etwas unsanft in eine Ecke zwischen die aufgestapelten übrigen Schriftstücke expedirt worden war.

„Leeren wir also in Gottes Namen auch diesen bitteren Kelch" sprach der Kaiser mit Resignation zu sich und glättete mit der Hand das Papier, „er ist ja nicht der erste und wird sicherlich auch nicht der letzte sein."

Der Kaiser las nun in spanischer Sprache Folgendes:

„Eure Majestät!"

„Die Politik, welche Eure Majestät für gut befunden Allerhöchst Ihrer Regierung zu geben, hat dem hohen Ziele nicht entsprochen, welches Eure Majestät, bei der Annahme der Kaiserkrone ohne Zweifel gesteckt hatten — im Gegentheil, die Bevölkerungen haben diese Politik mit dem höchsten Mißtrauen betrachtet und die Revolution mit markirter Verachtung. Nachdem der Enthusiasmus der erste-

ren verloschen war, verfielen sie in Gleichgiltigkeit, aus der sie demnächst zum Hasse erwachen werden. — Die Revolution ihrer Seits verachtet, nachdem ihre Titel durch Eure Majestät auf eine ausdrückliche und feierliche Weise anerkannt worden, die Concessionen, weil sie berechtigt ist, dieselbe als gerechte Genugthuung für ein legitimes Recht zu betrachten und verfolgt ihr Ziel; nichts thut ihr Einhalt und sie wird vielleicht in den Departements triumphiren. Nicht etwa, daß sie durch die Gewalt der Waffen stark wäre, ihre Stärke besteht vielmehr in der Schwäche der Regierung; diese hat keine festen Gedanken und keine Uebereinstimmung in ihren Dispositionen; es fehlt gänzlich an Takt und Einheit im Handeln. — Kurz heraus gesagt, die überlegene Intelligenz, welche dirigiren, der feste Wille, der entscheiden und die starke Hand, welche ausführen sollte, werden vermißt. Der Untergang ist also eine nothwendige Folge. So ist die Lage von Michoacan. Ich genüge meiner Pflicht als Behörde und meiner Treue als Mann, wenn ich dieselbe Euer Majestät mit Freimuth darlege, und indem ich zum vierten Male auf meiner Resignation der politischen Präfektur bestehe. Ich bitte Eure Majestät möge geruhen, dieselbe endlich anzunehmen und mich wenigstens von dem Lächerlichen zu befreien, nämlich dem Lose, welches den öffentlichen Beamten dieses unglücklichen Departements bestimmt ist."

Der kaiserliche Präfekt zu Michoacan:
Don Antonio del Moral."

Michoacan ist einer der wichtigsten von den 22 Einzelnstaaten, welche den Gesammtstaat Mexiko bilden. Wir sagen absichtlich Einzelstaaten, weil bei dem losen Verbande der einzelnen Theile und deren allzugroßer Autonomie, welche unter der Republik bei einigen sogar das Recht eigenes Geld zu münzen in sich faßte, die Bezeichnung Provinz nicht am Platze wäre. — Michoacan grenzt gegen Osten an Mexiko und Guerrero, gegen Norden an Guanaxuato, gegen Westen an Xalisco und das Territorium von Colima, gegen Süden an den stillen Ocean und Guerrero. Der Flächeninhalt beträgt über 1000 deutsche Quadratmeilen, also noch etwas mehr als der des Königreiches Böhmen. Obwohl die Flüsse nur klein und kurz sind, ist dieser Staat dennoch der wasserreichste von ganz Mexiko, und da das Klima in drei Viertheilen des Landes sehr milde und gesund, und der Boden fabelhaft fruchtbar

genannt werden muß, würde sich diese Gegend besonders gut zur Colonisation eignen, zumal die Einwohnerzahl nur beiläufig 490.000 Seelen beträgt. Die Wichtigkeit dieses Staates könnte überdies noch durch seinen sehr großen, aber fast gar nicht ausgebeuteten Reichthum an Gold, Silber, Kupfer, Blei und Eisen gehoben werden. — In politischer Beziehung ist Michoacan für die jeweilige Centralregierung von Mexiko stets von besonderer Wichtigkeit und Bedeutung gewesen, da die Bevölkerung dieses Staates, welcher die Wiege des Unabhängigkeitskampfes gegen Spanien gewesen, zur kriegerischsten und kriegstüchtigsten von ganz Centralamerika gehört.

Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß Kaiser Max die Tragweite, welche in Don Moral's Schreiben lag, bereits auf den ersten Blick gar wohl gewürdigt hatte, weshalb seine große Verstimmung über diese unerwartete Auseinandersetzung des Statthalters von Michoacan vollkommen begründet erscheint.

Form und Inhalt des in Rede stehenden Briefes laufen in der That unseren eingebürgerten, europäischen Anschauungen über die Stilistik von Majestätseingaben derart zuwider, daß vielleicht die meisten Leser glauben werden, es blos mit einem fingirten, dem Zwecke der Dichtung gewaltsam angepaßten Documente, oder geradezu gesagt, mit einer Fälschung zu thun zu haben. Don Moral's Brief ist echt, leider unanfechtbar echt bis auf jede Silbe, wie wir ihn oben mitgetheilt und geben wir an dieser Stelle ein für alle Mal die ganz bestimmt lautende Erklärung ab, daß alles, was wir im Verlaufe unserer Geschichte als Documente hinstellen, solche auch wirklich sind und wir zu keiner Zeit anstehen werden, die Echtheit derselben gegen Jedermann zu vertreten. Wir wollen nämlich mit unserem Romane nicht nur unser Publikum bestens unterhalten, sondern auch unserem Werke einen historischen Werth verleihen, indem wir ganz wahrheitsgetreu und unparteiisch sowohl die Charaktere als auch die Ereignisse schildern. Zu diesem Behufe sind wir aber auch genöthigt manche Schriftstücke zu veröffentlichen, welche bisher ängstlich der Presse vorenthalten wurden und zwar aus Motiven, deren Objekt wir weder in Wien noch in Mexiko, sondern einzig und allein an der Seine zu suchen haben.

Das Schreiben des Präfekten Don Moral mußte den Adressaten um so unangenehmer berühren, als gerade jetzt — im September 1865 — die Actien des jungen Kaiserreiches außerordentlich gut zu stehen schienen.

Sowohl von dem französischen Expeditionscorps, als auch dem Corps österreichisch-belgischer Freiwilligen liefen fast täglich Siegesberichte über Siegesberichte ein.

Uruapan in Michoacan war vom französischen Oberst Clinchant wieder erobert und der Dissidentenführer Arteaga mit genauester Noth von dort entkommen, während dessen Genosse Pueblita auf der Flucht eingeholt und sammt den Seinigen bis auf den letzten Mann niedergemetzelt wurde. — Der juaristische General Escobedo, damals Negrete's Stellvertreter, hatte bei San Luis Potosi und zwar nächst Santa Maria del Rio eine totale Niederlage erlitten und mußte sich nach Rio Verde am Flusse Panuca retten. — Die Franzosen unter General Briancourt besetzten Chihuahua im Norden Mexiko's, wodurch Juarez gezwungen wurde sich mit den Ueberresten seiner Armee nach Paso del Norte und von da auf das Gebiet der nordamerikanischen Staaten zurückzuziehen. — Ferner waren für die französische Armee von St. Nazaire bereits namhafte Verstärkungen abgegangen und für das österreichische Corps, welches die wichtigen Provinzen Puebla und Jalapa von den größeren Banden gesäubert und dort eine ziemliche Ordnung bereits hergestellt hatte, vom Kaiser von Oesterreich Nachwerbungen bis zu 2000 Mann gestattet worden. — Selbst die kaiserlich mexikanischen Nationaltruppen hatten erst am 15. September in Nuovo Leon in einer dreistündigen Schlacht unter ihrem in Folge dieser Affaire vom Kaiser alsbald zum General ernannten Oberst Mejia sich sehr tapfer gegen Cortinas geschlagen und dem Feinde enorme Verluste beigebracht, obwohl sie schließlich vor der Uebermacht das Feld räumen mußten. Derlei Waffenthaten könnten wir noch zu Dutzenden anführen, wir wollen aber dem Gange unserer Geschichte, welche sich hiermit später ausführlich zu befassen hat, nicht vorgreifen, sondern zu Kaiser Max zurückkehren, welcher den fatalen Brief des Präfekten von Michoacan in seiner wiedergewonnenen Gemüthsruhe mehrmals mit größter Aufmerksamkeit durchlas. — Sodann stützte er ernst nachdenkend sein Haupt auf den linken Arm und murmelte, von düsteren Ahnungen befallen:

„Wenn Don Moral wirklich Recht hat, so bin ich verloren, ehe zwei Jahre vergehen!"

Etwas heftig stand hierauf der Kaiser von seinem Sitze auf und begann neuerdings das Gemach mit langen Schritten abzumessen.

„Wenn doch Eloin noch hier wäre!" fuhr der Kaiser dann in

seinem Selbstgespräche fort, „Ja, dem könnte ich trauen, der würde mir gewiß zu rathen wissen."

Monsieur Eloin war bis Ende Mai 1865 Cabinetschef des Kaisers gewesen, mußte aber endlich den Intriguen des Marschalls Bazaine weichen, welcher gar bald in diesem Manne das größte Hinderniß für seine hochstrebenden, rastlos ehrgeizigen Pläne erkannte, und deßhalb auf seine Entfernung nach Europa aus allen Kräften hinarbeitete. Nicht genug, Bazaine's Anhang in Paris wußte es sogar dahin zu bringen, daß Eloin vom Kaiser Napoleon anfangs nicht ein Mal empfangen und ihm, obwohl er als Gesandter seines Monarchen sich vorzustellen hatte, gar kein diplomatischer Charakter zuerkannt wurde. — Ueber letzteren Punkt hat jedoch der „Constitutionel" vom 9. Juli 1865 etwas allzu unvorsichtig den Pferdefuß blicken lassen, denn er stieß an jenem Tage im Triumphe die Worte aus: „Mexiko nimmt ein immer entschiedeneres französisches Aussehen an" und äußerte dabei ganz unverblümt den Wunsch, Mexiko als französische Provinz à la Algier und Max im Gnadenwege als bloßen lebenslänglichen Statthalter zu behandeln. — Einige in der weltbekannten französischen Manier aufgeputzte Siegesberichte des Marschall Bazaine und namentlich die wahrhaft abenteuerlichen Gerüchte, welche um jene Zeit von den ungeheuren, in der Sonora verborgenen Schätzen über den Ocean drangen, erzeugten in Paris plötzlich einen derartigen allgemeinen Schwindel, daß selbst der vorsichtige Napoleon momentan seine gewohnte Zurückhaltung vergaß und sogar die oppositionelle Presse, berauscht von Gloire und entzückt von den im Geiste schon erschlossenen Goldbergen auf ein Mal den Anlauf nahm an der „größten That des neu-napoleonischen Regimes" Geschmack zu finden. — Ebenso hatte es gewiß seinen guten Grund, daß der französische General Castagny um jene Zeit den Auftrag erhielt, die Stadt Hermosillo am Rio Sonora, sowie Ures, die Hauptstadt der Provinz Sonora, um jeden Preis zu besetzen, und daß zahllose französische Agenten in jenen Gegenden gleichzeitig mit vollen Händen Geld ausstreuten, um die Indianer für die kaiserliche Regierung zu gewinnen, denn nur mit Hilfe der Ureinwohner sollte es überhaupt möglich sein den von der lechzenden Habgier mit fantasievoller Gläubigkeit auf Tausende von Millionen bewertheten Schatz der Kaziken zu heben. —

Den obgedachten Sehnsuchtsruf des armen Kaiser Max nach Eloin können wir wohl nicht besser illustriren als durch die wört-

liche Wiedergabe einer Stelle aus der Gräfin Paula Kollonitz (Verlag von C. Gerold's Sohn in Wien.) „Reise nach Mexiko im Jahre 1864;" selbe sagt:

„In der Wahl seiner Umgebung, vorzüglich seiner Räthe und Minister, konnte der Kaiser nicht vorsichtig genug sein. Unfähigkeit, Eigennutz und Faulheit sind Fehler, die sich leider bei etwas höher gespannten Forderungen stets verriethen, wenn man auch Anfangs auf Opferwilligkeit und Einsicht zählen zu können meinte. Wieder war es in der Hauptstadt, wo sich die Folgen der depravirenden Zustände des Landes am grellsten hervorkehrten und man sich erfolglos nach Männern umsah, die geistige und sittliche Befähigung hätten, um den Monarchen mit Rath und That an der Seite zu stehen.

„Unzählige Male hörte ich es von Mexikanern aussprechen, daß nur Europäer die Reorganisation des Landes anbahnen könnten; dennoch, trotz dieser aus gegenseitigem Haße und eigener Bequemlichkeit hervorgegangenen Selbsterkenntniß, betrachteten sie jeden Fremden, der des Kaisers Vertrauen genoß und seine Arbeiten theilte, mit dem größten Mißtrauen.

„Damals (nämlich 1864) war es ein Mann, erwählt durch den Nestor der Monarchen, durch König Leopold I., um seinen Kindern über das Meer nach der neuen Heimat zu folgen, war es der Belgier Eloin, der mit unermüdlicher Thätigkeit, mit der gänzlichsten Selbstaufopferung beinahe allein dem Kaiser zur Seite stand und ihm den Grundstein legen half, auf welchen die neue Monarchie gebaut werden sollte. Er hatte beinahe sein ganzes Leben auf Reisen zugebracht, die sich bis nach Australien und den Südseeinseln erstreckten; jeder administrativen Thätigkeit war er bisher fremd geblieben. Seine jetzige Aufgabe war ihm daher eine ganz neue und wenig zusagende. — Dennoch bewogen ihn die warme Sympathie für die Bestrebungen des neuen Herrschers, die Ergebenheit für die Tochter seines Königs, das Interesse für ein Land, das eine so große Befähigung des Glücks in sich trägt und doch zu den unglücklichsten der Welt gehört, jede persönliche Rücksicht bei Seite zu lassen und alles aufzubieten, was die Tüchtigkeit eines Einzelnen leisten kann, um der schweren Arbeit gerecht zu werden. Der Kaiser schätzt ihn hoch und mit vollem Rechte: er vereinigt jene Eigenschaften, die beim Rathgeber eines Monarchen von hohem Werthe sind: er ist ebenso unabhängig in seiner äußeren Stellung als in seinem Charakter. Ohne Ehrgeiz, ohne Eitelkeit, voll treuer Ergebenheit, die keine persönliche Gefahr und keinen persönlichen Vortheil kennt; aber

auch ganz furchtlos dem kaiserlichen Herrn und seinem Mißfallen gegenüber, wo es Wahrheit, Ueberzeugung und sein Gefühl für Pflicht und Recht gilt, ist er ein Ehrenmann in des Wortes schönster Bedeutung.

„Der Kaiser hatte Eloin zum Chef seines Cabinetes ernannt und dort arbeitete er vom frühen Morgen bis tief in die Nacht, so viel in seinen Kräften lag, Gutes schaffend, Böses verhütend. Den Mexikanern war er bald ein Gräuel, denn seine strengen Anforderungen an die Opferwilligkeit jener, die sich dem Kaiser ergeben nannten*), sein schonungsloses Verdammen von allem, was seinen Begriffen von Rechtlichkeit widerstrebte, die ungeschminkte Offenheit, mit welcher er mexikanische Trägheit, Schlauheit und Unverläßlichkeit beim Namen nannte, machten ihm unzählige Feinde." —

Als der Kaiser in seiner Betrübniß noch einige Male den Namen Eloin unwillkürlich ausgestoßen, wollte er sich in die Appartements seiner erlauchten Gemahlin begeben, um derselben, welche an allen Regierungsgeschäften den thätigsten Antheil nahm, Don Moral's unhöfliche Epistel mitzutheilen. Es stand zu erwarten, daß die Kaiserin, welche mit Leib und Seele Mexiko und seinem Gedeihen sich gewidmet hatte, und deren glühende Fantasie das große und schwere Werk im Geiste bereits vollbracht sah, weil ihr energischer, wahrhaft männlicher Charakter sich eben so fähig als berufen fühlte, die größten Hindernisse zu besiegen und allen Gefahren Trotz zu bieten, durch das ganz kathegorisch absprechende Urtheil des Präfekten von Michoacan über die Existenzfähigkeit des jungen Kaiserreiches im höchsten Grade aufgeregt, auf das tiefste und nachhaltigste verletzt werden würde.

Es ist daher sehr erklärlich, daß der Kaiser etwas zögernd der Thüre zuschritt, da er bei sich noch nicht ganz im Reinen sein mochte, wie die bittere Pille, welche er seiner getreuen Schicksalsgenossin verabreichen mußte, wohl am Besten versüßt werden könnte, um wenigstens die allererste Herbe des Geschmackes zu mildern.

Als er nur drei Schritte von dem Ausgange entfernt war, schob sich plötzlich der schwere Sammtvorhang zur Seite und der Leibdiener, welcher zuvor die Lampen gebracht, meldete, daß Don José Ramirez,

*) Wie zart tippt hier die geistreiche Schriftstellerin mit ihren feinen, niedlichen Fingerchen Herrn La Bastida und Consorten auf die Nase! Solcher Rücksichten werden sich jene Señors von unserer Seite an geeigneter Stelle nicht erfreuen, denn derartigen egoistischen Klopffechtern gegenüber ist nur die Herkuleskeule am Platze.

der Minister des Aeußeren, soeben aus der Residenz ankommend, um die Gnade einer Audienz bitte.

Der Hofstaat des Kaiserpaares war so einfach eingerichtet, namentlich auf Reisen und bei dem Aufenthalte in den Lustschlössern von Chapultepec und Cuernavaca, daß in der Regel ein und derselbe Hofbeamte oder Diener mehrere Funktionen übernehmen mußte, wie denn überhaupt ein eigentliches Hof-Ceremoniel nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten Platz griff.

Es darf uns also nicht Wunder nehmen, wenn wir einen gewöhnlichen Lakei die Stelle eines Kammerherrn vertreten sehen, indem er die Anmeldung des bereits im Vorzimmer harrenden Ministers besorgt. —

In Chapultepec ergab sich diese Einfachheit des Hofstaates aus der Beschränktheit der Räumlichkeiten, welche für Ihre Majestäten zu Gebote standen, gewissermaßen als eine Nothwendigkeit, denn obwohl das Schloß einen Raum von etwa hundert Meter im Gevierte einnimmt, bietet es doch den Inwohnern wenig Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten, da es noch kurz vor der französischen Invasion als eine Art Militärakademie diente, und seine ganze ursprüngliche Anlage, es wurde von dem Vicekönige, dem Grafen Galvez erbaut, darauf berechnet war, um zugleich als Festung, und zwar als der einzige wirklich vertheidigungsfähige Punkt auf dem ganzen Plateau von Mexiko zu dienen. Niedere, kasemattenartige, zumeist verschrobene Gemächer, die meisten ohne hinlängliche Ventilation und Beleuchtung, enge, steile Treppen, unregelmäßiges und mitunter sogar ganz planloses Winkelwerk machten daher den Architekten, welche kurz nach der Ankunft des Kaisers in Mexiko mit der Renovirung von Chapultepec beauftragt worden waren, sehr viel zu schaffen, und obwohl sie das möglichste geleistet, vermochten sie dennoch nicht die Fehler der ersten Anlage und die Folgen der wahrhaft barbarischen Behandlung, welche dieser Bau unter der Republik erlitt, auch nur halbwegs befriedigend zu beheben, zumal zu einer eingehenden Reconstruction die Geldmittel nicht zu Gebote standen.

Hören wir, wie Gräfin Paula Kollonitz die erste Unterkunft der beiden Majestäten in Chapultepec schildert.

„Das Hauptgebäude ist lang und schmal, von unschöner Form und unbequemer Eintheilung; Festungsmauern umgeben es und über eine kleine Stiege, die durch dieselben führt und die so nieder ist, daß kein Europäer von mittlerer Größe ungebückt auf derselben gehen kann,

gelangt man auf ein höheres Plateau, dem bereits einige Pflege zugewendet war; ein kleiner Blumengarten war dort entstanden. — Hier, am äußersten Vorsprung des Felsens, steht der Pavillon, welchen das Kaiserpaar bewohnt. — Eine Stufe aus dem Garten hinab führt unmittelbar in das Empfangszimmer der Majestäten, welches auch als Speisezimmer dient und überhaupt, außer den Schlafgemächern, der einzige geschlossene Raum war, welcher die Wohnung des Kaiserpaares bildete. Die schmale Stiege in den Fortifikationen führte tiefer hinab zu den Zimmern, welche unter der kaiserlichen Wohnung liegen, und der Kammerfrau und dem Kammerdiener zugewiesen waren; doch mußten diese stets durch den kleinen Garten gehen, um zu den Majestäten zu gelangen, was bei der eben einbrechenden Regenzeit nicht zu den Bequemlichkeiten gehörte. Da das Terrain des Gartens höher als die Lage der Zimmer ist, so strömte der Regen unaufhaltsam durch die Glas- und schwachen Bretterthüren in dieselben; ebenso strich die Luft durch alle Räume, da die Wand, welche der Gartenthüre gegenüber liegt, eigentlich blos aus drei Glasthüren besteht, die auf eine aus großen Steinen erbaute und von Säulen getragene Terrasse führen."

Die Gräfin, welche im Gefolge der Kaiserin Charlotte die Reise von Miramar bis nach Mexiko zurücklegte, und noch im Jahre 1864 nach Europa zurückkehrte, spricht hier natürlich von dem Zustande, in welchem Chapultepec zur Zeit der Ankunft des Herrscherpaares sich befand, während der Zeitpunkt, in welchem wir den Leser in jene Gegend führen, um mehr als fünf Vierteljahre später datirt, wo die Adaptirung des Schlosses und des prachtvollen im altspanisch maurischen Geschmacke angelegten Parkes bereits beendigt war, eines Parkes, welcher beinahe so groß ist als jener von Schönbrunn bei Wien und am Fuße des Porphyrhügels, auf dem Chapultepec liegt, noch einige uralte Cypressen (Cupressus disticha L., im Spanischen Ahuahuetes genannt) von 36 bis 40 Fuß Umfang aufzuweisen hat.

Kaiser Max schien über den Zwischenfall, welcher seinen Gang nach den Gemächern der Kaiserin aufschob, nicht ungehalten; im Gegentheil war es ihm sehr erwünscht, daß der Zufall Gelegenheit bot, vorerst des angemeldeten Ministers Meinung über den bewußten fatalen Brief einzuholen.

„Seine Excellenz wolle sogleich eintreten," sagte der Monarch und trat in die Mitte des Gemaches zurück.

Eine Minute später stand Don Ramirez vor ihm. Der Kaiser

streckte ihm seine Rechte entgegen und zog den Minister mit gewohnter Leutseligkeit zu einem ganz einfachen Sopha von Maroquinleder.

„Setzen wir uns, mein lieber Ramirez," begann der Kaiser im reinsten Castilianisch, das er bereits mit der vollen Fertigkeit eines Eingeborenen bis in die kleinsten Nüancen sprach, „setzen wir uns und erzählen Sie mir, was Sie noch zu dieser Stunde aus der Residenz hierhergeführt."

Don Ramirez verdiente die Auszeichnung und Vertraulichkeit, mit welcher ihn der Kaiser zu behandeln pflegte, in hohem Grade. Nicht nur, daß er ein durch und durch rechtlicher Mann war, daß er frei von jeder Leidenschaft bisher allen politischen Umtrieben fast ängstlich aus dem Wege gegangen war, besaß er eine tiefe, umfassende Gelehrsamkeit, eine große Belesenheit und seltene Welterfahrung, vereint mit dem liebenswürdigsten Benehmen im Verkehre mit allen Ständen. 1810 geboren, wählte er den Beruf als Advokat, aber von einem anständigen Vermögen begünstigt, warf er sich alsbald mit der ganzen Wucht seines seltenen Geistes auf das Studium der Alterthümer seines Vaterlandes, das ihm in dieser Richtung große, auch im Auslande wohlgewürdigte Resultate verdankt. Im Jahre 1840 hatte er eine längere Reise nach Europa unternommen, dabei viel Neues gesehen und gelernt. — Sehr übel vermerkten es ihm nach der Rückkehr in's Vaterland die exaltirten Patrioten aller Farben, daß er in der alten Welt den letzten Rest jenes angeborenen spanischen Creolenstolzes, welcher Alles, was von jenseits des Oceans kommt, mit vornehmer Geringschätzung und unüberwindlichem Mißtrauen zu betrachten pflegt, gänzlich abgestreift hatte. Ein Grund mehr für Don Ramirez, sich in die reichen Fundgruben der Wissenschaften und seines geläuterten intensiven Seelenlebens, wofür er um sich nirgends ein Verständniß fand, statt Anerkennung aber im reichlichsten Maße Mißgunst erntete, zurückzuziehen. Gänzlich unbeachtet leitete und ordnete er dann als Custos durch Jahre das Museum im Mexiko, glücklich und mit sich selbst zufrieden unter den Alterthümern aztekischer und voraztekischer Zeit umherwandelnd. — Hier inmitten der Reste einer wundervollen, noch in so vielen Punkten tief beschatteten Vergangenheit, traf Max eines Tages zufällig den einfachen, anspruchslosen Gelehrten. — Ein kurzes Gespräch und der Kaiser gewann die Ueberzeugung, daß ein Mann von ungewöhnlicher Befähigung, ein Politiker, welcher über die Vergangenheit nie die Neuzeit vergessen hatte und für diese ein richtiges Verständniß in sich trug, vor ihm stehe,

ein Mann, welcher nur den einen Fehler besaß, sich selbst unendlich zu unterschätzen. Eine solche Kraft, ein solcher Charakter durfte dem jungen Kaiserreiche nicht entgehen. — Es hielt schwer, sehr schwer Don Ramirez aus seinem innigst geliebten Museum herauszulocken und ihm das Portefeuille eines Ministers in die Hand zu drücken. — Als er es aber ein Mal in die Hand genommen, hielt er es mit überraschender Sicherheit fest und die Erwartungen, welche der Kaiser von seinem „Findlinge" gehegt, wurden noch weit übertroffen, sobald es galt, im diplomatischen Verkehr eine glänzende Feder zu spitzen oder an dem vorgefundenen Augiasstall der mexikanischen Staatsverwaltung Hand anzulegen. — Hierbei aber trennten sich mitunter die Ansichten seines Monarchen von seinen eigenen. — Don Ramirez verabscheute jede Handlung, welche auch nur den Schein eines gewaltsamen Vorgehens nach sich zog. Er wollte keine Mühe scheuen und Alles daran wenden, um den jahrelangen Unrath, der sich überall vorfand, nach und nach karrenweise zu entfernen, während das feurige, thatendurstige Monarchenpaar nach des Herkules Vorbilde lieber einem hindurchgeleiteten reißenden Strome die Arbeit des Hinwegfegens übertragen hätte. —

„Majestät," erwiderte Don Ramirez auf des Kaisers oberwähnte Frage, „ein höchst beunruhigendes Gerücht hat mich bestimmt, noch des Abends mit der Pferdebahn herauszufahren."

Von Mexiko führt nämlich von der Takubastraße, einer der schönsten und längsten der Stadt, am Stiercircus und der Statue Karl IV. vorbei, eine Pferdebahn bis nach dem eine Stunde entfernten Takubaya, dem Hietzing von Mexiko. Chapultepec liegt zwischen der Residenz und Takubaya, von diesem kaum ein halbes Stündchen entfernt. —

„Wann wird sich endlich mein Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein eigenes Gespann halten," bemerkte der Kaiser lächelnd und mit dem Finger drohend, „Sie beheben ja gar keine Funktionsgebühren, wie mir dieser Tage der Finanzintendant mittheilte. Es wird also wohl nichts erübrigen, als daß ich mich selbst mit der Beistellung Ihrer Equipage befasse."

„Zu viel Güte, Majestät!" entgegnete Don Ramirez rasch, sich ehrfurchtsvoll verbeugend, „aber in der Stadt bin ich gewohnt zu Fuß zu gehen und nach Chapultepec dürfte mich mein Weg nicht mehr sehr oft führen."

„Erklären Sie sich näher, Excellenz!" rief der Kaiser etwas un-

geduldig und zugleich höchst befremdet von dem ganz ungewöhnlich kalten und steifen Benehmen des Ministers. —

Don Ramirez blickte seinem Monarchen ganz offen und ehrlich in das Gesicht und sagte ohne Zögern:

„Majestät! Die Bestätigung des Gerüchtes, welches meine heutige Anwesenheit verursacht hat, würde mich zu der ergebensten Bitte zwingen, mein Portefeuille in Ihre Hände, Sire, zurücklegen zu dürfen." —

„Und dieses Gerücht, worin besteht es?" frug der Kaiser sehr ernst und beinahe strengen Tones.

„Daß Euer Majestät dem schon Monate währenden Drängen des Marschalls Bazaine endlich nachgebend, nunmehr dem Entschlusse nahe stehen, die Erschießung aller gefangenen Dissidenten anzuordnen."

„Woher stammt dieses Gerücht, woher wissen Sie es?" frug der Kaiser gespannt, den Minister scharf fixirend.

„Von unserem bewährten Agenten in der französischen Operationskanzlei. Der Marschall erzählte gestern Abends im Kreise seiner vertrautesten Anhänger im triumphirenden Tone, daß Euer Majestät bei der vorgestrigen Zusammenkunft mit ihm Ihr kaiserliches Wort verpfändet hätten, binnen wenigen Tagen mit aller Energie gegen die Juaristen einzuschreiten, und jeden, der mit den Waffen in der Hand betreten wird, sogleich erschießen zu lassen."

„Das ist nicht wahr!" rief Kaiser Max entschieden und sprang heftig von seinem Sitze auf, „das ist nicht wahr! Ich habe blos meinen festen Willen ausgesprochen, dem Räuberunwesen und den Schandthaten freibeuterischer Guerillas um jeden Preis ein Ende zu machen. Zu diesem und nur zu diesem Zwecke sollen Standgerichte eingesetzt werden; das ist eine Maßregel, die ich mir vor Gott und der Welt zu rechtfertigen getraue, eine Maßregel, die bei überhandnehmender Unordnung schon so oft selbst in den civilisirtesten Staaten Europa's Platz gegriffen hat."

„Auf die regulären Truppen des Feindes soll also diese Maßregel keine Anwendung finden?" sagte Don Ramirez, dabei erleichtert aufseufzend.

„Mein Herr!" entgegnete der Kaiser würdevoll, „ich hoffe, daß Sie bei einem Prinzen aus dem Hause Habsburg die Kenntniß und die Achtung der heiligsten Principien des Völkerrechtes voraussetzen."

„Majestät!" rief Don Ramirez entzückt, und ließ sich auf ein

Knie vor dem Kaiser nieder, zugleich dessen Hand ergreifend, „Majestät! Ihre Worte haben mich überglücklich gemacht um — Ihretwillen; jetzt schöpfe ich neue Hoffnung. Ich will es nicht verhehlen, Sire, ich fürchte, ich hasse jenen übermüthigen Franzosen, und wenn eine dunkle Ahnung mich nicht trügt, wird er noch großes Unheil dem jungen Kaiserreiche bereiten, es vielleicht ganz unmöglich machen. Majestät, täuschen wir uns nicht — noch sehr wenig ist so, wie es sein sollte; die Bevölkerung erkaltet von Tag zu Tag immer mehr für die neue Ordnung der Dinge, ja, schwer fällt es mir zu sagen, aber ich bin es Euer Majestät, ich bin es der Wahrheit, ich bin es meiner eigenen Ehre schuldig: die durch das schnöde Benehmen der Occupationstruppen tief verletzten Massen sehnen sich bereits nach dem alten Chaos der Republik, welche wenigstens ihre nationale Empfindlichkeit ungekränkt ließ."

Der Kaiser hatte inzwischen den in Wärme gerathenen Sprecher sanft emporgezogen, und indem er ihn in die Nähe eines der beleuchteten Tische führte, nahm er aus seiner Brusttasche Don Moral's Brief und reichte denselben stumm seinem Minister hin.

Aufmerksam durchlas Don Ramirez das Schreiben aus Michoacan; dann gab er es mit einer ehrerbietigen Verbeugung dem Kaiser zurück.

„Sagen Sie mir offen und unumwunden Ihre Meinung," begann nach einer Pause der Monarch, „hat Don Moral Recht, lügt er, oder übertreibt er blos? — Die Wahrheit, die volle Wahrheit bei Ihrem Diensteide, bei Ihrer Mannesehre!"

„Auch ohne diesen Apell, Majestät, wäre es meine Pflicht als Diener der Krone hiermit auszusprechen, daß Don Morals Ansichten, leider Gottes, vollkommen richtig sind, und daß es ganz ungerechtfertigt wäre, ihm eine absichtliche Entstellung der Wahrheit zuzumuthen."

„Mag sein," erwiderte der Kaiser etwas mürrisch, „ich gebe zu, daß Don Moral gleich Ihnen eine Seltenheit, das heißt, ein ehrlicher Mexikaner ist, aber anderseits werden Sie zugeben müssen, daß dieser Mann die Schule der Höflichkeit kaum mit eminentem Erfolge absolvirt haben dürfte."

„Majestät!" bemerkte Don Ramirez rasch, „hätte vielleicht auch ich in dieser Beziehung meiner Bildung nachzuhelfen?"

Der Kaiser, welcher sich im Stillen darüber Vorwürfe machte, daß er in seiner sehr verzeihlichen Gereiztheit — es waren heute, wie fast alle Tage, noch hundert andere verdrießliche Dinge aller Art vor-

gekommen — einen so bewährten und getreuen Diener, wie Don Moral gleichsam eines Unrechtes geziehen und indirect auch seinem Minister des Auswärtigen einen Verweis ertheilt hatte, that, als ob er die Frage des Don Ramirez gar nicht gehört, sondern setzte sich zu seinem Arbeitstische, zu welchem er den „geministerten" Gelehrten winkte.

„Da, lieber Ramirez," begann er in dem ihm sonst gewöhnlichen wohlwollenden, sanften Tone, „da sehen Sie ein Mal die Früchte meines nächtlichen Fleißes von gestern und heute durch; da ist bereits von meiner Hand der ganze Entwurf der über die gegen das Räuberunwesen zu erlassenden Kundmachungen fix und fertig ausgearbeitet."

Nach diesen Worten reichte er dem Minister ein Manuscript von mehreren Bogen.

„Das lautet freilich anders, als Monsieur Bazaine glaubt und wünscht," sagte Don Ramirez nach einem Viertelstündchen, das er zum flüchtigen Durchlesen der vielen Bogen benöthigt hatte, „Majestät! gestatten Sie mir, daß ich kniefällig Abbitte leiste für die Leichtgläubigkeit, mit der ich jenes böse Gerücht in mich aufgenommen habe."

Der Kaiser lächelte zufrieden über die Satisfaction, die ihm sein wackerer Minister angedeihen ließ. Die Zustimmung und Anerkennung eines Don Ramirez entschädigte ihn jetzt tausendfach für den geopferten Schlaf zweier Nächte. Wie glücklich wäre er erst gewesen, wenn er sich hätte gestehen dürfen, daß seine edlen Absichten für das Wohl und Gedeihen derjenigen, denen zu Liebe er die Heimat und eine gesicherte glänzende Stellung verließ, allgemein anerkannt und gewürdigt seien.

Es war inzwischen bereits zehn Uhr geworden. Don Ramirez bemerkte, daß sich an dem Kaiser, welcher kaum zwei Stunden des Schlafes genossen hatte, und seit sechs Uhr Morgens beinahe ununterbrochen thätig gewesen war, Spuren der Ermüdung zeigten; er machte daher Miene, sich zu verabschieden.

„Lassen Sie Don Morals Enthebung ausfertigen," bemerkte der Kaiser zum Schluße in resignirtem Tone, wobei er nur mühsam den Schmerz verwand, den ihm der Scheidebrief eines seiner bisherigen tüchtigsten Diener verursachen mochte. — Dann begab er sich nach den Gemächern der Kaiserin Charlotte.

Don Ramirez erwischte eben noch den letzten Zug der Pferdebahn, und er, der erste Minister des Kaiserreichs, fuhr mit Mulatten, Mestizen und Indianern in dem vollgepfropften Wagen zusammen-

gepferchi, anspruchslos und ungekannt, wie er gekommen, nach der Stadt Mexiko zurück.

Später werden wir sowohl den Inhalt der vom Kaiser Max erwähnten Kundmachungen als auch die Art und Weise kennen lernen, auf welche es das französische Gouvernement in Mexiko verstand, auch diesmal die Absichten der kaiserlich mexikanischen Regierung total zu paralisiren, wodurch jene furchtbaren Katastrophen vorbereitet wurden, deren trauriges Finale das Frühjahr 1867 auf Querétaros blutgetränktem Boden erleben sollte.

II.

Ein vielseitiger Diplomat.

Zur selben Stunde als Kaiser Max sich zu seiner erlauchten Gemalin begab und Don Ramirez nach der Residenz zurückkehrte, hielt ein wohlverschlossener Wagen unweit von dem Hauptthore des Parkes von Chapultepec. Ein ältlicher Mann in einen weiten Mantel von leichtem Stoffe gehüllt und einen Panamahut auf dem Kopfe stieg aus; er bedeutete dem Kutscher die Pferde umzuwenden und in einiger Entfernung seiner Rückkunft zu harren. — Dann verfolgte dieser Mann die mit Bäumen eingefaßte Hochstraße, welcher entlang die Wasserleitung von Chapultepec nach Mexiko läuft, in der Richtung nach Takubaya an fünf Minuten. — Als er einen Baum erreicht hatte, welchen ein durch ein mattes Oellämpchen schwach erleuchtetes Muttergottesbild ziert, blieb er stehen, sah scharf um sich und zog sich dann etwas in das dichte Dunkel zurück, welches, nach der Böschung des Dammes zu, herrschte. Der Himmel war ziemlich bewölkt, der Sterne Licht dadurch sehr gedämpft und der Mond noch nicht aufgegangen.

Als er etwa regungslos eine Viertelstündchen gewartet, vernahm er vom Parke her Schritte. Der Nahende hustete leicht als er von dem Baume mit dem Muttergottesbilde nur mehr etwa zehn Schritte entfernt war. Ein schwacher, kurzer Pfiff tönte ihm als Antwortssignal entgegen. — Einige Sekunden später saßen der Mann mit dem Mantel und der Mann aus dem Parke einige Schritte abseits von der

Straße auf einem Haufen von Bausteinen, welche für die Ausbesserung des hie und da sehr schadhaften Aquaductes bestimmt waren.

„Nun Ignace, was hat es heute dort droben Neues gegeben?“ frug der Mann mit dem Mantel, dabei mit der Hand nach der Richtung deutend, wo das kaiserliche Lustschloß lag.

„Sehr viel, sehr viel, Don Altamira,“ entgegnete mit wichtigthuerischer Miene der Gefragte und blähte sich stolz wie ein Pfau auf.

„Sprich also, Bursche; Du weißt, daß ich in der Stadt noch manches heute Nacht zu thun habe,“ rief etwas ungeduldig Don Altamira.

„Gleich, gleich, Señor,“ sagte der junge Mensch, welchen wir Ignace nennen gehört, und welcher im Schlosse als Wasserträger, Stiegenfeger, Aushilfsstallknecht u. s. w., kurz, als ein „Junge für Alles,“ bedienstet war, „zuerst möchte ich aber wissen, was Eure Excellenz zuerst wissen wollen.“

„Eckelhafter Schwätzer!“ brummte Don Altamira ärgerlich, „wenn Du mich noch lange hinhältst, bekömmst Du zwei Maulschellen, statt zwei Pesos.“ *)

Nach diesen Worten machte der Sprecher den rechten Arm von dem Mantel frei, da es ihm mit seiner Drohung voller Ernst gewesen.

„Fangen wir also von hinten an,“ beeilte sich Ignace und rückte hastig einen Schritt aus der gefährlichen Nähe. „Don Ramirez ist durch volle zwei Stunden beim Kaiser gewesen und mit dem letzten Zuge vor Kurzem nach Mexiko zurückgekehrt. Ich habe gehorcht, Excellenz!“

„Und was hast Du gehört, schnell, schnell!“ drängte Altamira.

Der Bursche erzählte nun haarklein, was sich zwischen dem Kaiser Max und seinem Minister zugetragen. Offenbar besaß Ignace nicht nur ein sehr gutes Gedächtniß, sondern auch eine vortreffliche Beobachtungsgabe.

Als er diesen seinen Bericht geendet, meldete er dann seinem auf-

---

*) Ein peso duro oder peso fuerte gilt nach der älteren Prägung 2 fl. 15½ Nkr. ö. W. (Silber) und seit 1848 — 2 fl. 13 Nkr. (Silber.) Der Peso ist die Grundbasis des Münzsystems in ganz Central- und Südamerika und wird selbst in Nordamerika im Verkehr ohne Anstand für einen Dollar angenommen.

Der Peso selbst wird in neuerer Zeit in 100 gleiche Theile, Centavos genannt, eingetheilt; ein Centavos ist also etwas weniger als 2¼ Nkr.

merksamen Zuhörer in einem Zuge, wer sonst noch Tags über im Schlosse gewesen, wann der Kaiser zu Bette gegangen, wann er aufgestanden, was und wie viel er bei den Mahlzeiten genossen, u. s. w.

Don Altamira schien äußerst befriedigt. Er langte in seine Tasche und statt den zwei versprochenen Silbermünzen, zog er ein Goldstück, eine ganze Onza, im Werthe von 16 Pesos, hervor und warf es Ignace in den zu diesem Zwecke schon bereit gehaltenen Hut.

Als der Bursche das schwere Goldstück zwischen seinen Fingern verspürte, stieß er unwillkürlich ein entzücktes „Ah!" aus und küßte seiner Excellenz ein dutzend Mal beide Hände.

Don Altamira stand auf und schlug die Richtung ein, wo seiner die Equipage harrte.

„Ich bin mit Dir sehr zufrieden, Ignace," sprach Altamira in höchst gnädigem Tone, „aber gib wohl acht, daß man Dich nicht einmal in Deinem Verstecke, im Kaminschlotte, entdeckt; Dein Rücken würde dann sicherlich schlimme Erfahrungen machen, wenn man Dich nicht gar in der Acordada*) spurlos verschwinden läßt."

„Pah!" lachte der verschmitzte Bursche übermüthig, „wenn ich sonst keine Sorgen hätte! Aber noch eines, Excellenz, wenn Sie morgen eine Audienz wünschen, müssen Sie schon zeitlich hier sein; der Kaiser wird gleich nach dem Frühstücke die Eisenbahnarbeiten bei San Angelo besichtigen."

San Angelo ist nach Takubaya, die erste Station einer Locomotivbahn, welche dazumal demnächst bis Chalco eröffnet werden sollte. — Diese Bahn berührt Chapultepec nordöstlich, während die parallele Pferdebahn den Park und Berg auf der entgegengesetzten, südwestlichen Seite umkreist.

Don Altamira nickte mit dem Kopfe und bestieg seinen Wagen, dem Kutscher befehlend in der Vorstadt San Cosme vor dem Gebäude der französischen Commandantur zu halten.

Ignace war inzwischen in den Park zurückgeschlüpft, wo er, um nicht etwa durch sein spätes Nachhausekommen im Schloße Verdacht zu erwecken, in einem abseitigen Laubgange eine hölzerne Bank sich zum Bette erkor.

Nach kaum fünfzehn Minuten hatten Altamira's flinke Renner,

*) So heißt in der Stadt Mexiko das in der Straße San Francisco, neben dem Armenhaus, gelegene, große Gebäude, welches zugleich als Kaserne und Gefängniß für schwere Verbrecher dient.

echt englische Vollblutpferde, welche sammt Transport ihrem Eigenthümer auf mehr als 10.000 Pesos zu stehen kamen, den Weg von Chapultepec bis zu dem prachtvollen Palais zurückgelegt, welches Marschall Bazaine in der gedachten, ihrem Charakter nach der Jägerzeile in Wien sehr ähnlichen Vorstadt San Cosme bewohnte, und wo sich auch die Kanzleien des französischen Expeditions-Corps befanden. Die Wahl dieser Gegend gab von dem praktischen Sinne der Franzosen Zeugniß, da man hier nicht nur sehr angenehm untergebracht war, sondern auch bei einem allfälligen Aufstande der Hauptstadt sich leicht und mit wenigen Kräften behaupten oder ganz unbehelligt den Rückzug antreten konnte, um nächst der wichtigen Position bei Chapultepec ein Lager zu beziehen, von wo aus man in der Lage war, die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung mit den gezogenen Geschützen sehr arg zu molestiren.

Marschall Bazaine hatte sich soeben vom Souper in sein Schlafgemach zurückgezogen, als Altamira's Equipage vor dem prachtvollen Palais hielt, welches ihm Kaiser Max zu seiner am 26. Juni 1865 stattgehabten Vermählung mit der reichen Creolin Señorita Josefa de la Peña geschenkt. Dieses Palais gehörte früher der Familie Perez-Galvez und war über eine halbe Million Francs werth. Der Kaiser und die Kaiserin vertraten die Stelle der Pathen des Brautpaares. Die kirchliche Einsegnung vollzog La Bastida, Erzbischof von Mexiko, mit großem Prunke, nachdem die Civilehe vor dem französischen Armee-General-Intendanten Friant abgeschlossen worden war. — Kaiser Max trug bei dieser Feierlichkeit, welche mit einem Prunke und einer Solennität vorgenommen wurde, als ob selbe einem der ersten Souverains Europas gelte, die Uniform eines kaiserlich mexikanischen Divisions-Generales und das Großband der Ehrenlegion, Bazaine das Großband der Ehrenlegion und das Großkreuz des mexikanischen Adlerordens.

Wir werden im Verlaufe unserer Erzählung öfters Gelegenheit haben, an den Werth solcher gegenseitiger Complimente den richtigen Maßstab zu legen.

Weder der Portier am Thore, noch die Wachen und Diener in den Gängen legten dem späten Gaste, es war beinahe Mitternacht geworden, das mindeste in den Weg. Es beeilte sich vielmehr einer der Leiblakeien des Marschalls vorauszulaufen und seine Ankunft zu melden, damit Don Altamira nur ja gleich eintreten könne.

„Guten Abend, guten Abend, bestens willkommen!" rief der Mar-

schall, der es sich bereits sehr bequem gemacht hatte, dem Eintretenden entgegen, welcher wie ein alter Hausfreund, ohne erst eine Einladung abzuwarten, sich in einen Fauteuil fallen ließ und ohne Umstände eine der auf dem Tische umherliegenden Cigarren des Marschalls anbrannte.

Bazaine, welcher gar nicht aufgestanden war, rollte sitzend seinen Armsessel ganz in Altamira's Nähe.

„Daß uns Niemand störe, wer es auch sei!" befahl der Marschall kurz dem abtretenden Diener, und dann sein Ohr Altamira's Munde nähernd, sagte er gespannt: „Nun?"

Altamira wiederholte das Wesentlichste aus Ignaces Bericht.

„Teufel!" rief Bazaine, mit dem Fuße unwillig den Boden stampfend, „sind Sie aber auch gewiß, daß der Bursche uns nicht etwa zum Besten hält."

„Unmöglich!" entgegnete Altamira bestimmt, „ich bürge für ihn, denn ich bin dieses Jungen sicher, und zwar aus zehn Gründen. Woher sollte er auch alle diese Daten so en detail wissen, wenn er sich gestern Früh nicht in das Zimmer geschlichen und auf des Kaisers Schreibtische den Entwurf der Kundmachungen gelesen hätte."

„Und daß Don Ramirez aus meiner Operationskanzlei Nachrichten erhält, will Ihr Späher auch vernommen haben?" fuhr der Marschall fort, die Stirne in krause Falten ziehend.

„So ist es!"

„Wer mag es nur sein, der den Verräther spielt," knirschte der Marschall mit den Zähnen. „Don Altamira! Sie haben mir schon große und wichtige Dienste geleistet, aber mich, ja Frankreich werden Sie zum ewigen Dank verpflichten, wenn Sie Alles aufbieten, um den Namen des Elenden zu erfahren."

„Ihre Anciferung, Ihre Bitte, Marschall, ist unnütz," entgegnete Altamira ruhig, „oder wenn Sie anders wollen, unnöthig. Bin ich nicht durch Ihre Frau Ihr Verwandter, erheischt es nicht mein eigenes Interesse, daß das Kaiserreich fällt, daß Sie, mein Marschall, Präsident der Republik werden?"

„Bst, bst, um Gotteswillen stille!" zischelte der Marschall und drückte krampfhaft Altamira's Arm, „wir Zwei wissen am besten, daß nicht blos die Wände Ohren haben können — also bis auf Weiteres kein Wort mehr über diesen Gegenstand."

„Was aber nicht ausschließen soll, insgeheim zu handeln, energisch zu handeln," ergänzte Altamira, „und von diesem Gesichts-

punkte aus möchte ich Ihnen angerathen haben, alsbald einen festen Entschluß zu fassen. Die kaiserlichen Kundmachungen dürften schon nächster Tage erscheinen, denn Sie wissen so gut wie ich, Max ist nicht der Mann, um wichtige Dinge auf die lange Bank zu schieben."

„Der Entschluß ist schon gefaßt," entgegnete Bazaine kurz, „ich werde mich einfach um diese Kundmachungen nicht kümmern, sondern wie bisher thun, was ich will, denn ich bin der Herr im Lande."

„Wird es aber in Paris nicht mißliebig aufgenommen werden, wenn Sie hier einen offenen Bruch allzu brusque herbeiführen? Wenn man Sie abberufen würde? he?"

„Paperlapa!" lachte der Marschall, „Napoleon ist froh, daß ich ihm hier bleibe, und am liebsten wäre es ihm, wenn ich gar nie mehr nach Europa zurückkäme; der gute Mann will in mir eine Cavaignacnatur*) wittern; ob er Recht hat oder nicht, das weiß ich nicht, auf Ehre nicht."

Altamira stimmte in das anhaltende Gelächter ein, welches den Franzosen überkommen hatte.

„A propos, wann haben Sie La Bastida zum letzten Mal gesehen?" frug Bazaine, nachdem sein Lachkrampf sich endlich gestillt hatte.

„Vor drei Tagen, und in einer Stunde werde ich wieder bei ihm sein; er hat mir für heute Nacht ein Uhr ein Stelldichein bestimmt," entgegnete Altamira, sich wohl hüthend, Bazaine gegenüber eine Unwahrheit zu sagen, da er wußte, daß die französischen Agenten jeden seiner Schritte belauerten.

Auch nach Mexiko, wie überall hin, wo die Franzosen ihren Fuß setzen, natürlich stets nur im Interesse der Civilisation, hatten sie den ganzen Apparat, welcher nöthig ist, um ein Volk so recht glücklich zu machen, gleich mitgebracht, und so herrschte denn in Mexiko seit der glorreichen Occupation an geheimer Polizei, an französischen Douaniers, an Spielhöllen mit französischen Croupiers, an officiösen französischen Zeitungsschreibern, an sonstigen Schwindlern aller Art, an echten Pariser Cancanistinnen, an französischer Galanterie und französischen — Krankheiten der allergrößte Ueberfluß.

„So, so, heute noch?" gähnte Bazaine und reichte Altamira die Hand zum Abschiede.

*) General Cavaignac war im Jahre 1848 eine Zeit lang Präsident der französischen Republik.

Altamira warf sich einige Minuten hierauf in seinen Wagen, der über das holperige Pflaster in schnurgerader Richtung durch die prächtige Takubastraße dem erzbischöflichen Palais zurollte.

„Einfaltspinsel!“ brummte er vor sich, „ein Franzose und gar dieser Hochmuthsteufel als Präsident der mexikanischen Republik! Da wäre mir am Ende noch der Habsburger als Kaiser lieber. Ich kann aber weder den einen, noch den andern brauchen, weil ich, ich selbst, Präsident werden will und warum sollte ich es nicht werden, sobald nur einmal die Oesterreicher und die Franzosen aus dem Lande gejagt sind. Ha, ha, ein Mann, wie ich, der drei Millionen Pesos besitzt, setzt seine Wahl durch, wenn er auf kluge Art ein Drittheil seines Vermögens opfert, oder besser gesagt, herleiht, denn ich werde sicher nicht der Esel sein, etwa gleich Benito Juarez, diesem Hunde von einem Indianer, neben offenen Staatskassen als armer Schlucker zu sitzen. — Das allein beweist schon, daß dieser Rothhaut nicht das geringste Talent zum Regieren inne wohnt.“

Während dieses Monologes fuhr Altamira's Wagen bereits in den Hof des erzbischöflichen Palastes ein. Dieselbe Geschäftigkeit und Zuvorkommenheit der Dienerschaft, wie kurz zuvor im Palais Bazaine, machte sich bemerkbar, um Seine Excellenz den frommen Don Altamira schleunigst bei Seiner erzbischöflichen Gnaden anzumelden.

La Bastida mochte Altamira bereits mit Ungeduld erwartet haben, denn der Kirchenfürst schritt seit einer vollen Stunde in einem kleinen, mit orientalischem Luxus ausgestatteten Empfangssaale mit auf den Rücken gekreuzten Armen einher und murmelte, als er das Geräusch eines in das Palais einfahrenden Wagens vernahm: „Vielleicht ist er es endlich.“

Plötzlich wurden die Flügelthüren aufgerissen und gleichzeitig mit der Meldung des Dieners: „Seine Excellenz Don Pedro de Altamira“ trat der „vielseitige Diplomat“ raschen Schrittes ein.

„Tausend Entschuldigungen für mein spätes Kommen!“ rief Altamira, während der Erzbischof ihm mit der freundlichsten Miene entgegentrat und sogleich sich in seinen linken Arm einhing.

„Wollen wir uns nicht in Ihr geheimes Cabinet begeben,“ fuhr Altamira mit leiser Stimme fort, „ich war heute Abends in Chapultepec und bei Bazaine.“

La Bastida entsprach augenblicklich und ohne ein Wort zu er-

widern Altamira's Wunsche. Beide Männer setzten sich ganz nahe aneinander auf ein Sopha.

„Also?“ sagte der Erzbischof in größter Spannung.

„Alles ist im besten Zuge,“ lachte Altamira, „binnen acht Tagen liegen sich die kaiserliche Regierung und Bazaine ärger denn je in den Haaren. — Don Ramirez wird für die Bitten des Kaisers taub sein und abtreten.“

„Ah!“ rief La Bastida freudig erschreckt, „so schnell hat sich das gemacht, das geht ja ganz vortrefflich!“

„Ich hoffe, daß ich morgen oder besser gesagt heute Früh auch beim Kaiser reussiren werde; Sie wissen ja, welchen Knalleffekt ich für Chapultepec in der Tasche führe“ sagte Altamira, zündete sich eine neue Cigarre an und erzählte nun seine heutigen Erfahrungen und Erlebnisse, so weit er es eben in diesem Hause für gut befand.

La Bastida blickte schließlich etwas mißtrauisch seinen „Freund“ an und bemerkte in ziemlich kaltem Tone: „Eure Excellenz hat binnen wenigen Tagen solche Erfolge errungen, daß ich mich nicht der Besorgniß entschlagen kann, ob Sie nicht etwa unseres gemeinschaftlichen Programmes vergessen und binnen Kurzem Ihren Weg allein fortsetzen werden.“

„Ich etwas vergessen, ich treulos, Ihnen treulos; das wäre ja der Selbstmord aller meiner Pläne,“ rief Altamira mit verdrehten Augen nach der Zimmerdecke blickend und mit der Rechten auf das Herz klopfend. „Nun gut, um Eure Herrlichkeit zu beruhigen, will ich die Hauptpunkte unseres Vertrages recapituliren. Die clericale Partei läßt Max fallen, versöhnt sich scheinbar mit den Republikanern, Juarez wird so oder so, Sie verstehen wohl dieses so oder so, beseitigt, und zum Ende erhebt mich Ihr Einfluß und mein Geld auf den Präsidentenstuhl. Als Gegenleistung rette ich von den Kirchengütern, was noch zu retten und entschädige den Clerus für die schon verkauften aus dem Staatsschatze. Mit Rom werden gleichzeitig Unterhandlungen angeknüpft, deren Cardinalpunkt der Cardinalshut für meinen Freund und Gönner La Bastida bildet. Haben wir einmal den Dreispitz und das rothe Mäntelchen herausbekommen, dann verlangen wir, daß der Cardinalerzbischof von Mexiko zum Primas und apostolischen Vicar Sr. Heiligkeit für alle Katholiken von ganz Central- und Nordamerika für alle Zeiten durch eine päpstliche Bulle promulgirt wird. Ein Millionchen Pesos als Peterspfennig werden dem Gange der Verhandlun-

gen jedenfalls sehr förderlich sein. Das Geld dazu werden wir ja bekommen, da ein echter mexikanischer Patriot wie ich, als Präsident wohl nie von der absurden Idee befallen sein wird, für unsere Schulden je einen Centavo auszugeben. Warum waren diese hochnasigen Europäer so naiv uns einige hundert Millionen zu leihen; ja, ich gehe sogar noch weiter und behaupte, daß sie dafür von Rechtswegen bestraft werden müssen, denn hätten sie uns kein Geld geliehen, wären neun Zehntel unserer Revolutionen aus Mangel an Geld gar nicht möglich gewesen, ergo sind diese Kapitalisten mitschuldig an der heillosen Zerrüttung unseres Staates, und wir streichen daher de jure et de facto ganz einfach nach den allgemein giltigen Entschädigungsprincipien unsere gesammte Staatsschuld. Die Leute werden dies einen Banquerott nennen; das ficht uns aber sehr wenig an. Die Hauptsache ist und bleibt, daß wir unser Geld behalten; und sich von uns eines mit Gewalt zu holen, dürfte nach den bisherigen Erfahrungen selbst Frankreich und sein moderner Cäsar kein zweites Mal die Lust verspüren."

„Ja, ja, die Kirchengüter, die Kirchengüter," seufzte La Bastida träumerisch, „das wäre vor Allem die Hauptsache!"

„Keine Sorgen, das werde ich schon zu arrangiren wissen," betheuerte Altamira und hob die rechte Hand wie zum Schwure empor, „ja," fuhr er mit Enthusiasmus fort, „Mexiko und sein Kirchenfürst gehen einer großen Zukunft entgegen, wer weiß, ob nicht, ehe zehn Jahre verstreichen, eine zweite Tiara dieses Haupt, das Haupt des Papstes von Amerika und Oceanien schmückt!"

„Halten Sie ein!" rief La Bastida mit einem Entsetzen, welches, wenn es erheuchelt war, von einem vorzüglichen Schauspielertalente Zeugniß gab. „Halten Sie ein, Sie Verruchter, Sie Gotteslästerer, der Sie mit frechem Munde ein neues Schisma unserer heiligen Kirche proclamiren! Apage Satanas!" Und der fromme Mann schlug ein Kreuz und murmelte ein Gebet, damit der liebe Gott dem Himmelstürmer neben ihm in Gnaden seine schwere Sünde an dem heiligen Geiste vergeben möge.

Altamira nahm eine höchst zerknirschte Miene an und sagte: „Euere Herrlichkeit sieht mich zu jeder Buße bereit und um meine Reue zu bezeugen, wird mein Cassier noch heute 20.000 Pesos für gute Werke in Ihre Hände niederlegen."

„Wohlan," erwiderte La Bastida, „ich will mich bewegen lassen,

den Beweis Ihrer Reue im Namen der Kirche und der Armen entgegen zu nehmen."

„Euere Herrlichkeit wird aber wohl die weitere Gnade mir erweisen, über diese Kleinigkeit ganz im Geheimen und ganz nach eigenem Gutdünken zu verfügen," bemerkte Altamira noch immer gesenkten Blickes.

„Auch dieser Wunsch sei Dir gewährt, mein Sohn, denn die Kirche ist grenzenlos im Erbarmen und Vergeben dem reuigen Sünder gegenüber."

Auf eine geschickte Art lenkte sodann Altamira wieder das Gespräch auf rein geschäftliche Gegenstände, und nachdem eine neue nächtliche Zusammenkunft für übermorgen verabredet worden war, empfahl er sich mit allen äußerlichen Zeichen des tiefsten Respektes von dem Erzbischofe, welcher seiner Seits eine sehr cordiale Haltung zur Schau trug und seinen „Freund" und Bundesgenossen bis in das letzte Gemach vor der Treppe geleitete.

Altamira dachte noch keineswegs an die Heimkehr in sein nahe gelegenes eigenes Palais in der Takubastraße nächst der Alameda *), denn er befahl dem Kutscher nach einer ziemlich entfernten Gegend nämlich nach einer zwischen dem Platze San Domingo und der Aduana (dem Zollgebäude) gelegenen Seitenstraße zu fahren.

„Du hättest also auch angebissen an meinen Köder," lachte Altamira höhnisch während der Fahrt, „ha, ha, welch' ein gläubiges Gemüth ist doch dieser La Bastida; bildet er sich, ha, ha, ha, wirklich ein, daß ich den „Schwarzen" wieder zu ihren Gütern verhelfen werde; nein, nein, mein Lieber, so ist es im Ernste nicht gemeint; Juarez hat euch die etwas zu langen Kutten beschnitten, ich aber werde euch ausziehen bis auf's Hemd. Dadurch werde ich mich auf euere Kosten populär machen und zugleich euere Macht vollends brechen, euch mir gefügig und unterthänig erhalten. Aus einem mexikanischen Dalai-Lama wird nun ein Mal nichts und wenn es nur halbwegs angeht, locke ich ein paar Mal hundert Tausend Yankees ins Land; wird das einen Heidenspektakel abgeben mit den verschiedenen religiösen Secten, die hier dann zugleich festen Fuß fassen und ehe zehn Jahre vergehen, sind wir mit der nordamerikanischen Union in einen

*) Alameda heißt im Spanischen die allgemeine Bezeichnung für die öffentlichen Gärten.

Krieg verwickelt, den letzten, welchen Mexiko als selbstständiger Staat führen wird. — Was geht das aber mich an, wenn ich nur meinen Racheschwur, den ich vor vierzehn Jahren gethan, einlöse und Mazzaredo sammt seinem Bastard, den ich, oh! qualvoller empörender Gedanke, vor der Welt meinen Sohn, meinen innigst geliebten Sohn nennen muß, unter den entsetzlichsten physischen und moralischen Leiden zu Tode gefoltert habe. Ja, die Rache ist seit vierzehn Jahren die Triebfeder aller meiner Handlungen, der Leitstern und die Seele meines Lebens. Was gilt mir schnödes Gold, was gilt mir Macht und Einfluß an sich allein? Nichts, gar nichts. — Nur meinen Rachedurst will ich stillen, dieses Endziel all' meines Dichtens und Trachtens, und nahe, sehr nahe sehe ich die Stunde, wo ich mich im Blute jenes Elenden, der mein Weib verführt, berauschen, wo ich mich an seinen Martern mit teuflischer Lust weiden werde."

Plötzlich hielt der Wagen stille und der Kutscher, sich vom Bocke zum vorderen offenen Fenster des Batards herabneigend, sagte: „Wir sind bei der bezeichneten Straße, aber ich weiß nicht, vor welchem Hause Euere Exzellenz auszusteigen beliebt."

Während dessen war Don Altamira bereits aus dem Wagen gestiegen und erwiderte die gedachte Frage kurz mit den Worten: „Fahre um jene Straßenecke und warte bis ich komme."

Als er sich sodann überzeugt, daß der Kutscher ihn nicht mehr sehen könne und die ziemlich enge und schmutzige Gasse vollkommen menschenleer sei, pochte er bei dem zweiten Hause links, zur rechten Seite des Thorweges auf eine eigenthümliche Weise an einen der ebenerdigen Fensterläden, welcher sogleich etwas geöffnet wurde. Ein großer, höchst verschmitzter, rothhaariger Kopf, welcher einem Buckligen gehörte, der so klein war, daß er mit seinen hohen Schultern kaum an die Fensterbrüstung hinanreichte, wurde sichtbar.

Kaum hatte der Knirps einen Blick auf den außerhalb Harrenden geworfen, als er rasch den Laden wieder zuzog. Eine halbe Minute später raschelte es im Schloße des Hausthores, und Don Altamira huschte in den Eingang hinein.

„Sehr aufmerksam, sehr aufmerksam, mein lieber José," sagte Altamira mit honigsüßer Stimme und pätschelte dem Buckligen mit der Linken auf seinen struppigen Kopf, während er mit der Rechten eine Hand voll Pesos hervorzog. „Wir, die wenigen Getreuen des armen, flüchtigen Juarez dürfen uns in der That gratuliren, Dich, mein guter

Junge, als Pförtner zu besitzen für diesen unseren Schlupfwinkel, den einzigen, welcher uns noch in Mexiko geblieben ist."

„Ja, unser einziger," seufzte der Rothkopf, während er eine Blendlaterne in der Hand haltend, durch ein Labyrinth von Gängen und Stockwerken Treppen auf, Treppen ab Altamira voranleuchtete, „aus fünf andern Häusern hat uns seit sechs Wochen die in alle Hölle verfluchte Polizei des Marschalls Bazaine vertrieben."

„Und wenn Du, mein braver Josè, nicht so wachsam gewesen wärest, würden sie alle unsere Brüder mit einem Griffe gefangen haben," ergänzte Altamira.

„Jeder ehrliche Republikaner thut in dieser schweren Zeit seine Schuldigkeit," entgegnete der Bucklige mit einer gewissen Befriedigung und gab sich dabei Mühe, seinen kurzen Leib etwas in die Länge zu strecken, dann blieb er vor einer niederen, schmalen, halb verfaulten Thüre stehen. — „Heute ist hier die Zusammenkunft," bemerkte er kurz.

Das Gebäude, in welchem man sich befand, war ein ehemaliges Nonnenkloster, welches im Jahre 1859 in Folge des Juaristischen Kirchengesetzes um einen Spottpreis unter den Hammer kam und von seinem jetzigen Eigenthümer, einen glühenden Republikaner, als Waarenlager benützt wurde, wozu es sich durch die Nähe des Zollamtes besonders gut eignete.

Die Verschworenen, welche sich hier des Nachts zu versammeln pflegten, gebrauchten die Vorsicht, allabendlich eine andere Localität des geräumigen Gebäudes zu benützen, wobei immer Rücksicht genommen wurde, daß das betreffende Gemach mehrere Ausgänge besitze, um, im Falle auch dieser Versteck von den französischen Spionen ausgewittert werden sollte, rechtzeitig und unbehelligt entwischen zu können.

Altamira, mit dem Hausbrauche wohl vertraut, verabschiedete jetzt den Pförtner, und schritt in dem finsteren Gange so lange vorwärts, bis er ein dumpfes Geräusch von Stimmen vernahm. Nun pochte er mit dem Griffe seines Dolches in gewissen Pausen an die Wand ihm zur Rechten. Alsogleich knarrten mehrere Thüren, die nacheinander aufgemacht und zugeworfen wurden, in den Angeln, und ein Mann mit einer Leuchte in der Hand trat in den stockfinstern Gang heraus, in welchem Altamira gewartet hatte.

„Da sind Sie endlich, Freund Pedro!" rief der Mann und schüttelte derb die ihm von Altamira dargereichte Hand, „alle Brüder finden Sie noch vollzählig versammelt, denn Alle haben gerade auf Sie gewartet!"

„Auf mich?“ frug Altamira etwas verwundert.

„Ja auf Sie, doch kommen Sie, ich will nichts ausplaudern,“ sagte der Mann mit der Leuchte und zog Altamira am Arme fort. Unserem „vielseitigen Diplomaten“ begann es etwas unheimlich zu werden. Sollten die Juaristen etwa Wind bekommen haben, daß er es gewesen, der der französischen Polizei die Schlupfwinkel der Republikaner denuncirt hatte? — Puh! War dies der Fall, so konnte seine Equipage bis zum jüngsten Tage an der Straßenecke auf ihn warten, denn dann war es aus und geschehen mit ihm, ehe eine Viertelstunde entschwand.

Um so freudiger erschreckt wurde er daher durch den Jubel, der sich bei seinem Eintritte in die Versammlung kund gab. Ueber fünfzig Kehlen schrieen laut durcheinander: „Es lebe hoch Don Altamira, es lebe hoch unser neuer Meister.“

Der Mann, welcher Altamira eingeführt hatte, trat, als der Enthusiasmus sich etwas gelegt, in die Mitte der Anwesenden, welche so ziemlich alle Stände und Schichten der Bevölkerung der Residenz vertraten. Arme und Reiche, Weiße und Farbige drängten sich hier durcheinander; der Haß gegen die Intervention, gegen die Fremdlinge, hatte momentan alle häuslichen Leidenschaften zum Schweigen gebracht.

„Señors!“ rief der Sprecher mit markiger, klangvoller Stimme, „ich zähle den heutigen Tag zu den glücklichsten meines Lebens, weil es mir vergönnt ist Ihnen hiermit Don Pedro Altamira, unseren bewährten Freund und Bundesgenossen, als das künftige Haupt der unterdrückten republikanischen Partei im Distrikte Mexiko vorzustellen. Unser verehrter Präsident Benito Juarez hat mich, der ich seit einem Jahre diese Stelle bekleidete, von derselben auf meine Bitte enthoben, weil ich nach den großen Verdiensten, welche Don Altamira sich in der jüngsten Zeit um das Vaterland erworben, es für einen Verrath an der Sache der Freiheit halten müßte, wollte ich dem Würdigsten unter uns jenen Posten vorenthalten, der nur meinem Jugendfreunde Altamira und seinen so ersprießlichen Leistungen gebühren kann.“

„Es lebe Altamira, es lebe General Mazzaredo!“ erscholl es ihm Chorus. Nicht ein Einziger der Anwesenden hatte sich von dieser lebhaften Acclamation ausgeschlossen, denn alle waren im Geiste entzückt, daß Altamira von nun an ihre Interessen in der Stadt und dem umliegenden Distrikte zu leiten hätte. Mazzaredo, dessen Altamira in seinem Monologe auf eine keineswegs wohlwollende Weise Erwähnung gethan, galt zwar auch als guter Patriot, aber, obschon er

gleich Altamira schon nahe an fünfzig Jahre zählte, beschäftigte er sich noch immer allzuviel mit dem schönen Geschlechte.

General Mazzaredo war nämlich als der galanteste Mann von ganz Mexiko und allgemein unter der Bezeichnung „Don Juan" bekannt, obwohl er mit seinem Taufnamen Manuel hieß. Uebrigens übte seine Persönlichkeit auf das zarte Geschlecht von jeher einen eigenthümlichen Zauber aus, ja sogar jetzt noch, wo er doch bereits zu den sehr stark gereiften Männern zählte, schlugen ihm noch die Herzen der jüngsten und schönsten Mädchen freudig entgegen, so daß ihm unter den ersten und reichsten Familien des Landes die Auswahl nach Dutzenden frei stand, falls er je das Verlangen verspürt hätte, wenigstens im Spätherbste sich einen häuslichen Herd zu gründen.

Bei der Belagerung von Puebla durch die Franzosen hatte General Mazzaredo wacker in den Reihen der Republikaner unter dem Commandanten en Chef, dem General Zaragoza, gekämpft, und zu den tüchtigen Schlägen, welche dort die Franzosen anfänglich bekamen, sehr wesentlich beigetragen. Bei der schließlichen Einnahme ziemlich schwer verwundet, und sodann unweit von dort in einer Hacienda*) verborgen, suchte er nach Ankunft des Kaisers in Mexiko um die Erlaubniß nach, in der Hauptstadt sich aufhalten zu dürfen. Die Reconvalescenz gestattete ihm äußerlich eine gewisse Neutralität, so daß es bei den in seine Pläne und Verbindungen nicht näher Eingeweihten allgemein hieß, Mazzaredo schwanke noch, ob er sich als Imperalist pronunciren, oder in die Reihen der republikanischen Armee zurückkehren solle. Seiner Gesinnung nach war und blieb er Juarist, obwohl ihm seine nicht heilen wollende Brustwunde, eine Kugel hatte ihm den rechten Lungenflügel beschädigt, gerade jetzt ein sehr erwünschter Vorwand war, um in der Stadt Mexiko unbehelligt von Freund und Feind aus Anlaß einer neuen Liaison verweilen zu dürfen.

Don Altamira hatte Mühe, seine große Freude über diesen ganz unerwarteten Vorfall, der seinen geheimen Plänen ungemein förderlich schien, nicht merken zu lassen. Er deprecirte lange gegen die ihm zugemuthete Ehre, und wollte durchaus nicht, daß sein treuer und lieber Freund Mazzaredo seinetwegen eine Zurücksetzung erleide. Mazzaredo jedoch, welchem für den Augenblick seine neue Liaison mehr

*) Hacienda heißen die großen Meiereien, welche oft mehrere Quadratmeilen Land umfassen, und ihren Viehstand aller Gattungen nur nach Tausenden zu zählen pflegen.

am Herzen lag als Republik und Kaiserreich, und welcher, wenn er nicht mehr Chef war, dann manche nächtliche Versammlung zu Gunsten seiner Dulcinea schwänzen konnte, blieb hartnäckig bei dem von den Verschworenen einstimmig gebilligten Ausspruche, daß Altamira ihn ersetzen müsse.

Erst nachdem die Comödie eine gute halbe Stunde gedauert, ließ sich Altamira endlich erweichen, den Vertrauensposten anzunehmen, und er theilte, als alle Anwesenden bis auf einige der Ausschußmänner sich entfernt hatten, seinen Antritt als Präsident mit einer kurzen Darstellung dessen, was er in Chapultepec, in San Cosme und im erzbischöflichen Palais erlebt hatte, mit, wobei natürlich Thatsachen und Personen derart modificirt erschienen, wie es eben für die Ohren von Juaristen am angenehmsten schien, und es die Vorsicht für die persönliche Sicherheit des Redners selbst gebot.

Altamira's große Kunst bestand eben darin, daß er alle vier Parteien zu gängeln und zu dupiren wußte, indem jede dieser Parteien vollkommen überzeugt war, der „vielseitige Diplomat" unterhalte nur in ihrem ausschließlichen Interesse intime Beziehungen zu den übrigen. Diese vier Parteien waren: die Imperialisten, d. h. solche, welche das junge Kaiserreich wirklich als künftige Regierungsform wünschten, die Franzosen, welche von einer unter französischem Protectorate stehenden Republik, mit Bazaine als Präsidenten, träumten, die nationalen Republikaner, welche gar keinen Fremden irgendwo und wie an der Spitze der Regierung dulden wollten, und endlich die Klerikalen, welche vor Allem ihre enormen Kirchengüter*) theils retten, theils zurückerhalten und, sobald dies geschehen, wieder ihren alten Einfluß geltend machen wollten. Dieser letzten Partei stand jede der drei früher genannten gleich gut zu Gesichte, wenn sich nur dabei Aussicht bot, für die rein partikularistischen Zwecke des Klerus einen Erfolg zu erringen. Für den Moment neigten sich die „Schwarzen" entschieden der französischen Partei zu, weil Kaiser Max ihren anmaßenden, rein unerfüllbaren Forderungen mit Festigkeit entgegentrat, und

*) Bis zur Säcularisirung der Kirchengüter besaß das bloße Grundeigenthum des mexikanischen Klerus einen gerichtlichen Schätzungswerth von hundert Millionen Pesos, und wird die Nebeneinnahme aus den Zehenten, Stollgebühren, frommen Spenden, Messen und dem Verkaufe geweihter Gegenstände jährlich mit mindestens 6—8 Millionen Pesos veranschlagt, während die gesammten Staatseinnahmen nie mehr als 15 Millionen Pesos betrugen.

die für den Augenblick total ohnmächtige vierte Partei, nämlich die Juaristen, gar nicht mehr zu zählen schien.

Die fünfte Morgenstunde schlug, als Altamira und der Ausschuß des Juaristen-Clubbs den Schlupfwinkel verließen. Um ja kein Aufsehen zu erregen, entfernten sie sich einzeln, wobei sie außerdem verschiedene Ausgänge benützten.

„Nach Chapultepec!" befahl Altamira, in den Wagen steigend, und die prächtigen Renner, welche bereits sehr ungeduldig das Pflaster zu stampfen begannen, — zu ihrer Ungeduld mochte das Verlangen nach dem Morgenfutter das Meiste beitragen, — flogen davon, daß Kies und Funken stoben.

Eine halbe Stunde später stand Don Altamira vor Kaiser Max, welcher bereits vollkommen angekleidet bei seinem Arbeitstische saß, weil für sechs Uhr die Abfahrt nach San Angelo bestimmt war. —

Seiner Majestät gegenüber spielte der „vielseitige Diplomat" die Rolle eines geheimen Chargé d'Affaires, welcher seine Berichte stets nur directe der Person des Monarchen zu erstatten hatte.

Auch an dieser Stelle verschwieg Altamira nicht, wo er heute Nacht überall gewesen, nur ließ er die Bemerkung einfließen, daß er gestern Abends zwar in der Nähe von Chapultepec anhielt, jedoch nach einiger Ueberlegung es nicht für gerechtfertigt erachtete, Seine Majestät zu stören, zumal er sich zu jener Stunde noch nicht im Besitze besonders wichtiger Neuigkeit befunden habe. Zu den ersprießlichsten Kunstgriffen des schlauen Altamira gehörte eben seine ansch inende Aufrichtigkeit gegenüber jeder der vier Parteien, die er alle so meisterhaft zu hänseln verstand. Er konnte es getrost darauf ankommen lassen, daß alle seine Schritte und Handlungen auf das Genaueste belauert wurden, aber das, was er in den vier unter einander so verschiedenen Kreisen sprach, entzog sich, der Natur der Sache nach, jeder Controle.

Kaiser Max schien von Altamira's Berichte nicht sehr erbaut zu sein.

„Nach dem, was Sie wahrgenommen, wäre also kein Zweifel, daß der Marschall hier ein großes persönliches Interesse im Auge hat, und der Clerus nicht abgeneigt erscheint, sich dabei zum Schaden des Kaiserreiches zu bethätigen," bemerkte der Monarch.

„So schwer es mir fällt Eure Majestät zu betrüben," entgegnete Altamira, und in Haltung und Miene affektirte er eine mit größter

Demuth gepaarte Niedergeschlagenheit, „kann ich dennoch nicht umhin in Ihre Hände, Sire, diese Papiere niederzulegen."

Nach diesen Worten zog er aus seiner Brusttasche ein Paket Briefe von verschiedenartigsten Formaten und deponirte selbes ehrfurchtsvoll auf dem Arbeitstische des Kaisers, welcher rasch und flüchtig mehrere derselben durchflog und dann ausrief:

„Wie kamen Sie zu diesen Briefen? Wer hat sie geöffnet? Was soll ich damit?"

„Euer Majestät dürften sich erinnern, daß vor acht Tagen die Post wieder einmal und zwar nächst Puebla von juaristischen Guerillas ausgeraubt wurde. Es schien dabei weniger auf Geld, als auf das Postfelleisen abgesehen zu sein und in Folge meiner gewissen Beziehungen zu General Mazzaredo und Consorten war es mir ein Leichtes dieses Paket in die Hände zu bekommen. Nach etwas genauerer Durchsicht dürften Eure Majestät sich bewogen finden, mehr Werth auf diesen „Fund" zu legen, als es für den Augenblick der Fall zu sein scheint, insbesonders erlaube ich mir die Correspondenz des Obersten Van der Smissen vom belgischen Freicorps der allerhöchsten Beachtung anzuempfehlen."

Zum großen Erstaunen Altamira's stieß der Kaiser fast unwillig das ganze Paket von sich und sagte sehr ernst:

„Ich kann mich mit der Art und Weise, wie Sie zu diesen Briefen kamen, nicht befreunden und werde befehlen, daß selbe ungelesen an ihre Bestimmung gelangen."

„Dann verzichtet Eure Majestät auf die Kenntnißnahme und die Ahndung eines Hochverrathes!" bemerkte Altamira etwas spitzig. —

Der Kaiser stutzte und sagte nach kurzem Bedenken: „Nun gut, so lesen Sie mir selbst vor, was Ihre schwere Anklage rechtfertigt und erst dann, wenn Sie Recht haben, werde ich die Briefe mit meiner Hand berühren, denn dann erst ermächtigt mich das Gesetz dazu."

Altamira that ohne Zögern wie ihm befohlen. Die Stirne des Kaisers zog sich immer mehr in krause Falten. — Als der geheime Chargé d'Affaires geendet hatte, klingelte der Kaiser heftig nach seinem Geheimsecretär, welcher augenblicklich erschien.

„Statt nach San Angelo begebe ich mich in die Residenz; legen Sie augenblicklich dieses Paket unter Siegel und berufen Sie den gesammten Ministerrath für die Mittagsstunde zusammen," befahl der

Kaiser und langte dann nach einem Blatte Papier, auf welches er folgende Worte hinwarf:

„An den Obersten Van der Smissen in Morela!"

„Ich enthebe Sie hiermit Ihres Dienstes und fordere Sie auf, mit dem nächsten Postdampfer von Veracruz nach Europa zurückzukehren. Oberst Mendez hat bis auf Weiteres sogleich Ihr Commando zu übernehmen.

Maximilian."

Ueber den eigentlichen Inhalt des gedachten Pakets hat nie Jemand etwas Näheres erfahren.

Thatsache aber ist, daß van der Smissen's plötzliche Enthebung ungeheures Aufsehen um so mehr erregte, als er erst kürzlich bei La Loma so glänzende Erfolge errungen hatte. Das belgische Officierscorps nahm lebhaft Partei für seinen Obersten und bot en masse seine Entlassung an.

Zwischen den tendenziös aufgeputzten, von den zahlreichen Unzufriedenen der belgischen Legion herrührenden Artikeln, welche das Journal „Etoile belge" hierüber brachte und den Dementis der im Solde des Kaiserreiches gestandenen Augsburger allgemeinen Zeitung, dieser ausgenützten und bereits tief herabgekommenen Dame für Alles, liegt die Wahrheit inmitten, wie gewöhnlich in derlei Fällen.

„Ich danke Ihnen für Ihre Bemühungen!" sagte endlich der Kaiser in etwas kühlem Tone.

Der „vielseitige Diplomat" verstand den in diesen Worten liegenden Wink sich zu entfernen. —

Einige Minuten später warf sich Altamira sehr gut gelaunt in seinen Wagen. — „Nach Hause," befahl er dem Kutscher.

Der Ehrenmann war mit seinem nächtlichen Werke äußerst zufrieden. — „Die Natter hat ihr Gift gespritzt," lachte er vergnügt vor sich, „der Riß unter den Occupationstruppen ist fertig. Die Belgier sind für den Kaiser so gut wie verloren, und die Oesterreicher stehen ohnehin nicht auf dem besten Fuße mit den Franzosen. Vor allem heißt es jetzt dem General Thun sein Hierbleiben gründlich verleiden; der Mann hätte das ganze Zeug in sich, um das österreichische Freiwilligencorps mit der Zeit auf einen glänzenden Fuß zu setzen und darum dürfen die Verstärkungen nicht herüber, welche der Bruder des Kaisers bewilligt hat; doch dafür werden schon unsere Freunde in Washington sorgen."

Als Altamira in seinem Palaste den Fuß aus dem Wagen

setzte, fiel ihm ein bildschöner junger Mann von etwa fünfzehn Jahren in die Arme und küßte und herzte ihn innigst.

„Seit zwei Stunden erwarte ich Dich bereits, lieber Vater, und eben wollte ich ausreiten, um Dich zu suchen; die ganze Nacht kamst Du ja nicht zu Hause und ich befürchtete schon, es wäre Dir ein Leid geschehen."

Don Altamira erwiderte auf das Zärtlichste die Zärtlichkeiten des jungen Mannes, der plötzlich tieferröthend und stotternd die Frage stellte:

„Werden wir heute Nachmittags ganz gewiß Don Malpica besuchen?"

„Ja, ja, mein liebes Söhnchen, ganz gewiß, aber — Schelm, loser, es ist Dir wohl weniger um Don Malpica zu thun, als um sein Töchterchen, die holde Estefania, he?" Die Röthe der Wangen des jungen Menschen steigerte sich zum Purpur, und in seiner Verwirrung keiner Antwort fähig, hüpfte er behende, mit jedem Schritte vier Stufen auf ein Mal nehmend, voran die breite, mit Teppichen, Blumen und Vasen prachtvoll decorirte Marmortreppe.

„Auch dies läßt sich vortrefflich an," murmelte Altamira, langsam nachfolgend, mit teuflischem Behagen, „die jungen Leute haben Feuer gefangen. Wollen sehen ob Du, mein liebes Bastardchen, heute über zwei Monate die Welt auch noch im rosigen Scheine Deiner ersten Liebe erblickst. Die Sünden der Eltern werden an den Kindern bestraft, sagt die heilige Schrift; so sei es auch mit Dir, Gonzales. Die Blutschande des Sohnes soll den Ehebruch seiner Mutter rächen."

III.

Kaiserkrone und Marschalls-Hut.

Am 3. Oktober 1865 schaarten sich des Morgens an hundert und hundert Straßenecken der Stadt Mexiko bedeutende Mengen von Neugierigen zusammen, um zwei, soeben von Seite der kaiserlich mexikanischen Regierung veröffentlichte Kundmachungen zu lesen. —

Aber Niemand wagte über das Gelesene seine Meinung laut und unumwunden auszusprechen, u. z. die einen nicht aus Furcht vor den umherschleichenden französischen Agenten, die anderen, weil sie Bedenken trugen, öffentlich Maßregeln gut zu heißen, welche dahin abzuzielen schienen, der Juaristischen Partei den Todesstoß zu versetzen. So ungebildet auch der gemeine Mexikaner sein mag, so besitzt er doch ein großes Maß angeborner Schlauheit und Gefügigkeit, sowie die mehr oder minder in den zahllosen Kämpfen und Pronunciamentos der Republik persönlich erlebte Erfahrung, daß schon so oft in diesem Lande die herrschende Macht im wahren Sinne des Wortes über Nacht gestürzt wurde, und deren Stelle am folgenden Morgen nicht selten eine Partei einnahm, von welcher man bisher noch gar nichts gehört hatte, oder welche man bereits zu den für immer unterlegenen und verschollenen zählte.

Diese große Zurückhaltung in politischen Dingen war seit der Occupation, sogar bis in das innerste Familienleben gedrungen, da oft unter einem und demselben Dache alle Parteien des Landes ihre Freunde und Anhänger fanden. Die älteren und besonneren Mitglieder der Familien zeigten sich in der Regel dem neuen Regime aus Calcul nicht abhold, während die jungen Männer, ob der von Kindesbeinen an eingesogenen republikanischen Grundsätze, ob der der Jugend eigenthümlichen idealen Richtung und insbesondere aus Eifersucht über die erfolgreichen Galanterien der „Eroberer" bei dem weiblichen Geschlechte mit wenigen Ausnahmen für die nationale Sache, worunter sie zur Stunde einzig und allein die von Juarez vertretene Richtung verstehen wollten, ganz entschieden sympathisirten. Die Weiber hingegen liebäugelten entweder aus Koketterie und Sinnlichkeit mit den Trägern der Invasion oder sie hingen aus Bigotterie mit Leib und Seele den Klerikalen an, welche seit dem Conflicte des Kaisers mit La Bastida und Consorten sowohl im Geheimen als offen den Haß gegen die Fremden zu schüren begannen.

Die eigentlichen Ursachen dieses bedauerlichen, späterhin für beide Widersacher so unheilvoll gewordenen Conflictes werden wir seiner Zeit beleuchten, u. z. sobald wir auf die erste Invasion selbst und deren eigentliche Ursachen zurückgreifen.

Gleichwie wir in den ersten zwei Capiteln bemüht waren, dem Leser den Standpunkt klar zu machen, von welchem er die ihm vorgeführten Ereignisse und Verhältnisse zu beurtheilen hat, hielten wir auch jetzt eine kleine Vorbemerkung für nothwendig, ehe wir den Inhalt der

Eingangs gedachten Kundmachungen, es sind dieselben, deren Kaiser Max in seinem Gespräche mit Don Ramirez Erwähnung gethan, mittheilen und sodann ein kleines Raisonnement daran knüpfen werden.

Um uns nicht der Gefahr auszusetzen in den dichtgedrängten Massen etwa von einem Langfinger um unsere Uhr oder Börse erleichtert, oder gar als verhaßter Fremdling kurzweg mit einem Dolchstiche regalirt zu werden, nehmen wir lieber zu Hause den Diario del Imperio vom dritten Oktober 1865, Nr. 228, zur Hand und übersetzen den Inhalt der beiden Placate aus dem Spanischen, wie folgt:

„Mexikaner!"

„Die von Don Benito Juarez mit so viel Tapferkeit und Ausdauer verfochtene Sache war bereits unterlegen, nicht allein vor dem Nationalwillen, sondern auch vor dem Gesetze selbst, das dieser Führer zur Unterstützung seiner Ansprüche anrief. Diese Sache, welche in Banditenthum ausgeartet war, ist nun von ihrem Leiter selbst verlassen, der sich aus vaterländischem Gebiete entfernt hat. Die nationale Regierung ist lange Zeit nachsichtig gewesen; sie hat ihre Güte verschwendet, um den Verirrten, Denen, welche die Thatsachen nicht kennen, die Möglichkeit zu lassen, sich mit der Mehrheit der Nation zu vereinen und in den Pfad der Pflicht wieder einzulenken. Sie hat ihren Zweck erreicht: die ehrenwerthen Männer haben sich um ihre Fahne geschaart und die gerechten und freisinnigen Grundsätze angenommen, von denen die Politik der Regierung geleitet ist. Die Unordnung wird nur mehr durch einige von Leidenschaften, die nichts mit Patriotismus gemein haben, aufgestachelte Führer genährt. Zu diesen Führern gesellen sich demoralisirte Menschen, welche die politischen Principien nicht begreifen, und die zügellose Soldatesca, die überall als letzte und traurige Spur der Bürgerkriege zurückbleibt. Von nun an wird der Kampf nur mehr bestehen zwischen den ehrenhaften Männern der Nation und dem Abschaume der Verbrecher und Räuber. Die Nachsicht hat ein Ende; denn sie käme nur dem Despotismus der Banden zu Gute, Jenen, welche Dörfer in Brand stecken, Jenen, welche friedliche Einwohner, wehrlose Greise und Kinder berauben und ermorden. Stark und mächtig wie die Regierung ist, wird sie nunmehr unbeugsam sein im Strafen; die Rechte der Civilisation und der Humanität, gleichwie die Forderungen der Moral heischen es so."

„Maximilian."

Unmittelbar hieran schließt sich folgende Kundmachung:

„Wir, Maximilian, Kaiser von Mexiko, befehlen nach Anhörung unserer Minister und unseres Staatsrathes:

„Art. 1. Alle Jene, welche zu bewaffneten Banden oder Vereinen gehören, welche nicht behördlich genehmigt sind, sie mögen einen politischen Zweck vorgeben oder nicht, werden ohne Rücksicht auf die Anzahl der Köpfe der Bande, deren Organisation, Charakter und Benennung von den Militärgerichten kriegsrechtlich abgeurtheilt und nach hergestelltem Schuldbeweise mit dem Tode bestraft; die Vollstreckung hat innerhalb 24 Stunden nach gefälltem Spruche stattzufinden."

„Art. 2. Diejenigen, welche zu den im vorhergehenden Artikel benannten Banden gehören und mit der Waffe in der Hand ergriffen wurden, sind von der, die Aufgreifung bewerkstelligenden Macht kriegsrechtlich abzuurtheilen, so zwar, daß innerhalb eines nicht längeren Termines als von 24 Stunden nach erfolgter Aufgreifung die Constatirung des Thatbestandes, unter Anhörung der Vertheidigung des Angeklagten stattfinde."

„Art. 3. Von den in dem vorhergehenden Artikel enthaltenen Bestimmungen sind blos Jene ausgenommen, welchen kein anderes Vergehen zur Last fällt, als die Bande begleitet zu haben, vorausgesetzt, daß sie dazu gezwungen waren, oder welche, ohne zur Bande zu gehören, nur durch Zufall in selbe geriethen."

„Art. 4. Wenn das im Art. 2 angewendete kriegsrechtliche Verfahren zur Annahme berechtigt, daß der Angeklagte in Folge von Gewalt der Bande sich anschloß, ohne sich eines anderen Verbrechens schuldig gemacht zu haben, oder, ohne zur Bande zu gehören, nur zufällig in selbe gerieth, hat das Kriegsgericht von einem Urtheilsspruche Abstand zu nehmen und den Angeklagten sammt den Akten dem zuständigen Gerichtshofe zu übergeben."

Die Artikel 5 bis einschließlich 13 enthalten nur weitere Ausführungsbestimmungen der obigen vier Hauptartikel.

Artikel 14 hingegen ist für uns wichtig, denn er enthält folgende Amnestiebestimmung:

„Allen Jenen, welche zu bewaffneten Banden gehört haben oder noch gehören, wird Amnestie gewährt, wenn sie sich vor dem

15. November d. J. den Behörden stellen, vorausgesetzt, daß sie kein anderes Verbrechen vom Tage der Verlautbarung dieses Gesetzes begangen haben."

„Gegeben im Palaste zu Mexiko am 3. October 1865."

Maximilian."

„José F. Ramirez,
Minister des Auswärtigen.

Juan de Dios Peza,
Kriegsminister.

Louis Robles Pezuela,
Minister der öffentlichen Arbeiten.

Pedro Escudero y Echanove,
Justizminister.

José Maria Esteva,
Staatsminister.

Manuel Siliceo,
Unterrichtsminister.

Francisco de P. César,
Unterstaatssecretär."

Die meisten europäischen Journale brachten nur den Wortlaut der ersten Kundmachung, verschwiegen aber den vollen Inhalt der zweiten, wie wir ihn hier oben wiedergegeben.

Nach unserer unparteiischen Ansicht ist aber eben die genaue Kenntniß der zweiten Kundmachung sehr nothwendig und wesentlich, da durch diese das vom Kaiser Max persönlich erlassene Manifest, welches bei seiner ganz allgemein gehaltenen Fassung einer rein objectiven Kritik gar nicht unterzogen werden kann, genauer präcisirt, in seiner anscheinenden Härte wesentlich modificirt wird, und auch vom Standpunkte der faktischen Autorität, welche die kaiserliche Regierung damals über den größten Theil des mexikanischen Staatengebietes ausübte, wenigstens nach dem Kriegsrechte, nämlich dem leidigen Rechte des Eroberers, eine unbestreitbare Berechtigung erhält.

Die zweite, von sämmtlichen kaiserlichen Ministern contrasignirte Kundmachung spricht nämlich nur von bewaffneten Banden, schließt also im Vorhinein und selbstverständlich alle jene Individuen aus, welche dem Verbande der regulären Armee der Republik angehörten, sich dießfalls mit einer Legitimation der Regierung des Benito Juarez auszuweisen vermochten und im regulären Kampfe in Gefangenschaft geriethen.

Ferner sichert diese Kundmachung selbst die mit den Waffen in der Hand ergriffenen Mitglieder einer Bande vor einer summarischen Justiz durch die Ergreifer, wie solche z. B. General Haynau unseli-

gen Angedenkens unmittelbar nach der Gefangennahme von Insurgenten beliebte, indem Jeder der Gefangenen vor ein Kriegsgericht gestellt und erst nach Anhörung seiner Vertheidigung und nach hergestelltem Schuldbeweise straffällig befunden werden sollte, wobei noch insbesondere die Bestimmungen des Artikels 4, wornach der Angeklagte den ordentlichen Strafgerichten zu übergeben war, falls von Seite des Standgerichtes die Schuld nicht ganz klar erwiesen wurde, von großer Tragweite im Sinne der Gerechtigkeit und der Humanität erscheinen.

Endlich geht aus Artikel 14 zweifellos hervor, daß der in Rede stehende contrasignirte Erlaß, welcher allein Gesetzeskraft besitzen konnte, während das Manifest nur als ein rein persönlicher Ausfluß der Ansichten des Monarchen betrachtet werden darf, erst mit 15. November 1865 hinsichtlich der angedrohten Strafen in Wirksamkeit trat, und daß die zugestandene Amnestie von der umfassendsten Natur gewesen, weil selbe alle, bis zum Tage der Verlautbarung des Gesetzes, von Seite der Bandenführer und ihrer Anhänger begangenen Verbrechen welch' immer Art in sich schloß.

Dieser Amnestietermin wurde übrigens ein paar Tage später bis 1. December verlängert.

Wir begreifen daher nicht, wie die „Independance belge," nachdem sie der beiden Kundmachungen kurzweg Erwähnung gethan, hierüber schreiben konnte:

„Diese Documente bedürfen keines Commentars. Sie stellen alle Mexikaner außer das Gesetz, welche fortfahren, Anhänger des durch die auswärtige Intervention gestützten Regimes zu sein. Der Kampf zwischen den Kaiserlichen und Juaristen wird nunmehr eine ganz andere Gestalt annehmen. Wir sind begierig, ob die französische Armee bei Ausführung dieser Maßregeln mitwirken wird."

Nun, diese Neugierde der Independance über den letzten Punkt auf eine sehr überraschende Weise gründlich zu stillen, wenn auch erst jetzt nach fast zwei Jahren, sind wir zufällig in der Lage. — Vorerst wollen wir aber nur bemerken, daß eine gewisse Classe von „Redactionsschneidern," welche fast ausschließlich von dem Abhube der Kölnischen Zeitung und des gedachten belgischen Organes ihr Dasein fristen, und deshalb hinsichtlich der Rubrik „Ausland" in die peinlichste Verlegenheit gerathen, sobald die Post aus Westen auch nur einen Tag ausbleibt, damals mit gewohnter Gläubigkeit den recitirten Orakel-

spruch aus Brüssel nachbetete oder, besser gesagt, in mehr oder minder holperiger Uebersetzung nachdruckte, ohne sich um den Kern der Sache irgendwie zu kümmern, und ohne den Verwesungsproceß, welchen der bereits in die grellsten Gegensätze ausgeartete Dualismus zwischen der in ganz unmöglichen constitutionellen Formen sich abquälenden Regierung des Kaisers Max, und der von grassestem Despotismus inspirirten Militärherrschaft des Marschalls Bazaine mit sich brachte, einer gründlichen, unparteiischen Diagnose zu unterziehen. — — — —

Genau acht Tage nach Erscheinen der mehrgedachten zwei Kundmachungen, nämlich am 11. October 1865, betrat der Minister des Auswärtigen, Don Ramirez, dessen Bekanntschaft wir schon im ersten Kapitel gemacht, gegen die neunte Abendstunde hastigen Schrittes die Antichambres des Kaisers, welcher an diesem Tage im sogenannten kaiserlichen Palaste, dem früheren Nationalpalaste, residirte. Dieser Palast fällt mehr durch seine ungeheuere Ausdehnung, als durch seinen architektonischen Werth auf, und bedeckt den ganzen Raum zwischen der Plaza mayor, welchem seine Hauptfronte zugekehrt ist, und dem Hauptplatze (Plazuela del Volador).

In seiner rechten Hand hielt Don Ramirez krampfhaft zwei Papiere fest, und sein sonst so ruhiges Auge zuckte wie zürnend nach allen Richtungen. Auch in Haltung und Gang verrieth der sonst etwas pedantische Mann eine seltene Lebhaftigkeit und Aufregung.

Kaiser Max ließ ihn alsbald vor, und bemerkte auf den ersten Blick, daß seinem getreuen Minister etwas Außerordentliches begegnet sein müsse.

„Majestät!“ rief Don Ramirez, nachdem er seine Verbeugungen gemacht, mit bewegter Stimme: „Majestät! meine Ahnung, die ich vor wenigen Tagen zu Chapultepec ausgesprochen, hat mich also doch nicht getäuscht, leider Gottes nicht! Was ich voraussah, ist geschehen. Marschall Bazaine hat einen Hauptschlag wider das Kaiserreich geführt. Eure Majestät sind compromittirt, Ihr gesammtes Ministerium vor den Kopf gestoßen, und der Riß, welcher bisher zwischen der Regierung in diesem Palaste und der Militärdiktatur in San Cosme bestand, hat sich zur unergründlichen Kluft erweitert, von welcher die junge Monarchie spurlos verschlungen werden wird.“

Kaiser Max hörte ernst und gefaßt die fast leidenschaftlichen Auslassungen des Don Ramirez an, welcher ihm beide Papiere darreichte

und sodann in stummer Verzweiflung, Schmerz und Betrübniß in allen seinen Zügen, den Blick zu Boden geschlagen und alles Ceremoniell vergessend, mit gerungenen Händen ganz planlos bald nach rechts, bald nach links einige Schritte that.

Höchst aufmerksam, aber unwillkürlich erblassend, las Kaiser Max das erste der von Don Ramirez erhaltenen Schriftstücke durch, welches der Minister erst vor einer Viertelstunde durch seinen Spion im Generalstabe Bazaine's erhalten hatte. Dasselbe lautet wörtlich, wie folgt:

Corps expeditionaire du Mexique.

Mexiko, den 11. Oktober 1865.

Nr. 7729.

vertraulich.

Circular.

„Die schändlichen Meuchelmorde, welche die Dissidenten begehen, und den Antheil, den die Rebellen-Chefs an diesen blutigen Thaten nehmen, indem sie sich an die Spitze der Nichts achtenden Banden stellen, geben dem Kampf, wie er heute zwischen der kaiserlichen Macht und der Partei Juarez besteht, den wahren Charakter, unter welchem er betrachtet werden muß; es ist der Kampf zwischen Barbarei und Civilisation.

„Am 18. Juni 1865 griff Arteaga Uruapan an. Er nahm die Stadt nach 30stündigem Kampfe; doch weit entfernt die Tapferkeit der Vertheidiger zu ehren, erschießt er unerbittlich den Commandanten Lemus, den Unter-Präfekten Isidio Paz und einen der Notablen des Orts, welcher die Waffen für die Sache der Ordnung ergriffen hatte.

„Am 17. Juli ermordet Antonio Perez eigenhändig den Rittmeister Graf Kurzrok*), als er nach dem Kampf von Ahuacatlan von seinen Uhlanen, schwer verwundet, getragen wird.

„Am 1. September läßt Ugalde die Offiziere der Municipalgarde von Mexiko erschießen, welche er bei San Felice el Obraje überfallen hatte.

„Endlich greifen die in der Terra caliente von Veracruz vereinigten Banden am 7. Oktober den Eisenbahnzug bei Arrogo de

*) Auf diesen Vorfall kommen wir seiner Zeit, bei chronologischer Besprechung der Waffenthaten der österreichischen Legion ausführlich zurück.

Piedra an. Sie nehmen den Colonial-Genielieutenant Friquet, den Garde d'Artillerie Loubet und 7 Soldaten gefangen.

„Man hat die 9 Leichname am nächsten Tage, auf's schauderhafteste verstümmelt, wiedergefunden.

„Gegenüber solch' verwildeten Unthaten werden Repressalien Nothwendigkeit und Pflicht.

„Diese sämmtlichen Banditen, ihre Chefs einbegriffen, sind durch das kaiserliche Dekret vom 3. Oktober 1865 außer dem Gesetz befindlich erklärt worden. —

„Ich fordere Sie auf, den Truppen unter Ihrem Befehl bekannt zu geben, daß ich nicht mehr gestatte, Gefangene zu machen. Jedes Individuum, mag sein wer es will, mit den Waffen in der Hand betroffen, ist niederzumachen (sera mis à mort). In Zukunft wird keine Auswechslung von Gefangenen mehr stattfinden.

„Unsere Soldaten sollen wissen, daß sie ihre Waffen einem derartigen Gegner nicht übergeben dürfen. —

„Von heute an gibt es einen Kampf auf's Aeußerste (à outrance), einen Kampf auf Tod und Leben zwischen der Barbarei und Civilisation.

„Von beiden Seiten heißt es tödten oder getödtet werden.

Der Marschall-Commandant en chef:
Bazaine."

An diesen merkwürdigen Armeebefehl, welcher nur den Abtheilungscommandanten als eine vertrauliche Mittheilung bekannt gegeben worden ist und bis zum heutigen der Oeffentlichkeit vorenthalten blieb, müssen wir nothgedrungen einige Bemerkungen knüpfen, und zwar:

1. Hatte, wie wir später in zahlreichen Fällen sehen werden, bis zu diesem Zeitpunkte nur von Seite einiger juaristischen Führer gegen die Gefangenen eine Verletzung des Völkerrechtes stattgefunden, während andere, wie z. B. die Generäle Porfirio Diaz und Alatore, so lange der Kampf von Seite der Franzosen mit Menschlichkeit geführt wurde, auch ihrer Seits stets menschlich verfuhren. Ueberhaupt warnen wir hiermit den Leser dringend, voreilig ein Urtheil über die in offenem Kampfe sich befehdenden Theile zu fällen und etwa ein

für alle Mal die Franzosen und Oesterreicher in Mexiko als pure Engel, die Juaristen hingegen als Mensch gewordene Teufel sich vorzustellen. —

Verwilderung und sittliche Verkommenheit sind eben die nothwendigen Consequenzen eines Krieges, wie er in Mexiko geführt wurde, Consequenzen, deren Einfluß über kurz oder lange auch auf den anfänglich besseren Theil sich kategorisch geltend macht. Uebrigens haben ja die Franzosen in Algier allein schon hundertfach bewiesen, daß sie von „strengen Maßregeln und Repressalien", welche sie bei Anderen mit einem Aufschrei des Entsetzens und der fulminantesten sittlichen Entrüstung als unerhörte, decidirt barbarische Gräuelthaten bezeichnen würden, nicht zurückzuschrecken pflegen.

2. Ist der Satz des Bazaine'schen Blutbefehles: „diese sämmtlichen Banditen sind, ihre Chefs einbegriffen, durch das kaiserliche Dekret vom 3. Oktober außer dem Gesetz befindlich erklärt worden," ganz einfach eine Unwahrheit und zwar noch dazu eine ganz grobe und für unseren Leser, welcher den Amnestietermin, die Modalitäten der Untersuchung u. s. w. aus Obigem hinlänglich kennen gelernt hat, auch eine handgreifliche Perfidie.

3. Ignorirte Marschall Bazaine hiermit die mehr gedachte Amnestie mit Absicht und brachte offenbar der kaiserlichen Autorität einen Todesstoß bei, indem er einen neuerlichen Beweis lieferte, daß selbst in einer so hochwichtigen Angelegenheit die französische Militär-Commandantur in Mexiko ihren selbstständigen Weg gehen könne und wolle, während den Massen gegenüber der Regierung des Kaiser Max, sobald vor Ablauf des Amnestietermines und mit Hintansetzung aller gerichtlichen Procedur die Niedermetzlung der gefangenen Juaristen ohne Ausnahme stattfand, der wohlbegründete Vorwurf von Wortbrüchigkeit und eventuell auch von Verletzung des Völkerrechtes aufgebürdet werden mußte.

„Sie haben Recht, Don Ramirez," sagte der Kaiser mit tiefem Ernste, als er das erste der Papiere gelesen, „Sie haben Recht; Bazaine's Armeebefehl macht mich und meine Sache unmöglich in Mexiko; der Marschall muß ihn zurücknehmen. Es wird dazu wohl noch nicht zu spät sein; die Versendung an die Truppen kann erst morgen stattfinden, nachdem, wie hier bemerkt steht, das Concept erst vor einer Stunde zur Copiatur gelangt ist."

„Der Marschall wird ihn nicht zurücknehmen!" bemerkte der Minister kopfschüttelnd.

Statt aller Antwort klingelte der Kaiser nach dem dienstthuenden Kammerherrn und befahl demselben sich bereit zu halten, um ihn auf der Fahrt zur französischen Commandantur in der Vorstadt San Cosme zu begleiten.

„Was ist dies da?“ frug dann der Kaiser kurz und deutete auf das zweite Papier, welches ihm Don Ramirez eingehändigt hatte.

„Meine allerunterthänigste, aber dringende Bitte, mich meines Postens zu entheben, welchen ich von heute an nicht länger mehr mit Ehren bekleiden könnte,“ erwiderte Don Ramirez mit Festigkeit.

„Don Ramirez!“ rief der Kaiser in fast wehmüthigem Tone, „Sie handeln unter dem Einfluße einer Aufwallung; unmöglich, daß Sie mich verlassen, mich aufgeben!“

„Meine besten Segenswünsche, meine aufrichtigsten Sympathien werden stets nur Eurer Majestät gehören,“ entgegnete Don Ramirez mit ungeheuchelter Rührung und eine Thräne perlte in seinen seelenvollen Augen, „aber,“ setzte er schwer aufseufzend bei, „ich könnte es nicht über mein Herz bringen von nun an der Bazaine'schen Vernichtungspolitik als Werkzeug zu dienen und die weittragenden ehrgeizigen Pläne dieses Parvenüs wider Willen fördern zu helfen.“

„Und diesen Plänen, die ich ganz gut zu kennen glaube, werde ich entgegenzutreten wissen,“ sagte Kaiser Max mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, „ich werde mich an Napoleon wenden, ihm die ganze Sachlage darstellen, ihn an seine feierlichen schriftlichen und mündlichen Versprechungen mahnen.“

„Ich wünsche Glück zu diesem Schritte,“ entgegnete Don Ramirez kalt und mit den Achseln zuckend, „aber ich zweifle sehr, daß an diesen Schritt sich auch nur der allermindeste Erfolg knüpfen werde.“

„Mein Herr!“ rief der Kaiser mit Unwillen, „ich liebe zwar die Aufrichtigkeit, aber meinen edlen Freund in den Tuilerien ganz trocken einer unehrenhaften Handlung für fähig zu halten, müßte ich selbst Ihnen, sogar hier unter vier Augen, allen Ernstes untersagen.“

„Gebe Gott!“ antwortete Don Ramirez ruhig, „daß Eure Majestät recht bald vollen Grund haben möge, mich als Verleumder zu brandmarken.“

Nach diesen Worten bat der Minister um die Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen. Der Kaiser hielt ihn nicht zurück.

Gegen Mitternacht kehrte der Monarch von seinem Besuche in der Vorstadt San Cosme in den kaiserlichen Palast heim. In das Publikum drang zwar das Gerücht von einer stürmischen Scene, welche zwischen dem Kaiser Max und Marschall Bazaine stattgefunden, aber Niemand erfuhr hierüber je etwas Näheres, als daß der Monarch mehrere Tage darnach in Chapultepec für Jedermann unzugänglich blieb, und der famose, unheilvolle Armeebefehl, als reservate Ordre an seine Adressen expedirt wurde.

Zur allgemeinen Ueberraschung brachte der Diario del Imperio von 19. October 1865 die A. h. Handschreiben, welchem zufolge Don Ramirez auf seine Bitte als Minister des Auswärtigen in Gnaden enthoben, statt seiner Martin de Castillo ernannt, Siliceo's Entlassung ohne alle Bemerkung angenommen, und an seiner Stelle Francisco Artigas zum Unterrichtsminister ernannt wurde.

Mit dieser Personalveränderung hatte das Kaiserreich sein Testament gemacht, denn es gab damit jede faktische Selbstständigkeit auf, und Bazaine war ganz der Mann dazu, um in dem Futterale seines Marschallhutes die mexikanische Kaiserkrone alsbald vollends verschwinden zu lassen.

IV.

Nebelbilder.

Dichte Nebel lagerten sich an einem der ersten Novemberabende über den See Texcuco. Selbst der sonst so herrliche, azurne Himmel Mexiko's vermochte sich nicht gänzlich den Launen des mürrischen Regenmonates zu entziehen. Langsam wälzte sich, von einem leichten Nordostwinde getragen, die graue dichte Masse der Stadt zu und alsbald flackerten nnd flimmerten die Gaslichter auf den Straßen nur als matte, rothe Pünktchen, kaum ihre nächste Nähe auf wenige Schritte beleuchtend.

Zahlreiche verdächtige Gestalten aller Art, an denen die Großstadt Mexiko nie Mangel litt, und an welchen die herrschenden Wirren eine neue, üppige, unheilvolle Saat ausgestreut hatten, tauchten, gleichsam aus dem Boden gestampft, selbst in den frequentesten Gegenden,

wie in der Tukaba- und Franciscostraße auf, wo sie doch in der Regel, wenigstens um diese frühe Abendstunde, nicht sichtbar zu sein pflegen.

Heute aber ermuthigte der herrschende Nebel die Herren „Ritter von Griff" sich schon bei Zeiten an die Arbeit zu machen. Dabei hatten die Strolche es nicht so sehr auf die wenigen Passanten, als auf die Kaufläden und die Wohnungen von Leuten abgesehen, welche noch nicht von der Villegiatur eingerückt oder aus politischen Motiven der Stadt ferne geblieben waren. — Die große persönliche Feigheit, welche in der Regel allen Einbrechern und Dieben, namentlich aber dem farbigen Gaunergesindel Mexikos innewohnt, machte heute eine Abendpromenade für den einzelnen Wanderer durchaus nicht so gefährlich, als es den Anschein hatte, vorausgesetzt, daß man sich nicht zu nahe an den Häusern hielt, eine sichere, vorsichtige Haltung zur Schau trug und überdieß die rechte Hand stets bereit war, von der Waffe, sei diese Dolch, Degen oder Revolver, augenblicklich Gebrauch zu machen. Ueberdieß konnte man sicher sein, daß eine oder die andere der zahlreichen Patrouillen, welche die ganze Nacht hindurch, namentlich in den besseren Stadttheilen auf und abstreiften, binnen einer Minute auf den ersten Ruf zu Hilfe kamen.

Sonderbarer Weise waren schon heute Mittags, wo man doch von dem erst am Abende urplötzlich eingetretenen Nebel noch keine Ahnung haben konnte, von zwei Seiten her, welche sonst in ihren Dispositionen nicht sehr zu harmoniren pflegten, umfassende und strenge Ordres gegeben worden, daß in den heutigen Nachtstunden von 10 — 3 Uhr, auch von dem Stadthause aus, in der Richtung nach dem Kloster Santa Clara, dem Verzehrungssteueramte, längs des Paseo de la Viga bis zu den Fischerdörfchen Santa Anita eine permanente und gegliederte Streifung, wie selbe zwischen der Vorstadt San Cosme und dem kaiserlichen Palaste ein für alle Mal in Uebung stand, Platz zu greifen habe.

Die französischen Patrouillen, welche den Sicherheitsdienst der Hauptstadt sonst allein zu versehen pflegten, weil dort dazumal nur ein sehr kleines Detachement österreichischer Freiwilliger sich befand, staunten nicht wenig, heute Nacht in der obbezeichneten Richtung auch auf österreichische Patrouillen zu stoßen. Ein Glück, daß bei Ausgabe des gemeinschaftlichen Losungswortes kein Irrthum stattgefunden, denn unfehlbar würde es sonst bei der dichten Dunkelheit zwischen den so unvermuthet aufeinandertreffenden Oesterreichern und Franzosen an zehn Stellen zu bedauerlichen blutigen Zusammenstößen gekommen sein.

II.

(Seite 88.)

Genau mit dem Schlage der elften Stunde sehen wir Don Altamira nächst der Hauptpforte der Kirche von Santa Clara eintreffen. Muthig wie er war, hatte er von seiner Wohnung nächst der Alameda den Weg hierher durch die Seitengassen hinter dem großen Convente San Francisco, an San Refugio und San Augustin vorbei, ohne alle Begleitung zu Fuß zurückgelegt.

Er trug einen breiten dunklen Filzhut und ein langer Mantel, welcher ebensogut für eine Kutte gehalten werden konnte, hing auf seinen Schultern. Weniger der feuchten, kühlen Nebelluft wegen, als um die Pistolen und das Stilet zu verbergen, die er im Gürtel trug, hüllte er sich dicht ein. —

Bevor noch die erste Viertelstunde nach elf Uhr geschlagen, eilte ein Mann, in der Richtung vom Stadthause her, auf die Stelle zu, wo Altamira in der Tiefe des großen Portales harrte. — Hinter diesem Manne, welcher gleichfalls einen sehr breiten Hut und einen langen, weiten Mantel trug, schritten auf kurzer Entfernung drei Männer einher, ohne Zweifel seine Sauve-garde, da er sich wiederholt ängstlich nach denselben umsah und jedesmal stehen blieb, sobald die Entfernung zwischen ihm und den Männern hinter ihm eine größere als fünf bis sechs Schritte wurde.

Don Altamira ersparte dem Ankömmlinge die Mühe und die Angst ihn in dem Dunkel des breiten, mächtigen Portales aufsuchen zu müssen, indem er auf die Straße trat und mit vernehmlicher Stimme dem Manne mit den drei Begleitern ein ebenso freundlich als respectvoll klingendes: „Guten Abend, Euer Herrlichkeit!“ entgegenrief.

„Gott sei gedankt!“ rief der Begrüßte leicht aufathmend, „daß Sie pünktlich Wort gehalten. Ich hoffe, daß wir den Rest des Weges ebenso unangefochten und unbekannt zurücklegen werden, wie es mir geglückt ist, vom Domplatze bis hierher zu gelangen.“

„Letzteres war wohl keine Heldenthat!“ bemerkte Don Altamira etwas spöttisch, „denn drei meiner tüchtigsten Leute haben ja Euere Herrlichkeit schon vor Ihrem Palaste erwartet.“

„Das wohl, das wohl,“ entgegnete der Mann, der sich offenbar in einer sehr kleinlauten Stimmung befand, „aber bedenken Sie nur, wenn mich Jemand zu so später Stunde auf der Straße sehen und erkennen würde und dann erst der Ort, wohin Sie mich führen wollen! Beim heiligen Pelagius, meinem Namenspatrone, ich verspüre große Lust in mir, noch jetzt umzukehren!“

„Dann müßte Euere Herrlichkeit den Weg nach Hause allein zurücklegen, denn ich war bereits so frei, die drei unnöthigen Zeugen unserer weiteren Schritte durch einen Wink zu verabschieden und ich selbst bin fest entschlossen, nöthigenfalls allein, noch in dieser Nacht der berühmten Zauberin in Santa Anita meinen Besuch abzustatten."

Zu Tode erschrocken schlug Altamira's Begleiter die Hände über dem Kopfe zusammen. Der Mann schien außerordentlich um die Sicherheit seines Leichnams besorgt zu sein.

„Bei der heiligen Jungfrau von Guadaloupe!" rief er im Tone des Entsetzens, „sind Sie toll? Wir Zwei allein sollen uns hinauswagen, inmitten der Nacht vor die Stadt, nach jenem verrufenen Orte und noch dazu in die Teufelshöhle einer Zauberin?! Sancta Maria, mater Dei, ora pro nobis!"

Statt aller Antwort faßte Don Altamira seinen furchtsamen Begleiter am Arme und zog den halb Widerstrebenden, der eine ganze Litanei vor sich hinmurmelte, ohne viele Umstände mit sich fort, die Richtung nach dem Paseo de la Viga einschlagend.

„Sie werden uns noch eine Patrouille auf den Hals ziehen," sagte er leise, „wenn Sie sich so auffallend benehmen. Uebrigens ist Ihre Furcht ganz grundlos, denn erstens wissen Sie wohl, daß Don Altamira seinen Mann zu stellen pflegt, und dann wimmelt es ja heute auf unserem Wege von Militär, sogar die vermaledeiten Austriacanti sind auf den Füßen, noch dazu hier, wo man doch so selten Streifungen vorzunehmen pflegt. Was mag das wohl zu bedeuten haben? — Doch gleich viel! — Uns kommt diese Maßregel jedenfalls zu Gute, und ich hoffe daher, daß Eure Herrlichkeit sich endlich beruhigen werde."

Ein hörbares Zähneklappern war die Antwort, jedoch fügte sich Altamira's Begleiter in das Unabänderliche mit dem Gefühle eines desertionslustigen Feiglings, der eine Batterie vor sich stürmen soll, und im Falle des Zurückweichens sicher sein kann von einem vernichtenden Kartätschenhagel seiner eigenen Truppe empfangen zu werden. — Für seine „Herrlichkeit" war es in der That ebenso schauderhaft geworden den Weg nach Santa Anita fortzusetzen, als jetzt, wo man bereits die Barrieren beim Verzehrungssteueramte hinter sich hatte, allein den Heimweg anzutreten.

Endlich erreichten beide Wanderer die ersten Häuser von Santa Anita. Ohne sich in der finsteren Nacht nur einen Augenblick zu be-

sinnen, schlug Don Altamira, welcher hier eine vollkommene Ortskenntniß besaß, nach dem zweiten Hause rechts einen schmalen Pfad ein, der bald rechts bald links zwischen den ärmlichen Fischerhütten abbog.

„Hier muß es sein," sagte Altamira, endlich vor einem Hause stehen bleibend, welches ein etwas besseres Aeußeres zu verrathen schien, als die anderen armseligen Gebäude.

Sodann pochte er ziemlich heftig an dem ersten besten hölzernen Fensterladen, der ihm zunächst zur Hand war. Sogleich öffnete sich die Thüre des Hauses wie von selbst. Ein äußerst matt erleuchteter langer Gang wurde sichtbar.

Nochmals schien Altamira's Begleiter sich besinnen zu wollen, ob er wirklich eintreten solle; aber ersterer ließ ihm keine Zeit zu langen Meditationen und zog ihn mit einem kräftigen, beinahe unsanften Rucke unter den Eingang. Jetzt schloß sich die Thüre wieder von selbst, wie auf unsichtbares Commando.

Neugierig blickten nun Altamira und sein furchtsamer Begleiter sich in dem Gange um, welcher nur eine einzige Thür im Hintergrunde hatte. Vor dieser Thür selbst strömte das wenige Licht aus, welches den Gang beleuchtete, und zwar war diese Beleuchtung durch ein Lämpchen bewirkt, welches hinter einem mit Papier überzogenen Holzrahmen von etwa einen Fuß im Gevierte stand. Auf diesem Papiere stand Folgendes in spanischer Sprache geschrieben:

„Die Thüre der egyptischen Prophetin Amina öffnet sich nur denjenigen, welche diese Zeilen lesen und geloben, deren Inhalt zu befolgen:"

1. „Jedermann, der seine oder eines Andern Zukunft wissen will, verzichtet im Voraus, daß Amina sich ihm persönlich zeige.

2. „Jedermann enthält sich der Sprache, so lange er in diesem Hause weilt.

3. „Jedermann schreibt seinen Wunsch, nämlich das, was er von Amina zu wissen begehrt, auf einen Zettel und wirft denselben in die Oeffnung oberhalb dieses Rahmens.

4. „Jedermann verläßt das Haus ohne Geräusch, und auf dem Wege, welcher ihm bezeichnet werden wird, sobald er seine Prophezeiung mit eigenen Augen angesehen.

5. „Jedermann beobachtet unverbrüchliches Stillschweigen über Alles, was er hier im Innern sieht und hört. Nur die weitere Bekanntgabe dieser Hausordnung ist gestattet.

6. „Jedermann, welcher Einlaß erhalten will, spricht hier vor dieser Thüre laut und vernehmlich die Worte: Amina! Amina! Amina! ich schwöre dir bei meiner Ehre und bei meinem Seelenheile, daß ich diese deine Satzungen, die ich gelesen und wohl verstanden habe, getreulich und ohne Hinterlist halten und befolgen will."

Als Bemerkung stand ferner ganz unten am Rande zu lesen:

„Wer gesonnen sein sollte, Amina's Sehergabe mit einem Geschenke zu ehren, wolle dasselbe in den Opferstock nächst dieser Thüre werfen. Man dankt im Voraus für die milden Gaben im Namen der Armen, welchen sie ganz unverkürzt zufließen werden. Die zwei Schlüssel zu diesem, der Kirche San Augustin entlehnten Opferstocke befinden sich zu Handen des dortigen Herrn Pfarrers und des Herrn Vorstandes des Armenhauses neben der Acordada."

Aufmerksam lasen Altamira und sein Begleiter, bei welch' letzterem jetzt die Furcht von der Neugierde überwogen wurde, diese Statuten.

Schließlich deutete Altamira auf den letzten Satz der Anmerkung, dabei seinen Begleiter fragend ansehend, denn gerade dieser Mann mußte hierüber am ersten und besten Bescheid wissen. Seine Herrlichkeit nickte ganz entschieden zustimmend, daß es mit dem Opferstocke und den Schlüsseln wirklich seine Bewandtniß, wie angegeben, habe.

Ohne langes Besinnen sprach nun Altamira, dessen Neugierde gleichfalls durch den Mysticismus, der sich in diesem sonderbaren Hause in all' und jedem kundgab, auf das Höchste gespannt war, die laut Punkt 6. erheischte Formel aus, welche das „Sesam, Sesam thu' dich auf" dieser Zauberhütte bildete.

Mit etwas unsicherer Stimme folgte seinem Beispiele der Mann an seiner Seite. Sodann langten Beide in ihre Taschen. Jeder zog eine schwere Goldmünze, eine Onza, hervor. Gleichgiltig ließ Altamira die sechzehn Pesos in den Mund des Opferstockes gleiten. Sein Genosse jedoch verzog etwas sauer das Gesicht, als nun auch er seine Hand, eine todte Hand, öffnen sollte. Eine kurze Ueberlegung, und rasch und geschickt wie bei einem routinirten Escamoteur — eins, zwei, drei — war das Goldstück an seine frühere Stelle zurückgekehrt, und statt der Onza kollerte ein halber Real (circa 13 Neukreuzer) durch den eisernen Spalt.

Sodann beschrieben Beide je ein kleines Zettelchen, von denen ein bedeutender Vorrath in einer Mauernische lag.

Kaum hatten sie diese, ihre Wünsche enthaltenden Papiere in den Spalt oberhalb des Holzrahmens geworfen, als die Thür, vor der sie erwartungsvoll standen, wie ein Theatervorhang nach oben mit Blitzesschnelle verschwand. Etwas verdutzt blickten sie bald sich, bald die beiden hölzernen Nischen an, welche sie jetzt unmittelbar vor sich gewahrten. Diese Nischen, welche Schilderhäusern sehr ähnlich sahen, wurden plötzlich durch eine transparente Schrift illuminirt. „Treten Sie herein," lautete der kurze, kathegorische Befehl in Flammenzügen, welche alsbald wieder verloschen.

Beide Männer thaten, wie ihnen geheißen. Kaum hatten ihre Füße den neuen Boden betreten, als die Nischen sammt ihrem Inhalte „Kehrt euch" machten, und zugleich von unten herauf sich eine bis an die Brust reichende Verschallung in die Höhe schob.

Die beiden Schaulustigen sahen sich auf diese Weise im wahren Sinne des Wortes nicht nur in engster Haft, sondern auch von einander völlig getrennt. Ihr Blick suchte vergebens in dem tiefen Dunkel, in das sie fruchtlos hineinstarrten, irgend einen Gegenstand zu erkennen. — Altamira's von Natur aus furchtsamer Gefährte war nahe daran, vor Schreck und Entsetzen laut aufzuschreien. Er würde auch das Gebot des Stillschweigens vielleicht unwillkürlich übertreten haben, wäre nicht seine Kehle wie zugeschnürt gewesen.

Selbst der muthige Altamira fühlte sich sehr unbehaglich. Berauschende Düfte machten sich dem Geruchssinne bemerkbar und verwirrten die Sinne. Gleichzeitig wurde eine sanfte, süße Musik wie aus weiter, weiter Ferne vernehmbar. Auf ein Mal schien die Wand dem Zuschauer gegenüber sich matt erhellen zu wollen. Allmälig wurde das Firmament mit seinem prächtigen Sternengezelte sichtbar. Dann begann der Morgen zu grauen; die Lichter des Himmels erblaßten in Morgenroth und an ihre Stelle trat die Sonne, eine wildromantische Gegend der Sierra del Norte mit ihren glühenden Strahlen versengend. Nur einzelne halbentlaubte Bäume milderten die trostlose Oede dieser steinigen, von Mensch und Thier gemiedenen Gegend, welche plötzlich durch eine hitzige Kampfesszene belebt wurde. Immer dichter und verworrener schwommen die zahllosen Gestalten durcheinander. Inzwischen bricht die Abenddämmerung herein. Die eine Partei, total geschlagen, hat das Feld geräumt. Ernst lagern sich die Sieger rings im Kreise; sie berathen, was mit dem Manne zu geschehen habe, der dort an einen Baum gebunden mit finsterem Trotze den Dingen entgegen

harrt, so da kommen werden. — Das Urtheil ist bald gefällt und auch vollzogen. — In der nächsten Minute hängt der gräßlich zuckende Körper eines Menschen an jenem dürren Aste, und General Mazzaredo blickt hohnlachend in die verzerrten Züge seines im Todeskampfe ringenden Feindes.

„Hölle und Teufel!“ kreischte Altamira seiner Sinne nicht mehr mächtig, als er in dem Gehängten sein eigenes leibhaftiges Conterfei vom Kopfe bis zum Fuße erkannt hatte.

Ein zweiter Aufschrei wurde in seiner unmittelbaren Nähe hörbar. Er kam von seinen Begleiter, vor dessen Auge gleichzeitig folgende Bilder vorübergezogen waren.

In seinem Palaste schlummert Mexiko's hoher Priester. — Zufriedenes Lächeln umspielt die Lippen dieses Mannes, denn die Traumgestalten, die ihn umschweben, sind von angenehmster Natur. Von Gold und Juwelen strahlen die Wände des großen Domes und ein blendendes Lichtmeer entströmt Tausenden und Tausenden von Kerzen und Fackeln. Erwartungsvoll und andächtig liegen die Gläubigen auf den Knieen. Dicht gedrängt wogen die Massen, welche der große Raum des Gotteshauses nur zum kleinsten Theile zu fassen vermochte, außerhalb auf freiem Platze stürmisch auf und ab. — Plötzlich ertönt ohrenbetäubender Trompetenklang und Paukenwirbel, denn der neue Papst von Amerika und Ozeanien, der auf den Trümmern Rom's seine Tiara aufgelesen, der Papst Pelagius I. tritt eben vor den Hochaltar und feiert heute sein erstes Pontificalamt. — Don Altamira, der lebenslängliche Präsident der Republik, kniet demuthsvoll vor ihm auf dem nackten Gesteine und empfängt den ersten Segen Seiner Heiligkeit, nachdem er laut vor Gott und der Welt seine unbedingte Unterwürfigkeit unter die unumschränkte Macht der Kirche gelobt. — Endlich, als die stundenlange Ceremonie zu Ende, drängt und wälzt sich Alles in rasender Hast nach den Wiesen und Aeckern hinter dem Kloster der Barfüßer, wo ein großes, langentbehrtes Schauspiel der neugierigen Menge harrt. Nicht weniger als tausend riesige Scheiterhaufen sind der Reihe nach aufgeschlichtet und an jeden dieser Scheiterhaufen ist bereits ein Missethäter gebunden. Ihr wollt wissen, was diese Unglücklichen verbrochen haben, weßhalb ihrer der martervolle Feuertod harrt? Es sind Ketzer, deren ungläubige Seelen geläutert werden sollen, indem man ihre Leiber zu Asche brennt. — Eine hohe, mit rothem Sammt prachtvoll decorirte Tribune nimmt die ersten Würdenträger des Reiches auf.

Der Beherrscher der Gläubigen der neuen Welt winkt. Eine Minute später lodern tausend Flammen auf ein Mal auf, und aus tausend Kehlen dringt herzzerreißendes, markerschütterndes Geschrei zum Himmel empor, der heute so klar, so hell und milde sich zeigt, als fände er wirklich Gefallen an dem dargebrachten Menschenopfer. — Der Rauch wird immer stärker und das Schmerzensgeheul, das wie Musik in den Ohren des Pöbels klingt wird immer schwächer.

Die Züge des Schläfers werden plötzlich düster.

Der Mann, der zuvor mit der Hand das furchtbare Signal zur Vernichtung gegeben, steht auf ein Mal allein. Die prächtige Tribune, die zahllose, ihm zujubelnde Menschenmenge ist verschwunden, nur nackte Todtenschädel grinsen ihn an, und überall stößt sein Fuß an menschliche Gerippe, welche drohend ihre entfleischten Fäuste ballen und nach seinen Kleidern haschen. Entsetzt beginnt er zu fliehen, doch die schauerlichen Grabesgestalten umschwirren ihn fortan — werden immer kühner. Mit verzweifelter Kraft vertheidigt der Flüchtling seine Tiara und sein von Diamanten glitzerndes Gewand. So gelangt er bis an den Meeresstrand. Verzweifelnd stürzt er sich in die brandende Fluth, denn jetzt wäre ihm der Tod tausendfach lieber als der längere Anblick seiner grinsenden Verfolger. — Aber auch die See stößt ihn unwillig von sich und speit ihn mit Ekel in weiter, weiter Ferne jenseits des Ozeans wieder an eine wilde Küste aus. Umsonst sieht der vor Kälte zitternde Mann sich nach Obdach um. Er pilgert fort und fort, rastlos und von innerem Muß getragen, gleich dem in alle Ewigkeit verfluchten Ahasverus. Endlich blinken ihm die Thürme einer großen, wundervollen Stadt entgegen. Neue Hoffnung stählt seine matten Glieder. Bald hat alle seine Noth ein Ende, denn die Schätze, die er an Juwelen mit sich trägt, sind unermeßlich. — Plötzlich bleibt er wie festgebannt stehen. Ohne es zu wissen, hat ihn sein Fuß in die „ewige Stadt" getragen. Namenlose Angst befällt den Flüchtling, denn in der Ferne tauchen bereits wieder jene fürchterlichen Phantome auf, die ihn zum Sprunge in das Meer gehetzt. — Gibt es keine Rettung?! — Ha — da fällt sein Blick auf die Peterskirche; weit geöffnet stehen dessen Riesenthore. — Hierher in das verrathene Heiligthum, hierher werden sie mir nicht zu folgen wagen, keucht der Mann und will hineinfliehen in den Tempel des Herrn. Zurück! donnert eine Stimme und der heilige Petrus selbst wehrt dem Flüchtlinge den Eintritt. — Gnade, Erbarmen! jammert der zitternde Sünder. — Bereue und büße! wird ihm

als barsche Antwort. — Ich will Alles in Demuth hinnehmen, lege mir selbst die Buße auf, aber wehre mir nicht länger den Eintritt, rette mich, rette mich vor jenen schaurigen Gestalten!

Die Tiara und das juwelenbesäte Gewand des Bittenden fällt zu Boden und eine rauhe, härene Kutte reibt sich an den nackten, frösteln den Gliedern des sündigen Büßers, der an der Einheit seiner Kirche gefrevelt. — — —

Bei dem fast gleichzeitigen Aufschrei von Altamira und seinem Begleiter trat sogleich wieder die anfängliche dichte Finsterniß ein. Die Nischen drehten sich um, die Fallbreter verschwanden nach unten und die Thür in das Freie stand weit offen.

Wie von Furien gepeitscht, stürzten beide Männer fort. Erst bei der Barriere Santa Anita hielten sie im Laufe inne. Der abergläubische Schrecken, der Beide befallen, wich erst theilweise, als sie sich wieder inmitten der Stadt sahen. Wie wohlthuend wirkte jetzt auf sie der Anblick der Gasflammen, welche jetzt ein ziemlich helles Licht verbreiteten, weil der Nebel sich etwas verzogen hatte.

Unter dem Einflusse der maßlosen Verwirrung, welche Altamira und seinen Begleiter total beherrschte, hatte weder der Eine noch der Andere bemerkt, daß in geringen Zwischenräumen und zwar von nur etwa dreihundert Schritten, ihnen entgegen, zwei maskirte, in ihre Mäntel tief eingehüllte Männer auf der Straße nach Santa Anita dahineilten.

Bei der Distanz, welche diese beiden Männer von einander trennte, langte der Eine etwa sechs Minuten früher vor der Zauberhöhle an.

„Ich bin in der That begierig, persönlich zu erfahren, ob es mit dieser Amina wirklich ein so sonderbares Bewandtniß habe, wie die Berichte meines Polizeipräfekten seit acht Tagen melden," murmelte der Mann vor sich und pochte an die Thüre, durch welche vor kaum einer Viertelstunde Altamira und sein Genosse das Weite gesucht hatten. —

Auch ihm wurde augenblicklich Einlaß. Auch er fügte sich allen uns schon bekannten Formalitäten, von welchen der Zutritt in das Innere und der Anblick von Amina's Zauberkunst abhängig war.

Rasch warf er seinen Wünschezettel in den Spalt ober dem Holzrahmen und ein Goldstück in den Opferstock. In der nächsten Minute befand er sich in derselben Holznische, welche früher Altamira's zeit-

weiliges Gefängniß bildete, eingepfercht; der Kasten drehte sich und auch er starrte eine Weile in eine dichte Finsterniß.

Inzwischen hatte auch der zweite einsame Nachtwandler das Haus erreicht und pochte an der Thüre, die sich unverweilt aufthat. Neugierig betrat der späte Gast den Gang und sah sich überall scharf um. Er ließ sich ziemlich viel Zeit bis er seinen Wünschezettel expedirte, worauf er in die Tasche langte und ein zwanzig Francsstück in den Opferstock gleiten ließ.

„Nous verrons!“ (wir werden sehen), brummte der Mann, der ungeachtet seiner Maske und seines langen Civil-Mantels ein sehr martialisches, entschieden militärisches Air in Gang und Haltung verrieth, „wer mag wohl diese Hexe, die sich Amina nennt, sein? — Meine findigsten Agenten und darunter gibt es doch echte Pariser Mouchards, die der Polizei eines Fouché alle Ehre machen würden, mühen sich seit acht Tagen ganz umsonst ab, hinter dieses Geheimniß zu kommen. Doch nur Geduld; heute will ich mir ein Mal den Schwindel mit eigenen Augen ansehen; sechs Stunden von jetzt an wird hoffentlich diese Dame wohl schon geneigt sein, im Arreste nähere Aufklärungen zu erstatten. Dame? Ist es auch wirklich eine Dame? Vielleicht haben wir es mit einem Gauner statt mit einer Gaunerin zu thun.“

Einige Minuten später stak auch dieser Besucher in einer Nische, da er Amina's Statuten nachgekommen war, jedoch mit dem inneren Vorbehalte sich, wie die Diplomaten zu sagen pflegen, die Freiheit der Action zu wahren.

Für den ersten Besucher hatte inzwischen Amina's Produktion bereits begonnen. Selbe dauerte nicht lange, denn ehe noch eine Viertelstunde verstrich, verließ dieser Mann bereits wieder das Haus.

Er schien nicht sehr befriedigt zu sein.

„Ich begreife nicht,“ sprach er zu sich, während er nachdenklich langsamen Schrittes nach der Stadt zurückkehrte, „ich begreife nicht, wie man von dieser Person und ihrer Geheimthuerei nur ein solches Wesen machen kann. Das sind ja nichts als ganz gewöhnliche Nebelbilder, wie man sie im Prater in Wien in einer Kreuzerbude sieht. Und dann erst der Gegenstand der Bilder, die ich zu schauen bekam, wie vermag das nur auf mich einen Bezug zu haben. Nein, nein, meine liebe Amina, diesmal wenigstens hat Deine Sehergabe Fiasco gemacht. Meine gute Frau wahnsinnig, von ihrer treuesten Dienerin vergiftet und ich selbst ein Gefangener, mein Leben, meine Freiheit ab-

hängig von der Gnade eines Indianers; — lächerlich! Aber eines — wie und woher weiß diese Person, daß ich es bin, dem sie solche Dinge als sein Geschick zu zeigen wagt? Keine Seele ahnt, daß und warum ich mich heute Nacht aus dem Palaste entfernte. Am Ende ist Amina doch nicht ein so harmloses Geschöpf, wie ich anfangs zu glauben sehr geneigt gewesen. Sei wie dem wolle, es wird Pflicht des Polizeipräfekten sein, der Sache näher auf den Grund zu sehen." — — —

Weit interessanter fand inzwischen der Mann mit der streng militärischen Haltung Amina's optische Leistungen. Ohne seinen Namen anzugeben, hatte er auf das hinter den Holzrahmen geworfene Zettelchen folgendes geschrieben: „Zeige mir meine ganze Vergangenheit und ich will Dir zum Schluße glauben, was Du von dem Ende meines Kaisers prophezeist."

Die Seherin Amina schien durch nichts außer Fassung gebracht werden zu können, denn kaum waren zwei Minuten verstrichen, seit der Fragesteller in seinem freiwilligen Arreste sich befand, als auch schon das Gebäude der Ecole politechnique in der Rue de la Montagne Sainte Geneviève zu Paris mit überraschender Treue im Hintergrunde des Gemaches auftauchte; vor diesem Gebäude stand ein schöner junger Mann in der kleidsamen Uniform der Schüler des Instituts. Einen Moment später wurde die Jahreszahl 1831 sichtbar und gleich darauf sah man, wie derselbe junge Mann in der Uniform eines Genieofficiers dem gedachten Gebäude den Rücken kehrte. Er hatte also seine Studien mit Erfolg absolvirt, und war als Officier ausgemustert worden. — Nun erschien die Jahreszahl 1835. Für die bei Makta in Algier bewiesene außerordentliche Tapferkeit wird dem strebsamen, ehrgeizigen Jünglinge der Orden der Ehrenlegion angesichts der ganzen Armee verliehen.

Diese Scene war so natürlich, in allen Details so wahrheitsgetreu dargestellt, daß der Zuschauer unwillkürlich einen Ausruf des Erstaunens von sich gab, und vor sich hinmurmelte: „Par Dieu! da möchte wirklich der Teufel selbst an Hexerei glauben."

Sein Erstaunen, stieg aber noch von Stufe zu Stufe, als er seine ganze übrige Biographie in ihren Hauptmomenten bis zum heutigen Tage in stricter, chronologischer Reihenfolge seinem Auge in Wandelbildern vorgeführt sah.

Wir wollen, um nicht zu weitläufig zu werden, in Kürze erwähnen, worin diese Hauptmomente bestanden. Nachdem unser Zuschauer im

Jahre 1835, wie bemerkt, Ritter der Ehrenlegion geworden, wurde er den Hilfstruppen zugetheilt, welche damals Ludwig Philipp zur Unterstützung der Sache Isabella's nach Katalonien absandte. Ruhmbedeckt kehrte er aus diesem blutigen Feldzuge, den er in den Reihen der Fremdenlegion mitgemacht, nach Frankreich zurück. Im Jahre 1840 ging er wieder nach Algier, machte dort zahllose Kämpfe mit und spielte 1847 bei der Ergebung Abd-el-Kaders und der Pacifizirung Algiers eine sehr wesentliche Rolle. Hier war es, wo es sich offenbarte, daß dem Manne ebenso viel Talent für den Krieg als für diplomatische Intrigue inne wohne. Seit 1844 Bataillonschef und seit 1850 Oberstlieutenant, ward er bereits 1851 zum Obersten befördert, erhielt den Befehl des ersten Regiments der Fremdenlegion und war Gouverneur des Bezirks der Sidi bel Abbas, als der Kaiser ihn zur Theilnahme an der Expedition im Oriente berief. Die beiden Regimenter der Fremdenlegion wurden in eine Brigade umgeformt, und der Mann, von welchem hier die Rede, erhielt darüber den Oberbefehl. Nach der Einnahme Sebastopols, zu dessen Falle er viel beigetragen, ernannte ihn Pelissier zum Gouverneur dieser Festung. Kurz darauf erfolgte seine Ernennung zum Divisionsgeneral. Am 7. Oktober schiffte er sich zu Kamiesch mit 13.000 Mann zur Ausführung eines Handstreiches auf die russische Festung Kinburn ein, welch' wichtiger Ort auch wirklich nebst einer Besatzung von 1420 Mann und 81 Kanonen in seine Gewalt fiel. Bei Beginn der französischen Occupation Mexiko's finden wir diesen merkwürdigen Mann vor Puebla, wo ihm jedoch der republikanische General Zaragoza, welcher bald darauf am Typhus starb, seine jüngsten Lorbeern sehr sauer verdienen ließ. Und jetzt — — doch, wir wollen nicht dem späteren naturgemäßen Gange unserer Erzählung allzuweit vorgreifen, und sehen uns daher wieder nach dem Manne um, dessen Lebenslauf kurz anzudeuten an dieser Stelle nothwendig schien.

Die Nebelbilder schloßen mit der Darstellung der prunkvollen Hochzeit, welche erst vor wenigen Monaten im Palaste Perez-Galvez gefeiert worden war. Unter den Fenstern, aus welchen herab in die Straße, die lärmenden Toaste der jubelnden Gäste erklangen, stand eine Frauengestalt. Drohend ballte sie ihre Fäuste nach oben und ihre Lippen schienen einen fürchterlichen Fluch auszustoßen.

„Wer soll das sein?" rief der Zuschauer höchst befremdet leise vor sich hin, und er strengte seine Sehkraft auf das Aeußerste an, um die Züge dieses Weibes zu erkennen.

Aber da wurde es plötzlich finster im Gemache. — Die erste Abtheilung nach dem selbst bestimmten Programme war zu Ende. — Es kam also nun die Reihe an die verlangte Prophezeiung.

Die Fortsetzung der Vorstellung ließ nicht lange auf sich warten. Etwas enttäuscht starrte der Franzose das einfache Bild an, das seinen Augen geboten wurde und dessen Sinn er sich gar nicht zu enträthseln vermochte.

Was sah er? — Zuerst das Bild des Bürgerkönigs Ludwig Philipp, und unter demselben dreimal die Jahreszahl 1830, dann die Jahreszahlen 1773, 1782, 1809. — Dann erschien das Portrait Napoleon III. und wieder dreimal die Jahreszahl 1852 nebst den Jahreszahlen 1808, 1826 und 1853. — Rasch notirte sich der Zuschauer diese Zifferngruppen. Kaum war er damit zu Ende, als die Nische, in der er stak, sich drehte. Der Ausgang ins Freie stand offen.

Kopfschüttelnd entfernte sich der Mann. Bei der Barriere Santa Anita warf er sich in einen Wagen, der ihn dort bereits erwartete.

„Schnell nach Hause!" befahl er kurz. Obwohl die Pferde rannten daß man befürchten mußte, es würden auf der schlechten Straße die Räder entzwei gehen, fluchte dennoch der Insasse des Wagens wiederholt auf die Langsamkeit seines Kutschers, der auf seinem Sitze im Trabe zu reiten schien. Warum diese Eile? — Es drängte den Mann nach dem Gotha'schen Staatsalmanache zu langen, der ihm vielleicht eine Lösung des letzten räthselhaften Bildes an die Hand zu geben vermochte.

Obwohl Skeptiker durch und durch, und jeden Glauben als einen Mangel an positivem Wissen im Stillen belächelnd, vermochte er dennoch nicht, sich einer Art abergläubigen Erstaunens zu erwehren und alle Gründe der Sophistik, welche er gegen dieses ihm bisher total unbekannte Gefühl ins Feld zu führen bemüht war, prallten ab wie eine leichte Flintenkugel an zolldickem Panzer. — Konnte er sich auch keine Rechenschaft geben über das Wie und Warum seiner im höchsten Grade aufgestachelten Neugierde, eines stand fest in seiner Ueberzeugung, Amina hatte sicherlich mit jenen sonderbaren Zahlengruppen kein leeres Spiel getrieben, sie mußten etwas zu bedeuten haben.

Es graute der Morgen und das Räthsel war noch immer ungelöst. Da fiel es plötzlich dem emsigen Grübler, der bereits die Schweißtropfen von seiner Stirne herabperlen sah, ein, mit den je drei Jahreszahlen, welche offenbar zu 1830 und 1852 in einer inneren mystischen Beziehung standen, eine „Frontveränderung" vorzunehmen. Er

machte daher auf einem Stückchen Papier folgende Zusammenstellung:

Ludwig Philipp,
bestieg den Thron im Jahr:

	1830		1830		1830
Er ist geboren	1 7 7 3	Geburtsjahr seiner Gemahlin der Königin Marie Amalie	1 7 8 2	Vermählt hat er sich	1 8 0 9
Gibt . . .	1848		1848		1848, also das Jahr seiner Vertreibung als Summe.

Ludwig Napoleon,
bestieg als Kaiser den Thron:

	1852		1852		1852
Er ist geboren	1 8 0 8	Geburtsjahr der Kaiserin Eugenie	1 8 2 6	Vermählt hat er sich	1 8 5 3
Gibt . . .	1869		1869		1869

„Bei allen Donnerwettern!“ rief der Mann, als er zu diesem Resultate gelangt war, freudig erschreckt vom Stuhle aufspringend, „sollte es wirklich möglich sein, oder wäre es bloßer Zufall? Wie! nur mehr vier Jahre hätte ich zu warten, um meine große Rolle anzutreten? Ha! Amina, wer bist Du, daß Du in den tiefsten Tiefen meiner Seele zu lesen vermochtest, wie kamst Du dazu, meine zweite Frage so zu beantworten? Ich muß Dich sehen, ich muß von Dir Näheres wissen! — Meine Ehre, mein Ansehen, meine Zukunft steht auf dem Spiele, denn alles dieses hältst Du in Deinen Händen, und eine fürchterliche Ahnung beschleicht mein Herz, daß Du Dich zum Dämon meines Daseins aufgeworfen. Wohlan denn, ich nehme ihn an, diesen Kampf auf's Messer, aber wehe, wehe Dir, wenn ich Sieger bleibe.“

Mit zitternder Hand warf der Sprecher einige Zeilen auf ein Blatt Papier und versiegelte dasselbe; dann schellte er nach einem Diener.

„Schnell diese Ordre auf die Hauptwache! Spute Dich, wenn Dir Dein Leben lieb!“ lautete der kurze Befehl, der mit hohler, fürchterlich ernst klingender Stimme gegeben wurde.

Aber fast in Raserei verfiel der Mann, als eine Stunde später ein Rittmeister von den Chasseurs staubbedeckt und schweißtriefend mit der Meldung erschien, daß die berühmte egyptische Prophetin, welche seit acht Tagen in den höheren Kreisen Mexikos so großes Aufsehen erregt hatte, seit vier Uhr Morgens aus Santa Anita spurlos verschwunden sei. Einige Fischer behaupteten zwar, daß man die Hexe mit ihrer Tochter, einem etwa achtzehn Jahre alten, wunderschönen Mädchen, von zwei arabischen Dienern, ihren Landsleuten, begleitet, gegen fünf Uhr ein indianisches Boot auf dem Texcuco-See habe besteigen sehen. Wohin aber dieses Boot seine Richtung nahm, könne Niemand angeben, da es noch stockfinstere Nacht gewesen. — In der That blieben auch alle späteren Nachforschungen gänzlich erfolglos, obwohl es zur Erzielung eines Resultates den ausgesandten französischen Agenten weder an Eifer, noch an Umsicht, noch an Mitteln aller Art gebrach.

V.

Sechzehn Jahre zuvor.

Der schon im Jahre 1834 begonnene Hader zwischen Mexiko und den nordamerikanischen Staaten um den Besitz Texas war endlich am 29. Mai 1848 von dem zu Querétaro tagenden mexikanischen Congresse unter dem Vorsitze des zum Präsidenten wieder gewählten Generals Herrera definitiv geschlichtet worden. Die Republik Mexiko trat nämlich mit einem einzigen Federzuge ihrem siegreichen Gegner für alle Zeiten ein Gebiet von mehr als 30.000 Quadratmeilen ab, und zwar Texas, Neu-Mexiko und Neu-Californien, welch' letzteres alsbald durch seine Goldlager einen Weltruf erlangen sollte, und durch die eben im Baue begriffene, New-York mit San-Francisco in directe Verbindung setzende Pacific-Eisenbahn einem weiteren, ungeheueren volkswirthschaftlichen Aufschwunge entgegengeht.

Die fünfzehn Millionen Dollars, welche die vereinigten Staaten an die Republik Mexiko für diese Abtretung zahlten, nebenbei gesagt ein Kaufpreis, ebenso verhältnißmäßig, als wenn Jemand den Trattnerhof in Wien um fünfzehn Gulden erstehen würde, waren so zu sagen a vista in den Taschen einiger mexikanischer Staatsmänner spurlos verschwunden, wodurch die gegründete Hoffnung mit diesem Schandpreise wenigstens das voraussichtliche Deficit der nächsten drei bis vier Jahre zu decken, sich schon bei der am 1. Jänner 1849 in Mexiko stattgehabten Wiedereröffnung des Nationalcongresses als eine vollkommen eitle erwies, denn nicht nur, daß alle Cassen leer waren, machte der Finanzminister noch überdieß die sehr unerfreuliche Mittheilung, es wäre ein Deficit von sieben Millionen Thalern sogleich zu decken.

Zu den Personen, welche bei der Escamotage der vorerwähnten Kriegsentschädigung von fünfzehn Millionen Dollars thatkräftigst mitgewirkt hatten, gehörte auch Don Altamira, welcher damals an Herrera's Seite eine sehr einflußreiche politische Rolle in seinem Vaterlande spielte, und schon damals durch sein väterliches Erbe zu den größten Grundbesitzern zählte. Er hatte jedoch keineswegs zu seiner Zeit das ganz nette Sümmchen von drei Millionen Pesos oder fünfzehn Millionen Francs in der englischen und französischen Bank erliegen; es war vielmehr notorisch, daß Don Altamira im Jahre 1847 sich genöthigt sah, unter sehr drückenden Bedingungen eine Anleihe von 100.000 Pesos aufzunehmen, und für diesen, nach Frankfurter Börsenjargon, „lumpichten" Betrag nicht nur seinen prachtvollen Palast in der Stadt Mexiko, sondern auch eine seiner besten Hacienda's gerichtlich zu verpfänden.

Don Altamira, der zur Zeit des schmachvollen Friedens, welchen Mexiko zu Querétaro geschlossen hatte, etwa dreißig Jahre zählte, befand sich in bester Laune. Was kümmerte es diesen Mann, der so gerne mit seinem Patriotismus groß that, daß sein Vaterland an Ehre, Machtstellung und Ressourcen für alle Zukunft eine unwiderbringliche Einbuße erlitten, was kümmerte es ihn, daß neue, blutige Spaltungen im Innern in der allernächsten Aussicht standen, daß dem Nationalwohlstande eine unheilvolle Wunde geschlagen, der letzte Rest von Arbeitssinn im Volke erstickt wurde, und dieses nun in seiner gänzlichen Demoralisation dem Banditenthume als einem ehrlichen Erwerbszweige das Bürgerrecht verlieh. — Er, der großmaulige Patriot, der noch immer mit Ostentation auf seine schon vor sechs Monaten

längst geheilte Gesichtswunde ein riesiges Pflaster heftete, um an seine Leiden für das Vaterland zu erinnern, besaß keinen Sinn für die Qualen seines Mitmenschen, mochte er auch selbst deren Ursache gewesen sein.

Es darf uns also nicht Wunder nehmen, daß ein so verstockter, durch und durch verrotteter Egoist, wie Don Altamira bei der allgemeinen Consternation und dem fürchterlichen Elende, welches auf den Massen als eine Folge des letzten unglücklichen Krieges lastete, sich, wie gesagt, in köstlichster Laune befand, seit er Millionär auf Kosten des Staatsschatzes geworden. Außerdem gab es noch einen zweiten Grund, der ihn in den Augen der Welt beneidenswerth erscheinen ließ. Endlich, nach fünfjähriger vergeblicher Bemühung, hatte er es denn doch dahin gebracht, daß ihm Señorita Elvira de Guerrero ihre Hand reichte. Mazzaredo, dazumal ein junger Springinsfeld, dem die Uniform eines Dragonerofficiers so prächtig, wie keinen seiner Cameraden in der ganzen Armee am Leibe saß, war sein Nebenbuhler gewesen, jedoch in allen Ehren, wie die ganze Welt zuzugeben sich bemüssigt sah.

Don Altamira, der als Mazzaredo's Jugendfreund galt, und sich immer den Anschein gab, als unterstütze er sogar dessen Bewerbungen bei Elvira, spann jedoch eine sehr feine Intrigue an, welche auf seines Nebenbuhlers höchst flatterhaftem Sinne fußte. Die Berechnungen des jungen Intriguant erwiesen sich als richtig. Señorita Elvira, gekränkt in ihrer Eitelkeit, tödtlich verletzt durch die ihr, wie zufällig, gewordene Enthüllung, daß Mazzaredo neben ihrer Bekanntschaft gleichzeitig noch drei anderen jungen und schönen Creolinen auf Leben und Tod den Hof mache, beschloß sich an dem Untreuen zu rächen. Scheinbar blieb Mazzaredo ihr erster Novio, d. h. nach mexikanischem Sprachgebrauche der Mann, welcher von einer heiratsfähigen Dame ausgezeichnet wird, ohne jedoch hierdurch schon als Bräutigam erklärt zu sein, denn die stumme Ernennung zum Novio gibt dem betreffenden Manne nur die Erlaubniß, sich an der Seite seiner Novia auf der Promenade und im Theater zu zeigen, derselben die Zigarette anzubrennen, ihr mit dem Wedel die Fliegen zu verscheuchen, die neuesten Modebilder zu besorgen, den ganzen Stadtklatsch täglich auszukramen, die Vögel zu füttern, die Blumen zu begießen, das Schoßhündchen zu kämmen, u. s. w. u. s. w., kurz die Rolle eines Leiblakei in schwarzem Frack und Glacéhandschuhen zu spielen, eine Rolle, bei der es eigentlich nur Pflichten, aber gar keine Rechte gibt, ja der arme

Novio muß es sich gefallen lassen, wenn er plötzlich ohne allen Grund mit Kälte zurückgestoßen wird, oder die Novia etwa Lust bekommt, noch zwei oder mehrere Novio's gleichzeitig zu acceptiren. Letzteres gilt durchaus nicht für anstößig, weil, in der Regel wenigstens, auf die Ehre der Novia auch nicht der Schatten von etwas wirklich Unrechten zu fallen pflegt.

Elvira ernannte daher Don Altamira zum Novio Nr. 2. — Der Schlaukopf that, als ob er sich dadurch nichts weniger als entzückt fühle, ja er ging sogar so weit, seinen guten Freund Mazzaredo insgeheim aufzufordern, daß er endlich allen Ernstes um die Hand Elvira's anhalten möge. Mazzaredo aber lachte über eine solche Zumuthung helllaut. Dieser Schmetterling dachte an nichts weniger als an eine dauernde Verbindung und da wenig Chancen vorhanden waren, um bei Elvira etwas Anderes zu erreichen, hatte er schon längst beschlossen, auf eine gute Art sich von ihr gänzlich zurückzuziehen. Er liebäugelte also immer auffallender auch in ihrer Gegenwart mit anderen Damen und trieb es endlich so weit, daß man sich über sein unartiges Benehmen allgemein zu scandalisiren begann.

Elvira, welche ohne es sich gestehen zu wollen, Mazzaredo wirklich liebte, lernte jetzt alle furchtbaren Qualen der Eifersucht kennen, einer Leidenschaft, die, wie ein bekanntes Wortspiel besagt, mit Eifer sucht, was Leiden schafft.

In ihrer Unerfahrenheit und Einfalt hielt die Unglückliche die strikte Nachahmung des Benehmens, welches der Ungetreue zur Schau trug, für das beste Mittel. Auch sie fing also an, scheinbar gegen Mazzaredo immer kälter zu werden und dafür immer auffallender Don Altamira zu bevorzugen. — Der Herr Dragonerofficier ließ sich aber durch dieses Manöver nicht aus der Fassung bringen. Er hielt Elvira's Benehmen wirklich für wahr und hoffte, daß es ihr endlich einmal gefällig sein werde, ihm definitiv den Laufpaß auszufertigen, denn bei der in Mexiko herrschenden Sitte wäre es für einen Mann von Stand und Bildung eine höchst verächtliche, ja infamirende Gemeinheit, in dieser Beziehung die Initiative zu ergreifen.

Da ließ ihm ein Zufall Elvira's wahren Seelenzustand vermuthen. Jetzt war sein Plan mit einem Schlage total geändert, denn jetzt eröffnete sich für den „Don Juan" eine unerwartete Perspective. Es hieß nur die frühere Taktik einfach weiter befolgen, wenn auch aus einem andern Grunde, um Bresche zu schießen und die Capitulation auf Gnade und Ungnade herbeizuführen.

Mazzaredo spielte seine Rolle so gut, daß selbst der gewiegte Heuchler Altamira auf eine falsche Spur gerieth, nämlich sowohl seines Freundes als auch Elvira's äußerliches Benehmen für wahr annahm und er fühlte sich ob seines Nebenbuhlers so wie seines eigenen Erfolges bei Elvira derart sicher, daß er ohne alle Unruhe und Besorgniß eine zweimonatliche Reise von Mexiko nach Tampico in dringenden Geschäften unternahm.

Elvira's Vater, der reiche Kaufmann Rodriguez de Guerrero, besaß eine sehr schöne Villa zu Takubaya nächst Mexiko. — Dahin zogen sich Vater und Tochter zur selben Zeit zurück, als Don Altamira seine ebengedachte Reise antrat. Der alte de Guerrero hatte von jeher dessen Bewerbungen um Elvira sehr gerne gesehen, denn der Mann war äußerst ehrgeizig, von niedriger Herkunft und erst im Laufe der Jahre zu Vermögen gelangt, während Don Altamira's Großeltern Grands von Spanien gewesen und einen tadellosen Stammbaum bis in das achte Jahrhundert zurück aufzuweisen vermochten. Außerdem galt es als gewiß, daß Don Altamira noch eine bedeutende politische Rolle spielen, ja vielleicht gar eines Tages den Präsidentenstuhl einnehmen werde. Dagegen hegte er großen Widerwillen gegen Mazzaredo, obwohl derselbe gleichfalls ein Creole *) vom reinsten Blute war; aber er stammte von bürgerlicher Herkunft und mit seinen Glücksgütern schien es nie zum Besten bestellt zu sein, wenn er auch nicht gerade arm genannt werden konnte. Gemeine Leute wie Guerrero, in deren Hand sich der Bettelstab in eine goldene Wünschelruthe verwandelt

*) Die Bevölkerung Mexiko's gehört drei verschiedenen Hauptracen an, nämlich der kaukasischen, der amerikanischen und der äthiopischen; dabei besteht aber der große, culturhistorisch merkwürdige Umstand, daß, während in den vereinigten Staaten die Urbevölkerung mit der Ausbreitung der weißen Race fortwährend abnimmt, und wahrscheinlich schon binnen einem Jahrhunderte gänzlich untergegangen sein wird, dieselbe in Mexiko seit der Eroberung des Landes durch die Spanier sich nicht allein erhalten, sondern auch in demselben Verhältnisse, wie die europäischen Einwanderer vermehrt hat, so daß, zur Stunde wenigstens, drei Fünftheile der Bevölkerung aus Indianern unvermischten Blutes besteht. Nächst den Indianern sind ihre Mischlinge mit den Weißen am zahlreichsten. Nach den bisherigen besten Schätzungen rechnet man:

Indianer	4,800.000
Weiße	1,004.000
Mischlinge	2,190.000
Neger	6.000
Zusammen	8,000.000

hat, wollen mit ihren Kindern immer über ihren Stand weit hinaus und dieser sonderbare aërostatische Trieb findet sich, gleichsam als ob er auf einem nothwendigen, allgemeinen Naturgesetze beruhe, ebenso gut in der neuen Welt, ja sogar in dem durch und durch demokratischen Nordamerika, als in unserem wurmstichigen, altersschwachen Europa, dieser physisch und moralisch siechen Coquette, welche ein zweites Mal zu entführen Jupiter kaum die Lust verspüren dürfte.

Mazzaredo, dienstliche Verhinderung vorschützend, ließ sich in Takubaya gar nie sehen. Altamira's Rückkehr stand binnen wenigen Tagen zu erwarten. Der alte Guerrero drängte immer unleidlicher, daß Elvira sich laut für Altamira ausspreche, daß die Vermählung ehebaldigst stattfinde.

Elvira's Kummer wuchs von Tag zu Tag mit ihrer Liebe zu Mazzaredo. Ihre Sehnsucht ihn wiederzusehen, wurde endlich so heftig, daß sie, das sonst so zag- und tugendhafte Mädchen, zu dem Entschlusse gelangte, eine Begegnung mit dem Treulosen um jeden Preis herbeizuführen. Ihre mehrjährige Dienerin, die Mulattin Anita, auf deren Verschwiegenheit sie sich verlassen zu können meinte, und deren Geliebter, der Neger Basileo, ein verschmitzter Bursche, wurden in das Vertrauen gezogen.

Basileo sollte ein Billet-doux an Mazzaredo überbringen und Anita ihre Herrin um die Mitternachtstunde in das Boschetto im Parke, dem Orte des Rendezvous, begleiten. Elvira wollte nichts als aus Mazzaredo's eigenem Mund vernehmen, als bestimmt vernehmen, ob er wirklich eine andere liebe, ob er wirklich für sie verloren sei. Mit verzweifelter Kraft, gleich einer Ertrinkenden, klammerte sie sich an die Hoffnung an, daß Mazzaredo sie seiner Liebe versichern, sich als ihr Bräutigam erklären werde. Was dann geschah, war ihr gleichgiltig; sie fühlte sich bereit noch heute Nacht mit dem Manne ihres Herzens dem Zorne ihres Vaters und den Nachstellungen des ihr so tief verhaßten Don Altamira zu entfliehen.

Mazzaredo fand sich pünktlich um die zwölfte Nachtstunde in

Die eingebornen Weißen, von reiner europäischer Abstammung heißen Creolen, die Mischlinge von Weißen und Indianern Mestizen, von Weißen und Negern Mulatten, von Indianern und Negern Zambos auch Chinos, in Brasilien Aribocos genannt. Dies sind die Hauptarten. In Lima unterscheidet man gesetzlich im Ganzen 22 Unterarten, deren jede eine eigene Bezeichnung trägt, wie z. B. Cabern, Zambaigos, Coyoten, Cholos u. s. w.

Takubaya ein. Basileo erwartete ihn an einem Seitenpförtchen und ließ ihn ein. — Anita stellte sich auf die Lauer, von den Liebenden im Boschetto nur durch eine Laube getrennt, während Basileo etwa zwanzig Schritte davon in der dichten Allee geräuschlosen Trittes auf und ab schritt.

Der gewissenlose „Don Juan" nahm nicht den mindesten Anstand, auf der armen Elvira Intentionen einzugehen; er hatte es ja schon seit Monaten berechnet und vorausgesehen, daß es so kommen werde. Er geizte nicht mit Schwüren ewiger Treue, klagte bitter über die Zurücksetzung, die er Altamira gegenüber erdulden gemußt; sodann schilderte er mit lyrischem Schwunge die Qualen seiner Eifersucht, und schließlich stellte er seine Galanterien gegen andere Damen, als einen Akt der Verzweiflung, als einen Selbstmord seines Herzens dar.

Die arme, unerfahrene Elvira glaubte alles, sie glaubte es ja so gerne, weil es so sehr mit ihren Wünschen und Hoffnungen im Einklange stand. Die Liebe machte sie derart blind, daß sie nicht einmal Argwohn schöpfte, als Mazzaredo ihr Verlangen zu fliehen, noch heute zu fliehen, auffallend kühl entgegen nahm, und ihr mit Vernunftgründen zu antworten suchte.

Als Elvira immer dringender wurde, als sie von Altamira's naher Rückkunft sprach, als sie weinend ihre Befürchtungen aussprach, daß es übermorgen schon zu spät zur Flucht sein dürfte, welche heute doch so leicht möglich wäre, tröstete sie Mazzaredo auf morgen. Morgen wolle er gewiß wiederkommen, er habe bis dahin noch manches zu schlichten, Geld aufzutreiben, für sich und Elvira Pässe auf fremden Namen zu besorgen u. s. w.

Diesen Gründen mußte sich das arme Mädchen fügen. — Fast zwei Stunden hatte das Rendezvous bereits gedauert.

Zu Tod erschrocken fuhren plötzlich Mazzaredo und Elvira zusammen. Ein sonderbares Geräusch ließ sich im Gebüsche vernehmen. — Elvira stürzte fort nach dem Wohnhause zu, während Mazzaredo, ohne Basileo's Pförtnerdienste zu beanspruchen, über die nahe Gartenmauer ins Freie hinweg setzte.

Einige Minuten später kroch ein Mann, der einen langen dunklen Talar, und an den Füßen Sandalen trug, aus dem Gebüsche hervor, woselbst das die Liebenden so sehr erschreckende Geräusch hörbar geworden war. — Den Kopf verhüllte die Kapuze seines dunkelbraunen

Gewandes. Obwohl wir deßhalb nur wenig von seinen Gesichtszügen wahrzunehmen im Stande sind, erkennen wir dennoch sogleich, daß wir keinen Creolen, sondern einen Mestizen vor uns haben, denn der indianische Typus seiner Mutter ist deutlich ausgeprägt in der länglichen Gesichtsform, in den starken Backenknochen, in den etwas schief geschnittenen Augen, so wie den nach oben gezogenen Lidern. Ueberdieß schwindet der letzte Zweifel an seine gemischte Abstammung, sobald wir seinen Gang beobachten. Bei den wenigen Schritten, die er auf Anita zu macht, welche ihrer Herrin nicht gefolgt, sondern ganz ruhig stehen geblieben war, setzt er seine Füße gerade vor sich hin, ohne die Fußsohlen auch nur um eine Linie nach aus- oder einwärts zu lenken, wodurch die Bewegung seines Körpers den Charakter des schleppenden, des schwermüthigen erhält. Diese sonderbare Gangart ist den Indianern aller Stämme, von den Eisküsten Labradors im hohen Norden bis hinab nach Patagonien mehr oder minder eigen. Sie ist offenbar keine bloße Angewöhnung, sondern eine in der Musculatur und dem Baue der Schenkel begründete Nothwendigkeit, deren streng wissenschaftliche Aufklärung noch immer des Anatomen harrt.

Die Mulattin küßte demuthsvoll beide Hände des Mestizen, welcher ihr sodann ein silbernes Muttergotteskreuz an die Lippen legte.

„Sei gebenedeit, meine Tochter!“ sprach der Mann salbungsvoll, wobei er sich eines indianischen Dialektes, deren in Mexiko über vierzig gesprochen werden, bediente, „sei gebenedeit und die heilige Jungfrau lohne es Dir, daß Du mich benachrichtigt hast hierher zu kommen. Jetzt aber sputet Euch in Euere Kammern; in einer halben Stunde werde ich an der Straßenpforte Einlaß begehren, um Don Guerrero zu sprechen. Geht, geht!“ — Der Neger Basileo, welcher inzwischen gleichfalls hinzugetreten war und dem Mestizen seine Ehrfurcht bezeugt hatte, verschwand augenblicklich mit Anita.

Als diese Beiden sich entfernt hatten, schlich der Mann in der Kutte langsam auf das Wohnhaus zu. Da seine Sandalen auf dem Kies, womit der Weg bestreut war, ein lautes Knistern verursachten, trat er auf die Wiese und wand sich zwischen den prachtvollen Blumenbeeten hindurch. Ganz in der Nähe des zweistöckigen Wohngebäudes stand eine junge schlanke Cypresse, deren Wipfel weit über das flache Dach hinwegreichte.

Mit affenartiger Behendigkeit kletterte der Mestize diesen Baum hinan, bis er mit dem zweiten Stockwerke die gleiche Höhe erreicht hatte.

Sein dunkles schwarzes Auge loderte unheimlich vor bestialischer Gier, als er von seinem Standpunkte aus jetzt in Elvira's Gemach blickte. Das arme Mädchen, sich völlig unbelauscht wähnend, hatte die Fenster nicht geschlossen. In der Mitte des Gemaches stand eine Lampe auf einem Schreibtische. Die Nacht war schwül und in dem Innern Elvira's gährte und kochte es überdieß. Kein Wunder, daß sie also das möglichst leichte Costume gewählt hatte und ihre schönen üppigen Formen sich fast gänzlich unverhüllt zeigten. Bald schritt sie im Gemache händeringend auf und ab, bald warf sie sich vor das Muttergottesbild neben ihrem Bette auf die Knie nieder, bittend und verzweifelnd nach demselben blickend. Dann, als ob sie nicht würdig sei in der Madonna reine, himmlische Züge zu blicken, sprang sie auf und eilte zu ihrem Schreibtische mit bebender Hand einige Zeilen hinkritzelnd.

Die Stirnader des unheimlichen Beobachters, der wie ein Eichhörnchen zwischen den Zweigen hing, schwoll immer mehr, sein Athem wurde keuchend und Fieberfrost begann seine Glieder zu schütteln, obwohl er seinen Körper in Schweiß gebadet fühlte. Das thierische Verlangen, das Elvira's Anblick in ihm erregte, raubte ihm beinahe alle Besinnung.

„Fort, fort," preßte er aus halb erstickter Kehle, „oder ich verliere die Kraft mich hier länger festzuhalten." — Um den Bann zu brechen, der ihn beherrschte, schloß er die Augen und rutschte blind den glatten Baumstamm hinab.

Obwohl der Mann jung und sehr kräftig war, in welch' letzterer Beziehung seine Leistung im Klettern Zeugniß gab, hatte ihn dennoch sein Sinnentaumel derart bewältigt, daß er sich der ganzen Länge nach auf den weichen grünen Rasen am Fuße des Baumes fallen ließ.

Als er nach einigen Minuten seine Fassung wieder gewonnen, raffte er sich mühsam auf und wankte um das Gebäude, das inmitten des Gartens stand, herum zur großen Pforte.

Basileo, der ihn hier bereits erwartete, ließ ihn ein und meldete seinen Besuch Don Guerrero, welcher bereits seit mehreren Stunden schlief. Die Morgendämmerung begann zu grauen.

Erstaunt rieb sich der geweckte Schläfer die Augen, als er seinen Gewissensrath so zeitlich und unerwartet bei sich eintreten sah. Aber alsbald verwandelte sich sein Erstaunen in maßlose Wuth, als der Mestize ihm umständlichst alles, alles mitgetheilt hatte, was heute Nacht in der bewußten Laube vor sich gegangen war.

Guerrero's Hausfreund und intimer Vertrauter hatte alle Mühe, um den erzürnten Vater wenigstens so weit zu besänftigen, daß er von seinem ersten Entschluße: sein eigenes Kind eigenhändig zu ermorden, abstand. —

Schließlich leistete Guerrero auf seines Beichtigers Andringen sogar bei der heiligen Maria von Guadaloupe den feierlichen Schwur, daß er Elvira kein Leid zufügen wolle, falls sie sich seinen väterlichen Befehlen füge.

Der Mestize, jetzt beruhigt, weil er wußte, daß Guerrero diesen Schwur halten werde, entfernte sich endlich gegen die siebente Morgenstunde aus dem Hause. Basileo erhielt von Guerrero den strengsten Befehl Niemanden mitzutheilen, daß Vater Teofilo hier gewesen. Guerrero meinte nämlich, daß Basileo und Anita von dem unglückseligen Rendezvous gar keine Kenntniß hätten, denn der Mestize verschwieg wohlweislich selbst die leiseste Andeutung über die Hauptrolle, welche diese Beiden in der Intrigue gespielt, sowie wir überhaupt nicht darauf schwören möchten, daß Teofilo wirklich seinem geistigen Mündel in all und jedem die reine, lautere Wahrheit mitgetheilt habe.

Gegen zehn Uhr Morgens stieg Guerrero, der im ersten Stockwerke wohnte, die Treppe hinan, welche zu den Gemächern seiner Tochter führte. —

Elvira, welche noch immer kein Auge geschloſſen hatte, fuhr zitternd zusammen, als sie in das Antlitz ihres sonst so nachsichtigen, ja apathischen Vaters blickte. Finstere, unheilvolle Wolken lagerten auf seiner Stirne. Ohne ein Wort zu sprechen legte er zwei Pistolen, deren Hähne bereits gespannt waren, auf den Tisch.

„Ungerathenes, ehrloses Kind!“ brach endlich der Zürnende los, „ich weiß Alles, ich brauche kein Geständniß; ich fordere jetzt nur Gehorsam, oder hier zur Stelle soll Dein Blut die Dielen dieses Bodens tränken.“

Mit einem Schrei sank Elvira in die Knie. Keines Wortes fähig, streckte sie stumm flehend die Hände ihrem Vater entgegen.

„Willst Du Don Altamira ehelichen oder nicht!“ frug nun Guerrero mit fürchterlichem Ernste, langte nach einer der Pistolen und richtete mit fester, sicherer Hand den Lauf nach Elvira's Stirne.

Elvira wurde ohnmächtig. Anita eilte herbei und leistete ihrer Herrin die nöthige Hilfe. — Guerrero legte jetzt zwar wieder die Mordwaffe bei Seite, aber kalt, theilnahmslos rührte er sich nicht vom

Flecke. Eine halbe Stunde später kam das arme, unglückliche Mädchen wieder zu sich. Ein unversiegbarer Thränenstrom entstürzte ihren schönen Augen und befeuchtete die Todtenblässe ihrer zarten Wangen.

Guerrero trat jetzt zu einem Fenster, das auf die Straße nach Chapultepec ging, und blickte sinnend hinaus.

„Basileo!“ rief er nach einer Weile in den Hof hinab, „siehe nach, was jener Hund von einem Indianer will. Der Strolch schleicht sehr verdächtig auf und ab; es scheint, daß er eine Absicht hat —“

Basileo eilte davon. Der Indianer ergriff die Flucht; für den Neger Grund genug, ihn zu verfolgen. Nachdem die Jagd querfeldein eine Viertelstunde gedauert, blieb die Rothhaut stehen.

„Wie heißt Du?“ frug der Indianer ruhig, dessen Lungenflügeln durch den rasenden Lauf nicht im mindesten echauffirt worden waren.

„Was geht das Dich an, Du Kupferschlange?“ erwiderte der Neger hochmüthig mit dem stolzen Selbstbewußtsein eines Königssohnes, der er wirklich war, wenn auch nur aus Congo.

„Aber den Vater Teofilo!“ bemerkte kurz der Gescholtene.

„Das ist etwas anderes!“ rief der Neger lebhaft und geschmeidig, „Basileo ist mein Name.“

„Die Losung?“

„Tampico!“

„Gut,“ sagte der Indianer, „hier ein Brief für Señorita Elvira, aber mache, daß er ja gewiß ihrem Vater in die Hände fällt!“

Ohne weiter ein Wort zu wechseln, trennten sich Beide. Der Indianer schlug den Weg nach Hause, nämlich nach dem Indianerdörfchen Chiko, wo auch Vater Teofilo domicilirte, ein, während der Neger nach der Villa Guerrero zurückkehrte.

„Nun, was hat's gegeben?“ frug Guerrero, der noch immer im Zimmer seiner Tochter sich befand, als der Neger, seinem Winke folgend, daselbst eintrat.

Basileo that auffallend verlegen, gab ausweichende Antworten, und schließlich spielte er hinter seinem Rücken mit dem Briefchen, das ihm der Indianer gegeben.

Elvira, welche von ihrem Lager einen Blick nach dem von ihr nur zwei Schritte entfernten Basileo geworfen, stieß einen leich-

ten Schrei aus; sie hatte Mazzaredo's Handschrift auf der Adresse erkannte.

„Bursche!" schrie Guerrero zornig und packte den Neger mit beiden Händen bei dessen Wollschädel, denselben derb schüttelnd, „was gibt es da für Heimlichkeiten, heraus mit der Sprache, oder ich erwürge Dich, Du schwarzes Scheusal!"

„Nichts, Señor, nichts!" heulte Basileo, und schleuderte geschickt das Billet-doux auf Elvira's Bett.

Don Guerrero, der ehemalige Zimmermann auf einem Sclavenschiffe, stand noch im besten Mannesalter und führte eine sehr kräftige Faust. Basileo, der Sclave, der sich den bestehenden Gesetzen gemäß, bei Todesstrafe, ohne den mindesten Widerstand zu leisten, von seinem Herrn nach Belieben mißhandeln lassen mußte, würde jetzt wohl sehr übel weggekommen sein, wenn nicht ein geller, herzzerreißender Schrei Elvira's, welcher sogar des rohen Guerrero's Nerven erschütterte, dessen brutalem Wuthausbruche ein Ende gemacht hätte.

Die Augen geschlossen, den Mund noch von ihrem Aufschreie offen, lag das bedauernswürdige Kind, wie vom Starrkrampfe befallen, leblos dahin. Das Briefchen, welches dem Neger einen so schmerzreichen Botenlohn eingetragen, war ihrer Hand entfallen und lag auf dem Boden.

Hastig hob es Guerrero auf. Er las Folgendes:

„Theure Elvira!

„Ich könnte es unmöglich über mein Herz bringen, einem alten Vater sein einziges Kind zu entführen und Dich zu einem Diebstahl an seinem Eigenthume zu verleiten, denn bei meinem geringen Vermögen wärest Du gezwungen, an Gold und Juwelen zusammenzuraffen, was Dir unter die Hände kommt, sollten wir überhaupt standesgemäß leben können.

„Der Traum, welchen wir heute Nacht mit einander verlebt, wird mir ewig unvergeßlich sein; suche auch Du in dieser süßen Erinnerung einen Trost für die Trennung, welche für uns Beide eine Nothwendigkeit geworden. Mache Don Altamira so glücklich, als Du es vermagst. Wenn Du diese Zeilen erhälst, bin ich bereits auf der Reise nach Veracruz, um mich nach der Halbinsel Yucatan einzuschiffen, wohin ich um meine Uebersetzung zu einem anderen Regimente gebeten habe. — Lebe wohl, theure Elvira, und

mögen Dich nie gereuen jene zwei kurzen Stunden, in denen Du so glücklich gemacht Deinen Freund

Manuel de Mazzaredo."

Mexiko, 12. August 1848.

Guerrero, der aus Ehrgeiz herzlose Vater, schmunzelte vergnügt über diesen schnöden Absagebrief. Seine Laune wurde im Handumkehren eine so heitere, daß er in seine Tasche griff und dem Neger ungeschaut eine Hand voll Pesos zuwarf.

Dann trat er an das Lager Elvira's, welche wieder etwas zu sich gekommen war.

„Nun?" sagte er trocken, und wies mit höhnischer Geberde auf das Schreiben Mezzaredo's, das er in der Hand hielt.

Elvira's Thränen waren versiegt; ihre Augen rollten wild umher, ihre Lippen bebten vor Entrüstung, und stürmisch hob sich ihr voller, schöner Busen.

„Mazzaredo ist ein Elender!" rief sie endlich mit Verachtung. „Vater! Thun Sie mit mir, was Sie wollen; von dieser Stunde an habe ich keinen Willen mehr!"

„Wohl Dir, daß Du Vernunft annimmst," sagte Guerrero ruhig, „wenn es Dir mit Deinem Gehorsam ernst ist, wirst Du morgen Früh sechs Uhr bereit sein, mit mir in den Wagen zu steigen und Deinem Bräutigame Don Altamira bis San Cristobal entgegen zu fahren. Wie sein gestriger Brief besagt, trifft er dort zur Mittagsruhe zuverlässig ein."

„Wir werden nach San Cristobal fahren," entgegnete Elvira rasch mit Heftigkeit, „und sollte ich auch dort als Leiche anlangen — was mir am liebsten wäre," setzte sie leise murmelnd bei.

Acht Tage später feierte Don Altamira auf die prunkvollste Weise seine Hochzeit mit Señorita Elvira de Guerrero.

Bräutigam und Brautvater schwelgten an diesem Tage in den wonnigsten Gefühlen. Letzterer, weil er seinen Ehrgeiz befriedigt sah, ersterer, weil es ihm gelungen war, Mazzaredo, den berüchtigten Herzensbrecher, bei dem schönsten und liebenswürdigsten weiblichen Wesen, welches damals ganz Mexiko aufzuweisen hatte, total aus dem Felde geschlagen, ja sogar, wie er vermeinte, schimpflich in die Flucht gejagt zu haben. — Denn so und nicht anders faßte der sonst so schlaue und mißtrauische Intriguant, welcher sich schon „sechzehn

Jahre zuvor" zu Gunsten seines Säckels als „vielseitiger Diplomat" bewährt hatte, Mazzaredo's schleunige Abreise nach dem weit entfernten Yucatan auf.

VI.

Ein entlarvtes Scheusal.

Drei Vierteljahre sind verflossen seit Elvira die Gemahlin Don Altamira's geworden. Wir befinden uns im Sommer des Jahres 1849. Höchst erquickend weht ein sanftes Lüftchen über Takubaya, doppelt erquickend nach der großen Hitze des heutigen Tages. — Es ist gegen neun Uhr Abends.

In träumerisches Sinnen verloren wandelt Elvira, in jenem Parke, welchen wir bereits kennen gelernt, auf und ab. Sie trägt Trauerkleider. Ihr Vater war vor zwei Monaten gestorben. Der alte Schiffszimmermann und Ex-Sklavenhändler, der von jeher gerne den geistigen Getränken zugesprochen, brachte in letzterer Zeit, nämlich seit er seinen Ehrgeiz durch die Verehlichung Elvira's mit dem Enkel eines Grand von Spanien befriedigt hatte, vor lauter stillem Vergnügen die Rhumflasche fast gar nicht mehr vom Munde und so kam es, daß er mit Beginn der heißen Jahreszeit eines schönen Tages vom Schlagflusse getroffen todt zusammenbrach, und zwar inmitten eines Toastes, welchen er mit dem Glase in der Hand auf seinen in längstens zwei Monaten zu erwartenden Enkel eben ausbringen wollte.

Dieser Todesfall hatte im Gefolge, daß Don Altamira, als Elvira's Gatte der Universalerbe von Guerrero's bedeutendem Vermögen, sich zu dessen Bergung und Sicherstellung ohne Verzug nach Tampico und Veracruz begeben mußte, von wo er nunmehr täglich in Mexiko erwartet wurde.

Elvira hatte bisher den prachtvollen Palast Altamira's in der Hauptstadt noch gar nie bewohnt. In der Villa zu Takubaya, wo sie geboren und erzogen worden war, wo auch ihre gute, vor drei Jahren verstorbene Mutter sich so heimisch gefühlt, gefiel es ihr weit besser als in dem großen, massiven und prachtvollen, aber düsteren, kloster-

artigen Gebäude, das Don Altamira's Großvater gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in einer seiner vicekönigl ichen Würde wahrhaft entsprechenden Weise, nächst der Alameda in Mexiko, als seinen und seiner Nachkommen künftigen Familiensitz erbauen gelassen.

Unwillkürlich lenkten sich Elvira's Schritte auch heute wie alle Tage nach jenem Boschetto am Ende des Parkes, wo sie Mazzaredo zum letzten Male gesehen und zwei kurze Stunden in einer ihr bis dahin unbekannten Seligkeit verlebt hatte.

Die Mulattin Anita folgte ihr auf dem Fuße überall hin nach und mit gewohnter Demuth und rastloser Aufmerksamkeit war sie des leisesten Winkes ihrer Gebieterin gewärtig, denn noch heute Abends hatte der Arzt die Meinung ausgesprochen, daß Elvira's Niederkunft jeden Augenblick eintreten könne.

Welchen Betrachtungen und Erinnerungen mochte sich wohl die junge, schöne, liebreizende Frau hingeben, als sie sinnend auf derselben Bank nachlässig hingelehnt ruhte, wo vor neun Monaten der treulose „Don Juan" zu ihren Füßen auf den Knieen lag, um ihre Gunst flehte und Himmel und Hölle als Zeugen der Unwandelbarkeit seiner glühenden Liebe anrief.

Es nahte bereits die Mitternachtstunde und Elvira befand sich noch immer in dem Boschetto. Zeitweise naschte sie ein wenig von einem köstlichen Ananas, der auf einem silbernen Tellerchen neben ihr auf die Bank von der Mulattin hingestellt worden war. Hell blickte der Vollmond zwischen die Zweige der Cypressen und Pinien hindurch, so hell, daß man sogar in dem Wäldchen selbst, an der Stelle, wo Altamira's Gemahlin ruhte, zu lesen vermocht hätte.

Erschrocken fuhr plötzlich Elvira aus ihrem träumerischen Sinnen empor. Ein langer Schatten war vorübergestreift. Eine Sekunde später stand Padre Teofilo vor ihr.

„Ihr habt mich sehr erschreckt!" rief Elvira, „doch — was führt Euch von Chiko nach Takubaya in so später Stunde?"

„Nichts, als das Verlangen Dich zu sehen, meine Tochter!" entgegnete der Mestize salbungsvollen Tones, und murmelte einen Segen, welchen Elvira andächtig, gesenkten Hauptes und ein Kreuz schlagend anhörte, obwohl sie die lateinischen Floskeln nicht verstand.

„Ich weiß, in welchem Zustande Du Dich befindest," fuhr Teofilo sodann fort, „und der Arzt, den ich diesen Abend sprach, stellt Dir eine schwere Stunde in sehr nahe Aussicht."

Die Vertraulichkeit, mit der Teofilo die Gattin Altamira's behandelte, bot an und für sich nichts auffallendes, denn erstens gehörte er zum Priesterstande, und zweitens hatte er Elvira schon von ihrem achten Jahre an in der Religion unterrichtet, hörte seit jener Zeit ausschließlich ihre Beichte, und genoß überdieß des alten Guerrero Gunst im hohen Grade, da er nicht nur ein guter Gesellschafter, sondern auch, wenn es gerade galt, sich dem ausgepichten Säufer gefällig zu zeigen, ein tüchtiger Zecher war.

Der Mestize ließ sich auf die Bank neben Elvira nieder und ergriff ihre Hand. Seine Brust hob sich auffallend stark und rasch, er gab sich jedoch alle Mühe, ruhig zu erscheinen.

„Und wann erwartest Du Deines Gatten Rückkehr?" begann er nach einer Pause, als er vergeblich durch einige Minuten gewartet, daß Elvira das Gespräch fortsetzen werde.

„Sein letzter Brief läßt mit Zuversicht seine Ankunft morgen Abends erwarten," entgegnete Elvira halb träumerisch, denn ihre Gedanken schweiften in die Ferne, und es stimmte sie die Störung, welche Teofilo's Besuch mit sich brachte, beinahe ärgerlich. Bei der sclavischen Ergebenheit und Ehrfurcht jedoch, welche das weibliche Geschlecht in Mexiko den Priestern ohne Unterschied der Farbe zu zollen für eine der ersten Pflichten der Religion erachtet, würde sich Elvira einer großen Sünde gefürchtet haben, Teofilo gegenüber das leiseste Mißvergnügen über seine Anwesenheit blicken zu lassen.

„Du siehst wohl seiner Heimkehr mit Vergnügen entgegen?" forschte der Mestize weiter und rückte unbemerkt etwas näher an die Seite seines Beichtkindes.

Elvira fuhr leicht zusammen und lispelte:

„Wozu diese Frage von Euch, der doch alle Geheimnisse meines Herzens kennt?"

„Sollst Du wirklich mir nie, nie etwas verschwiegen haben?" inquirirte Teofilo, und verdrehte dabei seine Augen nach oben, und wies mit dem Finger nach dem Firmamente, als wollte er Elvira an die Strafe des Himmels mahnen, falls sie mit einem offenen Bekenntnisse zurückhalten sollte.

„Nicht das mindeste!" entgegnete Elvira bestimmt, und legte dabei betheuernd die Hand auf das Herz.

„Aber Mazzaredo's gedenkst Du noch immer, meine theure Elvira!" rief der Mestize, zugleich fast krampfhaft die Hand der schönen

Frau pressend, die er mit immer glühenderen Blicken betrachtete, u. z. so starr, so unheimlich, daß Altamira's Gattin höchst betroffen von dem Sitze aufstand, und sich nach Anita umsah.

„Bleibe, bleibe," keuchte Teofilo, der nachgerade seine erkünstelte Ruhe und Fassung zu verlieren begann, „bleibe, meine geliebte Elvira, und höre mich."

„Anita, Anita!" schrie Elvira entsetzt, welche plötzlich des Mestizen sonderbares Benehmen zu begreifen anfing, und von einer unnennbaren Angst befallen wurde, denn Teofilo hatte es sogar gewagt, sie um die Mitte des Leibes zu fassen, und auf ihre Stirne einen glühend heißen Kuß zu drücken.

Die gerufene Mulattin schien taub oder nicht mehr in der Nähe zu sein.

„Höre mich, erhöre mich," lallte Teofilo; seine Zähne klapperten, wie vom Fieber ergriffen zitterte sein ganzer Leib und krampfhaft drückte er abermals Elvira an sich.

„Geht, geht!" herrschte ihm diese gebieterisch zu, und mit einer Kraft, welche man ihren zarten Armen kaum zugetraut haben würde, stieß sie den wahnsinnigen Attentäter weit von sich hinweg.

„Nein, tausendmal nein!" knirschte der Mestize, dessen indianisches Blut in einem Grade zu sieden begann, daß er, der durch Jahre seine Begierden mit dem Mantel der Heuchelei zu bedecken vermocht hatte, Willens schien, seiner angebornen Bestialität nunmehr um jeden Preis freien Lauf zu lassen.

„Hilf, heilige Maria, hilf!" betete Elvira in Todesangst, denn Teofilo, der nur wenige Schritte von ihr entfernt stand, krümmte sich wie ein Jaguar vor dem Sprunge nach der Beute.

Ihre Besorgniß war auch nicht ungegründet, denn auf einmal und mit einem Satze stand der Mestize wieder dicht in ihrer Nähe; die Arme weit ausgebreitet, schien er sein Opfer in den nächsten Sekunden umschlingen zu wollen.

Elviras Blick fiel auf die Bank, wo sie zuvor gesessen. Sie näherte sich derselben. Der Mestize, welcher gleich einer Klapperschlange sein erkorenes Opfer anstarrte, bemerkte nicht, daß Elvira vom Sitze einen kleinen Gegenstand aufhob, den sie in der rechten Hand haltend, hinter dem Rücken verbarg.

„Gehorche!" gebot Teofilo mit furchtbarer Wildheit.

„Hinweg, unwürdiges Scheusal!" antwortete Elvira mit Festig-

keit, „hinweg, oder Altamira's Reitpeitsche soll Dich bessere Sitten lehren!"

„Ha ha!" lachte der Mestize roh, „ha ha! Altamira willst Du gegen mich anrufen? Gut, erzähle ihm, was ich heute hier thun will und werde, und ich, ich erzähle ihm, was Du vor neun Monaten hier mit Mazzaredo gethan."

„Elender Verläumder!" schrie Elvira, „Du willst das Geheimniß jener unglückseligen Nacht für Deine Zwecke ausbeuten, Du willst meine Ehre als Altamira's Gattin brandmarken? Wohlan, ich selbst werde ihm alles bekennen. — Pedro wird mir gewiß verzeihen, und so schwer es mir auch fallen mag, so treu, so liebevoll will ich ihm dafür dienen mein ganzes Leben lang, daß er seine Güte, sein Vergessen nie bereuen soll!"

Teofilo knirschte mit den Zähnen, als er sah, daß seine brutale Drohung sehr wenig Eindruck machte. Er hatte offenbar seinen Einfluß auf Elvira weit überschätzt, weil er sie nicht fähig hielt die falsche Scham über ein begangenes Unrecht abzulegen. Ein offenes Geständniß der Gattin dem Gatten gegenüber brach seinem wichtigen Geheimniß die gefährliche Spitze ab, ja er mußte befürchten, daß auch Altamira's Zorn sich sodann gegen ihn allein kehren, ihn vernichten werde.

Der Mestize war also in jedem Falle zu weit gegangen, um umkehren zu können. Die Maske, die er so unvorsichtig abgeworfen, vermochte jetzt nicht, wie seit so vielen Jahren, Elvira zu täuschen. Schimpf und Schande erwarteten ihn, falls es ihm nicht gelang, Altamira's Gattin ewiges Stillschweigen aufzuerlegen, und konnte er dies wohl anders erreichen, als daß er sie zur Mitschuldigen seiner schlimmen Absichten machte?

Schmeicheleien, Bitten, Ueberredung, blieben ganz gewiß vollkommen fruchtlos. Er beschloß also Gewalt anzuwenden. Was konnte hier an dieser Stelle Elvira's Hilferufe nützen, da Anita und Basileo mit ihm einverstanden waren. Dem Mestizen, einem äußerst gewandten und kräftigen Manne zwischen dreißig und vierzig Jahren, mußte es ein Leichtes sein, die wehrlose Widerstrebende nach kurzem Ringkampfe zu besiegen.

Jetzt, wo zu seinen Begierden sich auch der Trieb der Selbsterhaltung gesellte, überkam ihn beinahe eine Raserei. Er stürzte auf Elvira los und seine muskulösen Arme, welche er noch immer weit geöffnet hielt, umklammerten plötzlich Altamira's Gattin.

Aber in demselben Momente taumelte er, einen gellenden Schrei ausstoßend, zurück. Mit der Kraft der Verzweiflung hatte ihm Elvira das kurze jedoch sehr scharfe, spitzige Obstmesser, das sie von der Bank aufgelesen und hinter dem Rücken verborgen gehalten, zwischen den Hals und die linke Schulter fast bis ans Heft hineingestoßen.

Es dürfte hier die Bemerkung sehr am Platze sein, daß wir nichts weniger im Schilde führen als durch diese naturgetreue Schilderung von Teofilos halbwilder Mestizennatur, einer moralisch tief verkommenen Race, deren bestialische Kehrseiten wir noch leider sehr oft auch an vielen anderen Persönlichkeiten unseres Romanes kennen zu lernen Gelegenheit haben werden, etwa der Priesterwürde im Allgemeinen oder gar der Religion nahe zu treten.

Teofilo ist eben nichts anderes und kann auch für nichts anderes gelten als für einen unwürdigen Diener des Herrn, deren es gerade in Mexiko so viele gibt. Letzteren etwas herbe klingenden Ausspruch werden wir übrigens bei verschiedenen Gelegenheiten durch Thatsachen zu erhärten wissen.

Auch in der jungen Mexikanerin war jetzt das heiße Blut des Südens, das Gefühl der Rachsucht erwacht. Mit einer Energie und einem Muthe, deren sie sich selbst nie fähig gehalten, behauptete sie ihren Standplatz und rief, getragen von dem Stolze einer echten Creolin:

„Heran, erbärmlicher Mischling! Ha, jetzt, wo ich das Gewand vergesse, das Du elender Feigling nur entehrst, jetzt sollst Du gezüchtigt werden für Deine unerhörte Frechheit mir gegenüber. Basileo, Anita hierher!“

Die Gerufenen erschienen fast augenblicklich und schienen höchst erstaunt über diese Wendung der Dinge. Zitternd erwarteten sie das Weitere.

Elvira, in ihrem gerechten Zorne, bot einen wundervollen Anblick. Sie, die sonst so harmlos, so sanft, ja fast allzu weich sich gab, schien urplötzlich in eine zürnende Juno verwandelt zu sein.

Den Kopf stolz zurück geworfen, die linke Hand leicht in die Seite gestemmt und die rechte mit gebieterischer Geberde von sich streckend, sagte sie in einem bei ihr ganz ungewöhnlichen rauhen Tone zu Basileo:

„Reiße jenem Schurken das Gewand vom Leibe, das er länger zu tragen nicht würdig ist, verbinde seine Wunde und verwahre ihn dann gefesselt bis zur Heimkehr unseres Gebieters. — Don Altamira wird über das weitere Schicksal dieses Elenden entscheiden!“

Festen Schrittes und vor Entrüstung glühend, schritt die junge Frau auf das Wohngebäude zu. Ein herrischer Wink und Anita folgte ihr alsogleich. Nicht ohne Besorgniß sah sich jedoch die Mulattin öfters um, so lange ihr Geliebter und der Mestize in dem Bereiche ihrer scharfen Augen sich befanden.

Der Neger beeilte sich dem Befehle seiner Gebieterin zu folgen, insoweit derselbe das Verbinden von Teofilo's Wunde betraf. Seinen und des Verwundeten vereinten Bemühungen gelang es auch alsbald, den Blutstrom zu stillen.

Das Auge des Mestizen, welcher unsägliche Schmerzen empfand, loderte unheimlich. Ueber eine Stunde blieb er wie regungslos auf derselben Stelle zusammengekauert. — Basileo saß neben ihm auf dem Boden und betrachtete stumm, aber mit einem unverkennbaren Gemische von Ernst und Ehrfurcht den Vater Teofilo, dessen Gehirn eben einen entsetzlichen Racheplan ausbrütete.

Der Morgen begann bereits zu grauen. Der Mestize, welcher mit seinen Entschlüssen inzwischen in's Reine gekommen war, schnellte vom Boden empor.

Der Neger erhob sich gleichfalls und frug im demuthsvollsten Tone: „Was befiehlt mein ehrwürdiger Vater, daß ich jetzt thun soll?"

„Gehorche dem Befehle Deiner Herrin," erwiderte der Mestize kurz, „gib mir ein anderes Kleid und setze mich gefangen bis zu Don Altamira's Rückkunft!"

Basileo, der als ganz gewiß erwartet hatte, daß er Teofilo zur Flucht verhelfen solle, glaubte nicht recht gehört zu haben. — Erst als der Mestize seinen Befehl sehr ungeduldig wiederholte, schickte er sich an zu gehorchen.

Einige Minuten später befand sich Teofilo in einem wohlvergitterten Gemache, dessen einzige Thüre schwer mit Eisen beschlagen war. Eine sehr große, massive eiserne Casse, welche in einer Ecke halb eingemauert war, ließ errathen, daß der Neger Don Guerrero's ehemalige Schatzkammer als das wohlverwahrteste Local des ganzen Hauses für den freiwilligen Gefangenen zum Arreste ausersehen hatte.

Basileo machte in aller Eile den provisorischen Kerker, welcher seit Guerrero's Tode ganz vernachlässigt worden war, weil Altamira seine Schätze in seinem Palaste in der Stadt für besser geborgen hielt, ganz gut wohnlich, indem er rasch eine Hängematte in der Mitte des Zimmers aufhing, einen Krug mit Wasser, verschiedene

delicate Eßwaaren und endlich auch einige Flaschen echt spanischen Weines herbeischaffte.

Der Mestize, welchen der starke Blutverlust etwas geschwächt hatte, kroch, nachdem er einige Gläser des goldenen Rebensaftes hinabgeschlürft in die Hängematte.

Der dienstfertige Neger brachte ihm nun Zigaretten und schickte sich an, den Ruhenden sanft zu schaukeln. Teofilo's Augen blieben jedoch der Schlaf, so sehr er auch für ihn eine Wohlthat gewesen wäre, hartnäckig ferne.

„Basileo," sagte er endlich, „sieh' nach Deinen übrigen Verrichtungen, die Dir im Hause obliegen. Niemand darf die Beziehungen ahnen, welche zwischen uns herrschen. Darum trachte, daß nach der Speisestunde, wenn alles im Hause der Ruhe pflegt, Du mit Anita ganz unbemerkt hierher gelangst."

Basileo gab durch eine tiefe Verbeugung zu verstehen, daß er unbedingt gehorchen werde und verschwand. Um die begonnene Rolle correct weiter zu spielen, schloß er die Thüre hinter sich ab.

Ungeachtet der großen Schmerzen, welche Teofilo seine nicht ganz unbedenkliche Wunde verursachte, umspielte nach des Negers Entfernung dennoch ein Lächeln seine Lippen und mit dämonischem Behagen ließ er endlich sogar sein Haupt zu einem kurzen Schlummer zurücksinken.

„Ja, ja," murmelte er vor sich hin, „anfänglich wollte ich Dich blos besitzen, jetzt aber dürste ich auch nach Deinem Herzblute. Triumphire nicht zu früh, Du holdes Täubchen. Ganz umsonst hast Du für eine Minute zum scharfkralligen Geier Dich aufgebläht. — Die kluge Schlange wird dennoch Dich umschlingen. — Genuß und Rache sollen jene tiefen Wunden heilen, die der Mordstahl in Deiner Hand meinem Leibe und die giftschwangeren Worte Deiner Lippen meiner Seele beigebracht. Stolze Creolin! Wehe, wehe Dir und dem Kinde, das Du unter Deinem Herzen trägst! Du, die Du mit Verachtung auf mich, den Mischling, herabgesehen, Du sollst meine Sclavin werden und die Peitsche mit der Du mir gedroht, soll erbarmungslos auf Deine schönen Schultern niederfallen, wenn Du es je wagst, dem leisesten meiner Wünsche zu trotzen. Und in meiner Gewalt wirst Du sein für immer, ehe dreimal vierundzwanzig Stunden vergehen!" — — —

VII.

Des Mestizen Rache.

Genau zur Stunde, für welche er seine Ankunft brieflich vorhergemeldet, war Don Altamira, von Veracruz kommend, in der Hauptstadt mit der damals erst seit Kurzem eingeführten Diligence eingetroffen und in seinem schon öfters erwähnten Palaste nächst der Alameda abgestiegen.

Obwohl der junge Ehemann von der beschwerlichen Reise sich sehr ermüdet fühlte, gönnte er sich dennoch keinen Augenblick der Ruhe, sondern befahl sogleich sein Lieblingspferd, den prächtigen Hengst „El rayo“ (der Blitzstrahl), zu satteln. Während dies geschah, kleidete sich Altamira vom Kopfe bis zu den Füßen um. Auf der Reise im Wagen hatte er die gewöhnliche französische Kleidung getragen, welche zu dem nationalen Zaum und Sattelzeuge seines Rosses durchaus nicht gepaßt haben würde, denn der verhältnißmäßig sehr schwere Sattel ist stets reich mit Gold und Silber gestickt und am vorderen Knopfe und an der Rücklehne verschwenderisch mit Silber beschlagen. Bunte seidene Schnüre bilden die Zügel. Die Sarape (der Mantel) ist stets hinter die auffallend hohe Sattellehne geschnallt. Ein Bocksfell, welches die Croupe des Pferdes bedeckt, hängt mitunter übermäßig lang herab. Der am Sattelknopf befestigte Lasso fehlt in der Regel auch bei bloßen Spazierritten nicht. — Zu dieser pittoresken oder besser gesagt bizarren Ausrüstung des mexikanischen Reitpferdes würden sich Pantalons, Frack und Cylinder geradezu lächerlich ausnehmen, während der große, lichte, mit Goldschnüren verzierte Hut, Sombrero genannt, welcher so breit ist, daß er die Schultern überragt, dann die dunkle Jacke mit den vielen kleinen Silberknöpfen, endlich die reich in Gold und Silber gestickten Zapateros, welche über das gewöhnliche Beinkleid gezogen von unten nur über das Knie reichen, das harmonische Ensemble einer höchst malerischen Reitergestalt ergeben.

Don Altamira nahm sich, als seine Umkleidung bewerkstelligt war, kaum Zeit einen kleinen Imbiß zu genießen, obwohl das Mittags-

mahl in Ayotla eben so schmal als schlecht ausgefallen war. Soweit ein Egoist vom reinsten Wasser, gleich Altamira, den erhabenen Gefühlen einer wahren Liebe zugänglich zu sein vermag, empfand er wirklich eine große Neigung für Elvira, welche auch ihrerseits sich endlich in ihr Loos gefunden zu haben schien und sich aus allen Kräften Mühe gab, die zahllosen und meist sehr sinnig gewählten Aufmerksamkeiten und Galanterien ihres Mannes durch wohlwollende Blicke, durch schlichte, aber aufrichtig gemeinte Dankesworte und durch ein stets offenes, wahrhaft freundschaftliches Benehmen zu erwidern und zu vergelten, wenngleich es ihrem geraden Sinne widerstrebte, dabei etwa je eine Gefühlswärme oder eine Gefühlsinnigkeit zu heucheln, welche ihr, bis zur Stunde wenigstens, ihrem Gemahle gegenüber fremd geblieben waren. Altamira stellte sich damit vorläufig zufrieden, da er doch deutlich sah, wie er von Monat zu Monat in der Neigung seiner Gattin wesentliche Fortschritte machte. Heute insbesonders, wo er nicht nur nach vollen zwei Monaten Elvira wiedersehen, sondern auch vielleicht zu Takubaya bereits einen kleinen Stammhalter seiner Familie vorfand, — die letzte vor einer Stunde im Palaste eingetroffene Nachricht hatte gelautet, daß Altamira's Gattin schon seit Mittags in den Wehen liege, — zitterte er vor Freude über das bevorstehende Wiedersehen und el Rayo durfte sich darauf gefaßt machen, den ganzen Weg nach der Villa im gestreckten Galopp zurückzulegen.

In diesem Augenblicke würde er, der ehrgeizige und geldgierige Intriguant, den Präsidentenstuhl ausgeschlagen, eine Million Piaster mit dem Fuße von sich gestoßen haben, wäre dies der Preis gewesen, um welchen er etwa seinen Ritt auch nur um eine Stunde verzögern sollte. —

Es ist daher sehr erklärlich, daß er fast in Zorn gerieth, als in dem Momente, wo er eben im Begriffe stand aus dem Antichambre auf die breite Marmortreppe hinauszutreten um seinen edlen, bereits ungeduldig strampfenden Hengst zu besteigen, ein Diener hastig ihm den Weg vertrat und auf einem silbernen Teller einen Brief präsentirte.

„Auf mein Pult!“ rief er mürrisch und wollte weiter eilen; der Boden brannte unter seinen Füßen.

„Excellencia!“ entgegnete der Diener seinem Herrn nacheilend, „das Schreiben ist als höchst dringlich bezeichnet und der mir unbekannte Bote hat ausdrücklich beigefügt, daß es unsere gnädigste Señora betreffe.“

Altamira blieb wie gebannt stehen, als er die letzten Worte vernahm, langte nach dem Briefe und öffnete hastig das Couvert, welches er ohne Adresse oder Siegel zu beachten, zu Boden warf.

Todtenblässe überzog Altamira's Antlitz als er flüchtig die beiden Papiere durchgelesen, welche in dem Couvert sich befunden hatten. — Ein Schwindel schien ihn zu betäuben, denn er taumelte wie bewußtlos auf den Sitz nieder, welcher nächst der Thüre stand, und stützte das Haupt in beide Hände, wobei seine Elbogen auf den Knieen ruhten. Dann schnellte er plötzlich wie von einer Viper gestochen empor und mit zwei rasenden Sätzen befand er sich wieder in seinem Studierzimmer nebenan, die Thüre mit solcher Heftigkeit ins Schloß werfend, daß die massiven Wände zitterten.

„Es ist nicht möglich, es ist nicht möglich!" schrie er fortwährend, zugleich in höchster Extase bald seine Haare raufend, bald wild mit beiden Armen in der Luft fechtend.

Eine gute Viertelstunde mochte dieser fürchterliche Paroxismus gedauert haben. Seine Augen waren mit Blut unterlaufen, auf seinen Lippen saß weißlicher Schaum, seine feinen, regelmäßigen Züge waren zu einer entsetzlichen, aschgrauen Fratze verzerrt und seine Glieder bebten convulsivisch als hätte ihn die Fallsucht überkommen.

Die Erschlaffung aller Muskeln und Nerven, welche jetzt eintrat, machte es Altamira völlig unmöglich, ein Glied zu rühren. Wie vom Starrkrampfe befallen, lag er halb bewußtlos auf einem Ledersopha dahingestreckt. Selbst die Stimme versagte ihm, um nach seinen Leuten zu rufen.

Nachdem dieser qualvolle Zustand wohl über eine Stunde gedauert, erholte sich Altamira nach und nach. Endlich fühlte er sich wieder insoweit seiner Sinne mächtig, um die arg zerknitterten zwei Papiere, welche ihn in diesen Zustand versetzt hatten, abermals zur Hand zu nehmen und durchzulesen.

Letzteres that er wohl an zwanzig Male. Eine finstere, furchtbar ernste Ruhe nahm jetzt sein ganzes Wesen an. Der Abend begann bereits hereinzubrechen. — Festen Schrittes schritt endlich Altamira spornklirrend aus seinem Gemache, nachdem er sich vergewissert, daß der Dolch in seinem Gürtel stack. Langsam bestieg er dann sein edles, ungeduldiges Roß, welchem er aber keineswegs die Zügel schießen ließ. Seine frühere große Eile nach Takubaya zu gelangen, existirte nicht

mehr. In düsteres Brüten versunken, legte er Schritt für Schritt den Weg dahin zurück.

Dienstfertig sprangen in der Villa mehrere seiner Leute herbei als sie ihres strengen Gebieters ansichtig wurden.

„Die Señora ist soeben von einem Knaben entbunden worden," meldete ungefragt der Stallknecht, welcher das Pferd in Empfang nahm, in der gewissen Voraussicht, daß Don Altamira diese Botschaft im höchsten Grade entzücken werde, aber zu seinem größten Erstaunen erntete er für seine Worte nichts ein, als einen vernichtenden Blick, begleitet von einem gräßlichen Fluche über das unschuldige Kind und dessen Mutter.

Langsam schritt Altamira die Treppe hinan in das erste Stockwerk, wo das Gemach der Wöchnerin sich befand. Es war dies der Lieblingsaufenthalt ihres Vaters gewesen, wo auch vor ein paar Monaten seine Leiche aufgebahrt wurde.

Anita, welche die Stelle der Wehmutter versehen hatte, trat, ein wunderliebes Knäblein auf den Armen haltend, mit freundlich grinsendem Gesichte, wobei sie den Mund fast bis zu den Ohren verzog, Altamira entgegen.

Basileo hielt sich lauernd im Hintergrunde, bald nach Altamira, bald nach Elvira schielend. Der Bursche fühlte sich offenbar sehr unheimlich. —

Mit einer Geberde des Entsetzens und des Abscheues stieß Altamira das, im Schlummer wie ein Engel lächelnde Kind zurück.

„Hinweg mit dem Bastard!" schrie er und langte unwillkürlich nach dem Leibgurte, denn blind vor Wuth, wie er war, fühlte er sich fähig, den Stahl in die Brust des armen Wurmes zu senken.

„Pedro, Pedro!" rief Elvira, deren Lager kaum fünf Schritte entfernt stand, entsetzten Tones und mühsam sich aufrichtend, wandte sie ihr schönes, abgehärmtes Antlitz nach dem Rasenden. — Sie wußte sich diese Worte, dieses Benehmen ihres sonst überaus höflichen und artigen Gemahles nicht zu erklären.

Mit zwei langen Schritten stand Altamira bei ihrem Kopfkissen, riß ein Papier aus der Brusttasche, hielt ihr dasselbe unter die Augen und keuchte mit halb erstickter Stimme:

„Ist dieser Brief Mazzaredo's echt, hast Du ihn vor neun Monaten wirklich bekommen? — sprich, sprich!"

Elvira's Blicke überflogen die Zeilen.

„Hilf, heilige Mutter Gottes, hilf! Ich bin verloren!“ kreischte die Arme, und das Gesicht mit den Händen verhüllend, fiel sie ohnmächtig in die Kissen zurück.

„Du hast bekannt!“ sagte Altamira in eisigem Tone, „ja, ja Du hast Deinen Betrug eingestanden; also eine elende, ehrlose Dirne habe ich zu meinem Weibe erhoben, und das Ei, welches mir der Kuckuck in's Nest trug, soll ich als meine eigene Brut erziehen, ha, ha, ha!“

Die krampfhafte, nicht enden wollende Lache, welche Altamira ausstieß, klang weit schrecklicher als alle seine früheren Zornesausbrüche, denn diese gellenden Töne hatten nichts Menschliches an sich, sie schienen dem Satan selbst entlehnt zu sein.

Elvira kam inzwischen auf einen Augenblick zu sich. Die Hände faltend, wandte sie ihr Gesicht abermals Altamira zu, und schluchzend rief sie:

„Höre mich, Pedro, nur eine Minute lang höre mich, ich will Alles, Alles bekennen!“

„Schweige, Du erbärmliche Metze, schweige!“ unterbrach Altamira die Flehende barsch.

„Du mußt mich hören, ich bin unschuldig!“ fuhr Elvira, der Verzweiflung nahe, fort.

„Schweige, schweige!“ herrschte der Rasende, und als Elvira nochmals zu sprechen beginnen wollte, vergaß er sich so weit, das schwache Wesen mit roher Faust am Halse zu fassen.

Eine zweite Ohnmacht überkam die Mißhandelte.

Altamira stürzte zur Thüre hinaus.

„Jetzt rasch!“ flüsterte Anita ihrem Geliebten, der sich in eine Ecke verkrochen hatte, zu, „rasch, oder es wird zu spät. Da — halte einstweilen das Kind.“

Der Neger nahm den Polster mit dem Kinde und drehte, indem er sich zum Fenster stellte, Anita den Rücken zu. Basileo war ein verschmitzter, ein schlechter Bursche; aber vor dem Verbrechen, welches seine Geliebte jetzt zu begehen im Begriffe stand, graute ihm dennoch, und er konnte es nicht über sich bringen, dabei die Rolle eines Augenzeugen zu spielen.

Anita holte eine winzig kleine Phiole aus ihrem Busen hervor, entfernte vorsichtig den Stöpsel und, indem sie wohl acht gab, daß ihre eigenen Geruchswerkzeuge dem Inhalte ja nicht nahe kamen,

hielt sie das Flacon der Ohnmächtigen zuerst eine Weile unter die Nase, dann goß sie die ganze Flüssigkeit, höchstens zwölf Tropfen, auf die Zunge Elvira's, deren untere Kinnlade schlaff herabhing.

Die Wöchnerin wurde augenblicklich wie durch einen elektrischen Schlag erschüttert. Ihre Augen öffneten sich weit und ihre Brust holte tief Athem, nachdem eine einzige, aber sehr heftige Zuckung aller ihrer Glieder stattgefunden. Einen Moment später verzerrten sich aber, wie im größten Schmerze, ihre Züge. Der Mund schloß sich krampfhaft, und ihre schönen, runden Arme, welche sie eine Secunde lang vor sich hingestreckt gehabt hatte, fielen kraftlos auf ihren Busen zurück.

Die Mulattin nahm jetzt wieder dem Neger das Kind ab und sagte ganz ruhig:

„Jetzt, Basileo, gehe den Arzt holen; er wird blos eine Todtenschau zu halten haben."

Anita lachte bei den letzten Worten so cynisch, daß sogar der Neger ihr einen Blick des Abscheues und des Grauens zuwarf, bevor er aus dem Gemache eilte.

Als Don Altamira in den Garten gelangt war, empfand er, ungeachtet er eine völlige Beute seiner Leidenschaftlichkeit geworden war, dennoch einen Anflug von Scham und Reue über die Brutalität, die er soeben begangen, indem er sich an einem wehrlosen Weibe, und noch dazu an einer Wöchnerin, vergriff.

Wer weiß, ob nicht ein paar Stunden der Einsamkeit ihn ruhiger und milder gestimmt, und dadurch bestimmt haben würden, die Betheuerung Elvira's, daß sie unschuldig sei, einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen.

Als Altamira an einem der ebenerdigen, nach dem Garten zu gehenden Fenster des Wohngebäudes vorbeikam, er wollte sich und seinen Schmerz in den dunkelsten Partien des Parkes verbergen, hörte er plötzlich eine wohlbekannte Stimme laut und dringend seinen Namen rufen.

Erstaunt blieb er stehen, als er an die Eisenstäbe, welche Guerrero's ehemalige Schatzkammer vor Einbruch zu schützen hatten, das Antlitz des Padre Teofilo gepreßt sah.

„Was machen Sie hier?" frug Altamira erstaunt.

„Gott sei Dank, daß Sie endlich zurückgekehrt sind, edler Don Altamira!" heulte der Mestize. „Gott sei Dank, jetzt ist wieder mein Leben sicher vor dem Dolche Elvira's.

„Vor dem Dolche meiner —" Gemahlin wollte Altamira

sagen, aber es ließ ihm das letzte Wort nicht über seine Lippen. „Sie sprechen in Räthseln, ich verstehe Sie nicht."

„Oeffnen Sie meinen Kerker und das Räthsel wird sogleich gelöst sein."

Altamira beeilte sich, dem Wunsche des Mestizen zu entsprechen. Einige Minuten später waren beide Männer hinter den dichten Baumgruppen entschwunden.

„Der Brief, welchen Sie heute bekamen, ist von mir," begann Teofilo unaufgefordert das Gespräch. —

„Von Ihnen?!" rief Altamira betroffen, „aber die Zuschrift, welche demselben beilag, von wessen Hand ist diese, die Ihrige kann es unmöglich sein."

„Der Sachverhalt wird nur zu bald aufgeklärt sein," erwiderte Teofilo und ließ sich auf eine Bank nieder. Altamira that desgleichen.

„Hier, gerade an dieser Stelle war es, daß ich gestern Nacht Señora Elvira traf. Ein wichtiger Grund hatte mich hierhergeführt. — Mazzaredo's Brief, der durch Zufall gestern Abends in meinen Besitz kam, in der Hand, trat ich vor Elvira hin. Meine Pflicht, als ihr Gewissensrath, forderte diesen Schritt. Die Schuldige erschrak tödtlich. Sie bat, sie flehte, daß ich ihr den Beweis ihres Verbrechens ausliefern möge. Ich verweigerte dies natürlich, denn Sie, Don Altamira, der Sie mich Ihrer Freundschaft würdigen, Sie, der mich mit Wohlthaten überhäuft, Sie, der Sie noch eine große Rolle in Ihrem Vaterlande zu spielen von der Vorsehung berufen sind, vor der Schande zu warnen, die Ihrem edlen Namen droht, war ich fest entschlossen. — Elvira durch meine standhafte Weigerung zur Verzweiflung gebracht, griff zu einem verzweifelten Mittel. Ehe ich es versah, hatte sie eine scharfe Klinge hier in meinen Hals gesenkt. Wehrlos wie ich war, und ihren Zustand achtend, stellte ich mich todt. Meine List gelang; Elvira führte keinen zweiten Stoß, sondern befahl nur Basileo, mich bei Seite zu schaffen, indem sie noch die freche Lüge vorgab, daß ich blos aus Nothwehr getödtet worden sei, denn ich hätte ihr Gewalt anthun wollen. Dann entfernte sich Elvira. Basileo gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als er mich lebend fand. Gewohnt, unbedingt zu gehorchen, wollte er meinen Leichnam in einem Winkel des Gartens verscharren. Ich hatte genaue Noth, daß er mich nicht wirklich tödtete, denn der getreue Bursche war wüthend über das an-

gebliche Verbrechen, dessen mich seine Herrin beschuldigte. — Endlich ließ er sich herbei mich gefangen zu setzen, und Ihnen, seinem Gebieter, die Entscheidung zu überlassen."

Altamira dachte lange nach. Er konnte in des Mestizen Berichte keine Unwahrscheinlichkeit entdecken, denn Elvira erschien ihm ja schon seit Stunden als ein Scheusal von Heuchelei und war es nicht natürlich, daß die Schuldige den Beweis ihres Verbrechens um jeden Preis vernichten wollte?

„Wie kamen Sie aber zu Mazzaredo's Brief, wer schrieb den zweiten?" frug er endlich und fixirte scharf Padre Teofilo.

Ganz unbefangen hielt dieser seinen Blick aus und antwortete: „Dieß ist Nebensache, denn die Echtheit des Briefes steht wohl außer Zweifel und Señora Elvira wird nicht zu läugnen vermögen. Ich bestehe darauf, daß ich ihr gegenüber gestellt werde, um Wort für Wort zu wiederholen, was ich soeben mitgetheilt habe."

„Und dies soll sogleich geschehen!" rief Altamira aufstehend, „der Beweis von Elvira's Betruge an meiner Ehre soll unverzüglich und vor Zeugen vollständig erbracht werden. Kommen Sie."

Ohne ein Wort weiter zu sprechen, eilten beide Männer nach dem Wohngebäude zurück. — Als sie das Zimmer der Wöchnerin betraten, herrschte dort große Verwirrung. Der herbeigeholte Arzt und Anita mühten sich vergeblich ab, in die erstarrten Glieder Elvira's neues Leben zu bringen.

„Don Altamira!" sagte endlich der Arzt kopfschüttelnd, „machen Sie sich auf das Schlimmste gefaßt; ein Schlagfluß scheint hier plötzlich eingetreten zu sein und die Merkmale von Fingern, die ich hier an dem zarten, weißen Halse gewahre, geben mir vielerlei zu denken."

Altamira erblaßte. Dann zog er den Arzt in das Zimmer nebenan und schloß die Thüre.

„Was gedenken Sie zu thun?" begann er nach einer Pause, den Arzt nicht ohne Beklommenheit anblickend.

„Das Gesetz schreibt vor, daß ich hierüber die Anzeige erstatte," antwortete der Arzt.

„Setzen wir uns," sagte Don Altamira kurz und nahm an der einen Seite eines großen Tisches Platz, während er dem Arzte winkte, deßgleichen ihm gegenüber zu thun, dann legte er vor sich und vor den Arzt je ein Blatt Papier, griff nach der Feder, und indem er selbe eintunkte, sprach er:

„Während Sie den legalen Todtenschein dahin ausstellen, daß Señora Elvira de Altamira, geborne de Guerrero, bei Geburt eines Knaben ohne Vorhandensein auffälliger Umstände verschieden ist, schreibe ich für meinen Banquier eine Anweisung auf 20.000 Pesos, zahlbar zu Ihren Handen a vista."

Erschrocken fuhr der Aesculap zusammen. Ein blutarmer Teufel, und von landesüblicher laxer Moral, wie er war, dauerte der Kampf mit seinem Gewissen nicht lange. — Fünf Minuten später tauschten er und Don Altamira ihre Papiere zur vollsten gegenseitigen Zufriedenheit aus und kehrten in das Sterbezimmer zurück. — Der Arzt, der jetzt ganz überflüssig geworden war, verschwand.

„Padre Teofilo!" begann Don Altamira, „ich verlasse dieses Haus zur Stunde und ich bitte Sie in meinem Namen hier den letzten Dienst bei jenem Leichname zu versehen. — Sie werden mich hierfür dankbar finden, wie immer und diesmal um so mehr, wo auch Ihre Wunde einen neuen Beweis jener großen Verdienste liefert, die Sie sich schon seit Jahren um mich und mein Haus gesammelt. Ich spreche keinen Betrag aus, um Sie zu entlohnen. Mein Cassier hat offene Ordres Ihnen gegenüber. — Leben Sie wohl. — Auf lange werde ich Mexiko meiden. Schon morgen trete ich eine Reise nach Europa an."

Altamira reichte dem Mestizen die Hand zum Abschiede und wollte sich, ohne nur einen Blick auf Elvira's Leichnam zu werfen, entfernen.

Teofilo hielt ihn zurück und sagte leise: „Was soll mit dem Kinde geschehen?"

Altamira knirschte mit den Zähnen. — Ohne ärgerliches Aufsehen zu erregen, ohne seine eigene Ehre bloßzustellen, durfte er die Vaterschaft des Bübchens nicht zurückweisen, zumal die entfernten Verwandten Elvira's, welche ohnehin auf Altamira schlecht zu sprechen kamen, weil durch seine Schuld ihnen aus Guerrero's Nachlasse auch nicht ein Piaster zugeflossen war, positive Beweise für die gemuthmaßte Untreue der Todten auf gerichtlichem Wege gefordert haben würden und als solch ein Beweis Mazzaredo's Brief sehr stark angefochten werden konnte.

Altamira, der Gesetze sehr kundig, erwog alles dies in einem Augenblicke; seinen Wunsch, seine Meinung auszusprechen, wagte er jedoch nicht.

Der Mestize errieth seine Gedanken und leise, obwohl kein lebendes Wesen im Zimmer sich befand, flüsterte er Altamira in's Ohr:

„Der Tod des Knaben würde Sie wohl nicht unangenehm berühren?"

Altamira nickte stumm zur Bejahung und erwartete, daß Teofilo ihm hierzu die Hand bieten werde. — Zu Altamira's Erstaunen begann jedoch der Mestize in einem ganz anderen Sinne:

„Der Knabe muß leben, muß als Ihr Sohn gelten. Mit seinem Tode, mit seiner Verstoßung würden Sie auf Ihre Rache an dem Verführer verzichten. Ihre Ehre erfordert, daß Sie sich nicht etwa damit begnügen, Mazzaredo im Zweikampfe zu tödten oder durch den Dolch eines Miethlings niederstoßen zu lassen. — Die furchtbare Enttäuschung, die Ihnen geworden, wird Ihr ganzes Leben vergiften — vergiften Sie also Mazzaredo das Seinige und schließen Sie Ihre Rache mit einer Katastrophe ab, furchtbarer als alle Qualen eines tausendfachen Todes. Wollen Sie meinen Plan hören, den ich für Sie ausgesonnen?"

„Sprechen Sie, sprechen Sie!" drängte Altamira und seine Augen rollten wild nach Elvira's Sterbebette.

Der Mestize brachte seinen Mund dicht an Altamira's Ohr und so leise flüsterte er, daß es unmöglich war, mehr als einzelne abgerissene Sätze und Worte zu vernehmen.

„Ja, so soll es sein!" rief Altamira mit dämonischer Freude, in dem Vorgefühle seiner Rache schwelgend. „Dieser Plan ist in der Hölle geboren und bei allen Teufeln, ich will ihn ausführen, sollte ich selbst tausendfach darüber zu Grunde gehen an Leib und Seele. — Also abgemacht. — Sie tragen Sorge für die Erziehung des verfluchten Bastards, Sie sparen keine Kosten, daß der Schandbube gedeihe und nun — A Dios! A Dios!"

Nach diesen Worten eilte Altamira aus dem Zimmer. Einige Minuten später galoppirte er auf der Straße nach der Stadt, wo er die ganze Nacht kein Auge schloß, sondern mit seinem Rentmeister und Notar bis zum Anbruch des Tages arbeitete. Er hatte Eile, wollte er nicht in Veracruz den Postdampfer nach Europa versäumen; um acht Uhr Morgens bestieg er auch wirklich die Diligence, deren Eintreffen das Schiff jedenfalls abwarten mußte.

Wir verabschieden uns hiermit von Don Altamira für mehrere Jahre, denn ihm und seinen Plänen werden wir erst wieder zur Zeit begegnen, als die Politik Frankreichs die Republik Mexiko auf's Korn

zu nehmen begann. Vielleicht sehen wir den „vielseitigen Diplomaten“ zuerst in Biarritz wieder, wo die so pompös begonnene und so kläglich zu Ende geführte „größte That recte Unthat der Napoleonischen Aera“ ausgeheckt worden ist.

Wir sind nunmehr die Erklärung schuldig, wie Teofilo zu dem vor etwas mehr als neun Monaten geschriebenen Briefe Mazzaredo's kam. Man wird sich wohl noch der lebhaften Scene erinnern, welche damals zwischen Guerrero und seiner Tochter vorfiel. Keines von diesen Beiden hatte später das Schreiben wieder zu Gesicht bekommen. Elvira war der Meinung, daß es ihr Vater zu sich genommen, während dieser glaubte, daß seine Tochter es verwahrt oder vernichtet habe. Gesprochen wurde über diesen Vorfall nie mehr, denn während Guerrero in Folge der bald darauf stattgefundenen Hochzeit alles für abgethan hielt, verwehrte es der jungen Frau das Schamgefühl, einen so delicaten Gegenstand je wieder zu berühren. — Anita lief daher gar keine Gefahr, als sie den Brief Mazzaredo's sich zueignete, und an Teofilo auslieferte. Daß Mazzaredo gerade einen der Gemeinde des Mestizen angehörigen indianischen Wasserträger auf der Gasse getroffen und als Boten nach Takubaya gemiethet hatte, war ein schlimmer Zufall, oder wenn man anders will, eine Fügung des Schicksals, welches oft so wunderbar seine Wege und Mittel zu wählen weiß. — Gab er den Brief einem anderen jener zu Hunderten in den Straßen Mexiko's herumlungernden Strolche, so bekam Teofilo von dieser Correspondenz keinen Wink, und die Ereignisse, wie wir selbe in diesem und in dem vorhergehenden Kapitel erzählten, würden sicherlich eine ganz andere Gestaltung angenommen haben.

Padre Teofilo, an welchen des Morgens auch noch eine schriftliche Vollmacht Atamira's gelangte, das Leichenbegängniß seiner Gemahlin ganz nach Gutdünken zu veranstalten, trug an diesem und am nächst folgenden Tage eine große Geschäftigkeit zur Schau, welche in der That durch die äußerst pomphaften Vorbereitungen der Bestattungsfeierlichkeit gerechtfertigt erschien.

Ueber vierzig Geistliche sollten das Geleite geben, und über tausend Fackeln lagen aufgeschlichtet, um unter die Leidtragenden (?!) vertheilt zu werden. Fünfzig Tapezierer arbeiteten seit vierundzwanzig Stunden rastlos an der inneren und äußeren Ausschmückung der großen Kirche von Takubaya, wo die Einsegnung stattfinden mußte. Alle Gärten des Ortes wurden um ihre Blumen erbarmungslos geplündert. — Einen

so fetten Bissen gab es nicht bald wieder für die „todte Hand." — Da in Mexiko die Begräbnißtaxen gegen Europa durchschnittlich das zehnfache betragen, kostet doch die Leiche des ärmsten Indianers 30—40 Peso's, so darf es durchaus nicht befremden, daß die Conti, welche Altamira's Cassier an den Clerus zu entrichten hatte, mit Rücksicht auf den entfaltetem Prunk nicht weniger als 21.000 Peso's, also gegen 110.000 Francs betrugen.

Elvira's Sarg wurde in einem prächtigen Mausoleum aus Marmor, welches der alte Guerrero schon vor Jahren auf dem Friedhofe von Takubaya erbauen gelassen, zwischen den irdischen Ueberresten ihrer Eltern spät Abends beigesetzt; der Raum im Innern dieser letzten Ruhestätte war nur für drei Leichen berechnet, und sollte die Verschließung mit einer massiven Steinplatte am nächsten Morgen durch die hierzu bereits bestellten Werkleute erfolgen.

Gegen die Mitternachtsstunde hielt an der rückwärtigen Mauer des gedachten Friedhofes ein mit vier sehr schönen und kräftigen Maulthieren bespannter Lastwagen kleinster Gattung.

Der Indianer, welcher vor neun Monaten Mazzaredo's Briefbote gewesen, hielt die Zügel. Seine Söhne, zwei Knaben von zehn und zwölf Jahren, sowie deren Mutter, welche einen Säugling auf den Armen hielt, hockten auf dem Wagen.

Plötzlich wurde hinter der Friedhofmauer Teofilo's Kopf sichtbar. Der Indianer sprang behend, wie eine Katze über die Einfriedung des Gottesackers. — Zehn Minuten später schleppten beide Männer eine breite und lange hölzerne Kiste herbei, welche sie behutsam über die Mauer und dann auf den mit einer großen Plache ganz bedeckten Wagen hoben.

Kein Wort wurde gewechselt. — Als die sonderbare Fracht geborgen war, setzte der Indianer lautlos durch einen bloßen Ruck der Zügel seine muthigen Maulthiere in Gang, und er ließ selbe so scharf auftreten, daß er, als der Morgen graute, in nordwestlicher Richtung von Mexiko bereits volle sieben Leguas zurückgelegt hatte.

Der Mestize sah dem quer über die Felder geräuschlos davoneilenden Gefährte lange nach. Als sein scharfes Auge nichts mehr von demselben wahrnehmen konnte, rieb er sich mit teuflischem Behagen die Hände, und murmelte, indem er sich anschickte wieder in den Friedhof zu steigen: „Rache und Genuß! So lautet mein Schwur und nichts wird seiner Erfüllung weiter im Wege stehen. Der dummstolze Don

III.

(Seite 109.)

Altamira, der sich durch seine Gattin betrogen wähnt, ist jetzt selbst der Betrogene, ha, ha, durch mich der Betrogene. Nun aber rasch zurück zur Gruft. Mit Schlangenklugheit will ich alles verwischen, was von meiner nächtlichen That Zeugniß geben könnte. — Morgen Früh wird der Mörtel des Maurers für ewig mein Geheimniß verschlossen haben."

VIII.

In der Sahara.

Einige Meilen süd-östlich von Biskara, am Anfange jenes ungeheuren Sandmeeres, die Wüste Sahara genannt, unweit der Stelle, wo der Wad-Jidi (der Ziegenfluß) mit dem Abiad zusammenfließt, um sich dann alsbald in den See Melgig zu ergießen, liegt inmitten des Winkels, unter welchem die beiden Flüßchen sich vereinigen, die kleine arabische Ansiedlung Al-Fyth.

Die Grenze von Tunis ist von dort höchstens 22 deutsche Meilen entfernt. Obwohl die ganze Umgegend um den See Melgig schon seit Jahren, nämlich seit der Unterwerfung des größten arabischen Heroen der Neuzeit, des Emirs Abd-el-Kaders, im Dezember 1847 von Seite Frankreichs definitiv als zur Provinz Algier gehörig betrachtet wird, steht hier dennoch die Herrschaft der Franzosen auf sehr schwachen Füßen. Die Armseligkeit dieser so dünn bevölkerten Gegend, in welche zeitweise der vom giftigen Samum getragene, kalk- und salzhältige Staub der Sahara hineinweht, dadurch auf Monate hin jedwede Vegetation erstickend, verlohnte auch wahrlich nicht der Mühe und der Kosten, hier fortwährend eine hinlängliche Truppenmacht zu entfalten, um die herumstreifenden arabischen Horden dauernd ferne zu halten oder zu unterwerfen. —

Im Monate Jänner des Jahres 1848, also zu einer Jahreszeit, wo an den südlichen Abhängen des Atlasgebirges in Folge der Regen die Pflanzenwelt üppig hervorsproßt und die Strahlen der Sonne, wenn auch warm, so doch nicht mit sengender Gluth leuchten, wimmelte es jedoch auch in dieser Gegend von französischen Streifcolonnen. — Der

Held Abd-el-Kader war zwar vom Kriegsschauplatze abgetreten und, statt, wie es doch ein feierlicher Vertrag feststellte, nach Egypten oder Jean d'Acre, nach Frankreich abgeführt worden, wo man ihn in einem Gefängnisse gleich einem Verbrecher durch volle fünf Jahre behandelte; aber die Barbarei und die Wortbrüchigkeit, welche hierbei der französischen Regierung zur Last fiel, nöthigte eben selbe nach einem plausiblen Entschuldigungsgrunde in den Augen der über diese Perfidie empörten Welt sich umzusehen. Deßhalb mußten durch einige Zeit Scharmützel mit den Arabern gesucht, herbeigeführt, als bedeutende Gefechte ausposaunt, und die öffentliche Meinung der Ansicht erschlossen werden, daß der gefürchtete Emir, welcher den sieggewohnten französischen Waffen so viele, mitunter sogar schimpfliche Niederlagen beigebracht, nach seiner Landung auf türkischem Boden sicherlich nichts eiliger zu thun haben würde, als nach Algier zurückzukehren und den Kampf von Neuem, furchtbarer denn je, zu entflammen.

So kam es, daß auch die einigen Dutzend Lehmhütten und Gezelte, welche Al-Fyth heißen, von französischen Uniformen strotzten. Die Einwohner hatten sammt und sonders die Flucht ergriffen, da sie, gewitzigt durch hunderterlei bittere Erfahrungen, weder ihre Hammel dem Appetite, noch ihre Weiber und Töchter den galanten Zudringlichkeiten der Exofficio-Civilisateurs preisgeben wollten.

Ein französischer Bataillonscommandant, als Chef des ganzen Distriktes Zaab, hatte in Al-Fyth sein Hauptquartier aufgeschlagen. Er bewohnte die Lehmhütte des ausgewanderten Scheiks. Dieses Gebäude umfaßte im Ganzen fünf, natürlich durchaus ebenerdige Gemächer ohne Fenster. Das Licht fiel von oben durch Dachlucken ein, welche man, wenn man eben Licht haben wollte, erst aufstoßen mußte. Da die Appartements sehr niedrig waren, genügte zu dieser Verrichtung selbst einem Manne von mittelmäßiger Größe ein ganz kurzer Stock.

Von den fünf Gemächern diente das erste, in welches man durch eine kaum vier ein halb Schuh hohe Thüre nur gebückt eintreten konnte, wobei man zugleich die Füße bedeutend an sich ziehen mußte, um nicht über die breite und hohe Schwelle zu fallen, ursprünglich als Küche. Seit der momentanen Occupation war es jedoch als Ordonnanzzimmer benützt. Das anstoßende Local enthielt nicht nur die Feldkanzlei des fliegenden Corps, sondern auch die Schlafstätte des Herrn Commandanten und Distriktchefs, ein Feldbett, auf dessen Gurten jedoch keineswegs ein luxuriöser Strohsack, sondern nur eine Schichte Maisstroh

der Länge nach lag. Den Kopfpolster bildete ein riesiger Aktenfascikel, und Leintuch und Bettdecke fanden sich auf das einfachste durch den weiten Reitermantel ersetzt.

Es ist Nachmittags. Der Bataillonscommandant sitzt auf dem Feldbette. Zum Auf- und Abgehen fehlte der Platz, so lange der Bataillonsadjutant und die zwei Schreiber anwesend waren. Diese drei hockten à la turque auf der nackten Erde, jeder mit der Linken ein den Schreibtisch vorstellendes Stück Brett auf den Knieen haltend, während die Rechte mit Bleistift schrieb, denn der Districtschef gab eben, eine Zigarre schmauchend und zeitweise ein Schälchen schwarzen Kaffee schlürfend, für morgen die Befehle aus. Sechs Chasseurs à cheval (Jäger zu Pferd) harrten bereits hoch zu Roß, außerhalb des armseligen Commandantengebäudes, welches sich stolz mit der Fahne des in mehr als zwanzig Detachements aufgelösten Bataillons geschmückt hatte, um im Galopp die hahnenmäßig gekritzelten Ordres den sechs Subcommandanten auf stundenweite Entfernungen zu überbringen.

Die Augen des Dictirenden blitzten vor Vergnügen. In diesem Momente war er hier für seinen Rayon, für seine Truppe wenigstens ebensoviel als Louis Philipp in den Tuilerien, der sich an die Meinung seiner Minister und an die Bestimmungen der Charte binden mußte, bis ihm einige Wochen später Gelegenheit wurde, fern von Paris über die morschen Maximen und die laxe Moral seines „Bürgerkönigthums" nachzudenken.

Der Major, welcher in dem Genusse seiner absoluten Souveränetät schwelgte, war ein Mann von etwa siebenunddreißig Jahren, von schlankem, kräftigen Wuchse. Große Intelligenz verrieth seine hohe Stirn, und eine ungeheuere Energie des Willens sprach aus allen seinen Zügen, eine Energie, welche mitunter an gefühllose Härte streifte, sobald seiner Thatkraft die Erreichung eines seiner rastlos ehrgeizigen Pläne in Aussicht stand. — Daß seit dem Jahre 1831, als er die Ecole polytechnique verlassen, also schon in siebzehn Jahren er es erst bis zum Major gebracht, machte ihn insgeheim zu einem Malcontenten, der im Stillen nichts sehnlicher als den baldigen Sturz des gegenwärtigen lammfrommen Friedensregime der Orleans wünschte, denn dann mußten in Frankreich großartige Umwälzungen, vielleicht sogar mit einem Weltkriege im Gefolge, eintreten, und dann gab es Aussichten für Männer wie der Major, welcher in der That für seinen Stand ganz ungewöhnliche Fähigkeiten bereits hundertfach bewiesen hatte.

Von den übrigen drei Gemächern der Lehmhütte diente das an die Feldkanzlei anstoßende als Rüst- und Munitionskammer, die daran anstoßenden aber als — Harem für drei weibliche Personen, die einzigen ihres Geschlechtes, welche sich zur Stunde in Al-Fyth aufhielten.

Da der Herr Major noch für einige Zeit beschäftigt zu sein scheint, wollen wir inzwischen in den gedachten Harem eintreten.

Harem bedeutet seiner arabischen Abstammung nach das Heilige, das Unverletzliche im Allgemeinen, und wurde diese Benennung nach Einführung des Islams unter den Arabern auf jene abgesonderten Frauengemächer übertragen, zu welchen nur dem Gatten der Zutritt gestattet ist.

Die beiden Gemächer, welche als Harem dienten, waren in Vergleich zu jenem, wo der Major und sein Schreiber hausten, mit Luxus eingerichtet, denn es befanden sich dort drei aus mehrfach übereinander gelegten Teppichen construirte Lagerstätten, ferner ein paar alte, leere Munitionskisten, geeignet sowohl als Tische und Sitze, als auch zur Aufbewahrung von Habseligkeiten und Mundvorräthen aller Art zu dienen. Einige Wassergefäße und eine plumpe, breite Oellampe, sämmtliche Gegenstände roh aus Thon gebrannt, vollendeten das Meublement. Im Hintergrunde des ersten Gemaches, in der dunkelsten Stelle, wohin die Strahlen der Nachmittagssonne durch die nur ein klein wenig aufgestoßene Dachlucke nicht zu dringen vermögen, sind sämmtliche drei Mitglieder des Harems dicht zusammengedrängt.

Eines der weiblichen Wesen liegt, tief athmend, mit vom Fieber gerötheten Antlitze auf dem Teppichlager. Nächst ihrem Kopfe kauert auf der Erde ein wunderliebliches Kind von höchstens sechzehn bis achtzehn Jahren. Es weint stille, aber bitterlich vor sich hin. Zu den Füßen der Kranken befindet sich, gleichfalls in halb knieender, halb liegender Stellung, eine ältliche Person, offenbar eine Dienerin, welche träumerisch, und als ob sie zeitweise dem Diesseits in extasischer Verzuckung entrückt würde, starr nach Oben blickte.

„Mutter, Mutter!“ jammerte das Mädchen zu Häupten der Kranken, „nein, es ist nicht möglich, Du kannst, Du darfst nicht sterben; mich jetzt verlassen in meiner Noth, in meiner — Schande!“

Mühsam richtete sich die Kranke von ihrem Lager empor, kühlte ihre brennenden Lippen an dem Tranke, welchen ihr das Mädchen darreichte, stützte sodann ihr glühendes Haupt in die rechte Hand und sprach, zu ihrer Tochter gewendet:

„Zoraide! füge Dich in das Unvermeidliche. Ich fühle es, ich werde Al-Fyth lebend nicht mehr verlassen! Der Fluch der bösen That, die wir Beide begangen, rächt sich fürchterlich und schnell. Ha! ich kann ihn nicht loswerden, den Gedanken an ihn, den Verrathenen, den Armen, welchen wir in die Hände seiner Feinde, in die Hände dieser verfluchten Franzosen gespielt. Ja, ja, es war und bleibt ein großes Unrecht, was wir begingen. Was nützt länger alle Selbsttäuschung, daß Du nur aus Liebe zu dem Major und ich aus Liebe zu Dir, aus religiösem Wahne zu jener schändlichen That geholfen, die Deinen Vater zum Gefangenen gemacht. Abd-el-Kader war mir stets ein guter, wohlwollender Freund, und Dir, Zoraide, Dir, seiner Lieblingstochter, ein überaus zärtlicher Vater gewesen! Ja, ja, ich handelte undankbar! Er war es, der mich, als ich, die Tochter eines der edelsten und reichsten Geschlechter Neapels, vor zwanzig Jahren auf der Fahrt von Reggio nach Siragossa in die Hände der algerischen Corsaren fiel, vor jeder Mißhandlung schützte, und er, dem brutale Gewalt über mich zu Gebote stand, warb um meine Liebe. Ich erwiderte endlich diese Liebe, und als die Meinigen aus der Heimat schweres Lösegeld gesandt, blieb ich freiwillig in der Gefangenschaft, fühlte ich mich doch so glücklich als die Sclavin jenes wunderbaren Mannes."

Die Sterbende hielt erschöpft eine Weile inne und trank von Neuem, bevor sie wieder begann:

„Und als Du, Zoraide, mein einziges Kind, endlich das Licht der Welt erblicktest, welch' neue, unerschöpfliche Wonnen lernte ich da kennen. Deine Erziehung wurde mir zum Quell der lautersten Freude. Alle Schätze meiner eigenen, höchst sorgfältigen Erziehung übertrug ich nach und nach auf Dich. Außer dem Arabischen sprichst Du italienisch, französisch und englisch mit gleicher Fertigkeit, Du singst wie eine Catalani, und Deine Finger gleiten mit der Meisterschaft einer gediegenen Virtuosin, sei es über die Tasten eines Flügels oder die Saiten der sanftklingenden Mandoline. In der Geschichte und Geographie warst Du in den letzten Jahren die Lehrmeisterin Deines Vaters, und durch Deine mit erstaunlichem Talente geübten Spiele in der natürlichen Magie galtst Du schon als Kind für eine Zauberin in den Augen der blöden Menge. Heimlich unterrichtete ich Dich auch in den Grundlehren des Christenthums. Abd-el-Kader, in Allem die Güte und Sanftmuth wider mich, würde gerast, mich und vielleicht sogar Dich getödtet haben, hätte er je erfahren, daß Du nur scheinbar dem Islam ange-

hörst, daß Du von mir die Nothtaufe erhalten hast. — Die religiöse Unduldsamkeit, welche auf mir lastete, die Sehnsucht nach dem Gottesdienste meiner Kirche warf mitunter recht dunkle Schatten auf mein sonst so zufriedenes, stilles, ebenso harmloses als genügsames Dasein. — Da geschah es, daß im Herbste vorigen Jahres uns ein französisches Streifcorps in Folge eines überaus kühnen, nächtlichen Marsches hinter dem Rücken Abd-el-Kaders gefangen nahm. Zu spät eilte der Emir zur Hilfe herbei. Der Major und sein heldenmüthiges Bataillon, Gerechtigkeit sei auch dem Feinde, hatten sich rechtzeitig auf ein größeres Corps zurückgezogen. Gleich vom ersten Augenblicke an schützte uns Bazaine vor allen Insulten, denn zu Dir, Zoraide, hatte er urplötzlich eine heftige Leidenschaft gefaßt, und Du, Du schienst gleichfalls Gefallen zu finden an dem stattlichen Manne, dessen Name schon seit mehreren Jahren zum Schrecken der Araber geworden war. — Wir wurden nach Constantine gebracht. Mit welcher Seligkeit betrat ich dort nach zwei langen, langen Jahrzehnten wieder ein katholisches Gotteshaus, und Du, die Du nur aus meinen Schilderungen die erhebende Feier unserer kirchlichen Functionen kanntest, staunest, warst überwältigt von all den hehren Eindrücken, und sankst in stummer Andacht in die Kniee. Nach wenigen Tagen schon empfingst Du die Taufe aus des Priesters Hand. Nun aber begann unserer Seelen bisher so tiefer Friede rasch zu schwinden, denn der Pflichten Widerstreit war wach geworden. Sündig erschien uns immer mehr und mehr der Gedanke, daß wir zu den Auhls der Ungläubigen je wiederkehren, unseren heiligen Glauben abermals verheimlichen sollten. Unser Beichtiger, ein Jugendfreund des Majors und Mitglied der Gesellschaft Jesu, weckte immer mehr und mehr unserer Seelen Angst, und immer dringender wurden seine Mahnungen, immer überzeugender seine Logik, daß wir im Namen Gottes verpflichtet wären, das Unserige beizutragen, daß hier in Algier die Herrschaft der christlichen Kirche einen großen und bleibenden Sieg über die Lehre Mohammeds davontrage. — Inzwischen wuchs Deine Liebe zum Major immer mehr und mehr, und ich, ich war so schwach, Dich nicht zu warnen, nicht zu hindern, denn der Mann hatte feierlich gelobt, Dich zu ehelichen, sobald Abd-el-Kader's Unterwerfung eine Thatsache geworden sei. Schlau wußte uns der Major durch seine Sophistik zu berücken. Er stellte es als ein Glück für Abd-el-Kader, als eine Wohlthat für die Araber selbst dar, daß der Kampf endlich beigelegt, die Herrschaft Frankreichs über Algier für immer sicher gestellt

werde. Er versprach uns, daß der Emir, falls seine Gefangennehmung ohne weiteres Blutvergießen stattfände, alsbald wieder freigegeben, jedoch nach Egypten verwiesen werden würde. Wie zufällig machte er uns im November mit dem Generale Lamoricière*) bekannt, welcher Bazaine's Aussagen in allen Punkten bestätigte und sich mit Ehrenwort für Abd-el-Kader's Freiheit verbürgte, falls er in seine Hände geriethe. Wir schwankten noch. Da traf es sich, daß sogar der Herzog von Aumale, welcher angeblich von Algier nach Constantine zu einer Inspicirung gekommen war, in Wirklichkeit bestand aber der Zweck der Reise in dem Wunsche, mit uns zusammenzutreffen, Lamoricière's Versprechen auf das Feierlichste zu seinem eigenen machte.**)

„Einige Tage später befanden wir uns wieder in Abd-el-Kader's Lager. Ich gab vor, daß es uns gelungen sei, zu entfliehen, während wir nur als die ehrlosen Agenten seiner Feinde gekommen waren. In der Nacht vom 11. auf den 12. Dezember stürmte er heldenmüthig zwei Lager der Marokkaner, welche mit den Franzosen zur Vernichtung des Emirs gemeinsame Sache gemacht hatten. Aber die Marokkaner zogen neue Verstärkungen an sich, und der Emir, der nur 1000 seiner Getreuesten bei sich behalten, stand am 21. Dezember einer vierzigfachen Uebermacht entgegen. Nichts desto weniger war er fest entschlossen, die Reihen seiner Feinde zu durchbrechen, und wie er es schon so oft gethan, auch diesmal, sich in die wildesten Schluchten des Atlasgebirges zu werfen, und von dort in die Wüste Sahara zu entschlüpfen. — Da sah er sich plötzlich auch von den Franzosen umzingelt, welchen wir, wir Elende, das Zeichen zum Anmarsche gegeben hatten!"

Weinend sank die Sprecherin auf ihr Lager zurück, mit beiden Händen ihr Antlitz verhüllend; auch Zoraide, ihre Tochter, schluchzte laut bei der Erinnerung an jenen Tag, an welchem das Weib an ihrem Manne, die Tochter an ihrem Vater zum Verräther geworden war.

„Ach Mutter, Mutter!" rief endlich Zoraide, „noch weißt Du nicht Alles, noch ist Dir eine schreckliche Kunde fremd; Du wirst mir fluchen, Dein letzter Athemzug wird eine Verwünschung Deines Kindes sein!"

*) Es ist dies derselbe Lamoricière, welcher stets zu den Frommen zählte, und dessen Kriegsruhm als Generalissimus der päpstlichen Truppen bei Castelfidardo im Jahre 1860 in die Brüche ging.

**) Dies sind historische Thatsachen.

„Sprich! Sprich!“ erwiderte ruhig die Sterbende, und drückte sanft die Weinende an sich. Die Thränen der Mutter und der Tochter vermischten sich.

Zoraide stotterte einige Worte.

Ihre Mutter kniff die Lippen, und sagte nach einer sehr langen Pause zu dem Mädchen, das nicht aufzublicken wagte: „Die Strafe wird den gewissenlosen Verführer erreichen über kurz oder lang. Theueres Kind! Ich bedauere, ich beklage Dich, denn der Leichtsinn, womit der Major Deine Unschuld seinen Begierden geopfert, läßt mich vermuthen, daß seine Schwüre mit Dir vor den Altar zu treten, nichts als eine Lüge, eine List gewesen seien, um Dich zu bethören. Und hast Du ihm schon Kenntniß gegeben, daß Du Dich Mutter fühlst?“

„Ja,“ hauchte Zoraide.

„Um so erbärmlicher!“ rief die Mutter, „ha! jetzt begreife ich seit einigen Tagen sein freundliches Drängen, daß wir uns nach Europa begeben sollen; er will nur Deiner los und ledig werden! Ja, wenn er wüßte, daß Du durch mich die Erbin von vielen Millionen bist, dann möchte seine Habgier, seine Ehrsucht vielleicht eine andere Sprache führen. Gott sei jetzt gepriesen, daß ich der ganzen Welt, sogar Dir gegenüber, das Geheimniß meiner Abstammung und des ungeheuren Vermögens, welches meiner oder meiner Kinder in Neapel harrt, bewahrt habe. Die Papiere, die ich Dir schon gestern übergab, werden Dich über Alles belehren und zugleich alle Deine Rechte auf meinen Nachlaß zweifellos sicher stellen. Aber eines, eines schwöre mir, meine Tochter! Auch Du bewahrst dieses Geheimniß, und sobald ich meine Augen geschlossen, wirst Du mit meinem Leichname nach Europa entfliehen. Die Grenze von Tunis kannst Du in drei Tagen erreichen. — Amina!“

Dieser Ruf galt der Dienerin zu ihren Füßen, welche fortwährend in träumerisches Sinnen verloren schien.

„Du befiehlst, Herrin?“ entgegnete Amina, wie erwachend.

„Seit drei Tagen ist wieder der Geist Allah's über Dich gekommen, Du hast in der Zukunft gelesen, sprich, wie viele Stunden des Lebens sind mir noch gegönnt, ist das Kind, welches Zoraide unter dem Herzen trägt, ein Knabe, oder ein Mädchen, wird seinen herzlosen Vater die Strafe des Himmels ereilen und wann, sprich, sprich!“

Amina, welche in der That eine wunderbare Hellsehergabe besaß, seufzte tief auf und sprach dann mit monotoner Stimme langsam folgendes:

„Von dieser Minute an, in genau drei Stunden, wird der kalte Brand, der bereits Deine Beine getödtet, Dein Herz erstarren machen. Liebreizend, edel und verständig, aber auch so heißen Blutes, wie ihre Mutter, wird Zoraiden's Tochter sein. — Große Gefahren werden heute über achtzehn Jahre ihr Leben, ihre Ehre bedrohen. Mehr hierüber vermag ich nicht zu sagen. — Du frägst auch nach jenem gewissenlosen Verführer? Ha, was sehe ich. — — Große Ehren und Reichthümer werden ihm, ehe wenige Jahre vergehen; er klimmt von Stufe zu Stufe, und seine Kühnheit und sein Ehrgeiz werden zweien Sultanen gefährlich, zu deren Dienste er berufen ist; ja, ja, kein Zweifel, mein Blick täuscht mich nicht, deutlich sehe ich diese düsteren Bilder — er ist die Ursache an dem Tode des einen, und der Verbannung des anderen. — Aber da erreicht endlich auch ihn der Zorn des Himmels. So wenig es ihm gelang, den Thron des Ermordeten zu besteigen, eben so wenig erntet er die Früchte seines zweiten großen Verrathes, denn, siehe jetzt, wo er seine Hand ausstreckt, um einen von Juwelen glitzernden Gegenstand sich auf's Haupt zu setzen, treffen ihn aus heiterem Himmel Allah's vernichtende Donnerkeile, und wie ein Nebel verflüchtigt sich die einst schimmernde Größe des in Asche und Staub zerfallenen Kriegers."

Zoraide schauderte bei dieser Prophezeiung, denn sie liebte noch den Mann, über dessen Treulosigkeit und Kälte sie seit wenigen Tagen nicht mehr in Zweifel sein konnte; ihre Mutter hingegen lächelte darüber mit bitterer Genugthuung.

„Ich danke Dir, Amina," begann sie dann ruhig, „ich weiß, daß Dein Seherblick unfehlbar ist; hätten wir ihn doch zu Rathe ziehen können, als wir in der Gefangenschaft uns befanden, aber Du warst ferne und erst vor acht Tagen hast Du, treue Seele, unseren Aufenthalt in Al-Fyth gefunden. Verlasse meine Tochter nicht, vertritt Du meine Stelle bei ihr und ich sterbe beruhigt!"

„Beim Grabe des Propheten!" rief Amina, „ich schwöre es Dir bei Allem, was dem echten Moslim heilig ist: Zoraide und ihr Kind sollen eine zweite Mutter an mir finden. Deine Fürsprache, bei dem Emir hat meinen Vater und meinen Brüdern, die den Giaurs Spionen-Dienste geleistet, das Leben gerettet. Ja, theuere Herrin, ich bin Dir fünf Leben schuldig, und an Zoraide und ihrem Kinde will ich getreulich diese große Schuld abtragen, oder das Paradies Mohammeds soll für mich verschlossen bleiben in alle Ewigkeit!"

„Jetzt sterbe ich ruhig!“ entgegnete die Kranke und preßte Zoraide krampfhaft an sich. Mit erhebenden Worten, mit wunderbarer Resignation tröstete sie das in Schmerz aufgelöste Mädchen, welches sich in den Gedanken, ihre Mutter, ihre innigstgeliebte Mutter so bald zu verlieren, nicht zu finden vermochte.

„Lebe wohl,“ hauchte endlich die Sterbende, „meine Brust, die ich bisher so frei und kräftig fühlte, gleich sonst, fängt an beklemmt zu werden. Amina hat Recht, nur noch wenig mag auf meine letzte Stunde fehlen; lebt wohl, lebt wohl — ich muß beten, für mich, für Euch beten, für Dein Kind beten, oh! oh! heute über achtzehn Jahre, ha! auch ich sehe jetzt dieses Bild, Heiland! hilf, hilf dem Kinde meines Kindes!“ —

Von da an lallte die Sterbende nur mehr undeutliche Worte; bald drückten ihre Blicke und Mienen himmlische Ergebung, bald furchtbares Entsetzen und Grauen aus; endlich aber verklärte sanftes Lächeln die schönen, edlen Züge ihres echt antiken Gesichtes. Noch ein Mal schweifte über Zoraide ihr Auge hinweg, nochmals flackerte in demselben die unaussprechliche Innigkeit einer unendlichen Mutterliebe auf; ein kaum hörbarer letzter Seufzer, und die Fürstin Luigia Boccanegra, der letzte, seit Jahren spurlos aus Europa verschwundene Sprößling eines uralten neapolitanischen Patriziergeschlechtes, stand vor dem Richterstuhle Gottes. — — —.

Am anderen Morgen, sieben Uhr, überraschte den Herrn Major Bazaine, als er von einer die ganze Nacht währenden Streifung zurückkehrte, höchlichst die Meldung, daß die Lehmwand eines der Gemächer, worin sich die drei Frauenzimmer befanden, durchbrochen sei.

Der Major stürzte in das Zimmer, wo er Zoraide und ihre Mutter zu finden hoffte. Seit gestern Mittag war er nicht mehr dahin gekommen, weil er die Schwerkranke nicht stören gewollt. Daß aber selbe dem Sterben schon so nahe sei, hatte er nicht geahnt. Er fand das Gemach leer. — Niemand wußte Auskunft zu geben. Die Wachen hatten nichts bemerkt. Der Commandant wurde wüthend; die Möglichkeit eines solchen Vorfalles bewies, daß die Bewachung von Al-Fyth und sogar des Commandanturgebäudes eine schlechte sei, daß die Sicherheit seiner eigenen Person von der Gnade der Araber abhänge.

Gegen Mittag las endlich der Major in einem der eben eingelaufenen Streifcorpsrapporte folgendes:

„Zwischen Thabudis und Badias wurde heute Nacht vier

Uhr eine Karavane, bestehend aus zwei Frauenzimmern und drei Arabern angehalten. Letztere führten ein Kameel mit sich, welches auf seinem Rücken einen sorgfältig eingepackten Frauenleichnam trug. — Dem Weiterzuge dieser Karavane wurde nichts in den Weg gelegt, weil sich die Frauen mit einem von Herrn Major Bazaine unterfertigten legalen Begleitscheine, der auch der drei Diener und des Leichnames Erwähnung that, auszuweisen vermochten."

Der Major dachte eine Weile nach.

„Hm!" brummte er vor sich, „den Begleitschein hat sich Zoraide selbst ausgefüllt; ein von mir unterschriebenes und gesiegeltes Blanquet wegzubekommen, war ihr ein Leichtes, da sie wußte, in welchem Fascikel sie aufbewahrt werden und heute Nacht war ich ja gar nicht zu Hause. Soll ich ihr nachsetzen lassen? — — — Nein; diese Amourschaft hat schon volle drei Monate, also schon viel zu lange gedauert und seit sie Mutter ist, mag ich sie ohnehin nicht mehr. Mir ekelt vor schwangeren Weibern. Also Adieu, meine liebe Zoraide, und recht glückliche Reise, auf Nimmerwiedersehen! — Deinen Herrn Papa in unsere Hände zu spielen, hast Du mitgeholfen und das war ja die Hauptsache, unsere Liebelei aber, wenigstens von meiner Seite, eine reine Zuthat. Ja, wenn sie Geld, viel Geld hätte, das wäre etwas anderes, denn Zoraide ist schön, wunderschön, gebildet, geistreich, anmuthig, kurz ein herrliches Wesen. —

„Was nützt aber alles dies? Ich kann ein Mal nur eine Millionärin brauchen — das erfordern meine Pläne und von diesen gehe ich keinen Zoll breit ab. Vor allem die Generalsuniform u. z. binnen längstens fünf, sechs Jahren, dann etwas später den Marschallshut und dann, dann — — — hm!"

Der Herr Major warf sich nach diesen Worten auf seine miserable Lagerstätte und nahm ein Buch zur Hand. — Es war eine gedrängte Biographie Napoleon I. Er schlug die Blätter auf, welche die Jahre 1803 und 1804 behandelten. Diese Seiten mochte der Herr Major schon sehr oft gelesen haben, denn selbe waren auffallend stark abgegriffen und in der That interessirte es ihn auch heute, wieder ein Mal mit größter Aufmerksamkeit zu lesen, auf welche Weise aus dem General und Consul Napoleon Bonaparte ein Kaiser der Franzosen sich entpuppt hatte.

IX.

Rückblicke.

Mitten hinein in den Strudel wichtiger Ereignisse haben wir bisher das Schifflein unserer Erzählung gesteuert. — Die zweimalige Reise über den Ocean, der, wenn auch nur kurze Aufenthalt am Rande der Wüste Sahara bedingen, daß wir unseren Passagieren, nämlich unseren geehrten Lesern, nunmehr etwas Muße gönnen sich zu sammeln, sich zu orientiren, denn zahllos sind die Kreuz- und Querzüge, welche wir bald zu Wasser, bald zu Land noch zu machen haben und die Wege vor uns sind nicht nur lange, sondern oft auch beschwerlich und gefährlich.

Wir glauben die kleine Ruhepause am Besten dadurch auszufüllen, daß wir in gedrängter Kürze darstellen, auf welche Weise die Losreißung Mexiko's von der Oberherrschaft Spaniens vor sich ging, wodurch dieses Ereigniß herbeigeführt wurde und wie der fortschreitende innere Verfall der Republik endlich zur französischen Intervention führte. Bei dieser welthistorischen Phase angelangt, werden wir dann den Faden unseres, auf kurze Zeit sistirten Romanes sogleich wieder aufnehmen und emsigst weiter spinnen. Ein klarer Ueberblick der geschichtlichen Thatsachen und ein richtiges Urtheil über Personen und Verhältnisse, mit welchen wir später uns zu befassen haben, wird, so hoffen wir mit Zuversicht, hinlänglich die kleine Geduldprobe rechtfertigen, welche wir dem Leser in seinem eigenen Interesse nicht erlassen dürfen.

Schwer lastete stets und überall die Hand Spaniens auf seinen Colonien. Ein höchst raffinirtes, nach allen Richtungen consequent durchgeführtes Aussaugungssystem war der Leitstern und das oberste Verwaltungsprincip, welches die Politik des Mutterlandes auch Mexiko, oder wie es als Colonie hieß, Neu-Spanien gegenüber, in All und Jedem bestimmte.

Das verderbliche, jede bürgerliche Thätigkeit im Keime erstickende System der Monopolisirung erstreckte sich nicht etwa blos auf einzelne Zweige der Boden-Produktion, nein, es umfaßte sogar den Ackerbau, welcher den allergrößten Beschränkungen unterlag. So war z. B. die

Cultur des Weinstockes und des Oelbaumes, sowie die Fabrikation von Wein und Oel zu Gunsten des Imports spanischer Produkte verboten, auch das Cocosöl durfte nicht gewonnen werden, weil es als Surrogat für das Olivenöl diente; dasselbe galt von dem aus der Maguay-Pflanze gewonnenen Getränke, „Pulque" genannt, weil es den Absatz catalonischen Branntweins schmälerte. — Die Veredlung der einheimischen Schafe wurde, damit die mexikanische Wolle der spanischen nicht an Güte gleich kommen und dadurch Concurrenz machen könne, verhindert, indem man bei schweren Strafen die Einfuhr von Merinozuchtschafen untersagte. Durch mehr als zwei Jahrhunderte war der Hanf- und Flachsbau verboten. Der Bienenzucht wurden alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt, damit der Einfuhr von Wachs für den enormen Verbrauch dieses Artikels von Seite der Kirchen kein Abbruch geschehe. Der Tabaksbau verdroß den Oekonomen von selbst, weil die ganze Ernte an die Regierung abgeliefert werden mußte und dabei kaum die Erzeugungs- und Transportkosten herausſahen.

Die Kupfer-, Blei- und Alaunbergwerke hatte sich die Regierung als Monopol reservirt, desgleichen die Ausbeute des Schwefels und Salpeters. Silberbergwerke, deren Bau gesetzlich Jedermann frei stand, wurden, sobald sich reiche Minen zeigten, unter dem sophistischen Vorwande, daß reichhaltige Minen als Schätze zu betrachten seien, Schätze aber gesetzlich der Regierung anheimfielen, dem Eigenthümer gegen eine ganz willkürliche Entschädigung für die gehabten Auslagen einfach weggenommen.

Ebenso war jede Industrie, die ihrer Natur nach jene des Mutterlandes schmälern und die Einfuhr von dort beeinträchtigen konnte, verboten und mehr als einmal trat die Tendenz zu Tage, die gesammte einheimische Industrie auszurotten.

Mit besonderer Genugthuung berichteten stets die Vicekönige nach Madrid, sobald eine oder die andere der Fabriken, deren Anlage die Privatindustrie versucht hatte, nach kurzem Siechthume wieder einging. Die maßgebenden Ansichten des spanischen Gouvernements über das Fabrikswesen in Mexiko kennzeichnet vortrefflich ein geheimes Schreiben des Vicekönigs Revillagigedo, worin er unter anderem wörtlich folgendes sagt:

„Das Fortbestehen einiger Fabriken soll nicht gänzlich gehindert werden. Man muß davon immer so viel conserviren, als nöthig ist, um solchen Leuten Unterhalt zu geben, welche sich ihren Körperkräften nach

zu keiner andern Erwerbthätigkeit eignen und in der Noth sich an kein Strafgesetz kehren würden."

Nicht genug — die Innungsgesetze waren derart, daß die Ausübung eines Handwerkes von den lästigsten Bedingungen abhing und selbst der Absatz der nothwendigsten Rohprodukte, wie Mehl und Fleisch, wurde durch die vielen inneren Accise und Zollabgaben zu einer unerträglichen Plackerei.

Zu allen diesen Lasten, Bedrückungen und Erpressungen gesellte sich aber noch als der Uebel größtes die weltliche und geistige Despotie, welche der mexikanische Clerus allen Schichten der Bevölkerung gegenüber und namentlich den niederen derselben, nämlich den Indianern und Mischlingen, schon seit dem ersten Beginne der spanischen Herrschaft auf eine wahrhaft unerhörte Weise geltend zu machen wußte.

Bis tief in das 18. Jahrhundert hinein feierte die Inquisition in Mexiko ihre gräßlichen Orgien häufiger und in einem größeren Maßstabe, als sie es je in Europa gewagt. Schaarenweise wurden alle Indianer verbrannt, welche nur im entferntesten Verdachte standen, daß sie an den Göttern oder auch nur an gewissen religiösen Gebräuchen ihrer Ahnen hingen, und jene, welche die stets lodernde Fackel des heiligen Officiums verschonte, trieb der Stock ihrer Sclavenmeister zur Messe, für welche Fürsorge für ihr Seelenheil sie von Fall zu Fall eine kleine Silbermünze entrichten mußten. Päpstliche Bullen, eigens für Mexiko angefertigt, mußte jeder Indianer zu dem festgesetzten Verschleißpreise von 4 Realen kaufen.

Der arme Ureinwohner galt nur als ein Lastthier. Niemanden fiel es bei, ihm Menschenrechte zuzuerkennen, obwohl es dem edlen Las Casas, dem ehrwürdigen Apostel der Indianer, endlich mit vieler Mühe gelungen war, vom Papste Paul III. den Ausspruch des heiligen Stuhles zu erwirken, daß die Indianer „vernünftige Geschöpfe" seien und denselben von nun an auch die Theilnahme an den Segnungen der Sacramente gestattet werden dürfe. — Durch die unter den Namen „Encomiendas" gegen Ende des 16. Jahrhunderts getroffene Einrichtung, welche spanischen Einwanderern und deren Nachkommen die in den von ihnen erworbenen Bezirken befindlichen Ureinwohner, als Eigenthum zuwies, wurde die Leibeigenschaft eingeführt, härter als sie je in dem feudalen Europa bestand. — Diese Einrichtung wurde zwar zu Ende des vorigen Jahrhunderts nominell abgeschafft, blieb aber thatsächlich in Kraft, weil jene harten Schuldgesetze, Repartimientos genannt, in Folge deren

der zahlungsunfähige Eingeborne in die völlige Abhängigkeit seines Gläubigers geräth, aufrecht blieben. Das Verfahren des Haciendabesitzers ist dabei ein sehr einfaches. Der Rentmeister bezahlt pünktlich alle Samstage den Taglohn (la raia) an die indianischen Arbeiter (Péons). Die Hacienda liegt in der Regel 20 und noch mehr Leguas *) abseits von aller Communication; nichts natürlicher, als daß sich dort auch eine Tienda, d. h. ein Kaufgewölbe befindet, der einzige Ort, wo der arme Péon die unentbehrlichsten Dinge vorfindet, welche er zum Leben braucht. Da der Haciendero bei jedem Artikel nur 2 bis 300 Perzent nimmt, so verschwindet der Lohn, welchen der Rentmeister ausbezahlt, regelmäßig gleich nebenan in der Geldlade des Commis, wobei in der Regel noch eine schwebende Schuld bleibt, denn der Indianer liebt das „Feuerwasser" und der edle Haciendero verweigert seinem Péon niemals den Credit, wenn derselbe in dem schlechten Fusel seine Sorgen und seinen Jammer zu ersäufen die Lust verspürt.

Trifft die Familie des Indianers eine Taufe, eine Trauung oder ein Begräbniß, so bleibt dem armen Péon nichts übrig, als abermals an den stets wohlgefüllten Geldsack seines Grundherrn sich zu wenden, denn die mexikanische Geistlichkeit verrichtet ohne vorhergegangene Zahlung der Gebühr keine Taufe oder Einsegnung. Und diese Gebühren sind sehr hoch. So beträgt die Tauftaxe 1—4, jene für Trauung oder Beerdigung 8—25 Pesos, je nach den verschiedenen Bisthümern für die allerärmsten Leute, denn an die gesetzliche Bestimmung, daß für die Armen diese Functionen gratis geleistet werden sollen, hält sich kein einziger Pfarrer. — Außerdem besteht noch die Uebung, daß die Péons der Reihenfolge nach bei ihrem Pfarrer unentgeldliche Wochendienste (Semaneros) verrichten müssen. Ferner üben in manchen mexikanischen Provinzen die Pfarrer eine so strenge Herrschaft über die armen Indianer aus, daß sie diejenigen, welche ihre Abgaben und Gebühren nicht zur rechten Zeit zahlen oder sich irgendwie ungehorsam zeigen, öffentlich auspeitschen lassen; nach ausgestandener Strafe müssen die Gezüchtigten dem Pfarrer die Hand küssen. Ebenso ist es Thatsache, daß säumige Schuldner der Kirche, dem landesüblichen Herkommen gemäß, in ihrer letzten Stunde durch Verweigerung der Absolution und der Sterbesacramente auch jetzt noch zur Zahlung angehalten werden können und auch werden.

*) Eine Legua ist gleich 7066½ Meter = 3725 österreichische Klafter (rund) also um etwas kleiner als eine deutsche Meile.

Aber nicht blos der Werth der Arbeit der indianischen Bevölkerung, sondern sogar ihr Leib ist für den Clerus mit Beschlag belegt. Es gibt Orte, wo die Weiber, die sich verheiraten wollen, unter dem Vorwande, daß sie noch fester in den Grundsätzen der Religion gemacht werden müssen, in dem Pfarrhofe Monate lang zurückgehalten werden, wobei diese allen Unbilden ausgesetzten Wesen für die gleichzeitig zu leistenden Feldarbeiten keinen Deut bekommen, weil ihnen der genossene Unterhalt angerechnet und der Rest à Conto der Stollgebühren vorenthalten wird. Solchergestalt fand man in ein und demselben Pfarrhause sogar 10—30 Weiber zusammengepfercht. *)

Dieser ebenso bedauerliche als allgemein verderbliche Zustand des Clerus in Mexiko erklärt sich von selbst aus der unglaublichen Mangelhaftigkeit der Bildung, welche dessen Mehrzahl genoß. Seminarien oder Priesterschulen nach europäischem Schnitte frequentirt kaum der hundertste Theil derjenigen jungen Leute, welche sich dem Priesterstande widmen, wobei noch überdies die Creolen, wie bei allen übrigen Aemtern und Würden, bevorzugt werden, damit auch im Priesterstande dieser Race die Hegemonie gewahrt bleibe. Die Geistlichen von reinem Indianerblute fast durchgends und zumeist auch die Mischlinge haben je kaum lateinisch lesen gelernt und macht ihnen in der Regel sogar die spanische Sprache Schwierigkeiten, sobald sie sich über ihren verdorbenen Jargon erheben sollen. — Sehr merkwürdig ist dabei, daß Leute, welche ihrer Stellung nach sich für die Ehre und Würde der mexikanischen Geistlichkeit im höchsten Grade zu interessiren verpflichtet wären, zu behaupten wagen, daß gerade diese unwissende Classe von Geistlichen vollständig für die geistlichen Bedürfnisse der Indios und Mestizen genüge! —

Doch — einstweilen genug von Zuständen und Personen, auf welche wir später ohnehin noch öfters zurückkommen müssen. — —

Ungeachtet der hermetischen Absperrung der spanischen Colonien von jedem anderen Verkehre als mit dem Mutterlande, — in nur einige wenige Küstenstädte waren zu Mitte des 18. Jahrhunderts auch

*) Authentische Thatsachen, welche wir nicht verschweigen dürfen, damit der Leser eine richtige Ansicht über jene Partei gewinne, deren Anhänger durch falsche Vorspieglungen einen edlen Prinzen über das Meer lockten und auch dort zu seinem Verderben zurückhielten. — Vor dem Tribunale der Weltgeschichte wird einst der Betrug von Orizaba nicht minder schwer wiegen, als der schändliche Verrath des verruchten Lopez in Querétaro.

Fremde, jedoch nur unter den größten Beschränkungen und Vorsichtsmaßregeln, zugelassen worden — ungeachtet die Inquisition von Neuem mit gewohnter barbarischer Strenge ihr Amt zu handeln begann, drang dennoch die Kunde von der ersten französischen Revolution über den Ocean und der Wunsch nach einer Aenderung der Dinge, welchen man bisher kaum zu denken gewagt, wurde zuerst leise geflüstert und dann immer lauter in die Welt geschrieen. Mancher der kühnen Sprecher büßte zwar mit der Freiheit oder gar mit dem Leben seine Kühnheit für die allgemeine Gewährung der Menschenrechte plaidirt zu haben, aber der Zunder der Unzufriedenheit hatte ein Mal Feuer gefangen und der leiseste Luftzug konnte die verborgen glimmenden Brennstoffe zur hellen Flamme anfachen.

Gegen zwanzig Jahre verstrichen in derartiger steter Gefahr für Spanien, in seinen Colonien plötzlich den Aufstand an hundert Ecken auf ein Mal entbrennen zu sehen. Aber in träger Ruhe, welche nicht ein Mal der Kriegslärm am Fuße der Pyrenäen zu stören vermochte, und getragen von dummstolzer historischer Grandezza und Selbstüberschätzung, vegetirte die Regierung in Madrid fort, blind und taub für alle jene drohenden, einen nahen Sturm hüben und drüben verkündenden Anzeichen.

Da erscholl plötzlich 1808 die Kunde, daß Napoleon die bourbonische Königsfamilie entthront und Reich und Krone von Spanien seinem Bruder Josef verliehen habe. Jetzt verlangten die bisher in den Hintergrund gedrängten Creolen völlige Gleichstellung mit den Spaniern. Nie erhielt ein in den Colonien geborener Spanier ein politisches, administratives oder richterliches Amt. Alle hiezu erforderlichen Individuen lieferte das Mutterland. — Die spanische Tyrannei fürchtete eben, wie jede andere Tyrannei, nichts mehr als die Vaterlandsliebe. Um sich zu erhalten, durfte sie also nur Werkzeuge wählen, welche in dem Lande ihres Wirkens Fremdlinge waren und blieben. — Auf den Kindern dieser Söldner ruhte daher bereits der Fluch der Zurücksetzung, denn als geborene Mexikaner wurden sie an und für sich als heimliche Feinde Spaniens betrachtet. Eine solche Politik, welche die Kinder von den Eltern trennte, mußte nothwendig mit der Zeit die größte Unzufriedenheit wachrufen und zur Parteibildung führen.

Der Vicekönig Don José Iturrigaray, plötzlich die Gefahr erkennend, in der er mit Rücksicht auf die Lage des Mutterlandes sich befand, machte einige Zugeständnisse. Die mexikanische Bevölkerung, da-

mals noch ganz und gar monarchisch gesinnt und von einer ihr zur Stunde völlig abhanden gekommenen Bescheidenheit, gab sich damit zufrieden. Aber die Altspanier und die Geistlichkeit, welche in den gemachten Zugeständnissen eine Einschränkung ihrer bisherigen übergroßen Privilegien erblickten, widersetzten sich auf das Aeußerste jedweder Neuerung zu Gunsten der einheimischen Bevölkerung.

Revolutionären und anarchischen Bestrebungen aller Art waren hiermit Thür und Thor geöffnet und die loyale Stimmung, welche sich allgemein für Ferdinand VII. erklärt hatte und denselben nach Mexiko als Monarchen berief, verstummte jetzt mit einem Male. — Einer Coterie bornirter Grands und dem non possumus des spanischen Clerus haben es die Bourbons einzig und allein zu danken, daß damals Mexiko nicht eine bleibende Secundogenitur geworden, gleich Brasilien für die portugiesische Dynastie. — Damals wäre es leicht möglich gewesen, durch Aufhebung der unheilvollen Colonialpolitik, monarchische Regierungen in Amerika zu installiren, nicht aber jetzt, fünfzig Jahre nachher, wo ein solcher Versuch nur als eine seltsame Unkenntniß der inzwischen total veränderten Sachlage bezeichnet werden kann.

Die Organe der spanischen Regierung in Mexiko, weit entfernt, der kritischen Lage, in welcher sie sich durch die Occupation Spaniens seitens der Franzosen befanden, im mindesten Rechnung zu tragen, fuhren nach wie vor fort, ihr bisheriges Verwaltungssystem zu handhaben. —

Eine wahre Bagatelle, ein schlagender Pendant zu dem Capitel von den kleinen Ursachen und den großen Wirkungen, brachte auf ein Mal den Aufstand zum Ausbruche.

Wie wir bereits früher erwähnten, war in Mexiko der Weinbau verboten, damit die spanischen Import-Weine keine Concurrenz erleiden sollten. Jeder Weinstock wurde daher in Mexiko schonungslos von den Finanzorganen vernichtet und der Pflanzer außerdem noch mit einer schweren Geldbuße belegt.

In der Provinz Guanajuato befindet sich auf der Straße zwischen San Luis Potosi und Querétaro eine kleine Ortschaft Namens Dolorés, deren die Geografen kaum erwähnen würden, wenn sie nicht im Jahre 1810 durch ihren Pfarrer, Don Miguel Hidalgo y Castilla, auf ein Mal zu einer welthistorischen Berühmtheit gelangt wäre.

Still und harmlos lebte dieser schon über 60 Jahre alte Mann in seiner Pfarre. Er gehörte zu den Besseren, Gebildeteren seines Stan-

des. Sein Ansehen unter den Indianern und sein Einfluß auf dieselben war von jeher unbegrenzt, weil er seine Stellung und alle seine Mittel stets dazu angewendet hatte, die armen Indios so viel als möglich vor den habgierigen Krallen der spanischen Beamten zu bewahren.

Sein Lieblingsaufenthalt war eine schon vor Jahren gepflanzte Weinlaube in einem der Winkel seines Gartens. — Großmüthig hatten bisher die spanischen Zollsbirren diese gesetzwidrige Plantage ignorirt. Eines Morgens aber, als Hidalgo mit einem dieser Menschen einen Streit gehabt, erschien plötzlich die Wache in dem ärmlichen Pfarrhofe und zerstörte mit wahrhaft vandalischem Behagen die gedachte Weinlaube. Dieser Act der brutalsten Gewalt machte das Maß in des tiefgekränkten Hidalgo Herzen überschäumen.

Einige Tage darauf marschirt der kriegerische Priester, von einigen unzufriedenen Offizieren, und namentlich von dem Hauptmanne Allende unterstützt, an der Spitze von nicht weniger als 80.000 schlecht bewaffneten und noch schlechter disciplinirten Indianern auf das nahe Guanajuato, die Hauptstadt der Provinz, los. Das alte Reichsbanner der Azteken bildete die Fahne der Insurgenten.

Die überraschte Stadt fiel nach kurzer Vertheidigung. Die Aufständischen stürzten wie wilde Bestien in den Ort, ließen nicht ein Haus ungeplündert und massacrirten schließlich die ganze spanische Einwohnerschaft.

Der Priester Hidalgo machte keine Handbewegung, ließ keinen einzigen Ton seiner Stimme laut werden, um auch nur eine jener zahllosen und entsetzlichen Gräuelthaten zu verhindern, welche unter seinen Augen begangen wurden. — Die ganze unbändige Wildheit des Indianerblutes, das in seinen Adern rollte, war wach geworden.

Hierauf wendete sich der „Rächer" mit seinen Schaaren nach Valladolid, wo er sich zum General ausrufen ließ. Von nun an zeigte sich Hidalgo nur noch in prachtvoller blauer, mit Gold gestickter Uniform; ein breiter schwarzer Gürtel umgab seine Hüften, und auf seiner Brust glänzte an einer goldenen Kette das Bild seiner Schutzpatronin „unserer lieben Frau von Guadalupe."

Kurze Zeit darauf stand der Priester-General mit seinen, nach dem Blute der Weißen lechzenden Schaaren in der Nähe von Mexiko. Aber betäubt von seinen überraschenden Erfolgen, und allzu siegesgewiß verbrachte er einige Wochen in gänzlicher Unthätigkeit.

Diese Frist benützten jedoch die Spanier zu sehr umfassenden und

energischen Vertheidigungsanstalten. Callejas, der spanische Feldoberst und Gouverneur, brachte den wilden Horden Hidalgo's Schlag auf Schlag so schwere Niederlagen bei, daß der Priester-General über Hals und Kopf mit den Trümmern seiner Heeresmacht bis an den Rio grande del Norte fliehen mußte. Dort hoffte er unter dem Schutze des nordamerikanischen Banners eine neue Armee zu organisiren. Der Verrath von mehreren seiner vertrautesten Offiziere ließ ihm jedoch keine Zeit dazu. Er und eine große Anzahl seiner Anhänger fielen den Spaniern in die Hände. Alle, ohne Ausnahme, wurden fusilirt (27. Juli 1811).

Zu den wenigen Offizieren von Hidalgo's Anhange, welche sich gerettet hatten, gehörte dessen Freund und Lieutenant, der Priester Morelos. Dieser merkwürdige Mann, welcher ein großes militärisches Talent verrieth, und überall eine heroische Tapferkeit entwickelte, besiegte die Spanier in mehr als vierzig Gefechten*). — Zwei muthige Führer, Canos und Villagran, schlossen sich ihm an. Die Erfolge dieses kühnen Kleeblattes wurden für die Spanier immer bedenklicher. 1812 unterbrachen die Aufständischen die Verbindung von Mexiko mit Veracruz sogar durch mehrere Monate vollständig. — Drei Jahre später begann das Kriegsglück ihm den Rücken zu kehren. Am 15. November 1815 wurde er zu Alameda gefangen, nach Mexiko gebracht und in der Nähe von dort, in San Cristobal, am 22. Dezember hingerichtet. Muthig wie er gelebt, starb er. Er commandirte selbst: „Feuer!"

Der Kampf zwischen den Spaniern und den Insurgenten nahm indeß immer mehr und mehr den Charakter einer grausamen Metzelei an. Alle Gefangenen wurden erschossen. Matamoros, einer der Lieb-

*) Der Pfarrer Morelos ist der Vater des berüchtigten Generals Almonte, dessen sehr wohlgetroffenes Porträt in der unserem Werke beigegebenen Prämie: „Porträtgalerie berühmter Charaktere aus Mexikos Kampf um Republik und Kaiserreich" sich befindet. Diese nach den besten Originalien von dem ebenso strebsamen als talentirten Künstler der Münchener Schule, Herrn Theodor Rußer, gezeichnete Prämie bildet ein jedem unserer Leser geradezu unentbehrliches Hilfsmittel, weil dasselbe sehr viele, bisher noch nirgends im Kunsthandel erschienene Porträts merkwürdiger mexikanischer Persönlichkeiten enthält. Uebrigens werden die mit jedem Hefte erscheinenden Szenenbilder mitunter gleichfalls Porträts von Persönlichkeiten, welche in unserem Werke eine hervorragende Rolle spielen, bringen, und so die Prämie, welche im Ganzen, außer den im größeren Maßstabe ausgeführten Bildnissen Ihrer Majestäten Max und Charlotte noch dreiundzwanzig Conterfeis umfaßt, weiters vervollständigen.

linge des tapfern Morelos, gerieth in Gefangenschaft. Man bot den Spaniern zweihundert Gefangene als Lösepreis. Matamoros wurde hingerichtet. Nun streckten die Insurgenten zur Vergeltung ihre zweihundert gefangenen Spanier nieder.

Inmitten dieser gegenseitigen Raserei zeichnete sich ein Offizier der Insurgenten durch einen schönen Zug von Menschlichkeit aus. Der Vater des Nicolas Bravo war in die Hände des blutdürstigen Callejas gerathen und sollte erschossen werden. Der Sohn bot dreihundert gefangene Spanier zur Auswechslung für seinen Vater an. Statt aller Antwort ließ Callejas den Greis erschießen. Nicolas befahl die dreihundert Spanier am nächsten Morgen zu erschießen, aber während der Nacht verfolgte ihn das zu erwartende blutige Schauspiel so lebhaft in seinen Träumen, daß er von Reue ergriffen wurde. Sobald der Morgen graute, ließ er sämmtliche Gefangene frei. „Geht," rief er, „geht, und verweilet keine Minute länger, sonst könnte mich doch noch der Wunsch übermannen, an Euch den Tod meines Vaters zu rächen."

Der Tiger Callejas war endlich abberufen worden. Sein Nachfolger, der Vicekönig Juan Ruiz de Apodaca, versuchte den entgegengesetzten Weg Callejas, und zwar nicht ohne Erfolg. Seine Milde und Mäßigung entwaffnete so viele Insurgentenhaufen, daß die Aufständischen alsbald nur mehr vier feste Punkte in Händen hatten. Pater Torres, Generalissimus der Insurgenten, welcher sich sammt der revolutionären Junta in Xauxilla befand, verzweifelte bereits an der Möglichkeit, den Kampf weiter fortzusetzen, als ein neuer Freiheitsheld auf dem Schauplatze erschien, und dem Gange der Dinge einen neuen Impuls, eine neue Wendung gab.

Es war dies der spanische Student Xavier Mina, Neffe des berühmten spanischen Guerillaführers Espozy Mina, welcher nach einem höchst wechselvollen Leben als General-Capitän von Catalonien zu Barcellona am 26. Dezember 1836 verstarb.

In England, wohin der junge feurige Mann wegen Theilnahme an einer von seinen Oheim ausgehenden, aber verunglückten Verschwörung gegen die Regierung von Madrid fliehen genußt, faßte er den kühnen Entschluß, im fernen Westen die Rolle eines zweiten Cortez zu spielen, wenn auch im anderen Sinne, denn er wollte Mexiko für die Freiheit erobern.

Mit nur 450 Mann, meistens amerikanische Abenteuerer, darun-

ter der Oberst Perry, landete Mina am 15. April 1817 in dem kleinen Hafen Soto la Marina, zwischen Matamoros und Tampico. In Folge eines Zwistes verließen ihn hier etwa hundert Mann. Ungeachtet seiner geschwächten Streitkräfte griff Mina nichts desto weniger bei der Hacienda de Peotillo die Royalisten tollkühn an und schlug mit seinen 300 Mann 1100 creolische Reiter und ein Bataillon altspanischer Infanterie in die Flucht. Bald hierauf vereinigte sich Mina nach Erstürmung von Real de Pinos bei Sombrero mit den mexikanischen Insurgenten. — Leider fiel während diesen an's Wunderbare grenzenden Waffenthaten sein einziger Stützpunkt, Soto la Marina, wo er nur ein paar Dutzend Mann als Besatzung zurückzulassen vermocht hatte, in die Hände der Spanier.

Beinahe kein Tag verging, an dem Mina dem Feinde nicht eine oder die andere Schlappe beibrachte. — Sein Ruf und das Ansehen, das er immer mehr bei den Insurgenten genoß, erweckte den Neid und den Haß des vorgenannten Generalissimus Pater Torres, welcher von nun an alle kühnen Pläne und Handstreiche Mina's zu vereiteln wußte, und den jungen Helden schließlich sogar dem Feinde in die Hände spielte.

Orantia, der spanische Befehlshaber, vor welchen Mina in Ketten geführt wurde, war so gemein, daß er den Wehrlosen eigenhändig mit Schlägen mißhandelte. — Mina, ein wahrer Bayard ohne Furcht und Tadel, erduldete diese unwürdige Behandlung mit Seelengröße. „Es ist ein Unglück," sagte er, „in Gefangenschaft zu gerathen, aber in die Hände eines Menschen zu fallen, der weder Sinn für die Würde des Kriegers, noch für die Ehre des Spaniers besitzt, das ist — zweifaches Unglück."

Bereits am 11. November 1817, also kaum vier Monate, nachdem er den Boden Mexiko's betreten, wurde Mina zur Richtstätte geschleppt.

Sein Tod schien den Royalisten von solch' hohem Werthe, daß ein „Te Deum" in allen Kirchen Mexiko's gesungen wurde und die von den Spaniern bbsetzten Städte illuminirten und öffentliche Freudenfeste veranstalteten.

Der Aufstand schien auf einen Augenblick erloschen zu sein. Durch den schmählichen Verkauf von Florida an die nordamerikanische Union um 5,000.000 Dollars füllte sich auf einen Augenblick die bis auf den Grund geleerte Kriegscasse der Spanier. Der Vicekönig Apodaca, das Land für pacificirt haltend, träumte jetzt ernstlich von der Uebertragung

des Regierungssitzes seines Monarchen von Madrid nach Mexiko. König Ferdinand sollte Spanien, wo der Constitutionalismus den Fortbestand der absoluten Monarchie immer mehr in Frage stellte, im Stiche lassen und sich und dem Despotismus in der neuen Welt eine neue Heimat gründen.

Gold und Verheißungen sollten für diese Idee unter den Mexikanern selbst Partei machen. Apodaca's Bestrebungen blieben nicht ganz erfolglos. Es handelte sich nun, einen Führer für diese künstlich geschaffene kleine Partei zu finden. — War Apodaca's Plan schon an und für sich ein Unding, so mußte seine Wahl, die er traf, für einen großen Mißgriff gelten, denn diese Wahl fiel auf

Don Augustin Iturbide.

X.

Das erste Kaiserreich.

In der Provinz Michoacan, u. z. in der zu Ehren des Freiheitshelden Morelos in Morelia umgetauften Stadt Valladolid wurde 1784, nach Anderen 1790, dem eingewanderten und mit einer reichen Creolin verehlichten biscayischen Edelmanne Iturbide ein Sohn geboren, welcher in der Taufe den Namen Augustin erhielt. — Die Erziehung, welche der Knabe genoß, muß mit Rücksicht auf den unter dem spanischen Colonialregimente allgemein herrschenden Obscurantismus eine sorgfältige genannt werden. Ungeachtet dessen machte sich jedoch in allen seinen Handlungen während seiner ganzen politischen Laufbahn stets und unverkennbar ein blutdürstiger Fanatismus, eine große Verstellungskunst, eine mit der laxesten Moral innigst gepaarte Bigotterie und ein ungemessener Ehrgeiz geltend.

Nicht bald wurde ein Mann so sehr Gegenstand der widersprechendsten Beurtheilungen als Don Augustin Iturbide. Während seine Anhänger ihn als den Messias Mexiko's proklamirten, an dem kein Fehl, kein Makel haftete, verzerrten ihn seine Feinde zu einem Scheusale, zu einem Vampyre, indem sie die wenigen guten Eigenschaften welche er wirklich besaß, ignorirten oder gar in Abrede stellten

Was uns anbelangt, fällen wir über den ersten Kaiser von Mexiko gar kein Urtheil. Wir werden uns begnügen, sein ganzes Wesen und Wirken wahrheitsgetreu in möglichster Kürze zu schildern. Wir lieben es auf diese Weise das Urtheil des Lesers zu provoziren, ohne ihm das unsrige aufzudringen.

Iturbide zählte beiläufig einundzwanzig Jahre und bekleidete den Rang eines Milizlieutenants, als der im vorigen Capitel erwähnte Waffenaufstand unter der Leitung des greisen Pfarrers Hidalgo ausbrach. — Alle Versuche Hidalgo's, den jungen Mann zur Theilnahme an der Erhebung gegen die spanische Herrschaft zu verleiten, blieben erfolglos. — Iturbide stellte vielmehr sich und seinen nicht unbedeutenden Anhang zur Verfügung des Vicekönigs. — Jahre lang und zwar bis 1821 lieferte er sehr viele Beweise von Muth, Ergebenheit und militärischer Tüchtigkeit zu Gunsten der spanischen Herrschaft, so daß der Vicekönig Apodaca im eben genannten Jahre ihm den Oberbefehl über sämmtliche Colonialtruppen in Mexiko übertrug.

Diesen Erfolg oder besser gesagt diese Belohnung seiner bisherigen Verdienste schien Iturbide nur abgewartet zu haben, um die so lange getragene Maske abzuwerfen und die Erfüllung seiner ehrgeizigen Pläne anzustreben.

Der gute Apodaca, welcher in Iturbide unbegrenztes Vertrauen setzte, beauftragte unter anderem auch seinen Heerführer, einen großen Silbertransport nach Acapulco zu escortiren. Iturbide fand es für angemessen, den ihm anvertrauten Schatz für sich zu behalten und von dieser Stunde an die Sache der Unzufriedenen zur seinigen zu machen.

Die zweite mexikanische Revolution nahm auf diese Weise, nämlich auf Basis eines ganz gemeinen Verbrechens ihren Anfang.

Die Unzufriedenen empfingen natürlich den Ueberläufer, der noch dazu mit vollen Taschen kam, mit größtem Jubel. Sie stellten sich als hätten sie über Iturbide's Vergangenheit Lethe in vollen Zügen getrunken, aber nur aufgeschoben, nicht aufgehoben war die Rache, welche man einst dem eifrigen Royalisten für seine zahllosen Grausamkeiten geschworen. So ließ z. B. Iturbide im Jahre 1816 am Charfreitage dreihundert Gefangene erschießen, blos, wie er sagte: „zur Ehre dessen, der sein heiliges Blut an jenem Tage für uns vergossen."

Der Verrath Iturbide's beraubte die spanische Regierung in Mexiko ihrer letzten Stütze. — Der gutmüthige Apodaca fiel als

Opfer des Vertrauens, welches er einem Heuchler geschenkt. Zu seinem Nachfolger wurde in Madrid Don Juan O' Donojou ernannt. Am 21. Juli 1821 landete derselbe zu Veracruz, um das imaginär gewordene Vicekönigthum (Vireynado de Nueva-España) zu übernehmen. Er der 63. Vicekönig nach der Eroberung des Landes vor genau 300 Jahren durch Ferdinand Cortez, war von der Vorsehung bestimmt, durch den von ihm zu Cordoba im Monate August 1821 mit Don Augustin Iturbide abgeschlossenen Vertrag, die zu Iguala proclamirte Unabhängigkeit Mexiko's anzuerkennen. O' Donojou überlebte diesen Akt, wodurch Spanien seiner schönsten Colonie verlustig ging, nur wenige Wochen.

Der monarchische Sinn war im Lande nicht erloschen. Ein großer Theil der einflußreichen Bevölkerung richtete damals seine Blicke auf einen österreichischen Prinzen, und zwar auf Erzherzog Carl, dem Sieger von Aspern. — Die spanische Partei hingegen wollte einen spanischen Prinzen auf den Thron berufen, und wenn die spanischen Cortez im Jahre 1821 nicht so unvernünftig gewesen wären, den Vertrag von Cordoba schnöde mit Füßen zu treten, so hätten die Dinge in Mexiko höchst wahrscheinlich einen ganz ähnlichen Verlauf wie in Brasilien genommen.

Dieser Vertrag war in der That das einzige Mittel, um den in Mexiko so zahlreich angesiedelten Spaniern Freiheit und Vermögen zu retten und der Krone Spaniens noch immer eine Aussicht für die Zukunft zu eröffnen. O' Donojou bewies sich also durch seine Nachgiebigkeit nur als ein Politiker von richtigem Takte und es ist sehr wahrscheinlich, daß, falls er am Leben blieb, Iturbide's ehrgeizige Pläne nie eine Verwirklichung fanden. — Das Gerücht, daß O' Donojou's unter sehr auffallenden Umständen plötzlich eingetretener Tod kein natürlicher gewesen und Iturbide hieran nicht unbetheiligt sei, erscheint daher als nicht gänzlich aus der Luft gegriffen, obwohl positive Beweise hierüber nicht erbracht werden konnten.

Am 24. Februar 1822 wurde der erste Congreß der mexikanischen Freistaaten eröffnet. Die Mitglieder des Nationalcongresses sonderten sich alsbald in drei verschiedenen Parteien ab, und zwar in die Bourboniſten, welche einen spanischen Prinzen als Herrscher wünschten, in die republikanischen Föderalisten, welche Mexiko nach Art des nordamerikanischen Staatenbundes verwaltet sehen wollten, und endlich in die Iturbisten, welche sich mit der Absicht trugen, den „Befreier" zum Könige

auszurufen. Zur letzten Partei gehörte der gesammte Clerus, weil Iturbide in dem Plane von Iguala als ersten und obersten Grundsatz der Unabhängigkeitserklärung die Bestimmung aufgenommen hatte, daß die katholische Religion für alle Zeiten als die mexikanische Staatsreligion zu gelten habe und anderen Confessionen die Ausübung des Cultus nicht gestattet sei. Außerdem existirten zwischen Iturbide und den mexikanischen Kirchenfürsten gewisse geheime Abmachungen, darauf berechnet, nicht nur dem Clerus seinen enormen Grundbesitz zu erhalten, sondern auch denselben in der nächsten Zukunft bereits ganz in's Unabsehbare zu vermehren.

Durch das unkluge, oder besser gesagt, durch das völlig hirnlose Benehmen der spanischen Cortez, wurde den Bourbonisten aller Boden unter den Füßen weggezogen. — Diese Partei trat sofort gänzlich vom Schauplatze ab. Um so heftiger befehdeten sich nun im Congresse die Republikaner und die Iturbisten. Iturbide selbst war höchst verstimmt, denn die Republikaner warfen ihm, nicht ohne Grund, seine maßlose Verschwendung und sein diktatorisches Auftreten vor, in welch' letzterer Beziehung ihn am empfindlichsten die wahre Beschuldigung traf, daß er eigentlich von dem Congresse noch gar nicht als Präsident bestätigt worden sei, sondern sich als solcher zu Iguala selbst aufgeworfen habe. — Schließlich wurde auch im Volke der Wunsch immer lauter, daß die unverhältnißmäßig große Armee von 60.000 Mann, welche Iturbide auf die Beine gebracht hatte, auf den wirklichen Bedarf, nämlich auf ein Drittheil reducirt werden solle.

Iturbide und sein Anhang mußte bei diesem Sachverhalte einen „Staatsstreich" wagen, oder einfach den Republikanern das Feld räumen. — Die Leperos in der Stadt Mexiko, ein eben so müssiges und faules Gesindel, als die Lazzaroni Neapels, wurden durch einen Silberregen in Bewegung gesetzt. In der Nacht vom 22. Mai 1822 strömte ein mächtiger Zug nach dem Hause des „Befreiers" und der Präsident Don Augustin Iturbide wurde als Augustin I. zum Kaiser von Mexiko ausgerufen. Tod oder wenigstens Plünderung bedrohte jeden, der es gewagt hätte, in den brüllenden Sansculotenchor nicht einzustimmen. Um die abgekartete Comödie mit Erfolg herunter zu spielen, zögerte der Präsident anfänglich, dem „erklärten Willen der Nation" Folge zu leisten, und während sein Herz nach der absoluten Macht begieriges Verlangen trug, ließ er sich die Kaiserkrone mit Gewalt aufnöthigen.

Bei der unglaublichen Wankelmüthigkeit des Mexikaners in poli-

tischen Dingen, und der Geschmeidigkeit, mit der sich dort Groß und Klein, Jung und Alt stets momentan um das Banner des Erfolges schaart, darf es nicht Wunder nehmen, daß Tags darauf sich die begeisterte Menge vor den Wagen des Monarchen spannte, um ihn im Triumphzuge nach dem Congresse zu fahren, wo er in der That von der Mehrzahl der eingeschüchterten Congreßmitglieder in der Kaiserwürde bestätigt wurde. Die Krone sollte in seiner Familie erblich sein, seinen ältesten Sohn erklärte man zum Kronprinzen, seine übrigen Söhne zu Prinzen des mexikanischen Kaiserreiches, seine Schwester zur mexikanischen Prinzessin und seinen Vater erhob man zum Fürsten der Union. — Der Ritterorden „unserer lieben Frau von Guadalupe" ward gestiftet und dem Kaiser eine ganz anständige Civilliste im Betrage von $1\frac{1}{2}$ Millionen Piaster (mehr als 3 Millionen Gulden) votirt. — Das ekelhafte Gezüchte dienstfertiger Schmeichler umdrängte den Thron, streute Weihrauch und legte dem Monarchen, bevor er noch Zeit gehabt, Gutes oder Schlechtes zu verfügen, sogleich den Beinamen „der Große" zu.

Iturbide verstand es nicht, die ihm anfangs günstige Stimmung zu seinem und des jungen Kaiserreiches Vortheil auszunützen. Statt den Handel und die Bodenproduction zu fördern, und insbesonders den während der letzten Dezennien ganz ins Stocken gerathenen Bergbau wieder in Gang zu bringen, erhöhte er die Abgaben, vermehrte die Zahl seiner Gegner durch ein despotisches Auftreten und entzweite sich schließlich mit dem Congresse, welchen er plötzlich auflöste, statt desselben eine Junta aus seinen Creaturen zusammensetzend. Kein Wunder, daß er binnen Kurzem so verhaßt wurde, als er früher beliebt gewesen.

Um diese Zeit begann der später so berühmt gewordene General Antonio Lopez de Santa-Anna seine erste politische Rolle zu spielen. Bis dahin Iturbide's eifrigster Anhänger und Günstling, war er der erste, der sich gegen den Emporkömmling öffentlich aussprach. Santa-Anna, damals Befehlshaber in Veracruz, hielt eine feurige Rede an das Volk, in welcher er Iturbide der Auflehnung gegen die Constitution durch Auflösung des Congresses und des Eidbruches durch willkürlichen Gebrauch seiner Gewalt anklagte. Allgemeine Zustimmung fand diese seine Rede, an deren Schlusse er die sogleiche Wiedereinberufung der Nationalversammlung begehrte.

Iturbide hoffte Santa-Anna durch eine ausgesendete Truppenmacht zu bezwingen, aber der Aufstand nahm überraschend schnell

colossale Dimensionen an. Mehrere Generäle, darunter Fernandez Victoria, der Marquis de Vibanco, Guerrero, Bravo, Negrette und viele Andere schloßen sich der Bewegung gegen das Kaiserreich an. Selbst der General Echavari, welchen Iturbide für seinen treuesten Anhänger gehalten, ging schließlich zu den Republikanern über.

Binnen kürzester Zeit setzte sich eine formidable republikanische Armee nach der Hauptstadt zu in Bewegung. Iturbide, welchem, seit er die Kaiserkrone trug, seine ganze frühere Energie abhanden gekommen war, nahm mit seinen treu gebliebenen Truppen eine beobachtende Stellung nächst Mexiko ein und verlegte sich auf's Unterhandeln. — Er erbot sich einen neuen Congreß einzuberufen und sich dessen Entscheidung zu unterwerfen. Alle seine Anträge wurden zurückgewiesen, ja sogar ihm eine mit den gegnerischen Generälen gewünschte Unterredung barsch abgeschlagen!

Inzwischen lichtete sich sein Heer immer mehr durch Desertionen in das Lager der Aufständischen. Iturbide griff also zum letzten Mittel — er berief den von ihm auseinandergejagten Congreß zusammen, und legte am 20. März 1823 die Regierung nieder, nachdem er die Kaiserkrone nur durch zehn Monate getragen. Der Congreß erwies sich großmüthig. Er verhängte über den Exkaiser blos die lebenslängliche Verbannung, und ohne über die während des kurzen ersten Kaiserreiches verausgabten vielen Millionen eine Rechnung zu fordern, gewährte er überdieß Iturbide eine jährliche Pension von 25.000 Piaster (gegen 60.000 Gulden).

Am 11. Mai schiffte sich Iturbide sammt seiner Familie ein, um in Livorno seinen künftigen Aufenthalt zu nehmen.

Dies war das klägliche Ende des ersten Kaiserreiches.

Verfolgen wir nun auch das Schicksal des verbannten Exkaisers bis zu Ende, ein Ende, ganz und gar geeignet, für alle Zukunft vor einem ähnlichen Anfange abzuschrecken, aber die guten Lehren der Geschichte theilen eben das Loos aller wohlmeinenden Rathschläge auf dieser Welt, das heißt, man vernimmt sie, um sie — bei Seite zu lassen. —

Mit dem Falle des ersten Kaiserreiches ging die höchste Gewalt in die Hände des Congresses über. Ueber die Formen, welche der Freistaat anzunehmen hatte, war jedoch noch nichts entschieden. — Inzwischen entstand allerseits eine heillose Confusion. Sieben Provinzen erklärten

sich auf ein Mal unabhängig. Zum Ueberflusse trat außerdem Santa-Anna mit einem Pronunciamento hervor.

Unter diesen Auspicien trat am 7. November 1823 ein neuer Congreß zusammen.

In der Stadt Mexiko selbst hatte der Wirrwarr seinen Culminationspunkt erreicht. Ein gewisser Lobato, seines Zeichens ein Schuhmacher, der während der Freiheitskämpfe sich zum General emporgeschwungen, drohte der zusammengetretenen Regierung ganz unverblümt mit dem Davonjagen. Ein paar Tausend meuterische Soldaten, welchen das Signal zum Kampfe ein sehr erwünschter Vorwand zum Plündern gewesen wäre, standen Lobato zur Seite, und der eingeschüchterte Congreß war in der That nahe daran, mit Meister Knieriem als ebenbürtige Macht zu paktiren, als die Generale Guerrero und Bravo unvermuthet herbeieilten und dem frechen Maulhelden das Handwerk legten. — Labato wußte sich jetzt als „politischer Schuster" in sein Pech zu finden, und machte mit tausend Freuden von der Amnestie Gebrauch, welche bei Verkündigung der neuen Constitution allen Dissidenten ertheilt worden war. —

Diese Constitution ist ganz nach der Schablone der nordamerikanischen in ihren wichtigsten Bestimmungen ausgearbeitet, enthielte also in sich Alles, um ein politisch reifes und dabei arbeitsames Volk glücklich zu machen. Das Wahlgesetz war höchst liberal, die Gleichheit vor dem Gesetze, ohne Unterschied der Race, garantirt, die Preßfreiheit eine vollständige, dagegen Vermögensconfiscation, körperliche Züchtigung, Entziehung der persönlichen Freiheit ohne gegründeten Verdacht für immer abgeschafft. Jeder Mexikaner galt mit 18 Jahren für majorenn, doch mußte jeder Deputirte 25, jeder Senator 30, der Präsident und Vicepräsident 35 Jahre alt sein.

Der faktische Zustand Mexikos im Gegenhalte zu dieser Constitution liefert also einen neuerlichen Beweis, daß die besten Gesetze nichts taugen, wenn die Menschen, für welche sie geschaffen sind, und welche sie handhaben sollen, derselben sich unwürdig erweisen.

Die erste große That, welche die erste „freie mexikanische Regierung" vollbrachte, war die Negozirung eines Darlehens von acht Millionen Pfund Sterling, von welchem Gelde die englischen Gläubiger seither noch keinen Groschen an Capital zurückerhielten, geschweige von regelmäßigen Interessen oder gar von Verzugszinsen, lauter Dinge, welche für die geprellten Speculanten an der Themse in das Reich der

Mythe gehören, und deren einstigen glühenden Enthusiasmus für das „regenerirte (?) Mexiko“ tief unter Null abgekühlt haben.

Die liberale Regierung wußte von den vielen schönen Guineen, die ihr über den Ozean zuströmten, keinen besseren Gebrauch zu machen — die Herstellung von Straßen, Canälen, Hebung des Unterrichts, der heimischen Industrie u. s. w. galt auch diesen Volksbeglückern als Nebensache — als geschwinde dem Mutterlande aus einem nichtigen Vorwande den Krieg zu erklären, und alle geborenen Spanier mit barbarischer Härte aus dem Lande zu jagen.

Bei dieser selbstmörderischen Wirthschaft darf man es daher der am südlichsten gelegenen Provinz Guatemala nicht verübeln, daß selbe sich von Mexiko lossagte, um sich dem zu jener Zeit unter dem Namen „Centralamerika“ constituirenden Staatenbunde anzuschließen.

Zu Anfang des Jahres 1824 erscholl plötzlich von Europa die Kunde, daß Iturbide, seinen Verbannungsort Livorno verlassen und sich nach England gewendet habe. Die Beweise, daß der Exkaiser mit Malcontenten in Mexiko zum Behufe einer Restauration seiner Herrschaft conspirire, fielen der Regierung in die Hände.

Am 28. April 1824 erklärte der Congreß Augustin Iturbide, sowie alle diejenigen, welche seine Rückkehr irgendwie unterstützen sollten, für vogelfrei. Eine in Mexiko ganz seltene Einheit und Energie des Handelns in der Aufspürung imperialistischer Complotte, in der Unterdrückung der aufständischen Bewegungen im Staate Guadalajara, woselbst Iturbide viele Anhänger zählte, und in einer scharfen Bewachung der Küste vom Rio-Grande del Norte bis zur Halbinsel Yucatan gab sich allerseits kund. — In der Hauptstadt selbst wurde des abschreckenden Beispieles wegen — und in Mexiko ist die Abschreckungstheorie ein äußerst beliebtes Regierungsaxiom von jeher gewesen — mehrere angesehene Iturbisten ohne viele Umstände hingerichtet, während einige Dutzend Andere auf bloßen Verdacht hin ins Exil wandern mußten.

Ungeachtet Iturbide nicht in Unkenntniß schweben konnte, daß er eine übergroße Majorität bei seiner Landung in Mexiko gegen sich haben würde, denn nur die Clerikalen, deren Ansehen und Einfluß unter der republikanischen Regierung zu leiden begann, wünschten wirklich seine Rückkehr, verließ er dennoch am 11. Mai 1824, also gerade ein Jahr nach seiner Einschiffung in Veracruz, Southampton. Seine Frau, zwei seiner Kinder, sein Adjutant Beneski und drei Diener

begleiteten ihn. — In Jamaica wurde gelandet. Hier erfuhr er umständlich alle gegen ihn und seine Anhänger getroffenen Verfügungen. Noch wäre es Zeit gewesen, umzukehren — aber sein Ehrgeiz übertäubte die Stimme der Vernunft. Wenige Tage darauf, und zwar am 16. Juli 1824, landete er in Soto la Marina, demselben Orte, den sieben Jahre zuvor der Held Mina mit seiner kleinen Schaar durch einen Handstreich genommen und als Basis für seine weiteren tollkühnen Operationen gewählt hatte.

In Soto la Marina führte damals General La Garza, ein ehmaliger intimer Freund Iturbide's, den Oberbefehl. Ohne Bedenken vertraute sich ihm der Exkaiser an. La Garza stellte sich ganz entzückt über diesen Beweis hohen Vertrauens; ein lucullisches Mahl wird servirt, und es fehlt nicht an zahllosen Toasten auf die baldige und glückliche Restauration des Kaiserreiches. Ermüdet von den Anstrengungen der Reise, und vielleicht auch etwas angeheitert von dem in der rosigsten Laune reichlich genossenen Weine, zieht sich Iturbide in das für ihn hergerichtete Schlafgemach zurück.

Kaum eine Stunde lang mochte der Exkaiser in Morpheus Armen gelegen haben, als dumpfes Waffengerassel seinen Schlummer stört. Er wähnt zu träumen, er wähnt, daß seine Phantasie ihm die Bilder künftiger Schlachten vorgaukle und zur Seite wälzt er, um weiter zu schlafen, seinen müden Leib. Da rüttelt ihn etwas rauh eine starke Faust. Unwillig richtet er sich empor und blickt staunend in die harten Züge eines Mönches, welcher ein großes Crucifix ihm zum Kusse entgegenhält. — Durch die offene Thür fällt sein Blick ins Vorgemach, welches von Soldaten strotzt. Ein Offizier mit gezogenem Säbel steht auf der andern Seite des Bettes.

Höchst befremdet frägt Iturbide, was dies Alles zu bedeuten habe. —

„Beichte, mein Sohn, und empfange dann die letzte Oelung!" erwiderte kurz und trocken der Kapuziner.

Der Exkaiser sah jetzt ein, daß er verloren sei. Mannhaft fügte er sich in das Unvermeidliche.

Da man in Soto la Marina von der See her einen Handstreich zur Befreiung des Gefangenen befürchtete, wurde Iturbide noch zur Stunde nach dem einige Leguas entfernten Marktflecken Padilla gebracht. Mit Mühe gelang es der Gattin Iturbide's einen kleinen Aufschub der Hinrichtung zu erwirken. Der Verräther La Garza war

großmüthig genug, drei Tage Frist zu gewähren, aber am 19. Juli durfte er, ohne persönliche Gefahr, nicht länger zaudern. — In den frühesten Morgenstunden fielen die neun Schüsse, welche dem Dasein des unglücklichen, durch seinen Ehrgeiz tief verblendeten Mannes ein Ende machten. — Sein Leichnam wurde der Familie nicht ausgeliefert, sondern von seinen Henkern an einer sumpfigen Stelle des nahen Rio de Iglesias mit Steinen beschwert den Alligatoren und Krabben als willkommene Beute vorgeworfen.

Zu Tod betrübt, wollte Iturbide's Witwe mit ihren Kindern auf dem englischen Schiffe, das sie von Southampton nach der mexikanischen Küste gebracht, wieder nach Europa zurückkehren. Aber Master John Bull hatte, als er von der Verhaftung seines gefährlichen Passagiers Wind bekam, mit vollen Segeln das Weite gesucht. Hilflos, aller Mitteln entblößt, mußte die arme Verlassene sich abermals um ihrer Kinder willen an den Verräther wenden, der ihren Gemahl dem Tode überliefert.

La Garza ließ sich herbei, sein Unrecht theilweise gut zu machen, indem er unverzüglich an die Regierung in Mexiko berichtete und die Verwaisten der Gnade des Congresses anempfahl.

Der Congreß bewies sich in der That großmüthig gegen die Hinterbliebenen Iturbide's, indem er denselben eine Pension von 8000 Piastern, unter der Bedingung im Auslande zu leben, anwies. — Im Jahre 1835 wurde überdies den Erben Iturbide's zur ungetheilten Hand eine Million Piaster ausgezahlt und 20 Quadratmeilen Land als Eigenthum angewiesen.

Getreu unserem Versprechen wollen wir jetzt den Leser weder mit philosophischen Reflexionen, noch mit Parallelen, welche in die allerneueste Zeit hineinreichen würden, belästigen. Wir glauben, daß die Schlußfolgerungen, welche wir aus unserer gedrängten Skizze des ersten Kaiserreiches in Mexiko gezogen wünschen, so ziemlich auf flacher Hand liegen.

Um jedoch das zweite Kaiserreich vollkommen richtig beurtheilen zu können, müssen wir nun noch in Kürze der wichtigsten Ereignisse gedenken, welche sich seit Iturbide's Tode bis zum Beginne der französischen Intervention zugetragen haben.

XI.

Santa-Anna.

Wir würden wohl sehr irren, wenn wir unseren Lesern den Wunsch zumuthen sollten, die Geschichte Mexiko's vom Falle des ersten, bis zur Errichtung des zweiten Kaiserreiches ganz en detail kennen zu lernen. Nicht weniger als 23 Präsidenten, 7 Dictatoren, 1 Kaiser, 1 Vicepräsident und 1 Generalissimus, also im Ganzen 33 Regenten mit einer durchschnittlichen Dauer von nur 16 Monaten, standen seit 1821 bis zur letzten französischen Intervention an der Spitze der Staatsgeschäfte von Mexiko. Und doch ist es nur eine einzige Persönlichkeit, welche in dem langen und furchtbaren Chaos eine wirkliche Hauptrolle gespielt hat, denn vom Jahre 1823 ab kann die Geschichte Mexiko's am bezeichnendsten die Geschichte der Revolutionen Santa-Anna's*) genannt werden. Theils waren diese Revolutionen von ihm selbst aus eigener Bewegung hervorgerufen, theils durch ihn auf Veranlassung Anderer eingeleitet worden, bald hatte er dabei fremden Interessen gedient, bald den eigenen, heute Grundsätze proclamirend und begünstigend, um morgen zu den gerade entgegengesetzten überzugehen, heute eine Partei erhebend, um sie morgen zu unterdrücken, und übermorgen zu ihr zurückzukehren und so alle Parteien im wechselvollen Auf- und Niedergehen haltend. Sein Name ist es, welcher die erste Rolle in allen politischen Ereignissen des Landes gespielt hat; das Loos des Letzteren ist mit seinen Handlungen innigst verwebt, ungeachtet aller Wechselfälle, welche ihn so oft zu der höchsten und unumschränktesten Macht erhoben, und von dieser in das Gefängniß oder die Verbannung geführt haben. Die fortdauernde Unruhe, in welcher er die Republik zu erhalten wußte, die ungemeine Inconsequenz, mit der er nie anstand, erforderlichen Falls Ideen zu verfechten, welche mit seinen eigenen Ansichten vollkommen im Widerspruche standen, all' die ungeheuren Uebel, welche er dem Lande zugefügt, hatten nur den einzigen Zweck,

*) Santa-Anna's wohlgetroffenes Porträt befindet sich in der Prämie zu diesem Werke, auf welche wir bereits (S. 118) aufmerksam gemacht haben.

sich auf den Gipfel der Macht zu schwingen und sich Millionen zu machen. —

In Santa-Anna verbanden sich gute und schlechte Eigenschaften in ganz gleichem Maße; ein heller, natürlicher Verstand ohne sittliche und wissenschaftliche Bildung; Unternehmungsgeist ohne Plan und Ziel; Energie und Regierungstalent, aber stets verdunkelt durch den starrsten Egoismus und die niedrigsten Leidenschaften, eine seltene Geschicklichkeit in Entwerfung von Revolutions- und Schlachtplänen, bei der größten Unbeholfenheit auf den Schlachtfeldern selbst, auf deren keinem er Sieger blieb. Immer umgeben von gelehrigen Schülern und zahlreichem Anhange, wenn er über das Vaterland Unheil brachte, stand er doch fast immer vereinzelt und verlassen da, wenn es galt, einem äußeren Feinde die Stirne zu bieten; kurz, Santa-Anna ist der merkwürdigste Charakter, welchen die ganze mexikanische Revolution aufzuweisen hat, und seine letzte abenteuerliche Diversion zu Gunsten des im Sterben begriffenen zweiten Kaiserreiches bildet in der That einen würdigen Abschluß seines vielbewegten, so ereignißreichen Lebens. —

In Santa-Anna's Adern mischt sich spanisches Blut mit indianischem; er verbindet die Energie der einen Race mit der Verstellungskunst der anderen. Sein Auge war voll Verschmitztheit und Feuer, sein Körper wie von Eisen, denn bis in die neueste Zeit besaß er, ungeachtet er bereits hoch in den Sechzigern stand, noch volle Mannskraft. Grausam bewies er sich oft bis zur Wildheit. So ließ er z. B. im Jahre 1835, der gesetzlichen Uebereinkunft zum Hohne, die sich ihm ergebenden Insurgenten-Abtheilungen bis auf den letzten Mann ohne alle Prozedur erschießen. Er haschte sein ganzes Leben lang nach Popularität, und Jedermann, dem sich außer ihm die Volksgunst zuwendete, galt ihm als Todfeind. — Um sich die Volksgunst zu erhalten oder sie zu vergrößern, wich er vor keinem Mittel zurück. —

Nach dem Tode Iturbide's gewann es einen Augenblick den Anschein, daß die Schicksale Mexiko's sich zum Bessern wenden würden. Zwei Männer von Talent, Charakter und Mäßigung traten an die Spitze der Regierung, nämlich General Hernandez Vittoria als Präsident und General Bravo als Vicepräsident. Aber leider waren die in der Constitution niedergelegten Grundgesetze der großen Masse von Mexiko's Bewohnern gar nicht verständlich und die Mexikaner dem raschen Uebergange vom Drucke der Tyrannei zu den Rechten und Pflichten einer demokratischen Republik durchaus nicht gewachsen. — Die

tiefgesunkenen Indianer und Mischlinge, welche ein menschenwürdiges Dasein gar nicht kennen gelernt hatten, wußten von ihrer plötzlichen Selbstständigkeit und Freiheit gar keinen Gebrauch zu machen, während die Creolen, und namentlich die Clerikalen, die neue Staatsform nur als ein Mittel zur Vergrößerung ihres Vermögens und ihres Einflusses auszubeuten trachteten. Auf diese Weise blieb die Verfassung nur ein Blatt Papier, und der Funke der Unzufriedenheit glimmte fort und fort. Die Staatsabgaben wurden als ärgerliche Lasten angesehen, deren sich die Mexikaner aller Classen und Racen nach Thunlichkeit zu entziehen suchten. Binnen Kurzem wurde es aus diesem Grunde, und bei der unredlichen Gebahrung mit den Staatsgeldern, zur Unmöglichkeit, die Zinsen der kürzlich contrahirten großen Nationalschuld zu entrichten und Heer und Beamte regelmäßig zu besolden. —

Ungeachtet aller dieser Wirren war der Zustand der Republik Mexiko noch immer kein hoffnungsloser, namentlich seit die Spanier im Jahre 1825 ihren letzten festen Punkt in Mexiko, nämlich die Festung San Juan de Ulloa bei Veracruz übergeben hatten, und das spanische Linienschiff „Asia", sowie die Brigg „Constanzia" im neucalifornischen Hafen Monterey von den Mexikanern weggenommen worden waren. Jetzt erfolgte die Anerkennung des jungen Freistaates von Seite der meisten europäischen Mächte.

Da fiel es im Jahre 1827 dem Papste Leo X. bei, einen Erlaß an die Mexikaner zu richten, worin diese aufgefordert wurden, sich wieder dem Mutterlande zu unterwerfen. Hiermit im innigsten Zusammenhange stand die Conspiration, welche zwei fanatische Mönche, Joaquin Arenas vom Orden S. Diego, und der Dominikaner Francisco Martinez angestellt hatten, um höhere Offiziere und Beamte für die Wiederherstellung der spanischen Herrschaft zu gewinnen. Die Regierung in Mexiko legte diesen ihr längst bekannten Umtrieben absichtlich eine weit größere Bedeutung bei, als sie es verdienten, um gegen die im Lande zurückgebliebenen Spanier, welche durch frühere Verträge als mexikanische Staatsbürger anerkannt worden waren, mit den härtesten Maßregeln vorgehen zu können.

Die Zerrüttung und der innere Zwiespalt, welche die Austreibung von 20.000 Spaniern mit sich brachte, ermüthigte Spanien im Jahre 1829 einen Versuch zur Wiedergewinnung Mexiko's zu machen. In Madrid war man auf die Berichte einiger Bischöfe hin so naiv zu glauben, daß Spaniens ehemalige amerikanische Colonien nichts sehnlicher

wünschten, als von Neuem unter das Scepter seiner katholischen Majestät zu kommen. So groß war die Täuschung König Ferdinand's VII. und seiner Rathgeber, daß man eine Armee von nur 5000 Mann für mehr als hinreichend hielt, das abtrünnige Vicekönigreich wieder zu unterwerfen.

Am 27. Juli landeten zu Cabo Bajo, einige Meilen von Tampico, die 13 Schiffe, welche den spanischen General Barradas und sein kleines Expeditionscorps am Bord trugen. Tags darauf marschirte der neue Cortez bereits auf Tampico los. — Der „unvergleichliche" General Barradas war im Voraus so sehr überzeugt, die „nach ihrer Befreiung dürstenden" Mexikaner würden haufenweise den königlichen Fahnen zuströmen, daß er in seiner Zuversicht nicht nur alle Kanonen zurückließ, sondern auch seine Schiffe als weiter unnütz nach Cuba zurücksendete.

Ganz Mexiko erhob sich auch in der That, aber nicht für, sondern gegen die Spanier.

Santa-Anna bewies sich bei dieser Gelegenheit als Mann der That. Statt, gleich dem Präsidenten Guerrero, die Zeit mit unnützen Proklamationen und weitschweifigen Vorbereitungen zu vergeuden, eilte er nach Veracruz, rief unterwegs das Volk unter die Waffen, und schiffte sich mit nicht ganz 900 Mann nach der von den Spaniern besetzten Provinz ein. —

Aufgeblasen von den kleinen Erfolgen, welche Barradas über General La Garza, den falschen Freund Iturbide's, errang, hielt er es gar nicht der Mühe werth, die Landung von Santa-Anna's winziger Schaar zu verhindern oder selbe gleich nach der Landung durch die Uebermacht zu erdrücken. Binnen Kurzem hatten sich aber Santa-Anna's Streitkräfte durch die von überall her zuströmenden Freiwilligen so sehr vermehrt, daß der „Befreier" sammt seiner „unvergleichlichen" Armee am 11. September 1829 die Waffen strecken mußte. Dies war der letzte Versuch zur Herstellung der spanischen Herrschaft in Mexiko.

Die beiden unversöhnlichen Hauptparteien, welche damals in Mexiko sich schroff gegenüber standen, waren die Escoseses oder die aristokratischen Indipendenten, welche noch immer von der Errichtung eines mexikanischen Thrones mit einem spanischen Prinzen träumten, und die Yorkinos, oder die demokratischen Indipendenten, welche eine föderale Republik dauernd hergestellt wissen wollten. — Die Führer beider Par-

teien gehörten dem geheimnißvollen Bunde der Freimaurer an, u. z. die Escoseses einer Loge nach schottischem Ritus und die Yorkinos einer Loge zu New-York, woraus sich auch diese Benennungen erklären, statt welchen jedoch anfangs der dreißiger Jahre die Ausdrücke Centralisten und Föderalisten üblich wurden.

Zu den Centralisten zählten vorzüglich die Mitglieder der hohen Geistlichkeit und des Militärs, besonders die Generale, sobald sie die Zügel der Regierung in Händen hielten, mochten sie auch früher zur anderen Partei gehört haben.

Höchst gewandt balancirte Santa-Anna in den Parteikämpfen, welche nach der letzten Vertreibung der Spanier bis zum Jahre 1835 die Republik Mexiko zerfleischten, hin und her, stets Sorge tragend, daß weder die Centralisten noch die Föderalisten gänzlich vernichtet würden, indem er der momentan unterliegenden Partei stets seine Unterstützung so weit zukommen ließ, um den Kampf gegen den siegreichen Gegner von Neuem beginnen zu können. Im Jahre 1835 wurde er zum Dictator ernannt; das Gerücht, daß er nach der Kaiserkrone strebe, erregte neue Empörungen, welche jedoch Santa-Anna in Strömen Blutes erstickte. — Im nächsten Jahre schien aber sein Stern für immer erbleichen zu wollen, denn in dem Kampfe gegen die Texaner wurde er am 21. April 1836 nicht nur total geschlagen, sondern sogar auch gefangen. Aber Santa-Anna besaß mächtige Freunde in Mexiko. Der Clerus hatte zwei Jahre zuvor in Furcht und Schrecken geschwebt, aus Anlaß des Vorhabens der demokratischen Föderalisten, die Zehenten und alle Privilegien der Geistlichkeit abzuschaffen und deren Güter zu Gunsten der Staatsschuld zu sequestriren. Am 31. Mai 1834 löste Santa-Anna ganz unvermuthet den Congreß auf, welcher die obgedachten Postulate gestellt hatte. Gleichzeitig gab er sämmtlichen verbannten Spaniern die Erlaubniß, nach Mexiko zurückzukehren. — Kein Wunder, daß Santa-Anna für den Clerus eine Nothwendigkeit geworden war, und daß alle Hebel in Bewegung gesetzt wurden, um ihn aus der Gefangenschaft zu befreien und ihn wieder an die Spitze der Regierung zu bringen.

Santa-Anna's Befreiung aus der Gefangenschaft der Texaner war keine so leichte Sache, denn der Diktator Mexiko's hatte neuerdings eine wahrhaft entsetzliche Blutschuld auf sich geladen.

Die Texaner übersahen die Garnisonen ihrer Festungen Bejar und Goliad rechtzeitig zu verstärken. Santa-Anna, diesen Verstoß

gewahrend, warf sich mit Uebermacht auf diese beiden Punkte. Bejar's Besatzung bestand blos aus 180 Mann; deren Commandant Travis zog sich daher aus der Stadt in die Citadelle Alamo zurück. Hartnäckig wies der tapfere Travis jede Capitulation zurück. Endlich wurde Alamo genommen, aber 1500 Mexikaner ließen dabei ihr Leben.

Nun schritten die Mexikaner zur Einnahme von Goliad. Diese Stadt besaß jedoch gar keine Festungswerke. Nichtsdestoweniger vertheidigte sich der texanische Oberst Fannin mit seinen 500 Mann in den Straßen und Häusern vom Morgen bis zum Abend auf das heroischeste gegen die feindliche Uebermacht. Der mexikanische General Urrea, welcher die Belagerung leitete, gab die feierliche Zusicherung, daß das Leben Aller, die sich ergeben, geschont werden solle.

Santa-Anna jedoch ließ Tags darauf, es war der 17. März, ein Palmsonntag, alle Gefangenen, gegen 400 an der Zahl, zwischen Goliad und dem Meere niedermetzeln. Alle seine Generäle und insbesonders Urrea widersetzten sich dieser Gräuelthat, aber der Wütherich Santa-Anna ließ sich in seinen blutdürstigen Launen niemals stören.

Die erbärmliche, persönliche Feigheit, welche jedem Tyrannen von Santa-Anna's Schlage mehr oder minder eigen, zeigte sich auch an ihm im vollen Lichte nach der Schlacht bei San Jacinto, wo 630 Mexikaner, darunter 1 General und 4 Oberste todt blieben, 280 verwundet wurden und 730 in Gefangenschaft geriethen. Zu den wenigen Flüchtigen zählte Santa-Anna.

Am Morgen des folgenden Tages fand ihn eine Abtheilung Texaner in einem Gebüsche versteckt. Sobald er sich entdeckt sah, küßte er die Hand des Patrouilleführers und bot große Summen, falls man ihn freiließe. Als man seinen Willen nicht that, begann er zu weinen wie ein Kind. — Hierauf vor den General Houston geführt, gefiel er sich wieder in den Ausbrüchen des lächerlichsten Hochmuthes, indem er sagte: „Ihr, Herr General, seid nicht für gewöhnliche Dinge geboren, denn es gelang Euch den Napoleon des Westens zu besiegen!" Gleich darauf that er aber wieder sehr klein und suchte die ihm zur Last fallenden Blut- und Schandthaten von sich ab- und auf Andere zu wälzen.

Da es den Texanern sehr am Herzen lag, ihre Unabhängigkeit von Mexiko, wenn auch nicht anerkannt, so doch nicht weiter angetastet zu sehen, that man, als ob man Santa-Anna's höchst puerile Ausreden für wahr halte, entließ ihn jedoch erst im Jahre 1837 seiner

Gefangenschaft, als die clerikale Partei Mexiko's, welche nach Santa-Anna's Rückkehr das größte Verlangen trug, Bürgschaften geleistet hatte, daß selbe ihren Einfluß zur Anerkennung Texas aufbieten werde.

Zur selben Zeit, als Santa-Anna aus der Gefangenschaft zurückkehrte, begannen in Folge von Beeinträchtigungen, welche französische Unterthanen in Mexiko erfahren hatten, ernste Zwistigkeiten mit Frankreich, welche zum Kriege mit diesem Staate führten. Zuerst wurde Tampico von den Franzosen besetzt, hierauf das Fort San Juan de Ulloa am 27. November 1838 genommen und am 5. Dezember Veracruz selbst besetzt.

Die Republik Mexiko mußte Genugthuung geben und 600.000 Dollars an die beschädigten französischen Unterthanen bezahlen.

Santa-Anna, welcher die Vertheidigung von Veracruz geleitet, verlor bei dieser Gelegenheit ein Bein. — Nach mancherlei Wechselfällen wurde er 1841 wieder zum Präsidenten gewählt. Durch fast vier Jahre übte er nun eine fast unbeschränkte Herrschaft aus, bis seine übermäßige Begünstigung der Clerikalen die Demokraten zu einem allgemeinen Aufstande verleitete, der mit Santa-Anna's Verbannung nach Havaña auf der Insel Cuba endigte. — Aber bereits im Jahre 1846 und zwar am 4. August gelang es den Centralisten, den Präsidenten Paredes zu stürzen und Santa-Anna aus der Verbannung zurückzurufen. — Zu aller Welt Erstaunen erklärte er sich dies Mal für die Föderalisten, entfloh aber, als Scott, der General der nordamerikanischen Armee, die Hauptstadt Mexiko am 15. September 1847 einnahm, nach Jamaica. Fast sechs Jahre verhielt sich dort Santa-Anna in scheinbarer Ruhe, seine gestohlenen Millionen verzehrend, insgeheim jedoch auf den geeigneten Augenblick lauernd, um abermals seine Rolle in Mexiko zu spielen. Seine Erwartungen sahen sich nicht getäuscht. Im Jahre 1853 beriefen ihn die politischen und militärischen Häupter der Revolution nach Mexiko als Retter aus der allgemeinen Gefahr und Verwirrung. Am 1. April 1853 stieg Santa Anna in Veracruz an's Land. Seine Reise nach Mexiko glich dem Zuge eines Triumphators. Mit eiserner Faust führte er nun die starrste Centralisation ein. Er beseitigte Alles, was an die Föderalrepublik auch nur erinnern konnte. Die einzelnen Staaten verloren sogar ihre alten Namen und wurden als bloße Departements behandelt. Der indianischen Bevölkerung wurden alle politischen Rechte entzogen und die Gouverneurs der Provinzen, welche zugleich an der Spitze der Militärmacht standen, waren

befugt, nach Belieben das Standrecht zu üben, — kurz Santa-Anna regierte so echt russisch, daß wir ihn füglich als das Vorbild Murawieff's in Polen betrachten können. — Am 17. Dezember 1853 erklärte sich Santa-Anna selbst zum lebenslänglichen Präsidenten der mexikanischen Republik. Der Staatsstreich an der Seine war ihm offenbar zu Kopf gestiegen. Warum sollte er, der Napoleon des Westens, nicht gleichfalls seinen Dezemberstreich vollführen und etwas später nach der Kaiserkrone langen? — War er doch dabei der freundlichsten Unterstützung von Seite der Tuilerien gewiß! — — Santa-Anna's immer unverblümter an den Tag tretende Tendenz, in Mexiko eine Monarchie zu errichten, rief jedoch, seit Februar 1854 in allen Theilen der Republik den Aufstand wach.

Als der gefährlichste Führer der Aufständischen erwies sich General Alvarez, ein Indianer, um welchen sich alle Rothhäute und Mischlinge schaarten. Wiederholt schlug er die gegen ihn ausgesandten Regierungstruppen. Im Jahre 1855 hatte Alvarez bereits derart festen Fuß gefaßt, daß sogar einflußreiche Creolen der demokratischen Partei sich ihm näherten und dem von ihm verkündeten Plane von Ayutla beistimmten, dessen Hauptpunkte in Folgendem bestanden:

„Santa-Anna und alle seine Anhänger sind ihrer Stellen entsetzt; ein außerordentlicher Congreß beschließt ein neues Staatsgrundgesetz; die Conscription, die Kopfsteuer und das Paßwesen sind abgeschafft; billige Zölle werden eingeführt; die Generäle Bravo, Alvarez und Moreno haben sich an die Spitze des Befreiungsheeres zu stellen und die Zügel der Regierung zu ergreifen."

Santa-Anna erkannte, daß er dieser Bewegung nicht Herr zu werden vermöge. Unter dem Vorwande, die Empörer zu züchtigen, verließ er mit 1.400 Mann seiner besten Truppen die Hauptstadt. In Veracruz dankte er ab und schiffte sich am 19. August nach Havaña ein.

Dies sind die kurzen Lebensumrisse jenes Mannes, der seinen Versuch, die Agonie des zweiten Kaiserreiches durch eine Diversion zu Gunsten der in Querétaro Belagerten aufzuhalten, schwer büßen sollte. Wer weiß, welche hinterlistigen Pläne Santa-Anna's verschmitztes Gehirn dabei im Schilde führte. Jedenfalls waren es nur egoistische Absichten, welche den alten Intriguant abermals nach der Küste Mexiko's lockten; Sympathie für den unglücklichen Kaiser Max und dessen Sache haben dabei sicherlich die allerletzte Rolle gespielt.

XII.

Die Brüder des Wahnsinns.

Kurz vor dem Kanonenschusse, welcher täglich mit Sonnenuntergang das Signal zur Schließung des Hafens von Havaña gibt, verließ denselben ein netter Klipper größerer Gattung. Leicht und zierlich spaltete sein Bug die von der Abendbrise sanft gekräuselten Wellen. Das Sternenbanner der nordamerikanischen Union prangte stolz am Flaggenstocke. — Folgsam wie ein wohldressirter Renner gehorchte das nette Fahrzeug dem leisesten Drucke des Steuerruders; der Cours, welchen das Schiff einschlug, zielte offenbar auf den Golf von Mexiko ab. — Eine Ordnung, eine Disciplin, eine Reinlichkeit, wie selbe nicht vollkommener auf einem Kriegsschiffe herrschen konnte, gab sich auf dem Verdecke kund. Die vortheilhafte Meinung, welche uns diese Wahrnehmung von dem Capitäne und seinen Officieren aufdrängt, steigert sich beinahe zur Bewunderung, wenn wir die Schiffsequipage etwas näher ins Auge fassen. Fast jede Nation ist unter derselben wenigstens durch ein oder zwei Individuen vertreten, und es bedarf nicht vielen Scharfsinnes, um auf den ersten Anblick zu errathen, daß wir eine wahre Elite von Galgenvögeln, ein seltenes Sortiment der gediegensten Schelme aus aller Herren Länder vor uns haben. — Unter der ganzen Mannschaft, welche etwa sechzig Köpfe zählte, also fast das Dreifache des wirklichen Erfordernisses für einen Kauffahrer von der Größe des Klippers „San Fernandez", bildeten jedoch die Portugiesen in einer Anzahl von etwa fünfzehn Matrosen die relative Mehrzahl, und wurde auch das Commando in portugiesischer Sprache, als der auf dem Schiffe mehr oder minder allgemein verständlichen, geführt.

Auch der Capitän, Namens Carneiro, war ein Portugiese, sein erster Officier, Vertrauter und Compagnon hingegen ein Spanier aus Cartagena. Zwischen diesen zwei Männern zeigte sich keine Spur jenes tief eingewurzelten Hasses, welcher zwischen den beiden Nationen auf der pyrenäischen Halbinsel herrscht, und die Idee eines iberischen Gesammtstaates vielleicht nie zur Realisirung gelangen lassen wird. —

Ueberhaupt herrschte auf dem „San Fernandez“ eine entschieden kosmopolitische Stimmung, da die Eintracht unter der vielzüngigen Bemannung fast nie, und dann auch nur stets vorübergehend und unbedeutend durch Zänkereien über nationale Vorzüge und Eigenthümlichkeiten getrübt wurde. — Was lag diesen Leuten an einem Vaterlande? Wußten doch die Wenigsten unter ihnen, wann und wo sie geboren wurden und wer ihre Eltern gewesen. Ihre Erinnerung begann mit der Zeit, wo sie als kleine, ausgehungerte, zerlumpte Knirpse in irgend einer Hafenstadt an Bord des ersten besten Schiffes kamen, um in einem entfernten Welttheile den Fuß wieder auf die Erde zu setzen. —

Kurz herausgesagt, wir befinden uns auf einem Sclavenschiffe, welches die Insel Cuba regelmäßig des Jahres, wenigstens zwei Mal, mit schwarzer, lebender Waare versorgt, wobei sich Capitän Carneiro einen Plunder um die Engländer und die Edicte gegen den Sclavenhandel kümmerte, weil der auf der Werfte zu Boston gebaute „San Fernandez“ regelrecht in die Listen der nordamerikanischen Kauffahrer eingetragen war, und den brittischen Kreuzern, welche gegen alle übrigen seefahrenden Nationen zur Ausübung der Seepolizei ermächtigt sind, das Recht, ein unter dem Sternenbanner segelndes Schiff zu durchsuchen, als eine die Ehre der Republik beleidigende Zumuthung von der Regierung in Washington noch bis zum heutigen Tage consequent und hartnäckig verweigert wird.

Capitän Carneiro, eine echte, wettergebräunte Seemannsgestalt, aber von äußerst harten Zügen und einem starren Blicke, welche auf eine große Gefühllosigkeit schließen ließen, stand in der Nähe des Compaßhäuschens; er stützte sich auf eine Krücke, denn sein rechter Fuß war bei der letzten Sclavenjagd vor drei Monaten durch den Lanzenstich eines um seine Freiheit mit dem Muthe der Verzweiflung ringenden Negers sehr schwer beschädigt worden, und obwohl die Wunde bereits vernarbte, blieb er doch aller Wahrscheinlichkeit nach bleibend krumm, weil mehrere Sehnen eine wesentliche Beschädigung erlitten hatten.

Das Schiff begann stark zu gieren, d. h. bald nach der einen, bald nach der andern Seite aus der Linie zu weichen, weil man gerade vor dem Winde segelte, d. h. der Wind fiel von hinten in die Segel und wirkte dadurch genau in der Richtung des Kiels.

„Raumschootswind!“ befahl Carneiro kurz.

Der Steuermann drehte das Rad etwas nach Bakbord (nach der linken Seite des Schiffes), und nun fiel der Wind auf die vor-

theilhafteste Weise von hinten etwas schräg in die Segel, und das Schiff, kaum merklich zur Seite gelegt, zog steif durch die See.

Zufrieden nickte jetzt der Capitän, und indem er knapp neben dem Steuermann auf einem niederen Feldstuhle Platz nahm, zündete er sich eine neue Cigarrette an.

Kurz darauf trat auch Carneiro's erster Officier hinzu.

„Nun, Guerrero!" begann der Capitän, „ist Alles in Ordnung?"

„Die fünf todten Niggers sind soeben in die See geworfen worden," entgegnete der Gefragte; „die Hunde begannen bereits ganz abscheulich zu riechen. Heute Nacht dürfte noch ein Dutzend, wenn nicht mehr, verenden — ein sauberes Geschäft das! Dießmal haben wir fast zwei Dritttheil unserer Waare eingebüßt, während wir sonst doch mit der Hälfte durchkamen. Ich sage es Euch, Capitän, Ihr hättet in Havaña um jeden Preis losschlagen sollen!"

„Nein!" rief Carneiro entschieden, „nein, tausend Mal nein, eher soll die ganze Waare zu Grunde gehen, bevor ich einen Schandpreis nehme, wie er dieses Mal geboten wurde. Ich bin ein solider Geschäftsmann, und meine Ehre, die ich auf allen Sclavenmärkten von Rio-Janeiro bis New-Orleans seit dreißig Jahren makellos erhalten habe, werde ich nicht wegen ein paar tausend lumpichter Dollars in die Schanze schlagen und noch dazu auf meiner letzten Fahrt. Den alten Carneiro soll Niemand etwas Unrechtes nachsagen können!" —

„Wie, Eure letzte Fahrt?" frug Guerrero, eben so verwundert als erfreut.

„Ja, meine letzte!" sagte der Capitän mit Bestimmtheit. „Nahe an den Sechzigen und durch diese vermaledeite Wunde ein Krüppel für den Rest seines Lebens thut man gut, ein Geschäft aufzugeben, das volle Manneskraft und gerade Glieder braucht. Ein Capitän, der auf der Krücke einherhinkt, eine saubere Figur das! Willst Du das Schiff übernehmen? Ich überlasse es Dir umsonst; es soll einen Theil der Morgengabe bilden, welche Dir meine Tochter zubringt."

„Was fällt Euch bei!" rief der Beschenkte, „ich das Geschäft allein weiter führen, welch' ein Gedanke! Ich bin ja kein gelernter Seemann, obgleich ich mit Euch seit zehn Jahren den Ocean nach allen Richtungen durchkreuze; nein, nein, lassen wir es nur bei unserer alten Uebereinkunft. Sobald Ihr Euch auf Euren Plantagen bei New-Orleans zur Ruhe setzt, heirate ich Euere einzige Tochter, und trete das schöne

Besitzthum an, was mir mein Oheim in der Nähe von Tampico hinterließ. So haben wir es abgemacht, als ich Euch vor drei Jahren bei einer Menschenjagd am Senegal den Klauen der erbitterten Niggers entriß."

„Carneiro hat stets sein Wort gehalten," unterbrach ihn stolz der Capitän, „aber es that mir nur Leid, daß dieses schöne Schiff, das seines Gleichen sucht, in ganz fremde Hände übergehen soll."

„Nicht nöthig," bemerkte Guerrero kurz, „übergeben wir das Commando über unseren schönen „San Fernandez" hier dem alten Walker am Steuer und lassen wir das Schiff regelmäßig zwischen New-Orleans, Tampico und Veracruz als Passagier- und Packetboot hin- und herkutschiren."

„Eine herrliche Idee!" sagte Carneiro lebhaft zustimmend, „topp es gilt — und rentirt sich die Sache, so wollen wir eine ganze Flottille zwischen Orleans und Veracruz kreuzen lassen; Gott sei Dank, Carneiro und sein Schwiegersohn sind schon im Stande, einige Schiffsplanken auf das Wasser zu bringen; he, wie viel hast Du gestaut?"

„Ohne meine Plantage bei Tampico zu rechnen, könnte ich so beiläufig 300.000 Piaster herzählen," bemerkte Carneiro's künftiger Schwiegersohn.

„Nicht übel," schmunzelte der Capitän vergnügt, „Du bist ein sparsamer Bursche von jeher gewesen und gebenedeit sei die heilige Jungfrau, der Himmel hat bisher unser „schwarzes Geschäft" sichtlich gesegnet."

Nach diesen Worten zog Carneiro ein geweihtes Bild der „lieben Frau von Guadalupe" aus der Brust, küßte dasselbe inbrünstig und reichte es dann auch Guerrero hin, welcher ein kurzes Stoßgebet murmelnd, gleichfalls seine Lippen daran legte.

Der Yankée Walker am Steuerruder blieb von dieser Gnade ausgeschlossen, weil er ein Ketzer war.

Den Cours des „San Fernandez" kreuzte auf ein Mal ein dampfendes Ungeheuer. Im J. 1826, wo diese Episode unseres Romanes spielt, gehörten Dampfschiffe noch zu den Seltenheiten.

Ebenso neugierig als ärgerlich lugten die drei Männer nächst dem Steuerrade des „San Fernandez" nach dem merkwürdigen Dinge, das mit Hilfe seiner riesigen Schaufelräder dem conträren Wind und dem Golfstrome majestätisch entgegen arbeitete.

„Auch wieder so eine Erfindung des Teufels," ergriff endlich

Carneiro zornsprühend das Wort, „eine Erfindung, die das ganze Seewesen zu Grunde richten wird; was braucht so ein Dings da befahrene*) Mannschaft; ein altes Weib als Capitän und ein Dutzend Landratten thun es darauf ebenso gut. — Ja, ja, es ist Zeit, daß ich vor Anker gehe und abtakle; so ein Anblick verdirbt mir die gute Laune für eine ganze Woche. — Die Rumflasche her!"

Der Capitän, sein Schwiegersohn und der Steuermann sprachen nun bis Mitternacht sehr fleißig dem echten Jamaika-Feuerwasser zu. Nach der fünften in Gemeinschaft geleerten Flasche zog sich Carneiro noch immer brummend und fluchend über die höllische Erfindung der Dampfschiffe schweren Kopfes in seine Cajüte zurück. Walker wurde durch den zweiten Steuermann abgelöst und Guerrero, welchen heute die „Hundewache"**) traf, schickte sich an die Runde zu machen. Auch ihm war das reichlich genossene starke Getränke etwas zu Kopf gestiegen. In einem solchen Zustande pflegte er sehr zu Gewaltthätigkeiten aufgelegt zu sein und die Schiffsmannschaft, bei der er ob seiner herkulischen Kraft in großem Ansehen stand, ging ihm dann nach Thunlichkeit aus dem Wege. Sein Verfahren zur Aufrechthaltung der Disciplin pflegte ein sehr kurzes zu sein; entweder streckte er den Schuldigen mit einem einzigen Faustschlage leblos zu Boden oder er schleuderte ihn ganz einfach über Bord. Letzteres hatte zuverlässig Jeder zu gewärtigen, der auch nur den Schatten eines Ungehorsams auf sich lud. — Fünf bis sechs Matrosen wurden alljährlich auf diese Weise von Guerrero justifizirt, zum abschreckenden Beispiele für die übrigen etliche fünfzig Strolche, welche in der That nur durch eiserne Strenge im Zaume gehalten werden konnten.

Als Guerrero auf dem Decke alles in Ordnung befunden, schickte er sich an, in den unteren Räumen nach der „schwarzen Waare" zu sehen; da sehr wahrscheinlicher Weise seit den letzten Stunden sich wieder mehrerer der unglücklichen Neger der Tod erbarmt haben mochte, befahl er zweien Matrosen ihm zu folgen, um die vorgefundenen Leichname sogleich nach oben zu schaffen.

---

*) Ausdruck für Seeleute, welche den ganzen Dienst bereits genau kennen und schon viele Fahrten mitgemacht haben.

**) Jede Wache auf einem Schiffe dauert 4 Stunden. Die Wache von Mittag bis 4 Uhr heißt die Nachmittagswache, von 4—8 der Platt-Fuß, von 8 bis Mitternacht die erste Wache, von Mitternacht bis 4 Uhr Morgens die Hundewache, von 4—8 dieMorgen- und von 8 Uhr bis Mittag die Vormittagswache.

Ein pestartiger Geruch, gemischt mit jener scharfen, penetranten, unaussprechlich widerwärtigen Hautausdünstung der Neger, qualmte Guerrero entgegen, als er aus dem Zwischendecke zum unteren Schiffsraum hinabstieg. Die Thüre des letzteren stand offen, jedoch vor derselben ein Matrose mit blanker Waffe als Wache. — Dieser Posten mußte alle halbe Stunde abgelöst werden, weil selbst die ausgepichteste Theerjacke den unleidlichen Gestank, der aus dieser Thüre nach oben zu strömte, nicht länger ausgehalten hätte; diese zwei ein halb Schuh breite und nur vier ein halb Schuh hohe Oeffnung vermittelte einzig die Ventilation des ganzen unteren Schiffsraumes, wo fast in gänzlicher Dunkelheit noch immer über zweihundert Neger enge zusammengepfercht waren, ungeachtet bereits gut zwei Drittheile dieser unglücklichen Geschöpfe seit der Abfahrt von der Küste von Guinea elendiglich zu Grunde gingen. — Merkwürdiger Weise sterben auf diesen Fahrten verhältnißmäßig weniger Weiber und Kinder, als Männer, mit welchem Ergebnisse die herzlosen Sklavenhändler ganz zufrieden sind, weil die ausgewachsenen Neger in der Regel in den Plantagen durchgingen, mochte ihnen auch die Todesstrafe deßhalb gewiß sein, während die Kinder sich an ihr Loos leicht gewöhnten, und die Weiber, — es sträubt sich die Feder es niederzuschreiben, — gleich Kühen nach einem wohlüberlegten Systeme zur Sklavenzucht benützt wurden.

Guerrero's Voraussicht wurde nicht getäuscht. Als er mit einer Blendlaterne voranleuchtend, den niederen aber langen Raum durchschritt, stieß sein Fuß wiederholt an regungslose Körper. Um sich auf die kürzeste Weise zu überzeugen, ob er es mit Leichnamen, oder nur mit Schläfern zu thun habe, theilte er mit der gefühlloseſten Rohheit derbe Tritte aus. Diejenigen, welche sich auf dieses argumentum ad hominem nicht rührten, wurden, ohne daß Guerrero einen weiteren Befehl ertheilte, von den beiden Matrosen auf das Deck geschafft, und von dort sogleich in die See geworfen. — Gefräßige Haifische, welche bereits von der Insel Cuba aus, dem Schiffe das Geleite gaben, schnappten begierig nach den Leichnamen, welche, als sie kaum den Wasserspiegel berührten, auch bereits in dem Rachen der nimmersatten Ungeheuer verschwanden.

Im Ganzen wurden vierzehn Neger derart dem Meere geopfert Drei derselben gaben, als sie die frische Seeluft einathmeten, Lebenszeichen von sich. Die zwei Unmenschen jedoch, welche mit der „Bestattung" der hinaufgeschleppten Neger betraut waren, hielten es für bequemer,

(Seite 153.)

hiervon keine Notiz zu nehmen, weil sie die wieder zu sich gekommenen, in den unteren Raum hätten zurückschaffen müssen.

Die armen noch lebenden Neger waren durch die seit zwei vollen Monaten in ihrem schrecklichen Gefängnisse erduldeten Leiden, unter denen die Seekrankheit nicht zu der Uebel kleinsten zählte, derart physisch herabgekommen, daß man ihnen ohne das mindeste befürchten zu müssen, schon seit einigen Wochen die Fesseln abgenommen hatte. — Um so auffallender erschien es also, daß ein einziger alter Neger von riesiger Gestalt, sowohl an Händen und Füßen schwere eiserne Ketten trug, welche durch eine zweite massive Kette in der Schiffswand befestigt waren. An seiner rechten Seite kauerte ein Knabe von etwa sechs Jahren, und an seiner Linken eine junge Negerin, kaum älter als anderthalb Jahrzehnte. — Beide schmiegten sich an den Greis, der sie, soweit es seine Ketten gestatteten, mit den Armen umschloß, als wolle er sie schützen und beschirmen.

Der Knabe war sein jüngster Sohn, die Negerin sein jüngstes Weib. — Ein Act rührender Pietät ihrer Seits, und die empörendste Verruchtheit der habgierigen Sclavenhändler hatte Beide gleichfalls zu Sclaven gemacht.

Auf die Kunde, daß Musumba, der König eines großen Stammes der Congo-Neger bei einem Streifzuge nach der Küste den weißen Männern in die Hände gefallen sei, eilten zwanzig der vornehmsten seiner Unterthanen zur Stelle, wo der „San Fernandez" geankert lag, um wegen der Auslieferung ihres Häuptlings zu unterhandeln.

Carneiro und Guerrero stellten ihren Preis in Goldstaub und Elfenbein. Ehe drei Tage vergingen, schleppten fünfzig Neger das geforderte Lösegeld herbei. — Musumba's junges Weib Adda und sein mit einer anderen Negerin erzeugtes Söhnchen Honulu, ließen es sich nicht wehren unter den ersten zu sein, welche den Befreiten begrüßen würden.

Die Boten sollten ihre Last auf dem Schiffe selbst abgeben. Musumba wurde auf's Verdeck gebracht um die anfangs Zögernden zu ermuthigen, das lange schmale Brett zu betreten, welches vom Lande nach dem Schiffe führte. Adda und Honulu flogen unbedenklich über den gefährlichen Weg, als sie das ihnen so theuere Haupt erblickten. Die Lastträger überwanden jetzt ihre Furcht und folgten nach. — Als der letzte das Verdeck betreten, fiel die Landungsbrücke ins Wasser, das Schiff drehte sich nach der offenen See zu und ehe es sich die bestürzten

Neger versahen, waren sie übermannt, gebunden und in den untern Raum geworfen.

Ein paar Stunden später lachten Carneiro und Guerrero bei einer Bowle Punsch aus vollem Halse über den köstlichen Spaß mit den betrogenen Niggers. — So billig war man nicht bald zu „Waare“ gekommen und überdieß ergötzte es den Capitän höchlich, daß er auf diese Weise an Musumba Rache genommen, denn dieser Mann war es gewesen, der ihm bei der Gefangennahme die so fatale und schmerzhafte Fußwunde beigebracht hatte.

Als die zwei Matrosen ihre Todtengräberdienste beendigt hatten, brachten sie einen Korb mit Schiffs-Zwieback und einige Fäßchen Wasser herbei. — Die armen Sclaven wurden jetzt für volle vierundzwanzig Stunden und vielleicht auch für noch länger abgespeist und getränkt. Man nahm es in dieser Beziehung nicht sehr genau. — Ein einziges Stück steinharten Zwiebacks und nicht mehr wurde per Kopf ausgetheilt. Mancher erhaschte zwei auch drei Stücke, aber dafür bekamen ebenso viele andere gar nichts. — Wasser wurde jedoch, weil man in Havaña davon frischen Vorrath eingenommen und die jetzige Fahrt nach Tampico wahrscheinlich nur 6 — 8 Tage dauerte, ganz ausnahmsweise sehr reichlich gespendet. Während der langen Fahrt über den Ozean tränkte man die Neger kaum alle zweiten Tag mit einem halben Seidel.

Während die mehrgedachten zwei Matrosen diesem doppelten Geschäfte oblagen, wobei es gegen die Zudringlichen zahllose Puffe und Fußtritte absetzte, unterhielt sich Guerrero damit, den gefesselten Negerkönig mit grausamer Wollust zu höhnen und zu reizen.

Guerrero verstand in Folge seiner jahrelangen unmenschlichen Beziehungen zu den Negern so ziemlich deren Dialekt, wie er an der Küste von Guinea gesprochen wurde. Musumba seiner Seits hatte einiges von der portugiesischen Sprache gelernt, weil durch längere Zeit in seinem Staate sich Missionäre aus Portugal aufgehalten und er hie und da auch mit Kaufleuten aus Lissabon und Oporto, welche unter den Congo's Elfenbein und Goldstaub einhandelten, in Berührung gekommen war.

„Nun, wie befindet sich Euere Majestät?“ lachte Guerrero rohen Tones, „nur noch einige Tage Geduld und Allerhöchst dero Hände werden auf meiner Plantage statt des Scepters ein Grabscheit führen.“

Musumba's Augen blitzten zornig und seine Zähne knirschten, aber er wandte den Kopf zur Seite und schwieg.

„Euere Majestät haben eine sehr schlechte Erziehung genossen," fuhr Guerrero fort, höchst erfreut, daß sein Sklave sich in stummer Wuth verzehrte, „die Lebensart erfordert, daß man den Leuten mit denen man spricht ins Gesicht sieht und damit Du, schwarzer Hund, diese Lehre für ein anderes Mal im Gedächtnisse behältst, werde ich Dir einen kleinen Piparote (Nasenstüber) verehren."

Nach diesen Worten schlug Guerrero mit wuchtiger Faust dem Negerkönige derart ins Gesicht, daß ihm das Blut aus der Nase strömte.

Blitzschnell faßte Musumba seinen Beleidiger am Gurte, riß ihn ganz nahe an sich und schnürte Guerrero die Kehle zu.

Ungeachtet seiner seltenen Körperkraft vermochte sich Guerrero dennoch erst nach ein paar Minuten, als er bereits dem Ersticken sehr nahe sich befand, von dem eisernen Griffe des Negers zu befreien.

Halb bewußtlos taumelte dann Guerrero einige Schritte zurück. Etwa fünf Minuten vergingen, bevor er wieder zu Stimme kam. Die beiden Matrosen, welche von ihm weit abseits mit dem Rücken standen und mit der Vertheilung des Wassers noch immer vollauf beschäftigt waren, hatten von dem eben erzählten Vorgange gar keine Ahnung.

„Elende Bestie!" keuchte endlich Guerrero purpurroth vor Zorn „das sollst Du büßen, zu Tod werde ich Dich peitschen." Seinen Worten sogleich die That folgen lassend, zog er aus dem Gurte eine kurze Peitsche in deren ellenlangen Schlagriemen ein Dutzend Bleiknöpfe geflochten waren.

Ohne einen Laut auszustoßen, ertrug Musumba die Züchtigung. Nach dem fünften oder sechsten Streiche fühlte Guerrero plötzlich seine Kniee umklammert. Adda und Honulu hatten sich laut schluchzend zu seinen Füßen geworfen und flehten händeringend um Gnade für den Greis.

Guerrero blickte hinab. Den Knaben stieß er so brutal mit dem Fuße von sich, daß das Kind einige Schritte weit an die Schiffswand flog und dort betäubt liegen blieb, die Negerin jedoch fesselte seine Aufmerksamkeit; er ließ die Peitsche, mit der er bereits zu einem neuen Hiebe ausgeholt, sinken.

Adda war so hübsch als eine Negerin überhaupt hübsch sein kann, insbesondere waren ihre Formen frisch und üppig, ungeachtet der Noth, des Jammers und des Elends, welches sie bereits über zwei Monate in diesem fürchterlichen Gefängnisse erduldet.

„Wer bist Du?“ frug Guerrero in der Negersprache und seine Stirnader begann vor viehischer Lust zu schwellen.

„Musumba's Weib!“ rief Adda, „Gnade, Gnade für ihn, schlage ihn nicht!“

Ein teuflischer Gedanke durchzuckte Guerrero's Gehirn.

„Gut,“ sagte er, „ich werde diesen Schuft, der es gewagt sich an mir zu vergreifen, nicht mehr schlagen; es gibt eine ärgere Strafe für ihn.“

Nach diesen Worten faßte Guerrero die junge Negerin um den Leib. — Adda schrie, bat, weinte. Musumba klirrte mit den Ketten, stieß gräßliche Verwünschungen aus und raste wie ein gereizter Tiger. Aber was half ihm dies. Seine Fesseln gestatteten ihm nicht die schändliche That zu wehren, welche einige Schritte von ihm der rohe, sinnliche Guerrero, schamlos vor hundert Zeugen, an seinem Weibe beging. — — —

Einige Tage später warf der „San Fernandez“ vor Tampico Anker. Unweit von dort am Rio Tamesi lag Guerrero's Plantage. Da die Preise auf allen Sclavenmärkten wegen Ueberfluß an Waare momentan sehr niedrig standen und es, wie wir gehört, mit der geschäftlichen Ehre des Capitäns Carneiro durchaus nicht vereinbarlich gewesen wäre unter dem durchschnittlichen Normalwerthe loszuschlagen, schenkte er die ganze Ladung seinem künftigen Schwiegersohne, der, wo er jetzt seine Besitzung selbst bewirthschaften wollte, ganz gut ein paar Hundert Neger mehr verwenden konnte.

Den Capitän drängte es, seine Ladung zu löschen, um baldigst nach New-Orleans zu segeln, von wo er binnen längstens drei Monaten mit seiner Tochter Elvira wieder in Tampico eintreffen wollte.

Die erbarmungswürdigen Sclaven athmeten froh auf, als sie sich endlich wieder auf dem festen Lande sahen. Da es eine in allen Sclavenstaaten übliche Maxime ist, die Neger die ersten Tage nach ihrer Ankunft in den Plantagen sehr milde zu behandeln, gab sich alsbald der Leichtsinn der schwarzen Race in seiner vollen Größe kund; die armen Teufel, welche jetzt Reis und Schweinefleisch in Menge und mitunter sogar etwas „Pulque,“ das ist ein aus der Maguay-Pflanze bereiteter Brantwein, erhielten, fingen an bester Dinge zu werden, je mehr sie zu Kräften kamen. Zur Arbeit wurden sie nur nach und nach angehalten. — Musumba allein schlich ernst und finster umher und Guerrero's Sclavenmeister, ein alter freigelassener Neger, der das

Naturell seiner Landsleute am Besten kannte, hielt es für nothwendig, dem Exkönige von Congo, der offenbar Unheil brütete, Fußeisen anzulegen. — Rauh stieß Musumba stets Adda zurück, so oft sie ihm nahen wollte; seinen finsteren Haß, seine stille unterdrückte Wuth übertrug er auch auf das unschuldige Opfer des elenden Lüstlings Guerrero. — Ebenso schien ihm sein Sohn Honulu fast gleichgiltig geworden zu sein, seit derselbe, gleich allen übrigen Negern, vom Hauscaplane der Hacienda der Zwangstaufe unterzogen worden war, wobei Honulu den Namen Basileo erhielt.

Im Uebrigen betrug sich jedoch Musumba so musterhaft und insbesonders so folgsam, daß der Sclavenmeister nie Ursache fand, ihn zu züchtigen, obwohl er von Guerrero den Auftrag erhalten hatte, dem „alten Spitzbuben" die Peitsche ja recht oft kosten zu lassen.

Noch zwei Wochen früher, als es verabredet worden war, traf der „San Fernandez," welcher sich bereits als ehrliches Passagierboot mit einer anständigen, aber weniger zahlreichen Bemannung präsentirte, in Tampico ein.

Acht Tage später war Señorita Elvira Carneiro, Señora Guerrero geworden. — Ein Jahr darauf übersiedelte der alte Carneiro, dem es auf der Hacienda seines Schwiegersohnes so sehr gefiel, für immer nach Mexiko.

Señora Guerrero hatte inzwischen ihrem edlen Herrn Gemal, der seit seiner Verehlichung sich bestrebte etwas bessere Manieren anzunehmen, um nicht gegen seine feingebildete Frau allzu grell abzustechen, ein Töchterchen geschenkt, welches nach ihrer Mutter Elvira getauft wurde.

Das Mädchen wurde von der Sclavin Adda gesäugt, welche nicht ganz drei Monate früher gleichfalls eine Tochter geboren hatte. Diesem Kinde, das sich als eine Mulattin erwies, was zur Annahme berechtigt, daß Guerrero's Gewaltthat nicht ohne Folgen geblieben war, legte man den Namen Anita bei.

Elvira und Anita waren mithin Milchschwestern, so wie sie sehr wahrscheinlich von väterlicher Seite wirkliche Schwestern gewesen sind.

Einige Jahre vergingen. Die kleine Elvira, ein Kind von feenhafter Schönheit und Anmuth, gedieh nicht minder vortrefflich an Geist und Gemüth als am Körper. In dieser Beziehung glich sie ganz und gar ihrer Mutter, welche eine vortreffliche Erziehung in einem der ersten Pensionate New-Yorks genossen hatte. Sie verabscheute die Sclaverei auf

das tiefste und wäre es von ihr abgehangen, sie würde unverzüglich ihre abolitionistischen Grundsätze*), welche ihr Gemal und ihr Vater einfach als eine fade Sentimentalität verhöhnten, practisch durchgeführt haben. Señora Guerrero mußte sich also darauf beschränken, den armen Sclaven eine Art Anwalt und Schirmfrau zu sein, und es gelang ihr auch sehr oft einem oder dem andern Nigger, wenn nicht gänzliche Strafnachsicht, so doch Strafmilderung zu erwirken. Ihr liebes Töchterchen unterstützte sie dabei auf das beste. Das holde Kind wußte so flehentlich, so innig zu bitten, wenn es galt der nie ruhenden Peitsche des Sclavenmeisters Einhalt zu thun, daß selbst der gefühllose Carneiro manchmal zum Fürbitter wurde, wenn Guerrero durchaus auf der Vollstreckung einer Sentenz bestand.

Die Neger verehrten daher auch abgöttisch die Señora und ihr engelhaftes Töchterlein. Sogar Musumba's sonst so finstere, wilde Mienen erheiterten sich etwas, wenn er das liebe Kind oder dessen Mutter zu Gesicht bekam, denn abgesehen, daß er für die Güte, die durch Beide seinen Leuten widerfuhr, nicht gefühllos war, — Musumba wurde insgeheim von allen Congo-Negern der Plantage stets als ihr Oberhaupt behandelt, — freute es ihn persönlich, daß Basileo um etwa sechs Jahre älter als die kleine Elvira, als deren Leibpage, Kutscher und Gespiele, von Señora Guerrero fast als wie ein eigenes Kind behandelt wurde. Ihre Milchschwester Anita hingegen mochte die kleine Señorita, welche doch sonst dem letzten Negerkinde die herzlichste Gutmüthigkeit bewies, nie recht leiden. — Die Mulattin zeigte sich in der That schon vom zartesten Alter an sehr falsch, boshaft und neidisch, wo sie es nur ohne Gefahr vor Strafe sein konnte, und insbesondere machte es ihr stets die größte Freude, wenn sie ihrer kleinen Herrin heimlich irgendwie Verdruß zu bereiten vermochte, sei es auch nur durch Beschädigung eines Lieblingsspielzeuges.

In der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre, also beiläufig zehn Jahre seit Guerrero's Verehelichung mit der Tochter seines früheren Capitäns, brach auf ein Mal in sämmtlichen Plantagen in der Tierra caliente von Tampico ein sehr bedenklicher Negeraufstand aus. Den Beginn machte Guerrero's Besitzung, und als die Seele der ganzen Emeute erwies sich — Musumba. Señora Elvira, die Señorita Elvira, sowie

*) Abolitionisten heißen in Nordamerika die Gegner der Sclaverei. Bekanntlich führte deren immer größer werdender Einfluß zu dem furchtbaren Bürgerkriege zwischen den Nord- und Südstaaten.

Anita und Basileo befanden sich dazumal in Takubaya, u. z. schon seit längerer Zeit, weil Mutter und Tochter angeblich durch das heiße Klima an der See litten; in der That nahm aber die Señora den letzten Ausbruch des gelben Fiebers, welches auch Adda, die Mutter Anita's hinweggerafft, nur zum Vorwande; die gute edle Dame vermochte nicht länger zuzusehen, wie die bedauernswürdigen Neger in immer höherem Grade gequält und wie Lastthiere erbarmungslos ausgenützt wurden, denn Guerrero wurde um so habgieriger und grausamer, je mehr sein namhaftes Vermögen wuchs, und der alte Carneiro fand das Gebahren seines Schwiegersohnes, dessen wilder Energie beim Sclavenfange er den größten Theil seines eigenen Vermögens zu verdanken hatte, ganz und gar in der Ordnung. Außerdem war Guerrero immer ausschweifender geworden. Seinen viehischen Begierden mußten sich alle Sclavinnen fügen, an denen er Gefallen fand. — Auch hierin sah sein Schwiegerpapa durchaus nichts anstößiges, und nahm dabei entschieden gegen seine eigene Tochter Partei, welche es unter diesen Umständen am gerathensten erachtete, das Feld zu räumen.

Wie durch ein Wunder entging Guerrero in der Mordnacht, in welcher die Emeute losbrach, Musumba's Rache. In Folge einer plötzlichen Caprice und ohne Jemanden etwas zu sagen, war er eine Stunde, bevor die Neger losbrachen, in die nahe Stadt Tampico geritten. Der alte Carneiro und der Sclavenmeister mußten dafür um so schrecklicher büßen. Beide wurden an Bäume gebunden und nach Indianerart von unten auf langsam gebraten.

Die schwache Garnison von Tampico, verstärkt durch Territorialmilizen eilte zwar alsbald in die bedrohten Pflanzungen, aber das Rachewerk war bereits vollbracht, jeder Weiße, der in die Hände der Schwarzen fiel, unter Qualen getödtet, die Häuser selbst geplündert und angezündet worden.

Die Empörer flohen in die unzugänglichsten Schluchten der Sierra de Taumalipas. Bei dem allseitigen Vorschube, welchen die Indianer den verfolgten Negern angedeihen ließen, fiel nicht ein einziger derselben in die Hände der Justiz.

Guerrero hatte jetzt an dem Pflanzerleben, das ihm bisher so sehr behagte, vollkommen genug; als kluger Kopf ließ er sich das Schicksal Carneiro's zur Warnung dienen, verpachtete Grund und Boden unter billigen Bedingungen und übersiedelte nach Takubaya, wo wir sechzehn Jahre zuvor seine erste Bekanntschaft gemacht.

Der Schutz, welchen die Rothhäute der Sierra de Taumalipas den Negern angedeihen ließen, beruhte nicht bloß auf ihrem gemeinsamen Hasse gegen die Weißen. Ein geheimnißvoller, höchst mystischer Cultus bildete das unsichtbare Band, das beide so verschiedene Raçen an diesem verlassenen Punkt der Erde in die innigste Beziehung brachte.

Musumba gehörte zur räthselhaften Sekte der Vaudoux, welche in Mexiko schon so viel von sich reden gemacht haben, und deren Existenz selbst ämtliche Berichte nicht in Abrede zu stellen vermochten, obwohl über ihr Wesen und ihre Organisation noch nicht die mindeste, nähere Aufklärung erlangt worden ist.

Bekannt ist blos, daß durch aus Afrika eingewanderte Negersclaven ein Giftsaame von höchst sonderbaren Eigenschaften nach Mexiko gebracht wurde, welcher nur in einem gewissen Boden und unter gewissen ganz eigenthümlichen Umständen aufgeht und zur Reife gelangt. Die Schößlinge, welche nur in einem Boden gedeihen, der noch nie genießbare Pflanzen getragen, muß durch das Belecken der Klapperschlange zu einer gewissen Jahreszeit befruchtet werden; geschieht dieß nicht, so verdorrt die junge Pflanze alsbald und äußert keinerlei giftige Wirkung. Hat aber — sagt man — eine noch jungfräuliche Klapperschlange Zahn und Zünglein daran gewetzt, so nimmt das kleine unscheinbare Kraut Gift in sich auf, und gedeiht rasch zu einem Fuß Höhe. Nun wird der wenige Saft des Stengels und der Wurzeln abgesondert ausgepreßt. Dieser Saft scheint die Eigenschaft eines ätherischen Oeles zu besitzen, denn er verflüchtigt spurlos binnen Kurzem, wenn er in irgend ein Gefäß gegeben wird. Um ihn festzuhalten, wird er daher mit irgend einem Teig verknetet und die Pille sodann mit Wachs leicht überzogen. Auf diese Weise sollen die Pillen Jahre lang ihre Wirkung behalten und genügt es von selben das Wachs blos stellenweise zu entfernen, und das harte Teigkügelchen in irgend eine Flüssigkeit zu werfen, um dieser das innewohnende Gift binnen wenigen Minuten vollkommen mitzutheilen; die derart vergiftete Flüssigkeit erhält dadurch weder einen fremdartigen Geschmack noch Geruch.

Die Wirkung des Giftes äußert sich stets blos auf die Gehirnorgane, ohne in dem Körper sonst irgendwelche Störung der Functionen hervorzubringen. Nach der Anzahl der Pillen sollen alle Nuancen der Geistesstörung, von leichter Melancholie bis zur heftigsten Tobsucht, hervorgebracht werden können, jedoch darf dabei nur von dem Stengel oder von der Wurzel der Saft angewendet werden, weil die Säfte beider sich zu einander als Gegengifte verhalten. Auf dieser merkwür-

digen Eigenschaft der räthselhaften Giftpflanze, von welcher wir sprechen, soll auch die Kunst der Vaudoux beruhen, eine von ihnen zum Wahnsinn gebrachte Person wieder gänzlich herzustellen.

Die ausführliche Erwähnung dieser immerhin sehr sonderbar klingenden Dinge wird in der Folge dem Leser nicht überflüssig erscheinen. Vielleicht gelingt es uns auf diesem Wege seiner Zeit ein großes Räthsel an den Gestaden der Adria zu lösen. —

Die Bereitung des Giftes findet stets unter gewissen schauerlichen Ceremonien statt. Die Vaudoux wählen dazu geräumige Höhlen in den unzugänglichsten Gebirgen. Ein großer mit Klapperschlangen gefüllter Altar befindet sich in der Mitte des grauenvollen Ortes. Die Neger ergreifen sich bei den Händen und bilden einen Kreis um den Oberpriester, welcher in Verzückungen geräth, während aus einer Räucherpfanne mächtige, betäubende Dampfwolken emporsteigen. Das giftige Gewürm kriecht unheimlich auf dem Boden umher. Auf ein Mal ergreift der Oberpriester mehrere Klapperschlangen, welche sich ihm um Hals und Glieder schlingen. — Jetzt beginnt der wilde Chor einen grotesken Tanz, zuerst langsam, dann schneller und immer schneller bis er in die wildeste Raserei ausartet. — Ein schändliches Bachanale, die zügellosesten Vermischung beider Geschlechter ohne Rücksicht auf Alter und Verwandtschaft beschließt den höllischen Reigen.

So war auch das erste Fest der Vaudoux oder „der Brüder des Wahnsinnes" beschaffen, welches Musumba, der nicht nur der König, sondern auch der Oberpriester seines Stammes war, zur Feier des gelungenen Rachewerkes und der erlangten Befreiung in einer Baranca *) der Sierra de Taumalipas veranstaltete.

Musumba, um sich für die bei den Indianern gefundene gastfreundliche Aufnahme erkenntlich zu zeigen, hatte zu dem ersten Feste der Vaudoux die Häuptlinge des Stammes geladen, als er inne geworden, daß sie gleichfalls einer geheimen Zaubersecte, dem „Nagual,"

*) So heißen in Mexiko jene tiefen, vielfach zerklüfteten Schluchten, die sich radial von den Vulkanen nach allen Richtungen, zumeist sogar bis an das Meer hinziehen. Je näher sie den Gebirgen liegen um so steiler fallen in der Regel ihre Wände ab, welche größtentheils aus Kalkmassen bestehen und mitunter eine Höhe von 1000 Fuß und mehr erreichen. — Die Barancas dürfen durchaus nicht mit bloßen Schluchten nach unseren europäischen Begriffen verwechselt werden; sie bilden eben eine besondere Eigenthümlichkeit Mexiko's die nirgends ihres Gleichen findet. — Die Barancas spielten von jeher in allen Kriegen Mexiko's eine große Rolle. —

angehörten. Eine Art Allianz zwischen den Negern und den Rothhäuten zur weiteren Bekämpfung und Vernichtung der Weißen sollte angebahnt werden.

Die Anhänger des „Nagual" sind nämlich nur äußerlich Christen und pflegen insgeheim ihren alten heidnischen Cultus. Um nach ihrer Ansicht die Wirkung der christlichen Taufe, welcher sie ihre Kinder unterziehen müssen, aufzuheben, entziehen sie dem Neugeborenen etwas Blut am Ohre und unter der Zunge; ferner wird dem Kinde außer seinem christlichen Taufnamen auch ein Name nach dem alten Kalender der Tolteken beigelegt. Ist der Knabe oder das Mädchen mannbar geworden, so muß es den Saft einer gewissen Pflanze genießen. Nun zeigt es sich ob „der Geist" über das betreffende Individuum gekommen ist, ob es fortan zu den Auserwählten zählt. — In letzterem Falle tritt bei den „Auserwählten" zeitweise ein wahnsinniger Zustand ein, in welchem sie mit dem Thiere, unter dessen Einfluße sie geboren sind, und dessen Namen sie sich beigelegt haben, in unmittelbarer Verbindung stehen und dadurch übernatürliche Macht erlangen. Nach dem Volksaberglauben vermögen sie sich dann nach Belieben in die Gestalt ihres Nagual zu verwandeln, im Nu die größten Entfernungen zu durcheilen, unsichtbar bei den Berathungen ihrer Feinde zugegen zu sein, vor den Augen der Zuschauer einen Fluß, eine Quelle, Wälder und Paläste hervorzuzaubern, ja einem Nebenmenschen Arme und Beine abzuschneiden, selbst ihn zu tödten, ihn dann wieder zu heilen oder lebendig zu machen u. dgl. mehr. Wird aber ihr Schutzgeist, nämlich jenes vierfüßige oder geflügelte Thier, dessen Namen sie insgeheim tragen, verwundet oder getödtet, so empfinden auch sie den Schmerz der Wunde und müssen mit ihrem Nagual *) sterben.

Abbé Brasseur, welcher auf seinen Reisen in Centralamerika mit „Nagualisten" sehr häufig in nähere Berührung kam, versichert, in deren Mitte Dinge gesehen und erlebt zu haben, daß ihm

*) Die Nagual's sind ebensowenig eine Erfindung des Dichters als die Vaudoux. Ueber beide geheimnißvolle Sekten erliegen im mexikanischen Ministerium de la gobernacion, welchem auch die Polizeiangelegenheiten zugewiesen sind, umfassende, schon seit Dezennien zeitweise angestellte Erhebungen. Dieselben vermochten aber kein näheres Licht über diesen sonderbaren Gegenstand, welcher in Mexiko schon wiederholt die öffentliche Meinung in hohem Grade aufgeregt hat, zu verbreiten, obwohl die Existenz des geheimnißvollen Giftes der Vaudoux dadurch außer allen Zweifel gestellt wurde.

mitunter im wahren Sinne des Wortes der Verstand stille stand und höchst unheimlich zu Muthe wurde.

Einige Tage später gab den Indianern der Tod eines ihrer Häuptlinge Gelegenheit, ihre schwarzen Freunde zu einem Todtenopfer nach altindischer Sitte zu laden. Dieses Todtenopfer findet wo möglich schon in der Nacht nach der Beerdigung des Leichnames statt. Wie bei den Neugebornen, so suchen die Maguals auch bei den Todten die Wirkungen der christlichen Functionen aufzuheben. — Gefäße mit Feld- und Gartenfrüchten, Eiern, Fischen, Fleisch, Backwerk, ja sogar lebende Thiere und Lichter werden auf die Gräber der Verstorbenen gestellt. Dann versammeln sich die Anhänger des Naguals beim Grabe, kauern sich dort mit gekreuzten Armen und Beinen nieder und bitten den Todten flehentlich, daß er von dem Opfer genieße und den Lebenden dafür seine Fürsprache bei den Göttern verleihe. Dabei dürfen sie aber nicht vom Boden aufblicken, denn sonst könnte der Todte im Essen gestört, weggescheucht und dadurch zum Zorne gereizt werden. — Am nächsten Morgen werden dann die Speisen, von denen der Verstorbene nur die feinen Stoffe und den Dunst gesogen, unter die Armen vertheilt; der übrige Tag vergeht in tollster Lust und Freude.

Zu den Gästen der Rothhäute gehörten außer den „Brüdern des Wahnsinns" auch ein junger Mestize, dessen Mutter die Tochter des verstorbenen Häuptlings war. Auch dieser junge Mensch zählte, ungeachtet er das Gewand eines Novizen trug, insgeheim zu den Nagual's und stand bei denselben als ein besonders Auserwählter, trotz seiner Jugend und seines gemischten Blutes, in größtem Ansehen. — Gleich vom ersten Augenblicke an schien er es darauf abgesehen zu haben sich die Zuneigung des alten Negerkönigs zu erwerben, der sich wirklich durch sein schlaues und geschmeidiges Benehmen gewinnen ließ. Noch ehe das Bachanal, welches dem Todtenopfer folgte und der empörenden Sittenlosigkeit und wahnsinnigen Lust der Schlangenfeste der Vaudoux nichts nachgab, zu Ende war, hatten Musumba und der Novize Teofilo innige Freundschaft geschlossen.

Teofilo sah sich an dem Ziele seiner Wünsche. Musumba hatte das Versprechen gegeben, ihn in das tiefe Geheimniß des fürchterlichen Giftes der Vaudoux einzuweihen, aber der alte Neger stellte seine Bedingungen. — Teofilo mußte einen feierlichen Schwur leisten, daß er Musumba an seinem früheren Herrn und Peiniger Guerrero rächen wolle und wäre es auch erst in zwanzig Jahren;

und erschrecklich und unerbittlich sollte diese Rache sein; sie sollte nicht allein Guerrero treffen, sondern auch seine ganze Familie bis zum letzten Gliede.

Wir haben bereits gesehen, daß etwa zehn Jahre später nach diesem Verbrüderungsfeste der schwarzen Vaudoux mit den rothen Nagualś der Mestize begonnen hatte, in Takubaya seinen Musumba geleisteten Schwur einzulösen. Elvira und deren Sohn Gonzales mußten statt Guerrero büßen, welchen der Tod vorzeitig seinen finstern Plänen entrissen hatte.

XIII.

General-Diebe.

Die Unfähigkeit der Mexikaner sich selbst zu regeneriren und zu regieren, zeigte sich nach Santa-Anna's Entfernung neuerdings auf das allerdeutlichste. — Eine etwas nähere Betrachtung des Nationalcharakters der herrschenden Race, nämlich der Creolen, erklärt diese Unfähigkeit am einfachsten.

Die Erziehung, welche die mexikanische weiße Jugend aller Stände genießt, ist stets eine mehr glänzende als solide. Ein großer Hang zum Verprassen, eine unglaubliche Leidenschaft zum Spiele wächst mit ihnen auf. Die Gewohnheit des Nichtsthuens erscheint ihnen als eine angeborne Berechtigung. Träge und sorglos blicken sie in die Zukunft, und obwohl es ihnen nicht an natürlichen Anlagen fehlt, gebricht es ihnen dennoch im hohen Grade an Ruhe, Ueberlegung und Urtheil. Rasch im Aufgreifen von Projecten, denken sie nie an die richtigen Mittel zu deren Ausführung. Verschwenderisch und hochmüthig im Glücke, zeigen sie sich ohne Thatkraft im Unglücke. — Kurz, wie überall im spanischen Amerika, ist auch in Mexiko der Creole gänzlich ausgeartet. Er hat die guten Eigenschaften der Spanier verloren, und bei manchen liebenswürdigen und einnehmenden äußeren Seiten, welche auf den ersten Anblick sogar bestechen, fehlen ihm doch zwei Haupteigenschaften, ohne welche Völker und Staaten niemals gedeihen können, nemlich: Fleiß und Be-

harrlichkeit. Der alte castilianische Stolz, den der Creole sich bewahrt hat, ist bei ihm meist ohne Berechtigung; obwohl nicht feige, erscheint die weiße Race in Mexiko doch sehr kraftlos, wenn man bedenkt, daß oft Bevölkerungen von 5 bis 6000 Seelen und noch mehr, räuberischen Horden von 60 bis 80 Mann keinen Widerstand entgegen zu setzen wissen. — Die entsittlichende und verweichlichende Wirkung des Aberglaubens macht sich dabei handgreiflich geltend und erzeugt eine an Muthlosigkeit grenzende Indolenz und Trägheit.

Das Aeußere des Creolen ist, wie schon bemerkt, nicht abstoßend, sondern sogar bestechend, und in der Regel weit besser und gefälliger als sein Inneres. Im allgemeinen ist er nur von mittlerer Statur, ziemlich gut gebaut und von angenehmen, freundlichen Gesichtszügen, das blitzende, durchdringende Auge ist schwarz, ebenso das Kopfhaar und der volle, starke Bart. Die Männer sind gewöhnlich hager. Ihre Brust ist zumeist etwas platt und zeigt sich der Rücken etwas gekrümmt. Die Frauen sind größtentheils klein und zierlich und nicht ohne Ueppigkeit gebaut. Wundervolles Ebenmaß des Wuchses, äußerst kleine und niedliche Hände und Füße, sehr schönes, langes, glänzendes und rabenschwarzes Haar, schwarze feurige Augen und schöne elfenbeinweiße Zähne zeichnen sie vortheilhaft aus. Blondes Haar ist sehr selten und gilt, wie das ebenso seltene rothe, für eine große Schönheit. *) Die Hautfarbe ist so weiß, aber auch so unbelebt, wie die des gebleichten Wachses; der Gang der Creolin ist langsam, nicht tanzend, wie der der Französin, nicht schleifend, wie der der Engländerin und Amerikanerin, sondern leicht, schwebend, graziös und dabei doch voller Grandezza, ebenso schwer zu beschreiben, wie nachzuahmen. Und doch können die Creolinen im eigentlichen Sinne des Wortes nicht schön genannt werden. Es fehlt ihrem Antlitze jener Adel, welchen nur ein gebildeter Verstand und ein tiefinniges Gemüth, zwei Dinge, welche der Creolin ewig fremd bleiben, zu verleihen vermögen. — Dabei ist die Creolin mit 30 Jahren in der Regel bereits eine Matrone und macht dann ihre Visage rasch alle Stadien der Häßlichkeit bis zum Abschreckenden durch, was in dem Maße, als die Möglichkeit zu gefallen abnimmt, immer mehr und mehr noch durch eine vernachlässigte Toilette, namentlich des Kopfes, hervorgehoben wird.

Weit energischer und ausdauernder als der Creole, zeigt sich der

*) In Puebla, Oajaca, Jalappa, Perote u. s. w., wo das österr. Freiwilligencorps lag, dürfte bei dem jüngsten Nachwuchse das blonde Haar keine große Seltenheit mehr sein. — — —

Mestize, der Abkömmling von Weißen und Indianern. Nach den Ureinwohnern die zahlreichste Bevölkerungsclasse *) in Mexiko, beginnen sie immer mehr und mehr den Creolen in der Armee und der Verwaltung Concurrenz zu machen. Weit mehr, als die Creolen geeignet und gewillt sich Strapatzen aller Art zu unterziehen, ausdauernder in ihren Handlungen und genügsamer, drängen sie immer mehr und mehr die weiße Race, welche seit dreißig Jahren keine neue Auffrischung durch europäische Einwanderung weiter erfährt, zur Seite. Dabei sind sie aber von großer Schlauheit, voll Mißtrauen und es schlummert in ihnen eine tiefe Leidenschaftlichkeit, welche, wenn sie einmal durchbricht, die furchtbarsten Thaten, einen bestialischen Blutdurst und eine raffinirte Grausamkeit stets im Gefolge hat. — Almonte, Mejia, Escobedo können in letzterer Beziehung als Prachtexemplare ihrer Race gelten.

Mit einer eingehenden Schilderung der dritten Hauptrace, den Indianern, werden wir uns befassen, sobald wir die Urgeschichte Mexiko's, sowie dessen Eroberung durch die Spanier zu behandeln in der Lage sind. Da die indianische Race bisher in den Händen der Creolen und Mestizen stets nur Mittel zum Zwecke war, können wir jetzt mit der Erzählung der Vorfälle, welche sich von Santa-Anna's Flucht nach Havaña bis zum Beginne der französischen Intervention in Mexiko zugetragen haben, sogleich beginnen.

Eine allgemeine Confusion entstand, als Santa-Anna's Entsagung von der Dictatur bekannt geworden war. Die ihm treu gebliebenen Truppen gingen natürlich zu den Insurgenten über. Eine provisorische Regierung wurde ernannt. — Der Indianer-General Alvarez erhielt von dem in Cuernavaca zusammengetretenen Rumpfparlamente die Präsidentschaft; Don Ignacio Comonfort wurde zu seinem Stellvertreter ernannt. Beiden zur Seite stand ein inmitten der allgemeinen Unordnung gewählter, mit constituirender Macht bekleideter Congreß, der am 18. Februar 1856 eröffnet wurde, und in welchem der in der Revolution triumphirende Radicalismus völlig zur Herrschaft gelangte. — Anstatt vernünftige Gesetze zu schaffen und deren Ausführung anzustreben, erging man sich in der Constituante in fruchtlosen Tiraden über Menschenrechte, über die Freiheit der Arbeit, über Civilehe u. s. w. Nicht genug, man brach muthwillig die mit Spanien abgeschlossenen feierlichen Verträge und krönte das Werk damit, daß man,

*) Vergleiche Seite 68.

ohne gleichzeitig auch andere sociale Reformen in Angriff zu nehmen, ganz einseitig eine Besserung der heillosen Zustände blos durch einen Vernichtungskampf gegen den Clerus zu erreichen strebte. Unläugbar hatte sich die mexikanische Geistlichkeit viel, sehr viel zu schulden kommen lassen, aber die Puros, — wie man die rothen Democraten der Constituante nannte, — schütteten wie überall, so auch in dieser wichtigen Frage, das Kind mit dem Bade aus. — Statt sich damit zu begnügen, die Clerikalen den Gesetzen, denen sie sich nicht fügen wollten, zu unterwerfen, zog man es vor gegen selbe einen schonungslosen Vernichtungskampf zu beginnen, welcher diese noch immer mächtige Partei zur verzweifelten Nothwehr zwang, und schon damals die Blicke und Wünsche der „Schwarzen" nach Paris lenkte. — Unter tausend Formen begann die Anarchie zu herrschen. — Bewaffnete Banden raubten und plünderten ungestraft; ein Pronunciamento — wie die „glorreichen Erhebungen" in Mexiko heißen, durch welche blos mittelst eines neuen politischen Programmes die bestehende Regierung gestürzt werden soll — folgte dem anderen. Diesen Pronunciamentos, hinter welchen zumeist der Clerus stand, antwortete die Regierung mit den ärgsten Gewaltmaßregeln. Wer von den Schuldigen oder Verdächtigen nicht erschossen wurde, konnte von Glück sagen, wenn man ihn ohne Anklage und Verhör nach Veracruz brachte und von dort exilirte. — In Puebla, welches stets den Clerikalen wohlgesinnt war, brach am 22. October 1856 eine große Empörung aus, welche blutig unterdrückt werden mußte. Die Stadt wurde von den Regierungstruppen gestürmt und der Anführer der Aufständischen, Orihuela, erschossen.

Comonfort, welcher inzwischen provisorisch erster Präsident geworden war, beschwor am 11. März 1857 die neue Verfassung. Der Clerus trat jetzt ganz offen gegen die Regierung auf. Der Erzbischof von Mexiko verweigerte die Feier der kirchlichen Ceremonien, welche aus Anlaß der Beschwörung der neuen Verfassung stattfinden sollten, und verbot den Priestern denjenigen die Absolution zu ertheilen, welche die Constitution beschwören würden. Eine Menge Beamte und 27 Generale und Stabsoffiziere verweigerten in Folge dessen die Eidesleistung.

Die neue Constitution sollte am 16. September in Wirksamkeit treten. Vorher mußte ein definitiver Präsident und ein ordentlicher Congreß gewählt werden. Beides geschah auch wirklich im Juli 1857 durch direkte Wahlen des Volkes, aus denen der General Comonfort als Präsident und ein enragirter Radikaler von indianischem Blute, der zu Ixtlan nächst Oajaca im Jahre 1807 geborene Advokat

Benito Juarez als Vicepräsident hervorging. In der legislativen Versammlung, welche gleichzeitig gewählt wurde, war die revolutionäre Partei noch weit entschiedener vertreten als in der Constituante.

Nach der neuen Constitution sollte Mexiko wieder eine Föderalrepublik bilden, aber dagegen sträubte sich nicht nur der Clerus sondern auch die Armee, welche mit der neuen Ordnung der Dinge sich höchst unzufrieden zeigte, weil man ihr mehrere Vorrechte und namentlich die eigene Gerichtsbarkeit genommen hatte.

Präsident Comonfort sah sich gezwungen, sich am 1. December 1857 zum Dictator ausrufen zu lassen. — Diese Dictatur dauerte jedoch nur einen Monat, denn er hatte sich derselben nur bedient, um am 16. December die von ihm beschworene Verfassung mit Hilfe der bewaffneten Macht unter General Zuloaga wieder aufzuheben. Bald aber geriethen Comonfort und Zuloaga miteinander in Hader; es kam zwischen ihnen zu einem siebentägigen Kampfe, in welchem ersterer unterlag und in der Flucht sein Heil suchen mußte.

Mit Zuloaga's Ernennung zum Chef der provisorischen Regierung (22. Jänner 1858) kam die reaktionäre Partei wieder ans Ruder. Vor allem wurde das Gesetz wegen der Kirchengüter wieder aufgehoben, die vertriebenen Jesuiten berief man zurück, alle dem Fortschritte nur irgendwie huldigenden Verfügungen setzte man außer Kraft, die Vorrechte des Clerus und des Militär kamen neuerdings zur Geltung und die blutdürstigste Verfolgung machte sich überall von Seite der „schwarzen" Machthaber fühlbar.

Kein Wunder, daß drei Viertel der Republik gegen eine solche Regierung Protest einlegten und vom Proteste alsbald zum Aufstande übergingen. Alle Handelsstädte, wie Veracruz, Tampico, Matamoros am Golf und Mazatlan und Acapulco am stillen Ozean verweigerten die Anerkennung der neuen Centralgewalt; deren Generale Osollo, Miramon, Almonte, Marquez und andere gleichen Gelichters versuchten vergeblich die widerspänstigen Staaten zu unterwerfen.

Die reaktionären Wütheriche geriethen alsbald in die größte Geldverlegenheit. Zwangsanlehen, welche jedoch den Clerus nicht trafen, wurden ausgeschrieben und als die Erpressungen, bei welchen man auch, allen Verträgen zum Hohne, die fremden Kaufleute ins Mitleid zog, nichts mehr fruchteten, ließen die saubere Central-Regierung sogar fremde Waaren wegnehmen und für eigene Rechnung verkaufen.

England und Nordamerika erhoben dagegen energisch Protest, welchem etwas später auch Frankreich beitrat. —

Präsident Zuloaga, jetzt von den Clerikalen plötzlich im Stiche gelassen und desavouirt, legte im Frühjahre 1859 sein Amt nieder. Statt seiner wurde General Miramon, nachdem sein ungleich ehrenhafterer College Ojollo in einer Schlacht gefallen war, von den Clerikalen zum Präsidenten ernannt. —

Angesichts der drohenden Haltung Englands und Frankreich's, begann es Miramon und der Partei, deren bloße Marionette er war, etwas schwül zu werden. Mit der Geschmeidigkeit und Doppelzüngigkeit, welche diese Partei von jeher gekennzeichnet hat, hob Miramon die Dekrete in Betreff der Zwangsanleihe wieder auf und erkannte die Forderungen der beiden Mächte an.

Diese moralische Niederlage der Centralisten ermuthigte die demokratische Partei, welche den Vice-Präsidenten Benito Juarez als ihr Oberhaupt proclamirt, und in Veracruz eine Regierung im Namen der Constitution vom Jahre 1857 etablirt hatte, von nun an entschiedener aufzutreten. — Im Besitze aller Haupthäfen des Landes besaßen die Demokraten Ueberfluß an Geld, während die Centralregierung in Mexiko daran immer mehr Mangel litt.

Eine entscheidende Wendung zu Gunsten der Regierung des Juarez in Veracruz erfolgte von Seite Nordamerika's. — Im Jahre 1858 hatte sich dessen Gesandter, Forsyth, an General Zuloaga mit dem Ansinnen gewendet, daß Mexiko nicht nur im Norden eine Grenzrectification gestatte, sondern auch den vereinigten Staaten das ausschließliche Recht des Transitos über die Landenge von Tehuantepec für ewige Zeiten abtrete. Dieser Antrag wurde in Mexiko rundweg abgelehnt. Von diesem Augenblicke an änderte sich das Benehmen des nordamerikanischen Gesandten. Er begünstigte auffallend die Gegner der Centralregierung, so zwar, daß eine Art Bruch zwischen Washington und Mexiko eintrat. Master Forsyth verließ Mexiko, um sich im April 1859 nach Veracruz zu begeben.

Schon 24 Stunden nach seiner Ankunft daselbst, hatte er sich für die Anerkennung der Regierung des Benito Juarez entschieden. Es war dies der erste Fall, daß von Seite irgend eines Cabinetes eine andere mexikanische Regierung, als die in der Hauptstadt residirende, anerkannt wurde. — Juarez bewilligte eben in Veracruz alles, was Forsyth in Mexiko abgeschlagen worden war, ja noch mehr, die ver-

einigten Staaten erhielten sogar das Recht, amerikanische Truppen zur Sicherheit der Reisenden und der Transporte auf mexikanischem Gebiete zu verwenden und erforderlichen Falls die Ausführung dieser Vertragsbestimmungen mit Gewalt zu erzwingen. Factisch machte Juarez dadurch die vereinigten Staaten zum Schirmherrn von Mexiko. Die Folgen dieser Zugeständnisse werden sicherlich nicht lange auf sich warten lassen. Das Cabinet von Washington hat mit den 400.000 Pfund, welche an die Regierung in Veracruz als Compensation gezahlt wurden, jedenfalls ein glänzendes Geschäft abgeschlossen. Die Monroe-Doctrin, welcher zufolge Amerika bis zur Landenge von Panama den Nordamerikanern gehört, ist dadurch um einen Riesenschritt ihrer Verwirklichung näher gekommen.

Mit der offenen Parteinahme der vereinigten Staaten für die liberale Regierung in Veracruz, war das Schicksal jener blinden Fanatiker, welche die Zügel der Regierung in der Hauptstadt in Händen hielten, besiegelt. Aber, obgleich von jetzt an die Niederlage der Clerikalen nur mehr eine Frage der Zeit war, dachten sie dennoch an nichts weniger als die Waffen niederzulegen. Erbitterter denn je wurde der Kampf bis auf's Messer geführt. Keine der beiden im gegenseitigen Vernichtungskampfe rasenden Parteien achtete von da an mehr des fremden Eigenthumes. Man nahm schon damals das Geld, wo man es fand. — So confiscirte z. B. der juaristische Oberbefehlshaber, General Degollado, im September 1860 eine ihm von der Kaufmannschaft zum Exporte nach Tampico anvertraute Geldconducta im Werthe von einer Million Pesos und verwendete selbe zur Bestreitung von Kriegskosten. — Dafür ließ es die conservative Regierung in Mexiko geschehen, daß der Militärchef der Hauptstadt, Leandro Marquez, derselbe dessen Name in der letzten Zeit abermals zu einer traurigen Berühmtheit gelangt ist, eine Summe von 700.000 Pesos, welche in dem Archive der brittischen Gesandtschaft deponirt und Privateigenthum waren, mit Gewalt wegnahm, was man in einem civilisirten Staate einen gemeinen Raub nennen würde.

Es würde zu weit führen, alle die empörenden Schandthaten aufzuzählen, welche in dieser Beziehung von beiden Parteien verübt worden sind.

Endlich entschied die Schlacht bei San Miguelito am 20. Dezember 1860 definitiv die Niederlage der Clerikalen. — Miramon, Marquez, Negrette, Almonte und andere Oberhäupter der

sogenannten Conservativen führten 8000 Mann mit 30 Kanonen den Truppen der Juaristen, welche unter des General Ortega Befehl standen, entgegen.

Miramon, gänzlich geschlagen, suchte nach Europa zu entkommen, um, wo möglich, dort ein neues Spiel anzuzetteln. Doch dazu brauchte der Ehrenmann Geld. Da sein Säckel leer war, that er also unbedenklich einen kühnen Griff in die Casse des englischen Consulates, wodurch er sich 600.000 Piaster zueignete, um sich, wie er seinen Diebstahl beschönigend angab, „für erlittenes Unrecht zu entschädigen!"

Wir glauben den Titel, welchen wir diesem Kapitel gegeben, hiermit wohl hinlänglich gerechtfertigt zu haben. Und so, wie Miramon, Marquez und Degollado, welch' letzterer die Partei der Juaristen ein paar Jahre später verließ, sahen die „Stützen" aus, welche dem zweiten Kaiserreiche ihre Dienste aufdrangen. — Im Verlaufe unseres Romanes wird sich überdies uns sattsam Gelegenheit bieten, noch mehrere uniformirte Gauner ganz gleichen Schlages kennen zu lernen.

In den Händen der Liberalen, welche zweifellos die Majorität des Volkes hinter sich stehen hatten, wäre es jetzt gelegen gewesen, den Beweis zu liefern, daß das mexikanische Volk, nach so viel vergossenem Blute, nach so unendlich schweren und langen Drangsalen, nunmehr der abermals erstrittenen Freiheit würdig geworden sei, daß es ein richtiges Verständniß seiner Interessen besitze und deshalb die Bahn des Gesetzes und der Humanität fürder zu wandeln, als den obersten Leitstern seiner inneren und äußeren Politik betrachten werde. — Dazu hätte es eines großen Genies und vor Allem eines ruhigen, leidenschaftslosen Charakters an der Spitze der Staatsgeschäfte bedurft. Benito Juarez aber, war keines von Beiden, obgleich selbst seine ärgsten Feinde ihm zugestehen, daß er nicht ohne Begabung, daß er von unzweifelhafter Ehrenhaftigkeit und höchst bemerkenswerther Uneigennützigkeit sei. — Er leidet jedoch an den Fehlern seiner Race; ungeachtet der europäischen Erziehung, welche er genossen, ungeachtet seiner Reise, die er vor Jahren über den Ocean zurückgelegt, ungeachtet der Salon-Manieren und des schwarzen Frackes, die er stets zur Schau trägt, ist er dennoch mit Leib und Seele so gut durch und durch Rothhaut geblieben, wie der letzte Péon, und der Racenhaß glüht nicht minder in seiner Brust, wenn er auch bei jeder Gelegenheit das Banner der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit hoch über dem Haupte emporschwingt. Als christliche Begriffe im humanitären, kosmopolitischen Sinne, sind ihm jedoch diese drei Worte

fremd, und seinem innersten Wesen zuwider, das auf die Vernichtung der weißen Race Mexiko's die Zukunft seiner eigenen gründen möchte. Juarez, welchem Sinn und Herz für seine Race innewohnt, fühlt es nämlich instinktiv, daß sogar der Creole, ungeachtet seiner Schwächen und Laster, dennoch von Natur aus unendlich höher stehe, als der intellectuell verkommene, dem absurdesten Aberglauben unrettbar verfallene Indios, dessen Existenzfähigkeit vor dem Hauche einer kräftigen, lebensfähigen Cultur überall machtlos dahinwelkt.

Die Rechts- und Schutzlosigkeit der Fremden in Mexiko, erreichte unter der Präsidentschaft des Juarez ihren höchsten Grad. Außer, daß sich seine Regierung ebenso machtlos erwies, wie alle vorhergegangenen, ließ er sich auch manche grobe Gewaltacte gegen die Fremden und deren Eigenthum zu schulden kommen. England, Frankreich und Spanien, endlich müde, seit Jahren mit leeren Versprechungen hingehalten zu werden, traten am 31. Oktober 1861 in London zu einer Conferenz zusammen, um gemeinsame Schritte gegen den schlimmen Schuldner, der sich selbst nicht zu helfen wußte, zu berathen.

In der Voraussicht, daß Mahnungen und Verhandlungen bei einer Regierung, wie jene des Benito Juarez zu nichts führen würde, kamen die genannten drei Mächte überein, ihre Forderungen durch ein aus Engländern, Franzosen und Spaniern zusammengesetztes Expeditionscorps zu unterstützen. Diese bewaffnete Macht sollte sich in Veracruz festsetzen, der Zoll dieser und anderer Küstenstädte sollte für Rechnung der Verbündeten eingezogen und nöthigenfalls die verlangte Genugthuung mit Waffengewalt erzwungen werden. —

Die spanischen Truppen unter General Serrano waren die ersten, welche in Veracruz landeten. Anfangs Jänner 1862 betraten auch die französischen und englischen Contingente den Boden Mexikos.

Hiermit wären wir also zu einer Phase von welthistorischer Bedeutung angelangt, denn aus dieser Landung entspann sich dann unmittelbar jene separate französische Intervention, welche bereits von Haus aus an den Geburtswehen des zweiten mexikanischen Kaiserreiches gelitten hatte. —

XIV.

Biarritz.

„Goddam! Sie haben eine Eroberung gemacht, um die ich Sie beneide, Don Altamira. Kaum seit einer Woche hier in Biarritz, gelten Sie bereits als der erklärte Liebhaber der reizenden Fürstin Lobieski. Herr! ich verspüre große Lust in mir, Sie zu fordern und ich calculire, daß ein Dutzend andere Badgäste, deren Hoffnungen, gleich der meinigen, jetzt in das Wasser gefallen sind, Bravo rufen werden, wenn ich unserem begünstigten Nebenbuhler eine Kugel durch den Leib jage." —

Der Mann, welcher diese Worte halb im Ernste halb im Scherze gesprochen, verrieth auf den ersten Anblick den Yankée. Er war eine hagere, lange Gestalt, mit langem Kinn und spitzer Nase; seine Gesichtsmuskeln arbeiteten stets und seine grauen, halb zugekniffenen Augen verriethen eben so viel Lebhaftigkeit als Schlauheit und Hinterlist. Er ritt einen prachtvollen englischen Renner; seine Haltung auf demselben mußte aber mehr als nachlässig genannt werden. Seine Spindelbeine schlenkerten fortwährend mit dem Steigbügel hin und her und sein ruheloser, von einem überhohen beinahe krämpenlosen weißen Cilinder bedeckter Kopf saß auf schmalen, hohen Schultern, an welche sich ein stark gebogener Rücken schloß. Geschmacklos und bizarr, wie sein ganzes Wesen, war auch seine Kleidung; sein Nankingrock reichte bis an die Knöchel, seine schwarzen Beinkleider schloßen sich so eng als nur möglich an die wadenlosen Beine und seine schlottrige, weiße Weste hing fast bis an den Sattelknopf hinab. Seine Vatermörder endlich hatten eine solche Höhe, daß sie hinten an die Ohrläppchen stießen, während sie vorne weit über die Mundwinkel hinwegragten.

„Ich begreife selbst nicht, wie sich diese Affaire gar so schnell gemacht hat," erwiderte der Begleiter des Nordamerikaners fast gleichgiltig und ließ dabei seinen feurigen Andalusier mit der Meisterschaft und Grazie eines vollendeten Reiters knapp an die Seite des Yankée

courbettiren, von welchem er bisher einige Schritte entfernt in gleicher Linie auf der Straße nach Bayonne geritten war. —

„Weiß der Teufel," brummte der Yankée weiter, „weiß der Teufel, ob sie nicht von irgend einer mexikanischen Zauberin ein Geheimmittel besitzen, mit der sie die prüde Fürstin so schnell kirre gemacht. Mit rechten Dingen ist es nun ein Mal nicht zugegangen. Ich calculire, daß Sie mir Ihre Hexenkunst mittheilen oder — sich mit mir schlagen sollen."

„Master Steward!" entgegnete ruhig Don Altamira, dessen nobles Air, feine Manieren und tadellose Tournure sich zu seinem Promenade-Compagnon beiläufig so verhielt, wie die ungekünstelte Noblesse eines Prinzen von Geblüt zu dem gesuchten und geckenhaften Benehmen eines sonntäglich herausgeputzten Handlungsdieners, „Master Steward, wenn Sie gerade durchaus Lust zu letzterem verspüren, werde ich mich Ihrem Wunsche sicherlich nicht entziehen; übrigens gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß die Gründe, warum die Fürstin Lobieski gerade mich bevorzugt, während doch sogar Allerhöchste Personen sich vergeblich um ihre Gunst bewarben, mir gänzlich unbekannt sind." —

Master Steward, welcher nicht so sehr eisenfresserischer Natur war, als er sich gerne den Anschein gab, brummte einige verdrießliche: „Hm!" und ließ schließlich seinen Renner galoppiren. Ungeachtet seiner fast lächerlichen Haltung war der Amerikaner dennoch ein sattelfester Reiter. — Altamira, graciös und agil gleich dem edlen Hengste, welchen er unter sich hatte, blieb keine Haarbreite zurück.

Einige Minuten später parirten der Yankée und der Mexikaner gewandt ihre Pferde nächst dem Wagenschlage der mehrgenannten Fürstin, welche, angethan mit einem prachtvollen weißen Spitzenkleide, nachlässig in ihrer Equipage lag, eine Stellung, die wir, so sehr sie auch unter der Aristokratie Mode geworden, weder für schön noch für besonders decent zu halten im Stande sind, namentlich, wenn dabei die Crinoline mehrere Schuh hoch über die Sitzkissen emporragt und das Kleid selbst rechts und links über den Wagenschlag hinausreicht.

Die Fürstin hatte einen Ausflug nach dem nur eine schwache Stunde entfernten Bayonne gemacht, dem Erfindungsorte der Bayonnete, jenen spitzigen, zweischneidigen Dingen, welche in dem modernen Völkerrechte und in der inneren Verwaltungskunst so mancher Staaten eine sehr maßgebende Rolle spielen, obwohl der berühmte Ausspruch, daß man sich zwar „auf Bayonnete stützen, nicht aber auf selben sitzen könne," schon für manche Dynastie auch in der Neuzeit sich sehr zutreffend erwies.

Don Altamira und Master Steward erschöpften sich in tausend Entschuldigungen, daß sie erst ganz in der Nähe von Biarritz das Geleite zu geben begannen, während ihnen doch gestattet worden war, schon in Bayonne ihre Dienste als Cavalieri serventi anzutreten. Beide Männer zogen ihre Chronometer aus der Tasche und schworen, daß jetzt, zehn Uhr Morgens, noch zwei volle Stunden auf die verabredete Zeit fehlen.

„Ich will die Richtigkeit Ihrer Behauptung durchaus nicht in Zweifel ziehen," sagte die Fürstin boshaft lächelnd, „aber ich glaube, daß wahrhaft galante Chevaliers die Möglichkeit einer launenhaften Sinnesänderung ihrer Dame, immerhin und in Allem in Betracht ziehen sollten."

Nach diesen etwas zweideutigen Worten, warf die routinirte Coquette rasch, sowohl dem Mexikaner, als auch dem Yankée, je einen ihrer unvergleichlichen Flammenblicke zu, welche schon so viele Männerherzen in hellen Brand gesteckt hatten.

Isabella Lobieski erschien in der That als ein höchst verführerisches Wesen. — Erst vier und zwanzig Jahre alt, war sie dennoch schon bereits seit drei Jahren die Witwe des polnischen Emigranten Fürsten von Lobieski. — Sie selbst entstammte einer russischen Familie aus den Ostseeprovinzen. — Ihr wunderbar zarter Teint suchte ihres Gleichen, ihre Züge, ebenso regelmäßig als geistreich, verriethen eine männliche Energie und Entschlossenheit, und was ihr Auge betrifft, so stand es ganz und gar in ihrer Gewalt, demselben entweder einen harten, zürnenden Ausdruck zu leihen, oder in dasselbe all' den Schmelz und die Weichheit einer schwärmerisch exaltirten Frauenseele zu legen. — Das dunkelbraune üppige Haar trug sie stets ziemlich kurz geschnitten; die böse Welt behauptete, daß dies einen sehr triftigen Grund habe. Man vermuthete nämlich allgemein in jenem wunderhübschen Jungen, der als eifriger Besucher von großen Maskenbällen u. z. auch der lasciveften, welche Paris aufzuweisen hat, stadtbekannt geworden war, Niemanden andern, als die ebenso schöne, als prüde Fürstin Lobieski. Aber selbst die keckften Roués, welche sich hierüber Gewißheit verschaffen gewollt, gelangten zu keinem befriedigenden Resultate, denn der angebliche junge Mann war stets von einem halben Dutzend unsichtbarer, sehr handfester Beschützer umgeben und schon mehr als einer der allzu Neugierigen, hatte Gelegenheit bekommen, auf seinem Rücken, über „roth, braun und blau" Studien aus der Farbenlehre anzustellen.

Die junge reizende Witwe galt für sehr reich. Jedermann wußte, daß sie jährlich weit über 200.000 Francs ausgab.

Ihre Renten bezog sie, nach ihrer eigenen Angabe aus der englischen Bank, bei welcher ihr ganzes Vermögen erliegen sollte. Neugierige, welche sich auch in dieser Beziehung um die Verhältnisse der Fürstin angelegentlich, wenngleich ganz im Geheimen erkundigten, waren nicht im Stande, den Banquier ausfindig zu machen, welcher in Paris, ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, die in Rede stehenden Geldremessen vermittelte. Ueberhaupt gab es wirklich für einen aufmerksamen Beobachter, der das Thun und Treiben der Fürstin Lobieski näher und schärfer ins Auge faßte, gar mancherlei zu denken. Namentlich war die an wahnsinnige Schwärmerei grenzende Art und Weise, wie sie der Nation ihres verstorbenen Gemahles, einem Sohne des unglücklichen Polenlandes, anhing, gar zu auffällig, und der Haß und die Wuth, welche sie bei jeder Gelegenheit gegen die Moskowiter zur Schau trug, für ihr Geschlecht und ihren Stand mitunter beinahe den Anstand verletzend.

Master Steward fiel, als ihn Isabella's feuriger Blick traf, vor Verzückung beinahe von seinem Pferde, das neben dem schnellfahrenden Wagen im scharfen Trabe lief, herab. — Don Altamira, welcher hiervon nichts bemerkt hatte, nahm den ihm zu Theil gewordenen Funken ziemlich gleichgiltig hin; sein Herz war mit Asbest gegen derlei Dinge überzogen; nur die Eitelkeit und der Egoismus hatten ihn überhaupt bewogen, die Zuvorkommenheit der Fürstin zu erwidern. — Seit Kurzem beschäftigte sich sein Gehirn mit, für ihn weit wichtigeren Dingen, als mit Liebeleien. — Isabella hatte vorgestern durch eine einzige Bemerkung in ihm eine große Idee erweckt. Altamira, welcher zur Stunde die mexikanische Regierung am französischen Hofe vertrat, sah die Möglichkeit vor sich, seine düsteren Pläne alsbald zu verwirklichen. Seit dem Jahre 1849, wo wir ihn, Tod und Verderben im Herzen, sein Vaterland verlassen sahen, sind gerade volle neun Jahre verstrichen. Die Zeit, welche sonst alle Schmerzen lindert, war an ihm spurlos vorübergegangen, so weit es seinen glühenden Rachedurst betraf; im Gegentheile, derselbe war seither nur noch größer, noch verzehrender geworden.

Master Steward, seines Zeichens gleichfalls Diplomat, und zwar erster Secretär der nordamerikanischen Gesandtschaft in Paris, stand mit Altamira auf ziemlich gutem und vertrauten Fuße, wobei jedoch gewisse Hebel der höheren Politik mit im Spiele waren, wie wir

etwas später sehen werden. Für Isabella schwärmte er wirklich, wobei aber sehr praktische Motive mitunterliefen. Steward, nur sehr mittelmäßig von Haus aus mit Glücksgütern gesegnet, speculirte insgeheim auf die Millionen, welche die Fürstin besitzen sollte; da die gegründete Aussicht vor ihm lag, daß er sehr bald einen der wichtigsten Gesandtschaftsposten der Union auf dem Continente erhalten werde, hielt er in der That seine allfällige Heirat mit einer Fürstin durchaus für keine Mesalliance, ein Begriff, der für ihn, den Sohn der Republik, ohnehin nicht existirte. Dieses Mißverständniß der europäischen Zustände wäre dem Master Henri Steward am Ende zu verzeihen gewesen, aber daß er, diese Mann gewordene Carrikatur mit dem bockledernartigen Gesichte, sich einbildete mit den schmucken, eleganten und gewandten Altamira bei der Fürstin Isabella concurriren zu können, bewies entweder eine ungeheure Selbstüberschätzung oder, daß ihm für das Lächerliche seiner äußeren Erscheinung jeder Sinn abging.

Als man nächst Biarritz zu jener uralten Kirche gelangt war, welche aus der Zeit der Herrschaft der Engländer über dieses Land herstammt und von einem parkähnlichen Friedhofe umgeben ist, empfahlen sich sowohl Altamira als Steward von der Fürstin, nachdem Beiden gestattet worden war, sie um 3 Uhr Nachmittags zu einer Fußpromenade vor dem Diner abzuholen.

Biarritz, welches bis zum Jahre 1852 nur auf den specielsten Karten zu finden war, bestand bis dahin aus einfachen, ärmlichen Fischerhäuschen, denn die Wohlhabenheit, welche einst, u. z. im 13. Jahrhunderte, der Wallfischfang in diesen Winkel des Meerbusens von Biscaya gebracht, war, seit sich diese Seeriesen immer mehr und mehr aus dem südlichen atlantischen Ocean nach den arctischen Gewässern zurückzogen, schon lange versiegt. Das einst reiche Dorf verarmte, die Mehrzahl der Bewohner wanderte aus und der Hafen versandete.

Wie mit einem Zauberschlage gestalteten sich aber die Verhältnisse dieses ganz in Vergessenheit gerathenen Dorfes um, als Ludwig Napoleon, auf den Wunsch seiner Gemalin, die von Spanien aus öfters mit ihrer Mutter Biarritz besucht hatte, diesen Ort zu seinem Sommersitze wählte; die ganz in Verfall gerathenen Badeeinrichtungen wurden verbessert, und eine kaiserliche Sommerresidenz entstand dicht bei dem Dorfe, welches aus einer langen, unregelmäßigen Hauptstraße, zu beiden Seiten von schmalen, kurzen Seitengäßchen unterbrochen, besteht. Mitten unter den alten Häusern erheben sich aber bereits viele hohe

und stattliche Gebäude im neueren Stile, darunter viele große Hôtels, denn der Fremdenzufluß beträgt jährlich nicht weniger als 6000 Köpfe, von welchen viele, namentlich Engländer, hier überwintern.

An der Meeresküste, welche hoch und steil abfällt, reihen sich, durch Landvorsprünge getrennt, die drei Badeplätze aneinander: Côte des Basques, Port-Vieux und Côte du Moulin oder des Fonds. Die schönste Lage hat Côte des Basques, in neuester Zeit auch Côte imperial genannt, weil der Kaiser der Franzosen diese Badestelle, ihrer lebhaften Wogen wegen, dem glatten Spiegel des Port-Vieux vorzieht. Einen eigenthümlichen Reiz verleihen Biarritz die zahlreichen Basken, welche sich daselbst in ihrer malerischen Nationaltracht aus den Dörfern des Umlandes einzufinden pflegen.

Eine vierte kleine Bucht, le port des pêcheurs, bildet gegenwärtig den Hafen des Ortes. — Oberhalb des Strandes von Côte du Moulin erhebt sich die neue kaiserliche Villa, la Villa d'Eugenie, auf zwei Felsen, die 30 Meter vom Meere zurückstehen, aber bei hoher Fluth von den Wellen bespült werden. Das Gebäude ist ein sehr einfacher Backsteinbau, der aus einer länglichen Hauptfronte besteht, an welche sich, nach hinten zu, zwei Flügel anschließen. Das Innere ist ebenso einfach, als das Aeußere; Vergoldungen sind nur sparsam angebracht, doch trägt das Ganze den Charakter des Gediegenen, des Massiven. In den Räumen der unteren und der zweiten Etage befinden sich der Speisesaal, ein großer und ein kleiner Empfangssaal, und das Arbeitscabinet des Kaisers. Im oberen Stocke liegen die Dienst- und Fremdenwohnungen, ebenso die Schlafzimmer des Kaisers, der Kaiserin und des kaiserlichen Prinzen. Der Versuch die Villa mit Gartenanlagen zu umgeben, ist bis jetzt an der Ungunst des sandigen, salzigen Bodens gescheitert.

In geringer Entfernung erhebt sich auf dem Vorgebirge St. Martin, der 47 Meter hohe Leuchtthurm, dessen Galerie einen überaus reizenden Fernblick gewährt.

Altamira und Steward, welche in dem „Hôtel de France" ihre Zimmer hatten, trennten sich nicht von einander, als sie daselbst angelangt waren. — Man nahm ein kleines zweites Frühstück zu sich und spielte dann einige Partien Billard. Inzwischen kam die Post von Paris an. Jetzt begaben sich die beiden Diplomaten auf ihre Zimmer, um den heutigen Einlauf durchzulesen.

Kurz nach zwei Uhr trat Master Steward in Altamira's Gemach. Statt des überlangen Nankingrockes trug er einen schwarzen

Frack, seine schmalen, mageren Hände staken in weißen Glacé-Handschuhen, so weit und so lang, daß der Riese Goliath bequem derselben sich hätte bedienen können. Sein Haupt bedeckte ein schwarzer Hut von so fantastischer Form, daß ein Ausstellungscomité gewiß in die größte Verlegenheit gerathen wäre, wenn es ihn im Kataloge in irgend eine der bekannten Hutarten hätte einreihen sollen.

„Es ist ja noch viel zu früh!" rief ihm Altamira entgegen, der eben einen Brief schrieb, „in einer guten halben Stunde wird es erst Zeit sein uns zur Fürstin zu begeben."

„Ja, wenn dieses „uns" auch auf mich Bezug hätte," seufzte Master Steward, „so aber muß ich leider sogleich beim Minister des Aeußern, dem Grafen Walewski*), eine Audienz nehmen, und daß ich auf diese Art verhindert bin der göttlichen Isabella auf der Promenade meine Huldigung darzubringen, sind nun wieder Sie, ja Sie allein Schuld."

„Ich?" bemerkte Altamira etwas verwundert, und legte die Feder bei Seite.

„Hm!" brummte der Yankée etwas verdrießlich, „entweder sind Sie, mein lieber Freund, ein sehr schlauer Diplomat oder von einer merkwürdigen — Naivetät."

„Sie sprechen in Räthseln," antwortete der Mexikaner ganz unbefangen, und sah Master Steward höchst treuherzig in's Angesicht.

„Wirklich, Sie hätten noch gar keinen Wind bekommen?" rief Steward durch Altamira's Benehmen irre geführt, „morgen darf ich vielleicht mit Ihnen darüber näher sprechen, adieu, mon cher ami, — Abends sehen wir uns doch beim Roulette? Sie sind mir von gestern Revanche schuldig."

Nach diesen Worten verließ Steward hastig das Zimmer, als befürchte er von Altamira schärfer interpellirt zu werden. Die Andeutung, daß sie sich erst Abends im Spielsaale und nicht wie sonst täglich beim Diner treffen würden, bewies die Absicht des Yankée für heute jeder weiteren Erörterung aus dem Wege zu gehen.

„Dummkopf!" lachte Altamira, als hinter seinem Freunde und Collega sich die Thüre schloß, „der glaubt wirklich, daß ich nicht wisse, was ihn zum Grafen Walewski führt; die tausend Dollars, die mich

*) Alexander Colonna, Graf von Walewski ist ein natürlicher Sohn Napoleon I.

diese Abschrift eines Briefes vom Cabinete in Washington an die nordamerikanische Gesandtschaft in Paris gekostet, sind wirklich nicht umsonst ausgegeben. Fürwahr ein verdammt kühner und weitaussehender Plan, den der Präsident Buchanan da ausgeheckt; also eine Monarchie soll in Mexiko gegründet werden, damit Nordamerika über kurz oder lang Gelegenheit bekommt seine Monroe-Doctrin durchzuführen. Die Republik Mexiko sans façon zu verspeisen, geht doch nicht so leicht, wenigstens nicht so bald, von wegen des demokratischen Aufstandes; in Washington wünscht man uns daher noch etwas mehr Confusion, als ohnehin schon in Mexiko herrscht, und dazu wird die Creirung einer Monarchie das beste Mittel sein. — Eh bien! ich meines Theiles bin principiell nicht dagegen. Je toller es in Mexiko darunter und darüber geht, um so leichter und so sicherer wird es mir werden, meine Rache zu kühlen. — Darum soll auch der Graf Walewski von mir nie eine Andeutung erhalten, was man in Washington mit der Zuvorkommenheit und Freundschaftsversicherung, die Steward im Namen seines Cabinetes in diesem Augenblicke vermelden wird, eigentlich zu bezwecken gedenkt. Es ist zum Todtlachen — Buchanan zeigt sich ganz einverstanden damit, daß Frankreich, England und Spanien gemeinschaftlich ihre langjährigen Forderungen an Mexiko nöthigenfalls mit Gewalt geltend machen, und dem Kaiser der Franzosen gibt er sogar in einem besonderen vertraulichen Schreiben ziemlich unverblümt zu erkennen, daß Nordamerika die Herstellung der Ordnung in Mexiko unter jeder Bedingung gut zu heißen bereit sei. Ha, ha! der kluge Napoleon soll offenbar sicher gebracht und dann tüchtig auf's Eis geführt werden! — Wie kommt es aber, daß die Fürstin Lobieski, ganz dieselbe Tendenz verfolgt? — Was kann Sie, die enragirte Polin, für ein Interesse daran finden, daß Frankreich's Politik jenseits des Ozeans Schiffbruch leide? Meine liebe Isabella, ich glaube, Du betrügst hier die ganze Welt, mich allein ausgenommen. — Doch, jetzt ist es Zeit zur Promenade. In einigen Stunden wird der Verdacht, welchen ich wegen der Fürstin hege, geschwunden oder zur Gewißheit erhoben sein."

Nach diesen Worten entfernte sich Altamira aus seinem Zimmer. Einige Häuser rechts von dem Hôtel, welches er bewohnte, hatte die Fürstin Lobieski schon seit ein paar Jahren für die Badesaison eine reizende Villa gemiethet.

Isabella wandelte bereits in dem kleinen Garten, welcher zwischen der Straße und dem Wohngebäude sich befand, auf und ab. Aus dieser

ungewöhnlichen Pünktlichkeit der Fürstin zog der schlaue Altamira im Stillen gewichtige Schlußfolgerungen, welche in dem überaus freundlichen und zuvorkommenden Benehmen, womit die sonst etwas prüde und hochfahrende Dame ihm heute entgegenkam, ihre weitere Bestätigung zu finden schienen.

Die Fürstin nahm den ihr von dem mexikanischen Diplomaten mit der vollendetsten Courtoisie gebotenen Arm ohne Umstände an. Zwei reich gallonirte Diener gaben in einiger Entfernung das Geleite. Statt durch die lange, schmale Straße des Ortes, wählte man den anmuthigeren Weg rückwärts durch den Garten nach den Wiesen und Feldern.

Altamira leitete das Gespräch mit den nichtssagendsten Dingen ein. Man sprach von dem Schnitte des Kleides, welches die Kaiserin Eugenie bei der Morgenpromenade getragen, von dem Pony des kaiserlichen Prinzen, von den neu angekommenen Fremden, von der Chronique scandaleuse der letzten Tage u. s. w. — Altamira, der in dieser Beziehung als Novio in seiner Heimat eine vorzügliche Schule durchgemacht hatte, war ebenso unerschöpflich als gewandt in diesem Genre der Conversation und schien heute gar kein anderes Thema mehr wählen zu wollen.

„A propos," unterbrach ihn die Fürstin, nachdem diese Causerie im Dumas'schen Originalstile bereits eine volle Stunde gewährt und man sich nunmehr anschicken mußte zur table d'hôte zurückzukehren, „à propos, haben Sie auf meinen Scherz von vorgestern schon ganz vergessen?"

Altamira that, als ob er eine kurze Weile nachsinnen würde dann sagte er, gleichsam über seine Vergeßlichkeit verlegen:

„Ihre Durchlaucht belieben mich so oft zur Zielscheibe Ihrer köstlichen Laune und Ihres unvergleichlichen Witzes zu machen, daß ich, offen bekannt, für den Moment nicht anzugeben wüßte, welchem Gegenstande Ihre Anspielung gilt."

„Nun, mein Gott!" lachte Isabella „sollten Sie wirklich sich nicht mehr zu erinnern vermögen, daß wir vor einigen Tagen uns damit die Zeit vertrieben, die Consequenzen auszumalen, welche die Errichtung einer Monarchie in Mexiko mit sich bringen müßte?"

„Ah! das meinen Sie!" entgegnete Altamira, gleichfalls einen scherzhaften Ton anschlagend, „darauf hatte ich, auf Ehre, gänzlich vergessen, denn dieser Gegenstand schien mir nur eine müßige Pause auszufüllen."

„Wer weiß," bemerkte die Fürstin rasch, „ob nicht gerade dieser Gegenstand, welchen ich selbst anfänglich nur von der scherzhaften Seite nahm, vielleicht alsbald eine ernstere Auffassung und Behandlung erfordern wird."

„Möglich? möglich!" antwortete Altamira achselzuckend, „und, aufrichtig gesagt, für mich, der ich doch Mexiko und seine Zustände genau kenne, hätte es weder etwas Absurdes noch Anstößiges, mein Vaterland zu monarchischen Formen zurückkehren zu sehen."

„Wirklich," rief Isabella höchst lebhaft, „wirklich? Aber — sprechen Sie damit nur eine persönliche Ansicht aus, oder kann selbe als eine Parteiansicht gelten?"

„Ich glaube, letzteres bejahen zu können," entgegnete Altamira ruhig, „und so klein diese Partei in meinem Vaterlande auch zur Stunde sein mag, so groß und allmächtig würde sie werden, sobald sie auf eine Hilfe von außen rechnen könnte, denn zu meiner eigenen Schande muß ich es gestehen, es gibt kein zweites Volk auf Erden, welches sich mit derselben Leichtigkeit, oder, besser gesagt, mit demselben Leichtsinne von einem politischen Extreme zum andern bekehren läßt, und in einem höheren Grade dem Erfolge der Macht huldigt, mag diese Macht eine gute oder eine schlechte Tendenz verfolgen."

Die Fürstin hielt im Gehen inne und fixirte scharf ihren Begleiter, dann begann sie:

„Diese Macht, und noch dazu eine Großmacht ersten Ranges, welche sich herbeiließe im Interesse der Civilisation Ihr Vaterland auf monarchischen Grundlagen zu pacifiziren, dürfte sich wohl finden lassen, vorausgesetzt, daß wenigstens ein Theil der Nation den Wunsch nach einer Aenderung seines Geschickes hinlänglich laut werden ließe."

„Parbleu!" lächelte Altamira, „Durchlaucht beginnen plötzlich die Sache von einer sehr ernsten Seite anzufaßen; doch um unser Thema consequent abzuwickeln — einen anderen Zweck, als uns zu amüsiren, verfolgen wir ja offenbar dabei nicht — muß ich zugeben, daß es ein Leichtes wäre einen Schmerzensschrei und Hilferuf über den Ocean bis hierher ertönen zu machen, und wenn es eine Wette gelte, wer weiß, ob nicht mich selbst die Lust anwandeln würde, in der ganzen Affaire mitzuthun."

Die Fürstin, kaum im Stande, ihre Freude über Altamira's Aeußerungen länger zu bezähmen, drückte sanft seinen Arm und flötete dann in ihrem süßesten Syrenentone:

„Sie würden es wohl als eine Indiscretion betrachten, wenn ich Ihre soeben ausgesprochenen Ansichten einer hohen Persönlichkeit mittheile, welche daran gewiß den lebhaftesten Antheil nimmt."

„Durchaus nicht," antwortete Altamira schnell mit einer artigen Verbeugung, „ja, ich sehe sogar keinen Grund ein, meine Ueberzeugung dieser gewissen Persönlichkeit unverholen persönlich kund zu geben, natürlich falls es gewünscht und ich in meiner Stellung als Beamter einer Republik nicht öffentlich compromittirt würde".

Die Fürstin nickte bedeutungsvoll. Die Conversation über diesen Gegenstand verstummte, da man dem Hôtel, woselbst in einigen Minuten das Diner servirt wurde, sich ganz nahe befand und die hungrigen Curgäste von allen Seiten herbeizuströmen begannen.

Sowohl Altamira als die Fürstin entfernten sich nach der Table d'hôte so schnell, als es ohne alle Auffälligkeit möglich war, aus dem Hôtel und eilten ihren Logis zu.

Eine Stunde später, u. z. gegen 6 Uhr Abends, die Sonne begann jetzt, in der zweiten Hälfte des August, schon rasch nach dem Meeresspiegel hinabzusteigen, trat in Altamira's Zimmer dessen Lieblingsdiener, ein Mestize von etwa zwölf Jahren. —

„In einer halben Stunde reitet Demetrius nach der Stadt", meldete der Junge mit flüsternder Stimme und sich höchst geheimnißvoll geberdend.

Altamira sprang, ohne ein Wort zu erwidern, von seinem Sitze auf, schloß den Brief, an welchem er soeben geschrieben, hastig in das Pult und eilte auf die Straße, wo eine Retourkutsche nach Bayonne fast jeden Augenblick zu haben ist. — Rasch schwang er sich in einen Miethbatard, der eben leer nach der Stadt zurückkehren wollte. Um nicht gesehen zu werden, ließ er alle Vorhänge herab.

Drei Viertelstunden später hielt der Wagen vor einem Gasthause zweiten Ranges in einer engen Seitengasse nächst der Place d'armes, wo sich fast alle Localbehörden und Consulate befinden. — Altamira der zwar elegant wie immer, aber nicht auffallend gekleidet war, ließ sich ein Zimmer im ersten Stocke öffnen.

Sein ganzes Gepäck bestand in einem Handtäschchen, das nichts als alle Erfordernisse zum Schreiben und Sigilliren in mannigfachster Auswahl enthielt. —

Aufmerksam horchte Altamira auf jeden Schritt und Tritt, der sich auf der hölzernen Treppe knapp neben seiner Thüre vernehmen ließ.

Um sich die Zeit zu vertreiben, brannte er sich eine Cigarrette um die andere an und nippte dann und wann an einem Glase echten Bordeauxweines.

Endlich, als er bereits eine gute Stunde sichtlich von Ungeduld gequält, derart verbracht hatte, wurde leise auf eine gewisse Art an seine Thüre gepocht. — Rasch öffnete er dieselbe; behende schlüpfte ein ältlicher Mann, welcher die Livrée der Fürstin Lobieski trug, in das Gemach und schob den innern Riegel des Schlosses mit der linken Hand zu, während er Altamira mit der rechten einen Brief übergab. —

Altamira hitzte nun am Kerzenlichte eine sehr dünne und schmale kleine Messerklinge. Behutsam unterfuhr er sodann mit derselben das Siegel auf dem Couvert. Der Brief war offen, ohne daß das fürstliche Wappen auf dem aufgedruckten Siegel im mindesten verletzt worden wäre. Die Adresse lautete an einen gewissen Herrn Sabatinski, angeblich polnischer Emigrant, welcher, seit das nahe Biarritz als Hofbad in Aufnahme gekommen war, sich in Bayonne als eine Art Sensal niedergelassen hatte. —

Der mexikanische Diplomat las Folgendes:

„Mein Herr!

„Schreiben Sie unter der bekannten Adresse und mit der sympathetischen Tinte Nr. 11, sogleich an den Grafen Kiseleff in Paris, daß wegen des bewußten transatlantischen Projektes Alles im besten Zuge sich befindet. Bereits morgen wird der mexikanische Diplomat Don Altamira von Seite Walewski's directe angegangen werden; aus meiner heutigen Conversation mit dem Creolen läßt sich schließen, daß derselbe, ohne es zu wissen und zu wollen, redlich dazu beitragen wird, uns an Frankreich für Sebastopol und den Pariser Frieden zu rächen. Das Cabinet von Washington unterstützt dabei die Intentionen Seiner Majestät, des allergnädigsten Czars, auf das Beste, obwohl Nordamerika in dieser Affaire, wie immer, seinen eigenen Weg geht und nur seine eigenen Interessen verfolgt, welche aber mit den unsrigen in diesem Falle glücklicher Weise durchaus nicht collidiren. — Master Steward, welcher ganz von meinen Netzen umstrickt ist, ahnt so wenig als sonst Jemand, daß und in welch' hohem Grade man sich in Petersburg für das projectirte Kaiserreich in Mexiko interessirt.

„Graf Cavour ist gestern in Biarritz angekommen und conferirte bereits zweimal mit dem Kaiser; auch der spanische General Prim und der französische General Achille Bazaine, derselbe, der

uns in der Krim so großen Schaden zugefügt, werden stündlich erwartet. Senden Sie also morgen noch einige tüchtige Agenten heraus; es müssen die umfassendsten Beobachtungen Platz greifen, denn sicherlich brütet der verschlossene Napoleon irgend einen großen Schlag aus. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, gilt es in erster Reihe Italien. Mexiko stünde zwar dann vorläufig in zweiter Linie, aber Herr von Kiseleff möge sich überzeugt halten, daß, gelingt die Vertreibung der Oesterreicher aus Mailand, sehr bald die stets kriegslustigen französischen Schaaren sich zur transatlantischen Reise anschicken werden.

„Falls der mindeste Verdacht vorliegt, daß unsere Correspondenz zwischen Bayonne und Paris die Aufmerksamkeit der französischen Polizei auf sich gezogen haben dürfte, befördern Sie die Abschrift dieses, sowie aller künftigen Briefe, persönlich oder durch verläßliche weibliche Agenten. Geld darf in dem jetzigen Augenblicke durchaus nicht geschont werden. Ich selbst gebe davon jetzt sehr viel aus, brauche daher binnen acht Tagen abermals 100.000 Francs, welche Herr von Kiseleff mir sogleich über London zusenden möge.

Seebad Biarritz, 28. August 1858. J. L."

Ohne eine Miene zu verziehen, hatte Altamira diese Epistel aufmerksam durchgelesen. Nichts destoweniger fühlte er innerlich eine große Befriedigung über die kluge Zurückhaltung, die er bisher der russischen Spionin gegenüber, welche sich so sehr als glühende polnische Patriotin geberdete, beobachtet hatte.

Mit sicherer, in dieser Beschäftigung sehr routinirter Hand faltete er wieder den Brief zusammen und schloß dann so geschickt den leicht erwärmten Siegellack, daß selbst ein sehr scharfes Auge unmöglich irgend eine Verletzung bemerken konnte.

Nebst einer Tausend Francs Note legte er hierauf den Brief in die Hand des bestochenen Dieners Demetrius, welcher sich so vorsichtig, wie er gekommen, aus dem Hause schlich, um nun das Schreiben an seine nahe, richtige Adresse zu bestellen.

Eine halbe Stunde später bezahlte Altamira seine geringe Zeche, bestieg einen anderen Miethwagen, und kam in Biarritz noch immer zeitlich genug an, um seinem guten Freunde Steward die verlangte Revanche am grünen Tische zu geben.

Einige Wochen nachher wimmelte es auf einmal in Biarritz von vornehmen Mexikanern. — Der alte Gutierez de Estrada, welcher unter Santa-Anna und anderen reactionären Präsidenten wiederholt

Minister war, der berüchtigte mexikanische Divisions-General Juan Almonte, mehrere Kirchenfürsten und viele andere einflußreiche Persönlichkeiten aus Mexiko, welche ihr theils gezwungenes, theils freiwilliges Exil in Rom, Paris oder Neapel verlebten, fühlten auf einmal das unabweisbare Bedürfniß, die Heilkraft der Seebäder von Biarritz zu erproben.

Alle diese Herren wurden ebenso gerne als oft beim Grafen Walewski und selbst in der kaiserlichen Villa gesehen. Merkwürdiger Weise verkehrte sogar die Speranza d' Italia (die Hoffnung Italiens), der sonst so pfaffenfeindliche Graf Cavour eifrig und intim mit jenen schwarzen Gestalten, welche aus ihren retrograden Tendenzen durchaus kein Hehl machten, sondern sich vielmehr derselben öffentlich rühmten.

Die damalige Badereise des Grafen Cavour hatte keinen andern Zweck, als den Krieg von 1859 mit Oesterreich vorzubereiten; ein Krieg, für welchen Ludwig Napoleon schon längst sich disponirt fühlte. Aber während der Kaiser damit nichts anderes bezwecken wollte, als auf der appeninischen Halbinsel seinen Einfluß dem des Hauses Habsburg zu substituiren, träumte Cavour bereits von der vollen Einheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes, die er aber nicht mehr erleben sollte. Sein ungewöhnlicher Scharfsinn ließ ihn nicht die Gefahren verkennen, welche er über Italien heraufbeschwöre, indem er, der Minister des kleinen Piemonts, die Hilfe Frankreichs gegen das mächtige Oesterreich anrief; er sah ganz gut ein, daß damit vor der Hand nur der Herr gewechselt wurde. Aber von Oesterreich, so lange es groß und gebieterisch dastand wie damals, durfte nun und nimmer für das Haus Savoyen der heißbegehrte Gebietszuwachs erwartet werden, während eine oder die andere politische Umwälzung in Frankreich dessen Patronat über Italien beseitigen konnte.

Cavour redete daher insgeheim bei Ludwig Napoleon allen auf Mexiko gerichteten reactionären Plänen eifrig das Wort, weil er von dem schließlichen Mißlingen des Versuches, dort eine Monarchie zu errichten, sich vollkommen überzeugt hielt und ein solcher Mißerfolg des napoleonischen Cäsarismus nothwendiger Weise die Emancipation Italiens von Frankreich im Gefolge haben mußte.

Graf Camillo Benso di Cavour (geb. am 10. August 1810 zu Turin und von einer Schwester Napoleon I., der Prinzessin Maria Pauline Borghese, zur Taufe gehalten) erwies sich mithin auch in der Beurtheilung und Behandlung des im Herbste 1858

in Biarritz zu Stande gekommenen Embryo's des zweiten mexikanischen Kaiserreiches als ein Diplomat von hoher Begabung, welche er unzweifelhaft schon bei so vielen anderen Gelegenheiten dargethan hatte.

Cavour war ein Mann von mittlerer, aber kräftiger Gestalt, rasch und sicher in seinen Bewegungen, lebhaft im Gespräch, von leicht erregbarem, ja sogar ungestümen Temperamente; die Ruhe und Kälte des Diplomaten besaß er zwar nie, aber seine südliche Heißblütigkeit wurde stets beherrscht durch geistigen Scharfblick und kluge Abwägung der Mittel. In seinem ganzen Aeußeren vermischte sich auf eine merkwürdige Weise der Aristokrat mit dem unabhängigen Bürger und diese Mischung hatte nichts zufälliges an sich — sie war der Ausdruck seines inneren Wesens, seines Denkens und Trachtens.

Aus seiner ersten Jugendzeit erzählt man sich eine verbürgte sehr interessante Anekdote, welche von dem großen Unabhängigkeitssinn des erst zwölfjährigen Knaben Zeugniß gibt. Als einer der ältesten und angesehensten Familien des Landes angehörig, — die Cavours sind mit dem königlichen Hause entfernt verwandt, — wurde er zum Pagen am königlichen Hofe zu Turin ernannt, aber wegen seiner ganz rücksichtslosen Freimüthigkeit schon im nächsten Jahre dieser Ehrencharge wieder enthoben. Sein Vater, untröstlich über die vermeintliche Schande, die dadurch seiner Familie widerfuhr, wollte, daß sein Sohn vor dem anwesenden Hofmarschalle um Verzeihung und Wiederaufnahme bitte.

„Das thue ich nicht," rief der Knabe entschieden, ohne auf Personen und Ort zu achten, „ich schätze mich vielmehr sehr glücklich, endlich mein Maulesel amt abgeworfen zu haben."

Cavour's Haltung zu Biarritz, der dort auf ein Mal aufgetauchten mexikanischen Frage gegenüber, muß eine sehr bedeutungsvolle genannt werden, denn Ludwig Napoleon, welchem eine seltene Menschenkenntniß nicht abgesprochen werden kann, hegte eine große Achtung vor dem Genie und der Thatkraft des piemontesischen Staatsmannes, daher dessen Urtheil über die Thunlichkeit, den Thron der Azteken wieder aufzurichten, jedenfalls auf die späteren Entschließungen des Kaisers der Franzosen in dieser Angelegenheit nicht ohne maßgebenden Einfluß geblieben ist.

Wie wir also sehen, wurde gleichzeitig von fünf Seiten her das Project in Mexiko eine Monarchie zu gründen wärmstens befürwortet, nämlich:

Erstens, von der clerikal-aristokratischen Partei in Mexiko selbst,

welche um jeden Preis den Sturz des Benito Juarez und der zu seinem Banner schwörenden Ultra-Demokraten herbeiführen wollte.

Zweitens, vom Cabinete zu Washington, welches, wie Altamira bereits in seinem Monologe andeutete, zur Annexirung Mexiko's einen schicklichen Vorwand suchte, der aber beim Fortbestande der Republik und namentlich, wenn das von Juarez aufgestellte Programm durchgeführt worden wäre, schwerlich gefunden werden konnte.

Drittens, von der Rachepolitik der Altrussen, welche die in den Donaufürstenthümern und in der Krim reichlich erhaltenen Schläge nicht verschmerzen konnten und welchen, so lange der Pariser Friede in Kraft blieb, jede Aussicht benommen war, sich durch einen, an der Türkei abermals versuchten Raub zu mästen. Kam jedoch, wofür eine verunglückte transatlantische Expedition von größerem Maßstabe wie die mexikanische alle Chancen bot, Frankreich auf eine oder die andere Art stark ins Gedränge, so durfte Rußland, unterstützt von Preußen, welches schon zur Zeit des Krimkrieges sich in der für eine deutsche Großmacht wenig rühmlichen Rolle eines moskowitischen Vasallenstaates so sehr gefallen hatte, mit Sicherheit darauf rechnen, daß der Pariser Vertrag, welcher Rußlands aggressiven Plänen auf Constantinopel einen so mächtigen Riegel vorschob, nach und nach zu einem leeren, inhaltslosen Blatte Papier, gleich so vielen anderen feierlich besiegelten und beschworenen Verträgen, herabsinken werde. England, calculirte Rußland im Jahre 1858 ganz richtig, vermag allein die Türkei nicht dauernd vor uns zu schützen und Oesterreich, dessen Landmacht und geographische Lage im Stande wäre, den russischen Armeen Halt zu gebieten, ist durch seine innere Politik bereits für jedes offensive Vorgehen total untauglich geworden. Leider war letzteres Raisonnement ganz richtig, denn im nächsten Frühjahre konnte selbst ein General Gyulai eigentlich nicht mehr viel verderben und für den Fortbestand der Monarchie wären ephemere Siege des Bach'schen Systems bei Magenta und Solferino jedenfalls weit gefahrdrohender gewesen als die beiden erlittenen Niederlagen, welche den ersten Impuls zu innern, zeitgemäßen Reformen gaben, wenngleich diese Reformen anfänglich nur die nebelhaften Formen des Octoberdiplomes annahmen. —

Viertens, von Seite des Turiner Cabinets, dessen geheime Absicht, sich auf diesem Wege von Frankreich zu emancipiren, wir bereits oben als die leitende Idee Cavour's gekennzeichnet haben, endlich

Fünftens, von einer mächtigen Clique in Frankreich selbst,

nämlich von ruhmbegierigen Generälen, von habsüchtigen Financiers, welche dabei auf Anleihen und große Armeelieferungen speculirten, sowie von allen jenen zahlreichen Finsterlingen, deren Wünsche und Hoffnungen in der Rehabilitirung der „guten, alten Zeit" zu gipfeln pflegen.

Kein Wunder, wenn Ludwig Napoleon, der vielgepriesene „Retter der Gesellschaft", von einem derart übereinstimmenden Entgegenkommen sonst so widerstreitender Elemente innerlich betroffen, immer mehr und mehr in der Ansicht bestärkt wurde, daß Frankreich wirklich von der Vorsehung berufen sei, der ungestüm nach Süden vorwärts drängenden germanischen Race Amerika's in dem durch eine Monarchie regenerirten Mexiko einen aus romanischen Elementen zusammengefügten Damm dauernd entgegenzustellen.

XV.

Eine Rabenmutter.

Einige Tage vor dem Schlusse der Badesaison in Biarritz ließ sich der Minister Graf von Walewski bei der Fürstin Lobieski anmelden. Die niedlichen Fingerchen der edlen Dame waren, als der Diener die Karte des Besuchers auf einem silbernen Teller präsentirte, eben mit dem prosaischen Geschäfte des Geldzählens beschäftigt. Der russische Gesandte in Paris hatte statt der verlangten 100.000 Francs bedeutend mehr, nemlich volle 6000 Pfund von London senden lassen. Rasch warf die Fürstin den Mammon, der theils in blinkenden Goldstücken, theils in 1000-Francsbillets, theils in Wechseln auf Sicht bestand, in eine ebenso reich als geschmackvoll mit Gold, Perlen und Elfenbein belegte Cassette, schob selbe in ein Fach ihres für einen Damensalon ungewöhnlich großen Schreibtisches und gab dann Befehl, den natürlichen Vetter Ludwig Napoleons sogleich einzuführen.

An Graf von Walewski, damals in der Blüthe seiner Jahre stehend, war jeder Zoll ein echter Cavalier. Von Jugend auf an die Parquetten der Höfe gewöhnt, und in allen aristokratischen Salons durch einen Geist, durch seinen feinen Witz und durch seine tadellosen Ma-

nieren anerkannt einer der einflußreichsten Tonangeber, imponirte er nicht minder den Massen gegenüber durch die Gediegenheit seines Charakters, und durch jene bezaubernde Urbanität, welche, fern von allem stinkenden Hochmuthe und lächerlichen Kastengeiste, dennoch, indem sie den Mindergestellten unwillkürlich emporhebt, und ihn dadurch momentan einen Einblick in fremde, höhere Sphären gestattet, das Bewußtsein des factischen Standesunterschiedes von selbst wachruft, ohne in das Gefühl der persönlich unverschuldeten Inferiorität, den Wermuth gallichten Neides oder niederdrückender Beschämung zu mischen.

Die Fürstin empfing den mächtigen Minister mit ebenso großer Freundlichkeit als Vertraulichkeit. Sie liebte es Walewski gegenüber, so bald und so weit es nur thunlich erschien, stets die Landsmännin, die glühende Patriotin zu spielen, obwohl nur von Seite ihrer Mutter sarmatisches Blut in ihren Adern rollte. — Sie pflegte daher auch die Conversation, sobald sie sich, wie heute, mit dem Grafen entre nous befand, ganz zwanglos, bald französisch, bald polnisch zu führen, welch' letzteres Idiom Walewski als eine weihevolle Erinnerung an seine herrliche Mutter außerordentlich liebt, obgleich er darin nicht eine volle Fertigkeit besitzt. — Die Fürstin wußte dabei auf eine so feine, fast unmerkliche Art seine Verstöße zu corrigiren und seinem Sprachschatze unter die Arme zu greifen, daß der Graf immer mit Vergnügen, ja mit Begierde die Gelegenheit ergriff, sich von der reizenden Lehrerin hofmeistern zu lassen. Eine nähere als höchst freundschaftliche Beziehung fand jedoch zwischen dem Grafen und der Fürstin nie statt, wie sogar die Chronique scandaleuse von Biarritz, welche doch mit Tausenden von Augen sah, und mit Tausenden von Ohren hörte, zu ihrem größten Leidwesen zugeben mußte.

Als Einleitung der Unterhaltung brachte Walewski eine Unzahl höchst nichtiger Dinge zur Sprache. Die Fürstin, mit dem Tone der hohen Welt innigst vertraut, wußte, daß der feine Diplomat jetzt, wo die nahe Abreise des Hofes und verschiedene eben im Zuge befindliche politische Angelegenheiten von hoher Wichtigkeit seine volle Thätigkeit Tag und Nacht in Anspruch nahmen, ganz gewiß nicht bei ihr blos deßhalb vorgesprochen habe, um ihr unter anderem auch über die gestrige Migräne der Kaiserin einen umständlichen halbstündigen Bericht zu erstatten. Sie hielt sich vielmehr fest überzeugt, daß der Herr Minister des Aeußeren etwas sehr wichtiges, sie selbst directe betreffendes von höchst delicater Natur auf dem Herzen habe, und erst nach und nach

sich „aufknöpfen“ werde. — Lauernd, schlau und vorsichtig, wie Isabella war, und in ihrer Rolle als geheime Chargée d'affaires des Petersburger Cabinetes es auch sein mußte, beschleunigte sie nicht durch eine einzige Silbe den Moment, welcher die Enthüllungen des Grafen zu Tage fördern mußte.

Der Minister, dessen Visite bereits eine volle Stunde gedauert, hatte das oberwähnte, die Kaiserin betreffende Thema nur gewählt, um endlich seinem Ziele zuzusteuern.

„Ja, meine holde Freundin!“ schloß er seinen Krankenbericht, „ungeachtet Ihre Majestät so sehr leidend gewesen, und ich mehrere äußerst wichtige Staatsangelegenheiten, welche unsere geliebte Monarchin persönlich in hohem Grade interessiren, gar nicht zur Sprache bringen durfte, schien sich Allerhöchstdieselbe dennoch wiederholt und angelegentlich mit Ihrer Person, meine reizende Fürstin, zu beschäftigen.“

„Mit mir?“ rief Isabella, die höchst Verwunderte spielend. „Mit mir? Aber,“ setzte sie lachend schnell hinzu, „Graf Walewski befindet sich heute offenbar in sehr heiterer Laune, und will sich für den kleinen Schabernak, den ich ihm vorige Woche bei der Gräfin Bellegarde gespielt, jetzt revanchiren. Eh bien! mein Freund — Sie haben sich glänzend gerächt, ja grausam gerächt, indem Sie mich einen Augenblick an ein Glück glauben ließen, dessen Größe ich fürwahr gar nicht würdig wäre, und welches ich auch gar nicht zu fassen wüßte. Mon Dieu! Die arme kranke Kaiserin sollte gerade an mich gedacht, gerade meiner so ehrenvoll, so gnädig Erwähnung gethan haben, nein, nein, mein lieber Graf, das müßten Sie vorerst durch einen ganz neuen, ganz positiven Beweis erhärten, falls ich es Ihnen glauben sollte.“

„Je nun!“ erwiderte der Minister mit einem unvergleichlich feinen Lächeln, und legte die Hand auf's Herz, „der Beweis, welchen Sie fordern, ist hier vorhanden!“

„Sie wissen, daß ich von Männerherzen, und überhaupt von Schwüren aller Art sehr wenig halte; Sie haben also Ihr Beweisverfahren eben nicht glücklich gewählt.“

„Vielleicht doch!“ meinte der Graf, zog rasch aus seiner linken Brusttasche ein höchst elegantes Etui, und hielt dieses der Fürstin entgegen.

„Was ist das?“ rief Isabella in der That betroffen aus, und öffnete mit unverhehlter Neugierde das Etui.

Ein höchst kostbarer, ungemein geschmackvoller Brillantschmuck

glitzerte ihr entgegen. Obenauf lag ein duftendes kleines Billet; Isabella's Hand zitterte ebenso, wie ihre Stimme vor Erregung, als sie halblaut die wenigen Worte las:

„Der Fürstin Isabella von Lobieski zu Ihrem morgigen Geburtstage als Angedenken von Ihrer Freundin

Eugenie."

Schnell faßte sich aber die gewandte Diplomatin, und indem sie den Schmuck auf den Tisch vor sich stellte, führte sie rasch das rosenfarbige Billet zu ihren Lippen, und küßte die Unterschrift der hohen Schreiberin ebenso achtungsvoll als inbrünstig; dann sagte sie:

„Herr Graf! ich glaube nicht erst die Versicherung aussprechen zu müssen, daß ich diese wenigen Zeilen weit höher halten und stets noch sorgfältiger hüthen werde, als jenen flimmernden Schmuck, mag er noch so werthvoll und eher einer Königin, als meiner würdig sein."

„Fürstin," entgegnete schnell Walewski, „und dennoch sind Sie ungerecht gegen die gute Kaiserin, Ihre Freundin!"

„Erklären Sie sich deutlicher, Herr Graf!" rief Isabella lebhaft, etwas piquirt über den gemachten Vorwurf, der sie eines groben Verstoßes gegen die Etiquette zu zeihen schien.

„Wie? Sie rechnen es meiner edlen Monarchin nicht vor Allem zum Verdienste an, daß sie noch nicht auf die Fürstin Isabella Lobieski eifersüchtig geworden, eifersüchtig auf jenen hellstrahlenden Stern erster Größe am Horizonte von Biarritz! Madame — vergessen Sie nicht, daß die Kaiserin am Ende in steter Gefahr schwebt, in Ihrer Nähe verdunkelt zu werden!"

„Halten Sie ein," lachte Isabella und schlug nach dem Grafen mit dem Fächer, „ein so feiner Diplomat, wie Sie, sollte sich wahrlich schämen, seine Farben so grob aufzutragen."

„Fürstin!" antwortete Walewski augenblicklich. „Fürstin! Sie werden doch nicht einen neuen trivialen Beweis liefern wollen, daß Niemand gerne die Wahrheit hört."

„Scherz bei Seite," nahm nun Isabella ernst das Wort, „rathen Sie mir jetzt, mein lieber Graf, auf welche Weise ich wohl am besten und angenehmsten Ihrer Majestät meine Dankbarkeit durch die That zu beweisen vermöchte."

„Dafür dürfte sich wohl Rath schaffen lassen," sagte Graf Walewski, „obwohl das Opfer, welches dabei zu leisten wäre, kein geringes ist. Es würde sich nämlich um einen Dienst handeln, welcher mit

Ihrem edlen, glühenden Patriotismus geradezu im Widerspruche steht. Sie müßten sich, wenigstens scheinbar, mit Ihrem Todfeinde, mit Rußland, auszusöhnen suchen."

Isabella hatte Mühe ihre Aufregung zu verbergen; Graf Walewski berührte mit diesen Worten die Achilles-Ferse ihrer ganzen Existenz. Sollte man bei Hofe Verdacht geschöpft haben, wollte man sie vielleicht nur auf eine Probe stellen? — Die schlaue Intriguantin beschloß also mehr denn je auf der Huth zu sein, um sich keine Blöße zu geben.

Der Minister räusperte sich leicht und fuhr dann fort:

„Die mißlichen Beziehungen, welche zwischen der Kaiserin und dem Prinzen Napoleon herrschen, sind weltbekannt, mithin auch für Euere Durchlaucht kein Geheimniß. Die zärtliche, besorgte Mutter fürchtet und, unter uns gesagt, hat sie auch leider wirklich vollen Grund zu fürchten, daß, wenn, was natürlich Gott verhindern möge, der Kaiser vor der Zeit stürbe, als Napoleon IV., nicht der Sohn Napoleon III., sondern der liebe, gute Vetter Napoleon den Thron besteigen würde. — Für diese Gefahr muß eine dauernde und gründliche Abhilfe gesucht werden und sie ist gefunden, wenn wir den ehrgeizigen Vetter recht bald und recht weit von hier zu einem selbstständigen Throne verhelfen. — Italien bietet dazu wenig Aussicht, obgleich es uns ein Leichtes sein würde die Bourbons aus Neapel vom eigenen Volke verjagen zu lassen; aber ich bezweifle sehr, daß wir, ohne alle Sympathien in Italien zu verlieren, unsere Hand dahin ausstrecken dürfen, und Italien wird für uns schon in den nächsten Monaten von größter Wichtigkeit sein. In Spanien würden wir gleichfalls auf große Antipathien stoßen, denn die Zukunft der pyrenäischen Halbinsel gehört denn doch über kurz oder lang der iberischen Unionspartei und dem Hause Braganza. Griechenlands kleinen Thron dem Prinzen Napoleon anzubieten gliche einer Beleidigung der eigenen Dynastie und würde uns überdies die Hände im Oriente binden. In Deutschland ist für einen französischen Prinzen schon gar nichts zu holen, und alle übrigen europäischen Throne sind, wenigstens vor der Hand, niet und nagelfest. Wir müssen also unseren Blick über den Ozean hinweg, nach dem ehemaligen spanischen Amerika lenken. In diesen vielköpfigen, von Parteikämpfen zerfleischten Staaten gäbe es Raum und Gelegenheit genug, einige Dutzend europäischer Prinzen als Souveräne zu placiren. Ich sehe nicht ein, warum die monarchisirten Staaten von Central- und

Südamerika nicht zu einander in ein Verhältniß, analog den deutschen Bundesstaaten sollten treten können. Diese Politik liegt ja im eigensten Interesse der romanischen Race Amerika's, denn wenn es noch ein paar Decennien so fortgeht, wird die germanische Race wirklich ganz Amerika bis zum Amazonenstrome hinab physisch und moralisch beherrschen. — Der Anfang der Regenerirung der romanischen Race jenseits des Ozeans muß also so weit nördlich als möglich, das heißt in Mexiko gemacht werden, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird diesen Anfang der baldigste Beginn eines fürchterlichen Bruderkampfes zwischen dem Norden und dem Süden der Union, sehr wesentlich erleichtern. Dies, meine Fürstin, sind die Hauptgrundzüge eines großartigen Unternehmens, welches seiner Zeit Ludwig Napoleon, als eine neue, glorreiche Aera der Menschheit, als die größte That seines Regimes mit stolzer Genugthuung wird bezeichnen können."

Der Graf Walewski, welcher nachgerade in Enthusiasmus gerieth, machte nach diesen Worten eine Pause, als ob er erschöpft sei. In Wahrheit wollte er nur der Fürstin Zeit lassen das Gehörte zu überlegen und darauf zu antworten.

Die Fürstin Lobieski begriff jetzt, daß der Minister ihr keine Falle gestellt hatte, daß er ihr nicht mißtraute, sondern sie vielmehr in das tiefste Vertrauen seiner kaiserlichen Herrin zog. — Nachdem sie eine Weile geschwiegen, begann sie:

„Ich fühle mich höchst geehrt durch diesen Beweis des Vertrauens Ihrer Majestät der Kaiserin, denn es bedarf wohl keiner besonders genauen Kenntniß der Verhältnisse des hiesigen Hofes, um zu errathen, daß ein Graf Walewski solche Pläne nur aus einem triftigen Grunde und nur solchen Personen preis gibt, deren lebhafte Mitwirkung bereits in Aussicht genommen wurde. Ich erlaube mir daher ganz direkte die Frage zu stellen, welche Dienste verlangt Ihre Majestät in dieser Angelegenheit von mir?" —

„Vor Allem," sagte der Minister, „wäre es wünschenswerth, daß Sie die Güte hätten, eine kleine Rundreise durch Europa anzutreten, wobei Sie durch längere Zeit in London und Wien verweilen würden."

„Diesem Wunsche werde ich mit größtem Vergnügen entsprechen; auf Rußland kann sich aber natürlich meine Reise nicht ausdehnen, denn ich verspüre sehr wenig Lust in mir, für den Rest meines Lebens die Gastfreundschaft des Czars in Tobolsk oder Irkutz zu genießen," erwiderte Isabella lächelnd.

„Ja, ja, vor Sibirien würde Sie kein Mensch retten," bestätigte Walewski, „wissen Sie schon, daß der russische Gesandte Graf Kiseleff in Paris vor acht Tagen abermals um Ihre Ausweisung aus Frankreich dringend ersucht hat? Dieses Ansinnen wurde selbstverständlich, wie schon vier Mal seit zwei Jahren, ganz entschieden abgeschlagen."

Thränen traten in die schönen Augen der Fürstin; ein leises Schluchzen überkam sie und in ihren Zügen prägte sich ein tiefer Schmerz, eine unendliche Wehmuth aus. Wie rührend, wie wahr, spielte sie jetzt die unglückliche Verbannte, die verfolgte Märtirerin eines edlen Patriotismus.

„Beruhigen Sie sich, arme Isabella!" tröstete Graf Walewski mit väterlichem Wohlwollen, „der Kaiser und die Kaiserin haben sich zu Ihren Beschützern erklärt, wehe dem, der es wagen sollte ein einziges Haar auf dem Haupte der Fürstin Lobieski zu krümmen. Nun aber noch eines. Ich lese deutlich in Ihren Mienen, daß Sie bereit sind, jedem Wunsche Ihrer erhabenen Freundin, der Kaiserin, zu willfahren. Hiervon im Voraus überzeugt, war ich so frei dieses Portefeuille, welches umfassende Instructionen und einige kleine Nothwendigkeiten enthält, sogleich hierher mitzunehmen. — Adieu, mein Engel, adieu!"

Graf Walewski entfernte sich rasch nach diesen Worten.

Die Fürstin öffnete sogleich nach seiner Entfernung mit wahrhaftem Ungestüm das Portefeuille, welches der Minister zurückgelassen hatte. Mit Blitzesschnelle durchflog sie den ganzen Inhalt.

„Aha!" rief sie mit gierigem Blicke, als ein eigenthümlich zusammengefaltetes, unversiegeltes Papier ihr in die Hände fiel.

„Wie, auf eine halbe Million?!" jauchzte sie freudig und hielt einen Rothschild'schen Credit-Brief, der sie ermächtigte diese Summe auf ein Mal oder in Raten, wann und wo immer in allen fünf Welttheilen, zu beheben, hoch in die Luft.

„Das war Hilfe in der Noth!" seufzte sie erleichtert auf, gleich einem, der soeben einer großen und nahen Gefahr entgangen ist. „Gott sei Dank, jetzt werde ich in der Lage sein mir endlich den furchtbaren Menschen bleibend vom Halse zu schaffen."

Isabella klingelte heftig.

„Suchen Sie sogleich den Herrn Baron von Schwarzenfels auf und bitten Sie ihn schleunigst hierher zu kommen," gebot die Fürstin dem eingetretenen Lakaien.

Als der Diener sich entfernt hatte, verschloß Isabella das von dem

Grafen Walewski erhaltene Portefeuille in ihrem Schreibtische, aus welchem sie wieder die Cassette, mit dem vom Grafen Kiseleff via London übersendeten Gelde, hervorholte.

Bedächtig zählte sie davon 10.000 Francs ab, und legte selbe in ein Packet zusammen.

„Ich hoffe, daß dies wohl genügen wird, um den bodenlosen Verschwender momentan zu befriedigen. Halt! da kommt mir ein köstlicher Gedanke; ich werde den Herrn Baron von Schwarzenfels in Zukunft dem Herrn Grafen Walewski in's Budget stellen, statt ihn von meinem Nadelgeld zehren zu lassen. Mein theurer, ha, ha, wirklich sehr theurer Jugendfreund wird also von nun an statt von russischem, von französischem Gelde leben; der Belzebub, mein bisheriger so getreuer Adjutant, müßte mich ganz und gar im Stiche lassen, wenn es mir nicht gelänge Schwarzenfels irgendwelche Rolle in der mexicanischen Affaire zuzuschanzen und geht dieser elende Mensch dabei zu Grunde, um so besser; meine Schuld soll es wenigstens nicht sein, wenn er mit heiler Haut davonkömmt. — Aber — der kleine Julius, was dann mit diesem? — Falls es wirklich eine gute Eigenschaft, eine Tugend ist, wie die faden Moralphilosophen predigen, wenn die Eltern ihre Kinder lieben, so ist der Baron fürwahr nicht ganz ohne Tugend sammt allen seinen Lastern und seiner Verworfenheit, denn er liebt den Buben mehr, als sich selbst, und für ihn wäre er Alles zu thun im Stande — Alles? Prächtiger Einfall das! Gut; wir werden ihn also von dieser Seite zu fassen suchen; vor allem muß der Herr Papa über's Meer; das Kind kann er nicht mitnehmen, also bleibt es in Europa zurück; es wird dann wohl nicht schwer halten, den Knaben endlich in meine Gewalt zu bekommen, ja, ja, ich muß ihn unschädlich machen, diesen unwiderlegbaren Beweis meiner Schande, dieses stets drohende Hinderniß meiner hochfliegenden Pläne."

Nach diesen Worten warf sich die Fürstin in einen Fauteuil und ihr schönes Haupt in die Hand stützend, versank sie in düsteres Dahinbrüten.

Plötzlich fuhr sie erschreckt zusammen. Der Herr Baron von Schwarzenfels stand vor ihr. Er rauchte ganz nonchalante seine Cigarre, die er zwischen den Zähnen hin- und herwarf, weiter; den Hut hatte er auf dem Kopfe behalten; seine Hände staken in den Hosentaschen.

Der Baron, obwohl erst einige dreißig Jahre alt, sah beinahe wie ein Fünfziger aus; sein Gesicht zeigte die unverkennbaren Spuren

einer großen Liederlichkeit; sein ganzes Wesen schien erschlafft und im höchsten Grade blasirt zu sein. Seine Züge, welche einst sehr schön und edel gewesen sein mochten, waren eingefallen, und sein tief blaues Auge entbehrte fast allen Glanzes. — Von Gestalt groß und breitschultrig ohne jedoch schwerfällig zu sein, mochte er noch immer eine sehr respektable Körperkraft besitzen, obwohl er von Ausschweifungen und Krankheiten aller Art schon vielfach heimgesucht worden war. Auch sein Anzug machte den Eindruck der Verwahrlosung und Nachlässigkeit, ungeachtet er noch ganz neu und aus den feinsten Stoffen von einem der ersten Schneider angefertigt war. — Trotz des keineswegs günstigen Eindruckes, welchen die äußere Erscheinung des Barons hervorbrachte, konnte man ihm dennoch, wenn man ihn etwas länger und aufmerksamer betrachtete, nicht gram sein; den Menschenkenner mußte vielmehr ein zeitweise in dem Antlitze des Barons wie ein Schatten auftauchender tiefmelancholischer Zug interessiren und für ihn unwillkürlich milder stimmen.

„Nun, was gibts? Warum habe ich so eilends hierher kommen müssen?" begann der Baron barsch, nachdem er vergeblich eine Weile gewartet hatte, daß die Fürstin das Gespräch beginnen werde. Nach dieser Doppelfrage warf sich der Baron auf das Sopha, den Hut hatte er noch immer auf dem Kopfe, die Cigarre noch immer zwischen den Zähnen. Sehr ermüdet, wie er zu sein schien, legte er einen Fuß auf einen Sessel, den andern zog er auf das Sopha nach.

Die Fürstin that, als ob sie alle diese Unarten gar nicht bemerke; im Gegentheil sie zwang sich zu einem sehr freundlichen Lächeln und sagte mit flötender Stimme:

„Sie haben mir gestern um Geld geschrieben; heute bin ich in der Lage Ihrem Wunsche zu entsprechen."

Isabella reichte dem Baron ein Packetchen.

„Wie?" rief der Baron zornig und warf die Enveloppe sammt Inhalt auf den Tisch zurück, nachdem er die Bankbillets schnell durchgeblättert hatte, „wie, nur lumpichte 10.000 Francs? Lächerlich! Bin über 700 Napoleonsd'or auf Ehrenwort schuldig und gerade jetzt, wo sich mir im Rouge et Noir das Glück zuzuwenden begann, haben Sie mich abberufen lassen." —

„Das ist doch gar kein Grund aufzubrausen", begütigte rasch Isabella und langte abermals in ihre Cassette. „Nun? Wie viel brauchen Sie denn?"

„Dreißigtausend Francs zum mindesten; mit dieser Summe würde

ich dann bis zum neuen Jahr auszukommen suchen," entgegnete entschiedenen Tones der Baron.

„Hier sind 50.000!" sagte die Fürstin, „aber — es knüpft sich eine kleine Bedingung daran."

„Und diese wäre?"

„Daß Sie mit dem mexikanischen Diplomaten, Don Altamira, welchen Sie ohnehin vom Sehen aus kennen, eine Reise über den Ocean unternehmen. Zuerst begibt sich Altamira in Begleitung von Master Steward nach New-York und Washington; von dort aus kehrt ersterer in seine Heimat zurück."

„Nach Mexiko? warum nicht — ich habe immer gehört, daß es dort famose Spieler gibt, die, ohne eine Miene zu verziehen, 10.000 Piaster auf eine einzige Karte setzen und — verlieren; doch was soll ich dort? Gewiß steckt wieder eine höllische politische Intrigue von Madame dahinter. Wird mich sehr freuen, wenn Sie sich ein Mal die Finger dabei recht arg verbrennen." —

„Mein Schade würde auch der Ihrige sein, Herr Baron!" bemerkte die Fürstin trocken.

„Hoho!" rief der Baron höchst erstaunt, „Madame, Sie haben da etwas Ihre Maske gelüftet — also bezahlt werden Sie für Ihre Bemühungen und die Geschichte mit der englischen Bank wäre eine bloße Fabel? Hm — Sie widersprechen nicht? Nun, meinetwegen, mir gilt dies gleich; welcher Puissance dient denn Madame, wenn man fragen darf?"

Die Fürstin nahm eine höchst zutrauliche Miene an, rollte ihren Stuhl in des Baron's Nähe und flüsterte mit leiser Stimme:

„Sie haben nicht ganz Unrecht, mein lieber Freund, wenn Sie die Existenz meiner Fonds in der englischen Bank in Zweifel ziehen. Was der Fürst Lobieski nach der Confiscation seiner Güter durch die russische Regierung gerettet, betrug kaum eine halbe Million polnischer Gulden*). Dieser geringe Betrag war bis auf einige Tausend Francs bei seinem Tode zusammengeschmolzen; was sollte ich beginnen? Glücklicher Weise war ich in Paris bei Hof vorgestellt worden; man unterstützte mich aus den geheimen Fonds; die Dankbarkeit erheischte Gegendienste und aus meinen häufigen Berührungen mit den Tuilerien entwickelte sich dann wie von selbst ein fixes Engagement."

---

*) 4 polnische Gulden = 1 Gulden österreichischer Währung.

V.

(Seite 239.)

Wie wir bereits wissen, sagte die Fürstin hier eine Unwahrheit, denn erst vor kaum einer Stunde war sie vom Grafen Walewski als Agentin des französischen Cabinets, welchem sie bis zu diesem Augenblicke ziemlich ferne gestanden, gewonnen worden.

Hierauf theilte Isabella dem Baron in Kürze die Absichten mit, welche Frankreich bezüglich Mexiko's hegte.

„Wie Sie also sehen, mein Freund!" fuhr die Fürstin fort „liegt es nur an Ihnen sich eine schöne Zukunft zu gründen. Es wird ein Leichtes sein, Sie in einer oder der anderen der im spanischen Amerika zu schaffenden Monarchien als ersten Minister zu placiren, denn Sie besitzen große Talente und umfassende Kenntnisse, von denen Sie seit einigen Jahren leider einen üblen Gebrauch zu machen pflegen. Raffen Sie sich auf, verwerthen Sie Ihre Fähigkeiten und Gold und Ehren werden Ihnen reichlich zuströmen. Versuchen Sie Fortuna lieber auf dem Felde der Diplomatie, als auf dem grünen Tische, dem Sie bereits ganze Schätze nutzlos geopfert haben. Denken Sie doch nur einmal daran, wenn ich plötzlich stürbe oder meine Hilfsmittel versiegen sollten, was werden Sie dann anfangen und was soll dann aus dem kleinen Julius werden?"

„Sie haben Recht, Sie haben Recht, Madame!" unterbrach der Baron lebhaft die Fürstin; seine sonst so matten Blicke belebten sich und sein schlaffes Wesen zeigte urplötzlich eine Anwandlung energischen Willens. „Ja, Sie haben Recht; die Zukunft unseres lieben Julius muß gesichert werden. Ich danke Ihnen jetzt, Madame, daß Sie mir endlich, nach so vielen Jahren, die Illusion über Ihren Reichthum, an den die ganze Welt glaubt, genommen haben. Sie sollen Ihre Aufrichtigkeit nie bereuen. Um des lieben, theuren Kindes willen verzeihe ich Ihnen, was Sie mir gethan. Gott sei Dank, daß es noch nicht zu spät ist! Zwei, drei Jahre noch und ich wäre vielleicht gänzlich zu Grunde gegangen in Müssiggang und eckelhafter Schlemmerei. Eh bien, Madame! Befehlen Sie über mich, ich will Ihnen unbedingt gehorchen."

Isabella lehnte sich schmachtend auf des Barons Arm, der schon längst vom Sopha aufgesprungen war, seine Zigarre weggeworfen, den Hut auf den Tisch gestellt hatte und nun an ihrer Seite stand.

„So bist Du wieder ganz mein Alfred von ehedem!" hauchte die Fürstin, „bleibe es und eine schöne, herrliche Vergangenheit wird wieder vor uns auftauchen."

„Wäre es möglich — Du wolltest wieder mein Weib sein, Julius bekäme eine Mutter?! Treibe kein zweites Mal Dein grausames Spiel mit mir; meine Rache würde fürchterlich sein, Dein eigenes Kind müßte Dich verfluchen in alle Ewigkeit!“

„Stille, stille,“ bat Isabella ängstlich, „gib nicht unser großes Geheimniß den neugierigen Ohren des Bedienten-Volkes preis. Also, Alfred, bist Du bereit dieser Tage mit Don Altamira abzureisen?“

„Ja, ja, ja, — doch halt, eines! Ich muß früher nach München und meinen lieben Knaben küssen; wer weiß, wie lange ich ihn nicht sehen werde. Auf Cavaliersparole! Ich treffe Altamira in London, oder wo er es sonst wünscht. Zeit zu meinem Abstecher nach Baiern erübrigt mir genug, denn von Southampton geht das nächste Dampfschiff erst in zehn Tagen nach New-York ab.“

Die Fürstin nickte zustimmend, und warf einige Worte auf ein Blatt Papier, das sie dem Baron unversiegelt einhändigte.

„Stelle Dich sogleich dem Grafen von Walewski vor; diese Zeilen accreditiren Dich bei ihm, als den Vertrauten unserer gemeinsamen Pläne. Adieu, adieu, mein Freund!“

Isabella warf einige Kußhändchen dem Barone zu, welcher die verführerische Syrene zärtlich anblickte und noch ein großes Anliegen auf dem Herzen zu haben schien.

„Nun?“ sagte die Fürstin schelmisch und trat dem Baron ganz nahe.

Schwarzenfels schloß Isabella stürmisch in seine Arme, drückte ihr einen brennend heißen Kuß auf die Stirne, und stürzte dann, wie besessen zur Thüre hinaus.

„Ha, ha, ha!“ lachte die Fürstin, als sie wieder allein war, aus vollem Halse, „der Baron ist wirklich ein höchst merkwürdiges Exemplar deutscher Einfalt und Beharrlichkeit. Wenn ich einem andern Manne angethan hätte, was ich ihm anthat! Ein Franzose würde mich schon längst vergessen, ein Engländer sich von mir mit Anstand geschieden, ein Pole mich ermordet und ein Russe mich zu Tod geknutet haben; statt alle diesem jammerte und philosophirte mein guter Baron zuerst zwei volle Jahre, dann duellirte er sich einige Dutzend Male, dann ließ er sich zur Zerstreuung in eine polnische Conspiration ein, die ihn nach Sibirien brachte, von wo er über China auf eine wirklich wunderbare Weise entfloh, und schließlich ward er aus Verzweiflung zum Spieler und Roué. Im Handumkehren ist jetzt der Mann wie neugeboren, und ich möchte darauf schwören, daß von diesem Augenblicke an, wo seine alte Liebe

zu mir neu aufloderte, er kein anderes Frauenwesen mehr beachten wird, sollte er mich zehn Jahre lang nicht wiedersehen. So Gott will, werde ich ihn gar nicht mehr wiedersehen. Ich muß trachten, wieder an Mann zu kommen.“ Nachdenklich schritt die Fürstin einige Male auf und ab, dann fuhr sie fort: „Eine Partie wie Altamira wäre wirklich nicht zu verachten. Seine Millionen, seine Manieren, sagen mir ganz wohl zu, und wird aus Mexiko eine Monarchie, so gibt es dort selbstverständlich wieder eine Aristokratie, und Altamira, der eine große Rolle in der Nähe des Thrones zu spielen berufen ist, braucht dann nur den alten Adel seiner Ahnen wieder geltend zu machen. — Mein lieber Herr von Kiseleff, Sie brauchen am Ende nicht Alles zu wissen; darum sollen auch für Sie meine neuen Beziehungen zu Walewski ein Geheimniß bleiben; vielleicht quittire ich recht bald den russischen Dienst ganz und gar. Als Ersatz für meine Wenigkeit, werde ich mein Söhnchen auf eine gute Art dem Czar schenken; der mag ihn zum Soldaten erziehen und im Kaukasus oder sonst wo, als Kanonenfutter verwenden. Vor der Hand will ich jedoch zwei Herren dienen, wenigstens von Beiden Geld nehmen. Jedenfalls schwankt das Zünglein meiner Sympathien schon jetzt sehr merklich zu Gunsten Frankreichs, denn die französische Politik wird, so Gott will, mir verhelfen, mich anständig das dritte Mal zu verehelichen.“

Das Selbstgespräch der Fürstin wurde durch die Anmeldung des Master Steward unterbrochen, welcher seine Abschiedsvisite machte, weil er von seinem Gesandten telegrafisch nach Paris berufen worden war.

Der Yankée blieb über eine Stunde. Vor Seligkeit und Selbstzufriedenheit strahlte sein aschgraues, hohlwangiges Gesicht, als er die Villa verließ.

„Victoria!“ jauchzte er in seinem Innern, „die Fürstin gibt mir also ganz bestimmte Hoffnungen auf ihre Hand, wenn es mir gelingt, den Baron von Schwarzenfels auf eine oder die andere Art zu — beseitigen. In welchem Verhältnisse mag der Mann nur zu ihr stehen? Gleichviel — er ist also das einzige Hinderniß, welches sich zwischen mich und die Millionen der Fürstin stellt. Goddam! er soll nur einmal drüben sein in Amerika, der liebe Herr Baron, dann wird sich wohl ein Mittel finden lassen. Es kommen ja jährlich so viele Menschen in den Prairien durch einen Zufall um; warum sollte nicht auch meinem Nebenbuhler etwas menschliches passiren können?“

XVI.

Spanische Gelüste.

In der Broadway, jener prachtvollen Hauptstraße New-Yorks, welche sich von der sogenannten Battery, einem mit Alleen und Bosquets bepflanzten Platze mit herrlicher Aussicht in die Bai, der beliebtesten Promenade der New-Yorker, drei englische Meilen lang, nordwärts quer durch die Stadt zieht, hatte im Herbste 1861 General Miramon, Expräsident der Republik Mexiko, eine große Wohnung inne. Die Miethe betrug nicht weniger, als 30.000 Dollars per Jahr, denn in New-York, und namentlich in der Broadway, dem Haupttummelplatze des Luxus und der schönen Welt, ist der Preis der Logis im allgemeinen ein sehr hoher, und zwar gegen Wien und Paris beiläufig ein dreifacher, wie denn überhaupt in dem ersten Emporium der neuen Welt das Leben, namentlich für Fremde, ungemein theuer genannt werden muß.

Dem Herrn General Miramon focht jedoch dieser Umstand für den Augenblick noch sehr wenig an, denn, wie wir sahen, hatte er als Entschädigung für „erlittenes Unrecht," aus der Casse des englischen Consulates in Mexiko, ohne Erlaubniß des Eigenthümers, mehr als drei Millionen Francs behoben, ein Sümmchen, mit welchem man selbst in New-York mit einiger Behaglichkeit zu leben vermag, zumal wenn man, gleich Herrn Miramon, Capital sammt Interessen auf einmal in Anspruch nimmt.

Miramon hatte alle Ursache gehabt, mit seinem Ausfluge nach Europa, welchen er im December 1860 nach der Schlacht bei St. Miguelito unternommen, sehr unzufrieden zu sein. Obwohl in Paris damals die mexikanische Expedition schon längst eine festbeschlossene Sache war, und man von dort aus Alles aufbot, um sich in dem erst zu erobernden Lande eine Partei zu schaffen, begegnete man dennoch Miramon mit einer Kälte und Zurückhaltung, welche sehr hart an Verachtung grenzte, wies aber das Anerbieten seiner Dienste nicht förmlich zurück. Der gemeine Raub, der dem Expräsidenten zur Last fiel, hatte in der ganzen Welt zu viel Eclat verursacht, als daß das französische Ca-

binet, ohne Verletzung des Anstandes und ohne gänzliche Hintansetzung der sich selbst schuldigen Achtung, in der Lage gewesen wäre, mit einer derart compromittirten Persönlichkeit officiell in Berührung zu treten. Auch mit den „Schwarzen" Mexiko's, welche momentan in hellen Haufen das Pflaster von Paris traten, stand Miramon nicht auf dem besten Fuße, weil er durchaus keine Willfährigkeit bewies, mit seinen Parteigenossen, die von ihm über den Ozean „transportirten" 600.000 Piaster zu theilen.

Schmollend, und auf Frankreich sehr übel zu sprechen, verließ Miramon unter diesen Umständen alsbald Europa wieder, um in New-York den richtigen Moment abzuwarten, wo er, gerufen oder ungerufen, sich von Neuem in die zerrütteten Geschicke Mexiko's würde einmischen können.

Auch Don Altamira befand sich seit einigen Monaten in New-York, u. z. als Vertreter der demokratisch-föderalistischen Regierung des Benito Juarez, sowie er drei Jahre zuvor in Biarritz es für die schwarzen Reactionäre gewesen. Bei seinen geistigen und materiellen Mitteln wurde es dem „vielseitigen Diplomaten" ein Leichtes, sich unter jeder Regierung in Mexiko obenauf zu erhalten, denn abgesehen davon, daß Altamira es meisterhaft verstand, stets rechtzeitig den Mantel nach dem Winde zu drehen, hatte er noch nie für seine dienstlichen Functionen einen einzigen Piaster in Anspruch genommen, eine Uneigennützigkeit, welche bei einem mexikanischen Diplomaten eine fast nothwendige Tugend ist, weil das unter der Republik Mexiko zu einem förmlichen Usus gewordene Schuldigbleiben der Gehalte, besonders auf das Gesandtschaftspersonale Anwendung findet.

Ungeachtet General Miramon und Don Altamira, vom officiellen Standpunkte betrachtet, zur Stunde zwei sich diametral entgegengesetzten Parteien angehörten, standen selbe in New-York dennoch privatim zu einander auf sehr vertrautem Fuße.

Der October 1861 geht zu Ende. Die elegant eingerichteten Appartements des Expräsidenten Miramon in der Broadway-Straße sind hell erleuchtet. Wenige, aber auserlesene Gäste werden zum Abendthee erwartet. — Um die achte Abendstunde ist der Cercle vollständig. Madame Miramon, eine hübsche coquette Creolin macht die Honneurs. In der einzigen, außer ihr anwesenden Dame erkennen wir zu unserem Erstaunen die Fürstin Lobieski, welche zwischen Don Altamira und dem bei den nordamerikanischen Staaten accreditirten außerordentlichen

Gesandten und bevollmächtigten Minister Spaniens, Gabriel, Garcia de Tassara, Platz genommen. Miramon selbst unterhält sich auf das herzlichste mit seinem alten Kriegscameraden, dem General Robles, einem ziemlich ehrenwerthen Charakter. Dem Hausherrn zur Linken, u. z. etwas abseits, flüstert der Jesuit, Pater Fischer, nachmaliger Beichtvater des Kaisers Max, angelegentlich mit einem vornehmen, bereits ziemlich bejahrten Mexikaner, Namens Malpica, dessen, sowie seiner Tochter Estefania, schon im II. Capitel flüchtig Erwähnung geschah.

In einem Nebengemache, von welchem die Thürflügel weit geöffnet stehen, spielen harmlos zwei Kinder im beiläufigen Alter von 11—12 Jahren. Es sind dies der Knabe Gonzales, dessen Geburt wir beigewohnt, und die um ein Jahr jüngere Estefania. — Eine herzinnige Zutraulichkeit, gepaart mit der reinsten Unschuld zweier unverdorbener Kinderherzen, gibt sich in ihrer Unterhaltung kund, welche bald in der Erzählung von Märchen, von Rückerinnerungen an ihre mit ihren Vätern vor nicht langer Zeit von Mexiko nach New-York zusammen zurückgelegte Reise, bald in dem tollsten Umherjagen und Schäkern besteht. — Kein Schlaf überkommt das wunderliebliche junge Paar, selbst als bereits die Mitternachtsstunde heranrückt, vielmehr freut es sie, daß die „Alten", im Salon nebenan, heute gar kein Ende finden, und wichtiger und geheimnißvoller denn je, zusammenthun.

Die diplomatische Gesellschaft im Salon Miramon's hatte auch alle Ursache derart „zusammenzuthun", wie die Kinder sagten, denn es handelte sich um nichts weniger, als um den Plan des Expräsidenten, statt der französischen Intervention eine exclusiv spanische herbeizuführen, und einen spanischen Prinzen auf den Thron Mexiko's zu setzen. Auf diese Weise wollte sich Miramon für seine schlechte Aufnahme in Paris rächen, und dieser Plan war bei der damaligen politischen Constellation durchaus nicht absurd, denn die clerikale Partei in Mexiko fing bereits an ungeduldig zu werden, daß zur Verwirklichung der vor drei Jahren in Biarritz von Seite Frankreichs gemachten Verheißungen bisher noch nicht das Mindeste geschehen war, und für die Clerikalen lag Gefahr auf dem Verzuge, angesichts des rücksichtslosen Eifer's, womit die Regierung des Juarez die Kirchengüter im großartigen Maßstabe um unerhörte Spottpreise zu verschleudern begonnen hatte. Anderseits begann Spanien, welchem der Erfolg des marokkanischen Feldzuges, sowie die Erwerbung von San Domingo zu Kopf gestiegen war, von den Zeiten Carl V. immer lebhafterer zu träumen, und mit jener Leichtgläubigkeit,

welche das Wesen einer jeden Gefühlspolitik kennzeichnet, erschloß man sich in Madrid sehr gerne den Ansichten einiger mexikanischen Kirchenfürsten, welche das Gelingen einer europäischen Intervention in Mexiko ebenso leicht als verlockend darzustellen wußten.

Tassara besaß von Madrid aus plein pouvoir in dieser Angelegenheit. Der Gouverneur von Cuba, woselbst das zur Cooperirung mit den Franzosen und Engländern bestimmte spanische Expeditionscorps ausgerüstet wurde, hatte sich nur nach seinen Ordres zu richten. In New-Orleans lag ein spanischer Dampfer bereit, um jeden Augenblick nach Havaña mit allfälligen telegrafischen Depeschen Tassara's an General Serrano, aufzubrechen.

Die Mitternachtsstunde war bereits längst vorüber, als Miramon von einem Diener abgerufen wurde. Fünf Minuten später erschien er wieder bei der Gesellschaft. In der Hand hielt er ein kleines Zettelchen.

„Die Zeit drängt," begann er, „soeben erhielt ich von einem Freunde das Aviso, daß mit dem heute Abends von Southampton eingelangten Postdampfer, Herr Graf von Sartiges von dem alsbaldigen Abgange des französischen Geschwaders von Brest nach Veracruz verständigt worden sei. Mit dem neuen Jahre soll es dort bereits eintreffen."

„Caramba!" rief Tassara höchst verdrießlich, „unser Geschwader in Havaña muß wohl zur Stunde schon in der Lage sein, in die See zu stechen, aber woher einen Vorwand nehmen um dasselbe früher aufbrechen zu lassen? Ich begreife ganz gut, daß unser Plan nur dann möglich ist, wenn wir unseren beiden Alliirten ein Prävenier spielen."

„Dafür ist bereits gesorgt!" entgegnete Miramon, „und meine edlen Freunde Don Altamira, Robles und Malpica werden die Güte haben, Euer Excellenz sofort die nöthige diplomatische Deckung zu liefern."

Die drei Genannten legten dem spanischen Gesandten ohne Verzug mehrere umfangreiche Schriftstücke vor. Es waren dies unzählige, schon seit zwei Monaten vorbereitete und eingeholte Bitten und Beschwerden spanischer Unterthanen in Mexiko. Die Pointe aller dieser Eingaben gipfelte in dem dringenden Verlangen, daß das spanische Expeditionscorps mit thunlichster Beschleunigung im Golfe erscheine, um das höchst gefährdete Leben und Eigenthum der spanischen Staatsangehörigen zu

schirmen. Diese Beschwerden und Befürchtungen waren in der That nicht ungegründet, denn die Regierung des Benito Juarez schritt gegen die Fremden in Mexiko von einer Gewaltthat zur anderen, und die fanatisirten Haufen, welche von jeher insbesonders die Spanier glühend haßten, harrten mit Ungeduld des Momentes, um sie en masse zu plündern und zu ermorden.

Tassara sah die ihm dargereichten Papiere flüchtig durch, dann nickte er sehr befriedigt mit dem Haupte, und erhob sich.

„Meine Herren," sprach er, und ein höchst wohlgefälliges Lächeln glitt dabei einen Augenblick über sein hageres, stark gefurchtes Antlitz, „meine Herren! Noch heute Nacht wird das bewußte Telegramm, gegen dessen Absendung ich bisher gerechtes Bedenken trug, nach New-Orleans expedirt werden. Heute über sechs Wochen wird von den Zinnen des Forts San Ulloa die Fahne Spaniens wehen!"

„Hoch Spanien! Hoch die Königin Isabella! Hoch!" rief Miramon, und trank zu diesem Toaste das Champagnerglas, das er in Händen hielt, bis auf die letzte Neige aus. Alle Anwesenden, ohne Ausnahme, stimmten rasch ein.

„Nieder mit der Republik! Nieder mit Juarez, dem Kirchenräuber!" schrie hierauf Pater Fischer mit wilder Energie, dabei sein Glas so heftig in der Luft schwingend, daß er fast die Hälfte des perlenden Rebensaftes vergoß.

Fast noch lauter als zuvor, wurde auch dieser Toast im Chorus wiederholt.

„Auf nach Mexiko!" nahm, als sich der Enthusiasmus, welchen Tassara's Worte hervorgerufen, etwas gelegt hatte, General Robles das Wort, „es bleibt doch in dieser Beziehung bei unserer früheren Verabredung, Señores?"

„Zuverlässig!" bestätigte Altamira, „für Freund Miramon gelang es mir glücklich die Erlaubniß auszuwirken, daß er über das geleistete schriftliche Versprechen, gegen die jetzige Regierung nichts unternehmen zu wollen, zur Ordnung von Familienangelegenheiten ganz unbehelligt nach Mexiko zurückkehren dürfe; ich, für meine Person erhielt einen Urlaub, und was Robles und Malpica anbelangt, so haben sich solche ohnehin schon vor Monaten mit Juarez scheinbar auf einen höchst freundschaftlichen Fuß gesetzt. — Es frägt sich nun nur noch ob unsere schöne, liebenswürdige Fürstin Lobieski und Seine Hochwürden, Señor Pater Fischer uns das Geleite geben werden? Unsere

Abreise muß jedenfalls demnächst, und zwar wenn möglich, schon mit dem übermorgigen Dampfer stattfinden."

„Freilich gehe ich mit, sogleich mit!" sagte Pater Fischer eifrigen Tones, ohne nach dem Gebote der Courtoisie der Fürstin vorerst das Wort zu lassen.

Die Fürstin war jedoch über diesen Verstoß gegen die gute Lebensart durchaus nicht ungehalten, denn er ließ ihr Zeit das Gesicht in melancholische Falten zu legen, das Haupt betrübt zu senken, einen tiefen Seufzer auszustoßen und Altamira einen langen, schmachtenden Blick zuzuwerfen.

„Nun? — Werden Sie abreisen, meine liebe Isabella?" frug Altamira, nicht ohne Interesse, denn obwohl er für wahre Liebe durchaus unempfindlich geworden war, fühlte er dennoch bereits seit längerer Zeit ein gewisses sinnliches Interesse für das reizende, verführerische Weib, welches seit drei vollen Jahren Alles aufgeboten hatte, um den Mexikaner an sich zu fesseln. — Ihre Absicht, Altamira's Frau zu werden, stand fester als je. Bereits siebenundzwanzig Jahre alt und herzlich müde ihrer gefährlichen Doppelrolle als russische und französische Spionin, war ihr Wunsch, recht bald in einen sicheren Hafen einzulaufen immer stärker und gewissermaßen auch immer berechtigter geworden.

„Ich werde reisen," begann endlich Isabella traurig, „aber nach Europa; Sie wissen ja warum, mein lieber Pedro. Aus den Briefen, die ich gestern erhielt, haben Sie ersehen, daß mein ganzes Vermögen auf dem Spiele steht; ich war so unvorsichtig vor zwei Jahren meine Fonds aus der englischen Bank zurückzuziehen und sie in einem großen industriellen Unternehmen in Baiern, das eine weit bessere Rentabilität versprach, anzulegen. Und jetzt soll diese Actiengesellschaft an dem Rande der Crida stehen — es wäre schrecklich, schrecklich!"

„Einer eckeligen Geldfrage wegen wird meine holde Isabella doch nicht einen einzigen Augenblick Ihr schönes Auge trüben!" erwiderte Altamira rasch und ergriff lebhaft die Hand der Fürstin, „meine Millionen werden stets bereit sein, die Ihrigen zu completiren; seien Sie aufrichtig — Sie haben bereits Verluste erlitten, Sie befinden sich vielleicht schon zur Stunde in einer kleinen Verlegenheit? — Sprechen Sie, sprechen Sie!"

Die ganze Gesellschaft hatte sich in einzelne conversirende Paare

aufgelöst. Die leise Unterredung des „vielseitigen Diplomaten" mit der zweifachen Spionin konnte daher ganz unauffällig vor sich gehen.

„Einige Tausend Dollars zur Reise und zur Bestreitung der allerersten Unkosten für den Rechtsanwalt, welchen ich in München bestellen muß, wären mir für den Augenblick in der That nicht unerwünscht, denn die zuletzt fälligen Coupons wurden gar nicht mehr ausbezahlt und ich müßte mich, — warum soll ich gegen meinen Freund nicht aufrichtig sein, — fürwahr auf einige Zeit von einem Theile meines Schmuckes trennen."

„Isabella!" entgegnete Altamira lebhaft, „Sie geben mir bei Gott, großen Grund zur Unzufriedenheit und ernstlich werde ich auf Sie böse werden, falls Sie je wieder so lange mit Ihrem Vertrauen gegen mich zurückhalten sollten. Kein Wort weiter, Fürstin! Das übrige Arrangement geht mich allein an. Noch eines — wie lange gedenken Sie in Europa zu bleiben, wann werde ich Sie in Mexiko wiedersehen?"

„In Mexiko?" rief die Fürstin und warf ihrem „Freunde" einen ihrer intensivsten Flammenblicke zu. „In Mexiko? Was kann, was wird dies Sie interessiren! Ich glaube, daß dort Niemand Verlangen trägt, nach der armen Emigrantin, nach dem bedauernswürdigen Opfer eines hoffnungslosen Patriotismus, nach mir, die ich vielleicht schon zur Stunde zur Bettlerin geworden bin."

„Ach! Wenn Sie Letzteres nur schon wären!" sagte Altamira und drückte der Fürstin lebhaft den vollen, wunderbar geformten Arm, „dann würde endlich der titellose Sohn der Republik es wagen dürfen, Worte zu sprechen, welche der fürstlichen Millionärin gegenüber zur Stunde ganz ungeziemend erscheinen müßten."

Isabella kniff die Lippen. Was sollte sie, ohne ihre Hand unverblümt zu offeriren, hierauf erwidern? — Im Stillen verwünschte sie jedoch die Bescheidenheit Altamira's, welcher, obwohl ihre gegenseitigen Beziehungen nicht mehr intimer werden konnten, dennoch stets mit Ostentation selbst unter vier Augen, bei jeder Gelegenheit ihren fürstlichen Rang hervorzuheben pflegte. Uebrigens sah sie auch jede Gelegenheit zu einer Erwiderung abgeschnitten, weil alle Anwesenden sich zum Aufbruche rüsteten und deshalb wieder in eine Gesammtgruppe zusammentraten.

Da man die heutige Soirée, und namentlich die in derselben zum Beschluß erhobene vorzeitige Intervention des spanischen Expeditionscorps,

möglichst geheim halten wollte, Tassara und Altamira überdies ihre besonderen Gründe hatten, daß ihr geheimer Verkehr mit Miramon nicht auffällig werde, so beschloß man, sich in dem Hause des Letzteren nicht wieder zu treffen. — Von dieser Stunde an sollten alle hier versammelten Gäste vor der Welt strikte jene Stellung zu einander einnehmen, welche ihren äußeren Verhältnissen genau anpaßte.

Diesem Programme gemäß entfernten sich gegen zwei Uhr Mitternachts Altamira und Malpica, welche zusammen wohnten, auch zusammen mit den Kindern in des Ersteren prachtvoller Kutsche; der spanische Gesandte Tassara geleitete die Fürstin in seiner Equipage nach ihrem Hôtel; Pater Fischer's schwarze Gestalt huschte unbemerkt zu Fuße aus dem Hause nach seinem in einer nahen Seitengasse befindlichen Ordenshause und General Robles verblieb bei seinem theuren Busen- und Gastfreunde Miramon, der ihn ein paar Monate später auf der Flucht in das Lager der Verbündeten vor Veracruz ganz unbedenklich, oder besser gesagt, ganz vorsätzlich den Kugeln des Feindes preisgab.

XVII.

Diplomaten im Schlafrocke.

Ein Morgenspaziergang bei regnerischer, neblichter Spätherbstwitterung gehört wohl nirgends zu den Annehmlichkeiten, am allerwenigsten aber in großen Seestädten gleich New-York. Obschon wir uns nur in den sogenannten besseren Stadttheilen herumzutreiben haben, waten wir dennoch, weil das Geschäft der Straßenkehrer eben erst in vollem Zuge sich befindet, mitunter bis an die Knöchel durch Pfützen und Kothmassen, und mehr als ein Mal sind wir genöthigt in die Tabaksdose zu langen, um uns absichtlich über den Geruch, der unsere Nase höchst unangenehm affizirt, zu betrügen, während der Rauch unserer vorzüglichen Cigarre, den wir aus vollen Backen vor uns blasen, faktisch nur als ein ganz ohnmächtiges Mittel erscheint, um die schweren, übelriechenden Nebel von unseren Athmungsorganen fern zu halten. — Ein tüchtiger Schnupfen steht uns jedenfalls bevor, wenn wir in dieser

giftschwangeren Atmosphäre, welche seit vollen zwölf Stunden von keinem Lufthauche bewegt wurde, noch länger herumschlenkern. — Wir wollen also, bis die gewöhnliche, vom Lande nach der See zu unausbleibliche Morgenbrise die trägen Wolkenmassen verjagt, unsere politischen Intrigants von heute Nacht ein wenig belauschen, wie sie sich zu Hause im Schlafrocke betragen.

Keine einzige der Personen, die zwei Kinder allein ausgenommen, welche wir vor etwa fünf Stunden in dem Salon des Expräsidenten Miramon getroffen, hat sich bisher zur Ruhe begeben. Alle sind entweder gleich dem spanischen Gesandten Tassara mit Schreiben oder sonstwie mit ihren Gedanken und Plänen vollauf beschäftigt.

Betreten wir zuerst das Hôtel garni, woselbst Altamira und Malpica ihren Aufenthalt seit ihrer letzten Ankunft aus Mexiko genommen haben, wir sagen letzten, weil Beide seit drei Jahren schon wiederholt zwischen New-York und ihrem Vaterlande hin- und hergereist waren.

Vor Allem müssen wir endlich Don Malpica dem Leser vorführen. Es ist ein kleines, etwas schief gewachsenes, mageres Männchen von schleppendem Gange und stets heiserer Stimme. Sein Kopf ist fast gänzlich kahl, sein Antlitz runzlich und ohne allen Ausdruck, gleich seinem Blicke. Obwohl er in Wahrheit erst gegen fünfzig Jahre zählt, scheint er, ungeachtet seiner noch beinahe rabenschwarzen Haare schon tief in den Sechszigern zu stehen. — Im Ganzen macht Don Malpica den Eindruck eines harmlosen Dummkopfes, der er in der That auch ist. Seinen Stolz, seine Seligkeit macht Señorita Estefania, sein herziges, liebes Töchterchen, aus. Auf der ganzen Welt ist Malpica der einzige, der das reizende, geistvolle Kind für sein „ausgerissenes" Ebenbild an Leib und Seele hält. — Mit Glücksgütern ist der selbstgefällige Tropf überreich gesegnet; er hatte sich übrigens jeden Piaster durch ehrlichen Handel und Wandel, den er durch mehr als zwanzig Jahre in Merida auf der Halbinsel Yucatan trieb, verdient und konnte ihm auch sonst nichts Unrechtes nachgesagt werden. Seit längerer Zeit, und zwar seit er sich sammt seiner runden Million Piaster im Vermögen vom Handel gänzlich zurückgezogen hatte, plagte ihn jedoch immer mehr der Kitzel, in der Politik eine Rolle spielen zu wollen. Altamira bot seit einigen Jahren Alles auf, ihn in dieser Manie zu bestärken, und Malpica war überglücklich, wenn sein alter, guter Freund ihn dann und wann mit einer wichtigen diplomatischen Mission betraute,

sei es auch, daß der ehemalige Campeche-Holzhändler nur als Courier für sein eigenes gutes Geld zu reisen hatte. — Vor Altamira besaß Malpica einen ungeheuren Respekt; alles was der „vielseitige Diplomat" sagte oder that, galt ihm unbedingt für recht. In seinen Augen erschien Altamira unfehlbar wie der Papst, und in seiner Nähe zu sein, und seiner Aussprüche, welche er höher als jedes Orakel werth hielt, zu lauschen, war für Malpica immer mehr zu einem wahren Lebensbedürfnisse geworden. Altamira seinerseits nützte die rührende Anhänglichkeit des „guten Kerls," der ihm wie ein treuer Hund seit ein paar Jahren durch Meer und Wüsten nachzog, ganz unbarmherzig aus und noch besser sollte es erst kommen, wenn seine düsteren Pläne einst zur Reife gediehen. — Malpica und das arme unschuldige Mädchen Estefania bildeten eben eine Hauptmasche in dem Netze, in welches er seinen Todfeind Mazzaredo zu locken gedachte.

Malpica hatte bis an die siebente Morgenstunde sehr fleißig geschrieben. Er sah ziemlich erschöpft aus, blickte aber nichtsdestoweniger ganz unverdrossen zu seinem Freunde Altamira auf, der eine Zigarre schmauchend, im Zimmer langsam hin und her schritt. Ein halbes Dutzend Briefe von Altamira dictirt und von Malpica von A bis Z gleichsam im eigenen Namen geschrieben, lagen zur Couvertirung bereit. — Malpica steckte damit zwar seinen Kopf in die Schlinge, falls etwas Schlimmes dabei herauskam, aber das focht ihn wenig an; für seinen Freund Pedro und um den Preis, ein Mitwisser von Geheimnissen der „hohen Politik" zu sein, war er jeden Augenblick bereit Leben und Vermögen zu opfern.

Altamira warf sich endlich in einen Fauteuil.

„Sind wir schon zu Ende?" frug Malpica ganz bescheidenen Tones und tauchte seine Feder mit schreibgierigem Verlangen abermals in das dunkle Naß, gleichzeitig mit der Linken einen frischen Bogen Briefpapier vor sich legend. — Sein Diensteifer kannte bei solchen Gelegenheiten keine Grenzen, und hätte jedem gut besoldeten Beamten zum Muster dienen können. —

„Genug für die nächste Post," antwortete Altamira „und sehr wahrscheinlich sogar viel zu viel; aber der Form wegen, mußte es dennoch geschehen." —

„Wie meinst Du dies, mein lieber Pedro?" sagte Malpica so devot, wie ein armseliger Subaltern-Beamter dem allmächtigen Bureauchef gegenüber.

„Ich meine, daß die spanischen Gelüste auf Mexiko blos spanischer Wind sind und General Serrano ganz unnützer Weise seine Abfahrt von Havaña beschleunigt," entgegnete Altamira.

„Ei! Ei!" rief Malpica kopfschüttelnd, „warum nahmst Du Dich denn dann seit einem Monate gar so warm des Miramon'schen Planes an? ich hätte meinen Kopf verwettet, daß Du mit Leib und Seele dafür bist."

„Da hättest Du keinen großen Einsatz verspielt," lachte der grobe Freund, „aber Spaß bei Seite, es ist wahrlich eine Schande, daß Du, der jetzt von mir schon seit Jahren in die Geheimnisse der Diplomatie eingeweiht wirst, noch immer nicht von Deinem erschrecklich naiven Wesen lassen kannst. Hast Du denn gar keinen Begriff von der diplomatischen Terrainlehre? Wie auf dem Schlachtfelde, so muß auch bei uns der Sieg durch ein entsprechendes Recognosciren, durch eine genaue Kenntniß der Stärke und Stellung, der Hilfsmittel und Absichten des Gegners angebahnt, vorbereitet werden. Große Schlachten sind, wie die Kriegsgeschichte aller Jahrhunderte lehrt, stets schon einige Tage früher gewonnen oder verloren, bevor der erste Schuß losgefeuert wird. Die Dispositionen vor dem Gefechte sichern den Erfolg, nicht das blinde Dareinschlagen am Entscheidungstage selbst. — Wie Du weißt, gehöre ich vor der Hand gar keiner Partei oder, wenn Du anders willst, allen Parteien an, denn ich verachte so gut die eine wie die andere, und indem ich über allen Parteien stehe, spiele ich auch in Allen eine vielleicht nicht unwichtige Rolle. — Am meisten hasse ich aber die „Altspanier" und ich würde lieber den Sultan über Mexiko herrschen sehen, als einen Prinzen, welchen uns das Cabinet von Madrid zu bescheeren gedächte. — Nun, begreifst Du noch nicht, warum ich anscheinend mit Miramon auf gutem Fuße stehe?"

Malpica war wohl der einzige Mensch auf dieser Welt, gegen welchen Altamira derart aufrichtigen Tones sprach. Er lief dabei keine Gefahr, denn sein beschränkter Freund würde sich eher die Zunge haben ausreißen lassen, bevor er ein ihm von seinem Orakel anvertrautes Geheimniß ausgeplaudert hätte. —

„Nun aber, mein lieber Carlos," fuhr Altamira nach einer Pause fort, indem er sich selbst zum Schreibtische setzte, „nun aber gehe zur Ruhe; um die Mittagsstunde werde ich Dich wecken lassen, um unsere gewöhnliche Promenade auf der Battery zu machen. — Noch eins — hast Du schon lange keine Nachrichten von Mazzaredo erhalten?"

Altamira's Stimme zitterte etwas, wiewohl kaum merklich, als er den Namen seines Todfeindes aussprach. —

„Seit zwei Monaten keine Silbe; ich vermuthe jedoch, daß er sich noch immer in Puebla befinden wird, und dies wäre mir in der That recht angenehm, damit meine arme Frau, die gute Haut, doch wenigstens einen Bekannten in der Nähe hätte."

„Du bist wirklich ein sehr liebenswürdiger Ehemann," sagte Altamira und verzog etwas höhnisch seinen Mund, „das Vertrauen, das Du in Mazzaredo und Deine Gemahlin setzest, ist in der That rührend, ja unvergleichlich."

„Oh! Glaubst Du, daß ich nicht eifersüchtig wäre, wenn ich eine andere Frau hätte; aber bei meiner Pepita eifern, das fällt mir gar nicht ein. Nun, der sollte einer etwas Unrechtes zumuthen, puh! na, der käme schön an, denn so eine tugendhafte Frau gibt es gar nicht mehr; und wie sie in mich noch verliebt ist, ah! Freund, Du weißt gar nicht die Größe des Opfers zu würdigen, daß ich die liebe, edle Seele seit Jahren vernachlässige, um Dir zu folgen, um Dir zu dienen."

Etwas piquirt verließ Malpica nach flüchtigem Gruße das Zimmer. In diesem einzigen Punkte verstand er keinen Spaß; selbst Altamira hätte es nicht wagen dürfen, die Treue seiner Gattin ernstlich anzuzweifeln, ohne einen Bruch ihrer Freundschaft ganz sicher herbeizuführen.

Altamira, welcher ebenso gut als die ganze Welt wußte, wie es eigentlich mit der ehelichen Treue der Señora Pepita Malpica von jeher beschaffen gewesen und daß die kleine Estefania zweifellos Mazzeredo's Tochter war, begnügte sich nach der Entfernung seines Freundes und Helfers, mit einem Gemische von Verachtung und Mitleiden im Gesichte, die Achseln zu zucken. Dann schrieb er höchst emsig durch eine volle Stunde eine sehr genaue und umständliche Relation über die diplomatische Conferenz, der er heute Nacht in Miramon's Hause beigewohnt. Diesen Brief adressirte er an Benito Juarez zur eigenhändigen Eröffnung, und sendete ihn unter einem mit den von Malpica geschriebenen und unterschriebenen, welche sämmtlich an die Koriphäen der Reaktionspartei in Mexiko lauteten, zur Post.

Mit diesem Geschäfte zu Ende, langte er nach einem Wechselblanquette. Er stellte für einen der ersten Banquiers New-Yorks eine à vista zahlbare Anweisung auf 50.000 Dollars aus. — Diese Anweisung expedirte er ohne alle Zuschrift sub Couvert an die Fürstin Isabella Lobieski. —

„Ich glaube, dieses Honorar für fast dreijährige Dienste ist ganz anständig. Am Ende würde mich eine andere Maitresse durch diese geraume Zeit noch mehr gekostet haben und dann ist es für mich jedenfalls viel passender, der Geliebte einer Fürstin, als einer gewöhnlichen Dame der Demi-monde zu sein. Auch halte ich mich fest überzeugt, daß Isabella mir seit unserer ersten Bekanntschaft in Biarritz treu geblieben ist, nicht etwa aus Tugend oder Neigung, zwei Dinge, die die schlaue Coquette so wenig kennt und estimirt als ich; aber aus Berechnung ist sie mir treu geblieben, denn sie speculirt auf meine Hand, auf meine Millionen, ha! ha! Fehlgeschossen, meine schöne Dame, Sie glauben, daß ich nicht weiß, wer Sie sind, und welches Spiel Sie spielen. Ihr hoher Adel ist zwar unanfechtbar, Ihre Gesinnung aber gemein und niedrig; ich fürchte sogar, daß auf Ihrem Gewissen noch weit mehr lastet als politischer Schwindel. Meine Fuchsnase wittert irgend ein Verbrechen, das Sie in Ihrer Jugendzeit begangen haben, und an dessen Folgen Sie jetzt sehr ernstlich laboriren. In welcher Beziehung mag nur der seit drei Jahren verschollene Baron Schwarzenfels zur Fürstin stehen. Schon das Wenige, was Demetrius hierüber mir zu berichten wußte, gibt sehr viel zu denken. Und was soll endlich ihre lebhafte Correspondenz mit dem geckenhaften Gimpel Steward bedeuten? — Jammerschade, daß ich weder von ihm noch von ihr auch nur einen einzigen Brief bisher auffangen konnte. Schlau und vorsichtig wie sie ist, wirft sie schon seit geraumer Zeit ihre sämmtlichen Briefe eigenhändig in die Postschalter und alle ankommende Correspondenz muß ihr der Postdiener eigenhändig überreichen. In Mexiko wüßte ich dafür ein Mittel, aber hier in der Union ist das ganze Postpersonale von einer so eckelhaften Diensttreue beseelt, daß man sich mit einem kleinen Cadeau zuverläßig einer folgenschweren Blamage aussetzen würde; doch kommt Zeit, kommt Rath. Vorläufig werde ich der Fürstin einen unsichtbaren Begleiter nach Europa mitgeben; ihre Reise dahin hat ganz gewiß auch noch einen anderen Zweck, als in Paris ihre doppelzüngigen Rapporte abzustatten. Ich muß klar in der ganzen Sache sehen; Gott bewahre, daß ich Isabella aus Eifersucht überwachen lasse, aber als Diplomat will ich au fait sein und bleiben, und die 100.000 Piaster, welche mich meine Passion den mexikanischen Diplomaten zu spielen bisher Jahr aus Jahr ein gekostet, werden und dürfen nicht umsonst hinausgeworfen sein; sie sollen mir die Wege bahnen und ebnen, auf denen ich unerbittlich nach dem Ziele meiner Rache schreiten will."

Sehr befriedigt von seinem nächtlichen Werke, begab sich Altamira gegen die achte Morgenstunde endlich zur Ruhe.

Treten wir nun in das Hôtel, in der oberen Broadwaystraße, dessen zweite Etage die Fürstin Lobieski bewohnt. Ohne ihr prachtvolles, üppiges Lager zu berühren, hatte Isabella, nachdem die Nachttoilette beendet und die Zofe verabschiedet war, ein paar Stunden auf dem Sopha in ihrem Boudoir sehr unruhig dahingeschlummert. Noch bevor der Morgen gegen sieben Uhr graute, befand sie sich wieder vollkommen munter. Bange Sorgen spiegelten sich in ihrem Antlitze und heftig wogte ihr voller, schöner Busen. Hastig drehte sie die beiden Oellampen, deren eine auf dem Tische, die andere aber neben dem Toilettespiegel stand, höher, damit das bisherige Halbdunkel einer helleren Beleuchtung Platz mache. Fast erschrocken fuhr sie von dem Glase zurück, das ihr beinahe verzerrte Züge und einen unheimlichen Basiliskenblick entgegen warf.

„Das soll ich sein?“ murmelte sie betroffen, „ja, ja, das Auge ist der Spiegel der Seele, und in mir gährt eine ganze Hölle. Welches Opfer hat es mich nicht gekostet, heute Nacht bei Miramon reizend, geistreich und fröhlich zu scheinen, wie immer; wie bange stimmte mich nicht dieser Brief hier, den ich eben erhielt, als ich zur Soirée das Haus verlassen wollte. — Ich muß ihn nochmals, ich muß ihn jetzt zum zehnten Male lesen, vielleicht ist meine Angst, meine Besorgniß, denn doch nicht ganz begründet. Die Fürstin holte nach diesen Worten aus einem doppelt verschlossenen Fache ihres Secretärs ein etwas zerknittertes Schreiben hervor, glättete dasselbe eine Weile mit ihrer weichen, vollen Hand, und nachdem sie, mit einer bei ihr ganz ungewöhnlichen Zaghaftigkeit, durch einige Minuten Anstand genommen, auf das Papier zu blicken, las sie endlich Folgendes:

„Theuere Isabella!

„Angebetete meines Herzens!

„Endlich, endlich ist es mir gelungen den Baron zu entdecken. Meine Vermuthung, daß der Flüchtling noch am Leben sei, hat sich also leider bewahrheitet. — Ich dachte ihn wenigstens in Noth und Elend zu finden; die von uns gewünschte Krisis zu beschleunigen, wäre dann ein Leichtes gewesen. Wie fand ich ihn aber? Unglaublich! Der Mann ist Millionär geworden; statt in New-York und Mexiko in der bewußten Angelegenheit zu wirken, verschwand er plötzlich aus der letztgenannten Stadt. Alle Nachforschungen ergeben

blos, daß er sich nordwestlich von dort nach der Sonora begeben habe, und einem wilden Indianerstamme, den Apachen in die Hände, gefallen sei. — Anscheinend zuverlässige Nachrichten besagten, daß Schwarzenfels scalpirt, getödtet worden sei; mehr verlangten wir ja nicht, und segneten den guten Einfall der Rothhäute. Ueberglücklich, und mich dem Ziele meiner Wünsche nähernd, suchte ich damals meinen Abschied aus dem Staatsdienste nach. Der Präsident ist so grausam, mir ihn vor der Hand zu verweigern, zu meinem Glücke muß ich jetzt sagen, und sendet mich in einer wichtigen Mission von Rio de Janeiro, meinem letzten Posten, nach San Francisco in Californien, wo ich mich noch zur Stunde befinde, und von wo ich erst in einigen Monaten nach New-York mich werde begeben können, wenn ich überhaupt je diesen Boden lebend verlasse, denn ich habe geschworen, vor nichts zurückzuschrecken, um Ihre Hand zu erhalten. — Schwarzenfels gedenkt im nächsten Frühjahre nach Europa zurückzukehren, Sie aufzusuchen, mit Ihnen zu leben, denn das Band, welches Sie an diesen Menschen knüpft, ist für mich kein Geheimniß mehr. Theils aus Ihren eigenen Reden, theils aus den Aeußerungen des Barons, dessen Freundschaft ich mir, so zu sagen im Sturm eroberte, bin ich darüber vollkommen klar geworden. Nur über einen Punkt schwebe ich noch ganz im Dunklen. Was sollen seine Andeutungen besagen, daß er in München einen großen Schatz verborgen halte, und daß er dieser Tage bereits einen vertrauten, erprobten Diener nach Europa voraus abgesendet habe, um denselben anderswo zu bergen? Meine ganze diplomatische Finesse scheiterte bei den zahlreichen Versuchen, hierüber aus dem Barone etwas Positives heraus zu bekommen. Sollte der Mann einmal gestohlen und in München die Früchte seines Verbrechens vergraben haben? — Sei wie dem wolle — ich werde es mir angelegen sein lassen, daß Schwarzenfels dieser und jeder anderen Sorge für immer enthoben wird. Sie verstehen mich wohl, theuere Isabella? — Nächste Woche beabsichtigt der Baron eine mehrere hundert englische Meilen von hier entfernte Goldmine zu besichtigen. Es ist dies die fünfte, welche er entdeckte. Sobald diese Mine abgebaut ist, will er das Geschäft eines Gambusino (Goldsuchers) aufgeben, und nach Europa eilen. — Ich werde Schwarzenfels auf dieser Excursion begleiten und Arrangements treffen, welche den gewünschten Erfolg endlich herbeiführen dürften."

Steward's Brief erging sich nun auf vollen zwei weiteren Seiten in fadem Liebesgewinsel, sowie in den abgeschmacktesten Schwüren seiner Liebe und Treue, zu welchen sich seine überall miteinfließenden Mordgedanken gar sonderbar ausnahmen. Als geborner Hinterwälder aus Kentucky fand er aber in seiner Absicht, seinen Nebenbuhler durch drastische Mittel aus dem Wege zu räumen, gar nichts besonders Anstößiges. Er hatte sich nachgerade daran gewöhnt, den Baron Schwarzenfels, der ihm den Weg zu Isabella's Hand und deren angebliche Millionen verstellte, so zu betrachten, wie der Farmer der Wildniß in seinem fortwährenden Kampfe um Dasein und Brod, die herumirrende Rothhaut oder den gefährlichen Rifle-Bären betrachtet, nämlich als eine permanente Bedrohung der eigenen Existenz, welche er nur durch die Vernichtung des Gegners zu wahren vermag.

Die Fürstin ersparte sich, gleich uns, die Mühe, die erwähnten zwei letzten Seiten durchzulesen. Der Anfang des Briefes interessirte sie weit mehr.

„Kein Zweifel," rief sie, und namenlose Angst befiel sie, „der Baron will das Kind meinen weiteren Nachstellungen entziehen. Er mag erfahren haben, daß ich seit drei Jahren keine Mühe, keine Kosten spare, um den Buben ausfindig zu machen, und in meine Gewalt zu bringen. Der Falsche! Um seinen Julius nochmals zu küssen, gab er vor, nach München reisen zu wollen, und statt dessen traf er nur Anstalten um den Knaben noch besser zu verbergen. Es bleibt nichts übrig, als daß ich jetzt selbst der Spur nachgehe; ich hoffe, daß mein Scharfsinn, meine Bemühungen von einem besseren Erfolge begleitet sein werden, als die faulen Dienste feiler Miethlinge. Ach! volle acht Tage muß ich warten, bis das nächste Schiff nach Europa die Anker lichtet! Wenn es zu spät würde, wenn der Diener des Baron's früher einträfe, als ich? Ein wahrer Dummkopf dieser Steward, warum gibt er kein Signalement des Boten, wie soll ich den Menschen finden, erkennen? — Vielleicht hilft mir der Zufall, vielleicht trägt der Mann die Livrée des Baron's, und überdies ist ein Mensch, der aus Californien angekommen, selbst in einer Stadt, wie München leicht zu finden, Dank der wißbegierigen deutschen Polizei. Ueberhaupt bin ich heute viel zu furchtsam, viel zu muthlos disponirt."

Erschöpft und tief herabgestimmt warf sich die Fürstin wieder auf das Sopha. Die eine Hand legte sie auf ihre brennende Stirne, die

andere auf ihr fast hörbar pochendes Herz. — Allmälig fühlte sie sich beruhigter, und endlich schloß sie sogar die Augen.

Gegen neun Uhr Morgens unterbrach jedoch die Kammerzofe ihre kurze Ruhe. — Das Mädchen präsentirte einen Brief, welcher soeben abgegeben worden war. Isabella hatte ein für alle Mal den strengsten Befehl gegeben, daß jeder an sie gerichtete Brief sogleich, sei es bei Tag oder Nacht, ihr zugestellt werden müsse.

Freudig verklärt strahlte Isabella's Antlitz, als ihr Auge auf Altamira's generöse Anweisung fiel.

„Fünfzigtausend!" murmelte sie, „mein Pedro ist kein Knicker; ich hatte höchstens auf zehntausend gehofft. Wie gut ist es, daß ich diese Ressource nicht schon früher in Anspruch nahm. Jetzt, wo meine Quellen in Paris und Petersburg sehr spärlich fließen, kommt mir dieses Geld sehr gelegen; im Ganzen habe ich im vorigen Jahre von beiden Seiten keine 200.000 Francs erhalten und bin deshalb auch in ein kleines Deficit gerathen; ich hätte wirklich den Schmuck meiner Freundin Eugenie versetzen müssen um nach Europa reisen zu können. — So aber, Gott sei Dank, bin ich wieder auf ein volles Jahr mehr als gedeckt, und ich hoffe, noch vor dessen Ablaufe Señora Altamira geworden zu sein, denn daß der schmucke Don Pedro in mich sehr verliebt ist und nichts sehnlicher wünscht, als daß ich ihn eheliche, steht ein Mal unbedingt fest."

Wie wir sehen, ist die weibliche Eitelkeit und Einbildung in gewissen Punkten so groß, daß sogar eine Intriguantin erster Classe, gleich der Fürstin Lobieski, sich nicht immer dem verlockenden Blendwerke bethörender Selbstgefälligkeit zu entziehen vermag.

Isabella griff nach der Feder, mit der sie eine Weile nachdenklich spielte.

„Ich verspüre beinahe große Lust, sowohl in Paris als Petersburg, meine Dienste zu kündigen. Doch nein — Altamira könnte vor der Hochzeit sterben oder Schwarzenfels gar nicht sterben; eines wäre für mich so schlimm, wie das andere. Seit der Baron Millionär geworden, möchte ich ihm fast Pardon geben und auf seine verliebten Intentionen eingehen; aber nein — es geht nicht; es ist und bleibt besser, daß das einzige Wesen auf dieser Erde, welches zufällig weiß, welche Bewandtniß es mit dem plötzlichen Tode des Fürsten Lobieski eigentlich hatte, für ewig stumm gemacht werde. — Eine zweite Enttäuschung, die er durch mich erführe, würde ihm sicherlich die Zunge lösen. Mein

platonisches Verhältniß zu Steward und meine intimen Beziehungen zu Altamira, gestatten kein Zurückweichen mehr. Vor Schwarzenfels' Rache könnte mich nur der Besitz des Kindes schützen. Doch — jetzt mit frischem Muthe an die Arbeit."

Die Fürstin begann emsig zu schreiben. Gegen Mittag expedirte sie zwei, dem Inhalte nach fast ganz gleiche Briefe. Der eine war an Monsieur Eugen Graf von Sartiges, außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Frankreich's in Washington, der andere an den wirklichen Staatsrath Eduard von Stökl, dem russischen Gesandten ebendaselbst, gerichtet.

„So," sagte Isabella zufrieden, als sie beide Briefe couvertirt und adressirt hatte „so — nun sind Beide über Alles, was heute Nacht im Salon Miramon vorging, genau informirt. Ein Hauptspaß das, — Herr von Stökl bildet sich morgen ein, daß er allein um die „spanischen Gelüste" wisse, und macht sich natürlich damit in seinem nächsten Berichte breit, während Herr von Sartiges darauf schwören wird, daß ihm ausschließlich die Ehre gebühre, das wider die Intentionen Frankreichs in Mexiko gerichtete Complott aufgespürt zu haben. — Nun aber zur Toilette — um zwei Uhr wird mich Altamira, wie gewöhnlich, besuchen; die wenigen Tage, die mein Bräutigam noch hier verweilt, muß ich ihm schöner und reizender erscheinen, denn je; also fort mit Verdruß und Sorgen und heraus mit jenem zauberischen Lächeln, welchem noch kein Mann widerstand, den ich zu meinem Sclaven machen wollte."

Isabella schellte zweimal. Zwei Dienerinnen traten ein, der kosmetische Proceß begann zuerst; dann kam die Tour an den Kleiderkünstler, der ein prachtvolles neues Seidenkleid, an welchem die Farbe des Grundstoffes vor feinen Brüsseler Spitzen kaum wahrgenommen werden konnte, der Fürstin anprobirte. Diese wurde jetzt vollends in gute Laune versetzt, denn das Kleid paßte so gut und machte solch' ungeheuren Effekt, daß dessen Trägerin sicher sein konnte heute auf der Battery an Don Altamira's Seite Aufsehen und Neid zu erregen, was in New-York, wo ein fabelhafter Reichthum und der feinste, gediegendste Geschmack in den weiblichen Moden sich kundgibt, jedenfalls sehr viel besagen will.

Bevor wir dieses Capitel schließen, müssen wir uns noch um Pater Fischer umsehen, welchen wir gleichfalls im Salon Miramon trafen, und der sich schließlich, so unbeachtet, wie sein Verweilen und

Verhalten in der vornehmen Gesellschaft gewesen war, wieder entfernt hatte.

Pater Fischer ist ein Mann mittlerer Statur, weder mager noch beleibt. Sein etwas breites Antlitz verräth auf den ersten Blick den „Schwaben"; er ist in Ludwigshafen in Würtemberg, wenn wir nicht irren, 1810, geboren, Sohn eines dortigen Metzgermeisters, und verließ, von einem sehr unstäten Temperamente getrieben, schon in seinen Jünglingsjahren nicht nur die Heimat, sondern auch Europa. Nach einem äußerst wechselvollen Leben, ergriff er endlich in Nordamerika die juridische Laufbahn und brachte es alsbald zum Advokaten, eine Stellung, welche in Nordamerika mit sehr wenig juridischem Wissen und ohne alle Protection, leicht erlangt werden kann, daher auch nur selten ihren Mann zu ernähren vermag.

War es Mangel an Subsistenzmitteln oder sonst ein Grund, darüber sind wir vorläufig nicht näher unterrichtet, eines schönen Morgens warf der Herr Advokat die Robe der Themis von sich und schlüpfte in das Novizenkleid der Jesuiten, welche auch in New-York, sowie in ganz Nordamerika unter der dortigen katholischen Bevölkerung die Rolle der Frommen par excellence und der römischen päpstlichen Leibgarde spielen. Namentlich ist ihr Einfluß und Ansehen in den Südstaaten groß, weil sie von jeher die Sclaverei als eine „göttliche Institution" ansahen und vertheidigten und eine solche Interpretation der Bibel natürlich den sclavenhaltenden Baronen von Louisiana, Georgien und Alabama wie wahrhaft himmlische Musik in den Ohren klang.

Weit wunderbarer als Fischer's salto mortale aus den Advocaten- in den Priesterstand erscheint aber, daß der queckfilberne Heißsporn, welcher seit Decennien an das ungebundenste Leben gewohnt war, gerade den Orden der Jesuiten wählte, in welchem bekanntlich der Mensch gänzlich aufhört Individuum zu sein, weil er zu einem willenlosen Werkzeuge, zum bloßen Leichname in den Händen seiner Oberen herabsinkt *).

*) Ein paar Stellen aus den Ordensstatuten werden diese Behauptung von selbst darthun. Es heißt nämlich darin:

„Jeder Eintretende soll nach dem Rathe Christi dafür halten, daß er Vater, Mutter, Bruder und Schwester und was er immer in der Welt hatte, verlassen und Sorge tragen muß, alle fleischliche Anhänglichkeit an die Blutsverwandten abzulegen und sie in geistliche umzuwandeln."

„Alle sollen mit wahrem Gehorsam sich selbst und all' das Ihrige dem Oberen zur freien Verfügung überlassen, indem sie vor ihm nichts, ja nicht einmal ihr eigenes Gewissen verschlossen halten, ihm weder widerstehen, noch wider-

Wir können uns daher nur einfach an die Thatsache halten, daß Pater Fischer Jesuit ist, und daß er in seinem Orden eine wichtige Rolle zu spielen ausersehen worden war, ein Beweis, daß er das Vertrauen seiner Oberen im hohen Grade genoß. —

Jedenfalls muß Pater Fischer eine eigenthümliche Gewandtheit und Methode besessen haben sich Vertrauen zu erwerben; in der Rechtfertigung des erworbenen Vertrauens bestand jedoch seine Force keinesfalls, wie wir aus seinem Benehmen als Beichtvater des Kaisers Max und als Abgesandter der Clerikalen in Orizaba zu schließen vollkommen berechtigt sind, eine Behauptung, welche wir seiner Zeit zu erhärten wissen werden.

Pater Fischer begab sich, als er in dem Convente die für ihn bestimmte Fremden-Zelle erreicht hatte, sogleich zu Bette. Er schlief sehr gut und ruhig bis neun Uhr Morgens. Eine halbe Stunde später las er bei dem Altare im großen Corridor mit exemplarischer Andacht seine Messe, dann frühstückte er mit größtem Wohlbehagen und endlich um Zehn und einhalb bestieg er eines der unzähligen kleinen Dampfboote, welche fortwährend den herrlichen Hudson auf und ab pusthen. Eine Stunde hierauf befand er sich schon weit von der eigentlichen Stadt entfernt, in der Region der Landhäuser und Gärten, welche dicht nebeneinander rechts und links die Ufer des Flußes meilenweit in der Richtung nach Albany einsäumen. — Die kleinen Dampfboote auf dem Hudson setzen ihre Passagiere gegen Entrichtung einer unbedeutenden Gebühr an jeder beliebigen Stelle ab, was für die Weiterfahrt keine nennenswerthe Verzögerung mit sich bringt, denn Ruderschiffe sind aller

---

sprechen, noch auf irgend eine Art ihr eigenes Urtheil im Gegensatze zu seinem Urtheile erscheinen lassen."

„Alle sollen sich bestreben, den Gehorsam auf das Genaueste zu beobachten und sich in demselben auszuzeichnen, nicht blos in pflichtschuldigen Dingen, sondern auch in anderen, wenn auch nichts anders, als ein Zeichen des Willens des Oberen ohne irgend einen ausdrücklichen Befehl wahrgenommen würde. Auf die Stimme des Oberen sollen sie, als ginge sie von Christo dem Herrn selber aus, unverzüglich bereit stehen, und andere Beschäftigungen, sogar den von ihnen angefangenen und noch nicht vollendeten Buchstaben aufgeben." —

„Jeder sei überzeugt, daß diejenigen, welche unter dem Gehorsame leben, sich von der göttlichen Vorsehung durch ihre Oberen leiten und regieren lassen müssen, als ob sie ein todter Körper wären, der sich überall hinlegen und auf jede Weise behandeln läßt, oder auch wie der Stab eines Greises, der ihm überall zu beliebigem Gebrauche dient."

Und so weiter, u. s. w. — — — — — — — — — — —

Orts auf einen Wink bereit an den Dampfer heranzufahren und den Passagier in Empfang zu nehmen, wobei es manchmal, namentlich wenn Damen mit von der Partie sind, nicht ohne komische Intermezzos abgeht, weil der Aussteigende stets ohne viele Umstände wie ein Waarenballen über Bord in den Nachen gehißt wird.

Ans Land gesetzt, schritt Pater Fischer sehr behaglich auf das ihm wohlbekannte nahe Ziel seiner Wanderfahrt, einem hier, in einer überaus reizenden Gegend befindlichen Profeßhause seines Ordens zu.

Mit einer tiefen Verbeugung öffnete ihm der Pförtner das Thor, welches in einen prächtigen Park führte, in dessem Hintergrunde, von hohen Platanen und Cypressen ganz dem Auge versteckt, das superbe, im großartigsten Styl angelegte, mit allem Comfort ausgestattete Wohngebäude lag. —

Unter der Veranda, welche sich neben dem Portale befand und mit den seltensten exotischen Gewächsen geschmückt war, erwartete ihn bereits ein Ordensbruder.

„Endlich, endlich wieder da!“ rief ihm derselbe freundlich entgegen und drückte herzlich die dargebotene Rechte, „nun machen Sie aber geschwinde, der Herr Provincial, benachrichtigt, daß Sie schon gestern Früh mit dem General Nobles von Veracruz ankamen, glaubte sie würden sich noch Abends aus der Stadt herausbegeben.“

Bevor noch Pater Fischer seinem geschwätzigen Confrater zu antworten vermochte, trat ihnen der Provincial, der den Heißersehnten vom Fenster aus bereits wahrgenommen hatte, eilends entgegen.

Pater Fischer wollte die seinem Oberen gebührenden, umständlichen Ehrfurchtsbezeugungen darbringen; der Provincial ließ ihm jedoch keine Zeit dazu, sondern zog ihn sanft mit der Hand abwehrend, nach einer nahen Laube, wo beide Männer sofort Platz nahmen. Der geschwätzige Bruder Gerhard verschwand auf einen Wink des Provincials.

Ueber eine volle Stunde dauerte der Bericht des Pater Fischer.

„Was Sie mir gemeldet, stimmt vollkommen mit allen anderen Berichten überein, die ich aus Mexiko seit zwei Monaten erhielt,“ begann hierauf der Provincial, „neu ist mir jedoch die Conspiration im Hause Miramon zu Gunsten Spaniens, und aufrichtig gesagt, steht mir dieser unerwartete Zwischenfall nicht zu Gesicht. Spanien ist zu ohnmächtig, um auf eigene Faust eine Intervention durchzuführen; es überschätzt seine Kräfte, wie gewöhnlich. Es wäre sehr fatal, wenn Frank-

reich degoutirt werden und von seinem ursprünglichen Plane, Mexiko vollständig zu erobern, etwa zurücktreten sollte. Das muß verhindert werden und es ist verhindert, wenn wir Miramon auf eine gute Art mit Frankreich aussöhnen. Als Creole haßt er jedenfalls die Spanier mehr, als er die Franzosen zu hassen je im Stande sein würde. Wie werden wir aber diese Aussöhnung nur schnell bewirken? Es ist Gefahr auf dem Verzuge."

„Wir werden Madame Miramon auf ihren Gemal einwirken lassen," entgegnete Pater Fischer trocken.

„Bravissimo!" rief der Provincial, „diese Dame haben wir ja ganz und gar in unseren Händen."

„Und dann," fuhr Pater Fischer fort, „werden wir die Spanier, sobald sie in Veracruz landen, möglichst kühl von der Bevölkerung empfangen lassen. Diese Blamage wird den Uebermuth der spanischen Grandezza dämpfen, und von den Franzosen als eine Satisfaction angesehen werden."

„Werden aber unsere Ordres noch rechtzeitig in Veracruz eintreffen?" meinte der Provincial mit besorgter Miene.

„Ganz zuverlässig würden sie, erst jetzt gegeben, zu spät kommen, aber sie sind bereits gegeben," erwiderte Pater Fischer, mit stoischer Ruhe.

„Von wem?"

„Von mir, denn schon in Veracruz, vor meiner Abreise, erfuhr ich als Gerücht, Miramon's und seiner Partei Hineigung zu den „spanischen Gelüsten", und selbst auf die Gefahr hin einen Fehlgriff zu thun, unterwies ich unsere Leute, den Spaniern rauh, den Franzosen hingegen, und sogar den Engländern, auf das Zuvorkommenste zu begegnen. Freilich hatte ich damals noch keine Ahnung, daß die spanische Escadre früher aufbrechen werde, denn dieser Coup ist, wie Sie aus meinem Berichte wissen, erst heute Nacht beschlossen worden."

Der Provincial ergriff mit Wärme die Hand des Pater Fischer, und sagte salbungsvollen Tones:

„Mein Bruder, Sie sind noch zu großen Dingen bestimmt; Ihr Scharfsinn erregt meine Bewunderung, und ich kann Ihnen wohl keinen größeren Beweis meines Vertrauens schenken, als indem ich Sie zum Ueberbringer wichtiger Depeschen an unseren General in Rom ausersehe. Es ist absolut nothwendig, daß der Lenker der Geschicke unseres Ordens, jenen Mann persönlich kennen lerne, der, höchst wahrscheinlich,

dem künftigen Monarchen Mexiko's als Gewissensrath zur Seite stehen wird."

Pater Fischer war über diese Eröffnungen in der That höchst betroffen; sie überstiegen weit, weit, die kühnsten Wünsche seines Ehrgeizes. — Der Provincial stand auf, und ließ, nachdem er durch eine Handbewegung die Begleitung seiner Person abgewehrt hatte, den Ueberraschten allein mit seinen Gedanken zurück.

„Es ist eine alte herkömmliche Sitte," murmelte Pater Fischer zu sich, „daß über kurz oder lang das Haupt der Beichtväter der Monarchen die Bischofsmütze schmückt. Ich hoffe, man wird bei mir keine Ausnahme machen."

Der Provincial athmete froh auf, als er die Laube, wo Pater Fischer verblieben war, hinter sich hatte.

„Dieser Mann," sprach er zu sich, „wird noch viel Unheil anzetteln; doch sei, wie dem wolle, der Zweck heiligt jedes Mittel:

Omnia ad majorem Dei gloriam.

(Alles zur größeren Ehre Gottes.)

XVIII.

Eine Intervention.

Im „bairischen Hof", einem Hôtel ersten Ranges auf dem Promenadeplatze in München, hatte zu Anfang December 1861, eine Madame de Savigny ihr Absteigquartier genommen. Diese Dame lebte sehr einfach und zurückgezogen, obwohl es ihr durchaus nicht an Mitteln gebrach, um in der Residenz der Wittelsbacher mit Glanz aufzutreten. Ihr Gefolge bestand, als sie aus Paris ankam, blos aus einem einzigen Bedienten. Zwei weibliche Dienerinnen wurden von ihr erst in München, jedoch nur für die Dauer ihres Aufenthaltes in dieser Stadt, engagirt. Der einzige auffallende Luxus, welchen Frau von Savigny sich gestattete, bestand in einer Miethkutsche, welche von sieben Uhr Früh bis spät in die Nacht, stets angespannt im Hofe des Hôtels warten mußte. Sie selbst machte hiervon nur wenig Gebrauch. Um so fleißiger benützte aber ihr Diener den Wagen, welcher auch zu Fuß in München

und Umgegend sehr emsig umherstrich, und täglich ein, auch zwei Mal mit seiner Herrin sehr geheimnißvolle Rücksprachen pflog.

Das Hôtelpersonale, neugierig wie alle Leute dieser ganz eigenthümlichen Race, bei der sich die Raubsucht des Geiers mit der Servilität des Hundes und der Behendigkeit des Affens auf eine merkwürdige Weise zu paaren pflegt, verzehrte sich vor Verlangen über die schöne, junge, elegante Dame, welche offenbar weit mehr war, als sie scheinen ließ, etwas Näheres zu erfahren. Aber aus dem Diener, welcher die zudringlichen Fragsteller stets kurz, mitunter sogar massiv grob, abschnalzte, war einmal gar nichts heraus zu bringen, und die zeitweilig aufgenommenen zwei Zofen, welche allerdings von dem besten Willen beseelt gewesen wären, zu plaudern, wußten nur so viel mit Bestimmtheit anzugeben, daß ihre Gebieterin sehr viel Geld, und Schmucksachen wie eine Königin, besitze.

Die vornehme Fremde vertrieb sich die vielen Stunden, welche sie im Hôtel verbrachte, theils mit Lektüre, theils mit dem Schreiben zahlreicher Briefe, die sie auf ihrer Morgenpromenade stets eigenhändig aufgab; ebenso holte sie ihre Briefe immer selbst von dem Poste restante Bureau ab.

Inzwischen nahten die Weihnachten. Die Dame wurde immer trauriger, einsilbiger, und ihr alter Diener fuhr und lief täglich immer emsiger die Straßen von München nach allen Richtungen auf und ab; manchmal verbrachte er sogar die ganze Nacht außer Haus. Das Polizeibureau besuchte er täglich zwei Mal um eine Auskunft zu erlangen. — Aus der Freundlichkeit und Herablassung, womit ihm stets der Beamte des Fremdenprotokolles mit der Hand eine verneinende Geberde machte, ließ sich schließen, daß der Diener oder seine Herrin bereits mit einer „kleinen Gefälligkeit" vorangegangen waren, denn obwohl der bairische Beamte im Allgemeinen sehr ehrlich, arbeitsam und diensttüchtig ist, so laborirt er doch nur ganz ausnahmsweise an einem Ueberflusse von Höflichkeit, es wird vielmehr an vielen Orten das sogenannte „Anschnauzen" der Parteien, als ein nothwendiger Behelf zur Wahrung des bureaukratischen Nimbus angesehen. — In der That entbehrt diese Anschauung in manchen Landgerichtsbezirken, z. B. im Passau'schen und im bairischen Hochlande, nicht ganz der Berechtigung angesichts der dort üblichen, etwas allzu „urwüchsigen" Manieren, und ist in Folge dessen, namentlich der politische Beamte gezwungen, hier und da mit einer an

Grobheit streifenden Energie aufzutreten, falls er wirklich als „g'strenger Herr", und nicht als „Batzenlippel" *) gelten will.

Am frühesten Morgen des 24. Decembers weckte der Diener, welcher so eben erst nach Hause gekommen war, eine der Zofen der Frau von Savigny.

„Na, was gibt's denn schon so zeitlich? Brennt's?" rief die Geweckte ebenso schnippisch als mürrisch — „bis drei hat die Gnädige keine Ruh' gegeben, und jetzt krabbelt der alte Krampus schon herum."

„Frau aufwecken; ich mußen gleich sprechen mit Frau!" antwortete der Diener, der das Deutsche nur sehr unvollkommen sprach, und den beiden Dienerinnen, echten Münchner Kindern, sowohl wegen seines geheimnißvollen Geberdens, als auch wegen seiner Grobheit und wegen seines affreusen Gesichtes zuwider war.

„Daß der Tratsch vielleicht nicht noch ein paar Stunden Zeit gehabt hätt'", keifte die Dienerin als Antwort, zog sich aber hinter einer Gardine eilends an, „zahl'n thut die Gnädige gut, das ist wahr, aber peinigt wird man auch genug dafür; nichts ist ihr recht, alles, was ich oder die Nani mach', kommt ihr gemein, ordinär vor; Gott sei Dank, wir zwei haben schon bei Gräfinen gedient, aber solche G'schichten hat's nicht gegeben. Ich begreif nur nicht, wie die Gnädige, wenn's schon gar so fein ist, so einen groben Lümmel, wie den „Klachel" da, im Dienst behalten kann."

„Hast Recht, Sali," tönte es aus einer Schlafstelle in einer Ecke hervor, „und dann hat das Affengesicht einen Namen, den ich mir nie „dermerken" kann. — Demetl, oder wie heißt er?"

„Blamir' Dich nicht, als Münchnerin!" verwies Sali ernsten Tones, „den Namen hab' ich mir schon gemerkt, denn er lautet ja g'rad so, wie das letzte Stuck vom Schüller, was wir einmal im Hoftheater gesehen haben. Schad', daß es nur ein Frachament ist. Gott sei Dank, etwas klassische Bültung ist schon bei Haus, wenn wir auch nur ein Stubenmadl sind."

Nach diesen Worten verschwand die „gebültete" Sali durch die Thüre. — Der alte Diener wurde sogleich vorgelassen. Die wenigen Worte, die er in Sali's Gegenwart in einer fremden Sprache seiner Herrin zuraunte, versetzten diese in die freudigste Extase.

---

*) Landesüblicher Ausdruck, um einen Menschen zu bezeichnen, der eben so dumm, als furchtsam ist, überhaupt sich unentschieden und albern benimmt.

Ohne auf die Anwesenheit eines Mannes in ihrem Boudoir Rücksicht zu nehmen, sprang sie mit beiden Füßen aus dem Bette.

„Halte einen Wagen bereit, Demetrius!“ rief Sie dem Diener in russischer Sprache hastig zu, und befahl dann der Zofe sie rasch anzukleiden.

Durch diesen Ausruf hat die geheimnißvolle Fremde dem Leser gegenüber ihr Incognito verrathen; Madame de Savigny ist in der That Niemand anderer, als unsere alte Bekannte, die Fürstin Lobiesky und der alte Diener, ihr getreuer Demetrius, dessen Unbestechlichkeit wir bereits in Biarritz kennen gelernt haben.

Die Nani mußte der Sali eilends zu Hilfe kommen; die Fürstin stürzte nur in ihre Kleider hinein, und die Haare, auf welche sonst eine volle Stunde verwendet wurde, durften nur leicht überkämmt werden.

Als nach einer Viertelstunde Demetrius mit der Meldung erschien, daß der Wagen bereit stehe, war auch die Fürstin schon bereit. So schnell hatte sie sich noch nie in ihrem Leben angekleidet. Uebrigens war ihre Toilette sehr einfach, denn sie bestand aus einem schwarzen, oben geschlossenen Seidenkleide, einem schweren, warmen Kaschemirshawl, einer kleinen coquetten Halskrause und einem französischen Hute, von welchem ein dichter, dunkler Schleier herabfiel.

„Es ist eigentlich nicht der Mühe werth, daß Euer Durchlaucht in den Wagen steigen,“ flüsterte Demetrius, als man zu dem Einfahrtsthore des Hôtels, vor welchem eine Miethkutsche wartete, gelangt war, „wir haben blos durch ein paar Quergassen zu gehen und sind beim Oberpollinger, wo der Bediente des Baron's sammt dem Knaben seit gestern Abend Logis genommen.“

Die Fürstin nickte zustimmend, und bedeutete den Kutscher zum Karlsthor zu fahren und dort zu warten; dann schlug sie den Weg zur Neuhausergasse, wo das Hôtel Oberpollinger sich befindet, durch die Weitzgasse, an der Akademie der Wissenschaften und Künste vorbei, ein.

Obwohl Isabella bisher weder zu Wagen, noch zu Fuß sich viel in München umgesehen, wußte sie dort dennoch gründlich Bescheid; sie hatte den Plan der Stadt schon vor Jahren in allen Details studirt.

Die Glocken läuteten eben zur ersten Frühmesse, welche in der nahen Frauenkirche, dem Dome von München, in dieser Jahreszeit um 6 Uhr gelesen wurde.

„Also glaubst Du wirklich, daß ich den Knaben hier sehen werde?“

frug Isabella klopfenden Herzens, denn so verderbt, so bodenlos egoistisch sie auch sein mochte, die Stimme der Natur gewann bei dem Gedanken, daß das Kleidchen ihres verstoßenen Kindes vielleicht schon in der nächsten Minute an ihre Robe streifen sollte, plötzlich die Oberhand, wenn auch nur für einen Augenblick. — „Es ist unbedingt nothwendig," setzte sie mit erkünstelter Ruhe bei, „daß wir unserer Sache vollkommen gewiß sind, und unsere Bemühungen nicht etwa einem unrechten Kinde gelten."

„Irrthum unmöglich!" betheuerte Demetrius, „ich belauschte gestern Abends bis elf Uhr an einem Tische nebenan das ganze Gespräch zwischen dem Diener des Baron's mit der alten Frau, die den Knaben erst vor wenigen Stunden vom Lande herein gebracht hatte. Morgen, mit dem sieben Uhr Zuge, sagte die Frau, muß ich wieder zu Hause nach Tegernsee, und da möchte ich denn doch noch früher mit dem lieben Julius, dem ich durch drei Jahre eine zweite Mutter war, eine heilige Messe in der Domkirche hören, dort ist es gar so erbaulich. — Das können Sie ja thun, erwiderte der Mann, welchen der Baron hierher vorausgesendet, und am Ende wird es auch mir nicht schaden, wenn ich dabei bin. Dann wurden noch eine Menge andere Dinge geplaudert; ich verstand alles ganz gut, denn ich stelle mich nur so, als ob es mir schwer falle, deutsch zu reden. — Um mich nicht zu verschlafen, ging ich dann in ein Caffeehaus, und blieb dort bis es Zeit war die hochgnädige Frau zu wecken."

„Und wie hast Du endlich Kunde erhalten, daß der Gesuchte hier eintraf?" frug die Fürstin.

„Um sieben Uhr Abends erfuhr ich auf der Polizei, daß mit dem Früh-Schnellzuge drei Leute eingetroffen seien, welche amerikanische Pässe besitzen. Flugs machte ich mich auf die Jagd, um diese Herren kennen zu lernen. Einer war im „goldenen Kreuz," in der Kaufingerstraße abgestiegen, der war's nicht, den zweiten traf ich im „Bambergerhof", dort gerade gegenüber vom Oberpollinger, der war's wieder nicht, endlich schnuppere ich beim Oberpollinger selbst herum, jetzt war er's, denn in diesem Hôtel wartete auf ihn bereits eine Frau aus dem „obern Lande," mit einem wunderlieben Knäblein, das leibhaftige Abbild des Herrn Baron von Schwarzenfels."

Die weiteren Auslassungen des eifrigen Dieners wurden durch die rasche Annäherung dreier Personen, eines jungen Mannes, einer alten

Frau und eines lustig einhertänzelnden Knabens von etwa sieben Jahren unterbrochen.

Die Fürstin und Demetrius zogen sich etwas in das Dunkel zurück, fixirten aber scharf den Punkt, wo die Strahlen der nächsten Gaslaterne die Vorbeiziehenden grell beleuchten mußten. —

„Es ist Julius!“ hauchte Isabella und die Erinnerung an jene Vergangenheit, die mit der Geburt dieses Knaben in innigster Verbindung stand, machte unwillkürlich ihre Glieder erbeben.

Dann schritt sie hastig nach dem Karlthore zu, wo die Equipage wartete. Bevor sie den Wagen bestieg, gab sie Demetrius leise einen Befehl. Der Russe entfernte sich eiligen Schrittes. —

Eine Viertelstunde später traf er seine Herrin wieder in dem englischen Garten zwischen der Isar und der Schönfelder Vorstadt. Der Tag begann erst zu grauen. Der Park war völlig menschenleer. Um jedoch ganz gewiß ungestört zu sein schlug die Fürstin einen Seitenpfad zwischen dem Tivoli und der Ludwigs-Walzmühle ein.

Isabella winkte den Diener an ihre Seite.

„Im Hôtel,“ begann sie, „hören die Wände, und meine beiden Mädchen sind ebenso schwatzhaft als neugierig; ich habe daher absichtlich diesen Ort gewählt, um einen Plan zu besprechen, wie wir des Knaben habhaft werden können. Dazu ist es vor Allem nothwendig, daß wir den Diener des Baron's auf eine kurze Weile, sei es auch nur auf eine Stunde, von ihm weglocken. Jedenfalls werden wir es mit einem ebenso schlauen, als treuen Menschen zu thun haben, denn nur einem solchen wird der Baron sein größtes Geheimniß, sein kostbarstes Kleinod anvertraut haben, und der kurze Blick, den ich auf den Mann warf, läßt mich aus seiner Gestalt und Haltung schließen, daß er Soldat gewesen sein mag und körperlich zweifellos sehr gewandt und kräftig ist.“ —

Demetrius lächelte pfiffig mit jenem Behagen und mit jener Bedächtigkeit, welche nur der Zuversicht sich über einen wichtigen Gegenstand nicht zu täuschen eigen ist, sagte er:

„Durchlaucht, wir werden ihn auf zwei Stunden hinweglocken, wenn die hochgnädige Frau Sorge trägt, daß die Sali heute den ganzen Tag über das Haus mit keinem Schritte verläßt.“

„Was hat die Sali dabei zu thun?“ frug die Fürstin höchst erstaunt. —

„Heißt die Sali nicht mit ihrem Zunamen Hopfenstok, war

sie nicht vor einigen Jahren durch längere Zeit in Wien, und ist ihr Vormund nicht ein Handschuhmacher in Regensburg?" inquirirte Demetrius, obwohl submissen Tones wie immer, so doch mit offenbar wichtigthuerischer Miene.

„Der Zuname lautet in ihrem Dienstbuche wirklich so und was das Uebrige betrifft, glaube ich, daß es so sein mag, wie Du sagtest. Rosalia ist eine große Schwätzerin, welche beim Frisiren und Anziehen auch nicht eine Sekunde lang den Mund zu halten vermag; ja ich erinnere mich jetzt, daß sie schon öfters von Wien und Regensburg sprach; doch was soll's damit?" —

„Nun, die Sali ist seit Jahren schon die Geliebte des Franz Stanglhuber," sagte Demetrius und über sein breites, aufgedunsenes, russisches Branntweingesicht glitt abermals ein verschmitztes Lächeln.

„Erkläre er sich deutlicher," rief die Fürstin etwas unwirsch, in der Meinung, daß Demetrius, welchem eine sehr breite Redeweise eigen zu sein pflegte, plötzlich auf einen ganz fremden Gegenstand verfalle.

„Dieser Stanglhuber und der Bote des Baron's sind ein und dieselbe Person," dehnte der Russe mit ungeheurer Selbstgefälligkeit und grinste vor Vergnügen über das Erstaunen, welches diese unvermuthet günstige Nachricht seiner Herrin bereitete.

„Wie ich Durchlaucht schon gemeldet," fuhr Demetrius fort, „saß ich gestern Abends durch mehrere Stunden an einem Nebentische, ganz in der Nähe, wo die Frau aus dem „obern Lande", der Knabe und dessen künftiger Beschützer Platz genommen hatten; ich hatte dieser Gesellschaft den Rücken absichtlich zugewendet und radebrechte mit der Kellnerin ein so schauderhaftes Deutsch, daß sie mich kaum verstand, und alle Gäste lachten als ich Bier und Braten begehrte. Meine List gelang. Der Bote des Baron's beachtete mich gar nicht. Aus seinen Gesprächen mit der Frau und dem Knaben entnahm ich aber ganz deutlich, daß die beiden Letzteren von dem wahren Sachverhalte nichts wußten, denn er bestärkte die Frau in dem Wahne, der Vater des Knaben sei ein deutscher Kaufmann in Amerika und er selbst ein naher Verwandter desselben. Auch das Kind wußte sich nur an einen großen, vornehmen Herrn zu erinnern, der vor langer Zeit es von München weg zur „Großmutter" auf das Land gebracht, und so schön und so zärtlich mit ihm gethan und ihm ganze Kisten mit Spielereien gekauft habe."

„Vortrefflich, vortrefflich!“ unterbrach Isabella den Erzähler, nicht im Stande ihr Entzücken über diese Unkenntniß der Ziehmutter und des Kindes zu verbergen.

„Ich bin,“ begann nach einer Weile der Russe wieder, als der Jubelrausch seiner Herrin vorüber war, „ich bin nicht vergeblich von Mitternacht bis nach vier Uhr im Kaffeehause gesessen; mit den drei Flaschen Rostopschin, die ich langsam hinab geschlürft, ist der Geist über mich gekommen und ich habe bereits einen Plan fertig, um schon heute Abends in den Besitz des Kindes zu gelangen.“

„Dmitar!“ *) rief die Fürstin, „die 10.000 Francs, welche ich Dir als Belohnung für diese Affaire versprach, sind verdoppelt, wenn Du Dein Wort hältst. — Worin besteht Dein Plan, sprich.“

Der Tag war inzwischen angebrochen. Demetrius begann mit der Auseinandersetzung seines Planes, welcher, weil er kurz und einfach war, in der That die größte Wahrscheinlichkeit des Gelingens für sich hatte. — Eine der Hauptbedingungen dieses Planes bestand wirklich darin, daß Sali heute nicht das Haus verlasse. Die Fürstin beschleunigte daher ihre Schritte derart, daß sie ganz athemlos an der Ecke der Frühlings- und Königsstraße, wo die Equipage wartete, ankam. Ein Wiener Fiaker würde die Strecke von dort bis zum Hôtel „bairischer Hof“ auf dem Promenadeplatze in längstens fünf Minuten spielend zurücklegen. Die schwerfällige Münchner Kutsche, mit den noch schwerfälligeren, gelenksteifen Gäulen, benöthigte aber fast eine Viertelstunde hierzu. — Demetrius verließ die Fürstin, als selbe den Wagen bestiegen hatte; er hatte noch mancherlei für den heutigen Abend bei Zeiten vorzubereiten.

Als Isabella im Hôtel anlangte, ließ sie es ihre erste Sorge sein, beide Mädchen bei sich im Zimmer zu beschäftigen.

Nachdem die Morgentoilette nachgeholt worden war, womit zwei volle Stunden vergingen, mußte Nani ein prachtvolles, neues Seidenkleid der Fürstin ohne allen Grund vollständig auftrennen, Sali dagegen eine feine Spitzenrobe neu garniren. Beide Mädchen durften zu ihrem größten Erstaunen sich mit ihrer Arbeit in das Zimmer der Fürstin setzen, welche heute äußerst gut gelaunt schien, und sich insbesonders mit der Sali so gnädig und so herablassend wie noch nie beschäftigte.

*) Russische Abkürzung für Demetrius.

„Na," dachte die Sali bei sich, als die sonst so hochfahrende und sehr kurz gebundene Herrin bereits seit zwei vollen Stunden ihrer bei den Ureltern Adam und Eva beginnenden Familiengeschichte zugehört und hie und da sogar noch einige nähere Details durch, wie zufällig hingeworfene Fragen, provozirt hatte, „na, über die „Gnädige" ist heute auch ein Mal das „Narrische" gekommen; man soll gar nicht glauben, wie die vornehmen Leut freundlich und lieb sein können, wenn's gerade bei ihnen „einschießt"; war das eine Wohlthat, daß ich mich ein Mal hab ordentlich ausplauschen dürfen; wenn ich der „Gnädigen" jetzt die Geschicht von meinem „Franzl" erzähl', da wird sie erst „spannen" (aufhorchen). —

Die biographischen Mittheilungen der Sali waren gegen zwölf Uhr Mittag schon bis zu ihrer Reise nach Wien vor sieben Jahren, in welcher Zeit sie gerade zwei Drittel Großjährigkeit erreicht hatte, gediehen. Die kleine Pause, welche sie durch das obenangeführte Selbstgespräch ausfüllte, wurde durch das Gabelfrühstück, welches die Fürstin um die zwölfte Stunde zu sich zu nehmen pflegte, ermöglicht. — Sali hatte dabei die Herrin im Zimmer selbst zu bedienen, Nani die Platten im Vorzimmer von dem Kellner zu übernehmen.

Als die Fürstin, eine große Gourmandise, mit dem Dejeuner à la fourchette, bei welchem auch ein Gläschen Tokaier nicht fehlte, zu Ende war, warf sie sich nachlässig auf das Sopha, zündete eine duftende Cigarrette an und begann:

„Nun, meine liebe Sali, warum ist Sie denn plötzlich in's Stocken gerathen, als Sie vorhin auf einen Feldwebel zu sprechen kam, der Sie in Wien vor so und so viel Jahren von dem Bisse eines großen, wüthenden Fleischerhundes gerettet hatte?"

Sali wurde über und über roth und spielte eine Weile verlegen mit den Spitzen, die sie wieder zur Hand genommen, dann stotterte sie:

„So — o, Euer Gnaden, — ich hätte schon von meinem Franzl gesprochen; nun ja, von was das Herz voll ist, geht der Mund so leicht über, und warum sollte nicht mein Herz von ihm voll sein? Ist er doch so ein guter, gescheidter und braver Mensch, wenn er nur nicht gar so gern mit einer Jeden „spernzeln" (liebäugeln) thät', aber das will ich ihm schon abgewöhnen, ist er nur einmal mein Mann; ich zerkratz' ihm das Gesicht, daß er aussieht wie eine Nachteule und keiner Andern mehr g'fallt. Euer Gnaden glauben gar nicht, wie schlecht heut zu Tag die Frauenzimmer sind; zwar haben das schon meine Mutter

und auch die „Ahnl“ (Großmutter) gesagt, als sie noch jung waren; aber Eines ist gewiß, daß die Madeln meinem Franzl nachrennen, wie die Bären dem Honig, und gar wie er noch als „fescher“ Deutschmeister die Uniform getragen und seinen Tschako so recht keck und verwegen nach der Seite aufgesetzt hat, da haben's ihm fast die Absätz' von den Stiefeln abgetreten, diese — verliebten Weibsbilder.“

„Und Sie, Sie, Sali, hat ihm keine Mehrauslagen für den Schuster verursacht?“ warf die Fürstin lächelnd hin, welche sich nachgerade an dem Gespräche ihrer sich ebenso lebhaft als natürlich geberdenden Dienerin ergötzte.

„Bitte sehr, Euer Gnaden,“ erwiderte Sali fast piquirt, „das war bei mir nicht nothwendig, denn ich bin mit ihm „gegangen“*); ich war ordentlich froh, daß ihm bei Solferino einen kleinen „Haubenfleck“ aufgesetzt**) haben; der Franzl hat dann meinen Bitten nachgegeben und geschaut, daß er seinen Abschied bekommt. Ach, du mein Herr Jesus, dann ist aber die Comödie erst recht angegangen; wir haben schon damals heiraten wollen, wäre auch gar kein Anstand gewesen, denn ich besitze einige Tausend Gulden, und der Franzl ist sogar reich für einen Bürgersohn; ein schuldenfreies Haus in Wien, im Lichtenthal gehört sein, und er versteht ein Handwerk, was seinen Mann ernährt, denn er ist ein Fleischselcher; ob dabei jetzt was herausschaut, seit auch die Pferd' verwurstet werden! Wünsch' guten Appetit, ich eß' gewiß nie etwas von unserer Waar'. — Aber mein Gott, wegen dem Roßfleisch bin ich ganz von meiner Hochzeit abgekommen, die schon angesagt war. An einem Abend, ja es war ein Unglückstag, ein Freitag, vor dem Freitag soll sich ein jeder Mensch hüten, schleich' ich von meiner Frau Tant, bei der ich logirte, in's Haus zum Franzl; ich wollte ihn überraschen, ihm eine Freud' machen; eine schöne Freude das; was seh' ich — die kecke „Krautpletschen-Leni“, eine Gärtnerstochter aus der Brigittenau, hängt an seinem Hals! Es ist wahr, der Franzl war standhaft, hat sie gebeten, daß sie fortgeht, hat ihr vorgestellt, daß er Bräutigam ist u. s. w.; alles umsonst — „nur ein einziges Bußerl!“ hat die Leni

*) Dieser erotische terminus tecnicus des Wiener und Münchner Jargons, welche sich von einander nicht wesentlich unterscheiden, heißt: er war schon mein ausgesprochener Geliebter. — Die Waldbauern gebrauchen diesfalls einen weit derberen, ihren Zuggespannen entlehnten Ausdruck, indem sie sagen: der N. N. steht mit der N. N. zuchi (zusammen).

**) Eine leichte Kopfwunde beigebracht haben.

gebeten — „Es geht nicht, es darf nimmer sein," hat der Franzl gesagt. — „Und ich mach' Dir ein' Skandal," hat die Leni geschrie'n, „ein' Skandal, daß die Geschicht' vom keuschen Joseph mit der Putiphar rein ein Schmaren dagegen ist." — Jetzt sind dem Franzl die Grausbirn aufgestiegen — „na," hat er gesagt, „wegen einem einzigen Kuß wird's wohl nicht aus sein, für die Sali bleibt noch genug!" — Ha! schon neigt der große Franzl sein Haupt, schon stellt sich die kleine Leni auf die Zehen, und das Fürchterliche war beinahe geschehen! Da aber mit einem Satze stehe ich zwischen den beiden Elenden! Ein Doppelgriff, und meine Linke faßt Franzl's Schnurbart, während meine Rechte in der Frisur der Leni wühlt. Der Franzl brüllt vor Schmerz, aber die Leni stürzt hohnlachend zur Thür hinaus und schreit „Mein Tupé kannst Dir als Brautgeschenk behalten, Du bairische Dampfnudel!" — Denken Sie sich, Euer Gnaden, fast rattenkahl war die Person, die mit mir concurriren will, mit mir, die ich mit meinen echten Haaren zwei Fürstinnen ausstaffiren könnt', und es müßt' noch ein großer Zopf übrig bleiben, um einer Bettelbaronin den Busen zu bedecken, wenn gerade ihr einziges Chemisette bei der Wäsch' sein sollt'!"

Obwohl die Fürstin den Jargon Sali's nicht ganz verstand, lachte sie doch unwillkürlich über das Vernommene, denn die Erzählerin war in's Feuer gerathen und illustrirte jeden Hauptmoment durch entsprechende, höchst drastische Geberden.

„Die Hochzeit ist also in Folge dieses Rencontre's unterblieben?" frug dann die Fürstin, um Sali zur Fortsetzung aufzumuntern.

„Freilich ist aus der Hochzeit nichts geworden!" fuhr Sali schluchzend fort, „Du bist eine Furie, hat der Franzl gesagt, ich hab' Dich zwar noch immer so gern, wie früher, aber über Deine heutige Vermessenheit sollst Du drei Jahre Zeit haben nachzudenken, Adieu. — Anfangs glaubte ich, er mache nur Spaß, aber als ich am andern Tag die Frau Tant zu ihm schicke, war er schon fort. Seinen ersten Brief habe ich nach einem halben Jahre aus Californien bekommen. Er war bei einem Baron in Dienst getreten, zu dessen Befreiung aus den Händen der wilden Indianer er zufällig mitgewirkt hatte, und sein Herr behandelt ihn als Freund und nicht als Diener. Seitdem habe ich vom Franzl noch sieben Briefe erhalten; in dem Letzten vom October schreibt er, daß er bald nach Europa kommt, und daß, wenn ich in der Zwischenzeit geschei dter geworden bin, unsere Hochzeit recht bald in Wien gefeiert werden soll. Er sagte, ich möchte gleich dahinreisen und in seinem Haus

die Wohnung und Alles herrichten lassen; was soll es aber bedeuten, daß er in München ein geheimes Geschäft für seinen Herrn zu verrichten hat? Frage! — Dahinter steckt was, darauf muß ich kommen, vielleicht ist gar eine alte Amourschaft im Spiele. Darum bin ich justamentnöt nach Wien gefahren, und werde den Franzl hier belauschen."

„Wie wird Sie aber erfahren, daß ihr Bräutigam in München angelangt ist?" warf die Fürstin leicht hin, obwohl sie auf die Antwort im hohen Grade gespannt war.

„Ein Vetter von mir ist hier Polizeidiener," antwortete das Mädchen, „und der hat mir versprochen, gleich ein Zettelchen zu schreiben, wenn einer ankommt, der Franz Stanglhuber heißt."

„Nun — setzen wir den Fall, Ihr Geliebter wäre gestern Abends angekommen, würden Sie es heute schon wissen?" sagte die Fürstin in obigem Tone.

„Heute, Euer Gnaden, nicht, denn der Schwengelbauer, so heißt mein Vetter, hat nur alle dritten Tag im Central-Bureau Dienst; gestern war er frei, heute ist er dem Commissär auf dem Bahnhofe zugetheilt; er kommt also erst morgen wieder in die Stadt. In dieser Tour geht es bei ihm den ganzen Monat fort."

Die Fürstin athmete erleichtert auf. Von dieser Seite war also nichts zu befürchten. — Mit gutem Appetite nahm sie um vier Uhr ihr Diner ein. — Gegen fünf Uhr trat Demetrius ein und überreichte seiner Gebieterin ein Billet-doux, welches von des Diener's eigener, schwerfälliger Hand geschrieben war. — Mühsam entzifferte Isabella folgende Worte in russischer Sprache:

„Bitte um sechs Uhr in der Nähe des Oberpollinger zu warten."

Die Fürstin ließ sich Shawl und Hut reichen, und befahl Demetrius laut vor den beiden Mädchen sie auf die Promenade und dann in das Hoftheater zu begleiten. Der Diener steckte den Logenschlüssel, welcher schon zu Mittag überbracht worden war, zu sich.

„Heute war es einmal ein Leben!" sagte Sali, als die Herrin das Zimmer verlassen, „jetzt aber, Nani, müssen wir hübsch fein aufräumen, damit Alles in bester Ordnung ist, wenn unsere kritische Madame nach Hause kommt; vielleicht erhalten wir die „Zuwiderwurzen" *) bei guter Laune auch für morgen."

---

*) Die Sauertöpfische.

Sali wollte eben ein kostbares Theeservice von Porzellan in das Schlafgemach der Fürstin tragen, als sie mit einem lauten Aufschrei die Tasse zu Boden fallen ließ. Sie hatte Franzl erblickt, der unter der Thüre stand.

Im nächsten Augenblicke lagen sich die beiden Liebenden in den Armen. — Die folgenden zwei Stunden verflogen dem glücklichen Paare wie ein Traum.

Plötzlich riß sich Franzl von seiner Geliebten, welche in einemfort bald gelacht, bald geweint hatte, fast mit Ungestüm los.

„Um Gotteswillen!" rief das Mädchen, „was ist Dir denn auf einmal?"

„Ich bin ein ehrvergessener Kerl!" schrie Stanglhuber, „ich habe geschworen von dem Kinde keinen Augenblick zu weichen, und jetzt lasse ich es schon über zwei Stunden allein."

Sali erblaßte, faßte ihren Geliebten krampfhaft bei beiden Armen, und rief mit zitternder Stimme:

„Was, Franzl, Du hast ein Kind, — ha! darin besteht also das Geheimniß, das Dich nach München geführt, und deswegen hätte ich also voraus nach Wien sollen! Oh, ich Unglückliche, ich Betrogene!" heulte Sali, in welcher alle Furien der Eifersucht erwacht waren.

„Ha!" schrie Stanglhuber, mit größtem Entsetzen in seinen Mienen, und deutete auf eine ziemlich große, gemalte Photographie, welche auf einer Ecke des Toilettetisches stand, „ha! wer ist dieses Weib, wie kommt dieses Bild hierher; kein Zweifel, sie ist's, sie ist's, der Baron besitzt ganz dasselbe Porträt! Bei Allem, was Dir heilig, sprich, sprich, Sali!"

„Unsere Gnädige ist's, die Frau von Savigny!" erwiderte höchst erstaunt Sali, welche nichts Anderes glaubte, als ihr Bräutigam sei auf einmal wahnsinnig geworden.

„Höll' und Teufel!" keuchte Stanglhuber, und Sali zur Seite schleudernd, sprang er mit riesigen Sätzen davon. — Einige Minuten später stürzte er im zweiten Stocke des Oberpollinger'schen Hôtels durch den dunklen Gang, der von dem Vorhause zur Thür Nr. 16 führt. — Ohne sich Zeit zu nehmen die Thüre aufzuschließen, stieß er selbe im wilden Anlaufe ein.

„Mein Gott!" lallte Stanglhuber, als er das Zimmer leer fand, und er, der starke, in Gefahren aller Art vielfach erprobte Mann,

taumelte bewußtlos auf das Sopha nieder, welches neben der Thüre stand, die in das anstoßende Passagierzimmer führte.

Als der ehemalige Deutschmeister nach einigen Sekunden wieder etwas seine Sinne gesammelt, drückte er mechanisch an die Klinke der gedachten Thüre. Selbe war nicht versperrt. Inzwischen eilten mehrere Hausleute auf das Gekrach, welches die von Stanglhuber eingesprengte Gangthür verursacht hatte, herbei.

Niemand wußte über das Verschwinden des Knaben klaren Bescheid zu geben. Der Portier sah ihn nicht durch das Thor hinaustreten, er mußte also durch die Gastzimmer auf die Straße entfernt worden sein. Wer achtete aber in dem gerade in den Abendstunden überfüllten Schanklokale auf das Gehen und Kommen Einzelner.

Den einzigen Anhaltspunkt bot der Umstand, daß zu Mittag ein Livréebedienter das Zimmer neben Nr. 16 für seinen Herrn, den er mit dem Abendzuge erwartete, für vierzehn Tage gemiethet, drei Gulden Darangabe geleistet, und den Schlüssel gleich mit sich genommen habe.

Stanglhuber in größter Verzweiflung wußte sich nicht zu rathen, nicht zu helfen, während doch rasches Handeln höchst Noth that.

Seiner qualvollen Unschlüssigkeit machte ein Dienstmann, welcher ganz athemlos einen von Frauenhand gekritzelten, offenen Zettel überbrachte, ein rasches Ende.

Stanglhuber rannte wie toll aus dem Hôtel davon, zum Karlthore hinaus, und dann links in der Richtung der protestantischen Kirche, durch die Landwehr- und die Singstraße erreichte er alsbald den Weg, zwischen der Anatomie und dem städtischen Magazine. Jetzt befand er sich im Freien, auf der ungeheuren Theresienwiese. — Zum Glücke war der Himmel ziemlich wolkenlos und der Mond begann eben aufzugehen. Er vermochte daher in weiter Ferne die Ruhmeshalle mit dem riesigen Standbilde der 66 Fuß hohen Bavaria, dieses colossale Meisterwerk Schwanthaler's und Miller's, wenigstens in nebelhafter Ferne zu erkennen.

Ganz athemlos hielt Stanglhuber, als er so ziemlich in der Mitte der Theresienwiese stand, im Laufen inne. Er horchte. — Es war ihm, als ob er das Weinen und Schreien einer Knabenstimme vernommen hätte. Sein Blut erstarrte.

„Das ist Julius' Stimme!" sprach er angsterfüllt zu sich, und begann von Neuem zu laufen, so schnell ihn nur seine Beine zu tragen vermochten. — — —

Wir müssen nun nachholen, wie es kam, daß Sali's Bräutigam im Hôtel zum „bairischen Hof" erschien, und inzwischen der Sohn des Baron von Schwarzenfels aus Oberpollinger's Haus verschwand.

Der kleine Julius, welcher heute Morgens bei dem Abschiede von der vermeintlichen Großmutter sehr viel geweint hatte, wurde gegen Mittag ziemlich unwohl. Nachmittags besserte sich jedoch sein Befinden. Stanglhuber kaufte ihm, in einer Handlung nebenan, Spielereien, wovon ihm am meisten die „Mandlbögen" *) und die schönen Farben, die er ganz nach Herzenslust mit Wasser anmachen, mischen und vermalen durfte, gefielen.

Der gute Franz leistete natürlich seinem kleinen Patienten Gesellschaft und beschloß, sich auch des Abends sein Bier und Essen auf das Zimmer bringen zu lassen. Zur großen Belustigung des Kindes, und zum eigenen Zeitvertreibe, schnitt er die von Julius gemalten Figuren kunstvoll mit der Scheere aus, und klebte die papiernen Soldaten und Pferde auf Pappendeckel. Gegen sechs Uhr Abends stand bereits eine ganz anständige, kleine Armee auf dem Tische, und jetzt sollte es, bis zur Schlafenszeit, an das Exerciren und Manövriren gehen.

Da überbrachte ein Dienstmann ein kleines Zettelchen. Stanglhuber las Folgendes:

„Lieber Herr Vetter!

„Unbekannter Weise Sie als meinen künftigen Vetter herzlichst grüßend, verständige ich Sie, daß die Sali nicht nach Wien gefahren ist, sondern sich hier, bei einer Frau von Savigny, im „bairischen Hofe" für kurze Zeit im Dienste befindet. Wird das eine Ueberraschung sein für die Sali. Verzeihen Sie, daß ich Sie erst morgen besuche; ich habe heute Dienst, und aus dem Paßprotocolle ihre Ankunft ersehen.

Ihr gehorsamster

Schwengelbauer,
Polizeidiener.

München, am 24. December 1861".

Stanglhuber sprang eine Weile wie ein Kind, vor Freude, als er das Briefchen gelesen, dann aber ließ er traurig den Kopf sinken und murmelte: „Was nützt mir diese Botschaft, ich kann ja den Buben

*) Lithographien für Kinder zum Coloriren.

nicht allein lassen; bei Gott, mir wäre es lieber ich hätte den Wisch da gar nicht bekommen."

Verdrießlich setzte sich Stanglhuber auf einen Sessel, und warf den Zettel, den er in der Faust zusammengeballt hatte, unwillig zu Boden.

„Warum bist Du denn auf einmal so böse, lieber Vater?" sagte der gute Knabe, legte den Pinsel bei Seite, trat auf Stanglhuber zu, und streichelte dem alten Deutschmeister die Wangen.

Auf Befehl des Barons sollte Julius, um vor den Nachstellungen seiner Rabenmutter besser geschützt zu sein, bis auf Weiteres, als der Sohn Stanglhuber's gelten, und führte dieser, zum gedachten Zwecke, in der That einen, in Californien ausgestellten, ganz imaginären Taufschein bei sich.

„Da sollt' Einer nicht ärgerlich werden," brummte Franz, „fast drei Jahre lang habe ich die Sali, Deine künftige Stiefmutter, nicht gesehen, und jetzt, wo ich so zu sagen, nur mit der Hand nach ihr greifen könnt', darf ich sie nicht sehen."

„Warum denn nicht?" frug der Knabe mit naiver Neugierde.

„Warum? weil ich Dich nicht einen einzigen Augenblick verlassen will, und es sich nicht schickt, daß ich ein ehrliches Madel, wie die Sali, hierher in ein Hôtel citire, noch dazu auf die Nacht. Doch das verstehst Du nicht, mein lieber Julius."

„Oh!" rief der siebenjährige Knabe stolz, „ich bin nicht mehr so klein, daß ich mich eine Stunde allein fürchten würde; ich bin stark, und tapfer, das wissen die Buben alle im oberen Lande bei der Großmutter; ich habe sogar den „Hirsl", der um drei Jahre älter als ich, und ein starker Bube ist, immer im Ringen geworfen."

„So!" schmunzelte Stanglhuber, „Du würdest Dich also gewiß nicht fürchten, wenn Du eine kleine Stunde allein bleiben müßtest?" — Der Teufel der Versuchung war dem Verliebten genaht, und Franz begann bereits mit seinem Gewissen zu capituliren.

„Auf Ehre nicht," sagte der Knabe mit merkwürdiger Festigkeit, „und ich bitte Dich jetzt sogar, mich auf die Probe zu stellen; denn sonst glaubst Du am Ende wirklich, daß ich feige bin, und feige zu gelten, halte ich für den größten Schimpf."

„Sein ganzer Vater!" murmelte Stanglhuber leise vor sich, „meiner Seel', was kann denn auch in einer kleinen Stunde geschehen;

jetzt ist es halb sieben. Der Teufel soll mich holen, wenn ich um acht Uhr nicht wieder da bin."

„Also gut, Julius!" fuhr er laut fort, „ich werde Dich auf die Probe stellen; spiele nicht mit dem Lichte, und sollte Dir etwas Besonderes zustoßen, so ziehe hier an dieser Schnur, dann kommt der Kellner, und ist es nothwendig, so wird er nach mir laufen, denn ich sage ihm, wohin ich gehe. Soll ich vielleicht einen Lohnbedienten bei Dir lassen?"

„Das wäre eine saubere Probe!" rief der Knabe beleidigt, „da ist es mir lieber, wenn Du gleich selbst da bleibst."

„Ein Mordjunge!" dachte Stanglhuber, küßte den Knaben, und sperrte die Thüre hinter sich mit dem Schlüssel ab. — Im Sturmschritte flog er auf den nahen Promenadeplatz, wo wir seiner Begegnung mit Sali bereits anwohnten.

Etwa eine halbe Stunde, nachdem sich Franz aus dem Hause entfernt, wurde in dem Zimmer nebenan ein leises Geräusch hörbar.

In der Thüre, welche vom Zimmer Nr. 16 nach Nr. 17 führte, wurde ein Schlüssel gedreht.

Der Knabe, welcher wieder ganz in das Commando seiner Armee vertieft war, überhörte gänzlich das leise Geräusch.

Plötzlich hörte er eine süß flötende Frauenstimme seinen Namen rufen.

Weit mehr erstaunt, als betroffen, blickte sich der muthige Knabe um, und gewahrte eine einfach, aber elegant gekleidete Dame zwischen der geöffneten Thür des Nebenzimmers stehen.

„Julius!" wiederholte die Dame, trat in das Zimmer Nr. 16, und legte ihre Hand leicht auf des Knaben reiche, blonde Locken.

Das Kind bebte, wie von einem elektrischen Schlage getroffen zusammen. Es wurde ihm auf einmal, so wohl und so wehe zugleich ums Herz, daß sich unwillkürlich seine freundlichen, blauen Augen feuchteten. — Er fühlte sich keines Wortes mächtig.

„Wirst Du nicht erschrecken, mein liebes Kind," begann die Dame, „wenn ich Dir ein großes Unglück mittheile, das Herrn Stanglhuber betroffen?"

„Meinen Vater!" schrie der Knabe laut auf, „wo ist er, was ist es mit ihm?"

„Ruhig, mein Kind!" begütigte die Dame, „Du weißt, daß er zu seiner Braut, der Sali, sich begeben hat. Er war auf der Straße

etwas unvorsichtig und ist von einem Wagen niedergefahren worden; man hat ihn sogleich in das Spital, nächst der Theresienwiese bringen müssen."

„Ich will zu ihm, ich muß zu ihm," weinte Julius und wollte nach dem Glockenzuge langen.

Die Dame ergriff rasch den Knaben am Arme, um ihn daran zu verhindern, wobei sie sagte:

„Ich bin ja die Frau, bei der die Sali dient, und eben gekommen, um Dich zu Deinem Vater zu bringen; eilen wir, mache aber kein Aufsehen im Hause."

Der resolute Knabe griff nach Hut und Mäntelchen und ließ sich über die schmale, hölzerne Hintertreppe, welche von den Passagierzimmern direct nach den ebenerdigen Gastzimmern geht, führen.

In dem dichten Gewühle, welches um die siebente Abendstunde in den Speiselocalitäten herrschte, fiel die Dame mit dem Knaben Niemanden auf. Vor der Gasthausthür wartete ein Diener. Es war Demetrius.

Isabella war so schlau, den Knaben, der öfters mit seiner Großmutter nach München kam, nicht stutzig zu machen, indem sie mit ihm etwa eine andere Richtung einschlug, als die, welche wirklich zum Krankenhause in der Sendlingerstraße, nächst der Theresienwiese, führte. Julius wußte in der That, nach dem Krankenhause ganz gut Bescheid, da die Großmutter, so oft sie nach der Stadt fuhr, ihren Bruder, der im Spitale bedienstet war, zu besuchen pflegte.

„Da gehen wir nicht recht!" rief Julius mit Bestimmtheit, als man in der Nähe des Elisabeth-Spitales angelangt war, und die Dame, welche den Knaben fest an der Hand hielt, die Richtung nach der Anatomie einschlagen wollte.

„Wir können ja auch hier herumgehen," bemerkte Isabella.

„Da machen wir einen großen Umweg, und finden auch das Thor des Abends verschlossen, zum Hauptthor müssen wir dorthin gehen; mein Gott, mein Gott, wie wird es nur dem armen Vater gehen!"

„Und ich will einmal, daß wir hier gehen," begann jetzt die Fürstin in befehlendem, hartem Tone, „folge, oder mein Diener wird Dich zu bändigen wissen."

Während dem war man in die Nähe einer Equipage gekommen, welche um diese Zeit und um diese Stunde, in jener so verlassenen Gegend, gewiß nicht zufällig wartete.

Auf einen Wink der Fürstin faßte nun Demetrius den Knaben an der andern Hand.

Der bis jetzt ganz arglose Knabe ahnte nun, daß man ihm nur eine Falle gelegt. Er beschloß auszureißen. Um das Nachhausefinden war ihm nicht bange.

Mit einem jähen Ruck befreite er sich aus der zarten Hand der Fürstin und versetzte in demselben Augenblicke der breiten Bärentatze des Russen mit seinen scharfen Schneidezähnen einen Biß, daß das Blut hervorspritzte. — Unwillkürlich ließ Demetrius los. — Wie ein Pfeil schoß der Knabe davon, welcher offenbar die Singstraße gewinnen wollte. Aber Demetrius verlegte ihm den Weg dahin. Um nicht in dessen Hände zu fallen, mußte er demnach den für ihn einzig offenen Weg nach der Theresienwiese einschlagen.

Der Knabe entwickelte nun alle Schlauheit und Gewandtheit, die er während seines Aufenthaltes im Hochgebirge, dem Instinkte des gehetzten Wildes abgelauscht. So oft ihn der Diener schon zu haschen wähnte, entschlüpfte er immer wieder vom Neuen durch eine geschickte Wendung seinen Händen. Die Fürstin folgte athemlos der Spur dieser Menschenjagd. Zu ihrer Befriedigung gewahrte sie, daß es dem schlauen Demetrius gelang, das Kind immer mehr und mehr in die Nähe der Bavaria zu treiben. In dem halben Vierecke, welches die Ruhmeshalle bildet, mußte es endlich gelingen, Julius wie in einer Sackgasse zu fangen.

Die Kräfte des Kindes begannen sich zu erschöpfen. Er strauchelte. In seiner Verwirrung lief er, als er sich erhob, schnurgerade der Fürstin in den Weg. Halb sinnlos vor Wuth und Verzweiflung fiel Isabella wie eine Tigerin ihr eigenes Kind an, als wollte sie es in tausend Stücke zerreißen.

Julius begann jetzt laut zu schreien.

„Kneble den Buben!“ gebot die Fürstin wilden Tones dem inzwischen herbeigeeilten Demetrius, „er wird uns noch eine Patrouille auf den Hals ziehen.“

Demetrius klemmte den Knaben unbarmherzig zwischen seine Füße, um den grausamen Befehl mittelst seines Sacktuches zu vollziehen.

Auf einmal fühlte sich aber der Russe durch einen wuchtigen Faustschlag zu Boden gestreckt. Stanglhuber kniete auf seiner Brust und schnürte ihm die Kehle zu, bevor er nur an eine Gegenwehr zu denken vermochte.

Julius jauchzte vor Freude, als er seinen vermeintlichen Vater gewahrte. Isabella, das Gefährliche ihrer Lage begreifend, als sie ihren Diener wehrlos gemacht sah, war einzig und allein bedacht, ihren Raub, den Knaben, in Sicherheit zu bringen. Abermals faßte sie daher das Kind mit der Kraft der Verzweiflung an und suchte es mit sich fortzuzerren.

„Stehe!“ rief plötzlich in französischer Sprache eine Stimme drohenden Tones und mit ausgebreiteten Armen stand eine hohe Frauengestalt, welche ihr Gesicht dicht verschleiert trug, der Fürstin gegenüber. Diese Erscheinung, zu dieser Stunde, an diesem Orte hatte so viel Uebernatürliches an sich, daß Isabella unwillkürlich tödtlich zusammenschrack.

„Hinweg mit dem Kinde aus Deinen verruchten Händen!“ gebot die Gestalt und schritt dabei noch näher an Isabella heran.

Die Fürstin, sich ihres momentanen abergläubischen Schreckens schämend und überzeugt, daß sie nur durch Festigkeit der räthselhaften Unbekannten zu imponiren vermöge, raffte allen ihren Muth zusammen, und sagte, gleichfalls sich der französischen Sprache bedienend:

„Wer hat Sie ermächtigt, hier zu interveniren, wer gibt Ihnen das Recht, mich zu duzen, wer sind Sie? Sie wissen wohl nicht, wer vor Ihnen steht?“

„Eh bien, Madame!“ erwiderte höhnischen Tones die Fremde, „ich werde höflicher mit Ihnen sprechen. Ja, ich kenne Sie, Frau Fürstin Isabella von Lobieski, Sie, die doppelte Ehebrecherin, die zweifache Spionin.“

„Unverschämte Person,“ keuchte Isabella, halb rasend vor Wuth und Schande, „wer sind Sie? Herab mit der Larve oder ich vergreife mich daran!“

„Zoraide ist mein Name!“ entgegnete würdevoll die Fremde, und als sie die Maske gelüftet, zeigte sich ein edles, ernstes Antlitz, das einst wunderschön gewesen sein mochte, aber die Spuren eines ebenso langen, als tiefen Grames aufwies.

„Und hier,“ fuhr die Fremde fort, indem sie auf eine, mit unhörbaren Schritten langsam nahende, sehr große und dabei entsetzlich magere Frauengestalt wies, deren Antlitz wahrhaft mumienartig zusammengeschrumpft war, „hier ist meine zweite Mutter Amina, deren Seherblick in alle Fernen dieser Erde zu dringen vermag. — Ich selbst bin nur das Werkzeug Amina's, der Mund, durch den sie ihre unfehlbaren Sprüche der staunenden Welt kundgibt. Und darum sage ich Ihnen, Frau Fürstin,

die entsetzliche That, welche heute um die zweite Nachmittagsstunde, auf Ihr Anstiften, in den Wildnissen der Sonora an dem Vater dieses armen Kindes versucht wurde, wird nicht so ungestraft dahingehen, wie der Mord, den sie an dem greisen Lobieski begingen."

Mit einem gellen Aufschrei, den ihr das schlechte Gewissen auspreßte, floh Isabella, nachdem sie die letzten Worte vernommen, wie von Dämonen gejagt, quer über die Wiese, in der Richtung nach der Stadt zu.

Zoraide, die unglückliche Tochter Abd-el-Kader's, ergriff, nachdem die Fürstin das Terrain geräumt hatte, sanft den Knaben an der Hand. Julius blickte ganz wirr um sich, und ließ alles mit sich geschehen. Die Schreckniſſe des heutigen Abends hatten seine Nerven stark angegriffen; das Unwohlsein vom Vormittag drohte in ein heftiges, hitziges Fieber auszubrechen.

Die ganze Scene zwischen Isabella und Zoraide hatte kaum länger, als fünf Minuten gedauert. In dieser Zwischenzeit entspann sich zwischen Demetrius und Stanglhuber ein zwar stummer, aber um so mehr fürchterlicher Kampf.

Als der Russe sich von der ersten Betäubung erholt hatte, packte auch er mit nerviger Faust seinen Gegner am Halse. Keiner der Ringenden vermochte einen Laut von sich zu geben; sowohl Demetrius als Franz fühlten sich immer mehr dem Ersticken nahe; dem Russen drohte diese Gefahr um so eher, weil ihm der Gegner noch dazu auf der Brust kniete.

Plötzlich ließ Demetrius scheinbar nach, seinen Feind zu würgen. Auch Stanglhuber lüftete etwas seine Faust, da er nicht die Absicht hatte, den Diener der Fürstin zu tödten.

Von Seite des Demetrius war aber das Aufgeben des Kampfes nur eine List. Rasch fuhr er in die Tasche und zog ein zwar nicht langes, aber sehr spitzes Messer, das er dem Stanglhuber mit großer Gewalt tief in die Brust stieß.

Der arme Franz gab nur einen einzigen dumpfen, röchelnden Laut von sich, und kugelte leblos von Demetrius herab auf den Boden. Dies geschah in demselben Momente, als die Fürstin sich zur Flucht gewandt hatte. — Der Russe zögerte nicht, es jetzt seiner Herrin gleich zu thun. Er hatte selbe bald eingeholt. —

Sali und Nani erfuhren zu ihrem größten Erstaunen, am folgenden Morgen, daß Frau von Savigny, welche sich in dem Hôtel nicht

VI.

(Seite 254.)

mehr sehen ließ, noch in der Nacht abgereist, und ihr das zurückgelassene Gepäck nach Paris nachzusenden sei. — Der Dienst der beiden Zofen hatte hiermit ein Ende.

Sali's Bräutigam wurde alsbald nach seiner schweren Verwundung durch unbekannte, fremd aussehende Männer, — es waren dies zwei arabische Diener Zoraiden's, — in das allgemeine Krankenhaus nächst der Theresienwiese zur Pflege übergeben.

Als Stanglhuber nach mehreren Stunden wieder etwas zum Bewußtsein kam, galt seine erste Frage Julius. Niemand wußte aber über seinen „Sohn" Auskunft zu geben. — Der Knabe blieb verschwunden. —

XIX.

Der Hinterhalt.

Oede und trostlos ist im Allgemeinen der Charakter der Sonora, der nordöstlichsten Provinz Mexiko's, denn der in den meisten Gegenden herrschende große Wassermangel läßt viele Strecken unfruchtbar und verbannt aus selben Mensch und Thier. Die wenigen Flüsse, welche von Nordosten nach Südwesten ein Territorium von der Größe des Königreiches Ungarn durchziehen, sind an und für sich unbedeutend und drei Viertel des Jahres hindurch beinahe ausgetrocknet; manche Gewässer der Sonora versiegen sogar gänzlich im Sande und Steingerölle bevor sie eine oder die andere der sämmtlich in den Meerbusen von Californien sich ergießenden sechs Hauptadern des Landes, nämlich den Rio Colorado, Grenzfluß gegen Californien, Rio Sonora, Rio de Guayamas, Rio Yaqui, Rio Mayo oder Rio de Fuerte, erreichen.

Längs dieser unter einander parallelen Flüsse existirt wohl einige Cultur und befindet sich dort auch die Wohnstätte der verhältnißmäßig äußerst geringen, nämlich nur 124.000 Seelen zählenden Bevölkerung, von welcher fünf Sechstheile zu den Indianern reiner Abstammung gehören. Die Hochebenen zwischen den Flüssen sind aber fast durchgehends aus dem Eingangs genannten Grunde unbewohnbar und werden wohl für alle Zeiten auch unbewohnt bleiben. Eine Landreise in der Sonora

ist daher ebenso beschwerlich, wie in einer Wüste vom ausgeprägtesten Charakter; der Reisende, welcher von einem Flußbette zum anderen, quer über die sterilen Plateaus gelangen will, muß sich auf Entbehrungen und Gefahren aller Art gefaßt machen. Halbwegs erträglich wird jedoch die Reise im Spätherbste, wo die häufigen und ausgiebigen Regen hier und da Pfützen bilden, in denen Roß und Reiter den brennenden Durst zu löschen, wenigstens jeden zweiten Marschtag in die Lage kommen.

Besonders gefährlich und mühevoll ist der Saumweg, welcher durch die wilden Schluchten der Sierra Espuelas, im Norden der Sonora nach dem Nachbarstaate Chihuahua führt. Die Wassernoth ist zwar hier geringer, als in den tiefer gelegenen Plateaus, aber die Gefahr, räuberischen Rothhäuten in die Hände zu fallen, wächst mit jedem Schritte nach Osten zu, denn zwischen dieser Sierra und dem Rio Grande del Norte liegt die Heimat der Apachen, welche gleich den Navajoes zur großen Familie der Comanchen gehören, und schon deshalb von Interesse erscheinen, weil sie die Zerstörer einer höheren, bei den Eingebornen am Rio Gila und dem Rio del Norte in Neu-Mexiko noch im 16. Jahrhunderte einheimisch gewesenen Cultur sind.

Zwei Tage vor dem Christfeste des Jahres 1861 begegnen wir in der vorerwähnten Sierra Espuelas eine kleine Karavane, welche heute Morgen von den Ruinen des Presidio Babispe, wo man übernachtet hatte, aufbrach, und jetzt eine mit dornigem, schattenlosen Gestrüppe bedeckte Bergebene hinanklimmt. Unter den Mimosen ist hier besonders die drüsige Algaroba, von den Spaniern Mezquito genannt, in deren undurchdringliches Dornengewirre sich die gefürchtete Klapperschlange verkriecht, zahlreich vertreten. In intimer Freundschaft mit diesem gefährlichen Gewürme ruht hier tagsüber ungestört der Prairiewolf, bis ihn beim Anbruche der Nacht der Hunger zum Raube stachelt.

Gegen die Mittagsstunde erreichte die Karavane, welche blos aus drei Weißen und einer Eskorte von sieben gemietheten Indios mansos (zahme Indianer), als Wegweiser und Lastträger, besteht, einen Yuccawald, in welchem aber von Schatten und Erquickung für den müden, halb verschmachteten Wanderer keine Rede ist, denn auf dem dürren steinigen Gefilde stehen die Yuccastämme weit und vereinzelt von einander und die wenigen kurzen, steifen Aeste tragen an ihren Enden nur einen großen Büschel aus langen, starren, meist stachligen Blättern, deren düsteres Grau einen höchst unerquicklichen Anblick gewährt.

Traurig und erschöpft ließen die Pferde der drei Weißen bereits

ihre Ohren hängen und selbst die doch so unermüdlichen sieben Indianer sind bereits sichtlich angegriffen. Aber „vorwärts!“ lautet die Losung, denn um in jenes ferne schluchtähnliche Thal zwischen steilen, himmelanstrebenden Steinpyramiden, deren riesige Häupter sich tief bis in das Blau des Himmels erheben, zu gelangen, muß noch eine zwei Stunden breite salzhaltige Hochebene durchschritten werden. Die Yuccastämme hören hier auf, um einem nicht minder trostlosen Gewächse, der Salzceder Platz zu machen. Dieser mannshohe Strauch ist vielästig zertheilt, mit sparrig abstehenden Zweigen und dunkelgrünem, saftigen Laube. Um ihn herum wachsen Beifußgestrüpp, Sodapflanzen, Gänsefußkräuter, Schafgarbe, Dreizak und Riedgras; auch einige Hälmchen eines Queckenweizens und einer Gerstenart gesellen sich als spärliche Vertreter eines Rasenwuchses dazu. Aber alle sehen grau, verdorrt, kümmerlich aus und entbehren jeglichen belebenden Blütenschmuckes; nur an einzelnen, sehr seltenen Stellen mischt sich ein Lauch oder eine einsame Schwertlilie dazwischen und einige Tragantharten entfalten blasse Schmetterlingsblüten neben den gelben Sternchen einer Crucifere.

Endlich gegen die dritte Nachmittagsstunde ist das Gebirge erreicht, dessen kühle Seiten die Wolken fesseln. Berge scheinen auf Berge gethürmt. Gewaltige Felstrümmer, hinabgestürzt in die Tiefe, liegen aufgeschichtet in finsteren Abgründen und diese Zeugen längst vergangener Erdumwälzungen erfüllen den Wanderer mit Grauen. Von den in chaotischer Verwirrung aufeinander gelagerten Felsmassen sind einige kahl, andere zeigen Spuren von Vegetation, denn hier und da gewahrt man eine Föhre oder eine Ceder, deren verkrüppelte Gestalten bald aufwärts streben, bald von den Felsenzacken herabhängen. Noch eine Stunde anstrengenden Marsches über Porphyrgerölle und der Baumwuchs wird allmälig üppiger, eine plötzliche Wendung um die Felswand und die Karavane befindet sich in einem weiten Kessel, dessen Wände steil abfallen. Grüne saftige Wiesen, wechseln mit laubstrotzenden Eichen, zwischen denen im Hintergrunde einige Dutzende, großen Vogelkäfigen sehr ähnliche Wigwams eines Indianerdorfes sichtbar wurden.

Froh aufathmend, gleiten die drei weißen Männer von den Pferden herab. Freudig blähen die armen Thiere, welche seit vollen zehn Stunden ohne Rast und Nahrung auf den beschwerlichsten Wegen ihre Reiter getragen, die Nüstern weit auf und schnuppern bereits im Vorgenusse der nahen herrlichen Weide, welche sie auch alsbald betreten dürfen.

Das Indianerdorf, welches die Karavane betreten, war von einem etwa 300 Köpfe zählenden Stamme zahmer Indianer bewohnt, welche schon vor undenklichen Zeiten hier gegen die Indios sálvagos — wilden Indianer — Schutz gesucht und auch gefunden hatten, denn diese etwa eine Viertelquadratmeile große Schlucht war von unübersteiglichen, steilen Wänden begrenzt, und besaß als Zugänge nur zwei von Natur aus wunderbar geformte schmale Felsenthore, welche bei Annäherung eines Feindes leicht verrammelt und von je fünf bis sechs Mann gegen die größte Uebermacht spielend vertheidigt werden konnten.

Die Armuth dieser Ansiedlung bot übrigens den Apachen zu wenig Reiz um den weiten Weg und das Wagniß eines Angriffes lohnend erscheinen zu lassen. Die Männer und Jünglinge dieses zu den Opatas gehörigen Stammes lagen zumeist der Jagd und dem Fischfange in den Gebirgswässern ob, während die Weiber den geringen Ackerbau betrieben und das Vieh hüteten.

Auch heute bei der Ankunft der Karavane war fast die sämmtliche streitbare Mannschaft, welche etwa fünfzig Köpfe zählte auf die Jagd gezogen, um für die bevorstehenden großen Feiertage Wild zu beschaffen, denn obwohl alle Mitglieder dieser Ansiedlung insgeheim zu den Nagnals gehörten, beobachteten sie dennoch äußerlich auf das sorgfältigste alle christkatholischen Gebräuche, ja sie unterhielten sogar einen eigenen Geistlichen, welcher seine kirchlichen Functionen in einer auf einer Wiese, zwischen uralten Eichen stehenden, roh zusammengezimmerten Bretterbude verrichtete. Unweit dieses feinsollenden Gotteshauses, welches von den Wigwams der Indianer etwa dreihundert Schritte weit entfernt stand, befand sich auch das Wohngebäude des Pfarrers. Dasselbe unterschied sich vortheilhaft sowohl in seinem Aeußeren als Inneren von den luftigen Wohnstätten seiner Pfarrkinder, denn, obgleich es durchaus nur aus Eichenpfosten zusammengefügt war, zeigte sich doch in dessen Anlage und Ausschmückung ein gewisser Plan und ein Sinn für Comfort, welcher dem echten Indios durchaus abgeht. Es umfaßte außer der gänzlich abgesonderten Feuerstelle nicht weniger als fünf große Gemächer, welche den ungeheueren Luxus von Fenstern mit Glastafeln und einiges Meublement nach europäischer Art aufzuweisen hatten. Ein breiter Platz schied dieses Wohngebäude von den Stallungen, welche drei sehr gute Pferde, acht Maulthiere, die einzigen in der ganzen Niederlassung, ein Dutzend schöne Rinder und eine auserlesene Schaar von edlen Zuchtschafen beherbergten.

Alles wies darauf hin, daß der Seelsorger dieser kleinen Gemeinde nicht sein ganzes Leben in diesem vergessenen Winkel der Erde zugebracht haben konnte, und daß er über bedeutende Geldmittel verfüge, welche ihm seine christgläubige, arme Gemeinde unmöglich zu beschaffen vermochte.

In der That nahm der Herr Pfarrer, sehr im Gegensatze zu anderen indianischen Seelenhirten, das Eigenthum und die Leistungen seiner Gemeinde nur wenig in Anspruch, denn außer einigen unentgeltlichen Handlangerdiensten, den Semaneros, deren wir bereits gedacht, erhob er blos für seine Tafel einen Tribut von der Jagdbeute und von dem gesammten Grund und Boden benützte er nur soviel, als zur Erhaltung seines Viehstandes unumgänglich nothwendig war.

Zwei der Reisenden, welche von den Pferden gestiegen waren, sind alte Bekannte, nämlich der Herr Baron Alfred von Schwarzenfels und Master Steward. Ersterer hat sich seither außerordentlich zu seinem Vortheile verändert. Von seiner Blasirtheit, welche ihn vor drei Jahren in Biarritz charakterisirte, ist keine Spur mehr vorhanden und die schweren Strapatzen, welchen er sich seit dieser Zeit unterzogen, schienen seine Kräfte neu gestählt, ihn körperlich und geistig regenerirt zu haben. Zufriedenheit mit sich selbst, spricht aus seinen schönen Zügen, obwohl hie und da bei der Erinnerung an eine sehr düstere Vergangenheit noch immer zeitweise ein Schatten tiefer Melancholie über sein Antlitz gleitet.

Der Yankée hingegen ist noch immer dieselbe Carricatur in Wesen, Haltung und Kleidung, wie wir ihn ursprünglich kennen lernten, nur scheint sein Teint, welcher in den letzten drei Jahren dem Einflusse der tropischen Sonne ausgesetzt war, noch bockslederner, sein Gesicht und sein Körper noch klapperdürrer geworden zu sein.

Statt eines praktischen Reiseanzuges gleich dem Baron, trug er auch hier in der Wildniß dieselbe bizarre Kleidung, wie einst im Seebade nächst Bayonne, und jetzt, wo er an der Seite seines Reisegefährten langsam auf den Pfarrhof zuschreitet um dort Gastfreundschaft anzusprechen, ist er damit beschäftigt, in der Eile einen neuen Halskragen, statt des durch Schweiß und Staub schmutzig gewordenen, umzunehmen und schließlich seine überlangen Handschuhe anzuziehen. Für Steward gab es in dieser Beziehung keinen Unterschied des Ortes. Er benahm sich in dem Wigwam eines Indianers genau so wie in dem ersten Salon von Paris oder New-York; er würde es daher auch für höchst

unpassend gehalten haben, sich dem Herrn Pfarrer anders denn als vollendeter Gentleman vorzustellen.

Der dritte Weiße der Karavane war ein Diener des Barons, welcher vorläufig bei den Indianerhütten zurückblieb um die drei Pferde und die Gepäckstücke in Acht zu nehmen, bis für deren Unterbringung definitiv Sorge getragen sein würde.

Auf der großen Wiese, zwischen dem Pfarrhofe und dem Indianerdorfe blieb der Baron unwillkürlich stehen um dem Spiele eines Rudels Kinder zuzusehen, welche eben den „Spähertanz", eine Lieblingsunterhaltung der indianischen Jugend, aufführten.

Während ein Theil der Spielenden schlangenartig auf dem Boden fortkriecht, hat sich der andere Theil in horchender Stellung, den Kopf auf die Erde gedrückt, niedergeworfen. Augenscheinlich lauschen sie auf die Bewegungen ihrer Gegner. Zuletzt nähern sie sich diesen ebenso leise als vorsichtig, ohne sich vom Boden zu erheben. Plötzlich springen sie auf und fallen über den Feind her, wobei es von beiden Seiten recht artige Püffe absetzt, wodurch das Spiel mitunter in eine wirkliche Rauferei ausartet. Sobald die Prügelei zu Ende ist, formen sich die Spielenden zur Abwechslung in die sogenannte „indianische Reihe." Sie rücken dabei mit kriegerischen Geberden gegen einander los, schwingen ihre stumpfen, hölzernen Tomahawks hoch in der Luft, wobei sie in wildes Kampfgeschrei ausbrechen; hierauf fliehen sie, nähern sich wieder und entschlüpfen ihren Feinden auf ebenso schlaue als behende Weise.

Der Untergang der Sonne machte diesen Spielen ein Ende. Die gute Viertelstunde, welche der Baron mit dem Zusehen verbrachte, wurde von Steward weiter auf seine Toilette verwendet, indem er mit dem Sacktuche auf das sorgfältigste das letzte Stäubchen von Schuh und Gewand entfernte und sein ziemlich spärliches Haar wiederholt kämmte und bürstete.

Der Pfarrer, ein Mestize, empfing seine Gäste mit jener vollendeten, bestechenden Höflichkeit, welche in Mexiko sogar dem letzten Arriero (Maulthiertreiber) eigen ist, und den Fremden über den Bildungsgrad und den Charakter der Leute, die er vor sich sieht, sehr leicht zu ganz falschen Schlüssen verleitet. Selbst in den untersten Schichten sprechen sich die Männer gegenseitig mit Señor an, und nie wird ihre Unterhaltung, bei der sie sich ganz gut gewählter, bei uns nur in den gebildeten Ständen üblicher Redeformeln ohne Zwang bedienen, durch Ausbrüche rohen Schimpfens gestört. Beleidigt man sich, geräth man in

Streit, so langt man, statt sich erst viel die Zunge zu wetzen, nach Messer und Pistole, und die ganze Affaire endet mit einem anständigen — Todtschlag. — Ländlich, sittlich! —

In weniger als zwei Stunden nach ihrer Ankunft, wurden der Baron und Steward, welche inzwischen der Ruhe gepflogen, von ihrem Wirthe zu dem Diner gerufen.

Der Pfarrer wurde nicht müde seine Gäste während des Mahles und nach demselben über die Vorkommnisse in der Welt auszufragen. Nach seiner Angabe, war er bereits seit fast elf Jahren nicht mehr aus diesem abgeschiedenen Thale gekommen. Jährlich zwei, höchstens drei Mal besuchte eine kleine Handelskaravane die Ansiedlung und brachte außer europäischen Erzeugnissen auch immer eine Sammlung von Zeitungen mit, in der Regel die einzige Quelle aus der der Pfarrer erfuhr was draußen vorging.

Die jüngste Neuigkeit, von der der Pfarrer noch gar keine Ahnung hatte, bestand heute, am 23. December 1861, für ihn in der von seinen Gästen mitgetheilten Londoner Convention vom 31. October desselben Jahres, welcher zufolge die Intervention in Mexiko von England, Frankreich und Spanien beschlossen worden war. Auch für Steward und den Baron bildete dieses wichtige Ereigniß die letzte positive politische Nachricht, welche sie seit ihrem Aufbruche in San Francisco aus Europa vor etwa drei Wochen erfahren hatten.

Zufällig kamen der Baron von Schwarzenfels und Master Steward im Verlaufe der Unterredung auch auf ihre persönliche Bekanntschaft mit Don Altamira zu sprechen. Der Pfarrer horchte hoch auf, als er diesen Namen vernahm, und auf eine geschickte Weise suchte er seinen Gästen, welche durch den mit Zimmt gewürzten Pulque in eine sehr mittheilsame Laune versetzt worden waren, nähere Details über das Thun und Treiben des mexikanischen Diplomaten seit den letzten zehn Jahren herauszulocken, was ihm auch ganz nach Wunsch gelang.

Die Weiterreise der Gäste des Pfarrers war für die ersten Morgenstunden anberaumt, denn nach der nächsten Station, den sogenannten Casas grandes am Flusse gleichen Namens, betrug der Weg volle zehn Stunden, u. z. ohne alle Rast, weil bei den kurzen Decembertagen, wenn man das Reiseziel nicht noch bei Tag erreichte, nur die Wahl übrig blieb, entweder in der Wildniß zu übernachten oder höchst wahrscheinlich auf den schauerlichen Wegen in irgend einen Abgrund zu stürzen.

Der Baron und Steward erhielten abgesonderte Zimmer. Da

die Nacht sich ziemlich kühl anließ, und das Bett nur aus einer Schichte Maisstroh und einer leichten Wolldecke bestand, warfen sich die Reisenden völlig angekleidet auf das Bett. — Schwarzenfels mochte kaum ein Stündchen geruht haben, als er durch ein wiederholtes Pochen an dem Fenster seines Gemaches geweckt wurde. — Halb unwillig, halb erstaunt wendete er seinen Kopf nach dem Fenster.

Er glaubte zu träumen und rieb sich mehrere Male die Augen. Das Pochen wiederholte sich. Obwohl der Baron sehr muthig war, überkam ihn für einen Augenblick dennoch eine Anwandlung abergläubischen Schreckens, als er vor dem Fenster im Freien eine weißgekleidete, von den Strahlen des Mondes matt beleuchtete Frauengestalt bemerkte. — Doch ermannte er sich bald und riß hastig das Fenster auf.

„Was wünschen Sie?" frug der Baron auf spanisch, das er nur sehr schlecht sprach, und betrachtete aufmerksam das sonderbare Wesen, das seinen Schlummer gestört.

Die Züge des Frauenzimmers, das vor ihm stand, mochten einst wunderschön gewesen sein, aber sie waren abgehärmt, eingefallen und ihr unstäter Blick ließ vermuthen, daß ihr Geist zerrüttet sei.

„Rette, befreie mich, edler Fremder!" hauchte sie und riß das weiße Tuch, das um ihre Schultern hing, hastig herab.

Zu seinem Entsetzen gewahrte jetzt der Baron, daß der marmorweiße Oberleib des Frauenzimmers an hundert und hundert Stellen die blutrünstigen Spuren älterer und neuerer Mißhandlungen aufwies.

„Wer hat Sie geschlagen?" rief Schwarzenfels tief empört und mit einem Sprunge stand er im Freien neben der Hilfesuchenden.

„Er, er, der Furchtbare, der Entsetzliche, der Grausame!" stöhnte das Frauenwesen und indem sie sich an den Baron mit Angst und Verzweiflung anklammerte und vor ihm bittend in die Kniee sank, rief sie abermals: „Rette mich, befreie mich!"

„Erklären Sie sich deutlicher!" drängte der Baron und suchte die Flehende von der Erde aufzurichten.

Aber die Irre wußte nichts als ihr herzzerreißendes Flehen abermals zu wiederholen.

„Hat der Herr dieses Hauses, der Pfarrer, Sie geschlagen?" begann nun der Baron, welcher begriff, daß er, um aus der Armen etwas herauszubringen, Geduld anwenden und ganz bestimmte Fragen stellen müsse.

„Ja er, er," antwortete die Wahnsinnige, am ganzen Leibe zitternd, „er, der mich lebendig begraben ließ."

„Aber wie heißen Sie meine gute Frau, nennt man Sie Pepita, Francesca, Anita oder wie sonst?“ frug Schwarzenfels gelassen weiter.

„Anita, Anita ha, ha, so heißt ein halbschwarzer Teufel, der seiner Milchschwester das fürchterliche Gift der Vaudoux eingeträpfelt. Ha, ha, Anita, wo bist Du, Du Scorpion, Du Klapperschlange, daß ich Dich erwürge, daß ich Dich zertrete; was hast Du mit meinem Kinde gemacht, wo ist mein Kind, mein Kind will ich haben!“

Die Stimme der Wahnsinnigen wurde immer lauter, immer kreischender. Mit wilden Geberden focht sie in der Luft mit den Händen um sich und Wuth und Verzweiflung spiegelten sich in ihren schrecklich verzerrten Zügen.

Dem Baron begann unheimlich zu werden. Als er noch nachdachte, was er mit der Wahnsinnigen, welche jetzt stumm mit den Zähnen fletschte und drohend nach allen Richtungen mit den Fäusten ballte, als sehe sie mehrere Feinde vor sich, auf die sie in der nächsten Secunde losstürzen wolle, erscholl plötzlich die Stimme des Pfarrers, der nur halb angekleidet herbeieilte.

„Zurück, Elvira!“ gebot er strengen Tones, „zurück in Deine Behausung oder —“ bei dem letzten Worte schwang er eine gewichtige Peitsche.

Die Wahnsinnige schrie entsetzt laut auf und eilte nach einem Hintergebäude, das neben den Stallungen stand. Der Pfarrer schloß sorgfältig die Thüre ab, welche die Fliehende hastig hinter sich zugeworfen hatte.

Der Baron stand dicht hinter ihm. Neugierde und Entrüstung hatten ihn bestimmt über diesen räthselhaften Vorfall Licht zu suchen.

„Eine Wahnsinnige, wie Sie wohl schon selbst errathen haben werden,“ begann der Pfarrer mit mühsam erzwungener Freundlichkeit und Ruhe, „sie ist eine Verwandte von mir und steht schon über zehn Jahre hier unter meiner Obhut und Pflege.“

„Euer Ehrwürden!“ sagte der Baron sarkastischen Tones, „wollen entschuldigen, wenn ich angesichts der zahllosen Wunden, welche das unglückliche Wesen auf Nacken und Rücken aufweist, von dieser Pflege und Obhut eben keine sehr erbauliche Anschauung zu gewinnen vermag und ich werde nicht ermangeln in ein paar Tagen in Chihuahua, wohin ich mich begebe, den dortigen Herrn Bischof, an welchen ich,

nebenbei gesagt, gewichtige Empfehlungsbriefe bei mir führe, von meinen heutigen Wahrnehmungen in Kenntniß zu setzen."

Tod und Verderben sprühten die Augen des Mestizen, aber er hüthete sich wohl loszubrechen. Im Gegentheile erwiderte er noch immer anscheinend sehr ruhig: „Ganz nach Belieben, Señor, und es wird mir ein Leichtes sein, mich vor den Augen meines hochgnädigen Kirchenfürsten auf das Glänzendste zu rechtfertigen. Doch jetzt ist es an der Zeit uns wieder zur Ruhe zu begeben. Hasta mas ver. Buenas noches." (Auf Wiedersehen. Gute Nacht.)

Mit einer überaus höflichen Verbeugung zog sich der Pfarrer nach diesen Worten zurück. Der Baron that kopfschüttelnd dasselbe. — Die Irre hatte in ihrem Gefängnisse aufmerksam und ängstlich dem Gespräche der beiden Männer gelauscht.

„Er geht nach Chihuahua?" murmelte sie, und ein Strahl des Bewußtseins schien ihr Gehirn momentan zu erhellen, „das liegt nach dorthin; ja, ja so wird es gehen."

Nach diesen Worten kauerte sie sich auf dem Boden zusammen und schob einen Querbalken, den sie schon seit lange mühsam gelockert hatte, bei Seite. Durch die auf diese Weise entstandene schmale Oeffnung schlüpfte ihr magerer Leib in's Freie. Hastig aber lautlos floh die Irre quer durch die Wiese und den Wald davon, sorgfältig dabei die Wigwams des Indianerdorfes vermeidend.

Master Steward war unsichtbarer Zeuge des Gespräches zwischen dem Baron und dem Pfarrer gewesen. Das Geräusch, welches das Pochen der Wahnsinnigen verursachte, hatte auch ihn geweckt. — Als er wahrnahm, daß Schwarzenfels wieder in sein Gemach zurückgekehrt war, schlich er baarfuß nach dem Schlafzimmer des Mestizen. Die Thür war unversperrt, eine kleine Lampe brannte neben der Lagerstätte des Pfarrers, welcher mit besorgter düsterer Miene, die Arme gekreuzt, mit dem Rücken gegen die Thür stand und den Blick auf den Boden geheftet hielt.

Er bemerkte erst den Yankée, als ihn derselbe sachte mit dem Finger auf die Schulter tippte.

„Sie wünschen?" rief der Pfarrer ebenso unwirsch als erstaunt.

Steward legte die Finger an den Mund und bedeutete dem Mestizen ihm in's Freie zu folgen; offenbar wollte er, daß der Baron, der gleich nebenan schlief, nicht etwa durch die dünne Bretterwand ihr Gespräch vernehmen könne.

„Señor!“ begann Steward, als man in's Freie gelangt und vor jeder Belauschung sicher war, „Señor! Sie sitzen abscheulich in der Tinte, wenn mein werther Reisecamerad in Chihuahua wirklich plaudern sollte, wie er angedroht, denn mir, mein Herr, ist es beim Abendmahle nicht entgangen, daß der weltberühmte mexikanische Diplomat, Altamira, Sie auch aus einem rein persönlichen Grunde äußerst interessirt. Da ich ferner alle Familienverhältnisse Altamira's auf das Genaueste kenne, so hat mich natürlich der Name, den Sie beim Anblicke der Wahnsinnigen ausstießen, sehr, in der That sehr befremdet und zu Schlüssen verleitet, deren Prämissen für Euer Ehrwürden in der That höchst fatal werden könnten.“

Der Pfarrer zitterte und suchte nach Ausflüchten.

„Beruhigen Sie sich, mein lieber Teofilo,“ sagte Steward und lächelte pfiffig, „ich hoffe, wir werden noch als die besten Freunde scheiden.“

Ueber eine Viertelstunde lispelte nun der Yankée höchst geheimnißvoll mit dem Mestizen. Dann schieden beide Männer mit einem warmen Händedrucke. Steward kehrte in sein Gemach zurück, um bis zum nahen Morgen noch recht sanft zu schlummern. Der Pfarrer hingegen eilte nach den Wigwams seines Indianerdorfes.

Eine halbe Stunde später zogen ein Dutzend Indios, wie zur Jagd bewaffnet, durch die Schlucht hinaus auf den Saumpfad, welcher nach den Casas grandes führte.

Schon eine Stunde vor Tagesanbruch war der Baron auf den Füßen und trieb zum Abmarsche, der auch eine halbe Stunde später etwas überstürzt angetreten wurde. Der Pfarrer ließ es sich nicht nehmen seinen Gästen das Geleite zu geben, und zwar unter dem Vorwande, daß er einige Stunden weit in der Richtung nach den Casas grandes eine kleine Ansiedlung, welche gleichfalls unter seiner priesterlichen Obhut stand, besuchen müsse.

Der Baron, welcher gegen den Mestizen seit der Scene von heute Nacht einen großen Widerwillen empfand und bei sich wirklich fest beschlossen hatte, den Bischof von Chihuahua zu einer strengen Untersuchung wegen der Wahnsinnigen zu veranlassen, ritt eine Strecke weit voraus; unmittelbar hinter ihm trotteten die sieben gemietheten Indianer einher.

Steward, der Pfarrer und der Diener des Barons folgten in einer Entfernung von etwa fünfhundert Schritten.

Nachdem der Marsch bereits volle fünf Stunden gedauert hatte, öffnete sich in einiger Entfernung ein weites Thal. In dasselbe zu gelangen, mußte aber noch eine enge Schlucht passirt werden.

Sorglos und eben in süße Träume an seinen Julius und Isabella versunken, ritt Schwarzenfels entlang des fürchterlichen Abgrundes, über welchen etwas weiter vorne ein paar schlecht zusammengefügte Eichenpfosten als Brücke führten.

Kaum hatte er den schwankenden Steg überschritten, als mehrere Pfeile um sein Haupt schwirrten, ohne jedoch ihn oder sein Pferd zu treffen. Ohne sich zu besinnen, spornte er sein Thier um aus der Nähe des gefährlichen Schlundes zu gelangen, der zu seiner Rechten gähnte. Dieses muthige Vorwärts rettete ihm in der That für den Moment das Leben, denn dadurch entging er der augenscheinlichen Gefahr bei einem näheren Zusammenstoße mit dem ihm noch unsichtbaren Feinde nach der Tiefe zu gedrängt zu werden. So aber hatte er durch ein paar kühne Sätze eine Art Plateau gewonnen und stand mitten unter seinen Gegnern, welche überrascht, daß ihre Pfeile das vermeintlich sichere Ziel verfehlt hatten, sich alsbald zur Flucht wandten, denn die kräftig und blitzschnell geführte Säbelklinge des Barons traf im Nu mehr oder minder gut fünf bis sechs Indios, welche heulend die Flucht ergriffen. Die gemietheten sieben feigen Bursche hingegen ließen Schwarzenfels augenblicklich im Stiche und waren bereits wieder über die Brücke zurückgewichen.

Dem Baron wäre es jedenfalls sehr übel ergangen, wenn er es jetzt mit wirklichen Apachen und nicht mit Indios mansos, nämlich mit als Apachen blos maskirten Leuten aus der Ansiedlung des Padre Teofilo zu thun gehabt hätte. Nur ein einziger von ihnen, ein alter Kämpe, hielt der wüthenden Vertheidigung des Barons Stand und suchte seine Leute durch sein Beispiel und seine wilden Rufe zum erneuerten Angriffe anzufeuern.

Schwarzenfels parirte eben einen gefährlichen Stoß, den der alte Bursche mit seiner Lanze nach ihm geführt. Um den Indios war es jetzt geschehen, denn zweifellos spaltete ihm in der nächsten Secunde der Säbel des Barons nach dieser Parade den Schädel.

Da krümmte sich aber plötzlich der Baron im Sattel, der Säbel entfiel seiner Faust. Steward, der sich hinter ihm geschlichen, hatte meuchlings eine Pistole ganz in der Nähe abgefeuert. In langen Sätzen jagte das Pferd mit dem Baron davon, der nicht aus dem Sattel fiel,

weil er krampfhaft die Schenkel zusammenpreßte, wodurch er seinem armen Thiere die Sporen tief in die Weichen stieß.

„Der wird in Chihuahua nicht plaudern!“ sagte hohnlachend Steward zu Teofilo, der in seiner Nähe stand, und steckte den Revolver langsam wieder in die Tasche.

„Auch Sie nicht!“ erwiderte der Mestize kalt, und stieß blitzschnell dem Yankée ein Messer bis an das Heft in die Brust.

Lautlos stürzte Steward zu Boden.

„Den Dritten dort bindet!“ gebot dann ruhig Teofilo.

Dieser Befehl galt dem verdutzten Diener des Barons, der alsbald von zehn Armen festgehalten und in Bande geschlagen wurde.

Hierauf bestieg Teofilo eine kleine Anhöhe und sah scharf dem flüchtigen Pferde nach.

„Es läuft,“ murmelte er vor sich, „gerade nach der Höllenschlucht zu; in einer Minute wird es sammt seinem leblosen Reiter in einen hundert Klafter tiefen Abgrund gestürzt sein. Requiescat in pace! Ungestraft darf sich Niemand in meine Geheimnisse drängen. Das hätte auch dieser Yankée da bedenken sollen, bevor er mir seine gefährliche Hilfe anbot. Was liegt daran, daß ich ihn niederstieß. Es war ja nur ein Ketzer.“

Als Teofilo gegen Abend sehr wohlgemuthet mit seinen Leuten und dem gefesselten Diener des Barons in die Niederlassung zurückkehrte, verursachte ihm die Kunde seiner Hausleute, daß die Wahnsinnige spurlos verschwunden sei und nirgends gefunden werden könne, einen wahrhaft tödtlichen Schrecken.

Alles was Beine hatte, mußte sich sogleich aufmachen, um die Verschwundene zu suchen. Teofilo bot eine sehr große Belohnung demjenigen, der seine Gefangene zurückbringen würde. — Alle Bemühungen blieben jedoch umsonst. Nach einigen Tagen tröstete er sich mit der nicht ungegründeten Hoffnung, daß die Wüste, welche den Baron und Steward verschlungen, auch der armen Wahnsinnigen zum Grabe geworden sei und demnach seine geheimnißvollen Verbrechen neuerdings ein dichter Schleier bedecken werde. —

Ende des ersten Bandes.

Inhalts-Verzeichniß

des ersten Bandes.

		Seite
I.	Zwei ehrliche Mexikaner. (Mit Bild.)	3
II.	Ein vielseitiger Diplomat	18
III.	Kaiserkrone und Marschallshut	36
IV.	Nebelbilder	47
V.	Sechszehn Jahre zuvor	64
VI.	Ein entlarvtes Scheusal	77
VII.	Des Mestizen Rache. (Mit Bild.)	85
VIII.	In der Sahara. (Mit Bild.)	99
IX.	Rückblicke	110
X.	Das erste Kaiserreich	121
XI.	Santa-Anna	131
XII.	Die Brüder des Wahnsinns. (Mit Bild.)	139
XIII.	General-Diebe	158
XIV.	Biarritz	167
XV.	Eine Rabenmutter	183
XVI.	Spanische Gelüste	198
XVII.	Diplomaten im Schlafrock	205
XVIII.	Eine Intervention. (Mit Bild.)	220
XIX.	Der Hinterhalt. (Mit Bild.)	243

Druck von K. v. Waldheim

Mexiko

oder

Republik und Kaiserreich.

Politisch-socialer

Roman aus der Gegenwart.

Von

Arthur Storch.

Fünfte Auflage.

Zweiter Band.

Pest, Wien, Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1868.

(Uebersetzungsrecht vorbehalten.)

I.

Frankreich und das Völkerrecht.

Der spanische Gesandte Don Gabriel Garcia de Tassara in New-York hatte gehalten, was er im Salon Miramon versprochen.

Am 8. December 1861 erschien das spanische Geschwader vor Veracruz. Sowohl die Stadt als auch das mitten im Meere vor der Rhede gelegene Castell San Juan Ulloa, dessen Herstellung einst den Spaniern nicht weniger als 40 Millionen Pesos gekostet haben soll, wurden von den königlichen Landungstruppen, ohne allen Widerstand von Seite der Mexikaner, besetzt.

Die abziehenden Truppen der Republik hatten sich begnügt, in der Stadt und im genannten Fort gegen 100 Stück Geschütze, welche sie nicht mehr fortbringen konnten, zu vernageln und eine Proclamation zu hinterlassen, welcher zufolge den Einwohnern der Stadt und Provinz Veracruz die Lieferung von Lebensmitteln an die Spanier verboten und Jeder, so dem Feinde irgendwie Vorschub leisten oder gar sich demselben mit den Waffen in der Hand anschließen sollte, als Hochverräther erklärt und mit dem Tode bedroht wurde.

Dagegen besagte eine Proclamation des Oberbefehlshabers der Spanier an die Einwohner der Stadt: „Die spanischen Truppen kämen nicht in der Absicht eine Eroberung zu machen, sondern nur um Genugthuung für die nicht ausgeführten Verträge und ausgeübten Gewaltthaten, sowie Bürgschaften für die Zukunft zu fordern. Die größte Genugthuung für die spanische Armee werde, nachdem sie ihre Aufgabe vollendet, darin bestehen, nach Spanien mit dem Bewußtsein zurückzukehren, sich die Zuneigung der Mexikaner erworben zu haben."

Um den geringen positiven Werth solcher Kundgebungen von „Generals-Politik" kennen zu lernen, liefert die Geschichte vielfache Beweise. Entweder sind derlei Proclamationen eine schon von Haus aus für verkappte Zwecke berechnete Mache oder eine bloße Sonde betreffs

der Volksstimmung oder aber nur der Erguß mehr oder minder rein persönlicher Anschauungen und Intentionen des kommandirenden Chefs, der dabei aber gewöhnlich weit über das Ziel hinausschießt und sich über kurz oder lang, namentlich, wenn es etwas schief zu gehen anfängt, eine Desavouirung von Seite seiner Regierung zuzieht. Wir wüßten auch keinen Fall anzuführen, wo derlei Proclamationen wirklich dauernde und geordnete Rechtszustände geschaffen hätten; weit leichter würde es uns fallen eine erkleckliche Anzahl von Erpressungen, Justificirungen und sonstiger Greuel aller Art herzuzählen, deren Urheberschaft in solchen Proclamationen wurzelt. Wo einmal die Macht vor dem Rechte geht, da gibt es eben keinen Rechtszustand mehr, daher der Ausdruck „Kriegsrecht" geradezu als ein Paradoxon, als eine logische Unmöglichkeit bezeichnet werden muß.

Die pompösen Verheißungen des spanischen Generals Serrano fanden auch im Volke wenig Anklang und Glauben. Wer nur immer konnte verließ Veracruz, dessen Besetzung in Puebla dem Pöbel das Signal gab alle von Spaniern bewohnten Häuser zu plündern und zu zerstören, so daß die republikanische Regierung mehrere Tausend Mann aufbieten mußte um die Ordnung wieder herzustellen. Zu jener Zeit verließ der französische Gesandte Dubois de Saligny die Hauptstadt Mexiko, wobei er seine und der spanischen Gesandtschaft Archive mitnahm. Diese Archive gingen aber unterwegs gänzlich verloren, weil sich der gedachte Gesandte zweimal durch Banden von mehreren hundert Köpfen hindurchschlagen und froh sein mußte, schließlich mit dem nackten Leben Veracruz zu erreichen.

Das erste Geschäft, welchem die Spanier in Veracruz mit allem Eifer oblagen, bestand in dem Einziehen der Zölle für eigene Rechnung.

Am 5. Januar erschienen endlich vor dieser Stadt auch die Geschwader von England und Frankreich, sowie die aus Europa nachgesendeten Verstärkungen der spanischen Occupationstruppen unter dem berühmten General Prim, Graf von Reus, welcher von der Vorsehung bestimmt zu sein scheint in seinem Vaterlande noch eine große Rolle zu spielen.

Inzwischen hatte die Regierung des Juarez in Mexiko energische Anstalten zur Vertheidigung getroffen. 52.000 Mann Nationalgarden wurden einberufen. General Uraga nahm mit 20.000 Mann bei Puebla Stellung um den Marsch der Invasionsarmee aufzuhalten. Bald trat er jedoch aus dieser offensiven Haltung heraus und marschirte mit

einem Theile seiner Truppen auf Veracruz los, welches er auf der Landseite gegen Ende Januar so eng blockirt hielt, daß gar keine Lebensmitteln von dieser Seite in die Stadt kamen und der französische Befehlshaber sich genöthigt sah, eilends Dampfer nach Havaña zu senden um Schlachtvieh herbeizuholen. Um die Misère zu vollenden, brachen zwischen den Spaniern und Franzosen Zwistigkeiten aus, welche zwischen den Offizieren zu zahllosen Duellen und zwischen der Mannschaft zu offenen Schlachten im Kleinen führten. Außerdem stellte sich auch der böse Gast von Veracruz, das gelbe Fieber, schnell ein. Die spanische Truppe litt von demselben fast gar nicht, weil sie aus lauter in der Havaña bereits seit Jahren garnisonirenden Leuten bestand und mit gewohnter Mäßigkeit lebte. Die Franzosen jedoch erlagen der Seuche zu Hunderten, und mit wahrem Galgenhumor tauften sie den Friedhof von Veracruz in „jardin d'acclimatisation des Français“ um. Eine schwüle, düstere Stimmung bemächtigte sich immer mehr der Occupationstruppen, welche überall der entschiedensten Antipathie im Volke begegneten, während ihnen von den eigenen Offizieren stets vorgemacht worden war, daß man sie als Befreier, als Freunde mit offenen Armen empfangen würde. Selbst die einheimischen öffentlichen Dirnen wandten sich von ihnen mit Haß und Verachtung ab. Die Ohnmacht der clerikalen Partei, auf die Geschicke und die Stimmung des Landes maßgebend einzuwirken, lag abermals klar am Tage. Die Spanier und Engländer begriffen rechtzeitig, daß unter diesen Umständen in Mexiko nichts zu holen sei. Nicht so die Franzosen, welche sich in ihrer nationalen Eitelkeit einbildeten, daß die Dinge viel besser sich gestalten würden, wenn sie die lästigen Alliirten nicht auf dem Halse hätten.

Die Lage in Veracruz wurde im Monate Februar vollkommen unleidlich. Die französischen Truppen hatten bereits 20 Procente ihres Mannschaftsstandes durch das gelbe Fieber eingebüßt, die Spanier rauften immer wüthender mit ihren lieben Waffenbrüdern von jenseits der Pyrenäen und die englischen Landtruppen, welche von ihrem Commandanten Sir Charles Wyke vor der Seuche mit Erfolg bewahrt wurden, indem man sie an Bord zurückhielt, murrten laut über die unleidliche Gefangenschaft.

Es wurde daher beschlossen einen Vormarsch zu wagen, um aus der tierra caliente in die tierra templada zu gelangen. Nicht mehr als zwei Meilen vermochten die Verbündeten per Tag zurückzulegen; sie fanden auf ihrem Wege weder Wasser noch Lebensmitteln. Man erreichte

endlich die Gebirgskette von Chiquehuita. Hier 6 bis 8000 Fuß über der Meeresfläche war man zwar von der fürchterlichen Epidemie sicher, aber bei dem gänzlich derouten Zustande der Invasionstruppen, namentlich der Franzosen, war es unmöglich, das von einer Armee Doblado's und 30 Geschützen vertheidigte Defilée zu stürmen; die Verbündeten, welche weder vor noch rückwärts konnten, mußten sich bequemen mit General Doblado in Unterhandlung zu treten. Doblado war gutmüthig, oder wie Juarez vielleicht nicht ohne Grund behauptete, schlecht genug, mit einem Feinde, den er bis auf den letzten Mann hätte vernichten können, einen für die Verbündeten überaus günstigen Waffenstillstand am 19. Februar 1862 abzuschließen. Es ist dies die sogenannte Convention von Soledad. Selbst Thiers nennt diesen Waffenstillstand eine Großmuth, denn, sagt er, es hätte hingereicht uns in Veracruz zu blockiren, wo wir vor Hunger und Krankheiten hätten umkommen müssen.— Höchst wahrscheinlich wurde Doblado für seine Großmuth sehr gut vom französischen Admiral Jurien de la Gravière, dem Oberbefehlshaber der Alliirten, honorirt, denn die Quelle des plötzlichen Reichthumes dieses Mannes ein halbes Jahr später, ist unbekannt geblieben.

In Folge der gedachten Convention durften die Franzosen in Tehuacan, die Spanier in Orizaba und die Engländer in Cordova Quartier nehmen, jedoch sollten diese Truppen, sobald die Unterhandlungen eine Unterbrechung erleiden, unverzüglich wieder ihre frühere Stellung einnehmen; die Spitäler der Verbündeten würden dann unter dem Schutze der mexikanischen Nation zu stehen haben.

Die Verhandlungen zwischen den Verbündeten und der mexikanischen Regierung schienen gegen Ende März 1862 zu einem vollkommen befriedigenden Resultate zu führen. Die Republik war sogar bereit, die betrügerischen und höchst übertriebenen Forderungen des Bankier Jeker, dessen Proceß mit der mexikanischen Regierung einen Hauptvorwand zur Einmischung Frankreichs in die Angelegenheiten Mexiko's abgab, größten Theils anzuerkennen, sowie es bereits alle übrigen gerechten Forderungen der Alliirten nicht nur anerkannt, sondern sogar theilweise auch befriedigt hatte. Es wäre daher eine große Perfidie behaupten zu wollen, daß die Regierung des Juarez nicht Alles aufgeboten habe, um einen Krieg zu vermeiden.

Spanien, welches sich über die Möglichkeit seine Gelüste auf Mexiko zu befriedigen, wieder einmal recht gründlich enttäuscht sah, und

England, welches in dieser Affaire nie eine andere Absicht hatte, als die Schulden seiner Staatsangehörigen einzutreiben, hielten jetzt die mexikanische Intervention für vollkommen beendet, und warteten die Vertreter beider Staaten nur die Ratification der nach Europa abgesendeten Verträge ab, um sofort ihre Streitkräfte wieder heimwärts zu beordern.

Zum Erstaunen der ganzen Welt, sendete Napoleon statt der erwarteten Ratification des Vertrages von Soledad, den General Lorencez mit einer französischen Armee nach Veracruz, und mit neuen Instructionen, welche die gedachte Convention gänzlich desavouirten.

Am 9. April erschien General Lorencez in Orizaba, und berief die Vertreter Spaniens und Englands zu einer Conferenz, deren ziemlich stürmischer Ausgang darin bestand, daß diese beiden genannten Vertreter feierlich erklärten: es sei kein Grund vorhanden, Feindseligkeiten gegen Mexiko zu beginnen. — General Lorencez hingegen behauptete die Nothwendigkeit der mexikanischen Regierung den Krieg zu erklären.

Die Engländer und Spanier verließen Mexiko.

Dem klaren Wortlaute der Convention von Soledad zufolge, hätten nun die Franzosen Cordova verlassen und sich nach Veracruz zurückziehen müssen, wo es ihnen dann frei stand, den Krieg beliebig zu beginnen. —

Dagegen erhob sich aber mit lauter Stimme der französische Generalstab, welcher erklärte, daß dies einer vollständigen Vernichtung der französischen Armee gleich kommen würde, und daß man um jeden Preis vorwärts müsse. Dieser Ausspruch des französischen Generalstabes beruht aber durchaus nicht auf Wahrheit; man wollte sich eben nur die Arbeit ersparen, die Pässe des Chiquehuita, die man jetzt hinter sich hatte und dann wieder vor sich gehabt hätte, zu stürmen.

Der Admiral Rigault de Genouilly, ein wackerer Mann und ehrenhafter Charakter, widersetzte sich entschieden einem solchen Verrathe, und das Commando kraft der ihm übertragenen Vollmachten übernehmend, ordnete er den Rückzug in die Sandebenen von Veracruz an. — Allein der französische Generalstab war fest entschlossen, lieber die Convention von Soledad in der entehrendsten Weise zu verletzen, als den Mexikanern die Positionen wieder zurückzugeben, die sie den Franzosen auf Treue und Glauben eingeräumt hatten.

„Um auf den Admiral einen Druck zu üben," — erzählt ein Staatsmann, welcher die Intervention in Mexiko vom Anfange an in der nächsten Nähe beobachtet hatte, in seinen fragmentarisch kürzlich

in Wien veröffentlichten Erinnerungen — „wurde folgende Kriegslist ersonnen: Man ließ einige Soldaten in Cordova ankommen, die mit bestürzten Gesichtern in den Straßen ausschrieen, daß die Mexikaner sich anschickten, die im Spitale zu Orizaba zurückgebliebenen französischen Verwundeten zu massacriren, und sofort erfolgte der Vormarsch, angeblich um die französischen Verwundeten zu befreien, die nicht die geringste Gefahr liefen. Mit diesem unwürdigen Verrathe debutirte die Expedition." —

Die französischen Truppen ergossen sich über die Route von Cordova mitten im Waffenstillstande (die eigentliche Kriegserklärung erfolgte erst am 19. April), ja ohne auch nur ein Wort der Verständigung an den General Zaragoza, der die Mexikaner in Orizaba befehligte, gerichtet zu haben. Unterwegs treffen sie auf eine mexikanische Truppenabtheilung, welche den von Orizaba zurückkehrenden und mit dem Degen in der Scheide friedlich dahinschreitenden General Prim das Geleite gab. — Die Franzosen säbeln den Vortrab dieses Detachements nieder, und greifen dann dieses letztere selbst mit dem Bajonnete an. Einige mexikanische Offiziere, welche französisch sprachen, leiten sofort eine sehr aufgeregte Auseinandersetzung mit den französischen Offizieren ein, in Folge deren wenigstens dem Gemetzel Einhalt gethan wird. In Orizaba weigert sich anfänglich General Zaragoza der Nachricht, daß die Franzosen im Laufschritte herbeieilen, Glauben zu schenken. „Wie," sagt er, „mitten im Waffenstillstande und mit Hintansetzung der Convention von Soledad sollten sie uns angreifen wollen?" Aber im selben Augenblicke drang schon der französische Vortrab in Orizaba ein, die mexikanischen Truppen niedermetzelnd, die gar nicht daran dachten, sich zu vertheidigen. Zaragoza hat nur noch Zeit, eine Handvoll Menschen zusammenzuraffen und in die Cordilleren zu fliehen. Einen Augenblick versuchte er, die steilen Gebirge Cumbres zu vertheidigen. Aber seine wenige Mannschaft reichte dazu nicht hin, und er verließ daher am 28. April 1862 seine feste Stellung bei Aculzingo, jenem großen schönen Dorfe, welches in einem reich angebauten Thale im Süden von Orizaba, an der großen Straße von Veracruz nach Mexiko, 5770 Fuß über dem Meere gelegen und fast ausschließlich von Azteken bewohnt ist.

Die wohlfeile Einnahme von Aculzingo haben die Franzosen dazumal als einen großen Sieg ausposaunt, obgleich dabei nur 20 Marodeurs und zwei unbrauchbare und nicht transportfähige Berghaubitzen in ihre Hände fielen. General Zaragoza räumte diesen Ort nur um

schleunigst nach Puebla zu gelangen und diese Stadt in Vertheidigungsstand zu setzen, bevor General Lorencez acht Tage später daselbst ankam. —

Von welch' leichter Seite man in Paris die mexikanische Expedition nahm, geht klar aus dem Umstande hervor, daß der Minister Billault am 14. März dem gesetzgebenden Körper den ersten, und wie wir schon sahen, so kläglich mißlungenen Aufbruch der Franzosen von Veracruz nach dem Inneren etwas voreilig mit dem Bemerken meldete: „Ich glaube die Versicherung geben zu können, daß die Hauptstadt von Mexiko zur Stunde bereits genommen ist", während gerade zur selben Zeit die Verbündeten bei Doblado um Quartier in Tehuacan, Orizaba und Cordova betteln mußten.

Ferner können wir nicht unterlassen anzuführen, daß Billault am selben Tage und am selben Orte im Namen der französischen Regierung betheuerte, daß selbe die Wünsche des mexikanischen Volkes achten werde, und daß ihr (der französischen Regierung) nichts ferner liege als die Absicht, dem Erzherzoge Maximilian von Oesterreich dort einen Thron zu errichten.

So zu lesen im Moniteur universelle vom 15. März 1862. Herrn Billault und seinem Meister mag es damals mit letzterer Phrase wirklich Ernst gewesen sein, denn das in Biarritz von Wallewski gegen die Fürstin Lobieski*) ausgeplauderte Project für den Herrn „Vetter" in Mexiko einen Thron zu errichten, war im März 1862 noch nicht fallen gelassen. Erst zwei volle Monate später, als durch die derben Schläge, die die Franzosen bei Puebla bekamen, über die wahre Sachlage dem modernen Cäsar die Augen aufgingen, sah man sich in den Tuilerien nach einem anderen Sündenbocke um, der sich verleiten ließ die mexikanische Wiedergeburt zu büßen. Dem großen Scharfsinne Napoleons war die Unmöglichkeit, sein Programm betreffs Mexiko's durchzuführen mit einem Male klar geworden und die Nebelbilder, die ihm die „Schwarzen" seit Jahren über Mexiko vorgegaukelt, zerflossen jetzt vor seinem hellsehenden Geiste in ihr Nichts; aber die durch die erlittene schwere Niederlage tief engagirte Ehre Frankreichs erforderte

*) Da in der polnischen Sprache auch die Eigennamen nach dem Geschlechte bezeichnet werden, so hätten wir eigentlich hier und schon früher, stets Lobieska sagen sollen, so oft wir von der Fürstin sprachen. Wir wollen jedoch den Leser nicht mit diesem das deutsche Ohr befremdenden Unterschiede von ki und ka behelligen und werden dies auch in Zukunft unterlassen.

es, sich mit Geschick aus der Schlinge zu ziehen! Einen Napoleoniden, und wäre es auch nur der gehaßte „Plon Plon“ gewesen, konnte man nicht in die Patsche bringen und darin sitzen lassen, also — mußte ein anderes Opfer gesucht werden. — — —

Doch wir dürfen dem Gange der Ereignisse nicht allzuweit vorauseilen; wir müssen vielmehr noch einen Augenblick zu der Ankunft des General Grafen Lorencez in Veracruz zurückgreifen. Mit ihm waren gleichzeitig im Lande zwei Männer erschienen, einer im Kriegsgewande, der andere im Priesterkleide; an ihren Namen knüpften sich für Mexiko keineswegs erfreuliche Erinnerungen. Pater Miranda war als Eiferer und Finsterling ungern gesehen und Almonte wurde von allen Parteien im Lande ein Verräther genannt. Beide galten für unbedingte Gegner der bestehenden Regierung. Seit Jahren schon hatten sie dem Gebieter Frankreich's die Verhältnisse Mexiko's vom Gesichtspunkte ihrer selbstsüchtigen Absichten und Erwartungen dargestellt. Die mit Ostentation gepflogene Verbindung mit solchen allgemein verhaßten Persönlichkeiten machte den Franzosen die Ausführung einer Mission des Friedens im Vorhinein unmöglich. Uebel berathen wie es über die mexikanische Angelegenheit anfangs Napoleon selbst war, schadete er sich unendlich durch seinen directen oder indirecten Verkehr mit solchen Parteileuten, welche die Fremden nur in's Land locken wollten um ihre Privilegien zu schützen, und ihren Einfluß und ihre Herrschaft wieder herzustellen.

Auf diese Weise hatten die Franzosen, noch ehe sie ihre Maske in Mexiko vollends abwarfen, bereits den größten Theil des Landes gegen sich und sogar Viele von denen, welche im Interesse der Ordnung und der Wohlfahrt des Landes, also aus Motiven, welche dem Rechtssinne und dem Patriotismus entsprangen, dem angekündigten Erscheinen auswärtiger „Staatsretter“ noch mit ziemlichen Hoffnungen entgegen sahen, nahmen gegründeten Anstand sich den anrüchigen napoleonischen Sendboten zu nähern, während die große Masse des Volkes, nur ihrem Instinkte folgend, die ungebetenen Gäste gründlich verabscheute.

Man darf es also Juarez nicht verargen, wenn er die Entfernung der erklärten Friedensstörer im Gefolge des französischen Befehlshabers verlangte, falls er zu Letzterem in persönliche Beziehungen treten sollte.

Statt dessen ließ es General Lorencez geschehen, daß Almonte sich ganz eigenmächtig zum Präsidenten von Mexiko erklärte, und in

Veracruz eine Regierung installirte, deren ganzer Zweck in erster Linie sichtlich nur auf Erpressung gerichtet war. Nicht genug — das französische Cabinet nahm gar keinen Anstand mit dieser Regierung, deren Existenz jedweder Rechtstitel abging, in diplomatischen Verkehr zu treten und selbe dadurch anzuerkennen.

Den unsteten, ehrgeizigen Miramon ließen die Erfolge seines alten Parteigenossen Almonte nicht ruhen. Die sogenannte Regierung in Veracruz, welche vorläufig nur fleißig einzunehmen aber keine Auslagen zu bestreiten hatte, disponirte über sehr anständig gefüllte Cassen. Es wäre ganz und gar wider die Natur und die bisherige Gepflogenheit von Leuten wie Almonte und Consorten gewesen, ein paar Millionen Dollars lange todt liegen zu lassen; bei der herrschenden Unsicherheit war es jedenfalls nur ein Act löblicher Klugheit, wenn jedes Mitglied der Regierung in Veracruz einen Theil des Geldes in persönliche Aufbewahrung nahm. Miramon, ein in dieser Richtung schon bewährter Patriot, wollte seinen lieben Parteigenossen ihre Sorgen und Lasten natürlich bestens erleichtern helfen und daher den wahrscheinlich sehr nahen Moment der Theilung ja nicht versäumen. Auch seinem guten Freund Robles wandelte eine ganz gleiche Aufopferungsfähigkeit an und so machten sich denn Beide zusammen heimlich von Mexiko auf, um sich der Regierung in Veracruz „zur Verfügung zu stellen."

Aber nur Miramon erreichte das Ziel seiner Reise. Robles ward in der Nähe des französischen Lagers ergriffen, vor ein mexikanisches Kriegsgericht gestellt und nach kurzem Processe erschossen. Wir wollen nicht den bösen Zungen Glauben schenken, welche behaupten, daß die Denunciation, in Folge derer Robles von einer mexikanischen Streifpatrouille aufgespürt wurde, von Miramon ausging, damit bei der bevorstehenden Theilung in Veracruz ein Candidat weniger sei. Die Ehre, welche Miramon fünf Jahre später in seinem letzten Augenblicke zu Theil geworden, nämlich die Ehre an der Seite seines edlen Kaisers zu sterben, läßt es uns als ein Gebot des Anstandes erscheinen, auf diesen Punkt nicht weiter zurückzukommen.

Sonderbar erscheint es aber, und fast als eine Verhöhnung der damals noch zweifellos legitimen Regierung des Juarez muß es angesehen werden, daß General Lorencez sich nicht entblödete die Justificirung eines aufgegriffenen Ueberläufers und Verräthers wie Robles

zum Gegenstande einer eigenen Beschwerde wider die republikanische Partei zu erheben.

Es war dies übrigens nur ein weiterer Beweis in welch' schlaffen Beziehungen in der mexikanischen Angelegenheit vom Anfange an zu einander standen:

„Frankreich und das Völkerrecht."

II.

Die Dornen von Puebla.

Lauter Jubel ertönte in den Reihen der französischen Armee, als derselben die von General Lorencez erlassene Kriegserklärung an die Republik Mexiko kundgemacht wurde.

Guten Muthes und leichten Schrittes traten die in Veracruz neu gelandeten Truppen bei brennender Sonnenglut den Marsch an, um ihre Cameraden, welche wider alles Völkerrecht nicht nur ihre Positionen jenseits des Chiquehuitagebirges inne behielten, sondern auch Orizaba überfallen hatten, alsbald einzuholen und vereint mit denselben so ganz im Vorbeigehen die „Rose von Puebla" zu pflücken.

Die Selbsttäuschung, daß man mit Leichtigkeit und ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen, bis zur Hauptstadt werde vordringen können, theilte General Lorencez mit dem Letzten seiner Leute. Es liegt uns ein Marschplan vor, welchem zu Folge, einschließlich der Rasttage, respective der von der Bevölkerung veranstalteten Freudenfeste, der 42 Meilen lange Weg von Veracruz bis Mexiko genau in 21 Tagen zurückgelegt werden sollte, wobei durchschnittlich 3 Meilen täglich zu machen waren und jeder dritte Tag als Rasttag entfiel.

Die bei dem Ausmarsche sehr gehobene Stimmung der Mannschaft und der Offiziere steigerte sich bis zum Enthusiasmus, als man, so zu sagen noch vor den Thoren von Veracruz, am Antigua und la Platafluß auf Abtheilungen mexikanischer Kavallerie stieß und selbe nach kurzem Kampfe zurückwarf.

Aber bereits in Cordova und Orizaba begannen die Einsichtsvolleren bedenkliche Gesichter zu schneiden. Von dem allgemeinen Jubel, den

Almonte von Seite der Bevölkerung aller Stände und Racen den Franzosen während des Marsches versprochen hatte, ließ sich nun ein Mal nichts wahrnehmen. Höchstens, daß einige Geistliche sich hier und da im Hauptquartiere präsentirten, aber auch diese Herren beobachteten mehr oder minder eine sehr reservirte Haltung und machten sich gar bald unsichtbar, als die Franzosen sich auf den practischen Standpunkt stellten, indem sie ihren neuen Freunden zumutheten, ihre gute Gesinnung durch ausgiebige Lieferungen von Lebensmitteln und Fourage zu bethätigen.

Indeß tröfteten sich General Lorencez und seine Leute mit Puebla, der größten und wichtigsten Stadt nach Mexiko. Hatte man nur einmal die „Stadt der Engel" in Besitz, dann mußte ein großer moralischer Rückschlag auf die Stimmung des Volkes erfolgen, das, so meinte man in thörichter Verblendung auch jetzt noch immer, zur Stunde nur aus Furcht vor den Juaristen seine Begeisterung für die „Retter Mexiko's" mühsam zurückhielt. Schon drei Meilen weit, schworen Almonte und Consorten hoch und theuer, würde die ganze Bevölkerung von Puebla, an der Spitze der Clerus und die Vornehmsten der Provinz, den Franzosen entgegenziehen und die Stunde ihres endlichen Eintreffens segnen.

Am 4. Mai erreichte die französische Armee, welche gegen 10.000 Mann zählte, Puebla de los Angelos. Von der versprochenen Procession und demonstrativen Bewillkommnung ließ sich nirgends eine Spur blicken. Mit verdutztem Schweigen schlugen die Franzosen eine kleine Meile von der Stadt bei Los Alamos das Lager auf. Die nach allen Windrichtungen ausgesandten Recognoscirungs-Detachements wurden überall mit Flintenschüssen statt mit dem gehofften „Vive la France" empfangen und mußten schleunigst das Weite suchen.

Den Beinamen „Stadt der Engel" verdankt Puebla der Legende, daß Engel am Bau der schönen Hauptkirche mitgeholfen. Diese Kathedrale ist wirklich das erwähnenswertheste Gebäude Puebla's. Sie steht ganz frei auf einer erhöhten, schön mit Steinen belegten Estrade an der Plaza mayor. Das Aeußere dieses weitläufigen Gebäudes, mit seinen bunten schlanken Thürmen, im reinsten dorischen Style aus Quadern eines dunkelgrünlichgrauen Basaltsteines erbaut, ist einfach. Nur wenige aber passende architektonische Ornamente schmücken dasselbe und an geeigneten Stellen stehen Statuen von Heiligen aus einem schönen alabastergleichen, durchscheinenden Kalkstein gearbeitet. Das Innere des

Domes ist kühn gewölbt, von majestätischen Säulen getragen und über alle Beschreibung reich, aber mit Schnitzwerk und Vergoldungen aller Art äußerst überladen. Das Schönste ist der Hochaltar, der aus einheimischem Marmor und anderen edlen Steinarten von einem italienischen Künstler nach römischen Zeichnungen angefangen, erst 1819 von einem Pueblaner, Don José Manzo vollendet wurde und über eine halbe Million Pesos gekostet hat. Die Ausführung ist zwar im reinen Styl gelungen, aber für das Gebäude zu colossal, denn die Spitze des Altares reicht bis an die Wölbung des Domes hinauf, dieselbe fast berührend.

Es ist schwer sich einen Begriff von der Pracht und dem Reichthume dieser Kathedrale zu machen, ohne solche gesehen zu haben. Wohin das Auge blickt, trifft es auf Altäre von massivem Silber, auf ungeheuere Candelaber und Ampeln von demselben Metalle, auf mehrere centnerschwere Leuchter, auf goldene und silberne, mit Edelsteinen dicht besäte Altargefäße. Die reich mit Basreliefs verzierte Kanzel ist ganz von Marmor, die Holzschnitzereien an den Chorstühlen der Domherren sind äußerst kunstreich und ein in Holzmosaik ausgelegtes Christusbild findet an Schönheit der Ausführung vielleicht nirgends seines Gleichen. Zwei gewaltige Orgeln blicken in das Chor herab. Von den zahllosen Gemälden besitzt jedoch kein einziges einen besonderen Kunstwerth.

Ein großer Luxus herrscht auch in allen Arten von Meßgewändern und Teppichen, welche die kostbarsten Goldstickereien enthalten. Ueberdieß besitzt die Kirche eine so bedeutende Menge an baarem Gelde, daß, als die Föderalisten im Jahre 1834 während der Revolution in die Schatzkammer einbrachen, sie die Piaster karrenweise daraus wegführten.

Die Kathedrale von Puebla gehört unstreitig zu den schönsten und reichsten der Welt; sie wurde im Jahre 1649 eingeweiht. Von ihren stattlichen Thürmen, wovon einer eine 10.000 Pfund schwere Glocke trägt, genießt man eine ungemein imposante Aussicht. Zu seinen Füßen hat man die wunderbar regelmäßig erbaute Häusermasse Puebla's, über welche sich mehr als 100 Thürme erheben, denn außer der Kathedrale gibt es hier 71 Kirchen und Kapellen, 9 Männer- und 11 Frauenklöster. Die Häuserzahl beträgt, die Vorstädte nicht mitgerechnet, nahezu 3000. Man zählt 26 größere und kleinere Plätze; 44 öffentliche Brunnen werden reichlich durch eine Wasserleitung gespeist, welche eine schwache Meile nördlich der Stadt mehrere vortreffliche Quellen sammelt.

Die geraden, breiten Straßen laufen nordöstlich und südöstlich,

kreuzen sich rechtwinklich, haben guten Abfluß und zeichnen sich durch Reinlichkeit und ein ganz erträgliches Pflaster, welches weit besser als in der Hauptstadt ist, aus.

Zu den prachtvollsten Straßen gehören die Calle de Mercaderes und de Mensones. Die Häuser sind groß, geräumig, fast durchgehends drei Stock hoch, zumeist mit zierlichen Balkons geschmückt und entweder mit lebhaften Farben angestrichen oder nach maurischer und niederländischer Art mit mosaikartig geordneten glasirten Porzellan- und Thonfliesen bekleidet.

In der Industrie nimmt Puebla unter allen mexikanischen Städten den ersten Platz ein. Die Bevölkerung ist fast durchgehends wohlhabend. Die Stadt und Umgebung zählt viele sehr reiche Familien. Mit der Moralität der unteren Classen, welche ganz unter dem Einflusse des Clerus stehen, ist es aber nicht zum Besten bestellt. Eine große Genußsucht und Prachtliebe wirkt depravirend auch in der sogenannten feinen Gesellschaft, welche sich äußerlich sehr freisinnig, gastfrei und wohlthätig zu geben liebt.

Wir hielten diese vielleicht etwas zu ausführliche Skizze von Puebla für nothwendig, weil diese Stadt in der ganzen mexikanischen Affaire beinahe eine hervorragendere Rolle als die Hauptstadt Mexiko selbst gespielt hat und selbe überdieß durch längere Zeit der Standplatz der Legion österreichischer Freiwilliger gewesen ist.

Herrlich, wie die Stadt Puebla selbst, ist ihre Umgegend. Unweit von dort liegt Cholula, das einstige Mekka der Ureinwohner mit seiner berühmten Pyramide, welche mit den gleichnamigen Bauwerken der Pharaonen wetteifert. Westlich erhebt der Popocatepetl sein schneeiges Haupt, und weiterhin, gegen Mexiko zu, verlaufen die zerklüfteten Gebirgszüge in das Gebiet der interessanten ehemaligen Indianerrepublik Tlascala.

Nordöstlich von Puebla liegen die befestigten Klöster Loreto und Guadeloupe, welche den Zugang zur Stadt beherrschen. General Lorencez beschloß daher, sich dieser beiden wichtigen Positionen zu bemächtigen, bevor er gegen die Stadt selbst vorrückte, deren Behauptung ohne den Besitz der genannten Forts in der That unhaltbar wäre.

Den Gegner im höchsten Grade unterschätzend, und in der festen Meinung, daß die Pueblaner bereits mit Spannung auf den ersten Donner der französischen Geschütze harrten, um sich in Masse zu erheben und durch eine kräftige Diversion die republikanischen Truppen zur

schleunigsten Räumung der Stadt zu zwingen, gönnte Lorencez seinen Truppen keinen einzigen Rasttag.

Bereits sechszehn Stunden nach der Ankunft vor Puebla, nämlich am 5. Mai 1862, ließ der Commandirende der Franzosen zur Attaque blasen. Um 11 Uhr Vormittags hoffte er zuversichtlich mit seinem Generalstabe dem Te Deum in der Cathedrale zu Ehren des Sieges der französischen Waffen anzuwohnen.

Mehrere Batterien reitender Artillerie fuhren auf, und warfen um die Wette ihre Geschoße in die oberwähnten Forts. Nicht ein einziger Schuß wurde von Seite der Mexikaner zur Erwiderung gethan. Mit Hohngelächter und unter lustigen Gesängen rückten jetzt zwei Bataillons Zuaven vor. Mehrere Compagnien Marine-Infanterie, sowie das 99. Infanterie-Regiment folgten unmittelbar nach. Einige Züge leichter Cavallerie plänkelten in den Flanken der Zuaven.

Die beiden Colonnen der Franzosen waren zusammen über 5000 Mann stark.

Ganz unbehelligt gelangten die Zuaven bis an die Festungsgräben. Die Mexikaner verhielten sich noch immer mäuschenstill. Es lag die Vermuthung nahe, daß die Forts bereits geräumt sein mochten.

Schon machten die Franzosen Miene unter den Klängen der Marseillaise Leitern anzulegen und die Verschanzungen zu erstürmen. Da demaskirten die Mexikaner auf einmal ihre sämmtlichen Geschütze, welche sie ganz unsichtbar gehalten hatten und mehr als hundert Feuerschlünde spieen einen furchtbaren, vernichtenden Kartätschen- und Granatenhagel in die Reihen der unvorsichtigen, übermüthigen Zuaven, welchen nichts übrig blieb, als schleunigst die Flucht zu ergreifen. Sie sammelten sich jedoch bald wieder und wuthentbrannt stürmten sie neuerdings vorwärts. Auch diesmal ließen die Mexikaner den Feind ganz nahe herankommen, bevor sie Feuer gaben. — Zum zweiten Male mußten die Franzosen zur Flucht sich wenden. — Aber die tapferen Zuaven, ihrer alten Bravour eingedenk und rasend über die zweifache Schlappe, die sie eigentlich nur der Bornirtheit ihrer Führer zu verdanken hatten, verlangten abermals zum Sturme geführt zu werden, obgleich ihre Reihen bereits entsetzlich gelichtet waren. Vereint mit der Marineinfanterie und dem 99. Infanterie-Regimente, rückten die Zuaven an der Tête abermals gegen die Verschanzungen.

Mit bewunderungswürdiger Resignation hielten die Anstürmenden auch eine dritte mörderische Salve der mexikanischen Batterien aus und

einzelne Abtheilungen erklommen wirklich die Verschanzungen, wo sich nun ein wilder Kampf, Mann gegen Mann, entspann. — Hier und da begannen die Mexikaner zu wanken, aber überall wußte ihr ebenso tapferer als umsichtiger General Zaragoza rechtzeitig Hilfe zu bringen. Schon währte dies Gemetzel über eine Stunde und wer weiß, ob es den Franzosen nicht dennoch gelungen wäre, wenigstens eine oder die andere Position zu nehmen, als plötzlich ein furchtbares Ungewitter, wie es nur die Tropen erleben, mit aller Macht losbrach. — Tausend Blitze durchzuckten auf einmal das Firmament und einige Minuten später stürzte ein Wolkenbruch nieder. — Auf den lehmigen, schlüpfrigen Böschungen war es jetzt eine reine Unmöglichkeit geworden, einen Schritt zu thun. — Die Franzosen wandten sich zur Flucht; selbst der Himmel hatte sich verschworen, ihren Leichtsinn und ihren Uebermuth zu züchtigen. — Den „besten Soldaten der Welt," war durch die bisher von ihnen so sehr verachteten Mexikaner und durch halb verhungerte, miserabel bewaffnete, indianische Soldaten eine schwere Niederlage bereitet worden.

An Todten und Verwundeten zählten die Franzosen über 600 Mann, darunter den Oberst der Chasseurs von Vincennes. Die Größe des Verlustes der Franzosen läßt sich schon aus dem Umstande entnehmen, daß die Mexikaner Tags darauf 230 französische Leichen, die sie in den Schanzen vorfanden, verbrannten. — Dies ist jedoch nur ein Bruchtheil ihres Verlustes, weil sie eine Menge Todte, namentlich bei den ersten zwei Rückzügen mit sich geschleppt hatten.

Der Hochmuth und die Siegeszuversicht der Invasionstruppen war durch diese Niederlage so sehr gedämpft worden, daß sie sich in ihrem gestern gewählten Lagerplatze bei Los Alamos nicht mehr sicher hielten, sondern sich auf die von Puebla eine gute Stunde entfernten Höhen von Amelucan und Cahapa eilends zurückzogen und dort über Hals und Kopf verschanzten.

Aber auch diese Position, in welcher sie von den Mexikanern gewiß nicht angegriffen worden wären, schien ihnen nicht zu behagen; schon am 8. Mai zogen sie sich nach Amazoc zurück. Dieser Ort liegt an dem Knotenpunkte der beiden Hauptstraßen von Veracruz und Mexiko, deren eine über Jalappa, die andere über Orizaba geht. Amazoc ist ein großer, gut gebauter Ort, mit zwei sehr schönen Kirchen in einer fruchtbaren und gesunden Gegend; es ist durch die Fabrikation von schönen Sporen und Pferdegebissen, welche einen großen Ruf besitzen, berühmt geworden.

Am 10. Mai wollte General Zaragoza hier die Franzosen mit seiner ganzen Macht angreifen, aber ein Gegenbefehl aus Mexiko verwehrte ihm diesen Coup, welcher höchst wahrscheinlich die Vernichtung oder Gefangennahme der ganzen Invasionsarmee zur Folge gehabt hätte.

Für die Franzosen standen die Dinge in der That äußerst schlecht, denn die der Regierung des Präsidenten Juarez feindlich gesinnten Generäle Marquez, Zuloaga, Miranda u. A., welche Pronunciamentos zu Gunsten der Invasion erlassen hatten, wurden allenthalben geschlagen und General Lorencez durfte sich glücklich schätzen, daß es ihm gelang ohne ernstliche Behelligung Orizaba zu erreichen.

Um sich die Verbindung mit Veracruz offen zu erhalten, besetzten die Franzosen auch Cordova und die wichtigsten Defiléen des Chiquehuita-Gebirges. Mit ihren geschwächten Kräften hätten sie jedoch hierzu unmöglich ausgereicht, wenn es nicht Marquez gelungen wäre, dem General Lorencez sein Corps von 4000 Mann zuzuführen.

In Folge dieser unvermutheten Verstärkung schwoll den Franzosen augenblicklich der Kamm wieder derart, daß sie einen am 12. Juni von General Zaragoza gemachten Friedensvorschlag sehr barsch abwiesen, obwohl man von Frankreich erst in etwa drei Monaten Verstärkungen erwarten durfte.

Diese Zwischenzeit benützten die Franzosen, um abermals die Art und Weise, wie sie Mexiko gegenüber das Völkerrecht auffaßten, eben nicht zu ihrer Ehre, handgreiflich darzuthun.

Die Umgebungen von Orizaba und Cordova waren bedeckt mit Landgütern, welche Franzosen gehörten. Die Mexikaner hätten sie ausplündern und zerstören können, u. z. mit Fug und Recht, weil deren Eigenthümer die Rolle von Spionen und Agenten für die Invasionstruppen spielten. General Zaragoza ließ sie jedoch mit der gewissenhaftesten Sorgfalt respectiren. Er that diesen Eigenthümern zugleich kund, daß er keine Verwüstung ihrer Besitzungen dulden, daß er ihre Heerden nicht wegtreiben lassen und Alles baar bezahlen werde, was er zum Unterhalte seiner Truppen zu nehmen genöthigt sein könnte, unter der Bedingung jedoch, daß diese Landgüter nicht etwa von den Franzosen geplündert würden oder ihnen freiwillig Nahrungsmittel zuführten. Er hielt in der That sein Wort. Als aber der seine Uniform schon damals schändende Marquez in französische Dienste getreten war, änderte sich die Scene. Marquez erschien eines Tages mit einem ganzen Regiment mexikanischer Kavallerie auf den in Rede stehenden Besitzungen und ließ,

als echter Wegelagerer, der er stets gewesen, alles Vieh, dessen er nur habhaft werden konnte, wegtreiben.

Die Zuaven, welche es vor dem Feinde nie sehr genau mit dem fremden Eigenthume nahmen, folgten alsbald dem Beispiele ihres edlen Bundesgenossen, nisteten sich in die Gutsgebäude ein, und verbrannten Thüren, Fenster, Möbel u. dgl. aus reinem Muthwillen zum Menagekochen, obwohl an Brennholz in jenen Gegenden wahrlich kein Mangel herrschte. Erst jetzt schritt Zaragoza nothgedrungen zu Repressalien und ließ seinerseits das Vieh wegtreiben, damit es nicht dem Feinde zu Gute käme.

Die Folge eines solch' unsinnigen Gebahrens gegen die eigenen Nationalen sollten die Franzosen gar bald büßen. Von nun an mußten sie sich jeden Mundvoll Nahrung mit dem Säbel in der Faust erkämpfen und manchmal fehlte es im Lager Tage lang am Allernöthigsten.

Die Convois, welche dem General Lorencez die um theueres Geld in der Havaña und Nordamerika aufgebrachten Lebensmittel von Veracruz zuführen sollten, wurden fast regelmäßig von den Mexikanern aufgehoben, und unter der schwachen Garnison von Veracruz wüthete auf wahrhaft gräßliche Weise das gelbe Fieber; durchschnittlich starben per Tag ein Offizier und zehn aus dem Mannschaftsstande. Kam nicht bald Succurs aus der Heimat so hörte die Besetzung von Veracruz von selbst auf. Ein Beweis wie schlecht es in dieser Stadt um die Garnison stand, liegt darin, daß die auf der Rhede ankernden französischen Kriegsschiffe stets bereit sein mußten, wenigstens zwei Drittel ihrer Mannschaften rasch an's Land zur Vertheidigung der Wälle zu senden, sobald sich größere feindliche Haufen sehen ließen.

Merkwürdig ist es ferner, daß die in der Stadt Mexiko wohnenden Franzosen ganz freiwillig eine öffentliche Erklärung wider die von Almonte und Consorten ausgehenden Verdächtigungen der republikanischen Regierung abgaben. Uebrigens war die Abneigung gegen Almonte überall im Wachsen. In Veracruz gab er in seiner angemaßten Eigenschaft als Präsident Papiergeld mit Zwangscours aus, was zur Folge hatte, daß alle Besitzer von Kaufläden und öffentlichen Buden ihre Geschäfte schlossen. Das kleine mit Anhängern Almonte's bemannte mexikanische Kriegsschiff „Constitution" nahm eine Fahrt längs der Küste vor um die Autorität des Prätendenten zur Geltung zu bringen. Es wurde aber überall von der Bevölkerung mit Flintenschüssen empfangen und verlor auf diese Weise den größten Theil seiner

Mannschaft, so daß es gar bald wieder nach Veracruz zurückkehren mußte.

Erwähnenswerth ist endlich die Proclamation, welche General Zaragoza um jene Zeit erließ. Er sagt darin unter Anderem: „Ich zweifle nicht im Entferntesten an dem schließlichen Siege freier Männer über die Sclaven eines Despoten, und ich hoffe, daß Mexiko's Siege das Morgenroth auch der Befreiung Frankreich's und das Vorspiel vom Sturze des Napoleon'schen Kaiserthumes sein werden."

Diese Proclamation war gleichsam der Schwanengesang dieses ebenso talentvollen als ehrenhaften und echt patriotischen Mannes. Nicht lange darauf fiel Zaragoza einer Seuche als Opfer.

Da Almonte mit seinem Papiergelde nicht durchdrang, so erließ er am 7. Juni als „Divisionsgeneral und Oberhaupt der Nation (?!)" und kraft der ihm „übertragenen Rechte" (von wem?) ein Decret, welches allen Einwohnern des Bezirkes von Veracruz eine Steuer von 2 Percent auf den Werth aller Immobilien auferlegte. Die Nichteinhaltung der Zahlungen sollte mit einer Strafe von 10 — 50 Percent geahndet werden. Dieses Decret versetzte natürlich die ohnehin pecuniär schon stark mitgenommene Einwohnerschaft von Veracruz in die größte Bestürzung und Aufregung. Die Kaufmannschaft erhob energisch Protest und drohte mit der Schließung aller Magazine. Die gesammten fremden Consuln nahmen sich dieses Protestes an und Almonte machte mit seinen Finanzoperationen zum zweiten Male Fiasco; er mußte sein Raubdecret zurückziehen.

In Orizaba grenzte gegen Ende Juni die Lage der Franzosen bereits an das Hoffnungslose. Ueber 700 Mann lagen an der Ruhr erkrankt, denn die fast einzige Nahrung der Truppen bestand aus unreifem Obste, Melonen und Gurken. Zu allem Unglücke hatten die Mexikaner den Berg Borrego, welcher die Position von Orizaba theilweise beherrscht, befestigt und mit Kanonen besetzt. Es war dies einer von den vielen Mißgriffen des General Lorencez, daß er auf dem genannten Berge nicht wenigstens ein paar Blockhäuser errichtet hatte. Dieser Fehler mußte gut gemacht werden, mochte es auch noch so viel Blut kosten. Eine Compagnie Franzosen versuchte die Mexikaner des Nachts zu überrumpeln, wurde aber mit Verlust zurückgeschlagen. Einem abermaligen Angriffe, bei welchem eine größere Abtheilung mitwirkte, gelang die Erstürmung der Position. General Ortega, welcher die Mexikaner befehligte, that in dieser Affaire offenbar seine Schuldigkeit

nicht, denn er traf mit seinem 8000 Mann starken Corps keinerlei Anstalten, um der bedrängten Besatzung auf dem Berge Borrego gegen die Handvoll Franzosen zu Hilfe zu eilen, sondern trat vielmehr mit seinen ganzen Streitkräften eilends den Rückzug an. Wahrscheinlich handelte er derart nur aus Eifersucht gegen den General Zaragoza, welcher gleichzeitig die Schanzen von Orizaba beschoß und in Folge des Verlustes des Berges Borrego es gerathen fand, sich auf Canada de Itapan und St. Andrés zurückzuziehen.

Jetzt ließ General Lorencez zwei Blockhäuser auf dem Berge Borrego errichten und die großen Mängel, welche die Befestigungen von Orizaba bei der kurzen Beschießung durch Zaragoza verrathen hatten, gründlich verbessern.

Indessen herrschten fort und fort Noth und Trübsal in den Reihen der Invasionstruppen. Aengstlich zählte man Tag für Tag, wie lange es wohl noch dauern könnte, bis Ersatz und Hilfe aus der Heimat oder der Befehl, das Land zu räumen, anlangen würde.

Zu Letzterem fühlte man sich aber in Paris durchaus nicht disponirt. Die „Dornen von Puebla" hatten viel zu tief und schwer die französische Nationalehre, oder besser gesagt, Nationaleitelkeit verletzt, als daß an ein Aufgeben der geheimen Pläne Napoleon's auf Mexiko gedacht werden konnte. Zudem standen um diese Zeit die Angelegenheiten der nordamerikanischen Union verzweifelt schlecht und zwischen den Sclavenbaronen des abtrünnigen Südens und dem Cabinete der Tuilerien eine dauernde entente cordiale herzustellen, konnte seiner Zeit unmöglich schwer fallen. Gleichgesinnte Seelen verständigen sich ja so leicht.

III.

Stunden der Täuschung.

Ein Mann von so seltenen Talenten und einer so scharfen Beobachtungsgabe gleich General Prim war unmöglich Monate lang in Mexiko gewesen, ohne sehr schätzenswerthe Erfahrungen über Land und Leute gesammelt zu haben. Ueberdies befähigte ihn schon seine Kenntniß

der spanischen Sprache zu mancherlei Wahrnehmungen, welche seinen beiden Alliirten völlig eine terra incognita bleiben mußten.

General Prim benützte die Muße seines Aufenthaltes in Orizaba, wo er die Ratification des Vertrages von Soledad erwartete, um eine umfassende Denkschrift über die mexikanischen Zustände auszuarbeiten.

Diese Denkschrift war aber nicht für seine Regierung in Madrid, sondern für Kaiser Napoleon bestimmt, zu welchem der Graf von Reus schon seit Jahren in geheimen Beziehungen stand, deren Endziel die Untergrabung des letzten Thrones der Bourbonen bildete.

Diese Denkschrift des Generals Prim an den Kaiser der Franzosen ist vom 17. März 1862 datirt und enthält unter anderem folgende merkwürdige Stelle, welche von dem politischen Scharfblicke des Schreibers Zeugniß gibt.

„Die hohen Stände und die conservativen Interessen," sagt General Prim, „auf die man sich stützen könnte, üben keinen Einfluß mehr auf die Massen der mexikanischen Republik aus. Vierzig Jahre republikanischer Herrschaft haben auf diesem Boden ausschließlich demokratisch-republikanische Interessen und Gewohnheiten, bis in die Sprache hinein, festgewurzelt. Die Mexikaner werden keinen ihnen von Frankreich oder Spanien aufgedrungenen König annehmen. Was in Mexiko vorhanden ist, das ist nur tiefe Verkommenheit, die von den vereinigten Staaten, deren Politik nicht die Europa's sein kann, geschickt ausgebeutet wird."

Prim schloß seine Denkschrift mit der dringenden Ermahnung an Napoleon, von seinen monarchischen Plänen betreff der Republiken des ehemaligen spanischen Amerika's abzulassen und in Folge dessen ohne weitere Bedenken die Convention von Soledad gut zu heißen.

In Folge dieser Auseinandersetzungen fiel Prim in den Tuilerien und namentlich bei der Kaiserin Eugenie, welche ihren Wunsch, dem mexikanischen Clerus wieder auf's hohe Roß zu verhelfen und den gefährlichen Vetter jenseits des Oceans zu placiren, nun einmal um jeden Preis durchzusetzen beschlossen hatte, in Ungnade, ja man ging sogar so weit, zu vermuthen, daß Prim sich insgeheim mit der Königin Isabella von Spanien ausgesöhnt habe und Frankreich nur deshalb von der Intervention abschrecken wolle, damit den „spanischen Gelüsten" auf Mexiko, welche man von New-York aus, wie wir wissen, durch die Fürstin Lobieski ganz en detail inne geworden war, für die Zukunft das Feld offen bliebe.

Diese falsche Beurtheilung der von General Prim ganz richtig und wahr dargestellten Sachlage der mexikanischen Verhältnisse hatte demnach nur zur Folge, daß das französische Cabinet über die inzwischen bereits geschehene Verwerfung der Convention von Soledad und die eben stattgefundene Absendung des General Grafen von Lorencez sich im Stillen nur beglückwünschte.

Die inneren Zustände Frankreichs erheischten überdies, wieder einmal die Aufmerksamkeit des Landes nach Außen zu lenken.

Das Gelderforderniß für das Sicherheitsgesetz, d. h. für die ohne richterliches Erkenntniß blos als Polizeimaßregel ganz willkürlich, bisweilen unter Anwendung wahrhaft empörender Gewaltthaten vorgenommenen Deportationen politisch verdächtiger Personen nach Cayenne und Lambessa, war von Jahr zu Jahr gestiegen und belief sich bereits auf mehrere Millionen. Hand in Hand hiermit entpuppte sich das neue Gleichheitsprincip, welches in Hinkunft die moderne Gesellschaft bewegen sollte, und in Frankreich bereits alle socialen und politischen Zustände zu bedingen anfing, als das Princip der Käuflichkeit Aller zu Allem. Das Geld und die Prostitution der Geister wie der Leiber wurden die eigentlichen Factoren einer solchen Epoche.

Minister Billault, der damalige Obermaschinwärter und erster Bremsenknecht im Solde des „europäischen Staatsretters" verewigte den Liberalismus des napoleonischen Regimes durch den Ausspruch: „Je gemäßigter eine Zeitung ist und je sorgsamer sie sich vor Ungesetzlichkeiten hüthet, um so unbequemer ist sie."

In der That ist das napoleonische Frankreich nichts Anderes als ein Herrscher ohne Schranken, Agenten ohne Ehre und ein Volk ohne Rechte.

Nur eine Coalition der Großmächte kann Napoleon zwingen, seinem bisherigen Mittel der Ablenkung des Volksgeistes auf das Ausland zu entsagen und die Franzosen durch ein besseres System mit sich selbst zu versöhnen.

Der Boden des Bonapartismus ist und bleibt die Revolution, daher sein Princip: die Revolution auf einem despotischen Throne. Der Bonapartismus ist revolutionär für Europa, contrerevolutionär für Frankreich und unwillkürlich der Testamentsvollstrecker der großen Revolution der Neunziger Jahre.

Der Bonapartismus will, daß die Menschheit durch die ausübende Gewalt mittelst Ideen umgestaltet werde. Zu diesen Ideen gehören das

Nationalitätenprincip und die damit im innigsten Zusammenhange stehende neue Karte von Europa, zu deren Redaction Napoleon III. bis zur Schlacht von Sadowa ausschließlich nur sich allein berechtigt hielt, denn der Bonapartismus nennt sich ja selbst die monarchisch organisirte Demokratie. Napoleon III. ist einfach auf die Schultern seines großen Oheims gestiegen. Von diesem, aber auch nur von diesem Gesichtspunkte aus ist es erlaubt ihn für größer zu halten als Napoleon I.

Der französische Volkswitz hat auch nicht ermangelt zwischen Oheim und Neffen zeitweise beißende Vergleichungen anzustellen. Eine der Besten ist wohl Folgende, welche nach Herabsetzung der Rente im Jahre 1856 auftauchte. Sie lautet:

Dans des vertus imperials
Les deux empereurs se sont égaux,
L'un a pris les capitals
L'autre prend les capitaux,

in freier Uebersetzung, wobei sich natürlich das Wortspiel von capitals und capitaux nicht wiedergeben läßt:

An Herrschertugend sind beide Kaiser sich gleich,
Der eine nahm die Städte, der and're nimmt das Kapital.

Ein großer und bisher so oft gelungener Kunstgriff des modernen Cäsars besteht in dem Nimbus des Schweigens und in der Differenz, welche zumeist zwischen seinen Worten und seinen Handlungen lag. Der Ausspruch „il ne parle jamais, mais il ment toujours“ (er spricht nie, lügt aber immer), den ein Engländer über „Ihn“ gethan, ist daher unstreitig mehr als eine bloße geistreiche Phrase. Ohne eine rein individuelle Beziehung daraus folgern zu wollen, finden wir mit dieser Sentenz vielmehr die Feilheit jener journalistischen Lohndiener und Klopffechter, welche das napoleonische Regime in Frankreich zu verhimmlichen streben, ganz treffend charakterisirt.

Zu dieser Sorte von Leuten gehörte in erster Linie Herr von Girardin, der als Politiker nie etwas Besonderes geleistet, als Publicist aber stets die Farbe gewechselt hat. Sein öffentlicher Charakter war zu allen Zeiten die vollendetste Charakterlosigkeit. Unter Ludwig Philipp vertheidigte er die Jesuiten und das absolutistische Oesterreich, unter der Republik die vollste persönliche Freiheit, was ihn jedoch durchaus nicht hinderte die Stellung Cavaignac's zu untergraben und Louis Napoleon die Bahn zu brechen. Vor dem Staatsstreiche entfloh er, nicht blos aus politischen Motiven, über die Grenze. Dann bat er um die

Erlaubniß zurückkehren zu dürfen, eine Erlaubniß, welche an Bedingungen gebunden war, denn seit jener Zeit ertheilte er in Broschüren an den Kaiser Lehren der Weisheit und Unsterblichkeit. Seit aber der Stern Napoleon III. zu erbleichen anfängt, hat Herr von Girardin als kluger Mann eine Schwenkung in das Lager der Orleanisten gemacht, welche auf dieses Chamäleon ebensowenig dauernd rechnen dürfen als das Dutzend Parteien, denen er im Laufe seines vielbewegten Lebens sein glänzendes Talent zur Disposition gestellt hat.

Als die Niederlage von Puebla allgemein bekannt wurde, verstummte momentan auch die Opposition in Frankreich, welche dem mexikanischen Projecte von jeher abhold gewesen. Diese Scharte mußte ausgewetzt werden und obgleich das Volk über die vielen schönen Millionen, welche das in aller Eile ausgerüstete Expeditionscorps von 30.000 Mann zu verschlingen drohte, im Stillen seufzte, ergab man sich dennoch mit Resignation in das Unvermeidliche, zumal die napoleonischen Soldschreiber das Unternehmen sehr verlockend zu schildern und der französischen Eitelkeit und den französischen Interessen äußerst geschickt durch die als ganz gewiß vorgespiegelte Aussicht auf bleibende Eroberung, völligen Ersatz der Kriegskosten, dauernde Herstellung des Friedens u. s. w. zu schmeicheln verstanden.

Die Zuversicht in das vollständige Gelingen des mexikanischen Planes wurde allgemein, als der Kaiser Napoleon, von seiner seltenen Menschenkenntniß auch diesmal gut berathen, den General Forey zum Oberbefehlshaber des für Mexiko bestimmten Expeditionsheeres ernannte.

General Forey galt für einen durch tactische Bildung ausgezeichneten, mit Energie ausgerüsteten Offizier. Im Jahre 1804 zu Paris geboren, war Elias Friedrich Forey als achtzehnjähriger Jüngling in die Schule von Saint-Cyr eingetreten. Einige Jahre später bekleidete er die Stelle eines Instructeurs im 2. leichten Infanterie-Regimente, mit welchem er auch nach Algier ging. Hierauf nach Frankreich zurückgekehrt, verweilte er bis zu seiner im Jahre 1835 erfolgten Ernennung zum Capitän im Departement der Pyrenäen. Zum zweiten Male nach Afrika gesendet, nahm er an dem Feldzuge gegen die Kabylen Theil und zeichnete sich bei Medech sowie in dem Treffen bei Portes-de-fer aus.

Während der Jahre 1840 — 1844 machte er vier Feldzüge in Afrika mit und erwarb sich den Rang eines Obersten. Im Revolutionsjahre stieg er zum Brigadegeneral, vier Jahre darauf zum Divisionär

empor und ward durch das Commandeurkreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet. Während des Krimkrieges führte Forey den Befehl über die Reservedivision; zeitweise, aber nur interimistisch, befehligte er sogar das ganze Belagerungsheer vor Sebastopol. Im italienischen Feldzuge commandirte er das erste Armeecorps und empfing bei Montebello das Großkreuz der Ehrenlegion. Bei seiner Berufung an die Spitze des Occupationsheeres für Mexiko, hatte er das Commando der ersten Armee von Paris inne.

Vor dem Abgange Forey's von Paris gegen Ende August 1862 übergab ihm Kaiser Napoleon folgenden Brief, welcher dem französischen Oberbefehlshaber in Mexiko als Richtschnur für sein Verhalten zu dienen hatte.

Dieser Brief ist von so großem historischen Werthe, daß dessen vollständige Wiedergabe gerechtfertigt sein dürfte, obwohl er ein paar Seiten unseres Romanes in Anspruch nimmt. Er lautet:

„Mein lieber General! — In dem Augenblicke, wo Sie mit politischen und militärischen Gewalten ausgerüstet, nach Mexiko abreisen, halte ich es für nützlich, Sie mit den mich hierbei leitenden Gedanken vertraut zu machen. — Folgendes Verfahren werden Sie beobachten: 1. Bei Ihrer Ankunft in Mexiko erlassen Sie eine Erklärung, deren Grundideen Ihnen angedeutet werden; 2. alle Mexikaner, die Ihnen entgegenkommen, nehmen Sie mit dem größten Wohlwollen auf; 3. dürfen Sie sich nicht den Streitigkeiten einer Partei anschließen; Sie erklären, daß Alles provisorisch sei, so lange die mexikanische Nation sich nicht ausgesprochen. Beobachten Sie gegen die Religion alle Rücksichten, hören Sie aber nicht auf, gleichzeitig den Besitzern von Nationalgütern Beruhigung einzuflößen*). 4. Die mexikanischen Hilfstruppen werden Sie je nach Ihren Mitteln bewaffnen, besolden, ernähren, sowie ihnen bei den Kämpfen die Hauptrolle überlassen**);

---

*) Die Clerikalen forderten nemlich, daß die verkauften Kirchengüter den momentanen Eigenthümern ohne alle Umstände weggenommen und der Kirche zurückgestellt werden sollten. Ein ebenso unsinniges als unbilliges Ansinnen, welches später auch an Kaiser Max gestellt und von Rom aus unterstützt wurde. Wir kommen hierauf seinerzeit sehr ausführlich zu sprechen.

**) D. h. mit anderen Worten, daß die mexikanischen Ueberläufer zur Verherrlichung der französischen Gloire die Kastanien aus dem Feuer holen und als Kanonenfutter dienen sollten, wie es später auch Bazaine mit den österreichischen Freiwilligen gehalten.

5. unter Ihren Truppen, sowie bei den Bundesgenossen achten Sie auf Erhaltung der strengsten Disciplin.

„Jedes für die Mexikaner verletzende Wort, noch mehr jede derartige Handlung, werde nachdrücklich bestraft; denn für den Erfolg des Unternehmens, ist es von der größten Wichtigkeit, vor Allem sich die Bevölkerung geneigt zu machen. Wenn wir nach Mexiko gelangt sein werden, ist es wünschenswerth, daß die Notabilitäten*) aller Richtungen, welche sich uns angeschlossen haben, behufs Organisation einer provisorischen Regierung sich mit Ihnen in's Einvernehmen setzen. Diese Behörde wird dem mexikanischen Volke die Frage vorlegen, welche definitive Regierung für das Land in Aussicht zu nehmen sei, wornach auf Grund der mexikanischen Gesetze zur Wahl eines Congresses zu schreiten ist**). Sie werden der neuen Regierung behilflich sein, in die Verwaltung und insbesondere in die Finanzen jene Regelmäßigkeit zu bringen, deren bestes Vorbild Frankreich ist***).

„Zu diesem Zwecke wird man der neuen Regierung Männer zusenden, ihr bei der künftigen Organisation Hilfe zu leisten †). Der zu erreichende Zweck besteht nicht darin, den Mexikanern eine ihnen widerwärtige Regierungsform aufzudringen, wohl aber handelt es sich darum ihnen behilflich zu sein, bei ihren Anstrengungen zur Errichtung einer ihrem Willen entsprechenden Regierung, welche Chancen des Bestandes und Frankreich Sicherheit für Erlangung der geforderten Genugthuung bietet. — Es versteht sich, daß, wenn die Mexikaner Neigung zur Monarchie zeigen, es im Interesse Frankreichs liegt, sie in diesem Vorhaben zu bestärken††).

„Es wird nicht an Leuten fehlen, welche an Sie die Frage richten wer-

---

*) Welch elastischer und dabei doch höchst begrenzter Begriff! In Mexiko kann man unter Notabilitäten nur eine gewisse Coterie von Creolen mit einer entschieden clerikalen Majorität verstehen. Louis Napoleon schloß also durch diesen Passus mehr als neun Zehntel der Bevölkerung Mexiko's von allen politischen Rechten aus, und stellt sich daher die von „Ihm" so sehr beliebte Berufung auf den Volkswillen auch in diesem Falle nur als eine ebenso hohle als lächerliche Fiction dar.

**) Wie ungeheuer naiv und wohlwollend! Also im Schatten der französischen Bajonnete ein von den „Schwarzen" geleitetes suffrage universelle.

***) Nur Lumpe sind bescheiden, sagt Göthe.

†) In diesem Artikel hat Frankreich von jeher stark exportirt. Auch wir in Oesterreich sind dabei nicht leer ausgegangen. Siehe Staatsbahn, Südbahn, Credit foncier, u. s. w.

††) Hinc illae lacrymae!

den, weshalb wir Menschen und Geld opfern, um in Mexiko eine regelmäßige Regierung zu begründen. Bei dem jetzigen Stande der Civilisation in der Welt, ist das Gedeihen Amerika's für Europa nicht gleichgiltig; denn Amerika nährt unsere Fabriken und unterhält unseren Handel. Wir haben ein Interesse daran, daß die Republik der vereinigten Staaten mächtig und blühend sei *), aber wir haben gar kein Interesse, daß sie sich des ganzen Golfs von Mexiko bemächtige, von dort aus die Antillen und Südamerika beherrsche und über die Producte der neuen Welt die alleinige Verfügung in die Hände bekomme. Eine traurige Erfahrung belehrt uns heute, wie unsicher das Loos unserer Industrie sich gestaltet, so lange sie gezwungen ist, ihren Rohstoff von einem einzigen Markte, dessen Wechselfällen sie unterworfen bleibt, zu beziehen. Wenn aber Mexiko im Gegentheile seine Unabhängigkeit sich erhält und die Integrität seines Gebietes bewahrt, wenn dort mit Hilfe Frankreichs eine feste Regierung errichtet wird, so werden wir der romanischen Race jenseits des Oceans ihre Stärke und ihren Glanz, unseren und den spanischen Colonien in den Antillen ihre Sicherheit wieder geben, wir werden unseren wohlthätigen **) Einfluß in Central-Amerika befestigt haben und dieser Einfluß wird uns, indem er unserem Handel unermeßliche Absatzquellen eröffnet, die für unsere Industrie unentbehrlichen Stoffe um so leichter verschaffen.

„Das dergestalt regenerirte Mexiko wird uns immer wohlgesinnt bleiben ***), nicht nur aus Dankbarkeit, sondern auch weil seine Interessen mit den unsrigen übereinstimmen und weil es in den guten Beziehungen mit den europäischen Regierungen einen Stützpunkt †) finden wird. Heute also erheischen unsere militärische Ehre ††), das Bedürfniß unserer Politik †††), der Vortheil unserer Industrie und unseres Handels, kurz — gewichtige Interessen, nach Mexiko zu marschiren,

*) Wie paßt aber hierzu die moralische und physische Unterstützung, welche Napoleon den abtrünnigen Südstaaten gerade zu jener Zeit ganz ungescheut angedeihen ließ? Angesichts der in dieser Richtung vorliegenden Thatsachen ist obige Aeußerung des Wohlwollens eben nur eine Redefigur ohne Halt und Kern.

**) Wie heißt wohlthätig, für wen wohlthätig?

***) Diese Wohlgesinnung ist jedoch auf eine sehr sonderbare Art zum Durchbruche gelangt.

†) Dieser Stützpunkt hat sich sehr morsch erwiesen.

††) D. h. die bei Puebla erlittene Demüthigung.

†††) In's Kerndeutsche übersetzt: das dynastische Bedürfniß, die Fortexistenz des napoleonischen Despotismus zu sichern.

dort kühn unsere Fahne aufzupflanzen, daselbst eine Monarchie zu begründen, wenn dieselbe nicht unverträglich ist mit den nationalen Gefühlen des Landes, oder wenigstens eine Regierung einzusetzen, welche einigen Bestand verspricht."

Der wackere General Forey, weit mehr Soldat als Politiker und von einer unbegrenzten Ergebenheit für seinen Kaiser beseelt, glaubte an die Möglichkeit, seine Mission buchstäblich durchführen zu können. Voll des besten Eifers und der schönsten Hoffnungen, stieg er am 22. September 1862 in Veracruz an's Land.

Allgemein machte es einen guten Eindruck, daß seine erste Amtshandlung darin bestand, den Usurpator Almonte, der sich den hochtönenden Titel: Oberster Chef der Nation, angemaßt hatte, ohne viele Umstände abzusetzen und alle von ihm erlassenen Gesetze und Verfügungen für null und nichtig zu erklären.

Auch weitere Maßregeln, welche der General anordnete, zeigten von Klugheit. Es lag ihm vor Allem daran, sich beliebt zu machen. Er mischte sich gerne unter das Volk, kehrte bei Rancheros und Hacienderos ein, unterhielt sich mit Leuten der Umgegend und hatte für jede an ihn gerichtete Bitte eine freundlich entgegenkommende Antwort. Allgemein nannte ihn das Volk „Väterchen."

Am 25. September erließ Forey eine lange Proclamation. Wir wollen dem Leser die Mühe ersparen, eine im fulminantesten Style gehaltene Wiederholung der Hauptelemente des schon mitgetheilten kaiserlichen Schreibens wiederkäuen zu müssen. Der Schluß jedoch ist wegen seiner an's Ungeheuerliche grenzenden Tiraden merkwürdig.

„Es liegt nicht," heißt es, „in der Politik Frankreich's, sich seines persönlichen Vortheils wegen in die inneren Angelegenheiten fremder Nationen zu mischen; wenn es aber durch gerechte Ursachen gezwungen wird, zu intervenieren, so thut es dies nur im Interesse des Landes, wo es seine Macht zur Geltung bringt. (Sic!)

„Erinnert Euch, daß überall, wo Frankreich's Fahne weht, in Amerika wie in Europa, diese die Sache der Völker und der Civilisation vertritt."

Sonderbarer Schwärmer! — — —

IV.

Harte Nüsse.

General Forey hatte beschlossen, den Kampf erst nach dem Eintritte der schönen Jahreszeit wieder aufzunehmen. Am 22. October zog er an der Spitze seines Stabes in Cordova ein. Alle Häuser waren verbarrikadirt, die Straßen menschenleer. Das Mißtrauen, welches ihm in Folge des Benehmens der hier früher garnisonirenden französischen Truppen überall entgegentrat, suchte Forey durch wohlwollende Ansprachen zu zerstreuen, und es gelang ihm in der That, die Beziehungen zu den Eingebornen etwas befriedigender zu gestalten.

Inzwischen versäumten die eifrigen Patrioten Mexiko's nichts, um alle Mittel zur Vertheidigung des Landes in Bewegung zu setzen. Der am 20. October in der Hauptstadt zusammengetretene Congreß erließ ein von 109 Mitgliedern unterzeichnetes Manifest, worin erklärt wurde, „daß Mexiko nie und nimmer die geringste Einmischung in seine Angelegenheiten und in die Ordnung seiner gesellschaftlichen und politischen Organisation dulden werde — dem Kaiser von Frankreich, der behaupte, er führe nicht gegen Mexiko, sondern nur gegen Juarez und seine Anhänger Krieg, entgegnet der legitime Congreß, daß auch die mexikanische Nation mit Frankreich nicht Krieg führen wolle; sie wehre sich aber mit Nachdruck gegen jenen Monarchen, der Anfangs selbst betrogen, und jetzt durch Ehrgeiz verführt, ein reiches Gebiet erobern und über die Geschicke eines ganzen Erdtheiles verfügen wolle."

Mittlerweile war General Forey in Orizaba angelangt. Am 25. October drang General Berthier mit ungefähr 6000 Mann nach Jalapa vor und besetzte die Stadt, deren Garnison sich nach Perote zurückzog. Es war nöthig geworden, die Sache in einen rascheren Fluß zu bringen, denn das gelbe Fieber richtete unausgesetzt so außerordentliche Verheerungen in Veracruz an, daß General Forey den Entschluß faßte, unverweilt auf Mexiko loszumarschiren. Zu dem gelben Fieber in Veracruz gesellte sich ein Orkan, welcher am 26. und 27. October

der französischen Flotte großen Schaden zufügte. Mehrere Transportschiffe scheiterten, ein Avisodampfer ging zu Grunde, und fast alle französischen Kriegsschiffe, die vor Anker lagen, hatten mehr oder minder schwere Beschädigungen erlitten.

Obgleich die schlechte Jahreszeit schon vorüber war, verzögerten doch die grundlosen Wege sehr den Marsch. Auf diese Weise ist es erklärlich, daß General Forey, der die groben Fehler seines Vorgängers Lorencez, und zwar namentlich dessen blindes Dareintappen sich zur Warnung dienen ließ, am 22. Februar von Orizaba den Marsch gegen Quecholac antrat, um endlich die Vorbereitungen zum Angriff auf Puebla zu treffen. Aber erst zu Anfangs März verfügte er sich nach Amazoc, um die harte Nuß, Puebla genannt, aufzuknacken.

Diese geraume Zwischenzeit verstrich am Ende nicht ganz fruchtlos für die Franzosen. — Sie hatten einige kleine Gefechte, wie z. B. jenes bei Los Llanos glänzend bestanden und die für die Mexikaner sehr wichtige Hafenstadt Tampico in der Provinz Tamaulipas besetzt. Hier wurden die Waffen und der Munitionsbedarf der republikanischen Armee eingeführt. Die Zollgelder dieser Stadt erreichen eine sehr erkleckliche Summe. Der Verlust, den die Juaristen dadurch erlitten, war also kein geringer.

Aber trotz aller ihrer Erfolge, trotz ihrer Manneszucht und wohltönenden schönen Reden gelang es den Franzosen nicht, unter den einflußreicheren Classen sich zahlreiche und zuverlässige Freunde zu erwerben. Vielmehr erhob sich die Mehrzahl der Nation, welche man als ehr- und energielos bezeichnet hatte, zu einem Kampfe der Verzweiflung.

Die Mexikaner hielten an einzelnen Orten tapfer Stand, aber im Ganzen erlagen sie dennoch fast regelmäßig den kriegserfahrenen und vorzüglich geführten französischen Truppen. — Wäre der wackere Zaragoza noch am Leben gewesen, so würde wahrscheinlich General Forey mit seinen 30.000 Mann nicht ausgereicht haben. So aber war der junge mexikanische Held schon im Monate October als Opfer einer Epidemie gefallen und die Republikaner besaßen keinen General, der ihn nur halbwegs zu ersetzen vermocht hätte.

Den Ueberläufer Marquez gelang es sich der Stadt Colchinda im Namen Frankreich's zu bemächtigen. Kurz hierauf nahm der französische Oberst Douay die Stadt Tehuacan. Während die Invasionsarmee langsam über die Hochebene von Puebla vordrang, zerstörte die

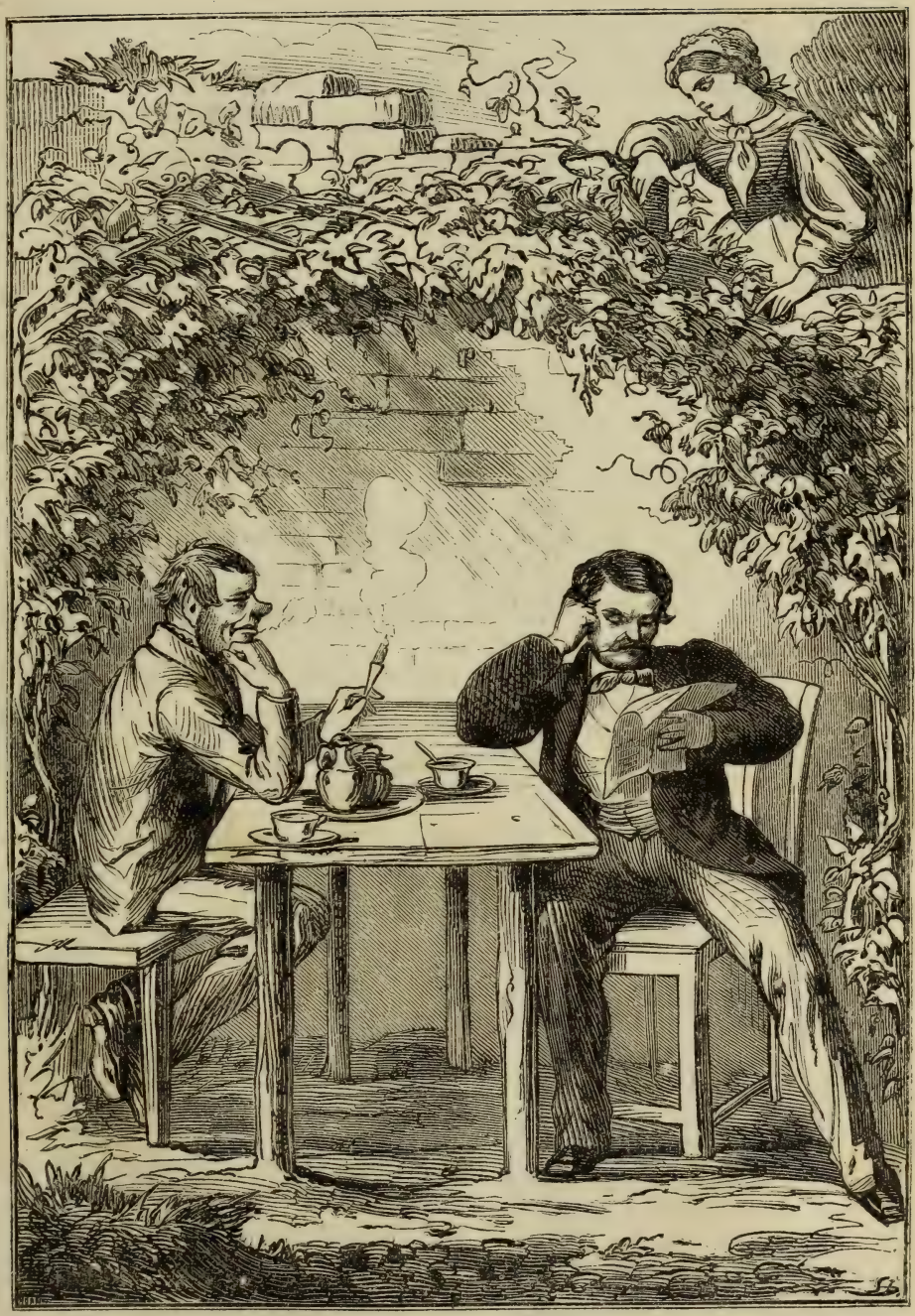
Flottendivision im stillen Ocean unter Contreadmiral Bouet die Befestigungen von Acapulco.

Eine Hilfe von unschätzbarem Werthe wurde ferner den Franzosen durch das vom Vicekönige von Egypten beigestellte sehr gut ausgerüstete und wohl disciplinirte Negerbataillon, welches gegen Ende Jänner der französische Transportdampfer „Seine" nach Veracruz brachte. Dieses Bataillon hielt diese Stadt und Umgebung während der ganzen Occupationsdauer besetzt und hat von dem gelben Fieber fast gar nicht gelitten. Man kann kühn behaupten, daß dieses Bataillon in den vier Jahren seiner Anwesenheit zu Veracruz mehr als 3000 Franzosen das Leben erhielt, denn so groß wäre gewiß deren Einbuße gewesen, wenn sie diese Garnison wie bisher mit ihren eigenen Leuten hätten behaupten müssen.

Der Charakter des Plateaus von Puebla wird dadurch gekennzeichnet, daß die beiden großen Vulkangruppen des Popocatepetl und Iztaccihuatl, sowie die weiter sich dahinziehende Höhengruppe, über welche der Paß des Rio Frio führt, bestimmte Grenzmarken desselben gegen das eigentliche Thal von Mexiko oder Puebla bilden. — Nach allen übrigen Richtungen grenzt sich die Hochebene von Puebla weniger scharf ab. Bald in gestreckter Tafelform, bald in wellenförmigen Erhebungen breitet sich dasselbe nach allen Seiten hin aus. Dazu ist das Plateau übersäet mit sogenannten Cerros d. h. solchen Bergen, die theils isolirt, theils gruppenförmig zusammengedrängt, in einer bestimmten Hauptrichtung sich aneinander reihen.

Das Plateau von Puebla bildet demgemäß eine große Anzahl natürlicher Befestigungen. In Algerien, wo die Franzosen manches schwierige Terrain kennen gelernt hatten, kamen keine müh- und gefahrvolleren Märsche vor als in den tiefzerklüfteten Barrancas von Puebla. Oft konnte man durch die Schluchten bei hohem Wasserstande nur mit Packthieren vorwärts kommen und nicht selten waren die französischen Soldaten genöthigt, sich selbst neben Pferd und Maulthier vor die schweren Geschütze und Munitionskarren zu spannen um diese an den jähen Abhängen emporzuschaffen.

In noch höherem Grade wurden die Bewegungen gehemmt, als die ersten Gewitterregen das Erdreich durchweichten, in Folge dessen die Flüsse anschwollen. Kurz, unsägliche Schwierigkeiten waren zu überwinden, ehe die Franzosen mit hinlänglicher Macht am 18. März 1863 vor der „Stadt der Engel" anlangten.



(Seite 56.)

Ein einziger Aviſoſchuß vom Fort San Loretto kündigte der unter dem Befehle des Generals Ortega ſtehenden Beſatzung von Puebla an, daß die Belagerung begonnen habe.

Die franzöſiſche Armee, angelangt vor der Garrita*) del Pulque, theilte ſich wie ein Strom in zwei große Arme und begann um Puebla herum jenen fürchterlichen Kreis zu ziehen, der ſich erſt nach der Uebergabe des Platzes wieder zertheilen ſollte. Die Têtes der beiden Colonnen ſtießen bei der Redoute San Juan, wo für den commandirenden General das Zelt aufgeſchlagen wurde, zuſammen. Jede Truppenabtheilung machte ſich ſogleich an die Herſtellung der Bivouacs.

Die Stellung der Franzoſen war folgende:

Erſte Diviſion: General Douay; erſte Brigade, General l'Hérillier; zweite Brigade, General Neigre. Dieſe Diviſion dehnte ſich von der Puente de Mexiko bis zur Garrita del Pulque aus und hatte die ganze Weſtſeite der Stadt zu überwachen. Bei der Garrita del Pulque ſelbſt ſtand Marquez mit ſeinen Ueberläufern und hatte die Verbindung zwiſchen der erſten und zweiten Diviſion aufrecht zu erhalten.

Zweite Diviſion: General Bazaine; erſte Brigade, General Berthier; zweite Brigade, General de Caſtagny. Dieſe zweite Brigade hatte die ganze öſtliche Seite der Stadt zu cerniren und ſtieß mit dem linken Flügel an den rechten der erſten Brigade bei der Puente de Mexiko.

Zur Beſchreibung von Puebla müſſen wir hier noch Einiges nachtragen, damit dem Leſer das ſpäter entrollte Bild eines Kampfes, welcher nur mit der heldenmüthigen Vertheidigung von Saragoſſa verglichen werden kann, um ſo verſtändlicher ſei.

Die Stadt iſt außer ihren natürlichen Feſtungswerken noch durch vierzehn Forts geſchützt und jedes Häuſercarrée, durchſchnittlich aus hundert Nummern beſtehend, bildet vermöge der Anlage der Straßen gewiſſermaßen eine Feſtung für ſich, wenn es durch Geſchütze geſchickt und hinreichend vertheidigt wird. Alle dieſe Poſitionen waren eine nach der anderen zu erſtürmen und ſelbſt in dem Inneren der Häuſer konnte noch der Widerſtand lebhaft fortgeſetzt werden. Die 26 Plätze der Stadt waren gleichfalls verbarrikadirt. Die Kathedrale war ringsum mit 60 Geſchützen armirt. Dieſen Punkt nannten die Mexikaner ihre Rück-

*) Garrita heißt Stadtthor.

haltsschanze oder den Hort. Dahinter befanden sich ungefähr noch 50 besonders befestigte Gebäude. Als letzter Rückhalt dienten, wenn die ganze Stadt verloren war, die Forts Loreto und Guadaloupe, welche die Franzosen bereits als die „Dornen von Puebla" hinlänglich kennen gelernt hatten.

Wir lassen hier nun über den Verlauf der denkwürdigen, drei volle Monate währenden Belagerung von Puebla Auszüge aus dem Tagebuche des französischen Capitäns Paul Laurent folgen, welcher dieser Affaire als Augenzeuge beigewohnt hat.

Wir müssen jedoch im Vorhinein darauf aufmerksam machen, daß der Herr Capitän, welcher für die Tapferkeit des Feindes kein einziges Wort der Anerkennung findet, andererseits nicht ermangelt der französischen Armee, der er angehörte, überall das überschwenglichste Selbstlob zu spenden, wodurch wir im Interesse der Wahrheit bemüssigt sind, hie und da einige berichtigende Anmerkungen einfließen zu lassen.

---

18. März (1863). — Der Eifer und die Ungeduld der Armee sind groß. Die Truppen, welche an der ersten Expedition Theil genommen, beben vor Wuth als sie dieselben Pfade betreten, wo sie auf dem Rückzuge den Anprall der ganzen mexikanischen Kavallerie aushalten mußten. Beim Anblicke der Gräben, wo man unsere Blessirten feiglings ermordete*), brennen sie vor Begierde sich zu rächen. Die neugelandeten Truppen tragen Verlangen endlich auf den unfaßbaren Feind zu stoßen, welchen sie seit Veracruz stets nur am fernen Horizonte erblickten. Wenn man der Armee Gehör schenken wollte, würde allsogleich gestürmt werden.

Aber General Forey's Plan ist tiefer angelegt. Er will die ganze mexikanische Armee in und um Puebla fangen.

Vollkommen verläßliche Nachrichten melden, daß die gesammten regulären Streitkräfte Mexiko's in zwei Armeecorps eingetheilt sind.

*) Dies ist eine grobe Verläumdung, welche nur zu dem Zwecke erfunden und unter die französischen Truppen ausgestreut wurde, um deren Kampflust anzufeuern. Diese Lüge ist übrigens in alle französischen Journale übergegangen, während selbe die schlechte Behandlung, welche die mexikanischen Gefangenen erlitten und noch weit Schlimmeres, einfach todtschwiegen. Auf diese Weise machen die Franzosen die „Geschichte unserer Zeit."

Die eine steht in Mexiko unter General Comonfort; die andere, befehligt von General Ortega hat sich nach Puebla geworfen, in der Absicht, die Stadt bis auf das Aeußerste zu vertheidigen. Man macht sich also daran, die Verbindung zwischen Comonfort und Ortega abzuschneiden.

Wir finden Puebla auf eine sehr bemerkenswerthe Weise von mehreren ausländischen Ingenieuren unter der Leitung eines gewissen G'Hilardi befestigt, welcher ein alter Verschwörer von Profession ist und mit Garibaldi „gearbeitet" hatte. Nach zahllosen in Chile und Peru bestandenen Abenteuern hat er sich nach Mexiko begeben um gegen Frankreich zu dienen, gegen welches er einen unversöhnlichen Haß hegt.

Seit den zwei Jahren, als er Juarez dient, hat er sich in der mexikanischen Armee einen Namen gemacht, sowohl durch seine bedeutenden technischen Kenntnisse als auch durch seine Grausamkeit und seinen auf alle Art schnell zusammengerafften Reichthum.

19. März. Einige feindliche Reiter verlassen Puebla. Man nimmt sie deutlich auf dem Glacis zwischen der Stadt und unserem Lager wahr. Ihre Waffen und die silbernen Verzierungen ihres Sattelzeuges blinken und glitzern in der Sonne. Sie recognosciren unsere Vorposten. Einer der kühnsten unter ihnen nähert sich auf Rufweite und insultirt uns in schlechtem Französisch, welches mit einigen Flintenschüssen erwidert wird.

Eine andere Abtheilung von etwa 50 Reitern taucht plötzlich im Hintergrunde auf. Sie verfolgt einen sehr gut berittenen Offizier, welcher ein weißes Tuch schwenkend, auf unser Lager zusprengt.

Als er in die Schußlinie unserer Vorposten gelangt, werden seine Verfolger durch eine Salve gezwungen, sich zurückzuziehen.

Der Ueberläufer ist ein Major vom mexikanischen Generalstabe. Er liefert uns die genauesten Daten über den Zustand der Stadt. Nicht blos die äußeren Befestigungen sind bedenklich; es gibt Barrikaden in allen Straßen. Die Klöster wurden in Forts verwandelt. Nach Einnahme der Umfassungsmauer wird man sich noch in jeder Straße, in jedem Hause, in jedem Zimmer schlagen müssen.

20. März. Ich erhalte den Auftrag, unseren Ueberläufer zu den mexikanischen Hilfstruppen zu führen, welche bei der Garrita del Pulque unter dem Befehle von Marquez lagern.

Marquez ist mehr als mittelmäßig klein; er hat einen Pferdefuß. Seine Stirne ist hoch und kahl, sein Bart schwarz und sehr dicht;

seine Züge sind wie von Stein und finster; sein blinzelnder Blick rechtfertigt den ihm zu Theil gewordenen Ruf kaltblütiger Grausamkeit.

Er empfing mich mit der steifen spanischen Courtoisie, welche zu unserer französischen, etwas rauschenden Herzlichkeit einen sehr scharfen Contrast bildet. Er schien sehr erfreut, daß ich ihn spanisch ansprach. Mit großer Selbstgefälligkeit führte er mich hierauf in seinem Lager umher. Seine Truppe ist die best gehaltene, welche ich bisher in Mexiko sah.

Nüchtern, strenge, fanatisch, unerbittlich, wie Marquez ist, versteht er es, seinen eigenen Leuten Schrecken einzuflößen. Eine höchst blutige Vergangenheit liegt hinter ihm. Er hat zahllose politische Executionen geleitet, er ist der Sündenbock des Hasses, welchen die clerikale Partei erweckte; er gefällt sich als blindes Werkzeug dieser Partei, er gehört ihr mit Leib und Seele.

Er versicherte mich, daß es seine schwierigste Aufgabe sei, von seiner Truppe die Soldatenweiber ferne zu halten, welche seit undenklichen Zeiten gewohnt sind, die mexikanische Armee zu begleiten. Er konnte es jedoch in dieser Beziehung nur so weit bringen, daß er diese Weiber außerhalb seines Lagers in einem besonderen Bivouac cernirte. Neugierig dasselbe in der Nähe zu besehen, begab ich mich dahin in Begleitung eines russischen Offiziers, welcher bei Marquez die Stelle eines Flügeladjutanten bekleidete.*)

Ich bin vom heutigen Tage entzückt. Das Lager der Soldaderas (Soldatenweiber) bietet einen weit fantastischeren Anblick, als ich je zu träumen gewagt hätte.

Die Soldaderas hatte ich früher schon zuweilen aus der Ferne zur Seite der Colonnen, baarfuß den Staub aufwirbelnd, marschiren sehen. Ihre Augen blitzen kühn, oder vielleicht besser gesagt keck unter ihren großen Hüten hervor, etwas grobe aber glänzende und dichte Haare bedeckend, welche auf ihre Schultern herabfallen und in zwei lange Zöpfe getheilt sind, an deren Enden sich Bänder befinden, zuweilen ganz neu, zuweilen schon ziemlich abgenützt, ein sicheres Anzeichen, ob ihre Liebschaft noch neu oder gleichfalls bereits abgenützt ist. Ein altes Band gibt das Recht — einen Antrag zu stellen. Ungeachtet der Lumpen, welche ihre Glieder oft nur sehr mangelhaft verhüllen, zeigt ihr

*) Es liegt die Vermuthung sehr nahe, daß dieser russische Offizier, welcher die genannte Stelle mit Erlaubniß seiner Regierung nachgesucht hatte, eigentlich nur Reporter gewesen sei.

Aeußeres dennoch eine gewisse Eleganz, welche Einigen sogar poetischen Anstrich verleiht.

Aber so ganz in der Nähe, welch' ein Unterschied! Ich fühle mich zu wenig Realist um zu erzählen, was ich sah. — —

Eine mexikanische Armee kann ohne diese Zugabe von Bagage nicht bestehen. Der indianische Soldat, ohnehin zur Desertion geneigt, würde nicht zehn Minuten bei der Fahne bleiben, wenn man ihm die Soldaderas nimmt. Er ist nicht im Stande für seine materiellen Bedürfnisse gleich dem französischen Soldaten selbst zu sorgen, welcher zu kochen, zu waschen, zu nähen und zu flicken in einem Grade versteht, um es darin der besten Hausfrau vorauszuthun. Alle diese Bedürfnisse müssen in einem mexikanischen Lager ausschließlich durch Weiberhände verrichtet werden.

Fürchterlich sind diese Megären nach einer Schlacht. Sie stürzen sich auf die Todten und machen den Verwundeten den Garaus, und berauben und entkleiden die Gefallenen mit erstaunlicher Schnelligkeit.

Die Frauen der Offiziere besitzen ein Pferd oder ein Maulthier oder auch nur ein Eselchen, je nachdem das Glück im Spiele oder im Kriege mehr oder minder ihren zärtlichen Gemal begünstigt hat. Die Weiber der Mannschaft gehen zu Fuß. Mit Neid schielen sie dabei auf die Gemalinen ihrer Vorgesetzten, aber es herrscht unter ihnen eine Disciplin und eine Ordnung, welche manchmal ihren Ehemännern in Reih und Glied zum Muster dienen könnte.

24. März. Die Infanterie und Genietruppen haben ihre Arbeiten begonnen. 650 Metres Laufgräben sind vor dem Fort San Xavier fertig. Die Beschießung hat begonnen. Die Mexikaner feuern nach allen Richtungen und aus dem mindesten Anlasse.

Die französische Kavallerie wird aus dem Bereiche der feindlichen Kanonen gebracht und lagert bei dem Teiche San Balthasar, welcher zugleich als Tränke dient.

Gestern wurde aus zwei großen mexikanischen Mörsern, welche wir in Veracruz vorfanden, und mit 6 Gebirgshaubitzen der Versuch gemacht, die für Mitternacht bestimmte Eröffnung der Trancheen zu begünstigen. Die erste Bombe fiel in den linken Flügel des Klosters San Xavier, welches unser Object bildete. Die zweite Bombe schlug mitten im Kloster selbst ein, und zwar wie ein heute Morgens angelangter Ueberläufer erzählte, in ein vom General Negrette bewohntes Zimmer. Der General wurde aber nicht verletzt. Das Feuer zwischen

den Batterien des Forts San Xavier und den unsrigen, bei der Garrita de Mexiko aufgestellten Geschützen, dauerte die ganze Nacht hindurch.

Um sieben Uhr Abends begann die Eröffnung unserer Laufgräben mit 1600 Mann. Eine Parallele wurde in der Länge von 900 Metres zwischen den Vorstädten von San Jago und San Mathias gezogen. Der Feind bemerkte hiervon nichts, obwohl diese Parallele nur 600 Metres von San Xavier entfernt ist. Die Kirche von San Jago war unterminirt; unsere Genieoffiziere suchten den nach San Xavier führenden elektrischen Draht, vermittelst dessen jeden Augenblick die Mine entzündet werden konnte. Mit Hilfe des Sacristans dieser Kirche, welcher dieselbe als sein Haus betrachtete und durch die Sprengung obdachlos geworden wäre, gelang es auch den Draht zu finden, welcher abgezwickt wurde.

29. März. Unsere Batterien haben das Feuer der Geschütze in San Xavier zum Schweigen gebracht. Unmittelbar hierauf wurde zum Sturme geschritten und das Fort ist trotz des heftigsten Widerstandes in unsere Hände gefallen.

Vom 30. März auf den 1. April. In der Nacht hat man sich durch einen Handstreich der Häusergruppe, in welcher sich das Kloster Guadaloupe befindet, bemächtigt, und Morgens aller Häusergruppen, welche längs der Promenade bis zur Verschanzung de Morelos auf der rechten Seite lagen, ebenso wie einiger anderer, jenseits des Klosters Guadaloupe in der Richtung nach dem großen Hauptplatze. ————

Mit 1. April beginnt in dem Tagebuche des Monsieur Capitän Laurent eine gewaltige Lücke über die Ereignisse vor Puebla. Von neuen Erfolgen konnte er nicht das Mindeste verzeichnen und daß die Franzosen nicht nur von den Mexikanern wieder aus mehreren Häusergruppen hinausgeworfen worden waren, sondern auch gegen Ende April schon sehr nahe auf dem Punkte standen, die zweite Belagerung von Puebla aufzugeben, verschwieg er natürlich lieber ganz. Capitän Laurent ist aber, obwohl er ganz das Zeug zu einem Geschichtsschreiber der napoleonischen Aera in sich hätte, wenigstens so ehrlich, die Eroberung des für eine längere Vertheidigung gänzlich ungeeigneten Forts San Xavier nicht geradezu als einen entscheidenden Sieg hinzustellen, wie es die europäischen Journale seiner Zeit gethan.

In die große Posaune stieß aus diesem Anlasse in Paris absichtlich jene kleine aber mächtige Coterie, welche bereits damals den

Divisionsgeneral Bazaine für seine nachmalige Rolle als „Beherrscher Mexiko's" ausersehen hatte, weil der gerade und biedere Forey in Folge der Art und Weise, wie er mit Almonte und Consorten in Veracruz umgesprungen war, eine geringe Willfährigkeit für die Realisirung der verkappten Pläne der Clerikalen gewärtigen ließ.

Die Abberufung Forey's aus Mexiko und dessen Ersatz durch Bazaine war daher schon im Monate April in Paris eine im Geheimen fest beschlossene Thatsache. Nur wollte man den Ausgang der Belagerung von Puebla abwarten, um den Modus seiner Abberufung, nämlich ob aus Strafe oder zur Belohnung, festzustellen.

Die Ueberrumpelung Comonforts bei San Lorenzo, welche Bazaine vom 7. auf den 8. Mai mit großem Geschicke leitete und den Fall Puebla's unvermeidlich machte, sicherte ihm auch das Wohlwollen Napoleons, der bisher wenig Geneigtheit verrieth, in Forey's Abberufung zu willigen.

Die Affaire von San Lorenzo verdient jedoch nicht den Namen einer Schlacht, wenngleich sogar der Gotha'sche Staatsalmanach in seiner Chronik so freundlich ist, diesen Ausdruck zur Verherrlichung der französischen Waffen zu gebrauchen.

Der wahre Sachverhalt ist folgender:

Am 7. Mai Nachmittags vier Uhr brach die Hälfte der unter General Bazaine stehenden zweiten Division des Expeditionscorps in der beiläufigen Stärke von 6000 Mann ganz geräuschlos aus ihren Cantonnirungen vor Puebla auf. Ein paar Stunden später campirte diese gesammte Truppe am Fuße des Cerro San Juan. Außer Forey und Bazaine wußte im französischen Lager keine Seele, was diese retrograde Bewegung zu bedeuten habe. Um Mitternacht werden sämmtliche Capitäns und Stabsoffiziere geweckt, und nach dem Zelte Bazaine's beordert. Eine halbe Stunde später kehren sie zurück und wecken geräuschlos ihre unterstehenden Offiziere. Mit flüsternder Stimme wird sodann auch die Mannschaft auf die Beine gebracht und ist es bei Todesstrafe verboten zu rauchen oder ein Wort zu sprechen. Nach 1 Uhr Mitternacht brechen die stummen Colonnen auf. Wohin? Niemand weiß es.

Der Marsch dauert die ganze Nacht. Gegen fünf Uhr Morgens vernimmt man Hundegebell. In einem einzeln stehenden Hause zur Linken gewahrt man ein Licht. An der Tête marschiren die Chasseurs à cheval, eingehüllt in ihre langen weißen Mäntel, den Kopf von der

Kapuze bedeckt; hierauf folgen die Zuaven, dann die Artillerie; die Arrieregarde bilden die Turcos. Das Thor des Hauses öffnet sich und ein Lichtstreif fällt auf die Straße.*)

Einige Mexikaner treten heraus und rufen: „Quien viva!“ (Wer da!) „Libertad y Reforma!“ (Freiheit und Reform!) erwidert der an der Tête der Chasseurs d'Afrique marschirende Señor de Peña, der nachmalige Schwiegervater Bazaine's, ein reicher Mexikaner, der sich den Franzosen als Spion angeschlossen und das heutige Losungswort der republikanischen Armee in Erfahrung gebracht hatte.

Der mexikanische Wachposten nimmt bei Fuß und läßt die Reiter an sich vorbei. In der Nähe gewahrt aber der Wachcommandant seinen Irrthum, stößt ein fürchterliches Geschrei aus, gibt Feuer und ergreift die Flucht. Unmittelbar hierauf dringen die Franzosen in San Lorenzo ein; der Tag begann eben zu grauen. Mit wunderbarer Schnelligkeit und Präcision schwenken die französischen Colonnen in die Schlachtordnung auf. Ohne zu zielen feuerten jetzt die verwirrten Mexikaner ihre 26 Geschütze in's Blaue ab, mehr um die Ihrigen zu allarmiren als um den Franzosen Schaden zu thun, welche jede Secunde wohl benützt hatten, denn bevor noch die schlaftrunkenen Mexikaner sich zum Widerstande formirten, standen sie bereits innerhalb der Schanzen und die feindlichen Kanoniere, ohne alle Unterstützung gelassen, mußten das Weite suchen.

San Lorenzo befand sich in den Händen der französischen Infanterie.

Inzwischen sprengten die Chasseurs d'Afrique rechts um den Ort herum um dem feindlichen Train den Rückzug abzuschneiden.

24 Kanonen, 60 Wägen voll Lebensmittel und Munition, 250 Bespannungsmaulthiere und 1500 Gefangene sind das Resultat dieses gelungenen Handstreiches, welcher der schon halb verhungerten Besatzung von Puebla die letzte Hoffnung auf Entsatz benahm.

Die total zersprengte Armee Comonfort's floh in der Richtung nach Mexiko.

Nach dieser glänzenden und entscheidenden Affaire findet unser

---

*) Es ist nothwendig hier zu bemerken, daß der in unserer Zone herrschende Unterschied zwischen Tag und Nacht zur Sommer- und Winterszeit um so mehr schwindet, je näher man sich am Aequator befindet, so daß am Aequator selbst Tag und Nacht das ganze Jahr hindurch je 12 Stunden ganz gleichförmig dauern. In Mexiko ist es bei seiner bedeutend südlicheren Lage als unsere Polhöhe im Mai wirklich zwischen 4 und 5 Uhr Früh noch finstere Nacht.

Capitän Laurent auf einmal wieder Lust und Muße, sein Tagebuch über die Belagerung von Puebla fortzusetzen, wie folgt:

15. Mai. Gonzales Ortega hat bei dem General Forey um die Erlaubniß nachgesucht, alle Nichtkämpfenden aus der Stadt entfernen zu dürfen. Der Hunger beginnt dort furchtbar zu wüthen. Wenn man blos das militärische Interesse zu Rathe zöge, müßte man abschlägig antworten, denn man bietet sonst dem Feinde das Mittel sich länger zu vertheidigen. Aber das gute Herz Forey's kann es nicht über sich bringen, die Leiden dieser unschuldigen Opfer des Krieges zu verlängern.

Die Thore öffnen sich und man sieht durch das Thor von Mexiko lange Reihen von Weibern, Kindern und Greisen sich mühsam einherschleppen. Sie suchen in Cholula Zuflucht.

Sie leiden gräßlichen Hunger; ihre Kleider sind in Fetzen. Die französischen Soldaten sind von Mitleid bewegt; sie theilen ihr Brod mit den Armen und mehr als ein Commißhemd verläßt den Tornister, um die Blößen der halbnackten Weiber und Kinder zu bedecken.

Die nach San Lorenzo ausmarschirten Truppen der zweiten Division nahmen ohne Verzug wieder die Stellungen ein, welche sie schon früher vor Puebla inne hatten.

Bazaine's sicheres Auge nahm schon lange den schwächsten Punkt der Stadt wahr. Schon zwanzig Mal bestand er im Kriegsrathe auf dem Angriffe des Forts Totiméhuacan. Sein letzter Erfolg verlieh endlich seinen Worten das nöthige Gewicht. Er drang durch.

Die Parallele ist auf 180 Metres vom Fort Totiméhuacan eröffnet; unsere gesammte Artillerie eröffnete auf diesen Punkt ein concentrirtes Feuer.

Die Flotte hat von Veracruz drei 30-Pfünder gesendet. 24 Maulthiere waren zur Bespannung eines jeden dieser Ungeheuer erforderlich gewesen.

16. Mai. Die Parallele ist bis an den Fuß des Forts poussirt und die Bresche ist gelegt. Man nimmt sie von Weitem wie einen schwarzen Punkt in der weißen Mauer wahr. Sie erscheint hinlänglich groß um Sturm zu laufen. Auf diesen Augenblick hat die Armee schon lange gewartet.

Die Angriffscolonnen formiren sich. Es ist elf Uhr, die Sonne glüht am Horizonte. Die Tambours wirbeln bereits, die Trompeter blasen, da heißt es auf ein Mal: Halt! — Die Mexikaner haben einen Parlamentär gesendet.

Eine kleine Abtheilung mexikanischer Kavallerie reitet langsam den Cerro San Juan, woselbst General Forey sein Zelt aufgeschlagen, hinan. Es ist General Mendoza, welcher wegen der Uebergabe des Platzes unterhandeln will.

Er verlangt, daß die mexikanischen Truppen sammt einem Theile ihrer Artillerie sich nach Mexiko zurückziehen dürfen.

Forey weist dieses Ansinnen zurück. Er will, daß Ortega ohne Bedingungen capitulire.

General Ortega geht auf diese Forderung nicht ein. Unter stetem Hin- und Herparlamentiren verstreicht der ganze Tag. Die Nacht bricht herein, und zum Sturme ist es zu spät geworden.

Während der Nacht vernehmen wir in der Stadt eine große Bewegung und unzählige Detonationen. Die Vorposten verdoppeln ihre Aufmerksamkeit, aber kein Angriff geschieht.

Mit Tagesanbruch erhalten wir die Lösung dieses Räthsels.

Während der Nacht hatte Ortega die Auflösung seiner Armee verfügt; er ließ die Waffen zerbrechen und die Geschütze vernageln; die Detonationen, welche wir uns nicht zu erklären vermochten, rührten von den in die Luft gesprengten Pulvermagazinen her.

17. Mai. General Mendoza kommt abermals als Parlamentär um anzuzeigen, daß die Garnison die Vertheidigung aufgegeben hat und sich auf Discretion ergibt.

Oberst Manéque, zweiter Chef des Generalstabes, besetzt mit dem ersten Jägerbataillon unter Befehl von dessen Commandanten de Gourcy und der 5. Hußaren-Escadron, Rittmeister Barbut, den Platz.

Während die Franzosen durch die Garrita del Pulque einziehen und neugierig die furchtbar verwüstete Stadt betrachten, verlassen selbe durch die Garrita de Mexiko gesenkten Hauptes 12.000 Mann ohne Waffen, ohne Uniformen, ohne Rüstzeug, da sie alles dies vernichtet und von sich geworfen hatten.

Gonzales Ortega marschirt an ihrer Spitze; man läßt sie auf dem weiten Terrain um die Königsmühle (molino del Rey) lagern. Um sie herum wird zu ihrer Bewachung ein Cordon von Ueberläufern gezogen, und dann beginnt an sie die Vertheilung von Brod, Fleisch und Branntwein. Sie essen und ihre Physiognomien nehmen einen anderen Ausdruck an. Sie hatten schon so lange hungern müssen!

Während dessen nahm der Generalgewaltige (le grand prévôt)

der französischen Armee von dem ihm als Gefängniß für die kriegsgefangenen Offiziere zugewiesenen Palaste Besitz.

Die Offiziere benehmen sich stolz, ja insolent. Wir haben Nachsicht mit ihnen, weil sie Gefangene sind.

18. Mai. Die französischen Truppen rücken gemach in die Stadt ein um Plünderungen und Unordnungen zu verhindern. Die ausgewanderten Bewohner kehren zurück. Die in der Stadt angerichteten Verwüstungen sind entsetzlich, die schönen Bäume der Alameda gefällt worden. Die Genietruppen und die Artillerie, deren Aufgabe es seit drei Monaten gewesen, recht viel zu zerstören, müssen jetzt Tag und Nacht Hand daran legen alles wieder in Ordnung zu bringen.

19. Mai. Elf Uhr Vormittags. Die Glocken läuten, die Barrikaden der Hauptstraßen sind beseitigt, die Truppen stehen in Reih und Glied und General Forey hält seinen officiellen Einzug.

Die Einwohner sind froh, daß die Belagerung einmal zu Ende; um die Wahrheit zu sagen, sie sympathisiren ebensowenig für Juarez als für die Intervention, freuen sich aber sehr, daß diese etwas lange Unterredung zwischen ihm und uns zum Abschlusse gedieh.

20. Mai. Die gefangenen mexikanischen Offiziere, Stabs- und Subalternoffiziere, haben heute Früh Puebla verlassen. Die Ersteren wurden nach Veracruz dirigirt um nach Frankreich gebracht zu werden, die Letzteren nach Cordova, wo man sie zur Ueberwachung der Straßenarbeiter verwenden wird*).

Die gefangenen Generäle reisen erst am 22. ab. Vier von ihnen ist es heute gelungen zu entfliehen; unter ihnen befindet sich der berühmte G'Hilardi.

Mit heutigem Tage liegen von unseren Leuten in den Spitälern 822 Mann, Reconvalescente 382 Mann.

Bei der Belagerung von Puebla hat die französische Armee eingebüßt an Todten: 180 Offiziere, 1670 Mann; verwundet: 79 Offiziere, 1039 Mann.

An Kanonen, Waffen und sonstigem Kriegsmaterial finden sich ungeheuere Vorräthe vor, aber alles ist von den Mexikanern vor dem Abzuge unbrauchbar gemacht worden.

---

*) Welches Geschrei würden mit Recht alle französischen Blätter erheben, wenn einmal ein kriegsgefangener französischer Lieutenant auf solche Weise behandelt werden sollte.

Von den Gefangenen wurden Alle, welche es wünschten, in das Corps des General Marquez eingereiht.

Der Effectivstand dieses Corps hat sich hierdurch auf 7300 Mann aller Waffengattungen und 1100 Pferde erhöht.

Mit der Einnahme von Puebla, welche so viel Blut gekostet, wähnten sich die Franzosen schon am Ziele ihrer Wünsche. Aber die Nüsse, welche sie vor der „Stadt der Engel" aufgeknackt, waren nicht nur harte, sondern wie der klägliche Verlauf der Expedition am Schlusse hinlänglich bewies, auch — taube Nüsse.

V.

Ein vorsichtiger Selbstmörder.

Zu Ende September 1863, also einige Monate nach der soeben geschilderten Einnahme von Puebla, treffen wir den ehemaligen Deutschmeister-Feldwebel Franz Stanglhuber, mit der ihm seit drei Monaten angetrauten Gattin Rosalie, geborne Hopfenstock, in seinem nicht großen, aber sehr bequemen und rein gehaltenen Hause im Liechtenthale zu Wien.

Die Wunde, die ihm der Russe in München heimtückisch beigebracht, war sehr gefährlich gewesen. Durch volle vier Monate schwebte er zwischen Leben und Tod. Sali wich durch diese ganze Zeit keinen Augenblick von seinem Schmerzenslager. So zänkisch und plauderhaft sie sonst zu sein pflegte, so sanft, so liebevoll und schweigsam erwies sie sich bei ihren unermüdlichen Bestrebungen, ihren geliebten Franzl von dem Tode zu retten, der ihm, so lange nicht die Heilung seiner inneren Verletzung vollkommen von Statten ging, nach Ausspruch der Aerzte jeden Augenblick bevorstehen konnte. Ein leichter Husten, eine einzige Aufregung, eine unvorsichtige Bewegung hätte hierzu genügt.

Endlich, im Monate Mai, war die größte Gefahr überstanden;

er durfte aufstehen und wieder sprechen, wobei er jedoch anfänglich bedeutendes Unbehagen empfand, weil seine Luftröhre, gerade an der Stelle, wo sie in die Lunge einmündet, von dem Stahle des Bedienten der Fürstin Lobieski verletzt worden war. Eine zehnwöchentliche Nachkur in dem herrlichen Wildbade Gastein stellte ihn aber fast gänzlich her und seit Kurzem durfte er sogar schon hier und da eine Cigarre rauchen.

Genau in demselben Verhältnisse als Stanglhuber seiner vollkommenen Genesung entgegenschritt, wich Sali's Sanftmuth und ihr maßloser Hang zur Eifersucht bekam allmälig wieder die Oberhand. In jedem weiblichen Wesen, ob jung ob alt, ob schön ob häßlich, welches ihrem Franzl auch nur auf zehn Schritte zu Hause oder auf der Gasse nahe kam, witterte sie eine Nebenbuhlerin; sie hielt ihren Mann für so verführerisch, daß sie fest überzeugt war, es müsse sich eine Jede in ihn verlieben, es könne gar nicht anders sein, denn sie selbst war in ihn sterblich verliebt und sammt ihrer Eifersucht würde sie wie eine Wildkatze einem jeden Frauenzimmer in's Gesicht gefahren sein, welches ihre Behauptung: der Franzl sei der schönste und bravste Mann in ganz Wien, nur irgendwie anzuzweifeln gewagt hätte.

Stanglhuber liebte Sali gleichfalls auf das Innigste, denn nicht nur, daß er schon früher seine Geliebte als ein braves, arbeitsames und sparsames Mädchen achten gelernt, rührte und verpflichtete ihn tief die aufopfernde Sorgfalt und Pflege, die sie ihm während seiner gefährlichen Krankheit angedeihen ließ und auch jetzt, wo sie sein Weib geworden, brachte ihre Umsicht und rastlose Thätigkeit eine exemplarische Ordnung in den Haushalt. Dabei sann und träumte sie Tag und Nacht nur auf das eine, wie sie ihrem Franzl noch besser gefallen könnte; sie suchte jeden von ihrem Gatten nur gedachten Wunsch zu errathen und jauchzte in ihrem Innern vor Freude, wenn sie ihrem Franzl wirklich einmal eine rechte Ueberraschung zu bereiten vermochte.

Wie glücklich hätten beide Leutchen leben können, wenn nicht Sali's krankhafte Neigung zur Eifersucht fast jeden Tag einen grellen Mißton in die Harmonie dieser zwei sonst so urgemüthlichen und guten Seelen gebracht hätte. Ihre äußeren Verhältnisse ließen nichts zu wünschen übrig. Das Vermögen der jungen Eheleute betrug, Sali's Heiratsgut von 5000 Gulden bairisch und die schönen Summen, die sich Stanglhuber in Californien erworben, zusammengerechnet, über 40.000 Gulden in Baarem; dazu kam noch das schuldenfreie Haus und

der Pachtzins von seinem Fleischselchergewerbe, zu dessen persönlicher Betreibung er jedoch, seit er während seiner Militärdienstzeit und namentlich im Dienste des Barons sein Wissen vermehrt und seine Manieren verfeinert hatte, keine Lust mehr verspürte.

Aber außer den Qualen, die Stanglhuber durch Sali's Eifersucht verursacht wurden, lastete auf ihm auch noch ein anderer großer Kummer. Der kleine Julius war und blieb verschollen. Alle Reclamationen, welche er nachträglich durch die Behörden in München anstellen ließ, führten zu keinem Resultate. Stanglhuber hatte eine Belohnung von 10.000 Gulden für die Auffindung des Knaben ausgesetzt und mehrere Tausende bereits mit vollen Händen an Agenten ausgestreut.

Diese Summen bestritt er jedoch nicht von seinem Vermögen, sondern von der halben Million, welche ihm der Baron Schwarzenfels in guten Papieren nach Europa mitgegeben. Stanglhuber sollte nämlich in der Nähe von Wien eine schöne Villa kaufen, einen Hofmeister und Lehrer besorgen, einen prächtigen Haushalt einrichten und dort den kleinen Julius wie einen Fürsten erziehen lassen, bis der Baron nach Europa käme und dann die Leitung selbst in die Hand nehmen würde.

Mit Zittern und Bangen sah Stanglhuber dem Tage entgegen, wo Schwarzenfels in Wien erscheinen und von ihm seinen Sohn fordern würde. Er mußte es sich gefallen lassen und es als eine gerechte Strafe ertragen, wenn der Baron ihm entrüstet in das Gesicht spie, und ihn einen ehrlosen Schurken nannte, denn er hatte seinen Schwur, den Knaben keinen Augenblick zu verlassen, leichtsinnig gebrochen und dadurch die Entführung des Kindes ermöglicht. Zudem wähnte er Julius in den Händen seiner unnatürlichen Mutter, denn von der Intervention der Tochter Abd-el-Kaders hatte er in seinem Ringkampfe auf Leben und Tod nichts wahrgenommen. Die jüngsten Nachrichten, die Stanglhuber erhalten, deuteten mit einiger Sicherheit darauf hin, daß die Fürstin Lobieski sich nicht in Europa befinde, sondern über New-York nach Mexiko gereist sein dürfte.

In düsteres Nachdenken versunken, saß Stanglhuber in der Laube des Gärtchens, das sich bei seinem Hause befand. Sali brachte den Kaffee zum Nachtisch.

„Na!" sagte sie kopfschüttelnd, als sie ihren Mann, der seit einer Stunde allein gewesen, in solch' trauriger Stimmung gewahrte, „na, Du

läßt heut' wieder Deine „Pappen“ *) hängen; es ist gewiß wegen dem Buben, der mich noch in's Grab bringt. Ja, wenn Du mir gestehen wolltest, daß Du ihn mit einer Anderen gehabt hast. Zum Lachen! Ich soll Dir die Comödie glauben, die Du mir mit dem Baron vormachen willst; mir scheint der liebe Herr Baron der lebt im Mond und das viele Geld, was Du von ihm haben willst, gehört halt Dein und Du thust nur so, damit ich nicht vielleicht Lust bekomme, eine recht große Frau zu spielen. Fürcht' Dich nicht, Franzl, ich bin und bleib' eine Bürgersfrau; meinetwegen kann die ganze Nationalbank Dein sein; ich geh' deßwegen doch mit meinem Einkaufkorb selbst auf den Markt und so lang ich leb' und gesund bin, soll keine andere Hand für Dich die Suppe kochen. Schau Franzl, sei einmal aufrichtig, ich bitt Dich um Alles in der Welt, sag, daß der Knab', um den Du Dich so kränkst Dein ist und ich bin ruhig; ja ich wiederhol' Dir's, sogar ins Haus nehmen will ich ihn und so gerne will ich ihn haben und so pflegen, wie das Kind, das ich von Dir unter dem Herzen trage; also lieber, guter Franzl beichte doch nur einmal.“

Helle Thränen standen in Sali's Augen und schmeichelnd schmiegte sie sich an ihren Mann, dessen Stirne und Lippen mit Küssen bedeckend.

Verzweifelt blickte Stanglhuber zum Himmel empor. Alle seine bisherigen Betheuerungen, daß der kleine Julius nicht sein Sohn sei, hatten nur dazu gedient, in Sali die fixe Idee vom Gegentheile zu bestärken und Alles, was er seiner Frau über den Baron und dessen Verhältnisse mitgetheilt, nur als eine Erfindung anzunehmen.

„Sali!“ rief Stanglhuber, „Du wirst mich noch zum Wahnsinne bringen.“

„Und ich bin schon wahnsinnig!“ weinte Sali und rang die Hände. „Deine Falschheit ist empörend und warum willst Du mir nicht sagen, wer die Mutter des Buben ist; gewiß unterhältst Du noch mit ihr ein „Techtl-Mechtl **).

„Meine Liebe zu Dir,“ sagte Stanglhuber mit Festigkeit, „hat mich bereits einmal zu einem großen Fehltritte verleitet; ein zweites Mal werde ich meinen Schwur nicht brechen. Ich habe einen feierlichen Eid geleistet, das große, schauderhafte Geheimniß, welches mit der Geburt des Knaben im Zusammenhange steht, bis in den Tod zu bewahren. Es ist umsonst Sali, wenn Du noch weiter in mich dringst.“

*) Deinen Mund.

**) Ein Liebesverhältniß

Sali trocknete jetzt ihre Thränen und mit einem Zuge der tiefsten Verbitterung in ihrem Antlitze, sagte sie mit eisiger Ruhe:

„Nun gut, Franzl, ich werde morgen zum Herrn Pfarrer gehen und seinen Rath erbitten."

Stanglhuber erblaßte und erwiderte mit bebender Stimme: „Und wenn Dich der Herr Pfarrer in die Rothenthurmstraße Nr. 2*) adressirt?"

„So werde ich mich dahin begeben," antwortete Sali mit halberstickter Stimme, „mit einem so schlechten Menschen, wie Du, der mich auch noch nach der Hochzeit betrügt, der mich nicht durch ein aufrichtiges Geständniß beruhigen will, obwohl ich bereit bin ihm Alles Vergangene zu verzeihen, ja sogar sein uneheliches Kind in's Haus zu nehmen, mit einem solchen Scheusal kann ich nicht länger leben."

Schluchzend warf sich dann Sali in eine Ecke der Gartenbank und verhüllte ihr von einem Thränenstrome gebadetes Antlitz. Alle Bemühungen des armen Stanglhuber, den Dämon der Eifersucht von seiner Gattin zu bannen blieben umsonst.

Der Kaffee war indessen ganz kalt geworden. Weniger aus Verlangen ihn zu genießen, als aus Bedürfniß in die höchst unerquickliche Situation eine Abwechslung zu bringen, machte sich Stanglhuber daran die Schalen zu füllen. Das Geklapper der Tassen weckte Sali aus ihrem dumpfen Dahinbrüten, in das sie zuletzt verfallen war. Hastig riß sie ihrem Manne die Kannen aus der Hand.

„So lange ich noch hier Hausfrau bin," preßte sie mühsam heraus, „werde ich ehrlich und treu thun, was mir als solche gebührt; wenn einmal eine Andere da sitzt, kannst Du meinetwegen einen „Thadädl" **) machen so viel Du willst."

Stanglhuber's große Geduld riß. Er wollte auffahren und ein derbes Wort erwidern. Die Ankunft einer dritten Person verhütete dies zum Glück. Ein so guter Mensch Stanglhuber sonst war und so sehr er sich, seiner Frau gegenüber, zu beherrschen wußte, so furchtbar konnte er sein, wenn er sich einmal vom Zorne hinreißen ließ. Da Sali in ihrer jetzigen Exaltation gewiß auch nicht ihr spitziges Zünglein in Ruhe gelassen hätte, würde es vielleicht sogar zu Thätlichkeiten

*) Das erzbischöfliche Palais, wo auch das katholische Ehegericht sich befindet.

**) Läppischer Weiberknecht.

gekommen, und dadurch ein unheilbarer Riß zwischen den beiden Gatten entstanden sein.

Der Besucher, welcher derart a tempo erschien um die hochgehenden Wogen zu besänftigen, war ein alter Bekannter Stanglhuber's, der mit ihm durch sieben Jahre in ein und derselben Compagnie gedient hatte und seinen ehemaligen Kriegskameraden seit dessen Verehelichung auffallend häufig zu besuchen pflegte.

„Ah! Du bist es!" sagte Stanglhuber, „da nimm Platz und halte mit bei der Jause."

Mit einer zierlich sein sollenden Verbeugung gegen die Hausfrau leistete der Eingeladene sogleich Folge.

Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren, seine Wiege stand einst in dem glücklichen Czechien, unweit von Czaslau; selbstverständlich war ihm bei der Taufe der Name Wenzel zu Theil geworden und nach seinen Ahnen, welche sich als Teichgräber von jeher durch eine großartige Vertilgungsfähigkeit von Kartoffeln und Kořalka (Branntwein) hervorgethan hatten, nannte er sich in seiner wohlklingenden, sanft säuselnden Muttersprache Skrcicek. Mit 20 Jahren als paßlos in Wien aufgegriffen, wurde er den bestehenden Vorschriften gemäß für Rechnung der Haupt- und Residenzstadt zum Regimente Hoch- und Deutschmeister abgestellt.

Stanglhuber war damals sein Zugscorporal. Der pfiffige Skrcicek begriff sogleich die Nothwendigkeit sich bei seinem unmittelbaren Vorgesetzten in Gunst zu setzen und die wenigen Worte Deutsch, welche er damals sprach, faßte er daher, so gut es ging, in die Bitte zusammen — Pany Caporal möchte die Gnade haben, sich nur von ihm die Stiefel, das Gewand und die Armatur putzen zu lassen. Auch in allem Uebrigen erwies sich Skrcicek seinem Zugstyrannen höchst dienstfertig. Stanglhuber durfte z. B. nur einen Blick auf den Wasserkrug fallen lassen, pums — Skrcicek stand schon da, kerzengerade und präsentirte ehrfurchtsvollst ein Glas des frischesten „Reinweines". War Pany Caporal einmal nicht gut aufgelegt und setzte es dabei für den getreuen Knappen Scheltworte oder gar Püffe ab, so blieb Skrcicek's edelgeformtes Antlitz doch in unveränderlicher Heiterkeit, ja seine Stulpnase, sein wulstiges Maul und seine kugelförmigen Backen verzerrten sich in solchen Momenten, wo er seine unbedingte Duldsamkeit zwar nicht schlagend, aber als geschlagener Mann beweisen konnte, zu einem Grinsen des Entzückens. Wußte er doch, daß dann

Stanglhuber, dem sein Aufbrausen stets schon in der nächsten Minute leid that, ein paar „Zehnerl“ auf bivo (Bier) springen ließ.

Bei seinen Cameraden, lauter „gesunde Beine“ aus Wien und Umgegend, erfreute sich Skrcicek keiner sonderlichen Beliebtheit. Er stand im Verdachte dem Pany Caporal und Pany Hauptmann Alles was er sah und hörte zuzutragen, und zwar nicht immer auf die wahrheitsgetreueste Weise, so daß manches „lose Maul“, und deren gab es in der Compagnie bei einem Stande von 120 Mann gewiß 115, Gelegenheit bekam, statt des Ausganges an der Seite einer „feschen Godl“, im Schatten des Wachzimmers, an einem Sonntag Nachmittag darüber nachzudenken, wie unziemlich und reglementswidrig es sei, hinter dem Rücken des Vorgesetzten schlechte Witze zu reißen, eine Fratze zu schneiden oder gar die Kunst des Zeichnens an einem gewissen Orte, welcher auch in der Kaserne nur zur Erleichterung der von Noth gedrückten Menschheit bestimmt ist, zur Anfertigung von anstößigen Carricaturen über die Herren Vorgesetzten zu mißbrauchen. Der „Siebensüße“, wie Skrcicek von der ganzen Compagnie bei der Unmöglichkeit seinen Namen mit deutscher Zunge richtig auszusprechen, genannt wurde, hatte aber auch einmal in Folge seiner geheimen Thätigkeit eine sehr harte Stunde zu bestehen. Er wurde eines schönen Abends, als kein Vorgesetzter weit und breit zu sehen war, und man vor jeder Ueberraschung sicher sein durfte, „mit dem Kotzen gefangen,“ d. h. es wurde ihm, als er ganz wohlgemuthet und achtlos nach Hause kam, in dem Momente, wo er das Zimmer betrat, blitzschnell, ohne daß er Zeit gewann zu sehen, von wem und wie, eine wollene Bettdecke über den Kopf geworfen, worauf zahllose Fäuste ihn packten und mit dichtverhülltem Kopfe auf das nächste Bett legten. Nun begann eine barbarische Züchtigung, welche erst dann ein Ende nahm, als der Delinquent, dessen Schmerzensgeheul durch die Decke gedämpft wurde, dem Ersticken schon nahe war.

Die aus Anlaß dieses Vorfalles eingeleitete Untersuchung führte zu keinem Resultate. Der mißhandelte Skrcicek konnte keinen einzigen der „Attentäter“ bezeichnen, denn während der ganzen Execution wurde von den Verschworenen kein einziger Laut ausgestoßen und untereinander verriethen sie sich nicht. Es war nicht einmal genau zu eruiren, wer damals von der Mannschaft zu Hause gewesen; ein Umstand, der dem Zugscorporalen Stanglhuber zur Last gelegt wurde, und ihm 48 Stunden Kurzschließen bei Wasser und Brod eintrug. Uebrigens wurde der „Siebensüße“ zum großen Aerger seiner Cameraden bald darauf

zum Gefreiten ernannt, während Stanglhuber, wegen seiner großen Fertigkeit im Schreiben und Rechnen zum Feldwebel vorrückte. Die intimere Beziehung zwischen Stanglhuber und Skrcicek datirte jedoch erst von der Schlacht bei Solferino, wo Letzterer seinen in Folge einer Kopfwunde ohnmächtig gewordenen Feldwebel aus dem Gefechte schaffte und für seinen ersten Verband Sorge trug.

Diesen Dienst vergalt ihm Stanglhuber reichlich, als Beide den Abschied erhielten. Er kaufte ihm ein wohleingerichtetes Fragnergeschäft auf einem sehr gangbaren Posten nächst der Liechtenthalerkirche und streckte ihm dreihundert Gulden gegen beliebige Rückzahlung als Geschäftscapital vor.

Aber die Nähe des Bräuhauses übte auf Skrcicek eine allzu große Anziehungskraft aus. Er vernachlässigte sein Geschäft und die alte Frau Muhme, die er aus Czaslau kommen ließ, um ihn zu assistiren, bis er eine passende Heiratspartie gefunden haben würde, war eine Lotterieschwester. Ein Glück für Skrcicek, daß Stanglhuber gerade jetzt nach Wien zurückgekommen war, und ihm aus der größten Klemme half. Er stand eben auf dem Punkte sein Geschäft schließen zu müssen.

Frau Stanglhuber empfand wider den honigsüßen Schmeichler, der sie zuweilen recht sonderbar anblickte, instinktmäßig einen ausgesprochenen Widerwillen; warum konnte sie sich zwar selbst nicht Rechenschaft geben, aber sie hatte ihn „auf dem Zuge". Daß ihr Mann und der Czeche öfters heimlich mit einander sprachen, war ihrem scharfen Blicke schon längst aufgefallen; sie glaubte einmal sogar bemerkt zu haben, daß Skrcicek ihrem Franzl heimlich ein Briefchen zusteckte. Natürlich steckte nach ihrer von Eifersucht durch und durch imprägnirten Anschauungsweise nichts Anderes dahinter als eine Liebelei. Sie beschloß der Sache auf den Grund zu sehen. Sali erhob sich und ganz ruhig scheinend, sagte sie:

„Ich werde jetzt zu meiner Schneiderin gehen um nachzusehen, ob nicht bald mein Schafwollkleid fertig ist; der Herbst schreitet vor, es beginnt schon frisch zu werden."

Nach einem leichten Knixe gegen beide Männer verschwand Sali.

Skrcicek zog nun rasch zwei Briefe aus der Brusttasche und händigte solche seinem ehemaligen Feldwebel ein. Stanglhuber öffnete die Briefe mit zitternder Hand und durchflog hastig deren Inhalt. Er stieß einen Ruf freudigen Erstaunens aus und einen Blick des innigsten Dankes richtete er nach Oben.

Dieselbe Damenhand, welche ihn mittelst ein paar Zeilen in München verständigt hatte, daß er den entführten Knaben wahrscheinlich nächst der Theresienwiese finden würde, schrieb ihm nun gleichfalls in französischer Sprache, in welcher Stanglhuber ziemlich fest war, Folgendes:

„Mein Herr!

„Bereits zwei Briefe wurden von mir nach München gerichtet, um Sie zu verständigen, daß der Sohn des Baron in guten, in Freundeshänden sich befindet, und daß Sie daher über diesen Punkt vollkommen beruhigt sein können. Erst durch einen Zufall erfuhr ich Ihren eigentlichen Aufenthaltsort. Amina, meine zweite Mutter, vermochte Sie, trotz des ihr eigenen staunenswerthen Seherblickes, nicht zu finden, weil wir leider übersehen hatten, uns den Besitz des für Amina erforderlichen Mediums zu verschaffen. Senden Sie daher zuverlässig und baldigst einige Ihrer Kopfhaare. In Amina's Hand werden selbe den magnetischen Rapport mit Ihrer Person jederzeit herstellen, mögen Sie sich wo immer befinden. — Der Zustand des armen Baron muß nach dem, was Amina über ihn zu sagen weiß, ein sehr bedenklicher, ein höchst beklagenswerther sein. Leider bin ich durch andere wichtige Dinge verhindert, persönlich der von Amina angegebenen untrüglichen Spur zu folgen, welche zur Auffindung des todtgeglaubten Schwarzenfels führen müßte. — Besitzen Sie Muth und Aufopferungsfähigkeit, um diese Mission zu übernehmen, dadurch Ihren Wortbruch, der so leicht das Verderben des armen Julius mit sich bringen konnte, glänzend zu sühnen? — Wenn ja, werden Sie in New-York bei dem deutschen Bankier Wolkenstein von mir weitere briefliche Instructionen und einen offenen Creditbrief finden. Nehmen Sie ja keinen Anstand von den Mitteln, die ich zu Ihrer Disposition stelle, Gebrauch zu machen, denn nicht nur, daß ich hundertmal mehr besitze, als ich brauche, fesselt mich auch ein großes, persönliches Interesse an den armen Baron, und zu ewiger, unendlicher Dankbarkeit verpflichten Sie mich, wenn Sie sich mit der Aufsuchung und Rettung des Unglücklichen befassen. Aber Eile thut Noth. Ich würde bereits diesem Briefe eine Anweisung beigeschlossen haben, wenn ich nicht wüßte, daß Sie nicht nur selbst wohlhabend sind, sondern auch von Schwarzenfels eine namhafte Summe in Verwahrung halten. Betrachten Sie jedoch alle bis New-York oder sonst-

wie in dieser Affaire bestrittenen Auslagen nur als einen Vorschuß, und vergessen Sie nicht meiner dringenden Bitte, daß ich die Kosten dieser Angelegenheit bestreite, da ich, wenigstens für den Augenblick, außer Stande bin, mich dabei persönlich zu betheiligen. Ich hoffe jedoch, mit Ihnen irgendwo in Amerika zusammenzutreffen. Bis auf Weiteres richten Sie gefälligst alle Ihre Briefe an mich, an den vorgedachten Herrn Wolkenstein, die einzige Vertrauensperson, welche stets über unseren jeweiligen Aufenthalt unterrichtet ist.

New-York 16. August 1863.

Ihre Freundin

Zoraide."

Der zweite Brief war aus Mexiko, deutsch geschrieben und von Ende Juli 1863 datirt. Er trug als Unterschrift die Anfangsbuchstaben J. L., also die der Fürstin Isabella von Lobieski, und lautete:

„Euer Wohlgeboren!

„Indem ich den gewissen Vorfall in München zwischen Ihnen und meinem Diener auf das Lebhafteste bedaure, kann ich nicht umhin, meiner lebhaften Befriedigung über Ihre gänzliche Wiederherstellung, welche ich so eben erfuhr, Ausdruck zu geben. — Es ist selbstverständlich, daß ich bereit bin, Ihnen jedwede Entschädigung, welche Sie für die erlittene Unbill beanspruchen, zu bieten, und wird die Firma Stametz-Mayer in Wien von mir unter Einem angewiesen, Ihnen jenen Betrag, welchen Sie selbst bestimmen werden, sofort unweigerlich auszubezahlen.

„Wie Sie bereits vernommen haben dürften, ist der Herr Baron Schwarzenfels auf seiner Reise von San Francisco nach Chihuahua in der Sierra Espuelas verunglückt und spurlos verschollen. Die Verhältnisse hinsichtlich des Ihnen anvertrauten Kindes, welches Sie neuerdings sehr gut zu verbergen verstanden, haben sich also wesentlich geändert. Meine Rechte auf den Knaben treten daher in den Vordergrund, und ich bin auch gesonnen, selbe nunmehr geltend zu machen. Vorerst versuche ich aber den Weg der Güte und bitte Sie daher, das Kind mir auszufolgen, wogegen ich mich verpflichte, Ihnen bei der Uebergabe des Knaben 300,000 Francs baar ausbezahlen zu lassen.

„Ich halte Sie für einen viel zu vernünftigen Mann, als daß

Sie dieses glänzende Geschäft von sich weisen sollten. Sollten Sie jedoch binnen Monatsfrist unter der Adresse: Madame Savigny, Paris, poste restante, nicht ihre rechtsverbindliche Erklärung zur Herausgabe des Kindes abgegeben haben, so wäre ich zu meinem größten Bedauern gezwungen, Ihnen Feindschaft auf Leben und Tod anzukündigen. Ich glaube jedoch mit Zuversicht, daß Sie mich nie zu letzterer Alternative zwingen werden.

Mit Achtung

J. L."

Der grobe Irrthum der Fürstin, betreff des kleinen Julius, nöthigte Stanglhuber ein selbstzufriedenes Lächeln ab. Uebrigens stand sein Entschluß fest, weder das ihm angewiesene Schmerzensgeld je zu beheben, noch den Brief der Fürstin mit einer Silbe zu beantworten. Er zerriß daher diesen Brief sogleich in kleine Stückchen, die er im Winde davonflattern ließ.

Das erste Schreiben las er jedoch nochmals mit der größten Aufmerksamkeit durch; dann verfiel er in langes, düsteres Nachdenken. Herr Skrcicek füllte diese lange Zeit aus, indem er bereits ein zweites Stück von der Handvoll Cigarren, die ihm sein Gönner hingeworfen, mit Wollust anbrannte.

Endlich brach Stanglhuber das Schweigen.

„Ja," murmelte er leise vor sich, „es ist eine heilige Ehrenpflicht, daß ich dem Rufe der räthselhaften Dame, die sich Zoraide nennt, folge. Sie hat Recht, ich muß meinen Wortbruch sühnen, und außerdem bindet mich die Pflicht der Dankbarkeit an den Baron, der mich mit Gefahr seines Lebens in San Francisco aus den Händen räuberischer Strolche rettete. Ich habe ihm zwar bald darauf, als er in einen Hinterhalt der Apachen fiel, seinen Scalp salvirt, und wir wären also in dieser Beziehung so ziemlich quitt. Aber mehr als dies bindet mich eine wahre, innige Freundschaft an den guten Mann, der in mich das größte, unbedingteste Vertrauen setzte und mich zum Mitwisser seiner tiefsten Geheimnisse machte. Ich wollte, ich wüßte nichts darum! So aber beginge ich eine schwere Sünde vor Gott und Welt, wenn ich durch mein Schweigen es bewirken sollte, daß das schändliche Weib, das sich Fürstin Lobieski nennt, für ihre entsetzlichen Verbrechen straflos bliebe. Aber was mit Sali? Die läßt mich nicht fort, und echappire ich, so ist sie im Stande mir über Land und Meer bis an's Ende der Welt

nachzureisen. Teufel, daß ich auch heiraten mußte! Wohin soll Sali's Eifersucht noch führen? Mein Gott, wenn ich mich heute hätte verleiten lassen, mein Weib, mein schwangeres Weib zu schlagen! Vor Schande über eine solche Gemeinheit hätte ich mich umgebracht, aber wer bürgt dafür, daß sie mich nicht doch einmal dazu reizen wird?!"

Skrcicek spitzte seine Ohren, um von dem leisen Monologe des jungen Ehemannes etwas aufzuschnappen, was ihm aber nur höchst nothdürftig gelang, weil er mit der deutschen Sprache auf sehr gespanntem Fuße lebte, und Stanglhuber ihn nie in seine Geheimnisse näher eingeweiht hatte, denn er sah seinen Schützling nur als ein blindes, ihm unbedingt ergebenes Werkzeug an, dem er überdies die Denkfähigkeit nur in äußerst geringem Grade zumuthete.

„Ja," rief Stanglhuber endlich laut und schlug mit der Faust unwillig in den Tisch, „ja, tausend Gulden gäbe ich mit Freuden, wenn ich nur jetzt einen guten Rath wüßte."

„Gebn's me Geld und ich geb Ihne Rath gute," sagte Skrcicek und grinste freundlicher denn je.

„O, Du Affenkopf! das würde ein sauberer Rath sein, den Du gibst," lachte Stanglhuber verächtlich. Er dutzte immer den Czechen, während dieser stets eine große Unterwürfigkeit vor seinem Gönner zur Schau trug und denselben immer mit „Sie" und „Herr von" ansprach.

„Ah, san's me Bem fiffige, was hatte faustdick da!" lachte Skrcicek und fuhr dabei mit der Hand hinter das Ohr.

„Nun gut," sagte Stanglhuber, „ich will Dich auf die Probe stellen; bei den tausend Gulden bleibt es, wenn Du wirklich ein gescheidter Kerl bist. Aber eines sage ich Dir — das Genick dreh' ich Dir um, wenn Du eine Silbe zu meiner Frau plauderst von dem, was ich Dir jetzt anvertrauen werde; — es handelt sich um nichts Geringeres, als daß ich wenigstens auf ein ganzes Jahr von Wien spurlos verschwinde und die Sali mir nicht folgen kann. — Warum, weßhalb, wohin u. s. w. geht Dich gar nichts an. — Also ? —"

„Wullen Se gehn pritsch — furt? Hm!" erwiderte Skrcicek und versank in tiefes Nachdenken. Plötzlich schnellte er aber wie elektrisirt vom Sitze empor und rief:

„Tak! Wern's me zahl'n tausend Gulden und werd' ich wieder sein Greißler erstes af ganze Grund."

„Nun, so laß hören," erwiderte Stanglhuber etwas spöttisch, in der sicheren Voraussetzung, etwas Albernes zu vernehmen.

Skrcicek neigte seinen Mund zu dem Ohre seines einstigen Pany Feldwebel und flüsterte ein paar Minuten höchst geheimnißvoll.

Stanglhuber riß erstaunt Mund und Augen auf. Der Plan, den der Czeche in aller Eile ausgeheckt, war in der That ebenso einfach als originell und zweckdienlich.

— Stanglhuber klopfte seinem Mephisto schließlich derb auf die Schulter und sagte:

„Die tausend Gulden sind Dein; übermorgen, bevor der Tanz losgeht, kannst Du Dir das Geld bei mir abholen und auch in der Zwischenzeit soll's Dir an nichts fehlen. Nur mußt Du dafür alle Monat einmal schreiben lassen. Doch genug hiervon; morgen werde ich alle meine Vorbereitungen treffen. Jetzt aber still; da kommt meine Frau."

Sali warf einen langen, forschenden Blick auf beide Männer; eine tiefe, innere Aufregung spiegelte sich in ihren Zügen ab und nur mühsam schien sie einen großen Sturm, der in ihrem Innern tobte, am Ausbruche zu verhindern. Ohne ein Wort zu sprechen räumte sie das Kaffeegeschirr hinauf in die Wohnung.

„Komm, Wenzel," sagte Stanglhuber, dem Sali's exaltirter Zustand nicht entgangen war, „komm, gehen wir hinaus nach Nußdorf zum Heurigen; bei der Sali „glost" (glimmt) es wieder einmal stark, und wenn ich zu Hause bleib', ist das Feuer am Dache ehe fünf Minuten vergehen."

Stanglhuber ging in die Wohnung um Hut und Stock zu holen, wobei er seine Frau von dem vorhabenden Ausgange verständigte. Sali nickte blos zum Zeichen, daß sie ihn verstanden. Als ihr Mann das Haus verlassen, warf sie sich weinend auf das Sopha und zog ein Stückchen Papier, den abgerissenen Bestandtheil eines Briefes, heraus.

„Kein Zweifel," weinte sie von Schmerz und Zorn erfüllt, „kein Zweifel mehr, Franzl unterhält eine Correspondenz mit der Mutter des unglückseligen Buben. Mein Gott, daß ich nicht mehr erhaschen konnte von den Papierschnitzeln, die der Wind in des Nachbars Garten trug — ja, ich habe Dich belauscht, Du elender Verräther, ich hab's mit meinen eigenen Augen gesehen, daß Du zwei Briefe gelesen hast, und wer kann sie Dir gebracht, gegeben haben, als der „Siebensüße" — ha! meine Ahnung betrog mich also nicht — aber ich will mich beherrschen bis ich den vollen Beweis der Schuld in Händen habe. Aber was will ich denn dann thun? Herr Jesus, vergib mir die Sünde, daß ich heut' aus Bosheit von einer Trennung sprach; ich wollte ihm nur Angst

machen; ich ohne Franzl leben und wenn er mich noch zehn Mal mehr betrügt, das gibt es nicht, das kann ich nicht, er ist mein Leben, mein Alles, meine Seligkeit!"

Eine Beute des verzehrendsten Grames weinte nun das unglückliche Opfer ihrer Eifersucht stundenlange dahin. Hundertmal besah sie das verhängnißvolle Papierschnitzchen. Ein böser Zufall hatte es gefügt, daß dasselbe gerade die verhängnißvollen Worte aus der Fürstin Brief: „Die Verhältnisse hinsichtlich des Ihnen anvertrauten Kindes, welches Sie neuerdings sehr gut zu verbergen verstanden, haben sich also wesentlich geändert. Meine Rechte auf den Knaben treten daher in den Vordergrund und ich . . ." enthielt. Sali glaubte steif und fest, daß die „geänderten Verhältnisse" nichts Anderes bedeuten sollten als Stanglhubers Heirat und die von ihm sitzen gelassene Mutter des kleinen Julius in Folge dessen ihr Kind reclamire.

Stanglhuber kam gegen Mitternacht ziemlich angeheitert nach Hause. In seiner aufgeregten Gemüthsstimmung und voll der Dinge, die der übermorgige Tag bringen sollte, hatte er wider seine Gewohnheit etwas zu tief in's Glas geguckt. Er war froh, daß er seine Frau schon schlafend antraf. Sali, welche jedoch noch vollkommen munter war, beobachtete ihn scharf durch die halbgeschlossenen Augenlider. Als ihr Mann alsbald zu schnarchen begann, zündete sie wieder das Licht an und ging nun an eine genauere Untersuchung der Säcke und der Brieftasche des harmlosen Schläfers. Aber sie vermochte durchaus nichts Verdächtiges vorzufinden. Der französische Brief von Abd-el-Kader's Tochter war von ihm vorsichtiger Weise bereits auf dem Wege nach Nußdorf vernichtet worden, nachdem er sich blos den Namen des Bankiers Wolkenstein in New-York aufnotirt hatte.

Am anderen Tage stand Stanglhuber sehr zeitlich auf und verließ, nachdem er aus seinem Schreibpulte einen ziemlich umfangreichen Pack Schriften zu sich gesteckt, das Haus. Zuerst verfügte er sich zu einem Notar in der Stadt, wo er seinen letzten Willen und mehrere andere wichtige Acte aufsetzen ließ, dann begab er sich in das Depositenamt des k. k. Landesgerichtes in Civilsachen und hinterlegte dort sowohl mehrere Dokumente als auch eine sehr ansehnliche Summe in verschiedenen Werthpapieren. Hierauf lenkte er seine Schritte in eine Wechselstube, wo er um ein paar Tausend Gulden englische und französische Bankbillets kaufte, welche er sodann in einem bei Reithofer in der Herrengasse acquirirten wasserdichten Etui sammt einigen anderen Papieren

sorgfältig verschloß. Ein derlei Etui schaffte er sich auch für seinen kostbaren englischen Chronometer, ein Geschenk des Baron von Schwarzenfels, an.

„So," sagte Stanglhuber selbstzufrieden, als er gegen die Mittagsstunde die Waffenhandlung der Gebrüder Maurer zum Hußaren an der Ecke des Grabens und Kohlmarktes verließ, wo er zum Schluße einen vorzüglichen sechsläufigen Revolver erstanden, „so — jetzt ist Alles in Ordnung. Nun aber nach Hause zum Essen. Bis morgen Abends will ich meine liebe theuere Sali noch küssen und herzen was „Platz hat". Die arme Haut! Die Lection, die ihr bevorsteht, ist bitter, ja grausam. Gott verzeih mir mein Unternehmen, das ich vorhabe; aber ich kann nicht Anders, so wahr mir der Allmächtige helfe; — ich muß fort aus dieser Welt!" —

Sali gab sich anfänglich, als Stanglhuber nach Hause zurückgekehrt war, alle Mühe ernst und einsilbig zu sein; als aber ihr geliebter Franzl sie so recht warm und innig umarmte und ihr schön that, da schmolz die künstliche Eisrinde, mit der sie ihr Herz bereits gepanzert glaubte, und sie war auf Augenblicke wieder die liebe, sanfte Sali, die durch vier Monate in unsäglicher Angst und Verzweiflung am Krankenbette ihres mit dem Tode ringenden Bräutigams gesessen, und wie sie damals mit himmelwärts gerichtetem Blicke seine leibliche Genesung hoffte und erflehte, so gab sie jetzt der sehnsüchtigen Erwartung Raum, Franzl werde endlich seinen Fehltritt von wegen des kleinen Julius bekennen, mit der Mutter dieses Knaben brechen und in Hinkunft nur ihr, ihr allein angehören.

Arme Sali! In welcher Selbsttäuschung bist Du befangen und welch' herbe Züchtigung Deines unglücklichen Hanges zur Eifersucht steht Dir noch bevor. Sammt allen Deinen herrlichen musterhaften Eigenschaften als treues, arbeitsames, hingebendes Weib bist Du durch Deine Eifersucht zur Stunde doch nur der Fluch Deines Franzl, der Dich nicht minder aufrichtig und wahr liebt als Du ihn, den Du aber unglücklich machst und zu einem sehr gewagten Schritte treibst, aus Mangel an Vertrauen. Warum willst Du hartnäckig nicht glauben, was er Dir über den Baron und das Kind bereits der Wahrheit gemäß mitgetheilt, warum bestehst Du darauf, daß er ein zweites Mal aus Liebe zu Dir einen Eid breche und Dir entsetzliche Geheimnisse mittheile, welche nicht die seinigen sind? Tief Verblendete! Ernte also auch die Früchte, die Deine Eifersucht nur allzubald zur Reife bringen wird;

vielleicht, daß die Qualen einer martervollen Reue Dich von Deiner blinden Leidenschaft gründlich heilen, Dich des Glückes, das Du jetzt mißbrauchst, erst würdig machen werden.

Am anderen Tage gab sich Stanglhuber wo möglich noch liebenswürdiger und zärtlicher. Nachmittags schlug er seiner Gattin einen Spaziergang in den Prater vor. Sali, welche bisher vergeblich auf die Beichte ihres Franzls gewartet, war dazu gerne bereit. Sie hoffte, daß ihr Mann, der auf Spaziergängen weit gesprächiger zu sein pflegte als zu Hause, absichtlich seine Bekenntnisse für eine schöne grüne Au aufgespart habe. Sali, welche eine sehr lebhafte Phantasie besaß und deren classische „Bültung" überhaupt an einem etwas grellen Anstriche von Romantik litt, schwelgte bereits im Vorgenusse einer großartigen Versöhnungsscene, die sie sich bereits im Geiste mit der ganzen Farbenpracht eines überschwenglich aufgeregten Frauenherzens in allen Details ausmalte.

Zum großen Erstaunen Sali's vermied aber Franzl ängstlich jeden einsamen Ort, er stürzte vielmehr mit fieberhafter Ungeduld überall hin, wo er ein recht großes Menschengedränge wahrnahm und der Lärm und das Getöse am betäubendsten ertönte. Je näher die Abendstunde heranrückte um so aufgeregter und unruhiger wurde Franzl; seine Gesichtsfarbe wechselte alle Augenblicke; bald war er überroth, bald todtenblaß; bald gab er sich Mühe Sali rauh anzulassen, bald blickte er sie thränenfeuchten Blickes an. Gleich hierauf ließ er tolle Witze los und geberdete sich als ob er vor Freude närrisch zu werden drohe. Sali sah ihren Mann immer betroffener an; sie wußte, daß er den ganzen Nachmittag keine zwei Glas Bier zu sich genommen, sonst hätte sie ihn für betrunken halten müssen.

Als es gegen sieben Uhr bereits vollkommen finster geworden war, sagte Stanglhuber, daß er auf der Landstraße noch einen Bekannten besuchen müsse. Man schlug den Weg nach der Rasumofsky oder Sophienbrücke ein, also die gerade entgegengesetzte Richtung um nach Hause, in das Liechtenthal zu gelangen.

Der Weg von der Hauptallee im Prater nach der gedachten Kettenbrücke ist gänzlich unbeleuchtet und um diese Stunde fast ganz menschenleer.

„Franzl," begann Sali, als man im Dunkel der Allee, welche nach dem Ausgangsthore zu der Brücke führt, dahinschritt, „Du kommst

mir heute so sonderbar vor. Ich hatte gehofft, daß Du mir eine große Freude bereiten, daß Du endlich mit der Wahrheit herausrücken, mich beruhigen wirst und statt dessen —"

„Fängst Du schon wieder mit Deinen Albernheiten an," erwiderte Stanglhuber, sich zu einem strengen Tone zwingend und ließ gleichzeitig den Arm seiner Frau los, „Sali, ich sage es Dir zum letzten Male, höre auf mich mit Deiner Eifersucht zu peinigen oder ich thue mir ein Leid an."

„Pah!" rief Sali schnippisch, „wer davon spricht, der thut es nicht. Also nur Comödie gespielt hast Du mir gestern und heut', denn Du willst nicht von Deiner Liebschaft mit der Mutter des Buben ablassen, das sehe ich jetzt klar und deutlich."

„Schweige, oder ich springe vor Deinen Augen in's Wasser!" entgegnete Franzl wild.

„Daß ich nicht lach'!" höhnte Sali, in welcher wieder alle Furien der Eifersucht erwacht waren, „als ob ich nicht wüßte, was für ein famoser Schwimmer Du bist."

„Wenn man sich aber zuerst die Hirnschale zerschmettert und dann in's Wasser stürzt, ist es wohl aus mit der Schwimmkunst," schrie Stanglhuber und zog den gestern gekauften Revolver aus der Tasche.

Man stand mitten auf der Brücke.

Sali stieß einen Schrei des Entsetzens aus und wollte ihrem Manne die Mordwaffe entreißen. Aber Stanglhuber schleuderte Sali drei Schritte weit von sich, schwang sich blitzschnell über das eiserne Geländer der Brücke und drückte die Pistole in dem Momente ab, als er kopfüber in den hochangeschwollenen Strom sprang.

Sali fiel, als sie den Knall vernahm und ihren Gatten spurlos in den rauschenden Fluten verschwinden sah, in Ohnmacht.

Jetzt näherte sich ihr Pany Wenzel Skrcicek, der Zeuge der ganzen Scene gewesen und von Stanglhuber insgeheim an diesen Ort bestellt worden war, um die arme Sali nach Hause zu schaffen.

Pany Skrcicek jauchzte im Stillen als er seinen Plan, der ihm 1000 Gulden eingetragen, so schön durchgeführt sah.

„Ale potom!" brummte er vergnügt vor sich, während er die Ohnmächtige mit Beihilfe einiger herbeigeeilter Neugieriger in den nächst dem fürstlich Liechtenstein'schen Holzlager schon bereit stehenden Fiacrewagen schaffte, „ale potom" was ist das für schönes Weib Frau Sali,

und wann sie wird sein erst Frau meiniges! — Wern me schon mach'n, daß Pany Franzlicko bleibt tudt; san's me nit erstes Bem, was kumte als Vagabund nach Wien und ise wurn Herr von Haus grußmächtige!"

VI.

Politische Comödianten.

Nach dem Falle von Puebla hatte die republikanische Regierung auf einen Kampf zur Behauptung der Hauptstadt als unnütz verzichtet. — Die reguläre mexikanische Armee wurde von Juarez aufgelöst und deren Umformung in kleinere Streifcorps oder Guerillabanden angeordnet. Die ganze Art der Kriegführung gegen die Invasionstruppen sollte geändert, nämlich, der Feind von nun an nur geneckt, stets in Athem erhalten, ermüdet und dadurch langsam aufgerieben werden. — Wie der Erfolg, wenn auch erst nach mehr als zwei Jahren, lehrte, war diese Tactik für die Mexikaner die allein richtige, denn in eigentlichen Schlachten waren sie seit Zaragoza's Ableben aus Mangel eines halbwegs befähigten Generals den wohldisciplinirten, vorzüglich geleiteten französischen Truppen nun und nimmer gewachsen.

Am 7. Juni rückte die Vorhut der Franzosen unter dem Divisionsgeneral Bazaine, am 10. das Gros ihrer Armee unter General Forey, dem Commandanten en chef, in der Hauptstadt Mexiko ein. Die Sache der Republik schien von jetzt an für immer verloren zu sein und mit jener unglaublichen Leichtigkeit, womit die Mexikaner von jeher von einem politischen Extrem zum andern übergingen, zeigte sich ein großer Theil der Städte-Bevölkerung auf einmal für die Intervention gesinnt und es fehlte nicht an Ovationen für die Sieger von Puebla. Freilich hatten diesmal die Clerikalen allerorts, und von jedweden Mittel Gebrauch machend, ihr Aeußerstes geleistet und sich zu beredten Aposteln der zahllosen Segnungen, welche von dieser Stunde an über Mexiko kommen sollten, mit größtem Feuereifer gemacht.

Am 11. Juni erließ General Forey eine Proclamation, welche beweist, daß dieser gute Mann, berauscht von dem endlichen Erfolge vor Puebla, die wahre Sachlage gänzlich falsch beurtheilte und die Belei-

digungen, welche er in seiner Kundmachung der mexikanischen Nation in's Gesicht schleuderte, während er sich und seinen Truppen, seinem Kaiser und seiner Nation das ekelhafteste Selbstlob spendete, gar nicht zu bemerken schien.

Die Proclamation lautet:

„Mexikaner!

„Ist es nöthig Euch nochmals zu sagen, in welcher Absicht der Kaiser einen Theil seiner Armee nach Mexiko gesendet? Die Proclamationen, welche ich an Euch, ungeachtet der mißtrauischen Politik der gestürzten Regierung, gerichtet habe, sind Euch zweifelsohne bekannt und Ihr wißt, daß unser *) großherziger Souverain, ergriffen von Euerer traurigen Lage, indem er seine Soldaten über das Meer sendete, nur Eines wollte, nämlich Euch die edle Fahne Frankreichs zeigen **), welche das Symbol der Civilisation ist. — Seine Ansicht ging mit Recht dahin, daß beim Anblicke dieser Fahne diejenigen, welche Euch im Namen der Freiheit unterdrücken, entweder besiegt fallen oder schimpflich die Flucht ergreifen werden.

„Die Mission, mit welcher der Kaiser mich betraute, hatte einen doppelten Zweck: Ich sollte den angeblichen †) Siegern vom 5. Mai 1862 das Gewicht unserer Waffen fühlen lassen und diese Kriegsbegebenheit, welcher die Prahlerei einiger militärischer Führer den Anstrich eines großen Sieges verlieh, auf ihren wahren Werth zurückführen.

„Nach diesem hatte ich Mexiko die Hilfe Frankreichs anzubieten, um eine Regierung herzustellen, welche der Ausdruck seiner freien Wahl wäre, eine Regierung, welche vor Allem Gerechtigkeit, Ehrenhaftigkeit, Verläßlichkeit in den äußeren Beziehungen und Freiheit im Innern bethätigen soll, aber eine Freiheit, wie sie sein soll, indem sie mit der Ordnung und der Achtung vor der Religion, dem Eigenthume und der Familie gleichen Schritt hält.

„Die Zersprengung der feindlichen Truppen in allen Fällen, wo sie es wagten sich unseren Säbeln oder unseren Bajonneten zu

*) Forey betrachtete also die Mexikaner schon als französische Unterthanen.

**) Welch' alberne Tirade!

†) Die Schläge, die die Franzosen damals vor Puebla erhielten, waren aber nicht blos angeblich. Ueberhaupt hätte ein französischer General am allerwenigsten Noth, einen Feind so herabzusetzen wie es Forey hier thut. Die französische Armee ist so überreich an glänzenden Waffenthaten, daß sie ohne Beschämung auch eine erlittene Niederlage eingestehen darf.

stellen, dann die Belagerung von Puebla, haben unserer militärischen Ehre eine große Genugthuung verliehen.

„Mit schwachen Angriffsmitteln vor Puebla angelangt, aus welchem die gestürzte Regierung einen Waffenplatz ersten Ranges geschaffen hatte, und welches sie für einen Damm hielt, an dem die Gewalt unserer Waffen abprallen würde, und wo sie mit gewohnter Ruhmredigkeit unser Grab wähnte, haben wir eine Uebergabe auf Gnade und Ungnade herbeigeführt. — Es ist ein in den Annalen der Kriegsgeschichte unerhörter Vorfall, daß eine Garnison von 20.000 Mann sich sammt allen seinen Generälen und Offizieren gefangen geben und ein unermeßliches Kriegsmaterial ausliefern muß, während ihr noch mächtige Hilfsquellen zu Gebote standen *).

„Nach dem Falle von Puebla marschirten wir auf die Hauptstadt los, welche sich, wie man sagte, zu einem ernsten Widerstande rüstete. Wir befanden uns im Besitze großer Angriffsmittel und der Sieg, der sich an Frankreichs Fahnen heftet, war nicht zweifelhaft. — Aber der Feind hat es nicht gewagt uns zu erwarten. Er hat schmachvoll die Flucht ergriffen, uns diese große und schöne Stadt überlassend.

„Die militärische Frage ist hiermit geordnet.

„Es erübrigt also noch die politische Frage.

„Die Lösung derselben, hängt von Euch ab, Mexikaner."

Wir überspringen hiermit einige lange Absätze nichtssagender Tiraden, worin Forey in abgedroschenen Phrasen über Ordnung, Eintracht, Patriotismus u. dgl. sich ergeht. Wir geben aber wörtlich und zumeist vollinhaltlich wieder, was er sodann als die Absichten Napoleon's und das Programm der in Mexiko einzusetzenden Regierung hinstellt.

„In Zukunft wird keine Zwangscontribution mehr stattfinden noch irgend welche Requisition, was immer für einer Art unter was immer für einem Vorwande. Jede Dawiderhandlung wird an dem Schuldtragenden bestraft werden.

„Das Eigenthum und die Person der Staatsbürger stehen unter dem Schutze des Gesetzes und der Lenker der Regierung.

„Die Eigenthümer von ordnungsmäßig im Sinne des Gesetzes

*) Dieser Absatz enthält große Unwahrheiten, denn die dem General Ortega zu Gebote gestandenen Streitkräfte betrugen nie mehr als 12.000 Mann, ferner war das übergebene Kriegsmaterial in der Nacht vor der Uebergabe total unbrauchbar gemacht worden und an Lebensmitteln herrschte die größte Noth. Nur der Hunger hat Puebla bezwungen, nicht die französische Armee.

erworbenen Nationalgütern werden in keiner Beziehung beunruhigt und verbleiben im Besitze dieser Güter. Nur die betrügerischen Ankäufe dürfen zu einer Revision Anlaß geben.

„Die Presse wird frei sein, aber nach dem in Frankreich eingeführten Systeme der Verwarnungen gemaßregelt werden. Zwei Verwarnungen haben die Unterdrückung des Journales zur Folge.*)

„Die Armee wird auf Grundlage eines Recrutirungsgesetzes ergänzt werden.

„Die Steuern werden wie in den civilisirten Ländern**) derart geregelt werden, daß die Lasten auf alle Staatsangehörigen nach Maßgabe ihrer Leistungsfähigkeit vertheilt werden.

„Alle öffentlichen Beamten, welche mit Staatsgeldern zu thun haben, werden anständig besoldet werden. Alle welche ihre Pflicht nicht erfüllen, werden entlassen, unbeschadet der Strafen, welche sie für allfällige Veruntreuungen zu treffen hätten.

„Die katholische Religion wird beschützt und die Bischöfe werden in ihre Diöcesen zurückberufen werden. Ich glaube, daß es der Kaiser mit Vergnügen gewahren würde, wenn es der Regierung möglich wäre die Freiheit des Cultus zu proclamiren, dieses große Princip der modernen Gesellschaft.

„Es werden strenge Maßregeln ergriffen werden, um das Räuberunwesen, diese offene Wunde Mexiko's zu unterdrücken." — U. s. w.

Im Sinne der dem Leser bereits bekannten Instruction Napoleons an Forey verlor dieser keine Zeit, um eine sogenannte Notablen-Versammlung zusammenzuberufen, d. h. die Clerikalen machten eine Anzahl ihrer einflußreichsten Anhänger als die seinsollende Elite der Nation namhaft und diese Parteigänger decretirte der Herr General en Chef mit einem Federstriche zu den Vertretern des ganzen mexikanischen Volkes, wobei zu bemerken, daß die Franzosen damals nur ein paar Städte des gesammten Landes besetzt hielten und ihre Herrschaft in Mexiko sich factisch blos auf ein Territorium von höchstens 20 Quadratmeilen erstreckte.

Unter diesen Umständen darf es nicht befremden, daß die von Forey eingesetzte Junta suberior del gobierno als Chefs der pro-

*) Also jene polizeilich administrirte Freiheit des napoleonischen Frankreichs! Undankbares Mexiko, so viel Glück hast Du von Dir gewiesen; Cayenne liegt verhältnißmäßig doch so nahe.

**) Forey rechnete also Mexiko noch gar nicht zu den civilisirten Staaten.

visorischen Regierung in Mexiko die Divisionsgenerale Juan Almonte und José Mariano de Salas, sowie den Erzbischof von Mexiko Pelagio Antonio de Labastida, dann zu Stellvertretern den Bischof von Tulancingo Namens Juan Ormaechaea und einen gewissen José J. Pavon ernannte.

Dies darf, wie gesagt, nicht befremden, aber die nachfolgende Proclamation, welche Forey hierüber erließ, muß Staunen erregen, wenn wir uns an Almonte's früheres Benehmen in Veracruz und an den kurzen Proceß erinnern, welchen Forey gleich nach seiner Ankunft in Mexiko mit ihm gemacht.

Dieses merkwürdige non plus ultra politischen Comödiantenthumes lautet:

„Mexiko, 23. Juni 1863.

„Mexikaner!

„Die Nation (?) hat sich durch den Mund ihrer, vermöge Decret vom 16. Juni, eingesetzten Vertreter (?!) ausgesprochen.

„Der General Almonte, der ehrwürdige Erzbischof von Mexiko und General Salas sind am gestrigen Tage von der Junta superior ausersehen worden, die Executivgewalt zu bekleiden und bis zur Einsetzung einer definitiven Regierung die Geschicke des Landes zu lenken.

„Die Namen, welche ich angeführt, sind Euch bekannt*), sie genießen die öffentliche Achtung und jenes Ansehen, welches sich an geleistete Dienste und die Ehrwürdigkeit des Charakters knüpft**). Ihr könnt also ruhig sein, wie ich es selbst bin, über Euere Zukunft, welche dieses Triumvirat, das am 24. Juni die Zügel der Regierung ergreift, Euch bereiten wird†).

„Mexikaner! Indem ich in die Hände dieser drei provisorischen Chefs der Nation die Gewalt niederlege, welche ich durch die Macht der Verhältnisse zu Euerem Wohle (!) besaß††), will ich Euch noch für die thätige und verständige Mithilfe danken, welche ich bei Euch angetroffen habe. Ich werde stets ein werthvolles Angedenken diesen

*) Aber von welcher Seite!

**) Auch bei Almonte???

†) Vor Taschendieben wird gewarnt, steht — im Berliner Thiergarten.

††) Wie bescheiden, wie anspruchslos!

Beziehungen bewahren, welche mir den richtigen Maßstab zur Beurtheilung Eueres Patriotismus und Eueres Sinnes für Ordnung geliefert haben, welche Euch der Gunst Frankreichs und des Kaisers so sehr würdig machen."

Während General Forey in der Hauptstadt den Monarchen spielte, constituirte auch Juarez in San-Luis de Potosi eine neue republikanische Regierung. Zum Minister des Aeußeren und des Inneren ernannte er Juan A. de la Fuerte, für Justiz und öffentliche Arbeiten Jesus Teran, für Krieg und Marine Miguel Blanco. Den Oberbefehl der Armee übertrug Juarez dem General Uraga und das oberste Justiztribunal dem General Ortega, dem Vertheidiger Puebla's, der sammt den mit ihm gleichzeitig gefangenen Generälen La Llave, Pirson, Patoni, Garcia und Prieto aus der Haft in Veracruz entsprungen war.

Die Präsidentschaft über die permanente Nationalversammlung, welche, wohlgemerkt, aus vom Volke erwählten Vertretern bestand und in San-Luis de Potosi tagte, übernahm Francesco Zarco.

Die clerikale Comödie in der Hauptstadt Mexiko hatte jedoch mit der Installation der Junta suberior del gobierno noch keineswegs ihr Ende erreicht. Den 35 Mitgliedern dieser Junta wurde, um der Sache einen recht schönen constitutionellen Anstrich zu geben, noch eine Assamblea de Notables, welche nicht weniger als 250 von Forey mittelst Decret angestellte Mitglieder zählte, beigeordnet.

Am 10. Juli 1863 faßte diese Assamblea, welche weit eher einer auf das Commandowort abgerichteten Soldateska als einer auch nur halbwegs selbstständigen Versammlung freier Männer glich, mit 230 von 250 Stimmen den Beschluß in Mexiko die gemäßigte erbliche Monarchie einzuführen und die Krone dem Erzherzog Maximilian von Oesterreich anzubieten. — In Folge dieses Beschlusses nahm die provisorische Regierung in Mexiko sofort den Titel: „Regentschaft des mexikanischen Kaiserthumes" an.

Die Absendung einer Deputation nach Miramare an Erzherzog Max wurde beschlossen. Diese Deputation bestand aus den Herren: Don Gutierez de Estrada, Aguilar, Velasquez de Leon, Hidalgo, Escandon, Landa, Suarez, Peredo de la Valle, Pater Miranda, General Woll und Iglesias.

Am 3. Oktober 1863 wurde diese Deputation, die Elite aller mexikanischen Reaktionäre, vom Erzherzoge Max empfangen.

Hiermit nahm die in Paris schon längst eingefädelte Intrigue, einen Nachkommen Carl V. zum Garde douleurs für die Vergehen eines Napoleoniden zu machen, ihren offiziellen Anfang, indem man den angeblichen Willen der gesammten mexikanischen Nation zum Vorwande nahm.

Wir werden etwas später jenen merkwürdigen Tag von Miramare, an welchem der unglückliche Erzherzog unwillkürlich von Argwohn erfaßt, eine verblümte Ablehnung aussprach, umständlich behandeln; wir werden dabei jene Kunstgriffe bloslegen und brandmarken, welche ohne alle Rücksicht auf Wahrheit und Recht, mit echt jesuitischer Finesse angewendet wurden, um das auserkorne Opfer über die wahre Sachlage zu täuschen und den französischen Truppen eine Brücke über den Ozean nach der Heimat zu bauen.

„Was das Schwert erworben, hat die Feder verdorben!“ hieß es schon so oft und nicht ohne Grund, wenn staatsmännische Ränke mit Strömen Blutes erkaufte Erfolge zu schmälern oder ganz zu paralysiren verstanden. In der mexikanischen Affaire sollte aber einmal der umgekehrte Fall stattfinden, nämlich die Fehler einer unzeitigen Eroberungslust durch Gaukeleien politischer Comödianten ausgeglichen werden.

VII.

Der Rinaldo-Rinaldini Mexiko's.

Die gute Aufnahme, welche der sogenannte General Marquez bei den Franzosen gefunden, wirkte sehr verführerisch auf eine Menge Leute ähnlichen Schlages. Es war auch in der That eben so einträglich als bequem und sicher, das alte Räuberhandwerk unter dem Schutze der französischen Fahne, d. h. der ausschließlich privilegirten Fahne der Civilisation, und unter dem Titel „Hilfstruppen“ fortzusetzen.

So hatte sich denn auch Buitrone, einer der berüchtigtsten und gefürchtetsten Wegelagerer Mexiko's, welcher das Räuberhandwerk schon von Jugend auf trieb, mit seiner Bande von 350 Reitern dem General Forey zur Disposition gestellt. Forey, dem es als ehrlichen

Soldaten anwidern mochte, mit einem solchen Strolche in persönliche Beziehungen zu treten, knüpfte die Zustimmung zu seinem Offerte an die Genehmigung der provisorischen Regierung. Diese besann sich keinen Augenblick, Buitrone's Dienste zu acceptiren.

Buitrone und seine Reiter wurden in San Angelo, unweit von Takubaya, einquartirt und dem Oberbefehle des General Marquez unterstellt, welcher diesen Zuwachs jedoch mit scheelen Augen anblickte. Buitrone kannte nämlich den Herrn General Marquez schon seit vielen Jahren und hatte mit ihm auch schon bei verschiedenen Gelegenheiten als Plateados „gearbeitet."

Die Plateados bilden eine unter sich strenge abgesonderte Räuberkaste, welche ausschließlich ihre Absichten auf die Wegnahme von Silbertransporten richtet. Eine ihrer Hauptsatzungen besteht darin, daß Keiner, der einmal in die Zunft der Plateados aufgenommen, bei schimpflicher Ausstoßung, je weniger als 1000 Pesos auf einmal rauben oder stehlen dürfe. Die Plateados sind also die Engrossisten der mexikanischen Spitzbuben. Ihren Namen erhielten sie von der überreichen Silberverzierung, welche sowohl ihr Sattelzeug als auch ihre Kleidung aufweist. — Plateados heißt nämlich: mit Silber überzogen. — Es hält nicht so leicht, unter die Plateados aufgenommen zu werden und ihre Disciplin ist sehr strenge. Strafweise Ausstoßungen kommen daher sehr häufig in ihrem wohlorganisirten Corps vor und nie fehlt es an Aspiranten aus guten Häusern, um die dadurch entstehenden Aperturen zu besetzen. Der Plateados ist keineswegs aus der mexikanischen Gesellschaft ausgestoßen, er verkehrt mit ihr und ist in ihr wohlangesehen; er „arbeitet" des Jahres hindurch nur zwei bis dreimal; die übrige Zeit verbringt er als eine überall und besonders in den Spielhäusern höchst angesehene Persönlichkeit. — Bei den Damen pflegt der Plateados durch seine ritterliche Romantik und seine feinen Manieren großes Glück zu machen. Es gibt auch in Mexiko eine Menge ehemaliger Plateados, welche, nachdem sie einige Jahre mit Glück ihr Geschäft betrieben, ihren Abschied genommen, ihre Novia, welche oft den ersten Familien des Landes angehört, geheiratet haben, zu Ehren und Ansehen gelangt sind und schließlich sogar die ersten Aemter im Staate bekleiden. — Die Plateados stehen also heutzutage gerade auf demselben Standpunkte wie unsere einstigen Raubritter, deren Handwerk für unehrenhaft zu halten damals keinem Menschen beifiel.

Buitrone gehörte, wie wir schon bemerkten, einst zu den

Plateados, wurde aber, weil er auch „kleinere Geschäfte" als die statutenmäßigen machte und nicht blos aus Nothwehr tödtete, mit Schimpf und Schande aus der mexikanischen Räubergarde ausgestoßen, ungeachtet er ebenso kühn als schlau und unternehmend war, und dadurch den Plateados manche schöne Conducta (Geldtransport) eroberte. Von einer solchen Affaire datirte auch seine nähere Bekanntschaft mit Marquez, welcher von San-Luis-Potosi im Namen der Regierung eine Silbersendung nach Mexiko geleiten sollte.

Die Regierungstruppen, welche die Escorte bildeten, waren zufällig weit zahlreicher als die von Buitrone befehligten Plateados. Das Resultat eines Kampfes war nicht zweifelhaft; es mußte zum Nachtheile der Angreifer ausfallen. Buitrone leitete daher mit Marquez eine diplomatische Unterhandlung ein. — Dieser zog etwas später seine Offiziere in's Vertrauen, und am folgenden Tage, nachdem sehr viel Pulver verschossen und sehr stark mit den Säbeln gerasselt worden war, wobei es aber weder Todte noch Verwundete absetzte, mußten die Regierungstruppen der allzugroßen Uebermacht weichen und die Conducta im Stiche lassen, wie es in der vom Commandanten verfaßten und von sämmtlichen Offizieren unterschriebenen Gefechtsrelation hieß.

Marquez gab sich, seit er bei Forey aus- und einging und im Umgange von den übrigen französischen Generälen als ein nothwendiges Uebel tolerirt wurde, so weit als er eben seine Hyänennatur zu verbergen vermochte, honnet und solid. Die französische Politesse, mit der er beständig in Berührung kam, blieb auf seine äußere Haltung nicht ohne Rückwirkung. Es war ihm daher sehr fatal, daß Buitrone, den er schon längst bei allen Teufeln wähnte, plötzlich im Hauptquartier auftauchte. Buitrone wußte viel zu viel von seiner Vergangenheit; er hätte Marquez bei Forey, der von seinem Chef der „Ueberläufer," welche jetzt den Titel „Patrioten" angenommen hatten, eine ziemlich gute Meinung hegte, durch vorlautes Plaudern unheilvoll compromittiren können. — Buitrone mußte also unschädlich gemacht, vernichtet werden.

Am 24. September 1863 hinkte Marquez mit seinem Klumpfuße in das Zimmer des Generals Forey. Dieser bewohnte zu Takubaya die Villa, welche ihm der „vielseitige Diplomat" Altamira, der zur Stunde in der Junta suberior del gobierno eine wichtige Rolle spielte, mit größter Zuvorkommenheit zur Verfügung gestellt hatte.

In seiner rechten Hand trug Marquez eine Schrift. Selbe

enthielt ein langes Verzeichniß aller Verbrechen, welche Buitrone von seiner frühesten Jugend bis auf den heutigen Tag begangen haben sollte. Insbesonders genau und detaillirt fanden sich die zahlreichen Unthaten verzeichnet, welche Buitrone seit der kurzen Zeit verübt, als er kaiserlich französischer Alliirter geworden war.

Forey wollte anfänglich gar nicht glauben, daß Almonte und Consorten im Stande gewesen seien, ein solches Scheusal wie Buitrone als „Patrioten" zu bezeichnen und zur Aufnahme als Hilfstruppe ihm anzuempfehlen. Forey hatte bis jetzt fest geglaubt, Buitrone sei nicht besser und nicht schlechter als alle übrigen mexikanischen Parteigänger, aber daß auf dem Gewissen dieses Strolches nicht weniger als 269 — sage zweihundert neun und sechzig — gemeine Mordthaten*) lasteten, war ihm neu und erfüllte ihn, zu seiner Ehre sei es gesagt, mit dem größten Abscheue.

Marquez blieb die Beweise nicht schuldig. Höchst entrüstet ließ Forey sogleich den Oberst Barail, Commandant des 3. Regiments der Chasseurs d'Afrique, holen und ertheilte demselben mehrere geheime Ordres. — Buitrone's und seiner Leute Aufführung in San Angelo sollte ganz unbemerkt ausgekundschaftet, respective die Wahrheit der Denunciation des General Marquez constatirt, und bejahenden Falls der Bandenführer verhaftet und gerichtet werden. Diese Aufgabe erheischte jedoch große Vorsicht und Umsicht. Bekam Buitrone Wind, so galoppirte er mit seinen Truppen auf und davon, und man hatte einen sehr gefährlichen Feind mehr wider sich.

Oberst Barail ließ einen seiner fähigsten Offiziere, den Capitän Laurent, holen.

„Sie werden," begann der Oberst, „den 3. und 4. Zug der Escadron und den Unterlieutenant Leclère nehmen und einen längeren Ritt in die Umgegend von San Angelo machen."

Der Capitän salutirte zum Zeichen, daß er verstanden.

„Ihre Mission," fuhr Barail fort, „ist eine mehr diplomatische als militärische. Sie werden sich möglichst auffällig in der Nähe von San Angelo herumtreiben und sich dabei mit topographischen Aufnahmen und der Untersuchung des Straßenzustandes beschäftigen. Bei dieser

*) Wir bitten den Leser, die Affaire Buitrone nicht etwa als eine Erfindung des Dichters anzusehen; selbe ist vom Anfange bis zu Ende buchstäblich wahr. Wir haben diese interessante Episode zur Charakterisirung der mexikanischen Zustände absichtlich in unser Werk aufgenommen.

Gelegenheit werden Sie mit so viel Leuten als möglich Gespräche anknüpfen und auf geschickte Weise über das Verhalten Buitrone's Erkundigungen einziehen. Vermeiden Sie aber Alles, woraus er oder seine Leute Verdacht schöpfen könnten. — Ihren exacten Bericht werden Sie nur mir erstatten. Adieu, mein Freund!"

Capitän Laurent ritt ab. In Miscoac, einem kleinen Orte, welcher zwischen Takubaya und San Angelo liegt, ließ er bereits rasten; die Mannschaft bereitete Caffee, den Pferden wurden die Futtersäcke umgehängt und der Herr Capitän promenirte indeß, mit der Cigarre im Munde, im Orte umher. Er ließ sich mit einem alten Indianer des Dorfes in ein Gespräch ein.

„Wir hatten," schloß die Rothhaut ihren Bericht, „bisher nur drei oder vier bekannte Diebe. In Gottes Namen! Wir waren an sie schon gewohnt und haben uns mit ihnen stets gut abgefunden. Aber seit der „Geier" (Buitrone heißt Geier) in San Angelo haust, um uns mit seinen 350 Reitern zu beschützen, haben wir um 350 Diebe mehr zu erhalten!"

In gleichem Sinne lauteten diesen und den anderen Tag noch hundert andere Aeußerungen über das Benehmen Buitrone's und seiner Bande. Es handelte sich also für Laurent nur noch darum, San Angelo, das Geiernest selbst, zu besuchen und das Treiben der Banditen in der Nähe zu beobachten.

Den Säbel in der Scheide, reiten Laurent und seine Leute in San Angelo ein; der Trompeter voraus schmettert lustig in's Blaue hinein. — Neugierig treten Buitrone's Leute vor ihre Caserne, das heißt vor das Nonnenkloster, das sie zu ihrer Caserne gemacht. Sie suchen so militärisch als möglich ihre Alliirten zu bewillkommen. Jetzt erst commandirt Capitän Laurent zur Erwiderung des Salutes: „Zieht den Säbel."

Lieutenant Leclère erhält den Auftrag, auf dem Hauptplatze zu halten und die Leute wohl absitzen, aber keinen Einzigen sich entfernen zu lassen. Nach diesem Befehle schlenkert Capitän Laurent, blos von dem Trompeter begleitet, nach der Wohnung Buitrone's, der sich natürlich General tituliren läßt, weil in Mexiko ein jeder Guerillaführer und Räuberhauptmann diesen Titel beansprucht.

Der Herr „General" erscheint. Seine Leute treten in's Gewehr und präsentiren. — So schmutzig und zerlumpt seine Soldaten sind, so prächtig ist Buitrone selbst gekleidet. Sein Gewand strotzt von

Gold- und Silberstickereien und alle Knöpfe sind von massivem Golde. Sein Sombrero (breiter Hut) ist von einer toquilla (Schnur) umgeben, in deren Mitte ein großer Rubin glitzert. Seine Finger sind mit kostbaren Ringen überladen und eine schwere, goldene Kette schlingt sich zwei- bis dreimal um seinen Hals.

Der Herr General ist etwas leidend und klagt darüber. Man bringt ihm eine Kräutersuppe; er fährt alle Augenblicke zusammen. Ist dies das Gewissen oder eine Ahnung? — Er frägt um die Ursache des Besuches.

Capitän Laurent schwätzt ihm mit großer Zungenfertigkeit eine Menge von Recognoscirung, Topographie u. dgl. vor, und unter dem Vorwande, einen Plan anfertigen zu müssen, sucht er sogar um die Erlaubniß nach, die ganze Caserne besichtigen zu dürfen.

Der General stellte dem Franzosen seinen Oberstlieutenant und seine zwei Escadrons-Commandanten vor. Es sind dies solch' ausgemachte Galgengesichter, daß Capitän Laurent unwillkürlich nach seinem Revolver langt und sich umsieht, ob sein Trompeter in der Nähe.

Gerard, so hieß der Trompeter, hatte inzwischen mit seinen Collegen, den Trompetern vom „Regimente" Buitrone, Bekanntschaft gemacht. Man offerirte ihm ein Glas d'aguardiente (Branntwein). Seine Uniform und seine saubere Armatur erregen Neid und Bewunderung.

Buitrone hat ein feines und geistreiches Gesicht. Seine Augen sind ausdrucksvoll, aber er kann Niemanden in's Gesicht sehen. Er zeigt, während er mit Laurent spricht, eine gewisse Scheu, welche er durch ein Uebermaß mexikanischer Complimente zu verwischen sucht.

Der Herr Oberstlieutenant hat einen enormen Schmeerbauch und ein Benehmen wie ein Schinderknecht. Dies ist übrigens sein Metier, denn er leitet im Namen des Herrn Generals die Erschießung der Gefangenen und Verurtheilten, sowie auch das Abschlachten der zur Ernährung der Truppe nöthigen Thiere. Zu seinem Privatvergnügen legt er bei beiden Gelegenheiten sehr häufig selbst Hand an.

Die beiden Escadronschefs sind Indianer mit Stierhälsen; sie sprechen kein Wort. Sie kreisen bewundernd um Laurent's Pferd Ali, einen prachtvollen arabischen Hengst, den der Capitän aus Algier mitgebracht.

Inzwischen hat Laurent im Sturme die Zuneigung des Herrn Oberstlieutenants erobert. Dieser frägt wiederholt ob man in Afrika viele

Razzias gemacht und ob es dabei immer eine gute Beute absetzte. Er blinzelt dabei schelmisch den Capitän an, der zur Erwiderung ihn derb auf den Bauch klopft, worüber der Herr Oberstlieutenant derart lacht, daß ihm die Thränen kommen.

Unter fortwährendem Scherzen vollendet Laurent seinen Croquis und verläßt den gefährlichen Ort, der aus dem mindesten Anlasse sehr leicht sein Grab hätte werden können. Noch am selben Abende erstattete der Capitän in Takubaya dem Obersten Barail seinen Bericht.

Der Oberst begnügte sich zufrieden mit dem Kopfe zu nicken und zu sagen: „Sie werden von ihrer Recognoscirung mit Niemanden sprechen, wer es auch sei."

Am 26. September wurde Capitän Laurent um zwei Uhr Morgens geweckt. Zwei Escadronen Chasseurs und zwei Compagnien Jäger zu Fuß standen marschbereit. Oberst Barail trat auf Laurent zu und sagte:

„Buitrone ist gestern Abends zehn Uhr in Mexiko in einer Spielhöhle arretirt worden. Seine Leute wissen hiervon nichts. Sie werden an meiner Seite nach San Angelo reiten; wir wollen die ganze Bande fangen; nicht Einer darf uns entkommen."

Hierauf wandte er sich gegen seinen Adjutanten, Capitän du Vallon und bemerkte kurz:

„Nachtmarsch — Sprechen und Rauchen verboten."

Mit der Morgendämmerung hatte die Truppe auf vier verschiedenen Wegen San Angelo erreicht. Die Banditen mußten auf diese Weise auf eine oder die andere Abtheilung stoßen, falls sie vorzeitig Wind bekommen hätten und entflohen waren. Die Jäger zu Fuß cerniren in aller Stille das Frauenkloster, welches Buitrone's Leute als Caserne inne hatten. Die Chasseurs à cheval besetzen alle Zugänge von San Angelo.

Oberst Barail ritt sodann mit zwei Zügen Kavallerie vor das Hauptthor. Die Banditen schliefen fest und sorglos; sie hatten Buitrone's Abwesenheit benützt um schändliche Orgien zu feiern.

Zwei Chasseurs steigen ab und pochen heftig an das Thor. Auch die Schildwache schlief. Endlich rief eine schläfrige Stimme: „Quien viva?" (Wer da?)

„Franzosen!" antwortete der Unteroffizier der Avantgarde laut.

Das Thor öffnete sich halb und ein schlaftrunkener Mexikaner glotzte verdutzt die Reiter an, deren Säbel in der eben aufgehenden

Sonne blinkten. Bevor sich noch der zerlumpte Kerl von seinem Staunen und Schrecken erholte, drang die Avantgarde unter Sergeant Jeantel in den Thorweg, stürzte sich auf den Waffenrechen und der ganze Posten war wehrlos als er aufwachte.

In diesem Augenblicke näherte sich Capitän Laurent seinem Obersten und sagte:

„Wenn Sie mir, mein Oberst, freie Hand lassen, so verpflichte ich mich, mit Hilfe meiner Kenntniß von dem Inneren des Klosters, die ganze Bande ohne Schwertstreich zu fangen."

Nach kurzem Bedenken nickte Barail zustimmend.

Laurent eilte die Treppe hinauf nach dem Zimmer seines dicken Freundes, des Herrn Oberstlieutenants, der einen äußerst festen Schlaf schlief und daher erst durch heftiges Rütteln geweckt werden konnte.

Als der mexikanische Fallstaff seinen „guten Freund" von vorgestern erkannte, lächelte er.

„Amigo!" (Freund), rief der Capitän, „es ist hier nichts zum Lachen; es gehen wichtige Dinge vor."

„Was gibt es denn, compadre (Gevatter)?" erwiderte der Herr Oberstlieutenant etwas verwundert.

„Was es gibt? Buitrone ist gestern Abends in Mexiko verhaftet worden."

„Ave Maria purissima, Sancta Virgen madre de Dios!" rief der Bandit entsetzt „und warum wurde er denn verhaftet?"

„Stellt Euch vor, compadre, Euer Herr General ist ein Spitzbube erster Classe!"

„Was Ihr nicht sagt!" meinte der Herr Oberstlieutenant verdutzt. „Was hat denn aber der General nur angestellt?"

„Denkt Euch einmal, er hatte die Frechheit vom General Marquez für doppelt so viel Leute, als seine Truppe wirklich zählt, den Sold auszufassen. Man hat ihn von seinem Commando abgesetzt und jetzt sind wir da, um noch diesen Morgen Euere Leute Mann für Mann abzuzählen."

„Und ich, was soll ich dabei thun?" jammerte der Schmeerbauch ganz kopflos.

„Ihr? Nun Ihr werdet alle Euere Leute antreten lassen, damit wir ihre Anzahl genau erheben können. Euer guter Wille wird sicherlich anerkannt werden."

Der Herr Oberstlieutenant sah den Sprecher sehr mißtrauisch an, aber ein Blick durch's Fenster belehrte ihn, daß die Jäger zu Fuß alle Ausgänge besetzt hielten, und die Reiter der Stallthüren sich bemächtigt hatten.

„Sta bueno (Es ist gut)!" sagte er, mit einem tiefen Seufzer sich in das Unvermeidliche fügend.

Er rief einen seiner Trompeter herbei und ließ zum Appell blasen. Seine Mannschaft trat gänzlich unbewaffnet an. Auf ein Zeichen des Oberst Barail schloßen die Franzosen um die 350 Banditen einen Kreis und alle waren, ohne daß ein einziger Schuß abgefeuert worden wäre, gefangen.

Während man die Gefangenen in einzelne Gruppen abtheilte und die Escorte bestimmte, durchstöberte eine Abtheilung Franzosen das ganze Kloster. Der Reichthum, welchen die Banditen in Folge ihrer Plünderungen und Erpressungen hier aufgehäuft hatten, war ungeheuer.

Ueber 300 prächtige Pferde, eine ansehnliche Menge Waffen und Munition, sowie zwei leichte Feldgeschütze führten die Franzosen als Kriegsbeute hinweg.

Alle Gefangenen traten in die Reihen des Marquez'schen Corps; man hatte ihnen nämlich zwischen dem Eintritte in die Reihen der „patriotischen Armee" und dem Stricke, gänzlich freie Wahl gelassen.

Der fette Herr Oberstlieutenant und sämmtliche Offiziere wanderten in das Zuchthaus, ihr Chef Buitrone hingegen wurde am 15. October füsilirt. Er gestand die 269 Mordthaten, welche ihm zur Last gelegt worden waren, ohne Zögern ein. Die übrigen zahllosen Verbrechen, welche die Liste des Generals Marquez enthielt, gab er gleichfalls in Bausch und Bogen mit der Bemerkung zu, daß an dem ihm vorgehaltenen Sündenregister nur eines auszusetzen sei, nämlich die Unvollständigkeit und er selbst könne sich doch unmöglich auf alle Kleinigkeiten besinnen.

So war also das entsetzliche Scheusal beschaffen, welches die in Mexiko residirenden drei „obersten Chefs der Nation", Almonte an der Spitze, als Alliirten ihrer „patriotischen Sache" acceptirt hatten. Die Vernichtung dieses mexikanischen Rinaldo-Rinaldini muß den Franzosen wirklich als ein wahres, als ein großes Verdienst um das Land angerechnet werden und in der That nahmen sogar die Anhänger des Juarez keinen Anstand, hiefür dem General Forey im Namen der Nation den verbindlichsten Dank auszusprechen.

VIII.

Geprellte Füchse.

Der schreibselige Forey, welcher so gern seinen Degen in das Tintenfaß tauchte, war zum Marschall ernannt und aus Mexiko abberufen worden. Der Divisionsgeneral Bazaine hatte an seiner Stelle das Obercommando zu übernehmen.

Die Clerikalen rieben sich vergnügt die Hände. Ungeachtet Forey bei Einsetzung der Junta und der Ernennung der Notablen in Folge eines geheimen Befehles aus Paris auf die Wünsche der Schwarzen eingegangen war, und sogar, ganz im Widerspruche mit seiner besseren Ueberzeugung, den von ihm schon einmal schimpflich cassirten Almonte an die Spitze des sauberen Kleeblattes, das sich die Regierung des Kaiserthums Mexiko nannte, gestellt hatte, wollten sich dennoch zwischen ihm und den Clerikalen intimere Beziehungen durchaus nicht gestalten.

Er beschränkte stets auf das rein Unausweichliche seinen Verkehr mit Almonte, den er verachtete, mit Labastida, der ihn haßte, und mit Salas, welchen er consequent ignorirte.

Forey war unter diesen Umständen, zumal er für seine Person bereits das Höchste erreicht hatte, herzlich froh, von Mexiko loszukommen. Am 30. September verabschiedete er sich mittelst zwei langathmigen Proclamationen von der Armee und den Mexikanern. Da diese beiden Actenstücke durchaus keine neuen Ideen enthalten, sondern nichts sind als eine höchst selbstgefällige Lobrede der französischen Armee und der edlen, uneigennützigen Intentionen Frankreichs, können wir uns füglich deren Wiedergabe ersparen. Mit 1. October 1863 übernahm dann Bazaine das Commando. Am 4. verließ Marschall Forey die Hauptstadt und am 20. schiffte er sich in Veracruz auf der Fregatte Panama nach Europa ein. — Von Forey nehmen wir hiermit für immer Abschied. Trotzdem, daß er den Grundfehler seiner Nation, eine mitunter an's Lächerliche grenzende Eitelkeit in Wort und That zur Schau trug, war er immerhin ein achtungswerther, weil ehrlicher Cha-

rakter, und es würde gewiß mancher spätere bedauerliche Conflict zwischen dem Kaiser von Mexiko und der französischen Militär-Commandantur nicht vorgekommen sein, wäre Forey auf seinem Posten geblieben.

Mit fieberhafter Ungeduld traf Bazaine, sobald er das Commando übernommen hatte, die umfassendsten Anstalten zur Fortsetzung des Kampfes. Juarez und seine fliegenden Corps sollten binnen Vierteljahresfrist vom mexikanischen Boden rein hinweggefegt, die Eroberung von ganz Mexiko eine vollendete, unbestrittene Thatsache geworden sein.

Zu den eifrigsten Anhängern Bazaine's unter der sogenannten mexikanischen Aristokratie gehört jener Señor de la Peña, dessen wir erst vor Kurzem als französischen Spion in der Affaire von San Lorenzo Erwähnung gethan. Schon damals heftete sich de la Peña an die Fersen Bazaine's. Er wußte, welche Absichten seine Partei betreff dieses Mannes hegte, und sein naher Verwandter, Don Altamira, hatte ihm über diesen ehrgeizigen, hochfahrenden, in der Wahl seiner Mittel nie verlegenen Charakter vollends die Augen geöffnet.

De la Peña besaß eine ziemlich hübsche, aber äußerst kokette und wohlverzogene Tochter, Namens Pepita, die einstige alleinige Erbin seines Vermögens, welches weit über zwei Millionen Piaster geschätzt wurde. Wie wir wissen, ging Bazaine nach Geld, aber nicht aus bloßer Habsucht, sondern weil ihm der Mammon zur Erreichung seiner himmelwärts strebenden Pläne unumgänglich nothwendig dünkte. — Bereits ein Fünfziger, mußte er sich nunmehr bald entscheiden, falls er wirklich Willens war seinen Junggesellenstand aufzugeben. Bazaine kam daher de la Peña, der ihm die Hand seiner Tochter ziemlich unverblümt durch seinen Vetter Altamira antragen ließ, auf halbem Wege entgegen, wozu ihm der „vielseitige Diplomat" eine goldene Brücke baute, indem er die projectirte Heirat vom politischen Standpunkte beleuchtete und sehr geschickt im Allgemeinen zu beweisen wußte, daß der General en Chef durch seine Verehlichung mit irgend einer Eingebornen einen feinen, folgenschweren Coup zur Pacificirung der Gemüther, zur Aussöhnung mit der Intervention thun würde, sowie es überhaupt im Interesse der „guten" Sache liege, derlei Verbindungen auch unter den französischen Offizieren aller Grade nach Thunlichkeit zu begünstigen.

Bazaine band sich damals zwar durch kein Versprechen, denn in seinem Inneren hatte er fest beschlossen, erst als Marschall von Frankreich eine Braut heimzuführen, aber er besuchte häufig das prachtvolle

Palais des Don de la Peña, und mit einer gewissen Ostentation spielte er bei der schönen Pepita die Rolle eines Novio, was, wie wir schon einmal bemerkten, noch keineswegs als eine nähere Beziehung angesehen werden darf. Bazaine wollte eben nur seine Bereitwilligkeit, sich allen mexikanischen Gebräuchen zu fügen, dadurch darlegen. Er hatte sich daher auch, so oft er bei de la Peña speiste, und dies geschah sehr häufig, ein für alle Mal ausbedungen, daß die mexikanische Küche, welche so sehr von der französischen abweicht, in ihrem vollen Rechte verbleibe.

Für den 25. October 1863 war Bazaine's Aufbruch mit zwölf Bataillons Infanterie, sechs Escadrons Cavallerie, sechs Feldbatterien und einer Division Genietruppen bestimmt, um die mexikanischen fliegenden Corps, welche zwischen Querètaro und San Juan del Rio eine Concentrirung zu beabsichtigen schienen, anzugreifen.

Der Abreise Bazaine's zu Ehren gab Don de la Peña am 23. October ein großes Mahl, welches ganz nach echt mexikanischer Sitte zubereitet war und deshalb beschrieben zu werden verdient.

Zuerst kam das Caldo, eine klare Fleischbrühe, welche die Stelle der Suppe vertritt, dann eine Zopa, das heißt eine Schüssel Reis mit geröstetem Brote oder Nudeln, nur mit Wasser gekocht und mit etwas Fett übergossen; hierauf folgte die Olla, welche aus gekochtem Rind- oder Hammelfleisch mit Gemüse besteht. Dann kam eine zweite verbesserte Auflage dieses Gerichtes, die Olla podrida, nämlich Rind-, Hammel- und Schweinefleisch, dann Geflügel, Zwiebel und allerlei Gemüse in ein und demselben Topfe zusammen gekocht; dazu wurde eine Sauce von Liebesäpfeln (Paradiesäpfeln), Zwiebeln und Essig, die Salza de Xintomato genannt, gereicht. Hierauf folgten verschiedene Ragouts und Braten, nebst einer Schüssel schwarzer Bohnen (Frijoles), letztere mit frischem Käse gemengt. Zum Schlusse wurde eingemachtes Obst, Dulce genannt, und eine süße Mehlspeise herumgereicht. Anstatt des eigentlichen Brotes dienten die beliebten Maisfladen (Tortillas), welche während des Essens bereitet werden, damit sie stets warm auf den Tisch kommen.

Erst nach vollendeter Tafel wurde Wasser, sowie Wein und Pulque, letzterer mit Zimmt versetzt, herumgereicht. In Mexiko ist es nicht Sitte, vor dem Genuß des Dulce etwas zu trinken, daher die Worte: ya tomé agua — ich habe schon Wasser getrunken, so viel heißen, als: ich habe schon vollends gespeist, ich kann daher nichts weiter zu mir nehmen.

(Seite 93.)

Von den etlichen dreißig Gästen sind für uns von besonderem Interesse Don Altamira, welcher an der linken Seite der Fürstin Lobieski sitzt, sowie Master Steward, welcher erst gestern in der Hauptstadt angekommen ist und den beiden Genannten gerade gegenüber Platz genommen hatte.

Der Yankée spielte vor Zorn und Wuth alle Farben; also war es doch richtig, daß die Fürstin für Altamira's Braut galt und nur zum Nutzen seines Nebenbuhlers beging er vor zehn Monaten ein Verbrechen, das ihm selbst eine lebensgefährliche Wunde und ein vielleicht unheilbares Siechthum eingetragen hatte.

Unmittelbar neben der Fürstin saß General Mazzaredo, der berüchtigte Don Juan Mexiko's. Ihm gegenüber, und zwar an Steward's Seite befanden sich Don Malpica und sein treues Täubchen Señora Pepita, welche mit schlecht verhehltem Aerger von der auffallenden Courtoisie, womit ihr flatterhafter Cicisbeo die heute ungemein reizende Isabella bediente und unterhielt, Zeuge sein mußte.

Die Fürstin, den mühsam unterdrückten Zorn der Señora Malpica gewahrend, fand ein sehr großes Vergnügen daran, die Qualen der Eifersüchtigen noch zu steigern, indem sie mit sichtlichem Wohlgefallen Mazzaredo's Huldigungen entgegenzunehmen schien. Aber Niemand spiele achtlos mit dem Feuer! Noch ehe das Mahl zu Ende war, stand die Fürstin bereits, ohne es zu wissen und zu wollen, unter jenem zauberhaften Einfluße, welchen Mazzaredo auf jedes weibliche Wesen ohne Unterschied des Alters und Standes, auszuüben vermochte. Sie wußte selbst nicht wie und warum ihr Blut allmälig wärmer geworden und die kalte boshafte Berechnung, in Folge deren sie Señora Malpica nur ärgern und nebenbei auch Altamira's Eifersucht etwas aufstacheln gewollt, urplötzlich durch ein gewisses Behagen, das sie in Mazzaredo's Nähe empfand, völlig in den Hintergrund gedrängt wurde. Als der galante Don Juan beim Abschiede um die Erlaubniß bat, ihre Hand küssen zu dürfen, übten ihr niedlicher Zeigefinger und Daumen unwillkürlich einen so energischen Druck aus, daß die Fürstin, die sich von ihrer gewöhnlichen, ganz ungewöhnlichen Selbstbeherrschung auf einmal im Stiche gelassen sah, beschämt erröthete und ziemlich verwirrt Don Altamira den Arm reichte, um nach dem Wagen geleitet zu werden.

Der „vielseitige Diplomat" schien heute mit Blindheit geschlagen zu sein und nur für den seit ein paar Wochen allmächtigen Beherrscher Mexiko's, seinen muthmaßlichen künftigen Verwandten, den Herrn General

Bazaine, dem Centralgestirne des heutigen Festes im Palaste de la Peña, Aug und Ohr zu haben.

Er beeilte sich daher sehr, wieder in den Speisesaal zurückzukehren als er der Fürstin in den Wagen geholfen. Beim letzten Adieu rief er so laut, daß es der nachschleichende Mazzaredo deutlich vernehmen mußte, seinen Wunsch in den Wagen hinein, die Fürstin möge mit ihm morgen neun Uhr Früh auf einem Spazierritte in dem Paseo Bucarelli zusammentreffen. Isabella wohnte nämlich aus Rücksichten, welche man dem Anstande zollen mußte, nicht im Palais Altamira; sie hatte in der Vorstadt San Cosme ein kleines, aber sehr schönes und ebenso freundlich als comfortable eingerichtetes Haus gemiethet.

Nach Entfernung der sämmtlichen Damen kehrten die zurückgebliebenen Männer die politische Seite dieser Zusammenkunft heraus. Der in Eis gekühlte Champagner, welcher jetzt in Strömen floß, löste alsbald die Zungen. Toaste über Toaste erklangen auf Frankreich, auf Napoleon, auf Bazaine und auf die unvergleichliche französische Armee. Der Held des Festes antwortete natürlich mit Lobsprüchen auf die wackere, mexikanische Nation, welche binnen Kurzem von den „liberalen Schurken" vollends befreit, sich selbst wiedergegeben sein sollte.

General Mazzaredo gehörte zu den lautesten Schreiern, als schließlich dem „Bandenführer" Juarez und allen seinen Anhängern ein lärmendes Pereat ausgebracht wurde. Mazzaredo lebte, wie wir schon zu Anfang unserer Erzählung bemerkten, seit der Einnahme von Puebla als halber Kriegsgefangener in der Hauptstadt, um seine Brustwunde zu heilen, in der That gehörte er aber zu den eifrigsten Anhängern der Liberalen. Juarez besaß in ihm ein ebenso verläßliches als brauchbares Werkzeug und mit Vorwissen des Präsidenten gerirte er sich gewissermaßen als interventionsfreundlich, damit er in die Kreise der sogenannten „Patrioten" nach dem Schlage de la Peña's freien Zutritt erhielt. Der Verwendung seines guten Freundes Altamira hatte es nebstbei Mazzaredo zu danken, daß ihm sein voller Gehalt als General von Seite der „Regentschaft des Kaiserthums Mexiko" seit einem halben Jahre pünktlich ausbezahlt wurde.

Diese disponiblen mexikanischen Offiziere bildeten damals und noch mehr später eine große, auf die Dauer unerschwingliche Last für den mexikanischen Staatsschatz. Fünfzehn Divisionsgeneräle, vierundzwanzig Generalmajors, zweihundert Oberste und über zweitausend Subalternoffiziere hatten ihre Unterwerfung unter die obgenannte Regentschaft

angemeldet; sie mußten daher von ihr erhalten werden. Die Ueberzeugung spielte dabei gar keine Rolle; diese Ueberläufer wollten sich nur ihre Gagen sichern und dabei des köstlichen Nichtsthun erfreuen, wenn sie nicht gar, gleich Mazzaredo, die Rolle geheimer Agenten in den von den Franzosen besetzten Gegenden spielten, wofür Juarez auf diese Weise die Kosten von seinen Gegnern tragen ließ.

Erst in später Abendstunde trennte sich die „patriotische Gesellschaft." Steward, dessen höchst prekärer Gesundheitszustand die größte Mäßigkeit, namentlich im Genuße geistiger Getränke erheischte, war bereits, auf einen Krückenstock gestützt, aus dem Palais de la Peña gewankt, als die Fürstin dasselbe verlassen hatte. Er bestieg eine Art Sänfte, welche seiner beim Thore wartete, und gab Befehl ihn nach dem nahen Hause, wo Isabella wohnte, zu tragen.

Pusthend und stöhnend schleppte er sich über die breite Marmortreppe, welche zu den Gemächern der Fürstin führte. Mit dem letzten Rest seines Athems polterte er gegen den Diener Demetrius ungestüm die Forderung heraus, sogleich angemeldet und vorgelassen zu werden.

Der Russe war für diesen Fall von seiner Herrin bereits instruirt worden. Demetrius öffnete daher ohne alles Zögern die Thüre in den Empfangssalon und geleitete den vor Aufregung und Erschöpfung halb Ohnmächtigen zu einem bequemen Fauteuil, in welchen sich Steward mit geschlossenen Augenlidern fallen ließ.

Zwei Minuten später öffnete sich die Thüre des an den Empfangssalon stoßenden Boudoirs und Isabella, in ein höchst verführerisches Negligée gekleidet, schwebte elastischen Trittes in das Zimmer. Mit großer Freundlichkeit eilte sie auf den Yankée zu, denselben mit sanfter Gewalt am Aufstehen verhindernd.

„Bleiben Sie, bleiben Sie, mein lieber Steward!" rief Isabella und nahm auf dem Sopha dicht nebenan Platz.

„Welche Ueberraschung, Sie endlich in Mexiko zu sehen?" fuhr die Fürstin im herzlichsten Tone fort, „ich glaubte kaum meinen Augen zu trauen, als ich Sie bei de la Peña eintreten sah. Seit einem vollen Jahre sind Sie rein verschollen und auf meine schriftlichen Anfragen in Washington wurde mir die befremdende Antwort zu Theil, daß man dort gleichfalls seit Ihrer Abreise von San Francisco in Californien nichts mehr wisse, daß Sie höchst wahrscheinlich in der Soñora verunglückt seien oder von den grausamen Apachen gefangen wurden."

Während des Sprechens war Isabella dem Yankée noch näher gerückt und schließlich legte sie sogar ihren Arm auf die Lehne des Fauteuils, dabei wie zufällig die linke Schulter Steward's berührend.

Wie elektrisirt zuckte der Amerikaner zusammen und einen Augenblick leuchteten seine katzengrauen Augen vor Entzücken; aber sogleich lagerte sich wieder finsterer Ernst auf seinem Antlitze und mißtrauisch auf die verführerische Syrene blickend, sagte er trocken:

„Ist es wahr, daß Sie die Braut des berühmten Don Altamira geworden?"

„Ja und nein, wie man es nimmt!" entgegnete Isabella rasch und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust.

„Ich bin wenig aufgelegt, Räthsel zu lösen", rief Steward unwirsch, „ich frage daher zum zweiten Male, sind Sie Willens Don Altamira zu heiraten oder sich in dieser Beziehung an ein älteres Versprechen zu erinnern?"

Isabella blickte den Yankée nochmals mit einem ihrer schmachtendsten Blicke an und indem sie nunmehr ihren vollen üppigen Arm gänzlich um den Hals Steward's schlang, lispelte sie: „Ach, William, welch' schweres, welch' bitteres Geständniß entreissen Sie mir — aber ich bin Ihnen volle Aufrichtigkeit schuldig. Sie haben Ihr Wort wegen des Baron Schwarzenfels gelöst; es steht Ihnen also das Recht zu, mich an das meinige zu erinnern, wenn auch eine Vergeßlichkeit meinerseits durch Ihr gänzliches Stillschweigen seit einem vollen Jahre hinlänglich gerechtfertigt erscheinen sollte. Nun hören Sie, mein theuerer William, und bedauern Sie mich — seit einem Jahre bin ich zur Bettlerin geworden; die Trümmer meines Vermögens werden kaum für zwei bis drei Jahre hinreichen, um mich standesgemäß durchzubringen und mir schließlich in den freudelosen Räumen eines Nonnenklosters für den Rest meiner Tage ein Asyl zu erkaufen. Finden Sie es nicht verzeihlich, wenn ich, um mich vor letzterer Consequenz zu retten, den verlockenden Anträgen Don Altamira's Gehör gab, zumal ich Sie, meinen lieben Freund, für todt halten mußte? Doch jetzt, mein edler, theuerer William, wo Sie wieder hier sind, schwindet wie Nebelthau die geringe Zuneigung, die mir Don Altamira einzuflößen vermochte, und Isabella, Ihre Isabella ist bereit Ihnen, nur Ihnen anzugehören für immerdar."

Je länger die Fürstin gesprochen, um so länger war Steward's

Gesicht geworden. Die Nachricht, daß Isabella ihre vielen, schönen Millionen nicht mehr besitze, traf ihn wie ein Donnerschlag.

Minutenlanges Schweigen trat ein. Die Fürstin schmunzelte, während sie nach der Seite den ganz vernichtet dasitzenden Amerikaner betrachtete, mit satanischem Vergnügen vor sich hin.

„Wirklich, wirklich?" stotterte endlich Steward, „es wäre keine Fabel, daß Sie arm geworden sind?"

„Wenn Sie an meinen Worten zweifeln, so wenden Sie sich an meine bisherigen Bankiers in New-York, Paris und London. Mein Guthaben an allen drei Orten beträgt zusammen kaum 400.000 Francs. Doch, mein edler William, was ficht diese Nebensache uns an. Ich bin bereit Ihnen in Ihre Heimat zu folgen, wir kaufen uns eine Farm in den Hinterwäldern, wir arbeiten, entbehren und werden recht glücklich sein in unserer idyllischen Einsamkeit."

Der Yankée schüttelte sich vor Ekel, als ob er Asa foetida zwischen die Zähne bekommen hätte. Ihm war nichts mehr zuwider auf dieser Welt als Landbau und Landleben. Auf den Parquetten war seine Heimat, nicht aber auf grünen üppigen Fluren, denen er nur insoferne einen Werth beimaß, als sie zur Viehweide dienten.

„Madame!" preßte endlich Steward, mühsam nach Fassung ringend, heraus, „Madame! Ich liebe Sie viel zu sehr und zu aufrichtig, als daß ich dem Glücke, welches Ihnen Don Altamira zu bieten vermag, hindernd in den Weg treten sollte."

„Grausamer, Undankbarer!" schluchzte Isabella, „also Sie zwingen mich sogar, Don Altamira zu ehelichen? ja, ja, ich sehe nun, Sie haben mich nie geliebt, William!"

„Die wahre Liebe," entgegnete der Yankée im näselnden Lehrtone jener unausstehlichen, spitzbübischen Heuchler, die sich auch in Nordamerika „Pietisten" nennen, und zu denen auch unser Diplomat Steward gehörte, „die wahre Liebe besteht in der Entsagung; sie richtet den Blick hinauf aus dem sündigen Thale Josaphats nach dem Sitze Jehovas. Der Geist ist in mir zum Durchbruche gelangt und abgeschüttelt habe ich alle Schlacken irdischen Verlangens nach Dir, Du sündige Tochter Eva's, da Du mir vereitelt hast alle Freuden des Paradieses."

Steward erhob sich und mit der Resignation der Verzweiflung über seinen gänzlich zertrümmerten Lebensplan schleppte er sich langsam nach der Thüre zu.

„Du verläßt mich wirklich, William," schrie Isabella vom Schmerze übermannt und in helle Thränen ausbrechend.

„Für immer. Far well!" entgegnete Steward trocken ohne sich umzublicken und schlug die Thüre hinter sich ziemlich heftig in das Schloß.

„Ha, ha, ha!" lachte nun Isabella krampfhaft, und warf sich, vor Wonne die Hände wiederholt zusammenpatschend, auf das Sopha. „Ha, ha, ha! der Fuchs wäre also tüchtig geprellt. Der Baron ist beseitigt. Der Mohr hat mithin seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen."

Nachdem die Fürstin sich ihrer infernalischen Heiterkeit eine gute Viertelstunde ganz zwanglos hingegeben, wurde sie plötzlich ernst.

„Sonderbar!" murmelte sie vor sich hin, „sonderbar, daß ich das Bild dieses Mazzaredo nicht von meinen Augen wegbringen kann. Nur blos von meinen Augen? Hm! Seit meiner ersten Liebe zu Schwarzenfels hat es hier im Herzen sich nicht mehr so geregt, wie seit wenigen Stunden. Sollte ich verliebt, wirklich verliebt sein? — Lächerlich! — Und dennoch, ich wage es mir kaum zu gestehen, ist es so. Ob er wohl den Paseo Bucarelli morgen Früh gleichfalls besuchen wird? Ich hoffe ja, denn — ich wünsche es."

Nach diesen Worten setzte sich die Fürstin zu ihrem Schreibtische, um mit glühenden Farben den Eindruck, welchen General Mazzaredo heute bei ihrer ersten Begegnung im Palais de la Peña auf sie gemacht, in ihrem Tagebuche zu verewigen.

Isabella schrieb bereits an der fünften Seite als der getreue Demetrius einen Brief überbrachte. Die Fürstin erkannte sogleich auf der Adresse Steward's harte, eckige Züge. Sie las Folgendes:

„Madame!

„Die Briefe, welche ich von Ihrer Hand besitze, offerire ich Ihnen hiemit zum Kaufe. Preis 6000 Francs, die ich dringend als Reisegeld zur Heimkehr benöthige. Falls Sie auf dieses Geschäft nicht eingehen, müßte ich mich mit meiner Waare an Don Altamira wenden. Antwort umgehend, weil ich bereits morgen dieses verfluchte Mexiko zu verlassen gedenke.

Ihr ergebenster

William Steward."

„Also eine Bettelei und eine Drohung zugleich", sagte Isabella höhnisch und verächtlich, während sie ein Portefeuille öffnete und daraus die von ihrem Mordcompagnon verlangte Summe abzählte. Dann behändigte sie das Geld Demetrius mit dem Auftrage, sich damit sogleich zu Master Steward zu begeben und dafür ein Packet Briefe in Empfang zu nehmen.

Ehe eine halbe Stunde verging, war der Diener zurück. Zufrieden nickte Isabella als sie sah, daß von ihrer mehrjährigen Correspondenz mit dem Yankée auch nicht ein Stück fehlte. Sie hatte sich zwar darin nie eigentlich blosgestellt, aber für eine Braut, wie sie war, stand es immerhin besser, daß diese Correspondenz gar nicht mehr existire. Isabella vernichtete selbe daher auch auf der Stelle.

„Es ist wirklich hohe Zeit", murmelte Isabella, als sie in ihrem einsamen Gemache den Verbrennungsproceß langsam und bedächtig vollzog, „es ist wirklich hohe Zeit, daß meine Angelegenheit mit Altamira endlich in's Reine gebracht wird. Meine Subsidien aus Rußland sind gänzlich ausgeblieben, seit ich mich in diesem Frühjahre geweigert nach Warschau zu gehen, um dort im polnischen Aufstande eine sehr gefährliche wenn auch sehr einträgliche Rolle zu spielen, und von Paris senden mir diese Kniker alle Vierteljahr eine Bagatelle von höchstens 10—20.000 Francs. Wer weiß ob es nicht vielleicht doch besser gewesen wäre den Baron leben zu lassen, mich mit ihm auszusöhnen und von seinen Millionen zu zehren. Der Teufel auch, daß er in San Francisco ein Testament hinterlassen mußte. Ich bin darin sicherlich nicht bedacht und einen Proceß anzufangen, puh! das geht nicht; dabei könnten üble Dinge an's Licht kommen. Altamira ist also wirklich mein letzter Rettungsanker; aber Mazzaredo? Ich wünschte, ich hätte diesen Mann nie gesehen. Doch sei wie dem wolle; ich verzichte einmal nicht auf seine Bekanntschaft; ich begehe vielleicht damit eine Dummheit, aber — pah! ich bin schlau und mein guter Pedro darf wohl auf kein besseres Los Anspruch machen als sein wackerer Freund Malpica."

Am anderen Tage fand der projectirte Morgenritt auf dem Paseo Bucarelli bei schönstem Wetter statt. Altamira hatte die Fürstin aus ihrem Palais abgeholt und nächst dem Stiercircus, unweit der Statue König Carl IV. von Spanien, galoppirte auf einmal General Mazzaredo, aus der Straße San Francesco kommend, einher. Altamira that ungemein erfreut, seinen lieben Jugendfreund so ganz unver-

muthet zu treffen und lud denselben dringend ein mit von der Partie zu sein. Mazzaredo hatte es anfangs sehr eilig und wollte sich entschuldigen; er sollte dringend nach Takubaya reiten; endlich ließ er sich aber doch bewegen eine halbe Stunde Gesellschaft zu leisten und schwenkte sein Pferd an der Fürstin rechte Seite, während Altamira derselben zur Linken ritt.

Plötzlich sprengte ein Ordonnanzoffizier aus dem Hauptquartiere einher und ersuchte Altamira sogleich bei Bazaine zu erscheinen; der Commandirende müsse ihn noch vor der Abreise sprechen.

Altamira that sehr ärgerlich, und nachdem er seinen lieben Freund Mazzaredo um die Gefälligkeit gebeten, nach der Promenade die Fürstin nach Hause zu geleiten, wandte er seinen edlen Renner und jagte in die nahe Vorstadt San Cosme davon.

Eine gräßliche, höhnische Miene verzerrte Don Altamira's Antlitz, als er sich von Isabella und Mazzaredo unbemerkt wußte.

„Also den Gimpel Steward hast Du bereits betrogen und Du und Mazzaredo, ihr werdet euch gegenseitig betrügen. Ha, ha! Und die Krone des ganzen Betruges ist mir, ja mir, in der Form eines sehr stattlichen Geweihes zugedacht. Fehlgeschossen, meine Lieben. Ihr Alle zusammen seid nichts, als: „geprellte Füchse." —

Am Spätabende desselben Tages schlich sich der getreue Demetrius in Altamira's Palais, wo er zehn blanke Goldstücke für die Meldung entgegennahm, daß vor einer Stunde ein Billet-doux Mazzaredo's angelangt und die Fürstin bei dessen Erhalt in lauten Jubel ausgebrochen sei.

IX.

Der Schutzgeist.

Don Altamira war am 25. October 1863 mit dem Marschall Bazaine in der Richtung nach Querétaro aufgebrochen, seine Braut in der Hauptstadt zurücklassend. General Mazzaredo unterzog sich der Mühe, die einsame Ariadne zu trösten und seine Bestrebungen wurden derart von dem besten Erfolge gekrönt, daß der abwesende Bräutigam

bei dieser „Krönung“ schon nach wenigen Tagen mit einem sehr stattlichen Kopfputze, welcher einem Sechzehnender alle Ehre gemacht hätte, geschmückt worden war.

Mazzaredo besuchte anstandshalber die Fürstin nur des Abends, wobei er aber, um den bösen Zungen keinen Stoff zu übler Nachrede zu geben, stets den Weg durch die rückwärtige Gartenpforte nahm, zu der er von Isabella den Schlüssel erhalten hatte. Da zu jener Zeit in Mexiko eine große Unsicherheit herrschte und man fast jeden Morgen einige Ermordete in den Straßen vorfand, auch viele der einzeln stehenden Palais Nachts über ausgeraubt wurden, verblieb daher Mazzaredo täglich als Sauve-garde in dem von der Fürstin bewohnten Hause bis zum anbrechenden Morgen, wo er dann wieder durch den Garten seinen Rückzug antrat, wenn er nicht, wie es sehr häufig geschah, um Zeit und Weg zu ersparen, auch vom Morgen bis zum Abend seiner schönen Freundin Gesellschaft leistete.

Auf diese Weise verflogen dem Don Juan Mazzaredo und der Fürstin blitzschnell mehrere Wochen. Altamira schrieb fleißig aus dem Hauptquartiere der französischen Operationsarmee die zärtlichsten Briefe an seine holde, angebetete Braut und diese, von ihrem Sinnestaumel berauscht wie sie war, fand es zum ersten Male in ihrem Leben ebenso schwierig als lästig auf das Papier das gleiche Maß glühender Zärtlichkeit und treuinniger Liebe hinzuheucheln, denn ihr ganzes Denken, Dichten und Sinnen galt nur Mazzaredo und derart stand sie unter dem Einfluße dieses routinirten Beherrschers aller weiblichen Herzen, daß sie gar keinen Anstand genommen hätte, mit ihm in die weite Welt zu fliehen und ihre glänzende Partie mit Don Altamira unbedenklich im Stiche zu lassen. Außerdem vernachlässigte sie ihren Dienst als französische geheime Agentin vollkommen und durfte sie gewärtig sein, in Folge dessen mit der nächsten Post aus Europa die bittersten Vorwürfe zu erhalten. Dieser Umstand focht sie jedoch jetzt, wo sie sich, mehr denn je ihrem Endziele, nämlich Señora Altamira zu werden, sich genähert, gar nicht an. Ihre Leidenschaft für Mazzaredo hatte wirklich ihren sonst so klaren Verstand in solchem Maße umnebelt, daß sie thatsächlich in den Tag blind hineinlebte.

Was den General anbelangte, so bekam derselbe diese Liaison, die ihn in jeder Beziehung etwas allzusehr in Anspruch nahm, mit Anfang December, also nach einer kaum sechswöchentlichen Dauer bereits gründlich satt. Flatterhaft wie er war, sehnte er sich nach einer Ab-

wechslung, ja er gedachte bereits öfters seiner angestammten Geliebten, der Señora Malpica, welche ein paar Tage nach dem zu Ehren Bazaine's bei de la Peña veranstalteten Festmahle schmollend nach Puebla, ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, sich zurückgezogen hatte, aber mit Geduld und Zuversicht der Stunde harrend, wo der lockere Don Juan reumüthig zum neunundneunzigsten Male in ihre Arme zurückkehren würde.

Wiederholt ließ Mazzaredo in Gegenwart der Fürstin die Bemerkung fallen, daß er in dringenden Angelegenheiten eine Reise zu unternehmen hätte. Aber mit dem argwöhnischen Scharfsinne der Eifersucht durchblickte Isabella die hinter dieser Ausrede verborgene Absicht, ihr Verhältniß zu lockern und Mazzaredo sann ganz fruchtlos auf einen Ausweg um die Fürstin zu einem Bruche zu verleiten. Alles vergebens. Isabella war in ihn so rasend verliebt, daß sie, die sonst so stolze, herrische Dame, von ihm ohne Murren die bittersten Reden, die gröbsten Beleidigungen, vielleicht sogar thätliche Mißhandlungen ertragen haben würde.

Es war am 3. December 1863, gegen Abend, als die Fürstin und Mazzaredo in dem nach dem Garten führenden Salon traulich beisammen saßen. Isabella las dem General den neuesten französischen Roman von Paul de Kock vor. Mazzaredo hörte aber nur mit einem Ohre zu. Schlaftrunken lehnte er in der Sophaecke und träge blies er mit halbgeschlossenen Augen den Rauch seiner Cigarrette von sich. In seinen Mienen spiegelten sich Verdruß und Langweile ab. Er zürnte offenbar in seinem Innern über die Gefangenschaft, in die er gerathen, und sehnsüchtig wünschte er im Stillen Don Altamira in die Hauptstadt zurück, damit er durch dessen Rückkunft seine Freiheit wieder erlange.

Plötzlich hielt die Fürstin im Lesen inne. Mazzaredo war sanft eingeschlafen, die Cigarrette seinem Munde entfallen. Durch den Brandgeruch, welchen der feine Teppich zu ihren Füßen ausströmte, war sie aufmerksam gemacht worden. Hastig trat sie das Feuer aus, das sehr leicht die unteren Spitzen ihres weißen Hauskleides hätte erreichen können, denn Isabella befand sich sehr negligée gekleidet.

„Welche Unart!" murmelte sie vor sich, „einzuschlafen in meiner Gegenwart, und nun fängt er gar zu schnarchen an. In den ersten zwei Wochen gab Manuel sich ganz anders; kein Zweifel, er beginnt

meiner überdrüßig zu werden, aber ich lasse nicht von ihm und sollten wir Beide darüber zu Grunde gehen."

Hierauf warf sich Isabella in einen Fauteuil, der nächst dem Fenster nach dem Garten stand, und als gerechte Strafe für ihre Vergangenheit nunmehr selbst eine Beute jener Qualen von Eifersucht und Liebesgram, die sie bisher so gerne und leichtsinnig den Herzen Anderer bereitet hatte, blickte sie stummen, kummervollen Herzens hinauf nach den hell blinkenden Sternen am wolkenlosen Firmamente.

Die achte Abendstunde hatte so eben geschlagen, als die Fürstin durch einen furchtbaren Lärm, der im Vorzimmer entstand, aus ihrem dumpfen Dahinbrüten aufgeweckt wurde. Auch der General fuhr erschrocken vom Sopha auf. Man vernahm den Hilferuf des getreuen Demetrius aus dem Vorzimmer herein. Eine zweite, sehr laute Männerstimme mischte sich in das Geheul des Russen, welchem etwas sehr Unangenehmes begegnet sein mochte.

Isabella stürzte hinaus in das Vorgemach; ihr nach Mazzaredo.

Ein großer, kräftig gebauter Mann, dessen einfacher aber ebenso eleganter als bequemer Reiseanzug dicht bestaubt war, stand eben im Begriffe auf Demetrius, welcher sich in eine Ecke geflüchtet, abermals mit der Reitpeitsche einzudringen.

„Nun, Spitzbube!" rief der Fremde, „wirst Du mich endlich anmelden, oder willst Du noch mehr? Wegen München werden wir später miteinander abrechnen. Während ich mit Deiner sauberen Herrin in's Reine komme, kannst Du indessen Dein Testament machen, Du elender Schurke, Du hinterlistiger Meuchler."

Ein paar kräftige Hiebe mit der Reitpeitsche accompagnirten die letzten Worte.

„Wer sind Sie, was wollen Sie?" schrie die Fürstin, sich gleich dem Fremden der deutschen Sprache bedienend, höchst entrüsteten Tones und trat energisch zwischen den Eindringling und ihren mißhandelten Diener.

Mazzaredo, der deutschen Sprache unkundig, fand es für gut seine spanische Creolengrandezza herauszukehren und sich in Miene und Haltung mit pfauenhafter Majestät zu geben.

„Franz Stanglhuber ist mein Name," entgegnete der Fremde ganz gelassen und verbeugte sich vor der Fürstin mit carikirter Ehrfurcht. —

„Sie bringen das Kind?!“ sagte Isabella mit von freudiger Aufregung bebender Stimme und ihr Antlitz erheiterte sich augenblicklich.

„Welches Kind?“ antwortete Stanglhuber und machte dabei ein höchst dumm-naives Gesicht.

„Nun, mein Gott, den kleinen Julius!“ rief die Fürstin ärgerlich und fixirte scharf ihren Gegner. Jetzt wurde es ihr klar, daß der Mann sie nur zum Besten halte. — Stanglhuber brach, als er gewahrte, wie sich das Antlitz der Fürstin vor Wuth verzerrte, in ein höhnisches Lachen aus.

„Haben Sie meinen Brief vom Juli dieses Jahres erhalten?“ preßte Isabella zornig zwischen den Zähnen.

„Zu dienen, Madame,“ sagte Stanglhuber ganz gelassen, „und ich bin eben hier, um Ihnen zu zeigen, wie wenig ich Ihre Drohungen fürchte. Uebrigens war es für mich nothwendig, von Angesicht zu Angesicht jene elende, verruchte Person kennen zu lernen, welche den durch Jahrhunderte geachteten Namen der Lobieski entehrt, ja in den Koth getreten hat.“

„Was wagen Sie zu sagen, Sie gemeiner Mensch — hinaus, hinaus!“ schrie die Fürstin rasend vor Wuth und Schande.

„So!“ höhnte Stanglhuber, ohne sich zu rühren, „weil ich nicht wenigstens ein „von“ meinem Namen vorsetzen kann, bin ich ein gemeiner Mensch! Es wundert mich daher sehr, daß Euere Durchlaucht mit einem gewissen William Steward, der doch auch nicht von Adel ist, sich sogar bis zu einem Heiratsversprechen eingelassen haben.“

„Was faseln Sie von Steward, woher kennen Sie ihn, wie beweisen Sie Ihre Behauptung?“ sagte Isabella, unwillkürlich zusammenfahrend.

„Woher ich Master Steward kenne? Von New-Orleans, wo unser Schiff wegen des berüchtigten Capers Alabama einlaufen und volle vierzehn Tage im Hafen liegen mußte, bis zwei Kriegsschiffe der Union die See klar fegten. Zufällig machte ich dort die Bekanntschaft ihres gefoppten Bräutigams, der seine Heimat kaum je wiedersehen dürfte. Der Tod sitzt ihm bereits auf der Zunge, und es hat sichtlich sein Gewissen erleichtert, indem er mir einige sonderbare Dinge über das Verschwinden des Herrn Baron von Schwarzenfels mittheilte.“

Isabella erbleichte bis in den Mund. Sie rang nach Fassung, und um ihre ungeheure Aufregung zu verbergen, stieß sie ziemlich barschen Tones die Worte heraus:

„Was kann Ihnen dieser alberne Mensch hierüber mitgetheilt haben! Er ist ein frecher Lügner. — Seine Reden beweisen nichts, wenigstens mir gegenüber gar nichts."

„Seine Reden vielleicht nicht," nahm Stanglhuber ruhig das Wort, „aber er hat mir Daten, sichere Daten an die Hand gegeben, um nicht nur die Spur des Barons, falls derselbe noch lebt, zu finden, sondern auch um seine Mitschuldige, nämlich Sie, meine durchlauchtigste Fürstin, als Verbrecherin zu brandmarken."

Die Fürstin mußte sich an eine Stuhllehne anklammern, um nicht umzusinken. Mazzaredo eilte hinzu, um sie zu stützen. Isabella flüsterte, als ob sie für diesen Dienst danke, leise dem General, der von der ganzen Unterredung keine Silbe verstand, ein paar Worte in's Ohr.

Mazzaredo zog sich mit einer Verbeugung zurück und ertheilte, ohne daß Stanglhuber es gewahrte, dem noch immer in der Zimmerecke zitternd dastehenden Demetrius einen Befehl. Der Russe schlich zur Thüre hinaus.

Die Fürstin athmete erleichtert auf, und mit Festigkeit, ja herausfordernd trat sie jetzt dem Exdeutschmeister entgegen.

„Sie haben mir also Feindschaft auf Leben und Tod erklärt, Sie haben selbst den Kampf begonnen, den ich Ihnen nur angedroht — wohlan, mein Herr, ich hebe den Handschuh auf und wir wollen sehen, wer den Kürzeren zieht. — Nun, in Gottes Namen, lassen Sie Ihre Minen springen. — Ist vielleicht die Frage erlaubt, ob Sie schon zur Stunde zum Angriffe übergehen, denn ich hoffe es wenigstens mit einem ehrlichen Feinde zu thun zu haben."

Nach diesen Worten nahm die Fürstin mit Würde auf dem Stuhle Platz, welcher nächst dem Eingange in den Salon stand. Sie behielt dabei die Thüre vis-à-vis, durch welche sich der Diener entfernt hatte, im Auge.

Stanglhuber verneigte sich abermals mit ironischer Höflichkeit vor der Fürstin und erwiderte:

„Madame! Ich pflege nur mit den Waffen des Rechtes und der Wahrheit zu kämpfen. Ich nehme daher auch keinen Anstand Ihnen schon heute bekannt zu geben, daß ich morgen das Strafgesetz wider Sie anrufen und gleichzeitig in einem der hiesigen Journale eine höchst interessante, ja pikante Charakteristik jener abenteuerlichen Dame, welche sich Fürstin Isabella von Lobieski nennt, veröffentlichen werde. Nun, kann

ich noch aufrichtiger sein? Uebrigens was wage ich damit? Durch die Flucht vermag sich eine Persönlichkeit wie die Ihrige nicht dem Spruche der irdischen Gerechtigkeit oder dem zermalmenden Gewichte der öffentlichen Meinung zu entziehen."

„Ihre Offenheit entzückt mich!" rief die Fürstin höhnisch und ihr Blick leuchtete mit satanischem Vergnügen, als sie hinter dem Rücken Stanglhuber's die Gestalt des getreuen Demetrius auftauchen sah, welcher einige Pantomimen machte, als wollte er damit besagen: „Alles in Ordnung!"

„Ich wünsche Ihnen recht viel Glück zu Ihrem Unternehmen," fuhr die Fürstin nach einer kurzen Pause fort, als sie vergeblich gewartet hatte, daß der gefährliche Eindringling abermals das Wort ergreifen würde.

Stanglhuber stutzte, als er die größte Ruhe, die allerfesteste Zuversicht in den Mienen seiner Todfeindin gewahrte. Unwillkürlich langte er nach seinem sechsläufigen Revolver, welchen er in der linken Rocktasche trug.

„Teufel!" brummte er in sich hinein, „diese Höllenfürstin hat mir sicher eine Falle gelegt; es ist Zeit, daß ich mich salvire. Morgen wollen wir dann an einem anderen Orte weitersprechen. Rechts um, marsch."

Nach einer flüchtigen Verbeugung gegen die Fürstin und Mazzaredo drehte er sich rasch um und wollte das Zimmer verlassen. Betroffen blieb er aber stehen als drei Bajonnete aus dem Stiegenhause in die Antichambre hinein ihm entgegenblickten, nachdem er die Thüre aufgerissen.

General Mazzaredo trat jetzt zum Führer der aus drei Mann bestehenden französischen Patrouille, und sagte auf Stanglhuber deutend: „Hier ist der Arrestant!"

Stanglhuber sah ein, daß der geringste Widerstand eine große Thorheit wäre. Mazzaredo schrieb eilig einige Zeilen, mittelst derer er den Arrestanten des gewaltsamen Eindringens in das Palais der Fürstin, der Mißhandlung des Dieners Demetrius, der Insultirung der Herrin des Hauses u. s. w., beschuldigte. Diesen mit Bleistift geschriebenen Zettel übergab er dem Patrouilleführer, welcher sich hierauf schweigend mit seinen zwei Mann und dem Arrestanten entfernte.

Eine Viertelstunde später saß Stanglhuber auf der Hauptwache, deren Commandant mit ihm ein kurzes Protocoll aufnahm,

welches sodann durch eine Ordonnanz sammt dem Zettel Mazzaredo's in die französische Commandanturskanzlei in San Cosme expedirt wurde.

Nach Mitternacht langte von dort der Befehl an, den Arrestanten, welcher einer zweiten Anzeige zufolge der politischen Spionage verdächtig sei, sofort in das Stabsstockhaus zur kriegsrechtlichen Untersuchung abzugeben.

Die Fürstin hatte also die Stunden von 9 — 12 Uhr Mitternachts wohl benützt. Bei ihren Connexionen und ihrem Einfluße war es ein Leichtes gewesen, die zweite unter den herrschenden Verhältnissen so schwer wiegende und halsgefährliche Anklage zur Geltung zu bringen, zumal sie sich erboten hatte, im Laufe des nächsten Tages die Beweise beizustellen. Die Beschaffung dieser Beweise verursachte der gewiegten, in derlei Dingen vielerfahrenen Intriguantin wenig Kopfzerbrechen. Bis morgen vermochte sie spielend zehn falsche Zeugen für einen zu finden, die alle beschworen, daß der Fremde aufrührerische, d. h. juaristische Proclamationen ausgestreut habe. Für Stanglhuber konnte gerade jetzt eine solche Anklage sehr gefährlich werden, weil die französische Polizei in Mexiko Wind bekommen hatte, daß sich mehrere nordamerikanische Agenten und darunter auch einige Deutsche in den von den Franzosen occupirten Städten herumtreiben sollten.

Bevor die Sonne abermals niederging war Stanglhuber, aller Wahrscheinlichkeit nach, bereits ein kalter Mann, denn das Standrecht macht kurzen Proceß.

Stanglhuber begriff als man ihm noch auf der Hauptwache die zweite gegen ihn erhobene schwere Anklage mittheilte, die ganze Größe der Gefahr, in der er schwebte. Er wußte aus seiner eigenen Dienstzeit in Italien, wie geschwind und summarisch derlei Fälle in Kriegszeiten erledigt werden. Er ahnte auch sogleich, von welcher Seite her der ihm zugedachte Schlag kam, aber was nützte es Erklärungen über die Fürstin, über den Baron Schwarzenfels u. dgl., zu geben; ganz sicher ließ man ihn über diese, dem Kriegsgerichte vollkommen gleichgiltige Punkte gar nicht zur Sprache kommen, sondern behandelte ausschließlich die Frage, ob er der Spionage schuldig sei oder nicht.

Die Reue, daß er den Kampf mit der Fürstin vorzeitig und unvorsichtig aufgenommen habe, kam jetzt zu spät. Mit Ergebung fügte er sich also in sein Schicksal.

Zu seinem Erstaunen hatte man ihn bisher gar nicht untersucht. Man begnügte sich, ihn blos scharf im Auge zu behalten. Uebrigens

war man ihm sehr höflich begegnet. Er sprach ziemlich gut und geläufig französisch, und als seine Wächter erfuhren, und es an seinem Benehmen auch zweifellos ersahen, daß sie einen alten Soldaten vor sich hatten, benahm man sich gegen ihn sogar herzlich, und der Wach-Commandant drückte beim Abschiede den Wunsch aus, daß sich zu Gunsten des Arrestanten ein Irrthum herausstellen möge.

Ein französischer Sergeant, welchem drei Turcos beigegeben wurden, erhielt gegen vier Uhr Morgens den Befehl, Stanglhuber in das französische Stabsstockhaus, welches sich damals in dem von der Hauptwache im Regierungspalaste ziemlich weit entfernten Kloster der Barfüßer, jenseits der Chapultepeker Wasserleitung, befand, abzuführen.

Gesenkten Hauptes, die Brust von schweren Sorgen bedrückt, schritt Stanglhuber schweigend in der Mitte der Escorte. — Die drei Turcos, von welchen zwei ihm zur Seite und der Andere hinter ihm einherschritten, waren gefühllose Maschinen in Menschengestalt, welche zum Kriegsdienste gleich Pudeln dressirt worden waren. Ihre Kenntniß der französischen Sprache reichte nicht weit über das Verständniß der Commandoworte hinaus. Mit ihrem Geiste und ihrem Herzen befanden sie sich gar nicht in Mexiko, denn ihr Sinn stand unverändert und einzig nur nach ihrer Heimat Algier, wo man sie für den Dienst der Civilisation gepreßt, ihren Weibern und Kindern, dem heimatlichen Herde entrissen hatte, und von wo man sie über das Meer schleppte, um für eine Sache zu streiten und zu fallen, welche ihnen vollkommen gleichgiltig sein und bleiben mußte. — Das Heimweh richtet daher unter diesen armen Teufeln große Verheerungen an; zu Hunderten sterben sie am gebrochenen Herzen trotz ihres anscheinend fühllosen Aeußeren. Doch was kümmert dies das hochherzige Frankreich, welches nur für die Schmerzensschreie fremder Unterthanen Sinn und Gehör besitzt. Bei sich zu Hause nimmt man derlei Dinge nicht so genau; das ist schon von jeher eine Familienregel der Napoleoniden gewesen.

Man hatte bereits den Marktplatz del Portalito hinter sich und schritt längs der vorgedachten Wasserleitung fort. Oede und verlassen ist hier die Gegend, und nur hie und da brennt eine Gasflamme. — Plötzlich wurde die Aufmerksamkeit des Sergeanten durch eine hohe, weißgekleidete Frauengestalt, welche unvermuthet aus einem Bogen des Aquäductes hervor und ihm gerade entgegentrat, gefesselt. Mit fran-

zösischer Galanterie machte der Sergeant „Halt" und fragte höflich nach dem Begehren der Dame, welche vor ihm stehen geblieben war, so daß er mit seiner Escorte hätte entweder ausweichen oder das menschliche Hinderniß unsanft bei Seite schieben müssen.

Zu seinem Erstaunen richtete jedoch die Dame, deren Antlitz dicht verschleiert war, nicht an ihn, sondern an seine drei Turcos ihre Worte.

„Kinder Allahs!" begann die räthselhafte Dame im vulgär-arabischen Dialecte, wie er zwischen dem Atlasgebirge und der Wüste Sahara gesprochen wird, „Kinder Allahs! die Tochter des großen Abd-el-Kader spricht zu Euch, Ihr gefesselten Löwen des Belad-el-Gerid, die der Roumi*) zu behandeln wagt, gleich dem verächtlichen Schakal."

Die drei Turcos gaben ihre Ueberraschung durch grunzende Laute zu erkennen. Sie wähnten die Erscheinung einer Houri aus Mohameds Paradies zu sehen, und abergläubischer Schrecken befiel sie. Außerdem hatte der Name Abd-el-Kader wie eine Zauberformel auf sie gewirkt. Die Erinnerung an die Heimat, an die einstige Freiheit und Größe ihres Vaterlandes erwachte mit unwiderstehlicher Gewalt in ihrem Geiste, und ihre Herzen schwollen vor Wuth bei dem Gedanken an die militärischen Sclavendienste, welche sie ihren Besiegern und Unterdrückern, den als Giaurs verhaßten Roumis, leisten mußten.

„Gehorchet dem Befehle der Seherin Amina, welche Euch im Namen des Propheten gebietet!" fuhr Zoraide in feierlichem, pathetischen Tone fort.

Die Sehergabe Amina's war unter allen Wüstenstämmen wohl bekannt; man hielt sie für eine große Auserwählte Allahs. Ihrem Befehle nicht gehorchen, hätte jedem Araber als ein todeswürdiges Verbrechen geschienen, das den Verlust aller Freuden des Paradieses nach sich zog.

Alle Bande der Disciplin waren jetzt gerissen, die ganze, seit Jahren eingebläute Dressur, wie ein Traum verflogen.

„Gebiete, Herrin!" riefen alle drei Turcos wie aus einem Munde und wild stießen sie ihre Gewehrkolben auf den Boden nieder.

„Madame!" schrie der Sergeant, der, des Arabischen vollkommen unkundig, nicht wußte, was eigentlich vorging, und mit Erstaunen und Besorgniß die drohende Haltung seiner Leute wahrnahm, „Madame! Platz da, oder ich verhafte Sie."

*) Belad-el-Gerid heißt der nördliche Saum der Sahara; Roumi ist in Algier unter den Arabern die Bezeichnung der Franzosen.

Nach diesen Worten commandirte er: „Schultert! marsch!“ — Aber keiner der drei Turcos rührte sich von der Stelle. Ihre Augen hingen an Zoraiden's Lippen.

„Bestien, verfluchte!“ polterte der Sergeant, „Insubordination? Meuterei? Vorwärts! Marsch!“

Auch dieser zweite Befehl blieb erfolglos. Der Sergeant, außer sich vor Wuth, wollte den ihm zunächststehenden Turcos mit dem Bajonnete niederstoßen, und hätte auch sicherlich seine Absicht vollführt, wenn nicht Stanglhuber blitzschnell den Lauf erfaßt und mit kräftiger Faust die Waffe an sich gerissen hätte.

Der seines Gewehres beraubte Sergeant riß den Säbel aus der Scheide.

„Bindet den Roumi,“ gebot jetzt Zoraide ihren Landsleuten. Im Augenblicke war der Sergeant gefesselt. Zoraide band ihm eigenhändig ein weißes Tuch vor die Augen.

Hierauf schlug Zoraide die Richtung nach dem hinter dem Kloster der Barfüßer liegenden Feldern ein. Stanglhuber und die drei Turcos, welche ihren Sergeant vor sich hertrieben, folgten ihr auf dem Fuße nach.

Etwa tausend Schritte hinter dem Kloster, nachdem man eine kurze Strecke querfeldein gegangen war, wurde eine kleine Gruppe von Pferden und Menschen sichtbar. Es waren Zoraiden's Leute, welche hier harrten.

Jetzt erst wandte sich Abd-el-Kaders Tochter nach Stanglhuber um, und indem sie erleichtert aufathmete, sagte sie: „Gott sei Dank, auch diesmal hat Amina's Seherblick sich nicht getäuscht; die Gefahr, in der Sie, mein Herr, geschwebt, war groß, größer als Sie vielleicht ahnten. Ihre Lebensfrist zählte nur mehr nach Stunden. Nun aber sind Sie gerettet, sind Sie frei. Sputen Sie sich jedoch, Mexiko hinter sich zu bekommen und meiden Sie für einige Zeit alle von Franzosen besetzten Rayons. Hier drei der vorzüglichsten Pferde; eines für Sie und zwei für die beiden erprobten Diener, welche zu Ihnen treu bis in den Tod stehen werden. Und nun, mein Freund, glückliche Reise. In diesem Portefeuille hier finden Sie auch einen von Juarez ausgestellten Paß und gewichtige Empfehlungen, welche Ihnen bei Aufsuchung des Barons hoffentlich sehr gute Dienste leisten werden. — Gott segne Ihr Beginnen!“

Nach diesen Worten schwang sich Stanglhuber's Schutzgeist

mit wunderbarer Leichtigkeit auf einen Zelter und galoppirte davon. Zwei ihrer Leute folgten ihr. — Ein alter Araber, welcher bei Zoraide die Stelle eines Haushofmeisters bekleidete, näherte sich nun der aus dem Gefangenen, unserem Exdeutschmeister und den drei Turcos bestehenden Gruppe.

Dieser Mann, welcher Jussuf hieß und gut französisch sprach, präsentirte kurz Stanglhuber die zwei ihm von Zoraide zugedachten Diener. — Der eine war ein Mestize, der andere ein Araber. — Hierauf befahl Jussuf den drei Turcos ihre Uniformen abzulegen und die schon in Bereitschaft gehaltenen Kleidungen von Arrieros (Maulthiertreibern) anzuziehen. — Inzwischen wurde der Sergeant an einen Baum gebunden und ihm ein Knebel in den Mund gesteckt. Die sehr unerquickliche Lage des Gefangenen konnte aber höchstens zwei Stunden dauern, weil die Stelle, wo man sich befand, einem französischen Bataillon als Exercierplatz diente.

Jubelnd bestiegen die drei Deserteurs die auch für sie schon bereitstehenden Pferde und sprengten Jussuf nach, der, ohne von Stanglhuber irgendwie Abschied zu nehmen, in der von Zoraide eingeschlagenen Richtung davongeritten war.

Auch Stanglhuber schwang sich jetzt in den Sattel. Der Mestize, ein wirklicher Arriero, Namens Fernandez, trottete als Wegweiser voraus. — Er schlug die nordwestliche Richtung ein. — Der arabische Diener hielt sich dicht hinter Stanglhuber, der sich beinahe versucht fühlte, alle seine Erlebnisse, seit er vor kaum zwölf Stunden in der Hauptstadt Mexiko eingetroffen war, für einen bloßen Traum zu halten.

Als es gegen sieben Uhr Tag geworden, hatte er bereits mehr als vier Leguas zurückgelegt. — Vor dem französischen Kriegsgerichte durfte ihm, für den Augenblick wenigstens, nicht weiter bangen.

X.

Allerlei.

Der Mestize Fernandez, ein munterer kräftiger Bursche von kaum zwanzig Jahren hatte von seiner bisherigen Gebieterin, der Tochter Abd-el-Kaders, vollkommen genaue Instructionen über das Endziel der Reise und den einzuschlagenden Weg erhalten gehabt. Fernandez, welcher schon seit seinem sechsten Lebensjahre ganz Mexiko mit den Maulthierkarawanen nach allen Richtungen durchstreifte, wußte in dem großen weiten Lande vortrefflich Bescheid über alle Wege und Stege. Obwohl er nicht einmal eine Ahnung besaß, wie eine geographische Karte aussehe, und wozu selbe diene, war er dennoch im Stande die Lage und Entfernungen aller mexikanischen Orte und Oertlichkeiten mit überraschender Genauigkeit anzugeben. Seinen Distanzberechnungen legte er jedoch nie ein eigentliches Längenmaß, sondern nur Maulthiermarschtage zu Grunde, aber auch diese Einheit variirte sehr, je nach der Jahreszeit, dem damit verbundenen Straßenzustande, und insbesonders nach der Zone in welcher der Weg zurückzulegen war.

Ganz Mexiko wird nämlich je nach der Erhöhung seines Bodens in drei verschiedene Zonen eingetheilt, und zwar in die tierra caliente, tierra templada und tierra fria, d. h. in die heiße, gemäßigte und kalte Zone. Tierras calientes nennt man in Mexiko die zwischen den Wendekreisen liegenden niedrigen Landstriche von Yucatan und Chiapas, dann die Küstenebenen der Staaten von Tabasco, Veracruz, Tamaulipas, Oaxaca, Guerrero, Michoacan, Colima, Jalisco, Guadalaxara und einen Theil von Sinaloa. Hier gedeihen alle Früchte der Tropengegenden, aber diese heißen und feuchten Gegenden sind für den Europäer höchst ungesund, wegen des hier herrschenden gelben Fiebers oder schwarzen Erbrechens (Vomito prieto). Dafür sind aber die Tierras templadas von Mexiko ein wahres Paradies, denn auf selben herrscht eine stete Frühlingsmilde mit einem sehr geringen Temperaturwechsel. Tierras templadas heißen alle östlichen und westlichen Abfälle des Hochlandes und die niedrigeren Plateaus zwischen 3000 und 5000 Fuß Höhe über

dem Meeresspiegel. Die üppigste Fülle und die reizendste Frische der Vegetation kennzeichnet diese Region, wenngleich dieselbe auf der Ostseite anhaltenden Regen und Nebeln ausgesetzt ist, denn ihre mittlere Höhe von 4000 Fuß ist ungefähr dieselbe, in welcher die Wolken über den benachbarten Meeresflächen zu schweben pflegen. Letzteres ist die Ursache, daß, z. B. in Jalapa nach regelmäßig heiterem Morgen mit so durchsichtiger Luft, welche den mehrere Tagreisen entfernten Pik von Orizaba in der größten Klarheit zu sehen gestattet, sich schon um 10 Uhr Vormittags am Orizaba und Cofre de Perote und bald darauf auch an den kleineren Bergen Wolken bilden, wonach alsbald Regen eintritt. Gegen Abend klärt es sich aber wieder regelmäßig auf und die Luft wird so durchsichtig, daß man bei Mondschein wieder den Pik von Orizaba wahrzunehmen vermag. In dieser Zone gedeiht das Zuckerrohr nur ausnahmsweise an einzelnen besonders günstig gelegenen Punkten, dagegen eignet sie sich noch zur Cultur des Caffeebaumes und neben den schönsten europäischen Fruchtbäumen reift die Banane. Die Hauptbrodfrucht ist in dieser Region der Mais, dessen Höhe 15 Fuß zu übersteigen pflegt. Die Cultur der europäischen Getreidesorten fängt jedoch erst an der oberen Grenze dieser Zone an, während in ihr fast alle europäischen Gemüsesorten wunderbar gedeihen. Die Wälder der tierras templadas strotzen von üppiger Vegetation, obgleich die eigentlichen tropischen Riesenbäume der tierra caliente hier nicht mehr fortkommen. Die immergrünen Eichen und der virginische Ambrabaum (Liquidambar styraciflua) sind vorherrschend.

Die über 5000 Fuß gelegenen Bergplatten werden die Tierras frias genannt, deren Bezeichnung als kalte Landstriche jedoch nur im Verhältniß zu dem Klima der beiden unteren Regionen eine zutreffende ist, indem in dem 7235 Fuß über der Meeresfläche gelegenen Mexiko das Thermometer nur ausnahmsweise einige Male bis auf 1 Grad unter dem Gefrierpunkte fiel und in dem bei weitem größeren Theile des Hochlandes die mittlere Temperatur noch derjenigen des südlichen Italiens gleichkommt.

Dieser Milde und großen Gleichmäßigkeit der Temperatur entspricht jedoch das Klima der tierras frias keineswegs in Bezug auf Annehmlichkeit, Gesundheit und Fruchtbarkeit. Die Luft ist auf diesen großen Höhen scharf, dünn und trocken. Entzündliche Affectionen der Athmungsorgane kommen hier sehr häufig vor und in Folge des geringen Niederschlages ist die Vegetation nichts weniger als üppig. Die

Gebirgsebenen, welche, wie z. B. jene von Toluca gegen 8000 Fuß über der absoluten Meeresfläche gelegen sind, haben, obwohl sie zwischen den Wendekreisen sich befinden, sogar für den Europäer des Nordens ein rauhes, unangenehmes Klima und selbst auf den milderen Theilen solcher Plateaus ist der grelle Contrast der Schattentemperatur mit der Sonnenhitze, ebenso empfindlich als schädlich. Die große Trockenheit der tierras frias, welche die Vegetation dieser Region außerordentlich beeinträchtigt, hat ihre Hauptursachen theils in der durch den geringeren Luftdruck vermehrten Ausdünstung, theils in der geringen Anzahl der über diese Hochflächen bis über die Grenze des ewigen Schnee's emporragenden Berge, durch welche ein größerer, immerwährender Vorrath von Schnee als unversiegbare Quelle von Feuchtigkeit angesammelt werden könnte.

Wir sehen also, daß Mexiko ein sehr mannigfaltiges Klima besitzt. Was die Jahreszeiten betrifft, kennt man deren in Mexiko eigentlich nur zwei, nämlich die Regenzeit (Estacion de las aguas) von Ende Juni bis Anfangs October und die trockene Zeit (Estacion secca), welche den ganzen übrigen Theil des Jahres umfaßt. Die ersten Vorboten der Regenzeit stellen sich schon mit Anfang des Monates Mai ein, jedoch tritt selbe in Veracruz regelmäßig um 14 — 20 Tage früher ein als in den Hochebenen. Merkwürdig ist, daß gegen Ende Juli oder Anfangs August eine längere Unterbrechung des Regens, der Sanct-Annen-Sommer (Verano de Santa Ana) genannt, einzutreten pflegt. Außer dieser periodischen Regenzeit kommen jedoch auch in den sogenannten trockenen Monaten einzelne Gewitter und Regengüsse vor.

Die schönste Jahreszeit beginnt auf den Hochebenen im Anfange October. Der Boden ist feucht, die Sonne noch warm, aber ohne zu brennen, und alle Pflanzen kleiden sich in Frühlingsschmuck. Gegen Mitte Jänner ist jedoch der Boden bereits wieder vollkommen ausgetrocknet, die Vegetation siecht, wo nicht künstliche Bewässerung zu Hilfe kommt, an Wassermangel dahin und die meisten Bäume verlieren ihr Laub. Mit März beginnt die eigentliche Dürre; alles Grün verschwindet vor dem heißen, trockenen Hauche des Süd-West-Windes, Viento de la Misteca genannt, und wird derselbe nicht durch einzelne ergiebige Regengüsse im Monate April unterbrochen, so schlägt die in den Monat Mai fallende Ernte des Getreides gänzlich fehl. Ueberall können jedoch sichere und überaus reiche Ernten durch künstliches Bewässerungssystem erzielt werden. Die Spanier hatten in dieser Beziehung sehr viel geleistet,

unter der Republik gerathen aber die von ihnen zahlreich angelegten Bewässerungscanäle (Acequias), sowie die damit in Verbindung stehenden Wasserbehälter (Presas) und Schöpfräder (Norias) immer mehr und mehr in Verfall.

Von furchtbar heftigen Stürmen wird Mexiko besonders an den Küsten vom Herbst-Aequinoctium bis zu Anfang April, mehr oder weniger hart, regelmäßig heimgesucht. Am gefährlichsten sind im mexikanischen Busen die sogenannten Nortes, eigentlich Nordostwinde. Als sicherstes Anzeichen eines herannahenden Norte gelten große und rasche Schwankungen des Barometerstandes. Ein leichter Landwind (Terral) beginnt aus Nordwest, ihm folgt eine leichte Seebrise zuerst aus Nordost dann aus Süd. Es herrscht eine drückende Schwüle; die übergroße Feuchtigkeit der Luft schlägt sich an allen Steinwänden, gepflasterten Fußböden, eisernen und selbst hölzernen Geländern nieder. Kleider und Wäsche werden so feucht als wäre man stundenlange im dichtesten Nebel gestanden. Die Gipfel des Piks von Orizaba, des Cofre von Perote und der Sierra Martin der Gebirge von Villa Rica erscheinen plötzlich wolkenlos und mit scharfen Umrissen im tiefen Himmelsblau, während ihr Fuß in einen halb durchsichtigen Schleier von Dünsten eingehüllt ist. Mit einem Schlage bricht dann alsbald der Sturm los. Die aufgewühlten Wogen schlagen hoch über die Stadtmauer von Veracruz hinweg. Ein Verweilen auf diesen Mauern oder gar auf dem Hafendamme wäre lebensgefährlich. Alle Verbindung zwischen der Stadt und dem Fort San Ulloa ist abgeschnitten. Kein Boot kann von den auf der Rhede ankernden Schiffen an's Land kommen, welche schleunigst die offene See zu erreichen suchen, um nicht an's Land geworfen zu werden. Gewöhnlich dauern diese Stürme drei bis vier, manchmal auch zehn bis zwölf Tage, manchmal aber nur ebenso viele Stunden.

Wie wir aus dieser kurzen Darstellung der klimatischen Verhältnisse Mexiko's ersehen, war die Saison, in welcher Stanglhuber seine Reise zur Aufsuchung des verschollenen Baron von Schwarzenfels antrat, eine sehr günstige. Der Wegweiser Fernandez berechnete daher einschließlich von blos fünf Rasttagen und der Umwege, welche man zu wählen beschloß, um sowohl den französischen Truppen als auch den fliegenden Corps der Republikaner möglichst auszuweichen, genau zweiundvierzig Tage Zeit, um in die Sierra Espuela und zwar nach der von Padre Teofilo geleiteten Indianergemeinde, wo die Nachforschungen alles Ernstes beginnen sollten, zu gelangen.

Da unsere Abenteuerer, wie wir wissen, in der Nacht vom 3. auf den 4. December 1863 von Mexiko aufgebrochen waren, sollten sie sich mithin am 14. Januar 1864 am vorläufigen Ziele ihrer Expedition befinden. Und so geschah es auch. Auf derselben Stelle und fast zur selben Stunde, wo vor nicht ganz dreizehn Monaten der Baron und Steward in dem Hause des Padre Teofilo um Gastfreundschaft angesprochen hatten, hielt jetzt der Exdeutschmeister sein Pferd an. Fernandez war vorausgeeilt um ihre Ankunft dem Herrn Pfarrer zu melden. Er kam auch sehr bald in dessen Gesellschaft zurück, aber zur großen Enttäuschung Stanglhubers war es nicht Padre Teofilo, sondern ein sehr alter, kopfwackliger Bruder Dominikaner, der ihm mit mexikanischer Höflichkeit, d. h. unter einem übermäßigen Wortschwalle von Complimenten und Freudenbezeugungen einlud, mit dem Wenigen, was seine geistliche Armuth zu bieten vermöge, gütigst vorlieb zu nehmen.

Stanglhuber, welcher sich bereits in der spanischen Sprache ziemlich gut auszudrücken vermochte — Dank seinem Sancho-Pansa, dem unermüdlichen Schwätzer Fernandez — frug, nachdem auch er seinen ganzen Vorrath an Complimenten erschöpft hatte, nach Teofilo. Zu seinem großen Mißbehagen erfuhr er nun, daß Teofilo schon vor eilf Monaten diese Indianergemeinde gänzlich verlassen, daß Niemand wisse, wohin er sich gewendet, und daß, nach allen Anzeichen zu schließen, er wohl nie mehr in diese Gegend zurückkehren werde. Stanglhuber beschloß daher schon am folgenden Tage seine Reise wieder fortzusetzen, obwohl er von den Reisestrapatzen sehr ermüdet, ja angegriffen war. In den 42 Tagen hatte er über 200 deutsche Meilen im Sattel zurückgelegt, Noth, Gefahren und Entbehrungen aller Art reichlich bestanden.

Die Pferde unserer drei Abenteuerer sahen jedoch noch ganz munter darein. Zoraide hatte ihnen, mit deren richtigen Wahl ein Geschenk von unschätzbarem Werthe gemacht. Schlechtberitten und verloren sein heißt in Mexiko, wenn man eine große Reise unternimmt, ganz dasselbe.

Eine kurze sachgemäße Schilderung der mexikanischen Pferde und ihrer Dressur, welche von der europäischen Equitationsmethode wesentlich abweicht, dürfte nicht ohne Interesse sein.

Jede Hacienda besitzt, je nach ihrer Ausdehnung, drei bis zehn Cavalladas, d. h. einzelne Truppen von Stuten und Fohlen. Jede

dieser Truppen wird von einem Hengste angeführt, welchem sie auf Schritt und Tritt folgt.

Die Thiere streifen ganz frei und unbeaufsichtigt in den ungeheueren Ebenen in der Nähe der Hacienda umher. Mancher solcher mexikanische Meierhof zählt fünfzehn auch zwanzig Quadratmeilen Grund. Kaum der zehnte Theil desselben wird bebaut, sondern dient blos als Viehweide. Jede der gedachten Pferdetruppen wird von einem Vaquero beaufsichtigt, d. h. derselbe sieht alle Woche ein oder zweimal nach, wo sich seine Thiere herumtreiben; auf den ersten Blick erkennt er, ob ein Zuwachs oder Abgang stattgefunden. Er weiß genau das Alter und die Abstammung jedes einzelnen seiner Thiere, mag die ganze Truppe auch dreihundert Stücke und noch mehr betragen. Jährlich ein Mal fängt er die Fohlen mit dem Lasso, um sie mit dem glühenden Eisen zu stempeln; dann werden sie wieder ausgelassen und mit wunderbarem Instinkte treffen sie in der nächsten Stunde bei ihrer Truppe ein, solche mag inzwischen wie immer den Weideplatz gewechselt haben.

Da die mexikanischen Pferde der Race, der Größe und dem Temperamente nach sich durchgehends so ziemlich gleich sind, ist es erklärlich, daß sie ihren eigentlichen Werth erst durch die Dressur erhalten und in dieser Beziehung stellt der Mexikaner seine Anforderungen weit höher, als irgend eine andere Nation. Alles, sogar das Spiel vermag der Mexikaner zu entbehren, nur nicht sein Pferd. Von Kindesbeinen an ist er an diesen Gefährten gewöhnt. Die Mutter reitet stundenweit auf Besuch oder in Geschäften, das Kleinste im Arme haltend, während ein oder zwei größere Rangen hinter dem Sattel auf der Croupe des Pferdes hangen. Vom sechsten Jahre reiten die Kinder allein. Eine schön gesattelte Stute ist das Geschenk des Bräutigams am Hochzeitstage; der Vater schenkt seinem Sohne einen feurigen Fohlenhengst zum Zureiten und noch der Greis spricht mit größtem Behagen von den Pferden, die ihn während seiner Jugendzeit getragen.

Wenn Rancheros (Landgutsbesitzer) zusammenkommen, so bildet das Pferd und immer nur das Pferd stundenlang den Gegenstand ihrer Gespräche. Jeder erhebt die Behendigkeit, den Muth und die Ausdauer des seinigen bis an den Himmel. Um in den Besitz eines schönen Hengstes und eines glitzernden Sattelzeuges zu gelangen, schreckt der echte Mexikaner vor keiner That, ob gut ob böse, zurück. Der Zaum muß von Silber flimmern, die übergroße Schabrake reichgestickt und mit

bunten Troddeln behängt sein. Der Anzug des Reiters harmonirt damit durch Geschmack und Eleganz.

Sobald das mexikanische Pferd drei Jahre vorüber ist, wird es vom Vaquero der Hacienda „gelassot", gesattelt, bestiegen und der ersten Probe unterzogen, bei welch' letzterer der kundige Pferdebändiger schon in der ersten Viertelstunde wegbekommt, ob das Thier, das sich unter ihm bäumt, mit dem Gebisse knirscht und die wildesten, verzweifeltsten Sätze thut um seinen Reiter abzuschütteln, je überhaupt einer höheren Dressur fähig sein wird. Verspricht es letzteres, so wird es in den sogenannten Herrenstall eingestellt. Es ist dadurch ausersehen, entweder für die Familie des Haciendabesitzers zu dienen oder nach vollendeter Dressur auf den Markt in die Stadt gebracht zu werden.

Diese Dressur kommt aber sehr hoch zu stehen. Ein geschickter Vaquero wird mit 12 Piaster (60 Francs) per Monat und per Pferd bezahlt und die Abrichtung eines mexikanischen Pferdes dauert ein bis ein und ein halbes Jahr, daher sein Werth, wie schon gesagt, nur in seiner Dressur besteht, wie man denn auf sein Aeußeres, gesunde Füße vorausgesetzt, gar kein Gewicht legt. Ein und dasselbe Pferd kann also je nachdem es mehr oder minder gut zugeritten, von 40 — 500 Piaster (200 — 2500 Francs) werth sein.

Ein gutes mexikanisches Pferd muß sein Gebiß leicht schließen, und mit demselben stets im Zügel liegen, es muß mit der Croupe seine ganze Last tragen, in Folge dessen den Kopf hoch halten und in den Schultern vollkommen frei sein, stets bereit rasch anzusprengen, kurz anzuhalten und sich auf den bloßen Hinterhufen mit Blitzesschnelle zu wenden. Es darf gar keinen Willen besitzen und muß mit demselben Gehorsame, wenn es der Reiter für gut befindet, mit dem Kopfe an die Mauer rennen, oder sich in einen Abgrund stürzen.

Das mexikanische Pferd darf nie den Schweif hoch tragen oder im Mindesten zusammenfahren, wenn es den Schenkel fühlt. Es wird in diesem Falle als rabioso (scheu) erklärt und nie eine andere Verwendung denn als Dienerpferd finden, es mag sonst noch so ausgezeichnet sein. In Mexiko kann kein Mensch, der auf Ansehen hält, ein Pferd besteigen, welches nicht durch seinen stets zwischen die Hinterbeine festgeklemmten Schweif seine unbedingte Unterwerfung unter den Willen des Reiters kundgibt. Uebrigens wird ein echter Mexikaner auch nicht leicht eine Stute besteigen, denn man hält selbe nur zur Zucht und allenfalls als Damenzelter für brauchbar, ein reines, durch nichts ge-

rechtfertigtes Vorurtheil, welches aber dem Fremden, der sich nicht daran kehrt, sehr zu statten kommt, weil um 100 Francs schon eine recht gute Stute zu bekommen ist, während ein Hengst wenigstens das Fünffache kostet.

Bei Luxuspferden ist der Trab unbekannt. Man reitet entweder im Paß (sobre passo) oder im Galopp. Beim Galoppiren wird der Fuß, mit welchem das Pferd austritt, nie beachtet. Sobald das mexikanische Pferd sieht, daß sein Reiter den Lasso nach einem Gegenstande geworfen, hält es augenblicklich von selbst kurz an und wendet sich nach der entgegengesetzten Richtung, zugleich die Füße mit aller Kraft gegen den Boden stemmend, instinktiv befürchtend, daß es sonst durch das mit dem Lasso gefangene Thier, sei es Pferd oder Rind, niedergerissen werden könnte.

Die erste Sattlung und das erste Besteigen eines Bronco, d. h. eines wilden, erst eingefangenen Pferdes im Picadero (Reitschule), in die es halb erwürgt am Lasso geschleppt wurde, bildet den Glanzpunkt der Leistungsfähigkeit eines tüchtigen Vaquero. Das Thier mag um sich schlagen und beißen so viel es will, in fünf Minuten liegt der fatale Sattel auf seinem Rücken und in demselben Momente hat sich der Vaquero auch schon in denselben geschwungen. Das Thor des Picadero wird aufgerissen und das vor Angst und Wuth schnaubende Pferd, von dem Wahne befangen, daß es nun frei sei, sprengt ventre à terre hinaus auf den ebenen Plan. Manche Vaqueros, und es gibt deren Viele, welche unsere besten europäischen Kunstreiter zu beschämen im Stande wären, finden ein apartes Vergnügen daran, sich an dem Querbalken über dem Thore des Picadero mit den Händen, wie auf einem Recke schwebend, die Füße weit ausgespreizt zu halten und sich in dem Momente, wo das Pferd unter ihnen durchjagt, in den Sattel fallen zu lassen.

Ein Gebiß wird dem Bronco nicht eingelegt, wohl aber demselben mittelst des Lasso eine Art Kappzaum improvisirt. In der Hand des Vaquero genügt dies vollkommen, um dem Pferde alsbald den Ungehorsam zu verleiden und ihm die Obermacht des Menschen fühlen zu lassen. Erst nach sechs vollen Monaten, wenn das Pferd bereits in allen Gangarten folgsam geworden, wird der Zaum angewendet, und selbst dann nur eine leichte Trense mit einer Art Maulkorb, wobei der Nasenriemen noch mehr wirkt als das Eisen.

Hinsichtlich der Dressur theilt man das mexikanische Pferd in folgende vier Hauptclassen ein:

Caballo bronco: das vollständig wilde Pferd, das noch nie gesattelt worden.

Caballo quebrantado: das bereits so weit gebändigte Pferd, daß es den Reiter nahen und aufsteigen läßt.

Caballo de una rienda: d. h. das Pferd mit einem Zügel, welches noch mit dem Kappzaum oder bozal geritten wird und noch einige Unfolgsamkeit zeigt.

Caballo de dos riendas: das Pferd mit zwei Zügeln, nämlich ein solches, dessen vollendete Dressur nichts mehr zu wünschen übrig läßt.

Sobald der Vaquero zur höheren Dressur übergeht, nennt er sich Picador, Reitmeister. Nach dem Gebrauche bleibt das mexikanische Pferd immer noch durch einige Stunden gesattelt und gezäumt; das Ende der Zügel wird an eine Schnur befestigt, welche von der Decke des Stalls herabhängt. Auf diese Weise gewöhnt es sich, Kopf und Hals stets hoch zu tragen. Auch wenn das Pferd nicht bestiegen wird, unterläßt man dennoch nie es zu satteln und durch mehrere Stunden mit hochgeknüpften Zügeln stehen zu lassen. Die übrige Zeit sind die mexikanischen Pferde gar nicht angebunden, sondern gehen vollkommen frei im Stall umher.

Seine überlangen Sporen wendet der mexikanische Reiter niemals an, wie er denn überhaupt den Schenkel zur Lenkung des Pferdes fast gar nicht gebraucht. Der Zügel allein muß genügen. Der Mexikaner betrachtet eben sein Roß als eine völlig willenlose Maschine, welche ihm nicht die geringste Unannehmlichkeit verursachen darf.

Es ist ein großer und sehr verbreiteter Irrthum, daß an den beiden Enden des Lasso Kugeln befestiget seien, und daß der Lasso mit einem einzigen Wurfe geschleudert werde. Es liegt dem eine Verwechslung mit den in Südamerika gebräuchlichen Bolas (Kugeln) zu Grunde. Der mexikanische Lasso ist ein Seil aus Roßhaar, aus Hanf oder aus Aloëfasern von 15—18 Fuß Länge. Das eine seiner Enden bildet eine festgenähte Schlinge, durch welche das andere Ende derart durchgezogen wird, daß man eine beliebig weite verschiebbare Schlinge erhält. Der Reiter hält den in regelmäßige Ringe zusammengelegten Lasso in der Linken, während er mit der Rechten die bewegliche Schlinge über seinem Kopfe in immer heftigere Schwingungen versetzt, und endlich die Schlinge, gleichzeitig die linke Hand öffnend, nach dem Gegenstande, welchen er

umstricken will, sei es Mensch oder Thier, mit aller Kraft losschnellt. In demselben Augenblick macht sein Pferd nach der entgegengesetzten Richtung einen Satz, um, wie wir schon früher erwähnten, nicht zu Boden gerissen zu werden, denn das eine Ende des Lasso ist am Sattelknopfe (an der Cabessa) befestigt.

Ein weiteres herrliches Schauspiel des mexikanischen Sports ist das Cauléar, eine Uebung, welche die Jünglinge mit dem zwölften Jahre beginnen. Das Wort cauléar ist sehr schwer zu übersetzen; es heißt so viel als zu Pferde sitzend einen Stier beim Schweife (caula) fassen und umdrehen.

Dieses artige Manöver, welches einen gewissen Grad von Kühnheit und eine außerordentliche Gewandtheit des Pferdes erfordert, besteht in Folgendem:

Die Herde (ganado) ist in einem Corral, d. h. einem mit Palissaden ringsum verwahrten Raume eingeschlossen. Man läßt aus demselben so viele Rinder heraus, als es caulearlustige Reiter gibt. Nun nähert sich ein jeder Reiter in kurzem Galopp von rückwärts dem Rinde, auf welches er es abgesehen, und erfaßt im Fluge dessen Schweif, über welchen gewandt der Fuß geworfen wird, so daß der Reiter auf dem Schweife, dessen Ende er fest in der Hand hält, mit einem Schenkel sitzt. Nun wird der Lauf des Pferdes beschleunigt und das Rind, indem der Reiter im Kreise galoppirt, fortwährend gedreht.

Verfehlt der Reiter den Schweif zu fassen oder entgleitet er ihm während des Drehgalopps, so kann er oder sein Pferd mit Sicherheit auf einen sehr ausgiebigen Stoß mit dem Horne rechnen.

Noch weit schwieriger ist der richtige Gebrauch des Lasso. Lange Zeit muß man sich erst zu Fuß damit nach einem todten Gegenstande üben, bevor man es wagen darf ihn zu Pferd im Ernste zu gebrauchen.

Ein guter Laçeur muß im Stande sein ganz nach Belieben im Galopp, von ihm rechts oder links, an der ihm bezeichneten Stelle, nämlich an einem oder dem anderen Horne, am Halse oder auch, was das Schwierigste, an einem voraus bestimmten Fuße zu lassiren.

Diese Uebungen sind in den Haciendas an der Tagesordnung, und zwar nicht blos des Vergnügens wegen, sondern aus Nothwendigkeit, denn es gibt kein anderes Mittel, die wild umherstreifenden Pferde und Rinder einzufangen, sobald man ihrer bedarf.

Da wir mit der Geduld unserer Leser schon einmal Mißbrauch treiben, so erlauben wir uns dem in diesem Capitel gebotenen „Aller-

lei" noch einige wesentliche Bemerkungen über die Ureinwohner beizufügen. Bei der Ueberfülle des Stoffes, welcher noch der Bearbeitung harrt, wollen wir unserem Programme in allen Theilen nachkommen, dürfte sich später ohnehin kaum mehr gleich günstige Gelegenheit dazu bieten. Wir halten es jedoch für unbedingt nothwendig, daß der Leser, welchen wir bereits bei früheren Gelegenheiten auf die unter der mexikanischen Bevölkerung herrschenden großen Racenunterschiede aufmerksam gemacht haben, über die Ureinwohner eine vollkommen richtige Anschauung besitze.

Vor Allem muß man die Indios in mansos (zahme) und in salvagos (wilde) unterscheiden. Erstere haben stehende Wohnsitze und das Christenthum, wenigstens äußerlich, angenommen und heißen auch Indios fideles, gläubige Indier. — Die wilden Indianer, wie die Apachen, Comanchen, Navajoes u. s. w., welche ausschließlich im Norden Mexiko's leben, werden auch Indios bravos oder indipendentes, freie, unabhängige Indier genannt, und führen noch heutzutage ein unstätes Nomadenleben.

Officiell wurden in Mexiko einst beide Hauptgattungen von Indios kurzweg als gente sin razon, Wesen ohne Vernunft, zum Unterschiede von den Creolen und Mestizen, welche sich noch jetzt ausdrücklich gente de razon, vernünftige Wesen, nennen, bezeichnet. Seit einiger Zeit und noch heutzutage nennt man die Indios mit einem etwas feineren Ausdrucke gente de segundo orden — vernünftige Leute zweiten Grades.

Da man in der That die Indios nie für vollkommen zurechnungsfähig hielt, so verordnete bereits ein spanisches Gesetz, daß keinem Indianer mehr als fünfzehn Piaster (circa 70 Francs) geliehen werden durften. In der That ist der Indianer für geistiges Schaffen nicht geeignet. Bei jenen, welche eine Erziehung genossen, findet man zwar das Talent der Nachahmung und Vergleichung, aber durchaus keine höhere Intelligenz, eine totale Unfähigkeit für Mathematik, sowie einen gänzlichen Mangel an Poesie und Kunstsinn. Im Handel und Wandel ist der braune Mann stets mißtrauisch und fürchtet umsomehr übervortheilt zu werden, als er sich selbst kleine Betrügereien ohne alle Gewissensbisse erlaubt. Die Trunkenheit, einst unter den Azteken äußerst verpönt, hat unter ihnen sehr zugenommen und verdummt sie noch mehr.

Der Charakter des Indianers ist in Folge Jahrhunderte währenden Druckes nicht mehr frei und offen, wie einst zu Montezuma's

Zeiten; er zeigt sich verschlossen, lauernd und mißtrauisch selbst gegen Seinesgleichen. Wenn er einen Anderen um etwas bittet, thut er es nie ohne vorhergegangene Umständlichkeiten. Er macht erst ein kleines Geschenk, dann lobt er dies und jenes, endlich wird mit dem Wunsche herausgerückt. Seine Reden stellt er gerne zweideutig, um sie nachher zu seinen Gunsten auslegen zu können, wobei ihm seine an doppelsinnigen Ausdrücken überreiche Sprache an die Hand geht. Selten versteht sich ein Indianer dazu, Jemanden, den er nicht kennt, seinen Namen zu sagen; er gibt in der Regel einen falschen an.

Die Mehrzahl der Indios mansos hat zureichend zu leben; die höchst geringen eigenen Bedürfnisse gestatten ihnen einen Theil des Ertrages ihrer Obstpflanzungen, zumeist ihr ganzes Besitzthum, zu verkaufen. Außerdem sammeln sie die gesuchten Erzeugnisse der Wälder für den Handel und arbeiten im Taglohn. Namentlich in der Nähe der größeren Städte und Dörfer könnten sie sich sogar eines gewissen Wohlstandes erfreuen, aber so leicht sie verdienen, so leicht geben sie den Erlös wieder aus. Meist vertrinken sie das Geld an Festtagen, verpuffen es in Kunstfeuerwerken oder sie vergraben es, um es sicher zu haben, da ihnen aller Sinn für Vergrößerung ihres Gewinnes durch Wiederanlegen desselben abgeht.

Ganz im Gegensatze zum Mestizen, welcher oft seinen letzten Real dafür ausgibt, um sich ein sogenanntes „Weißfärbungsdecret," ein „que se tenga por blanco" (daß man sich für weiß halte) von der Regierung zu kaufen, um in All und Jedem die Rechte des Creolen zu genießen, ist der Indianer außerordentlich für seine Hautfarbe eingenommen und er haßt daher den Mestizen, den „weißsüchtigen" Bastard seiner Race, weit mehr als den weißgebornen Creolen. — Sogar seine Christus-, Marien- und Heiligenbilder müssen *braun* aussehen, sonst hat er gar keine Achtung vor selben; eine Beschimpfung oder Verunehrung von derlei *weißen* Bildern hält er durchaus für keine Gotteslästerung.

Das berühmteste Madonnenbild Mexiko's: „Unsere liebe Frau von Guadeloupe" wird als Vollblutindianerin dargestellt und in den Unabhängigkeitskämpfen prangte die *braune* Schutzpatronin im Paniere der Eingebornen, während die Weißen ein hellfarbiges Marienbild zur Schlachtenführerin wählten. Beide „lieben Frauen" standen sich also ganz entschieden feindselig gegenüber, ja, so groß war der Haß der beiden streitenden Parteien, daß die Spanier einst nach einer gewonnenen

Schlacht Kriegsgericht über die „braune Jungfrau“ hielten und sie als Hochverrätherin verurtheilten, erschossen zu werden. Historisch! — Zu solch' abgeschmackten Verirrungen vermag noch im 19. Jahrhunderte Racenhaß und religiöser Fanatismus zu verleiten!

Die rothbraune Haut des Indianers fühlt sich wie Sammt an. Sein sehr dichtes glattes, schwarzes Haar ist so glänzend, daß es aussieht, als sei es beständig durchnäßt. Die niedrige Stirne senkt sich nach hinten, während der starke Hinterkopf in die Höhe gedrückt ist. Das Gesicht hat trotz der breiten Backenknochen eine gefällige, ovale Form und die großen, dunkeln Augen stehen gegen die Schläfe hin ein wenig in die Höhe, aber bei weitem nicht so auffallend wie bei den Chinesen. Eine sanft gebogene Nase mit gedehnten Flügeln bildet eines der charakteristischen Merkmale des Ureinwohners. Der bei vollen Lippen gewöhnlich große Mund zeigt blendend weiße Zähne; Kinn und Oberlippe sind dünn mit Bart bewachsen; der Hals ist kurz, der Nacken stark und breit, die Brust hochgewölbt. — Die Hände und Füße des Indios sind klein, bei dem weiblichen Geschlechte sogar zierlich. Seltsamer Weise haben Handflächen und Fußsohlen eine helle, beinahe weiße Farbe.

Beim Gehen setzen sie die Füße nie auswärts, sondern gerade vor sich, manchmal sogar stark einwärts. Die Männer sind zumeist nur mittelgroß, die Weiber klein, aber nicht mager.

Krüppel gehören zu den größten Seltenheiten. Im Allgemeinen fällt uns bei dem Eingeborenen der eigenthümlich schwermüthige Blick und jener melancholische Zug um die Mundwinkel umsomehr auf, als der heutige Indier Mexiko's sehr leichtsinniger Natur ist.

Die Kinder der Indianer bringen dichten Haarwuchs auf die Welt und behalten denselben bis in das späteste Alter. Ergrautes Haar ist eine Seltenheit. Bis in das höchste Alter bewahren sie ihre Muskelkraft. Für Hitze und Kälte scheint ihre Haut beinahe ganz unempfindlich zu sein. Merkwürdig ist die Schnelligkeit, mit welcher bei ihnen alle äußeren Verletzungen, ohne daß ein Wundfieber eintritt, heilen. Den nervösen Fiebern erliegt jedoch der Indianer viel leichter als der Weiße und auch dabei sind die Krankheitserscheinungen wesentlich verschieden. Er phantasirt nicht, bricht nicht in Raserei aus, aber binnen wenigen Tagen schwindet er kraftlos dahin.

Die fast ausschließliche Nahrung des Indios besteht aus Welschkorn-Pfannkuchen, Tortillas genannt. Deren Bereitung ist folgende: Die

Nacht hindurch wird der Mais mit Kalk und heißem Wasser in einem irdenen Gefäße aufgeweicht, in Folge dessen sich die Hülsen ablösen und die Körner weich werden. Dann wird der Brei auf einem flachen Stein dem Metate, mittelst des Metlapile, ein walzenförmiger Stein, in dünne Kuchen ausgewalkt und sodann in der Pfanne gebacken. Zuletzt werden die Kuchen mit einer Brühe spanischen Pfeffers überstrichen. Man verzehrt sie so heiß als möglich. Als Getränke genießt der Indios außer Pulque, dem mexikanischen Branntwein, mit Vorliebe den sogenannten Chichi, der in ganz Mittelamerika sehr beliebt und in allen wärmeren Gegenden, wo das Zuckerrohr gedeiht, auch in der ärmsten Indianerhütte angetroffen wird. Der Chichi wird aus dem Zuckerrohr bereitet, indem man es zuerst mit einem Hammer klopft und dann durch eine einfache Quetschmaschine zieht. Der dadurch gewonnene Saft ist nicht nur außerordentlich erfrischend, sondern wirkt auch gleich dem frischen Weinmoste erheiternd, und geht, ähnlich diesem, alsbald in Gährung über.

Das ganze Arbeitsgeräthe besteht aus Axt, Hammer und Hacke, sowie aus einigen Stricken und Netzen für die Männer und aus einem nur wenige Stücke zählenden Webegeräthe für die Frauen. — Die geringen Vorräthe an Salz, Bohnen, Eiern, Reis u. dgl. sind in Körben aus Palmblätter aufbewahrt und hoch oben an den Deckenbalken befestigt, damit weder Hunde, noch Ameisen, noch die ebenso gefräßigen als diebischen Indianerkinder dazu gelangen können.

Von Seite der Eltern wird den Kindern große Liebe und Nachsicht gewidmet. Die Kinder bleiben in der unbeschränkten väterlichen Gewalt, so lange sie keine eigene Familie gegründet haben. Ehrfurcht vor den Eltern bildet eine der schönsten Seiten ihres Familienlebens. Diese herrliche Tugend, welche bei uns in Europa immer mehr aus der Mode kommt, ist übrigens in Mexiko allen Stämmen und Racen gemeinsam. Auch in der vornehmsten Creolenfamilie wird es nie einem Kinde beifallen, auf einen Ruf der Eltern, wie es leider bei uns Sitte geworden, im familiären Tone zu fragen: „Was ist's?“ oder: „Was soll ich?“ sondern der Sohn oder die Tochter, ob alt, ob jung, sagt stets: „Was befehlen Sie, Herr Vater, Frau Mutter?“ — Eben so ist es selbstverständlich, daß die Kinder, sie mögen gerade treiben was sie wollen, jedes Mal aufstehen, sobald Vater oder Mutter in's Zimmer treten und sorgfältig werden sie stets vermeiden, ihnen je den Rücken zuzukehren.

Doch kehren wir wieder zu den Ureinwohnern zurück und besehen wir uns ihre Wohnstätten etwas näher.

Die Indianer wohnen, je nach der dreifachen Zone Mexiko's, im heißen Klima in Hütten aus Stroh oder Palmblättern und in den kälteren Regionen in solchen von getrockneten Erdsteinen. Die Ausdehnung einer Hütte beträgt gewöhnlich 15 bis 16 Fuß Länge auf 10 bis 12 Fuß Breite, in ovaler Form. Menschen und Hausthiere leben darin zusammen. Dem Eingange gegenüber befindet sich ein Art Altar für das Bild oder die Statue des Schutzheiligen, von denen die fratzenhaftesten Bilder und Figuren die beliebtesten sind. Thut der Heilige seine Schuldigkeit nicht oder läßt er gar über die Familie Krankheiten und andere Unfälle kommen, so wird er einfach abgesetzt und auf die Straße geworfen. Seinen Platz nimmt dann ein anderer Heiliger ein, dem aber über kurz oder lang dasselbe Schicksal bevorsteht*). In vielen Gegenden werden auch noch die vorchristlichen Götzenbilder aufbewahrt und im Geheimen angebetet, wie denn überhaupt das Christenthum der Indios überall einen starken Beigeschmack von Idolatrie enthält.

In der Mitte der Wohnung befindet sich eine Art Feuerherd um Wasser heiß zu machen und Mais, das bereits erwähnte Lieblingsnahrungsmittel der zahmen Rothhäute, zuzubereiten. Höchst selten findet sich ein Indios, der mehr als ein einziges Kleidungsstück besitzt; dieses besteht in einem weiten Ueberwurf aus dem ordinärsten Baumwollenzeug (manta genannt), welches bis an die Kniee reicht und ein Paar kurzen Hosen, ebenfalls nur bis zum Kniee gehend. Selten trägt der Indios Sandalen; zumeist geht er ganz barfuß. Die Indianerweiber, welche nebenbei gesagt, von ihren Männern mit der rohesten Gleichgiltigkeit behandelt werden, sind womöglich noch einfacher gekleidet als die Männer und merkwürdigerweise ganz frei von aller Putzsucht. Die Kinder gehen überall, wo nicht das Klima eine Kleidung absolut nothwendig macht, ganz nackt. Kleine Kinder, welche noch nicht laufen können, werden in ein grobes Baumwolltuch eingeschlagen, aus welchem oben der Kopf herausseht und unten die nackten Beine herabhängen. Ein solches Kind kommt nur vom Rücken der Mutter um täglich regelmäßig dreimal gesäugt zu werden; sonst wird es stets auf allen Gängen und selbst bei der Feldarbeit mit herumgeschleppt.

So originell und so abweichend von der kaukasischen Race wie im Aeußeren, in Sitten und Gebräuchen ist auch die Sprache der Indios

*) Charakteristische Thatsachen.

Vor allem hat selbe die bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit, daß darin eine größere oder kleinere Reihenfolge von Ideen durch ein einziges Wort ausgedrückt wird. So bezeichnen z. B. die Azteken durch:

amatlacuilolitquiteatloxtlahuitli

die Belohnung, welche ein Briefbote erhält.

Die Ansprache der mexikanischen Indios an ihre Pfarrer besteht in dem 27 Buchstaben enthaltenden Worte:

Notlazomahuizteopixcatatzin

was so viel heißt als: Ehrwürdiger Priester, den ich wie meinen Vater liebe.

Als Zungenprobe lassen wir noch das Vaterunser in der Quiché-Sprache, einem der cultivirtesten Dialekte der Indianer, folgen:

Cacahan chicah lae coni Vtzah. Vcahaxtizaxie mayih Bila Chipa ta pa Cani ahauremla Chibantah. Ahuamla Uaxale Chiyala Chiqueeh hauta Vleus quehuexi Caban Chicah. Uacamic Chiyala. Chiqueeh hauta. Eihil Caua. Zachala Camac quehexi Cacazachbep qui. Mac Xemocum Chiqueeh: moho Estachcula maxa Copahic Chupamtah Chibal mac xanare Coheolta la ha Vonohel itgel quehe Chucoe. Amen.

Was die Volksbelustigungen der Indios anbelangt, so gehören auch mimische Tänze zu denselben, welche an religiösen Festtagen zu Ehren der Kirchenheiligen aufgeführt werden. Unter diesen der heidnischen Zeit entstammenden Tänzen steht der „Malinche" obenan. So soll nämlich eine Geliebte Montezuma's geheißen haben. — Elf Männer und eine einzige Frau führen diesen Tanz auf. — Diese Frau, die „Malinche," läßt sich neben dem Manne, welcher die Rolle Montezuma's spielt, vor den in zwei Reihen aufgestellten Tänzern nieder. Alle tragen indianisches Costüm, an welchem Goldflitter und bunte Bänder nicht fehlen. In der einen Hand halten sie eine Klapper, in der anderen einen Fächer aus Federn. Nun beginnt der Tanz. Die Reihen bewegen sich langsam im Tacte vorwärts, um Montezuma zu Füßen zu fallen. Hierauf werden verschiedene Ketten gebildet. Zum Schlusse tritt einer der Tanzenden vor und überreicht Malinche einen prächtigen Fächer. Auf dieses Zeichen erhebt sich das Mädchen zum Tanze; zuerst dreht es sich allein, dann mit Montezuma. Zum Schlusse wird eine mit bunten Farben bemalte Stange in die Erde gesteckt, mit vielen langen Bändern an der Spitze. Jeder Tänzer ergreift das Ende eines dieser Bänder und nun bewegt sich die Gruppe

so lange in den verschiedenartigsten Windungen um die Stange, bis dieselbe durch die Bänder in bestimmter Anordnung umwickelt ist. In ähnlicher Weise löst sich der Knäuel wieder auf. — Welch' reiches, dankbares Sujet für unsere stoffarmen Choreographen!

Weit weniger anmuthig ist in einigen indianischen Gegenden die Feier von Maria Geburt. Wir wollen deren Beschreibung dem Leser nicht vorenthalten, weil darin ein schlagender Beweis liegt, wie innig bei den Indios noch immer der alte Götzendienst mit dem Christenthume verschmolzen ist, und daß eine mehr als dreihundertjährige absolute Herrschaft fanatischen Priesterthums nicht einmal im Stande war, der Lehre des Erlösers in den Herzen der Ureinwohner Eingang zu verschaffen.

Am genannten hohen Festtage versammeln sich alle Einwohner bei der Kirche; eine Anzahl derselben steckt in Narrenkleidern und ist mit schwarzen, gräßliche Fratzen darstellenden Larven versehen. Unter den bunten Kleidern haben sie kleine Schellen befestigt und auf dem Kopfe tragen sie Strohhüte mit Federn verziert.

Die Maskirten stellen sich auf, um ihren Tanz zu beginnen, an ihrer Spitze eine Person mit einer hölzernen Krone, und wo möglich noch fantastischer gekleidet als sie selbst. Die Musik beginnt mit einem gewöhnlichen Fandango, worauf Alle, die Messer schwingend, unter entsetzlichen Grimassen herumspringen und wie toll untereinander rennen. Das Ganze gleicht mehr einem Kriegstanze als einer Kirchenfeier. Unter beständigem Glockengeläute wird dann auf einer hölzernen Tragbahre eine Figur herbeigeschleppt, welche die Mutter des Heilandes darstellen soll, in Wirklichkeit aber ein altes Götzenbild ist. Kaum erscheint die genannte Tragbahre im Freien, so fahren die Tänzer darauf los, als ob sie Alles vernichten wollten, kehren aber heulend um und bilden dann den Vortrab des Zuges. Hinter ihnen folgen einige Männer, welche in Thonschüsseln Weihrauch verbrennen, hierauf Andere, welche beständig Raketen in die Luft entsenden; dann kommt die Tragbahre und eine Menge Volkes, schauerliche Gesangsweisen anstimmend. Nachdem ein Gang um die Kirche herum gemacht ist, wird von jedem Tänzer noch ein grimmiges Solo aufgeführt und die Ceremonie hat ein Ende!

Wir hätten also hiermit nach allen Hauptrichtungen den Zustand der sogenannten civilisirten Ureinwohner, d. h. von drei Fünftheilen der Gesammtbevölkerung Mexiko's geschildert, wie er ist, nämlich als gesunken und versunken, kaum irgend welche Hoffnung auf Besserung, selbst unter den günstigsten Umständen rechtfertigend. Solche Massen können nun und

nimmer das Material zu einer staatlichen Wiedergeburt abgeben, denn sie tragen kein Verlangen nach besseren Zuständen in sich; nur das Gefühl ihrer Entwürdigung, die Erinnerung an die maßlosen Leiden ihrer Vorfahren und ein instinktartiges, düsteres Sehnen nach Rache ist ihnen geblieben.

In einem der nächsten Capitel werden wir uns mit den Indios salvagos beschäftigen und dabei zur Erschöpfung der Charakteristik der Ureinwohner auch in möglichster Kürze die Urgeschichte des Landes bis zur Eroberung durch die Spanier und Begründung der spanischen Herrschaft nachtragen.

Sehen wir uns nun wieder nach unseren Reisenden in der Sierra Espuela um.

Der schlaue und gewandte Fernandez hatte die fünfzehn Stunden, welche man in dem Indianerdorfe verbrachte, nicht blos zu seiner Erholung angewendet. Während sein Camerad, der Araber, sich mit der Pflege der Pferde beschäftigte, war er gleich nach der Ankunft von Wigwam zu Wigwam, seine Cigarrette schmauchend, gewandert. — Theils durch kluges Ausforschen, theils durch richtig angewandte Geschenke hatte er bald alle Details über das Verschwinden des Barons, bis zu dem Momente, wo derselbe sammt seinem Pferde in den Abgrund gestürzt sein sollte, auf das Umständlichste erfahren. Von großem Werthe war es hierbei, daß er sich mit dem alten Indios, welcher auf Teófilos Geheiß die „falschen Apachen" angeführt und mit dem Baron einen sehr harten Strauß bestanden hatte, auf guten Fuß zu stellen verstand. Der alte Dzjiddah, so hieß der Indios, zeigte sich sogar sehr gerne bereit, gegen eine Belohnung von ein paar Pesos am folgenden Tage bis zur Höllenschlucht als Führer zu dienen und an Ort und Stelle seine Mittheilungen zu wiederholen.

Gegen 10 Uhr Morgens erreichten Stanglhuber und seine zwei Diener, von Dzjiddah geführt, wohlbehalten die Stelle, wo Schwarzenfels seinen verzweifelten Kampf gekämpft, bis ihn Stewards Kugel meuchlings traf. Stanglhuber und Fernandez waren vom Pferde gestiegen und besichtigten auf das Genaueste das ganze Terrain. Endlich brach man zur Stelle auf, wo der Baron in den Abgrund gestürzt sein sollte. Dzjiddah mahnte zur Vorsicht. — Die Ebene senkte sich einige hundert Schritte abseits von dem Kampfplatze sehr steil ab und war mit losem Gerölle, in welchem der Fuß nur mühsam Halt fand, bedeckt. Diese sehr abschüssige Stelle zog sich etwa hundert Schritte

hinab bis zu dem schrecklichen, ganz senkrecht abfallenden, über hundert Klafter tiefen Abgrund, welcher die Höllenschlucht hieß. — Fernandez, auf Händen und Füßen kriechend, wagte sich bis an den Rand des düstern, gähnenden Schlundes, auf dessem Grunde eine Quelle rieselte. Als er eine Weile scharf hinabgeblickt und mit seinem Adlerauge weit nach rechts und links Umschau gehalten, kroch er auf das Plateau zurück, wo er weitere Forschungen anstellte. Eine lehmige, mit Sand gemischte Stelle des Bodens fesselte seine Aufmerksamkeit insbesonders. Wiederholt legte er sich auf den Boden, um mehrere, einem gewöhnlichen Auge ganz bedeutungslose Dinge genau zu prüfen. — Dann kehrte er wieder zu der steilen Ebene nach dem Abgrunde zurück und hob einige gefleckte Steinchen auf, die er in die Tasche schob. Dann wühlte er mit der Hand an verschiedenen Stellen den gedachten, mit Sand gemischten Lehmboden auf und verwahrte die etwa zehn verschiedenen Punkten entnommenen Erdsorten in abgesonderten, papiernen Düten.

Als er damit zu Ende, trat er auf Stanglhuber zu und mit Selbstbewußtsein flüsterte er seinem Herrn die Worte in's Ohr:

„Señor! hier ist ein Wunder geschehen! Der Mann, den Sie suchen, ist nicht in den Abgrund gestürzt, obwohl sein Pferd demselben schon bis auf drei Schritte nahe stand. Ich habe seine Spur gefunden und es wird meine Sache sein, sie nicht wieder zu verlieren!"

Nach diesen Worten entlohnte Fernandez die alte Rothhaut. Er wollte und brauchte weiter keinen Wegweiser mehr. Dann schwang er sich in den Sattel und ritt voraus. Kopfschüttelnd und neugierig folgte ihm Stanglhuber. So ging es nun stundenlang fort. Fernandez' Auge haftete stets am Boden. Er sprach kein einziges Wort. Um sich die Zeit während des öden Weges durch die trostlose Steinwüste zu kürzen, begann Stanglhuber ein Gespräch mit dem einsilbigen, ernsten Araber, welcher zur Noth das Französische radebrechte.

Noch bevor die Sonne unterging, hielt endlich Fernandez in einer kleinen, durch eine Baumgruppe maskirten Schlucht sein Pferd an.

„Hier werden wir übernachten", sagte er ruhig, „hier ist die Stelle, wo der Verschwundene den Apachen in die Hände fiel. — Auch wir werden sehr bald die Bekanntschaft dieser Bravos machen. Die heilige Maria beschütze uns, daß wir dabei nicht unsere Skalps einbüßen!"

XI.

Miramare.

Auf einer ziemlich umfangreichen Landzunge, nahe unterhalb der Bahnstation Grignano, der letzten vor Triest, liegt das von den Wellen der Adria bespülte herrliche Feenschloß, Miramare genannt. — Eine üppige Vegetation, ein wunderbares Grün ziert die geschmackvollen Anlagen des hügelreichen Parkes, dessen Boden einst aus unfruchtbarer Grauwacke bestand, aber durch einen enormen Aufwand von Fleiß und Geld überall mehrere Schuhe tief mit dem fruchtbarsten Humus bedeckt worden ist. Der imposante, architektonisch tadellose Bau entfaltet im Innern einen fast fabelhaften Reichthum von Kunstgegenständen aller Art. Dabei zeigt das Schloß ungeachtet seiner inneren Pracht nirgends Ueberladung oder schreienden Prunk. Ueberall spiegelt sich der geläuterte Geschmack des kunstsinnigen Erbauers in einer bezaubernden Anmuth ab, welche auch den strengsten Anforderungen ästhetischer Kritik zu genügen vermag.

Das Schloß Miramare auf eine Bergspitze oder in ein weites Thal des Nordens versetzt, würde nicht das Miramare an der Adria sein, denn die künstlerische Vollendung, von welcher uns jeder Stein dieses Wunderbaues beredtes Zeugniß gibt, liegt eben in seiner Harmonie mit der ganzen Landschaft, und der wohlthuende Eindruck, welchen hier die dunklen Küsten Istriens und Italiens, das tiefblaue, bei Siroccostürmen so wild gährende Meer auf uns machen, beruht auf der Poesie des Südens und der See, die hier in All und Jedem so lebhaft und verständlich zu uns spricht.

Am Morgen des 4. Octobers 1863 schlichen drei sehr elegant gekleidete, mit Ordens-Bändern geschmückte Herren, auf einem der schönen Wege, welche aus dem Parke von Miramare nach der Station Grignano führen, den ziemlich steilen Bergabhang hinan. Kurz vor Ankunft des Postzuges aus Wien trafen sie ziemlich athemlos im Bahnhofe ein. — Mit scharfen Augen musterten sie die wenigen Waggons 1. Classe. Die gelben Billets zur Fahrt nach Triest hielten sie bereits in der Hand. —

Plötzlich wurde die Wagenthür eines Coupés 1. Classe von Innen aufgestoßen und ein schwarz gekleideter Mann, dessen ziemlich kahlen Schädel ein Sammtkäppchen bedeckte, steckte seinen Vorderleib etwas in das Freie. — Beim Anblick dieses Mannes, welcher der einzige Insasse des von ihm geöffneten Coupés war, beeilten sich die vorgenannten drei Herren, dem einsamen Reisenden Gesellschaft zu leisten.

„Gott sei Dank!“ rief der Aelteste, nachdem die Begrüßungen zu Ende waren, in spanischer Sprache. „Gott sei Dank, daß wir endlich wieder einmal unbelauscht mit einander sprechen können, und daß Seine Hochwürden, unser verehrter Don Augustin, so pünktlich einzutreffen vermochte. Nun, was gibt es Neues in Paris und Wien. Welche Botschaft werden Sie nach Rom überbringen?“

Der Sprecher war Niemand Anderer als Don Gutierez de Estrada, jener mexikanische Reactionär par excellence, welcher schon im Jahre 1857 dem Kaiser Napoleon einen Plan zur Errichtung einer Monarchie in Mexiko vorgelegt hatte, und in den Tuilerien, namentlich in den Salons der Kaiserin Eugenie, von jeher zu den äußerst gerne gesehenen Persönlichkeiten zählte.— Der Mann, welchen er mit dem Prädicate Hochwürden beehrte, ist der seither so berüchtigt gewordene Pater Augustin Fischer, dessen wir bereits einmal Erwähnung thaten, und mit welchem wir in der Zukunft noch öfters abzurechnen haben werden. — Graf Keratry, Offizier im 3. Regiment der Chasseurs d'Afrique, welcher in der Lage sich befand, diesen Mann lange und genau in Mexiko zu beobachten, kennzeichnet ihn mit folgenden Worten:*) „Augustin Fischer, deutschen Ursprungs, war 1845 mit einem Trupp nach Texas bestimmter Ansiedler abgegangen und nach einem vergeblichen Versuche, als Notar unterzukommen, als Goldgräber nach Californien gereist. Später schwur er in Mexiko seinen protestantischen Glauben ab, um den Posten eines Secretärs bei dem Bischof von Durango zu erhalten, wurde jedoch wegen seiner Sittenlosigkeit aus dem erzbischöflichen Palaste verjagt u. s. w.“ — Bei der unglaublichen Demoralisation, welche unter dem mexikanischen Klerus herrscht und im Lande selbst gar nicht mehr auffällt, sind die „Ausschreitungen“ des Pater Fischer selbstverständlich von so außerordentlicher Natur gewesen, daß wir deren Schilderung Anstandes halber unterlassen müssen.

„Die Fahrt nach Triest ist zu kurz,“ erwiderte Pater Fischer,

*) Vergleiche I. Band, Seite 216.

„als daß es sich verlohnen sollte, mit meinen etwas umfangreichen Mittheilungen zu beginnen. Warten wir ab, bis wir in der Stadt bei unserem edlen Freunde und Bruder in Christo dem Conte di Pedrazzo in trauter Abgeschiedenheit uns zusammengefunden haben werden. Doch eines, Señores — ist es wahr, wäre es möglich, daß der Erzherzog die Annahme der Krone von gewissen, uns sehr unangenehmen Bedingungen abhängig gemacht hat, daß er sogar, horribile dictu, gestern von einer Constitution für Mexiko, von einem Krönungseide und dergleichen gesprochen? — Ich bin seit gestern Früh auf der Reise und weiß also nicht, was inzwischen geschah. In Laibach jedoch hörte ich die Leute auf dem Perron des Bahnhofes von all' den unsinnigen Dingen sprechen, die ich soeben angedeutet. Die Kürze des Aufenthaltes verstattete mir nicht, sogleich nähere Erkundigungen einzuholen."

Der alte Gutierez seufzte tief auf und begnügte sich höchst traurig mit dem Kopfe zu nicken. — Während dessen zog Don Hidalgo, gleich dem neben ihm sitzenden Iglesias, Mitglied der von der „Regentschaft des mexikanischen Kaiserthums" nach Europa entsendeten Deputation*), ein gestern Abends erschienenes Extrablatt der Triester Zeitung aus der Tasche und überreichte dasselbe dem Pater Fischer.

Hastig ergriff dieser das Papier, das er mit fieberhafter Neugierde durchflog. Immer länger, verdrießlicher und bedenklicher wurde sein verschmitztes Antlitz, je weiter er die Antwort las, welche am 3. October Erzherzog Ferdinand Max der mexikanischen Deputation auf das Anerbieten, den Thron Mexiko's zu besteigen, ertheilt hatte.

Dieses denkwürdige Actenstück lautet wörtlich wie folgt:

„Meine Herren!

„Innig rühren mich die Wünsche, welche von der Notablen-
„Versammlung zu Mexiko in ihrer Sitzung vom 10. Juli ausge-
„sprochen wurden, und die Sie mir zu überbringen beauftragt sind.

„Es kann nur schmeichelhaft für unser Haus sein, daß sich bei
„Erwähnung des Wortes Monarchie sogleich die Blicke Ihrer Lands-
„leute dem Geschlecht Carl V. zuwandten.

„Ist auch die Aufgabe, Mexiko's Unabhängigkeit und Wohl,
„unter dem Schutze dauerhafter und freier Einrichtungen zu sichern

*) S II. B. S. 68.

„eine überaus edle, so muß ich doch in vollem Einverständnisse mit „Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen, dessen ruhmreiche Initia„tive die Regeneration Ihres schönen Vaterlandes möglich macht, er„kennen, daß die Monarchie nicht auf legitimen und festen Grund„lagen wiederhergestellt werden kann, ohne daß die ganze Nation „in freier Kundgebung ihres Willens den Wunsch der Hauptstadt „bestätigt hätte.

„Von dem Ergebnisse der Abstimmung der Gesammtheit des „Landes muß ich daher vorerst die Annahme des mir angebotenen „Thrones abhängig machen.

„Andererseits gebietet mir aber auch das Verständniß der gehei„ligten Pflichten eines Herrschers für das wiederaufzuerrichtende Kai„serreich jene Garantien zu fordern, welche unerläßlich sind, um es „vor den seine Integrität und Selbstständigkeit bedrohenden Gefahren „zu sichern.

„Sind die Bürgschaften einer festbegründeten Zukunft erlangt „und wendet sich die allgemeine Wahl des edlen mexikanischen Vol„kes mir zu, so wäre ich bereit, gestützt auf die Zustimmung meines „erlauchten Familienhauptes und vertrauend auf den Schutz des All„mächtigen, die Krone anzunehmen.

„Für den Fall, daß die Vorsehung mich zu der hohen civilisa„torischen Mission, die mit dieser Krone verbunden wäre, beruft, „muß ich Ihnen, meine Herren, schon jetzt meinen festen Entschluß „erklären, dem heilbringenden Beispiele meines Bruders folgend, durch „eine constitutionelle Regierung dem Lande die Bahnen eines auf „Ordnung und Gesittung basirten Fortschrittes zu eröffnen, und so„bald das weite Reich vollständig pacificirt wäre, den Fundamental„pact mit der Nation durch meinen Eid zu besiegeln.

„Nur auf diesem Wege könnte eine neue und wahrhaft natio„nale Politik in's Leben gerufen werden, in welcher alle Parteien, „ihres alten Grolles vergessend, mithelfen würden, Mexiko zu jenem „hervorragenden Rang unter den Völkern zu erheben, der ihm unter „einer Regierung bestimmt scheint, welcher als oberster Grundsatz „gälte: Billigkeit im Rechte walten zu lassen *).

„Wollen Sie, meine Herren, diese meine in Freimuth dargeleg-

*) Kaiser Maximilian hat auch später als Wahlspruch die Worte: „Equidad en la Justicia“ angenommen.

„ten Entschlüsse Ihren Mitbürgern überbringen und darauf hin-
„wirken, daß es der Nation möglich werde, sich darüber auszuspre-
„chen, welche Regierung sie im Lande eingesetzt wissen will!"

„Nicht wahr, eine schlimme Botschaft!" bemerkte endlich der alte Gutierez, als er Pater Fischer's Stirne sich in krause Falten zie-hen sah; „der Erzherzog verlangt von uns rein Unmögliches — wir werden nie im Stande sein, die von ihm verlangte Majorität zu erzie-len. Ich gebe mich in dieser Beziehung durchaus keiner Illusion hin und mit der ganzen Zuversicht und Heiterkeit, welche ich in Mira-mare seit unserer Ankunft zur Schau trage, steht es in Wahrheit nicht zum Besten!"

Der Jesuit hatte inzwischen seine volle Fassung wieder gewon-nen; ein höhnischer Zug umspielte seine Lippen und mit jener Zuver-sicht, welche nur der überlegenen Intelligenz und erprobten Energie des Charakters eigen ist, begnügte er sich achselzuckend dem Führer der me-xikanischen Deputation zu erwidern:

„Ihre Befürchtungen, Don Gutierez, sind vollkommen grund-los. General Bazaine und unser wackerer Don Altamira werden die vom Erzherzoge verlangte Majorität schon machen. Man wird in jedem Orte, den die Franzosen, wenn auch nur vorübergehend besetzen, die gesammte männliche Bevölkerung einladen, gefälligst auf der Prefe-tura zu erscheinen. Wer nicht kommt, hat natürlich einige Unan-nehmlichkeiten zu gewärtigen, deren Ende sogar leicht möglicher Weise in einem Stückchen gedrehten Hanfes besteht. Nun gut; auf der Prefetura wird man die Herren um die Gefälligkeit bitten, ihre Namen unter die schon bereit gehaltene Erklärung zu setzen, daß die gesammte, so und so viel Seelen zählende Bevölkerung des Bezirkes so und so die Einführung der Monarchie wünsche. Wer nicht unterschreibt, wird so behandelt als ob er nicht erschienen wäre. — Nun, Señores, verste-hen Sie noch nicht, warum eine successive, wenn auch nur ganz vorübergehende Occupation des ganzen Landes das Endziel von Bazaine's Feldzugsplan ist, der ihm übrigens ausdrücklich von Paris vorgezeichnet wurde, wie ich auf das Allerbestimmteste zu versichern ver-mag. Napoleon will der edlen mexikanischen Nation Gelegenheit ge-ben, sich frei zu äußern, welche Regierungsform es wünscht und, den heiligen Ignatius setze ich als Pfand ein, ehe drei Monate vergehen, ist der Erzherzog bemüssigt, sein gestern gegebenes Wort zu lösen,

denn die Dokumente, daß die Majorität des mexikanischen Volkes das Kaiserreich will, werden dann in seinen Händen sein."

Gutierez athmete erleichtert auf. „Ich wußte es ja," sagte er mit sichtlicher Befriedigung, „daß Sie, ehrwürdiger Vater, uns Trost und Rath spenden werden in unserer argen Beklemmung. Mit Paris wären wir also so ziemlich in Ordnung, aber in Wien, wie steht es dort zur Stunde? Der Empfang, der wenigstens uns zu Theil geworden, war eben nicht ermunternd. Der Minister des Aeußern hat uns, wie Sie ohnehin wissen, officiell gar nicht empfangen und die Bevölkerung ist entschieden dagegen, den freisinnigen, hochbegabten Prinzen aus Europa, aus dem Verbande seiner Familie scheiden zu sehen."

„Wird sich Alles geben," entgegnete Pater Fischer ruhig, „die Hauptsache ist und bleibt, daß Bazaine und Altamira vorerst ihre Aufgabe lösen. Auch der Wiener Hof ist dann durch die schon gegebene Zusage gebunden und man wird gewiß nicht so unhöflich sein, die Genesis und Authenticität der über den Ocean gelangten Abstimmungsdocumente einer weiteren Prüfung zu unterziehen; ich wüßte auch nicht, wie man dies anstellen wollte. Also guten Muthes, meine Herren! Vor Allem ist es nothwendig, daß Sie fortfahren, sich mit dem Resultate Ihrer Mission höchst befriedigt zu stellen und daß Sie überall das Gerücht ausstreuen, der Erzherzog habe unter der Hand die Annahme der Krone um jeden Preis zugesagt, seine gestrige Rede sei nur als eine Aeußerung der Convenienz u. s. w. anzusehen. Ich werde daher auch sogleich durch Conte Pedrazzi veranlassen, daß die gesammte mexikanische Deputation schon morgen zu einem der vornehmsten Triestiner zur Tafel geladen wird. An Toasten fehlt es dabei natürlich nicht und es ist Ihre Sache, Don Gutierez, die Annahme der Krone von Seite des Erzherzogs als ein fait accompli, als eine vollendete Thatsache hinzustellen. Natürlich werden wir Sorge tragen, daß von dem Gastmahle in den größeren Journalen des In- und Auslandes recht viel gesprochen und dasselbe als ein politisches Ereigniß, als eine in Miramare gewünschte Manifestation angesehen werde. Nun aber stelle ich selbst eine Frage, die für mich von höchster Wichtigkeit ist, denn ich werde in Rom, wohin ich schon morgen von Triest über Ancona zur See weiter reise, darüber Rechenschaft zu geben haben. Wie fanden Sie den Erzherzog wegen der Kirchengüterfrage disponirt? Was äußerte er darüber unter vier Augen? Wird er geneigt sein, das uns gestohlene Gut den jetzigen Eigenthümern wegzunehmen, es einfach

dem Clerus zurückzustellen? Das ist für uns des Pudels Kern, alles Andere reine Nebensache."

„Darüber weiß ich nur wenig Tröstliches zu berichten," antwortete Don Gutierez; „ich habe dieses Thema in dem von uns gewünschten Sinne zwar in einer Privataudienz gestern Abends berührt, aber der Erzherzog sah mich groß an und äußerte: man werde ihm doch nicht die Verletzung von Privatrechten, eine Desavouirung des betreffenden Punktes der Forey'schen Proclamation vom 11. Juni zumuthen wollen. Bei aller Ehrfurcht vor Seiner Heiligkeit und dem innigsten Wunsche, die Interessen der Kirche und des Staates in Mexiko mit einander endlich auszusöhnen, müßte er dennoch das Ansinnen der bereits rechtlich verkauften Kirchengüter die faktischen Eigenthümer, welche zumeist schon die zweiten oder dritten Besitzer sind, zu berauben mit einem entschiedenen: „Non possumus" beantworten. Ja noch mehr. — Se. kais. Hoheit fügte sogar bei, er würde, falls er gewiß wäre, daß der Clerus von Mexiko diese absurde Forderung aufrecht erhalten will, lieber unbedingt von seinem heute gegebenen Versprechen zurücktreten."

„Sehr gut, daß ich diese Anschauungsweise des Erzherzogs rechtzeitig erfahre," entgegnete der Jesuit höchst zufrieden, „wir werden also die Frage wegen der Kirchengüter ruhen lassen, bis wir Ihn drüben über den Ocean haben, dann wird das Weitere sich schon finden; verlieren Sie also, meine Herren, über diesen Punkt, kein weiteres Wort mehr, wir könnten sonst noch in der letzten Stunde Fiasco machen."

Inzwischen war der Postzug in den Bahnhof von Triest eingelaufen. Der Jesuit und die drei Mitglieder der mexikanischen Deputation bestiegen zusammen einen geschlossenen viersitzigen Lohnwagen, welcher sie nach der sehr nahen, an der Strada nuova nach Optschina gelegenen Villa des Conte Pedrazzi in zehn Minuten brachte.

In diesem von aller Welt, gleich einem Kloster streng abgeschiedenen, aber mit allem Comfort überreich ausgestatteten Landhause verbrachten die vier Herren den ganzen Vormittag. Conte Pedrazzi, gleichfalls ein sehr frommer Mann von ganz unbändigem Ehrgeize, welcher sich schon seit Jahren die Gunst des Erzherzogs zu erschleichen gewußt hatte, und jetzt auf eine hohe Charge am Hofe des zukünftigen Kaisers von Mexiko speculirte, nahm vollen Theil an der geheimnißvollen Thätigkeit, welche seine Gäste in einem abgeschlossenen Gemache entwickelten. — Zahllose Briefe wurden gelesen und geschrieben und schließlich entspann sich eine mehr als zweistündige, äußerst lebhafte Debatte

über das in den nächsten Wochen einzuhaltende Benehmen. — Der Jesuit hatte nämlich aus Paris, und zwar aus den Tuilerien zur vorläufigen reservaten Kenntnißnahme folgendes aus Veracruz angelangte officielle französische Telegramm*) erhalten:

„Veracruz, 18. September. Erzbischof Labastida, welcher aus Frankreich kam, war am 17. September in Veracruz von den französischen und mexikanischen Behörden mit großem Pompe empfangen worden und reiste am 18. nach Mexiko ab. Die Nationalfeier des 16. September war glänzend. Nachrichten aus dem Inneren melden ämtlich das Vorhandensein einer zahlreichen Partei, welche die einfache und pure Annexion an Frankreich wünscht."

In Paris nahm man Anstand dieses Telegramm gerade in dem Momente zu veröffentlichen, wo dem Erzherzoge Max die Krone angeboten wurde. Man übersendete daher dem Pater Fischer eine Abschrift davon nach Wien, mit dem Ersuchen, sich über die Opportunität der Veröffentlichung mit der mexikanischen Deputation zu besprechen.

Der schlaue Jesuit, welcher Land und Leute von Mexiko sehr gut kannte, witterte sogleich den Humbug, der hinter dieser Kundgebung von Seite der französischen Interventions-Organe steckte, und daß die Bazaine'sche Partei damit nur die Fühlhörner ausstreckte, wie das Project, Mexiko scheinbar als selbstständige Republik vorläufig zu belassen, jedoch selbe mit Bazaine als lebenslänglichen Präsidenten unter französisches Protectorat zu stellen, aufgenommen werden würde.

Conte Pedrazzo fiel beinahe in Ohnmacht, als er von diesem Projecte hörte, das alle seine Pläne und Hoffnungen zu nichte gemacht hätte. Auch Gutierez, sowie Hidalgo und Iglesias fanden sich durch diesen Schachzug, der sie in Miramare gerade jetzt so sehr compromittiren mußte, höchst unangenehm berührt. Keiner von ihnen wußte aber weder zu rathen noch zu helfen.

Pater Fischer lächelte still in sich hinein, als er diese Bestürzung und Hilflosigkeit seiner lieben Brüder in Christo gewahrte. — Nachdem er selbe eine Weile zappeln gelassen, gleich geangelten Fischen in der Luft, nahm er endlich das Wort: „Schade, daß ich bereits morgen Triest verlassen muß und noch nicht dem Erzherzoge vorgestellt worden bin; ich halte es für ein Leichtes, aus diesem Telegramme einen äußerst schmack-

*) Dieses Telegramm ist authentisch, gleich allen übrigen von uns angezogenen Documenten.

IX.

(Seite 166.)

haften Köder zu bereiten, um in Miramare die Disposition zur Annahme der Krone zu erhöhen. Uebrigens kann Don Gutierez diese Aufgabe übernehmen, sie ist nicht schwierig. Er wird noch heute Abend dem Erzherzoge dieses in seinem Schlußsatze beispiellos blöde Telegramm überreichen; es waltet kein Anstand ob, dabei zu sagen, von wem er es erhalten; es wird sogar gut sein, daß mein Name endlich zum Ohre Sr. Majestät des Kaisers von Mexiko dringt. — Jetzt aber, mein lieber Conte Pedrazzi, eilen Sie zu Rivoltella, damit er die ganze Deputation schon für morgen zu sich lade." —

Dieser Aufforderung leistete der Conte sogleich Folge. Gutierez, Hidalgo und Iglesias begaben sich, nachdem sie bis gegen drei Uhr sich etwas Triest besehen, zu Wagen nach Miramare zurück, um der Hoftafel anzuwohnen. Pater Fischer verblieb allein zurück, aber nicht um zu ruhen oder zu feiern. Er arbeitete rastlos bis spät in die Nacht hinein. — Am folgenden Morgen reiste er nach Ancona weiter.

An demselben Tage, nämlich am 5. October, veranstaltete Ritter von Rivoltella in seinem Palaste zu Triest ein Bankett zu Ehren der mexikanischen Deputation, bei welchem auch der Podestà und der Präsident der Handelskammer von Triest intervenirten.

Rivoltella brachte folgenden Toast aus:

„Ich trinke auf das Wohl Ihrer k. k. Hoheiten des Herrn Erzherzogs Ferdinand Max und der Erzherzogin Charlotte mit dem aufrichtigen Wunsche, es mögen sich deren Geschicke erfüllen, zu welchen sie von den Repräsentanten eines mächtigen Reiches und einer großmüthigen und aufgeklärten Nation berufen sind."

Dieser etwas sonderbar stilisirte Toast, welchen hinsichtlich der Geschicke das eherne Schicksal in einem von dem Redner gewiß nicht beabsichtigten Sinne in Erfüllung brachte, erwiderte der „fromme" Don Gutierez de Estrada auf folgende Weise:

„Die Völker, welche auf Gott vertrauen, gehen nie zu Grunde, denn die Vorsehung sendet ihnen einen Retter. Mexiko ist eines jener Völker! Der Glaube an eine höhere Bestimmung war immer in unserm Herzen verblieben und ein erhabener Prinz wurde gewählt, um die glorreiche Aufgabe der Regeneration zu vollziehen.

„Eine edle Nation lag im Sterben, als die großmüthige Initiative Kaiser Napoleon III. sie rettete (?!) und ihre Blicke und ihre Hoffnungen auf den erlauchten Erzherzog Ferdinand Max von Oesterreich lenkte. Die Annahme (???) dieser riesigen Aufgabe beweist, daß

Genie, hoher Muth und Menschenliebe den erhabenen Prinzen schmücken. Die Liebe der Mexikaner wird ihm die große Aufgabe erleichtern und wir werden bei unserer Rückkehr in's Vaterland der Nation unsere Bewunderung mittheilen, die wir für den künftigen Kaiser und dessen erhabene Gemalin fühlen, welche in Sanftmuth und Würde, in einfacher Majestät und hoher Tugend thronend, die Herzen ihres Volkes gewinnen und die Nation glücklich zu machen dem erhabenen Prinzen helfen wird."

Einige Tage später schickten sich Gutierez und Consorten zur Abreise in die Heimat an. — Am letzten Abende vor derselben unterhielt der Erzherzog mit den Deputationsmitgliedern eine lange und intime Unterredung. „Ich bin," sagte Seine kais. Hoheit, „der monarchischen Bewegung in Ihrem Lande aufmerksam gefolgt. Durch die mir von Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen mitgetheilten officiellen Berichte und durch die in den englischen und französischen Blättern enthaltenen Meldungen, wurde ich in den Stand gesetzt, die Fortschritte dieser Bewegung sehr genau zu constatiren. Da haben Sie eine Karte von Mexiko, auf welcher alle Punkte, welche sich dem Votum der Notablen anschlossen, genau verzeichnet sind. Sie werden sehen, daß sie nur den vierten Theil Mexikos umfassen. Obgleich ich überzeugt bin, daß die französische Armee bald die anderen Provinzen unterwerfen und dann, wie Sie mich versichern, die größte Majorität das Votum vom 12. Juli sanctioniren wird, so bin ich es doch mir, wie der Nation, welcher ich von nun an mein Leben weihen soll, schuldig, die Zügel der Regierung nicht zu ergreifen, insolange als der Bürgerkrieg Mexiko verwüstet. Melden Sie mir, daß die wirkliche Majorität für meine Wahl erlangt worden ist und ich werde in weniger als vierundzwanzig Stunden zur Abreise bereit sein. Betrachten Sie mich als einen Soldaten, welcher entschlossen ist, dem Rufe der Vorsehung zu folgen; damit ich aber in der mir zugefallenen Sendung den Finger Gottes in unfehlbarer Weise erkenne, muß ich darauf sehen, daß der Nationalwille sich in Aeußerungen kundgebe, die keinen Zweifel über die Spontaneität meiner Erwählung aufkommen lassen."

Diese Aeußerung, deren Echtheit zu verbürgen wir im Stande sind, liefert wohl den besten Beweis von der geringen Lust des Erzherzogs, blindlings nach einer Krone zu langen. Aber vertrauungsvoll und ehrlich wie er selbst war, hatte er keine Ahnung von dem Betruge und

den Gewaltthätigkeiten, mittelst welcher die französischen Organe in Mexiko die von ihm geforderte Majorität zu erzielen beabsichtigten.

Gegen Mitte October verabschiedete sich die mexikanische Deputation in Miramare, um sich über Paris nach Mexiko zurückzubegeben. Sie trug kein Verlangen sich abermals in Wien zu zeigen, wo man ihr auch in den höheren Kreisen mehr als kalt begegnet war.

Bei dem um so wärmeren Empfange der mexikanischen Deputation in Paris durch den Kaiser Napoleon überreichte Gutierez de Estrada Sr. Majestät im Namen „der Regentschaft des Reiches" das Danksagungsvotum der Notablenjunta in einem zierlich gearbeiteten und von den Nationalbändern Mexiko's (roth, blau, grün) umgebenen Kästchen aus massivem Silber. Dieses Kästchen war in einem anderen aus blauem Sammt eingeschlossen.

Inzwischen machte die französische Politik in Mexiko in der Art und Weise, welche Pater Fischer in seiner Unterredung mit Don Gutierez als bevorstehend angedeutet hatte, die größten Fortschritte. Ueberall wurden Kundgebungen zu Gunsten des Kaiserreiches provocirt. In der Wahl der Mittel war man natürlich keineswegs scrupulös. Wie im Erlkönige hieß es: „Und bist Du nicht willig, so gebrauch' ich Gewalt!"

Die im Solde Bazaine's stehende „Staffette von Mexiko" feierte im November 1863 in einem längeren Artikel die eingetroffene Nachricht, daß Erzherzog Maximilian die Kaiserkrone angenommen. In der diese Annahme betreffenden Proclamation des politischen Präfecten von Mexiko heißt es unter Anderem: „Jauchzet ihm zu, wie ihr es müßt, Maximilian dem Großen! Gebt euere Freude kund! Der Wunsch aller guten Mexikaner ist in Erfüllung gegangen; wir haben endlich einen Thron, den einer der erlauchtesten Fürsten der Welt besteigen wird. Es lebe unser Kaiser, es lebe das mexikanische Kaiserreich! Es lebe der Kaiser der Franzosen, der so werkthätig und uneigennützig an unserer wahrhaften socialen und politischen Wiedergeburt vorgearbeitet hat."

In den Tuilerien schien man um diese Zeit, selbst irregeleitet durch die fortwährenden zumeist lügenhaften Siegesberichte aus Mexiko, wirklich an die Möglichkeit dort einen Thron zu errichten, fest zu glauben, denn in der am 5. November 1863 aus Anlaß der Eröffnung des gesetzgebenden Körpers vom Kaiser Napoleon gehaltenen Rede kommen folgende Stellen vor:

„In Mexiko haben wir nach einem unerwarteten Widerstande, welchen der Muth unserer Soldaten und unserer Seeleute überwunden hat, die Bevölkerung uns als Befreier aufnehmen gesehen. Unsere Bemühungen werden nicht unfruchtbar gewesen und wir werden für unsere Opfer reichlich entschädigt sein, sobald die Geschicke dieses Landes, welches uns seine Wiedergeburt verdanken wird, einem Prinzen übergeben sein werden, welchen seine Erleuchtung und seine Eigenschaften einer so edlen Mission würdig machen."

„Haben wir Vertrauen in unsere überseeischen Unternehmungen, welche begonnen wurden unsere Ehre zu rächen. Sie werden mit dem Triumphe unserer Interessen enden, und wenn auch voreingenommene Gemüther nicht errathen, was die niedergelegten Keime an Fruchtbarem für die Zukunft in sich schließen, lassen wir uns den, so zu sagen an beiden äußersten Endpunkten der Welt, in Peking sowie in Mexiko erworbenen Ruhm nicht herabsetzen."

Und während dieser hochtrabenden Reden, dieses selbstgefälligen Lobes der eigenen Politik verblutete das arme Polen, das man ein Jahr zuvor durch sanguinische Versprechungen zum Aufstande verleitet hatte, und den Gräuelthaten eines Murawieff gegenüber, welcher sich in seiner an Wahnsinn grenzenden Vernichtungswuth sogar die empörendste Entweihung der Gräber ungestraft erlauben durfte*), schien Er, der große „Staatsretter" von Profession, plötzlich blind und taub geworden zu sein.

Wie übel berathen Kaiser Napoleon damals selbst war, geht aus einem Moniteurartikel vom 24. Jänner 1864 hervor, welcher anzeigte, daß man im Laufe der nächsten Woche die Meldung vom definitiven Abschlusse der militärischen Operationen in Mexiko mit Zuversicht erwarte. Diese Meldung ist jedoch nie eingetroffen, wohl langte aber von Veracruz die vom 29. December 1863 datirte Nachricht an, daß von den 23 Provinzen aus welchen Mexiko besteht, bereits 17 das Votum der Notablen, welches den Erzherzog Maximilian auf den Thron beruft, ratificirt hatten. Die vom Erzherzoge verlangte Majorität war also zu Stande gebracht. Freilich blieb ihm unbekannt,

*) Nach der Hinrichtung des Grafen Platen in Wilna wallfahrtete die Bevölkerung zu seinem Grabe. Der Wütherich Murawieff darüber hoch erboßt, ließ eines Nachts den Inhalt der Kloaken von Wilna auf das Grab Platen's ausleeren. „Jetzt" sagte er mit Befriedigung, „jetzt können diese polnischen Bestien den D . . l anbeten."

daß die vom Pater Fischer in seiner Unterredung mit Gutierez angedeuteten Hausmittelchen dabei die Hauptrolle gespielt hatten oder mit anderen Worten, daß die Abstimmungsresultate im gewünschten Sinne, theils erpreßt, theils gefälscht worden waren. Von diesem Zeitpunkte an wurde es in Miramare Sitte, den Erzherzog Max und seine Gemalin Charlotte mit dem Titel Majestät anzusprechen.

Dieser telegrafischen Meldung gab der „Moniteur" folgende Ausschmückung bei: „Der Kampf ist zu Ende! Möge nun der neue Kaiser seine Reise nach Mexiko beschleunigen. Unter günstigeren Auspicien ist nie ein Fürst in seine Staaten eingezogen hat sich nie einer die Krone auf's Haupt gesetzt, als dies bei dem Erzherzoge der Fall sein wird!"

Die sämmtlichen Protocolle, welche die zweite mexikanische Deputation zu überreichen hatte, füllten eine große Kiste im Gewichte von mehr als sieben Centnern und sollten dem Erzherzoge im Originale vorgelegt werden.

In den ersten Tagen des Monates März 1864 meldete der „Moniteur": „Die Pacification von ganz Mexiko ist jetzt vollständig und die letzten für die Hierherkunft des Erzherzogs gestellten Bedingungen sind erfüllt."

Inzwischen ließ das französische Cabinet kein Mittel unversucht um dem Erzherzoge Max seine Mission so leicht und verführerisch als möglich darzustellen, sowie andererseits Alles angewendet wurde um von Miramare gegentheilige, den wahren Sachverhalt aufklärende Berichte ferne zu halten.

Der bekannte französische Publicist Chevalier Debrauz de Saldapenna, welcher in einer ihm von Napoleon übertragenen geheimen Mission sich seit Monaten in Triest aufhielt, wo der Verfasser damals häufig mit ihm in Berührung kam, begrüßte am Neujahrstage in Miramare, das er fast täglich besuchte, den Erzherzog im Namen des Kaisers der Franzosen, wobei er zugleich der äußerst günstigen Berichte aus Mexiko und insbesonders des angeblichen Enthusiasmus, womit die Errichtung eines Kaiserreiches von der Bevölkerung aufgenommen werde, Erwähnung that.

Der Erzherzog erwiderte hierauf wörtlich Folgendes: „Das mexikanische Volk will mir nach so vielen schmerzlichen Prüfungen die Geschicke seines Landes anvertrauen ohne mich noch zu kennen. Ich werde mich bestreben durch vollständige Hingebung sein Vertrauen zu rechtfer-

tigen. Wenn es die Lauterkeit meiner Absichten erkannt haben wird, und wenn ich seine Bedürfnisse besser erforscht haben werde, so hoffe ich, daß es mit des Allmächtigen Hilfe gelingen wird, unserem gemeinsamen Vaterlande eine neue Aera des Friedens und der Wohlfahrt zu sichern, durch die gewissenhafte und loyale Erfüllung unserer gegenseitigen Verpflichtungen, von welchen ich meinerseits niemals abweichen werde. Ich glaube in meinem Leben genugsam bewiesen zu haben, daß ich der Furcht nicht zugänglich bin; sollte jedoch meine Kraft unter meinem Muthe stehen, so wird mir nichts so sehr am Herzen liegen, als zu vermeiden, daß an meiner Krone ein einziger Tropfen mexikanischen Blutes hafte.

„An dem Tage, an welchem ich ungeachtet meiner unablässigen Bestrebungen mich gezwungen sehen würde die Hoffnung aufzugeben, alle Parteien zu vereinigen, um aus unserer Eintracht die Aegide der Unabhängigkeit und der Sicherheit des Kaiserthumes zu machen, an diesem Tage werde ich nicht zögern, dem Beispiele meines erhabenen Schwiegervaters zu folgen, welcher 1848 freiwillig dem belgischen Volke erklärte, lieber die Krone niederzulegen als den Bürgerkrieg hervorzurufen. Ich werde mit derselben Seelenheiterkeit vom Throne heruntersteigen, mit welcher ich heute mich anschicke die Stufen desselben hinanzusteigen. Wie einst Diokletian nach Salona ging, um von der Kaisergröße auszuruhen, so werde ich zurückkehren, um in meiner Einsamkeit von Miramare das Leben des Philosophen von Neuem zu beginnen und die Beurtheilung meiner Haltung dem unparteiischen Ausspruche der Geschichte zu überlassen."

Der Erzherzog hatte sich also um diese Zeit für die Annahme der Kaiserkrone bereits fest entschieden, aber ein gewisses Bangen, ein großer Zweifel an der Möglichkeit, die übernommene Aufgabe durchzuführen, beherrscht ihn und bevor er noch das Reich gesehen, welches seiner als Regenten harret, macht er sich bereits mit dem Gedanken vertraut, der Krone zu entsagen, welche erst sein Haupt schmücken soll.

Die ernsten Studien, welchen der Erzherzog über Mexiko seit Monaten oblag, mochten in ihm so manchen Zweifel über die Richtigkeit der schönfärberischen Berichte, welche mit jedem Packetboote das französische Gouvernement in Mexiko stoßweise einsandte, angeregt haben. Aber wer hätte den Erzherzog über die wahre Sachlage aufklären sollen? Es gab zu viele Personen in seiner nächsten Umgebung, welche große persönliche Vortheile von dem Zustandekommen des mexika-

nischen Kaiserreiches erwarteten und diese Leute, welche sowohl mit den Tuilerien als auch mit dem Vatican auf dem freundschaftlichsten Fuße lebten, wußten von Miramare Jedermann ferne zu halten, der ihnen nicht zu Gesichte stand.

Ueber wiederholtes Andrängen des Kaisers Napoleon, entschlossen sich endlich der Erzherzog und dessen Gemalin im strengsten Incognito nach Paris zu reisen, wo sie am 5. März 1864 eintrafen. In Folge dieses Besuches schienen alle Schwierigkeiten, die noch bestanden, mit einem Schlage beseitigt zu sein. Das Memorial diplomatique meldete ämtlich hinsichtlich der Differenzen, welche sich wegen des Oberbefehles über die französischen Truppen ergeben hatten, Folgendes:

„Der Regierung des Kaisers Napoleon liegt zu sehr daran, das Oberhaupt des neuen monarchischen Staates mit aller Herrscherprestige zu umgeben, als daß sie dem Erzherzoge Maximilian, sobald ihn das neue Diadem schmücken wird, die Vollständigkeit seiner Souverainität streitig machen sollte. Nun aber ist es ein Elementargrundsatz des Völkerrechtes, daß keine militärische Macht auf dem Gebiete eines souverainen Staates operiren kann, ohne von der höchsten Autorität dieses Staates selbst abhängig zu sein. Der Erzherzog Maximilian fordert den Oberbefehl über die französischen Truppen in Mexiko nicht im eigentlichen Sinne; er beschränkt sich darauf, im Interesse seiner Krone und seines neuen Vaterlandes das unbestreitbare und unbestrittene Recht in Anspruch zu nehmen, nach welchem der Oberbefehlshaber der französischen Truppen, was die eventuellen Operationen anbelangt, nur nach den Befehlen des legitimen Landesherrschers vorgehen solle. Bezüglich dieses Punktes gab es keine Meinungsverschiedenheit zwischen den zwei erlauchten Verbündeten und konnte es auch keine geben. Nun blieb nur noch die Frage zu untersuchen, wer in dem Falle, als bei einer gemischten Expedition die französischen Truppen an der Seite der mexikanischen kämpfen würden, das Commando der Expedition führen solle. Die einfachen Gesetze der Höflichkeit weisen in einem solchen Falle das Commando dem fremden Generale zu, auch wenn das Gefühl der Dankbarkeit, welche die mexikanische Nation ihren tapferen und großmüthigen Befreiern schuldet, ihr nicht die Pflicht auferlegen würde, es dem französischen General einzuräumen. Wenn dagegen die mexikanischen Truppen allein operiren, so hängen sie einzig und allein und direct von ihrem Souverain ab."

General Bazaine illustrirte ein Jahr später diese phrasenreiche

Kundgebung der französischen Regierung etwas sonderbar, indem er dem Kaiser Max, als ihm derselbe eines Tages einen Auftrag übermachte, durch den Ueberbringer zurücksagen ließ: „Der Kaiser von Mexiko möge sich nicht ein zweites Mal unterstehen einem Marschall von Frankreich Befehle zu ertheilen."

Ebenso entblödete sich Bazaine nicht, als Kaiser Max die Absicht hegte, den Dissidentengeneral Romero, welcher standrechtlich erschossen werden sollte, zu begnadigen, in Chapultepec der Kaiserin, welche er dort allein traf, ganz kurz zuzurufen: „Sagen Sie dem Kaiser, daß, ob er nun unterzeichnet oder nicht, Romero morgen Früh sechs Uhr erschossen wird!" — — —

Bei dieser seiner achttägigen Anwesenheit in Paris umdrängte den Erzherzog eine weltbekannte Coterie von Pariser Banquiers, welche sich die Concession zu einer mexikanischen Bank erschleichen wollten. Der Erzherzog durchsah aber den durch und durch egoistischen Plan dieser nimmersatten, stets beuteluſtigen Meute, welche nur von dem Finanzmoder der Großstaaten lebt und vampyrartig das Blut der Völker saugt. Er weigerte sich, seine neuen Unterthanen zu verkaufen, bevor er noch sein Kaiserreich in Besitz genommen. — Er fand es mit Recht für besser, in Paris eine Convention zu unterzeichnen, welche in folgenden Hauptpunkten bestand: „Sold und Unterhaltung der Expeditionstruppen fallen vom 1. Jänner 1864 der mexikanischen Regierung zur Last. Die Rückberufung derselben erfolgt nur nach Maßgabe der Completirung der mexikanischen Armee. Drei Bataillone Fremdenlegion, zusammen 6000 Mann, verbleiben in mexikanischen Diensten. Die Schulden Mexiko's an Frankreich umfassen außer den liquiden Geldforderungen der Private die Kosten der Expedition und die Vorschüsse, welche die französische Regierung der mexikanischen für den Unterhalt der Truppen seit dem 1. Jänner 1864 gemacht hat, in welcher Beziehung pr. Kopf und Jahr 1000 Francs als Einheit galten. Die Rückzahlung dieser Gesammtsumme erfolgt im Laufe der nächsten vierzehn Jahre in Raten, deren Durchschnittsziffer auf 25 Millionen Francs fixirt wurden."

In der Kette jenes systematischen Lügengewebes, mittelst dessen man den Erzherzog über die mexikanischen Verhältnisse von Paris aus, leider mit Erfolg, täuschte, spielte die angeblich nicht unfreundliche Haltung des Cabinets von Washington eine Hauptrolle. — Der dortige französische Gesandte war insgeheim angewiesen worden, Berichte über Berichte zu fabriciren, voll der Versicherungen, daß die nordamerikanischen

Staaten das zur Thatsache gewordene mexikanische Kaiserreich einfach anerkennen, und in demselben, sobald es sich nur vom französischen Einflusse einmal losgemacht, durchaus keine Bedrohung der Monroë-Doctrin erblicken würden.

Diese Darstellungen der in Nordamerika betreff Mexiko angeblich herrschenden Anschauungen waren jedoch grundfalsch, denn als am 20. März 1864 Herr Körner, amerikanischer Gesandter in Madrid, Herrn Seward, benachrichtigte, daß Erzherzog Max auf der Reise nach Mexiko, von Gibraltar aus Madrid unter dem Titel eines Kaisers von Mexiko besuchen soll und diesfalls um Verhaltungsbefehle bat, erhielt er von Washington folgende merkwürdige Antwort, welche die kaiserliche Partei in Mexiko geradezu als Revolutionäre bezeichnet:

„Die Politik der Vereinigten Staaten untersagt Ihnen, revolutionäre Regierungen anzuerkennen. Wir haben keine revolutionäre Regierung in Mexiko anerkannt, wiewohl wir von denjenigen, welche sich in diesem Lande bekriegen, die erworbenen Rechte von Kriegführenden geachtet haben. — Sie, mein Herr, werden daher die Politik befolgen, welche uns hier leitet und in keine amtliche Beziehung mit dem zu Madrid befindlichen Vertreter irgend einer revolutionären Regierung treten, die gegen die Autorität der Republik von Mexiko eingesetzt ist, mit welcher die nordamerikanischen Freistaaten im diplomatischen Verkehre stehen."

In Folge der äußerst geschickt mit einem enormen Aufwande von Geld und Scharfsinn von Frankreich allmälig in ganz Europa verbreiteten Ansicht, daß das mexikanische Kaiserreich am Ende denn doch lebensfähig sei, wozu die vortheilhafte öffentliche Meinung von dem guten Willen und den eminenten Fähigkeiten des Erzherzogs Max wesentlich beitrug, begann in Oesterreich auf einmal ein heftiges Mexikofieber zu grassiren. Binnen wenigen Wochen liefen in Miramare über 30,000 Gesuche um Anstellungen im Civil und Militär ein, Concessionen aller Art wurden erbeten, Auswanderungs-Agentien etablirten sich in Wien und den größeren Provinzstädten, und nur dem besonnenen Einschreiten der Behörden war es zu danken, daß nicht die überall massenhaft auftauchenden Schwindler an dem Gute und Leben der leichtgläubigen Menge eine reiche Ernte hielten.

Mit 1. April begann der Erzherzog Max sich als Kaiser zu betrachten. Er unterzeichnete massenhaft Ernennungsdecrete, deren Ein-

gangsformel lautete: Wir Maximilian I., erwählter Kaiser von Mexiko, Erzherzog von Oesterreich u. s. w. —

Auch der alte Wühler und Intriguant Santa Anna gab um diese Zeit wieder einmal ein Lebenszeichen von sich. Er landete unvermuthet in Veracruz, wo er dem französischen Commandanten folgende schriftliche Erklärung übergab: „Ich Unterzeichneter erkläre hiermit, daß ich der französischen Intervention meine Zustimmung gebe und die von der Notablenversammlung proclamirte Monarchie unter dem Titel mexikanisches Kaiserreich mit dem Prinzen Maximilian von Oesterreich zum Kaiser von Mexiko als die einzig legitime Regierung anerkenne. Ich verpflichte mich auch, mich jeder politischen Demonstration zu enthalten und nichts, sei es schriftlich oder mündlich, zu thun, was zur Vermuthung Anlaß geben könnte, daß ich als etwas Anderes, denn als einfacher Bürger in mein Vaterland zurückkehre."

Am 3. April überbrachte Master V. Hope, Chef der bekannten Londoner Firma Hope und Baring einen Theil der eingegangenen Anleihensbeträge, und General Froissard, Generaladjutant des Kaisers der Franzosen, überreichte ein eigenhändiges Schreiben seines Monarchen, welches in überaus herzlichen Ausdrücken abgefaßt war und von der außerordentlichen Freundschaft des Franzosenkaisers für den künftigen Kaiser von Mexiko Zeugniß gab.

Inzwischen war die zweite mexikanische Deputation, welche das sogenannte Abstimmungsresultat überreichen sollte, in Triest angekommen. Mit wahrhaft kaiserlicher Freigebigkeit sorgte der Erzherzog für ihre Bedürfnisse. Im Hôtel de la Ville, wo die Deputation auf Kosten des Erzherzogs untergebracht war, wurde allein für die Verpflegung derselben 1000 Francs täglich bezahlt, alle übrigen Auslagen nicht mitgerechnet.

Nun aber stand dem Erzherzoge Max ein schwerer Schritt bevor. Sowohl Staatsrücksichten als die Pflicht der Billigkeit erforderten es, daß er auf seine Rechte als Mitglied des Hauses Habsburg in dem Augenblicke verzichte, wo er im Begriffe stand, sich die mexikanische Kaiserkrone auf's Haupt zu setzen.

Seit Monaten zogen sich bereits die diesfälligen Verhandlungen zwischen Wien und Miramare hin und her, und mehr als einmal standen selbe auf dem Punkte, sich gänzlich zu zerschlagen. Aber Napoleon hatte an der Erzherzogin Charlotte eine eifrige Bundesgenossin, welche fest entschlossen war, die schon zu ihren Füßen liegende Kaiser-

krone aufzuheben. Ihre Thatenlust, ihr Ehrgeiz verlangte nach einem großen, unbegrenzten Spielraume. Die Abgeschiedenheit in Miramare konnte ihr, nachdem sie an der Seite ihres Gemals als Vicekönigin des lombardisch-venetianischen Königreiches einmal den Genuß des Herrschens verkostet, nicht mehr behagen. Zudem fühlte sie sich in Folge kleiner Mißhelligkeiten, welche sehr häufig zwischen Wien und Miramare eintraten, aber immer erst durch den sehr reizbaren Charakter der Erzherzogin Charlotte eine Bedeutung erhielten, mit dem ihr in ihrem neuen Vaterlande gewordenen Lose nicht ganz zufrieden. Der Erzherzog Max, der seine einsiedlerischen Gewohnheiten mit Leidenschaft liebte, und dessen tiefpoetische Seele in sich selbst die vollste Befriedigung fand, ahnte wohl gar nicht die Unzufriedenheit, von welcher seine erlauchte Gemalin beherrscht wurde, und welche sogar mitunter die Sympathie für diese sonst herrliche Dame wesentlich zu beeinträchtigen vermochte.

Zudem hatte die vielgerühmte Erziehung der Erzherzogin (geb. 7. Juni 1840), vor derem eigentlichen Beginne sich das Auge ihrer Mutter (Luise, Marie, Therese, Charlotte, Isabella, geb. 3. April 1812, Tochter des Königs Ludwig Philipp I., gestorben 11. October 1850) geschlossen, mehr darauf abgezielt, aus ihr ein Wunderkind zu machen, als sie ihrer natürlichen Entwicklung zu überlassen und ihren Geisteskräften nicht mehr zuzumuthen, als sie ertragen konnten. — Ihr ganzer Unterricht war vorwiegend darauf berechnet, den Verstand, und immer nur den Verstand, sogar auf Kosten des der Jugend doch so nothwendigen idealen Schwunges, der Poesie der Kindheit, zu üben und zu schärfen. — Eine staunenswerthe Nüchternheit in der Anschauung und Beurtheilung äußerer Verhältnisse charakterisirte sie daher schon als Kind. — Als sie kaum zwölf Jahre alt war, lobte ein Fürst, der sich im Schlosse ihres Vaters als Gast befand, im Gespräche mit der Kleinen den Glanz und die romantische Anordnung des belgischen Volksfestes, das man ihm zu Ehren gegeben hatte; sie erwiderte: „Cela profite à l'industrie belge" (dies kommt der belgischen Industrie zu Gute). — Dies war der einzige, aber practische Eindruck, welchen die Poesie dieses Festes auf das Kind gemacht. — Hierzu kam noch, daß ihr Vater sich sehr wenig um sie kümmerte. Mit Stolz sprach sie stets von seiner Weisheit, welche jedoch seinem Schwiegersohn, der ihn fragte, ob er das gewagte Unternehmen billige, und ein entschiedenes „Ja" zur Antwort bekam, offenbar nicht frommte. Ihren Gemal liebte sie zärt-

lich, aber sie war nicht stets im Stande seinem Geistesfluge zu folgen, denn er war, wie wir früher andeuteten, eine vollendete poetische Natur. Schon als Knabe zeigte er einen gewissen Hang zum Weichen und Schwärmerischen und zum Aufsuchen von kleinen, selbst abenteuerlichen Wagnissen, wenn sie nur eine romantische Färbung hatten. Sein blaues Auge flammte bei dem Lesen von den Rittern des Mittelalters und ihrer Thaten in höherem Glanze, und eines seiner Lieblingsbücher, die Geschichte seines glorreichen Ahns, des Kaiser Max I., las er wiederholt und mit solchem Eifer, daß er darüber alles Andere vergaß.

Damals träumte er sich mit klarem Bewußtsein in die Zeit früherer Jahrhunderte, und sah sich, wie viele seiner kindlichen Aeußerungen bewiesen, auch oft als Held irgend eines gewaltigen, gewagten Abenteuers. Die überwiegend practische Richtung, der klare Sinn für die trockenen Verhältnisse des Lebens, wie solche bei seinem Bruder dem Kaiser Franz Josef ausgeprägt sind, lag ihm dagegen ferner.

Bei den schnellen Fortschritten, welche er in den Wissenschaften machte, konnte seine Erziehung schon als abgeschlossen betrachtet werden, als er das achtzehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte. Von Jugend an für das Seewesen ausgebildet und zur Leitung der österreichischen Marine bestimmt, widmete er sich dieser Aufgabe von nun an mit der ganzen Kraft seines erstaunlich regen Geistes. Er besaß ausgezeichnete Kenntnisse des Details, und was er für die Entwickelung und Verbesserung der österreichischen Marine gethan, wird von allen Fachkennern rühmend anerkannt. — Helgoland und Lissa geben davon beredtes Zeugniß, denn nur die Organisation, welche der Erzherzog der Flotte gegeben, der Geist, der Enthusiasmus, den er ihr eingehaucht, machten diese beiden Siege dem tapferen Tegetthof möglich.

Ungeachtet seiner angestrengten Thätigkeit als Marine-Obercommandant vernachlässigte er dennoch das Studium der Künste nicht im Mindesten. Die ersten Anfänge seines später in hohem Grade entwickelten Malertalentes reichen in seine frühere Jugend zurück. In dieser Kunst schwang er sich zum Meister empor, wie eine ganze Reihe vortrefflicher Skizzen und ausgeführter Gemälde in Miramare beweisen. Daneben versuchte er sich auch im Modelliren und Bossiren. Eine Anzahl der von ihm modellirten Köpfe erregten Aufsehen wegen ihrer überraschenden Naturähnlichkeit.

Als Dichter versuchte er sich schon früh in Heldengedichten und in tief empfundenen Naturschilderungen. — Gewandtheit der Form und

poetische Rundung sind ein hervorstechendes Merkmal aller seiner Schriften, welche nunmehr in einer completen Ausgabe erscheinen. —

Auch in ritterlichen Leibesübungen leistete er Tüchtiges, obwohl er ganz im Gegensatze zu seinem Bruder, dem Kaiser, eine wahrhaft imposante Erscheinung zu Pferde, stets nur ein sehr mittelmäßiger Reiter geblieben ist. — Ueberhaupt unterschied er sich von diesem seinem Bruder in seiner äußeren Erscheinung wesentlich. — Letzterer ist brünett, von gesundem Teint und von Jugend auf schon ein fester, männlicher Charakter. Maximilian dagegen war als Knabe hellblond, fein gegliedert, mit wachsartigem, aber gesundem Teint, mit blauen Augen, und konnte, ehe er einen starken, blonden Backenbart trug, fast für eine verkleidete, reizende englische Lady angesehen werden. Sein ganzer Typus war überzart. — Seine Unterhaltung war stets lebhaft, fesselnd, belehrend und vor Allem anmuthig. — Seine Handschrift harmonirte ebenfalls mit den bisher bezeichneten hervorragenden Zügen seines Wesens; es waren lange, sehr glatte und elegante Buchstaben, ohne die geringste Andeutung eines kräftigen Druckes oder Schattenstriches.

Unbewußt zog der schöne, liebenswürdige, elegante Mann die Herzen an sich. Leicht erschloß sich die ganze Tiefe seines warmen Gemüthes, sobald er auf einen Gegenstand zu sprechen kam, der dem idealen Fluge seines Geistes zusagte. Selbst Dichter, Maler, Musiker suchte er das Herz und erwiderte ein herzliches Entgegenkommen auf das Wärmste. Durch alle seine Reden klang die Thatenlust der Jugend, ein reiner unverfälschter Enthusiasmus für alles Erhabene und Edle. Dabei keine Spur von hochmüthigem Gottesgnadenthum. Kein Wunder, daß er in vertraulichen Gesprächen und Schreiben seinem Grolle über die Verleumdungen und Intriguen, die wider ihn in gewissen Wiener Kreisen gang und gäbe wurden, sehr rückhaltlos sich zu äußern pflegte und dadurch geschäftigen Zwischenträgern reichlich Mittel bot, seine Handlungen und Pläne im falschen Lichte erscheinen zu lassen.

Kurz bevor Maximilian sich bewegen ließ, die unglückselige Krone Mexiko's definitiv anzunehmen, nämlich gegen Ende März 1864, schrieb er in Miramare folgendes Gedicht, welches zu den authentischen, bisher dem Leser in diesem Capitel mitgetheilten Kundgebungen des Erzherzogs einen weiteren Beweis liefert, wie wenig er durch die Herrschsucht verblendet war, und daß nur ein Sandkörnchen auf der Wage gefehlt hatte, um ihn zu bewegen, in Miramare zu bleiben.

Diese schönen, so gemüthvollen Verse lauten:

Ich soll auf ewig aus der Heimat scheiden,
Aus meiner Kinderlust geliebtem Land!
Ihr wünscht, ich soll die gold'ne Wiege meiden,
Und soll zerreißen das geweihte Band!

Wo fröhlich ich durchlebt der Kindheit Spiele,
Die erste Jugendliebe sanft gepflegt,
Das soll ich lassen für unsich're Ziele
Der Ehrsucht, die ihr mir im Herzen regt?

Ihr wollt mit Kronen mir das Herz bethören,
Umschwindeln mir mit Phantasien das Haupt!
Sirenensang muß ich mit Bangen hören;
Weh, wer den süßen Schmeicheltönen glaubt.

Ihr sprecht von Scepter, Macht und von Palästen,
Ihr zeigt mir eine grenzenlose Bahn,
Ich soll euch folgen nach dem fernen Westen
Jenseits des weiten, blauen Ocean!

Das ird'sche Dasein wollt ihr mir durchweben
Mit Gold und mit Demanten überreich;
Doch könnt ihr mir auch Seelenfrieden geben?
Ist euch der Reichthum mit dem Glücke gleich?

O laßt mir meine stillen, ruh'gen Wege,
Den unbemerkten Pfad im Myrthenhain!
Der Wissenschaften und der Musen Pflege,
Ist süßer, glaubt mir, als des Goldes Schein.

Ueber seine Berechtigung, die Mission anzunehmen, möge man denken, wie man wolle. Das Ende bewies, daß er sich getäuscht hatte, aber sein Herz war rein und von dem tiefsten Pflichtgefühl erfüllt. Es haben ihn nur wenige gekannt, diesen edlen hohen Menschen, aber die ihn gekannt haben, werden ihn bis an ihr Lebensende nicht vergessen und sich vergebens nach Seinesgleichen umsehen.

Es kostete in der That einen harten Kampf, um den Erzherzog endlich zu bewegen, die Entsagungsurkunde als kaiserlicher Prinz zu unterfertigen. Endlich in den letzten vierundzwanzig Stunden, wo man sich entscheiden mußte, ob man gesonnen sei, die in Triest schon über eine Woche harrende mexikanische Deputation zu empfangen oder nicht, spielte der Telegraph zwischen Miramare und Wien. Er überbrachte am 7. April 1864 die Bitte des Erzherzogs, die Staatsacte, in Folge wel-

cher er aufhören sollte, Prinz des Hauses Habsburg zu sein, nach Miramare zu senden.

Samstag den 9. April traf in Folge dessen Se. Majestät der Kaiser Franz Josef um 8 Uhr Früh in Triest und gegen 10 Uhr in Miramare ein, um in Begleitung der Minister Rechberg und Schmerling und der Vertreter der drei Hofkanzleien die durch die Annahme der mexikanischen Kaiserkrone Seitens des Erzherzogs Ferdinand Max nothwendig gewordenen Staatsacte zu unterzeichnen. Als dieses geschehen, verließ der Kaiser von Oesterreich unverzüglich wieder Miramare, wo er sich kaum drei Stunden aufgehalten.

In dem für Paris bestimmten Berichte, welchen der schon früher genannte Chevalier Debrauz de Saldapenna über die Abreise Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef erstattete, kommt folgende Stelle vor: „Das Scheiden der zwei erhabenen Brüder von einander war eben so herzlich als rührend. Als der Bahnhofschef das Signal zur Abfahrt gab, sagte der Kaiser, auf den Perron des kaiserlichen Waggons vortretend, mit bewegter Stimme: „Max, umarme mich noch einmal!“ und die beiden Brüder blieben, die Augen voll Thränen, einige Secunden lang in stummer Umarmung!“

Die genannte Staatsacte enthielt die vollständige, bedingungslose Verzichtleistung des Erzherzogs auf seine Agnatenrechte, sowohl für sich, als auch für seine Nachkommen. Dieser Verzicht erstreckte sich nicht blos auf die eventuelle Thronfolge in sämmtlichen österreichischen Landen, die ungarische Krone mitinbegriffen, sondern auch für die Secundogenitur-Herrschaften, für welch' letztere der Großherzog von Toscana seine Unterschrift gab.

Hierdurch war für Oesterreich die mexikanische Frage vollständig erledigt und die österreichische Regierung stand von diesem Augenblicke an zu allen Acten, die vom Erzherzoge ausgingen, in keiner Beziehung, nahm auch von denselben nicht mehr amtlich Kenntniß; der nun bevorstehende Empfang der mexikanischen Deputation, die Annahme der Kaiserkrone, die Rede des neuen Monarchen bildeten daher bereits selbstständige Acte Kaiser Maximilian I. von Mexiko.

Am 10. April 1864 10 Uhr Vormittags ward die aus 20 Personen bestehende mexikanische Deputation unter Führung des Don Gutierez de Estrada vom Dienstkämmerer Grafen von Bombelles in erzherzoglichen Hofwägen von Triest nach Miramare abgeholt. Im Schlosse wurden die Ankömmlinge vom Ceremonienmeister begrüßt;

Graf von Bombelles geleitete sie in die Fremdengemächer, wo sie von dem Oberhofmeister Grafen Zichy und dem Geheimrath und Kämmerer Grafen Hadik empfangen wurden. Nach 11 Uhr führte man die Deputation, zu dessen hervorragenden Mitgliedern außer Gutierez insbesondere General Woll, J. de Lomba, die Gebrüder Escandon, J. Amoz, V. Baron, A. Negrette, Idiaz und Arrangoiz zählten, in den prachtvoll decorirten Empfangssaal des Schlosses, wo gleich darauf der Erzherzog Maximilian mit seiner Gemalin erschien. In seinem Gefolge befanden sich auch die beiden Franzosen, General Froissard und Ministerialdirecteur Herbet.

Der Photograph Lichtenstern in Triest war beauftragt, die ganze Scene aufzunehmen und sollte später der Maler Fiedler nach diesem photographischen Croquis ein großes Tableau für den Empfangssaal in Miramare ausführen.

Der Erzherzog trug die österreichische Admiralsuniform, Orden, Vließ und Band als die Abzeichen seiner erlauchten Abkunft. Sein Haupt war entblößt.

Nachdem die Deputation durch den Grafen von Bombelles vorgestellt worden war, trat Don Gutierez aus der Gruppe der Deputation hervor und hielt in französischer Sprache folgende Anrede:

„Kaiserliche Hoheit!

„Durchlauchtigster Prinz!

„Die mexikanische Deputation schätzt sich glücklich, sich wieder in Ihrer erhabenen Nähe zu befinden und sie empfindet eine tiefe Freude über das Motiv, welches sie dahin zurückführt ...

„Es ist bestimmt, durch Sie, gnädigster Herr, ein Princip der Einigung und eine Quelle der Wohlfahrt für ein Volk zu werden, welches, bis zu diesem Tage, so schmerzlichen Prüfungen unterworfen war ...

„Ehre und Dank auch der ruhmreichen Nation, welche auf den Ruf ihres Herrschers nicht gezögert hat, ihr Blut für unsere politische Erlösung zu vergießen, indem sie so zwischen den zwei Continenten eine für die Geschichte neue Verbrüderung geschaffen, während diese uns bisher in den Europäern nur Herrscher gezeigt hatte ... Indem Sie die Liebe der Völker erobert haben, haben Sie, gnädigster Herr die schwere Kunst, dieselben zu regieren gelernt ...

„Eine Fürstin, bereits Königin durch ihre Tugenden, durch ihren

Geist und Anmuth, wird, von der Höhe des Thrones herab, alle mexikanischen Herzen zur vollkommensten Einigung am gemeinsamen Cultus des Vaterlandes aufzuziehen wissen ...

„Ganz Mexiko, welches sich mit unsäglicher Ungeduld darnach sehnt, Sie zu besitzen, wird Sie im Taumel seiner Freude mit einem einstimmigen Rufe der Dankbarkeit und Liebe auf seinem glücklichen Boden empfangen ...

„Es gibt keinen beneidenswertheren Lohn als jenen, auf dem vulkanisch unterwühlten Boden Montezuma's ein glänzendes Kaiserreich begründet zu haben, welches durch seinen Glanz und Ihren Ruhm alsbald dem fruchtbaren und glücklichen Einfluß, jener ganz besonderen, einheimischen Triebkraft, womit der Himmel unser amerikanisches Land so großmüthig ausgestattet hat, mit dem Vollendetsten, was die europäische Organisation zu bieten vermag, vereinigen wird.

„Noch eine Ueberzeugung krönt in uns, mein Fürst, so viele glückliche Vorzeichen, nämlich, daß Mexiko, welches Ihnen von jenseits des Meeres zuruft, und die ganze Welt, welche auf Sie blickt, nicht zögern werden, wahrzunehmen, wie Eure kaiserliche Majestät seit Ihrer Kindheit auf der Triumfpforte, die der Burg Ihrer Ahnen gegenüber liegt, nicht umsonst die derselben so würdige Aufschrift vor Augen gehalten haben:

„Justitia regnorum fundamentum.“ *)

Nach einer dreimaligen Verbeugung trat Gutierez in die Reihen der Deputation zurück.

Der Erzherzog antwortete in spanischer Sprache:

„Meine Herren!

„Eine reifliche Prüfung der mir durch Sie vorgelegten Beitrittsacte gibt mir die Zuversicht, daß der Beschluß der Notablen Mexiko's, der Sie zuerst nach Miramare führte, von der weit überwiegenden Mehrheit ihrer Landsleute bestätigt wurde und ich mich fortan mit vollem Rechte als den Erwählten des mexikanischen Volkes betrachten kann.

„Dadurch ist die erste, in meiner Antwort vom 3. October vorigen Jahres ausgesprochene Bedingung erfüllt.

„Ich bezeichnete dann noch eine andere, jene, die die Bürgschaften

*) „Die Gerechtigkeit ist die Grundlage der Reiche“. Wahlspruch des Kaiser Franz I., auf dem Burgthore in Wien prangend.

betraf, deren das werdende Kaiserreich bedarf um sich in Ruhe der edlen Aufgabe widmen zu können, die Unabhängigkeit und das Wohl des Landes auf feste Grundlagen zu stellen. —

„Diese Bürgschaften sind Uns nunmehr gesichert, Dank der Großmuth Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen, welcher während der hierauf bezüglichen Verhandlungen sich beständig von einem Geiste der Aufrichtigkeit und des Wohlwollens beseelt zeigte, deren Andenken ich immer bewahren werde.

„Das erlauchte Oberhaupt meiner Familie hat seinerseits die Zustimmung ertheilt, daß Ich von dem angebotenen Throne Besitz ergreife.

„Ich kann daher das Ihnen vor sechs Monaten gegebene, eventuelle Versprechen lösen und erkläre hiermit feierlich, daß ich mit der Hilfe des Allmächtigen aus den Händen der mexikanischen Nation die Krone, die mir diese überträgt, annehme.

„Mexiko, den Traditionen jenes kraft- und zukunftsvollen neuen Continentes folgend, hat das Recht geübt, sich eine seinen Wünschen und Bedürfnissen entsprechende Regierung zu geben.

„Es hat sein Vertrauen in einen Abkömmling desselben Hauses Habsburg gesetzt, welches vor drei Jahrhunderten die christliche Monarchie auf seinen Boden pflanzte.

„Dieses Vertrauen rührt mich und ich werde es nicht verrathen.

„Ich übernehme die constituirende Gewalt, mit der mich die Nation, deren Organe Sie sind, bekleidet. Ich werde dieselbe jedoch nur solange behalten, als dies nöthig, um Mexiko eine geregelte Ordnung zu schaffen und verständig liberale Institutionen zu organisiren.

„Wie ich Ihnen, meine Herren, in meiner Rede vom 3. October ankündigte, werde ich mich beeilen, die Monarchie unter die Autorität constitutioneller Gesetze zu stellen, sobald die Pacification des Landes vollständig geworden.

„Die Kraft einer Staatsgewalt ist meines Erachtens gesicherter durch die Festigkeit, als durch die Unbestimmtheit ihrer Grenzen und ich will für die Ausübung meiner Regierung diejenigen festhalten, welche ohne ihr Ansehen zu beirren, ihre Dauerhaftigkeit garantiren können.

„Ich hoffe es zuversichtlich zu beweisen, daß eine wohlverstandene Freiheit trefflich vereinbar ist mit der Herrschaft der Ordnung.

„Ich werde die eine zu achten und der anderen Achtung zu verschaffen wissen. Mit nicht minderer Kraft werde ich die Fahne der Unabhängigkeit hochhalten, dieses Symbol der künftigen Größe.

„Ich nehme die Hilfe jedes Mexikaners, der sein Vaterland liebt, in Anspruch, um mir bei Erfüllung meiner schönen, aber schwierigen Aufgabe beizustehen.

„Die Einigkeit wird uns stark machen und uns Gedeihen und Frieden geben. Meine Regierung, ich wiederhole es, wird der Dankbarkeit nie vergessen, die sie dem erlauchten Fürsten schuldet, dessen freundliche Unterstützung die Wiedergeburt Unseres schönen Landes ermöglicht hat.

„Ich schicke mich an, nach meiner neuen Heimat über Rom zu reisen, um dort, aus den Händen des heiligen Vaters jenen Segen zu empfangen, der so werthvoll ist für jeden Regenten, aber doppelt wichtig für mich, der ich berufen bin, ein neues Reich zu gründen."

Als der Kaiser von Mexiko geendet, trat Don Gutierez nochmals vor um den Dank der mexikanischen Nation mit nachstehenden Worten kund zu geben:

„Majestät!

„Mit einer Bewegung sondergleichen und mit unaussprechlicher Freude nehmen wir im Namen der mexikanischen Nation das feierliche „Ja" entgegen, welches Eure Majestät soeben ausgesprochen haben.

„Diese vollständige und unbedingte Annahme, so sehnlichst gewünscht, und so ungeduldig erwartet, ist die Einleitung und wird mit Gottes Hilfe die Einweihung des Heiles von Mexiko, seiner nahen Wiedergeburt und seiner künftigen Größe.

„Jedesmal werden an diesem Tage unsere Kinder, für diese wunderbare Befreiung ihre Danksagungen zum Himmel entsenden.

„Eine letzte Pflicht bleibt uns noch zu erfüllen, nämlich Ihnen, Sire, die Liebe Mexiko's, seine Dankbarkeit und seine Huldigung der Treue zu Füßen zu legen."

In dem Momente, wo Maximilian seine Rede geendet hatte, war in Miramare auf dem Schloßthurme die mexikanische Fahne aufgehißt worden.

Sogleich begannen die Hafen- und Küstenbatterien Triest's auf dieses Signal zu donnern. Die Kriegsschiffe im Hafen erwiderten diese Schüsse und das tausendstimmige Hurrah der Matrosen, welche auf den Raaen standen, tönte laut herüber über die See nach dem Feenschloße, wo Kaiser Maximilian I., Angesichts der ganzen Versammlung, in die Hände des Abtes von Lacroma vor dem aufge-

schlagenen Evangelium den Schwur leistete, nach seinem besten Wissen und Gewissen dazu beizutragen, sein Volk glücklich zu machen und die Freiheit und die Unabhängigkeit des Landes unter allen Umständen zu schirmen.

Nach dieser tiefergreifenden Ceremonie nahte sich Don Gutierez de Estrada und leistete dem Monarchen im Namen Mexiko's den Eid der Unterthanentreue. Kaiser Maximilian schritt hierauf auf ihn zu, umarmte den Greis in lebhaftester Bewegung, küßte ihn zwei Mal, nahm das Großkreuz des mexikanischen Guadeloupe-Ordens von der eigenen Brust und heftete es ihm mit den Worten an: „Es ist dort an einem würdigen Platze."

Hiermit war die feierliche Audienz geschlossen. Das neue Kaiserpaar begab sich mit seinem Gefolge und sämmtlichen Mitgliedern der Deputation in die Schloßkapelle, wo ein Te Deum das Ereigniß des Tages feierte.

Ein Unwohlsein des neuen Kaisers verzögerte die Abreise bis zum 14. April, wo selbe endlich um 2 Uhr Nachmittags stattfinden sollte. Schon vom frühen Morgen an strömte von Triest eine unübersehbare Menge zu Wagen und zu Fuß nach Miramare, obwohl die Bora sehr kalt und heftig blies. Schon um Mittag waren alle öffentlichen Gebäude Triest's, das Castell, die Batterien und sämmtliche im Hafen ankernden Schiffe festlich beflaggt. Um 1 Uhr feuerte der Dampfer „Imperatore" einen Signalschuß ab und sofort setzten sich sämmtliche Schiffe nach Miramare in Bewegung. Auf den sechs Lloyddampfern, welche der zur Aufnahme des jungen Kaiserpaares bestimmten Propeller-Fregatte „Novara" eine Strecke weit das Geleite geben sollten, befanden sich die Behörden, das Offizierscorps, die Municipalität, die Handelskammer, die Börsendeputation, eine Menge geladener Gäste und mehrere Musikbanden.

Die Umgebungen des Schlosses waren mit einer dichten Menschenmenge besetzt, welche mit Theilnahme auf das Erscheinen des Kaiserpaares harrte. Im Schloße selbst fanden noch verschiedene Audienzen statt.

Eine Deputation der Stadt Triest überreichte eine halbe Stunde vor der Abfahrt dem nunmehrigen Kaiser von Mexiko, welcher als Erzherzog soviel für diese Stadt gethan, eine mit mehr als zehntausend Unterschriften versehene Adresse.

Der Kaiser brach in Thränen aus, als ihm der Podestà (Bür-

germeister) von Triest mit warmen Worten das allgemeine Bedauern, den geliebten Prinzen scheiden zu sehen und die allgemeine Theilnahme für sein künftiges Schicksal aussprach. Kein Auge blieb trocken, alle Gemüther waren von der Feierlichkeit des Augenblickes gerührt, erschüttert.

Als das Kaiserpaar sodann über den Hof schritt, umdrängte es ein dichter Menschenknäuel. Jeder wollte den edlen Fürsten noch ein Mal sehen, ein Addio, ein Evviva, ein Segenswort nachrufen. Man überschüttete ihn mit Blumen, küßte seine Hände, seine Kleider. Kaiser Max war unvermögend ein einziges Wort zu sprechen. Seine Augen strömten über und seine Brust hob sich krampfhaft. Die Augen der Kaiserin hingegen blieben trocken; ihr Blick schweifte wiederholt ungeduldig nach der See, als habe sie große Eile den Boden Europa's zu verlassen.

Ein luxuriös decorirtes Boot mit rothem, goldgesticktem Sammtbaldachin, harrte am Landungsplatze, um die Majestäten und deren Gefolge nach der „Novara" zu bringen, welche die mexikanische Flagge gehißt hatte. — Die Abschiedssalven erdröhnten dumpf von den Fregatten „Bellona" und „Themis" und wurden Schuß auf Schuß von allen Forts und Küstenbatterien erwidert.

Die Musikbande der „Novara" spielte, als das Kaiserpaar dessen Deck betrat, die mexikanische Volkshymne.

Nun setzte sich die ganze Flotte in Bewegung; voran zog die Dampfjacht „Phantasie", an deren Bord der ehemalige Obercommandant der österreichischen Marine so viele schöne Reisen gemacht, dann kam das französische Kriegsschiff „Themis", Commandant Morier, welcher bis Veracruz das Geleite zu geben hatte, hinter ihm die „Novara", dann die sechs Lloyddampfer.

Der Kaiser wünschte auch Triest noch mit einem Abschiedsgruße zu erfreuen; die Flotte nahm daher zunächst die Richtung dahin. Abermals wurden sämmtliche Batterien des Hafens und des Castells gelöst. Dann steuerte die Flotte wieder in das weite offene Meer hinaus. — Auf der Höhe von Pirano blieben endlich die Geleitschiffe zurück. Noch ein tausendstimmiges Vivat und die „Novara" und die „Themis" setzten allein ihren Weg fort durch die schäumenden, von der Bora wild aufgejagten Wogen.

Tieferschüttert suchte jetzt der Kaiser, der düster und schwermuthsvoll nach seinem geliebten Miramare zurückgeblickt, bis dasselbe dem Auge vollends entschwand, seine Cabine auf. In Schmerz aufgelöst war

er sich auf sein Lager, das heiße Thränen netzten. Weit schwerer als drei Jahre später das Leben, verließ er jetzt seine Heimat.

Diesen Schmerz, so edel und wohlberechtigt, begriff die Kaiserin Charlotte nicht. Sie sah nur die Dinge, die sie jenseits des Oceans erhoffte, sie sah nur einen Thron, eine Krone, Hoffeste, einen ewigen Frühling und — die Herrschaft. — Als selbst nach mehreren Tagen der arme Kaiser Max sein tiefes Seelenleiden nicht zu bemeistern vermochte, sagte sie ganz naiv: „Wie kann man über so etwas traurig sein?“ Würde sie diese Aeußerung auch heute noch wagen, wenn — — —

XII.

Auf der Reise.

In der Nacht vom 16. auf den 17. April umsegelte die „Novara“ die Südspitze von Italien. Das Meer war unruhiger geworden. Am 18. lag Civita-Vecchia in Sicht. Da der Hafen dieser Stadt sehr enge ist, mußten die beiden Fregatten „Novara“ und „Themis“ im offenen Meere ankern.

Der Herzog von Montebello, der französische Minister Graf von Sartiges, die Vertreter Oesterreichs und Belgiens, sowie die vom Papste zur Begrüßung ausgesandten Cardinäle, bestiegen endlich, nachdem man bereits zwei volle Stunden gewartet, bis das gelb beflaggte Sanitätsboot die pratica libera ertheilte, das Deck der „Novara“, wo sie von den Majestäten gebührend empfangen wurden.

Hierauf erfolgte die Ausschiffung. — Im Hafen hatten alle ankernden Schiffe ohne Ausnahme Flaggengala angelegt und die Geschütze wurden gelöst. Die päpstlichen und französischen Truppen bliesen und trommelten um die Wette.

Ein Extrazug brachte die fremden Gäste innerhalb zweier Stunden nach Rom, wo es selbstverständlich wieder viel Pulverdampf und sonstigen blinden Kriegslärm absetzte.

Die Majestäten fuhren directe nach dem Palazzo Marescotti, wo Gutierez de Estrada nach besten Kräften den Wirth spielte.

Tags darauf, am 19. April, 11 Uhr Vormittags, fand im Vatican ein höchst feierlicher Empfang des jungen Kaiserpaares durch den Papst statt. Cardinäle, Monsignori und die Nobelgarden in ihren komischen mittelalterlichen Costümen, geleiteten den Zug in den Saal, wo Pius IX. seine hohen Gäste erwartete. Beim Anblick des greisen Oberhauptes der katholischen Kirche knieten Alle nieder; der Papst ertheilte seinen Segen, nach welchem er das Kaiserpaar rasch aufhob und in sein Cabinet führte. Nach einer Weile durfte auch das gesammte Gefolge der mexikanischen Majestäten daselbst eintreten. Der Papst reichte Jedem die Hand, man küßte seinen Ring an dem Zeigefinger und er segnete Jeden einzeln.

Hierauf fuhren die Majestäten zu einem kurzen Besuche bei den depossedirten neapolitanischen Herrschaften. Abends war Gala-Diner bei Gutierez und großer Empfang. Bei dem Diner fallen uns besonders drei Persönlichkeiten auf. Es sind dies der Cardinal Antonelli, des Papstes rechte Hand und Minister des Aeußeren, welcher, ohne ihm dadurch persönlich etwas Uebles nachsagen zu wollen, nebenbei bemerkt aus einer der berüchtigsten Banditen-Familien Rom's stammt. Das unbedingte Vertrauen, welches ihm der Papst schenkt, verdient er insofern, als er bisher der Einführung einer Schreckensherrschaft, wie solche mehrere seiner Collegen herbeiwünschen, immer ganz entschieden entgegengetreten ist. Sein Gesicht ist klug, fein und scharf geschnitten, seine Gestalt hoch, schlank und fast noch jugendlich; sein dunkles Haar durchziehen erst einzelne Silberfäden. Die zweite, besonders bemerkenswerthe Persönlichkeit, ist Monsignore Mérode, ein geborner Belgier und früher Soldat, damals Kriegsminister, seither in Ungnade gefallen, ein äußerst jovialer Mann, stets voll heiterer Scherze und Neckereien, welche durch seinen schiefen Blick einen komischen Anstrich erhalten. Die dritte ist der, dermalen im wohlverdienten Ruhestand befindliche Freiherr von Bach, welcher im Schielen mit Mérode wetteifert, aber stumm und süßfreundlich dabei vor sich hinlächelt.

Die italienische Actionspartei fand es für nothwendig, das Ereigniß des Tages nach ihrer Art zur Kenntniß zu nehmen. Am 18. Abends wurde vor dem Palaste Marescotti eine Petarde losgebrannt, welche glücklicherweise ohne Verwundungen herbeizuführen, nur eine starke Erschütterung verursachte und einige Dutzend Fenster zersplitterte.

Am 19. Morgens trug die historisch berühmte Säule des Pasquino folgende Verse:

Massimiliano non ti fidare
Torna sollecito a Miramare;
Il trono fracidio dei Montezuma
E nappo gallico colmo di spuma;
Il timeo Daneos chi non ricorda
Sotto la clamide trova la corda.

oder in freier, aber sinngetreuer Uebersetzung:

Montezuma's morscher Thron
Ein Schaumgefäß aus französischem Thon;
Darum traue nicht Maximilian,
Kehre schnell nach Miramar' zurück;
Wer solch' heuchlerisch Geschenk nimmt an
Findet unter'm Purpur einen — Strick.

Es ist leicht erklärlich, daß diese feindseligen Demonstrationen, welche dem jungen Kaiserpaare nicht verborgen bleiben konnten, keineswegs angethan waren, ihren Aufenthalt in Rom angenehm zu machen, zumal Pius IX. schon in der ersten kurzen Unterredung mit dem Kaiser eine geringe Willfährigkeit an den Tag legte, in der mexikanischen Kirchengüterfrage einen anderen Standpunkt als den der Herren Labastida und Consorten zu acceptiren.

Am 20. April erwiderte der Papst den Besuch des Kaiserpaares im Palazzo Marescotti. Der Kaiser und die Kaiserin gingen ihm die ganze Stiege hinab entgegen und empfingen ihn knieend. Dann ward das ganze Hausperfonale zum Hand- und Fußkuß zugelassen. Pius IX. hatte für jeden Einzelnen ein freundliches Wort.

Am selben Tage, 4 Uhr Nachmittags, verließen die mexikanischen Majestäten Rom und um 7 Uhr Abends dampfte mit denselben die vom wackeren Capitän Barry befehligte „Novara" bereits wieder in die See hinaus.

Am 21. April kam man ganz nahe an der kahlen Felseninsel Caprera vorbei, dem gewöhnlichen Aufenthalte Garibaldi's, welcher damals in England sich befand. — Unter sehr unfreundlichem Wetter wurde die Fahrt bis Gibraltar zurückgelegt, wo man am 24. April anlangte und zwei volle Tage verblieb. Festlichkeiten aller Art wurden zu Ehren der hohen Reisenden veranstaltet. Der Gouverneur, General Codrington, wendete Alles auf, was Gibraltar nur immer zum Amusement seiner hohen Gäste zu bieten vermochte. Natürlich durfte dabei ein Wettrennen nicht fehlen.

Auf Madeira, wo man am 29. April anlangte, wurden nur so viele Stunden zugebracht, als nothwendig, um die Kohlenvorräthe wieder zu ergänzen, denn von hier an begann die eigentliche atlantische Reise. — Die nächste Station, die kleine, den Franzosen gehörige Insel St. Martinique, lag schon im Bereiche der Antillen, also jenseits des Oceans, und zehn bis zwölf Tage waren erforderlich, diesen Punkt zu erreichen, vorausgesetzt, daß der Passatwind seine Schuldigkeit that, und dadurch die „Novara", welche nur für höchstens neun Tage Kohlenraum besaß, ihr früheres Handwerk als bloßes Segelschiff, in dem sie sich bei ihrer Reise um die Welt so wacker bewährt hatte, wieder aufnehmen konnte. Aber der Passatwind wurde immer schwächer und schwächer, und schließlich schlummerte er derart ein, daß die „Novara" deren Brennstoff beinahe gänzlich aufgebraucht war, nur mehr drei Knoten*) in der Stunde zurücklegte.

Vom achten bis zwölften Mai gab es in Folge dessen auf der „Novara" eine unleidliche Misère. Bald wurden die Kessel etwas geheizt, und wie ein Lüftchen blies wieder ausgelöscht, dann wieder geheizt und so fort. Auf diese Weise kam man zwar nicht weiter, aber mit dem geringen Kohlenreste vollends zu Ende.

So schwer es dem Seemannsstolze des Capitäns Barry fiel, und das österreichische Gefühl sich empörte französische Hilfe zu erbitten, blieb schließlich denn doch nichts anderes übrig, als sich von der „Themis", welche schon ursprünglich als Dampfer gebaut war und hinlänglich Kohlenraum für eine transatlantische Reise besaß, in's Schlepptau nehmen zu lassen, welches von der „Novara" erst gekappt wurde, als Martinique am 16. Mai bereits in Sicht kam. Die „Themis" eilte stolz voraus, um die Kohlenmagazine in Bereitschaft setzen zu lassen. Ein paar Stunden später lief die „Novara", von einer leichten Brise begünstigt, mittelst Segel in dem Hafen von Fort de France ein.

Als der ebenso langwierige als langweilige Empfang der Sanitätsbehörden, der Civil- und Militärautoritäten zu Ende war, bestiegen die Majestäten und deren Gefolge, nachdem sie seit vollen siebzehn Tagen, seit Madeira nemlich, kein Land unter den Füßen gehabt, die kleinen be-

*) Knote heißt die zur Messung der Bewegungsgeschwindigkeit eines Schiffes am Loglein befindliche Unterabtheilung, gleich dem 120sten Theile einer Seemeile, wobei die Anzahl der vom Loglein abgelesenen Meilen zum zurückgelegten Wege in demselben Verhältnisse steht, wie ¼ Minute zu einer Stunde.

reitgehaltenen Boote, welche an der „Savanne“ landeten. Die „Savanne“ ist ein großer, mit Alleen von Mangobäumen umgebener Rasenplatz, auf welchem die Statue der auf Martinique geborenen Kaiserin Josefine, der ersten Gemalin Napoleon I., steht. Auf diesem Platze veranstaltete Abends der Gouverneur, Contre-Admiral Maussion de Condé eine ganz artige Beleuchtung, bei welcher verschiedene Negertänze aufgeführt wurden.

Am 17. Mai Martinique verlassend, erreichte man am 21. die Insel Jamaika, wo in Port-Royal Anker geworfen wurde. — Zufällig befand sich daselbst, auf einer Inspectionsreise begriffen, Admiral Sir James Hope, Gouverneur von Canada und sämmtlichen englisch-amerikanischen Colonien. Er war eben im Begriffe nach Halifax abzusegeln, verschob aber seine Abreise und stellte sich mit größter Courtoisie dem Kaiser zur Verfügung. — Unter anderem führte er auch die mexikanischen Majestäten auf seinem herrlichen Dampfer „Barcoutta“ nach der über 40.000 Einwohner zählenden Hauptstadt der Insel Jamaika, Kingston, das amphitheatralisch am Abhange eines Berges gebaut ist und von der Ferne weit besser aussieht, als es wirklich im Innern ist. Der Militär-Gouverneur, General Ashmore, und der Civilchef, M. Eyre, erwiesen hier die Honneurs, worauf ein kleiner Abstecher in das Innere zu Wagen gemacht wurde.

Unter einem furchtbaren tropischen Regen und bei sehr hochgehender See wurde am Abende des 22. Mai die Weiterreise unternommen. Zahllose Sturzwellen schlugen über Bord und einmal wurde sogar die Cabine der Kaiserin durch eine solche Flut ziemlich hoch mit Wasser gefüllt.

Mit der Einfahrt in den mexikanischen Meerbusen zwischen der Halbinsel Yucatan und dem Cap Antonio der Insel Cuba am 25. Mai besserte sich jedoch das Wetter, und immer glatter wurde die See, je näher man der Küste von Mexiko kam. — Der Pik von Orizaba, 17.700 Fuß über der Meeresfläche, also dreimal so hoch als der Schneeberg in Niederösterreich, und der den Schiffern als Landmarke dienende Cofre de Perote, welcher seinen Namen von der vierkantigen, kofferartigen Gestalt seiner Gipfelfelsen hat und 12.600 Fuß hoch ist, wurden immer deutlicher sichtbar.

Endlich am 28. Mai 1864 um zwei Uhr Nachmittags fuhr die „Novara“ an dem vor Veracruz liegenden Fort San Juan d'Ulloa vorbei, und angesichts der Stadt wurden die Anker geworfen.

Obwohl die „Themis“ vorangeeilt war, um die Ankunft des Kaisers von Mexiko zu signalisiren, blieb es dennoch in Veracruz, als daselbst die „Novara“ anlangte, mäuschenstill. Kein Mensch ließ sich im Hafen blicken. Es schien, als ob die Leute sich absichtlich verborgen hielten. Und so war es auch. Die Bevölkerung von Veracruz, etwa 8000 Seelen, hegte durchaus keine Sympathien für die zu erwartende Gestaltung der Dinge. Die Art und Weise, wie Almonte in Veracruz gehaust und der Umstand, daß dieses berüchtigte Individuum jetzt an der Spitze der „Regentschaft des Kaiserthums“ stand, hatte ein leider vielfach gerechtfertigtes Mißtrauen und ein Mißbehagen herbeigeführt, welches man nun dem neuen Herrscher entgegentrug.

Hier war es das erste Mal, wo die Kaiserin Charlotte, welche alles Ungemach der Reise wohlgemuth, ja mit unverwüstlicher Heiterkeit ertragen hatte, eine ernste, besorgte Miene zeigte, während der Kaiser das unheimliche Gefühl, das Jedermann an Bord der „Novara“ beschlichen, vergebens unter einer erkünstelten Ruhe zu verbergen suchte.

Endlich nach einer langen, sehr langen Pause stießen einige Boote von der abseits ankernden französischen Flotte ab; deren Befehlshaber, Contre-Admiral Bosse, und dessen Adjutant begaben sich an Bord der „Novara“, wo diese Herren ihrer üblen Laune die Zügel schießen ließen. — Der Contre-Admiral Bosse trat mit einer Rücksichtslosigkeit und Ungezogenheit auf, welche ihres Gleichen suchen. Unter anderem warf er die Bemerkung hin, daß die Straße nach Mexiko sehr unsicher sei, daß sich Banden gebildet hätten, um den Kaiser gefangen zu nehmen, und Bazaine noch nicht im Stande gewesen wäre für eine Escorte zu sorgen u. s. w. So lautete der erste freundliche Bewillkommungsgruß, den man dem künftigen Herrscher von Mexiko in der arrogantesten Form darbrachte, bevor er noch einen Fuß auf den Boden seines neuen Reiches gesetzt hatte. — Endlich gegen Abend kamen die Generale Almonte und Sala, welche aus Furcht vor dem gelben Fieber in Orizaba die Nachricht von der Landung des Kaisers erwarteten, in Veracruz an. — Der Präfect und der Stadtrath waren den genannten beiden Mitgliedern der Regentschaft entgegengefahren, sobald die „Themis“ die Ankunft des Kaisers gemeldet, weil sie sich nicht zu rathen und zu helfen wußten.

Erst als die Nacht hereinbrach wurden im Fort San Juan d'Ulloa die Kanonen gelöst, die Stadt Veracruz ließ hie und da

einige bengalische Feuer anzünden und die französische Flotte steckte Lichter an alle Masten und ließ ein paar hundert Raketen steigen.

So war in Wirklichkeit der Empfang in Veracrüz beschaffen, welchen damals Napoleon's journalistische Hausknechte als einen höchst enthusiastischen in alle Welt ausposaunten.

Da in Veracruz das gelbe Fieber ausgebrochen war, so wurde in der Stadt selbst kein Aufenthalt genommen. Die Majestäten und deren Gefolge begaben sich daher am 29. Mai Früh vom Schiffe directe nach dem Platze, wo die Waggons harrten. Die Bevölkerung war schwach vertreten. Die französischen und mexikanischen Civil- und Militärautoritäten, welche den Kaiser auf der kurzen Strecke Weges begleiteten, zählten mehr Köpfe als die Zuschauer. Einige officielle Triumphbögen und landesübliche Petarden bildeten den Gesammtaufwand der Straßenfeierlichkeiten.

Etwas lebhafter gestaltete sich der Empfang in dem winzigen Dörfchen Soledad, berühmt durch die hier unterzeichnete Convention, welches man von Veracruz in einer kleinen Stunde per Bahn erreicht. Hier wurde in einem erst zu diesem Zwecke errichteten, decorirten hölzernen Häuschen ein reichliches Frühstück eingenommen. Eine Musikbande spielte und eine große Menge Neugieriger hatte sich hier versammelt. Erst gegen Mittag ging es eine Stunde lang weiter und zwar nach Lomalto, wo die Bahn damals ein Ende hatte.

Mit den mexikanischen Eisenbahnen hatte es von jeher ein eigenes Bewandtniß. Es gibt kein Land der Welt wo so viele Eisenbahnen concessionirt und nie in Angriff genommen wurden wie in Mexiko. Unter der Republik deckten die kurzen mexikanischen Bahnen, welche sammt und sonders höchstens 10 Meilen Länge hatten, nicht einmal die Betriebskosten, geschweige, daß an eine Verzinsung des Anlagecapitales zu denken war. Der Betrieb ist aber auch einzig in seiner Art. Eine Fahrordnung, Conducteure, Bahnwächter u. dgl. europäischen Luxus, gibt es dabei nicht. Bis zur Intervention ließ man von Veracruz nur alle zweiten oder dritten Tag ein Mal einen Zug abgehen, wenn gerade Leute oder Colli vorhanden waren. Maschinen und Wägen sind natürlich verhältnißmäßig gleich vortrefflich. Da es für die beförderten Personen und Güter gar keine Controle gab, so stand dem Unterschleife Thür und Thor offen und es darf nicht Wunder nehmen, daß die Bahn von Veracruz nach Paso de San Juan (nicht ganz 3 deutsche Meilen in der Ebene), welche gegen drei Millionen Gulden blos für die Erdarbeiten

und die Schienen gekostet, Stationsgebäude und Wächterhäuser sind gar keine vorhanden, unter der Republik monatlich nur 400 Pesos einnahm, während sich die Erhaltungskosten per Monat auf 4000 Pesos beliefen. Von den mexikanischen Eisenbahnen hat bis jetzt der Handel nur die Wirkung empfunden, daß seit Juni 1842 für sämmtliche importirte Waaren ein Zollzuschlag von 2 Percent zur Bildung eines Eisenbahnfondes entrichtet werden muß. Dieser Fond existirte aber von jeher nur auf dem Papier, da der gedachte Steuerzuschlag gleich vom Anfang an, wie die sonstigen Zolleingänge verwendet wurde.

Noch bevor der Kaiser von Veracruz abreiste, erließ er folgende Proclamation, die ganz aus seiner Feder geflossen ist und sein Regierungsprogramm sowie seine Meinung offen und ehrlich entwickelte. Wir begegnen darin denselben Irrthümern des Kaisers, welchen er schon von Anbeginn der Unterhandlungen mit Frankreich unrettbar verfallen war. Der große Dank an Napoleon, der Glaube an seine eigene providentielle Sendung und die Ansicht, als ob das Land bereits vollständig pacificirt sei, treten besonders hervor.

Diese zur Kennzeichnung der Situation wichtige Proclamation lautet:

„Mexikaner!

„Ihr habt mich gewünscht. Euere edle Nation hat mich durch eine freiwillige Majorität dazu auserlesen, von heute an über die Zukunft Euerer Geschicke zu wachen. Ich beeile mich mit Freuden diesem Rufe zu entsprechen.

„So schwer es mir auch wurde, für immer meinem Geburtslande und den Meinigen Lebewohl zu sagen, habe ich es doch gethan, in der Ueberzeugung, daß der Allmächtige durch Euere Vermittlung mich auserlesen hat zu der edlen Mission, meine ganze Energie und mein ganzes Herz einem Volke zu weihen, welches, von unheilvollen Kämpfen ermattet, aufrichtig den Frieden und das Wohlergehen wünscht, einem Volke, welches, nachdem es glorreich seine Unabhängigkeit gesichert hat, heute wünscht, die Früchte der Civilisation und eines wahren Fortschrittes zu kosten.

„Die Segnungen des Himmels und mit ihnen der Fortschritt und die Freiheit werden uns sicher nicht fehlen, wenn alle Parteien sich von einer starken und redlichen Regierung leiten lassend, sich einigen, um das uns vorgesteckte Ziel zu erreichen, und wenn wir stets fort-

fahren vom religiösen Gefühle beseelt zu sein, von diesem Kennzeichen unseres schönen Vaterlandes selbst in den unglücklichsten Epochen.

„Das civilisatorische Banner Frankreichs, welches von seinem edlen Kaiser so hoch getragen wird, dem Ihr das Wiedererstehen der Ordnung und des Friedens verdankt, repräsentirt dieselben Grundsätze. Das ist es, was Euch vor einigen Monaten in aufrichtiger und uneigennütziger Sprache der Befehlshaber der französischen Truppen, gewissermaßen als Prophet einer neuen Aera des Glückes, sagte.

„Jedes Land, welches eine Zukunft zu haben wünscht, wird dazu gelangen, groß und stark zu sein, wenn es dieser Bahn folgt. Vereint, redlich und fest wollen wir sein, dann wird Gott uns die Kraft geben, jenen Grad von Wohlergehen zu erlangen, nach welchem wir streben.

„Mexikaner! Die Zukunft Eueres schönen Landes liegt in Eueren Händen. Was mich betrifft, so biete ich Euch meinen aufrichtigen Willen, Redlichkeit und die Absicht an, Euere Gesetze zu achten und sie mit einer unerschütterlichen Autorität zur Geltung zu bringen. Gott und Euer Vertrauen bilden meine Kraft; die Fahne der Unabhängigkeit ist mein Symbol; meinen Wahlspruch kennt Ihr: Unparteilichkeit in der Gerechtigkeit. Ich werde ihm mein ganzes Leben hindurch getreu bleiben. Mir kommt es zu, mit Gewissenhaftigkeit das Scepter und mit Festigkeit den Degen der Ehre zu handhaben.

„Der Kaiserin ist das beneidenswerthe Los zugefallen, dem Lande alle edlen Gefühle einer eifrigen Christin und die Zärtlichkeit einer aufopfernden Mutter zu widmen.

„Einigen wir uns um das gemeinsame Ziel zu erreichen. Vergessen wir eine düstere Vergangenheit. Begraben wir den Parteihaß und die Morgenröthe des Friedens und einer verdienten Glückseligkeit wird sich leuchtend über dem neuen Kaiserreiche erheben!

Veracruz im Mai 1864.

Maximilian."

In Lomalto, wo, wie wir wissen, das Kaiserpaar die Bahn verließ, mußte sich dasselbe von einem Theile seines Gefolges und seines Gepäckes trennen, denn sowohl von Seite der Franzosen als auch der Herren „Regenten des Kaiserreiches", Almonte und Salas waren die Dispositionen so miserabel getroffen, daß man die ganze Reisege-

sellschaft, welche doch nur aus 85 Personen bestand, nicht auf ein Mal zu befördern vermochte. Das Gepäck zählte mehr als 500 Colli.

Die Majestäten bestiegen ein englisches Reisecoupée. Ein französischer Oberst Namens Vicomte de la Pierre fungirte als Reisemarschall und leistete in allen Vorspannstationen im rohen Fluchen und Schelten das Möglichste, so wie er überhaupt sogar dem Kaiserpaare gegenüber eine exquisite französische Arroganz zur Schau trug.

In Cordova wurde die erste Nachtruhe gehalten, da es wegen der schlechten Wege und wegen mangelnder Vorspann nicht möglich war Orizaba zu erreichen, wo man erst am nächsten Tage (30. Mai) Vormittags zehn Uhr eintraf.

Hier, sowie in Cordova wurde durch den Empfang von Deputationen, durch Reden, durch die unvermeidliche Pulververschwendung u. dgl. viel kostbare Zeit vergeudet.

Zwischen Orizaba, das man noch am selben Abende verließ und der Nachtstation Palmár, schwebte das Kaiserpaar, ohne es zu wissen, in großer Gefahr vom Dissidentengeneral Diaz, welcher später noch eine so wichtige Rolle spielte, in der Nähe einer Hacienda, wo er sich mit seinen Leuten verborgen hielt, durch einen kühnen Handstreich aufgehoben zu werden. Glücklicherweise bekamen die Franzosen hiervon rechtzeitig Wind. General Braincourt's rasche Dispositionen zwangen Diaz sich zurückzuziehen. General Braincourt benahm sich übrigens, als er gegen Abend Ihren Majestäten von der beseitigten Gefahr persönlich Bericht abstattete, äußerst artig und liebenswürdig und versöhnte dadurch mit den Rohheiten des Vicomte de la Pierre.

Die Vorsicht, mit welcher man den Weg fortsetzen mußte um in dem steilen Cumbresgebirge nicht etwa von einer anderen Guerillaschaar überrascht zu werden, machte es unmöglich, Palmár rechtzeitig zu erreichen.

Man mußte in Canada, einem kleinen von Palmár noch mehrere Stunden entfernten Orte, den Anbruch des Tages erwarten.

Am letzten Mai erreichte man endlich Puebla de los Angelos, jene merkwürdige Stadt, mit der wir uns schon früher umständlich beschäftigten. — Der Empfang des Kaiserpaares war hier sehr festlich und feierlich. Der Aufenthalt erstreckte sich auf mehrere Tage. — Den Eindruck, welchen Ihre Majestäten und deren Gefolge von Puebla mit sich nahmen, war der erste erheiternde und wahrhaft stärkende Sonnenstrahl, seit man Mexiko's Boden betreten.

Ohne besondere Ereignisse erreichte das Kaiserpaar am 7. Juni gegen Abend Santa Maria de Guadaloupe, jenen berühmten Wallfahrtsort, der nur eine kleine Stunde von Mexiko entfernt ist.

Am 12. Juni fand der feierliche officielle Einzug der beiden Majestäten statt. Alle Häuser waren auf das Reichste mit Fahnen, Blumen, Guirlanden und Draperien geschmückt, zahlreiche Triumphpforten prangten mit Willkommgrüßen um die Namen Maximiliano und Carlota. Eine zahllose Menschenmenge zu Fuß und zu Pferde hatte sich eingefunden. Das Kaiserpaar saß in einem Galawagen, den es schon längst von Europa vorausgesendet. Zur rechten Seite ritt General Bazaine. Graf Bombelles, des Kaisers Jugendfreund und Commandant der Garde, sowie mehrere Adjutanten umritten den Wagen.

Der lange Zug sämmtlicher französischer und mexikanischer Civil- und Militär-Autoritäten an der Spitze, bewegte sich nach der Cathedrale, wo ein Tedeum abgehalten wurde. Bei dieser Gelegenheit gerieth der Kaiser in den ersten thatsächlichen Conflict mit dem überaus hochmüthigen Labastida. Letzterer hatte nämlich absichtlich für sich, um die Superiorität der Kirche über den neuen Kaiser symbolisch anzudeuten, einen noch prächtigeren und höheren Sitz als die für die Majestäten bestimmten zwei Thronsessel herrichten lassen. Der Kaiser, dessen scharfes Auge diese unziemliche Anmaßung sogleich gewahrte, gab kurz angebunden den Befehl, den überhohen erzbischöflichen Stuhl durch einen weit niedrigeren zu ersetzen. Von dieser Stunde an war Labastida der geschworne Feind des Kaiserreiches; diese, übrigens wohlverdiente Demüthigung verzieh er niemals.

Nach dem Tedeum bewegte sich der Zug nach dem nahen kaiserlichen Palaste, dessen Eingang mit Fahnen und Guirlanden und zwei überaus häßlich gemalten Porträts des Kaiserpaares geschmückt war.

Unter dem Thronhimmel, der in einem langen und schmalen Saale aufgestellt worden war, empfing hierauf das Kaiserpaar die Würdenträger des Reiches. Sodann folgte das Diner und Abends auf dem Platze vor dem Palaste großes Feuerwerk.

Volle acht Tage dauerten die Festlichkeiten. Gnadenbezeugungen, Ordensverleihungen und Wohlthätigkeitsacte folgten en masse und im Teatro imperial gab es einen glänzenden Ball um den andern.

Wie wenig übrigens der Kaiser weder die wahre Lage von Mexiko, noch die Persönlichkeiten, die ihn umdrängten, kannte, bewies wohl am

Besten, daß er noch am Tage des Einzuges die Generäle Santa-Anna, Miramon, Marquez und Almonte zu kaiserlich mexikanischen Feldmarschällen, Letzteren sogar auch zum Minister des Hauses und Großmarschall des Palastes ernannte. — Armer Max, wer mag Dir wohl hierzu den perfiden Rath gegeben haben?! —

XIII.

Vom Kriegstheater.

Der Mangel an Reiterei stellte sich immer mehr als ein höchst fühlbarer Uebelstand bei dem französischen Expeditionscorps in Mexiko heraus.

Zwei Escadrons von jedem der drei in Algier liegenden Regimenter der Chasseurs d'Afrique, zwei Escadrons vom fünften Hußaren- und vier Escadrons vom zwölften französischen Jäger-Regiment bildeten die ganze reguläre Cavallerie.

Einem Feinde gegenüber, der fast durchaus beritten war, blitzschnell auftauchte und ebenso rasch wieder verschwand, vermochte die reguläre französische Infanterie und Artillerie nichts auszurichten.

Das gediegene und erprobte militärische Talent des General Bazaine wußte jedoch Rath zu schaffen.

Er schuf Maulthier-Zuaven, Turcos zu Pferde und Contre-Guerrillas. — Alle diese drei Neuerungen leisteten schon in dem ersten Winterfeldzuge, zu welchem er gegen Ende October 1863 aufgebrochen war, vortreffliche Dienste.

Die Maulthier-Zuaven hatten nicht beritten anzugreifen. Sie wurden nur beritten gemacht, um lange Märsche mit geringerer körperlicher Anstrengung auch auf den schlechten Gebirgspfaden zurückzulegen. Ebenso mußte es die Agilität dieser leichten Truppen ungemein erhöhen, daß der Mann gar kein Gepäck zu schleppen hatte. Sobald zur Attaque geblasen wurde, sprangen die Zuaven von ihren Thieren und rangirten sich zu Fuß in Reih und Glied wie ehedem. Mantel und Gepäck blieben auf den Maulthieren. — War das Gefecht vorüber, so wurde wieder zum Aufsitzen geblasen.

Bei den Herren Zous-Zous (Spitzname der Zuaven in der französischen Armee) fand diese neue Einrichtung ungemein Anklang. Da nur ein kleiner Theil der Zuaven beritten gemacht wurde, so stritt man sich um den Eintritt zur „infanterie à quatre pattes“ (zur Infanterie auf vier Pfoten), und um ernsten Schlägereien vorzubeugen, mußte endlich eine ordentliche Vormerkung eingeführt werden. — Die witzigen Pariser Gamins, welche das Hauptelement der Zuaven bilden, nannten dies „postuler un fauteuil à l'Académie“ (einen Sitz in der Akademie verlangen).

Da das Maulthier von Natur aus eigensinnig und häufig sogar sehr störrisch, der Zuave dabei gar kein eigentlicher Reiter ist, so setzte es mitunter höchst komische Scenen ab; alle Augenblicke purzelte einer der Uebermüthigen, der sein Thier mit der Bajonnetscheide oder dem Gewehrkolben allzulang maltraitirte, aus dem Sattel auf die Erde. Manchmal setzten sich alle Maulthiere der ganzen Compagnie unvermuthet eine Strecke lang in scharfen Galopp. In diesem Falle mußte sich Jeder so gut festhalten, als es eben ging. Einige lagen mit dem Bauche auf dem Sattel, den Hals ihres Thieres umklammernd, andere hielten sich mit verzweifelter Kraft am Sattelknopfe fest, während ihre schon beim ersten Hopp, Hopp der Steigbügel ledigen Füße wie bei einem Hampelmanne hin und herzappelten, andere wieder, etwas geschickter oder bereits gewohnter an die stark stoßenden Bewegungen der Maulthiere, hielten krampfhaft die Mähnen fest, dabei im Stillen die Vorsehung segnend, daß sie auch dem Bastard von Pferd und Esel an dieser Stelle Haare wachsen ließ.

Der Turcos gehört in der französischen Armee zur leichten Fußtruppe. Von Haus aus ein geborner Reiter, gefällt ihm diese Waffengattung durchaus nicht. Ein Pferd und die Heimat bilden den Gegenstand seines dumpfen Sehnens und Verlangens. Wer ihm ein Pferd gibt, hat also die Hälfte seiner Wünsche befriedigt. Die Turcos, welche auserlesen wurden um beritten gemacht zu werden, vergassen auf einmal ihre sonstige Schweigsamkeit, vergassen ihren Mißmuth und Groll gegen die Roumis und geberdeten sich wie toll vor Freude. Man machte sie mit Pferden beritten, welche erst eingefangen worden waren. Aber in weniger als vierzehn Tagen hatten die Turcos denselben bereits nach ihrer heimatlichen Manier eine ganz hinreichende Dressur beigebracht.

Die Zuaven zu Fuß blickten mit Neid und Verdruß auf diese neugeschaffene Reiterei. Zwischen den Zuaven und Turcos gab es ohne-

hin immer Reibungen, die mitunter sogar in blutige Schlägereien ausarteten. Es wäre daher einmal auf einem Marsche bald zu einem offenen Kampfe zwischen einer Abtheilung Zuaven und Turcos gekommen, als einer der Letzteren in seinem französisch-arabischen Jargon zu einem neben ihm zu Fuß daher keuchenden Zuaven hohnlachend vom Pferde herab rief:

„Didou, moussiou Zou-Zou, quis qui c'est toi, toi coullium, coullium el barda; quif-quif el bourricot, à présent moi spahi!" d. h. in's Französische übertragen: „Dis donc, monseur Zouave, qu'est-ce que c'est que toi, tu portes toujours, toiujours le bât comme un bourricot; moi à présent, je suis spahi!" (Sage mir, Herr Zuave, was es mit Dir ist; Du trägst immer, immer den Packsattel wie ein Lastthier; ich, ich bin jetzt Spahi!)

Spahis heißen die in Algier aus Arabern gebildeten Reiterabtheilungen, welche ganz nach europäischer Art disciplinirt sind und von französischen Offizieren befehligt werden.

Die Zuaven langten auf die gedachte Hohnrede nach ihren Gewehren und der Commandant der Turcos vermied kluger Weise einen sonst sicheren Conflict, indem er seine Truppe im Galopp an die Tête sprengen ließ.

Den Turcos à cheval wurde zu ihrer gewöhnlichen Ausrüstung mit Gewehr und Yatagan-Bajonnet noch ein Cavalleriesäbel beigegeben, welchen sie aber nicht umgegürtet trugen; dessen Scheide war zwischen der Sattelgurte und der Packtasche befestigt.

Die feindlichen mexikanischen Reiter bekamen alsbald großen Respect vor den Turcos à cheval, welche ihnen überall großen Schaden beibrachten. Namentlich leisteten sie in den heißen Ländern (tierras calientes), deren für die Franzosen so mörderisches Klima auf sie ohne alle nachtheiligen Folgen blieb, die allerbesten Dienste.

Die dritte Truppe, welche Bazaine schuf, waren die Contre-Guerillas. Diese Schöpfung, so ersprießlich sie auch hie und da für den Erfolg der französischen Waffen sein mochte, hat den Namen Frankreichs für alle Zeiten in Mexiko tief verhaßt gemacht durch die furchtbaren Grausamkeiten und den unersättlichen Blutdurst des Obersten Dupin, welcher selbe organisirte und befehligte.

Die Contre-Guerillas wurden aus Freiwilligen-Cadres der französischen Regimenter, um die sich angeworbene Mexikaner gruppirten, gebildet. Diese Truppe bestand aus allen drei Waffengattungen. Da die

größtmöglichste Beweglichkeit das erste und Haupterforderniß der Contre-Guerillas war, faßten selbe weder Lebensmittel noch Fourage in natura, sondern nur in Geld zu sehr hoch bemessenen Einheitspreisen, um sich das Erforderliche stets durch Handeinkauf beizustellen. Thatsächlich lebten aber die Contre-Guerillas, namentlich wenn sie sich außerhalb der größeren Städte befanden, nur von Requisitionen, auf deren Bezahlung sie in der Regel ganz und gar vergassen. Wurden hierüber Klagen laut und hatte Colonel Dupin deshalb einmal Verdruß, was Anfangs sehr häufig geschah, so schwur man dem vorlauten Kläger Rache.

Da Dupin und jeder seiner Unter-Commandanten mit dem jus gladii ausgerüstet war und man im französischen Hauptquartiere sich um wichtigere Dinge zu kümmern hatte, als um das summarische Verfahren, welches die Contre-Guerillas allerorts mit Strick, Pulver und Blei handhabten, brachte es der Oberst auch sehr bald dahin, daß Niemand über seine und seiner Leute Erpressungen und sonstige Gräuelthaten weiter klaghaft wurde. Man litt also, man duldete, schwur aber unversöhnliche Rache.

Dupin, welcher schon in China unter dem berüchtigten General Palikao durch Grausamkeiten und Erpressungen sich einen sehr traurigen Ruhm erworben, rechtfertigte den Abscheu, der schon längst an seinem Namen haftete, in Mexiko neuerdings auf das Empörendste. Er war offenbar zum Henker geboren. Mit Wollust wohnte er einer jeden von ihm angeordneten Hinrichtung bei und stets hingen an seinem Sattelknopfe mehrere Stricke, welche er eigenhändig seinen Henkersknechten zu reichen pflegte. An Tagen, wo er keinen Menschen tödten ließ, war er mißlaunisch, einsilbig, reizbar. Hatte er aber, wie so oft, vom Morgen bis Abend ein Dutzend Menschen oder noch mehr in der Nähe einer Ortschaft zum warnenden Exempel, wie er zu sagen liebte, aufknüpfen lassen, dann wurde der Blutmensch sogar jovial, scherzte und kicherte und eine Orgie, bei welcher nicht selten die Weiber und Töchter der Ermordeten zur Erheiterung der „Civilisateurs“ beitragen mußten, pflegte das Werk des Tages würdig zu beschließen.

In dem Scenenbilde auf Seite 129 dieses Bandes bringen wir das leibhafte Conterfei Dupins. Er ist daselbst vollkommen naturgetreu, sowohl in seinen Zügen als auch seiner bizarren Kleidung abgebildet und zwar in dem Momente, wo er den Präfecten von Zacapoaxtla, welcher seine Rache auf sich geladen, ohne jedwedes vorhergegangene Verhör, auf der Stelle hängen ließ. Dieser Mord, anders

kann eine solche Handlung wohl nicht genannt werden, erregte in der ganzen Sierra del Norte eine große und nachhaltige Erbitterung gegen die „Fremden", worunter insbesonders die später in jener Gegend operirende österreichische Freiwilligenlegion zu leiden hatte.

Doch was kümmerten sich die Herren Franzosen um diese ihre Kampfgenossen, die sie schon vom Anfange an als bloßes Kanonenfutter betrachteten. Nicht nur für Dupin's sondern auch für die regulären Truppen war nachgerade das Beutemachen zum End- und Hauptzwecke geworden.

Es liegt uns das Tagebuch eines Capitäns der Chasseurs d'Afrique vor, worin dieser Herr nach Aufzählung mehrerer mit seiner Escadron unternommenen Streifzüge, wörtlich Folgendes sagt:

„Ces chasses aux brigands nous rapportent d'assez jolies parts de prise. Les voleurs sont toujours riches, et nous ne faisons que leur reprendre ce qu'ils ont volé. Le diable en rit." (Diese Jagden auf Briganten tragen uns eine sehr hübsche Beute ein. Die Diebe sind immer reich und wir thun ja nichts als ihnen wieder abnehmen, was sie gestohlen haben. Der Teufel lacht darüber.)

Hinsichtlich des Winterfeldzuges, welchen General Bazaine, wie wir wissen gegen Ende October 1863 begann, lassen sich die stattgehabten Operationen, wie folgt, kurz zusammenfassen.

Die erste Waffenthat sollte die Einnahme von Querétaro sein. Die juaristischen Generäle Urraga, Etchegaray und G'Hilardi räumten jedoch diese Stadt ohne Schwertstreich und concentrirten ihre Kräfte zwischen Opuseo und Celaga. Der französische General Douay besetzte Querétaro.

Zu Anfang December rückten die Franzosen ohne Widerstand zu finden unter dem vorgenannten Douay und dem mexikanischen Oberst Mejia, demselben, welcher am 19. Juni 1867 an der Seite seines Kaisers starb und einer der wenigen ehrlichen Mexikaner war, in Guanajuato ein, einer der wichtigsten Städte von ganz Mexiko, denn sie zählt über 60.000 Einwohner. Sie hat den ausgeprägten Charakter einer Bergstadt. Sie ist mit Gruben und Amalgamirwerken umgeben, welch' letztere zum Theil auch in der Stadt selbst liegen. Die Straßen von Guanajuato, welches 7000 Fuß über dem Meere in einer tiefen Schlucht von Porphyrfelsen, der Cañada de Morfil, liegt, sind so steil und uneben, daß die wenigsten von Fuhrwerk und Reitern benützt werden können. Es gibt ein einziges für Fuhrwerk practicables

Einfahrtsthor. Guanajuato zählt dessenungeachtet sehr viele schöne und große Gebäude, denn diese Stadt ist durch den Segen seiner unerschöpflichen Silberbergwerke außerordentlich reich.

Zu gleicher Zeit erfolgte auch die vorübergehende Besetzung von Zamora durch General Berthier und die Division Marquez, ferner der Städte Salamanca und Leon.

Der Besitz dieser beiden letzteren Orte zog nothwendigerweise den Fall von Guadalajara, der Hauptstadt des Staates Jalisco nach sich. Guadalajara und Puebla de los Angelos streiten sich um den Rang, nach Mexiko die wichtigste Stadt des Reiches zu sein und gewissermaßen sinkt die Wagschale zu Gunsten ersterer, welche zweifellos unter allen Industriestädten von ganz Mexiko den obersten Rang einnimmt und Puebla an Einwohnerzahl beinahe gleichkommt.

Die Juaristen hatten alle diese Positionen mit Vorbedacht geräumt ohne einen einzigen Schuß zu thun und erleichterten daher den Franzosen ungemein den Endzweck des ganzen Feldzuges, nämlich recht bald mit den Abstimmungsresultaten, deren man in Miramare harrte, zu Stande zu kommen.

Auch das reiche Zacatecas und das durch seine Silberminen einst so berühmte San Luis Potosi mußten noch vor Ablauf des Jahres 1863 einige Pfunde der unerläßlichen Abstimmungsprotokolle unter der Aegyde der französischen Waffen liefern.

Am 16. December kam General Bazaine in Lagos an, entschlossen den feindlichen General Doblado, welcher sich auf Aguas Calientes zog, rasch zu verfolgen.

Bis zum 23. December verlor jedoch Bazaine damit vergeblich seine Zeit; die juaristischen Truppen hatten sich in die Sierras (Gebirge) geworfen. Sie dort aufzusuchen hatten die Franzosen weder Lust noch Zeit; sie waren damit ganz zufrieden, daß ihnen der Feind die Wege nach allen größeren Ortschaften frei gab um — Protokolle unterschreiben zu lassen.

Etwas glücklicher als Bazaine war General Douay in der Verfolgung des Feindes. Es gelang Letzterem dem juaristischen Heerführer Urraga einen Convois von 143 mit Lebensmitteln beladenen Maulthieren wegzunehmen, übrigens die einzige wohlfeile Waffenthat (?), welche die Franzosen in diesem Winterfeldzuge aufweisen können, man müßte höchstens hierzu die Gewaltthätigkeiten rechnen, welche sie gegen Ende Jänner 1864 in Teocalitche verübten, weil diese Stadt sich mit

Festigkeit weigerte, die Abstimmungscomödie für das Kaiserreich mitzumachen.

Inzwischen rückte auch General Castagny mit einer Abtheilung nördlich vor, und zwar bis Fresnillo, während der juaristische General Ortega sich nach Durango zurückzog und Doblado am 8. Februar Monterey als Hauptquartier wählte, weil auch Juarez daselbst am 10. anzulangen beabsichtigte. Die zweifelhafte Haltung des General Vidaurri, Gouverneur von Neu-Leon, welcher bereits seit einiger Zeit unter der Hand mit den Franzosen ein Einverständniß pflog, ließ jedoch erwarten, daß die Juaristen Monterey binnen Kurzem räumen würden.

Wie wenig jedoch die siegesstrotzenden französischen Bulletins, welche nur das fortwährende Zurückziehen des Feindes in nördlicher Richtung meldeten und in den occupirten Landestheilen stets von Ruhe und Ordnung faselten, der Wahrheit entsprachen, ist hinlänglich durch die Thatsache erwiesen, daß gerade dazumal die ganze Route nach Mexiko im Rücken der operirenden französischen Armee von Guerillabanden bis zu 1000 Mann ernstlich bedroht war, so zwar, daß Bazaine fliegende Colonnen von seinem Corps zur Deckung der Rückzugslinie absenden mußte, während zur selben Zeit Miramon in Guadalajara und Marquez in Morelia nur mit Noth und Mühe ihre Position und ihre Verbindung mit der Hauptstadt aufrecht zu erhalten vermochten.

Am 15. Februar gelang es den Franzosen, sich ihres gefährlichen Feindes, des Garibaldianers G'Hilardi, welcher sich bei der Belagerung von Puebla unter Ortega so sehr hervorgethan, durch einen Handstreich in der Hacienda de Huagasco zu bemächtigen, wobei sie auch zwei alte Mörser erbeuteten.

Am 26. Februar erschienen im stillen Ocean von Acapulco drei französische Kriegsschiffe unter Admiral Bonet und erklärten die Blocade des Hafens. Die Stadt selbst besetzten sie jedoch erst am 3. Juni. Am 26. März fiel Vidaurri offen von Juarez ab und zog sich südwärts, vor General Ortega Monterey, die Hauptstadt von Neu-Leon, räumend, wo nun die republikanische Regierung ihren Sitz aufschlug. — Der Staat Tamaulipas verblieb ganz in den Händen des republikanischen Generals Cortina und Californien, Chihuahua und Sonora hatten die Franzosen noch mit keinem Fuße betreten. Eben so wenig vermochten Letztere die wichtigen Staaten Colima und Guerrero den Juaristen zu entreißen. Der alte „Panther des Südens," der neun-

zigjährige Indianer-General Alvarez behauptete in dem letzteren Staate seine Herrschaft gegen alle Invasionsversuche und in dem Staate Oaxaca hielt der begabte Republikaner Porfirio Diaz noch längere Zeit die völlige Unabhängigkeit von der Franzosenherrschaft aufrecht.

Dies ist mit dürren, aber wahrheitsgetreuen Worten die Summe aller Lorbeern, die sich die Franzosen in ihrem so vielfach als ein Wunder von Erfolgen und Kriegskunst ausposaunten mexikanischen Winterfeldzuge von 1863/4 erworben hatten, man müßte höchstens noch dazu rechnen, daß unter ihren Augen der General Commonfort, im Jahre 1857 Präsident der Republik, am 18. November 1863, als er per Wagen nach San Miguel Nachts zwischen den Mühlen Sarabia und Chamajuero fuhr, von den Brüdern Troncoso, zwei elenden mexikanischen Ueberläufern, allem Rechte und Kriegsgebrauche zum Hohne, meuchlings ermordet wurde.

Erst im Frühjahre 1864 und zwar am 17. Mai bei Matehuala gelang endlich den Franzosen ein größerer Coup, welcher den Namen einer Schlacht verdient.

Der mexikanische Oberst Mejia und der französische General Aymard stießen bei obgenanntem Orte auf General Doblado, welcher gänzlich besiegt wurde und nicht nur seine ganze Artillerie und den Train, sondern auch 1200 Gefangene verlor.

Ungeachtet dieses Sieges wagten sich jedoch die Kaiserlichen nicht, Juarez, welcher mit den Trümmern der Heere Ortega's, Patoni's und Doblado's bei Cohahuila stand, anzugreifen. — Die Republikaner gewannen hiedurch Zeit, sich durch Freiwillige aus den vereinigten Staaten zu verstärken, von wo ihnen auch Kriegsmaterial geliefert wurde, während das Cabinet von Washington auf das Strengste verbot, dem Admiral Bosse vor Veracruz Kohlen von New-York zuzusenden.

So wenig glänzend die militärischen Operationen der Franzosen genannt werden konnten, ebenso unerquicklich waren die Verwaltungszustände in der Hauptstadt selbst geworden.

Am 20. November 1863 trat Erzbischof Labastida aus der Regentschaft, weil die französischen Behörden das Gesetz wegen des Verkaufes von Kirchengütern nicht zurücknehmen wollten. Am 26. December erließ Labastida diesfalls sogar einen energischen Protest und verleitete den obersten Gerichtshof der „Regentschaft des Kaiserreichs" den Gehorsam zu verweigern.

Auf diesen heillosen Zwiespalt, das Vorspiel der Tragödie von Querétaro, werden wir später ausführlich zurückkommen.

XIV.

Ein weibliches Ungeheuer.

Es ist hohe Zeit, endlich das sonderbare Verhältniß aufzuklären, welches zwischen dem Baron von Schwarzenfels und der Fürstin Isabella Lobieski bestand.

Zu diesem Behufe müssen wir bis auf das Jahr 1853 zurückgreifen und uns im Geiste an die Ostsee, und zwar nach Libau, einer der wichtigsten Städte Kurlands versetzen.

An der Straße von Libau nach dem nahen Eckau, einem kleinen Dorfe, wo am 18. Juli 1812 die Russen von den Preußen geschlagen wurden, steht eine nett gebaute Villa mit großem Parke. Ein Herr v. Molikow, russischer Staatsrath in Pension, bewohnte diese Villa bereits seit dem Jahre 1846, also seit sechs Jahren, nachdem er durch volle drei Decennien beim Gouvernement in Warschau einen wichtigen Posten bekleidet hatte. Seit Kurzem Witwer drohte ihm jetzt vollständige Vereinsamung, denn um die Hand seiner einzigen Tochter Isabella warb schon seit längerer Zeit der greise Fürst Stanislaus Lobieski, einer der reichsten und angesehensten Magnaten des Königreiches Polen. Herr von Molikow leistete den Absichten des Fürsten so viel Vorschub als in seiner Macht stand, denn er besaß nur ein sehr bescheidenes Vermögen und nach seiner Anschauung der Lebensverhältnisse glich der hohe Rang und das große Besitzthum des schon nahe an siebenzig Jahre alten Brautwerbers den horrenden Altersunterschied mit der erst achtzehnjährigen Isabella vollkommen aus.

Die Rolle, welche Fräulein Molikow dem Fürsten gegenüber spielte, war geradezu unbegreiflich für Jedermann, selbst für ihren Herrn Papa. Mit ausgesuchter Coketterie wußte sie dem alten Lobieski den Kopf immer mehr und mehr zu verdrehen, so daß der sonst ehrwürdige Greis fast lächerlich wurde. Sobald aber der Fürst nur auf die Worte: Ehe und Hochzeit anspielte, gab sich Isabella sogleich ernst und äußerte ganz entschieden, daß, so sehr sie auch den Fürsten

verehre, ja liebe, vor Ablauf eines Jahres eine Verehlichung unmöglich sei; sie habe es sich einmal vorgenommen, bis zum erreichten neunzehnten Lebensjahre ihre Freiheit als Mädchen zu genießen und dabei bleibe es.

Auch Herr von Molikow konnte von seiner Tochter, die er abgöttisch verehrte und die ihn schon seit ihrem zehnten Lebensjahre völlig beherrschte, über ihre gedachte Aeußerung keine nähere Aufklärung erhalten. — Ungeachtet Isabella schon von frühester Jugend an in der Kunst der Verstellung und Selbstbeherrschung eine Meisterin gewesen, gewahrte doch der zärtlich besorgte Vaterblick des Herrn von Molikow schon öfters, daß sein liebes angebetetes Kind von einem großen heimlichen Kummer arg gedrückt werden müsse. Er unterließ aber jede Frage, wohl bewußt, daß dies das sicherste Mittel wäre, um Isabella noch verschlossener zu machen.

So verstrichen volle drei Monate. Der Sommer des Jahres 1853 ging zu Ende. Die Promenaden, welche Isabella täglich nach dem Souper zwischen 9 und 11 Uhr Abends im Parke zu machen pflegte, wurden nichtsdestoweniger fortgesetzt, obgleich die Nächte bereits sehr kühl zu werden begannen. — Der alte Diener Demetrius, welcher schon vor einigen vierzig Jahren als Kind in das Haus Molikow's aufgenommen worden war, begleitete dabei stets seine junge Herrin, der er mit der bedingungslosen, unerschütterlichen Treue eines Hundes anzuhängen schien.

Der Fürst Lobieski, welcher sich so gerne dieser Aufgabe unterzogen hätte, wurde stets sehr höflich, aber ganz entschieden zurückgewiesen. Er mußte sich mit der Gunst begnügen, Isabella, welche gleich ihrer vor zwei Jahren verstorbenen Mutter eine sehr eifrige Katholikin war, täglich in die Vormittagsmesse geleiten zu dürfen.

Man stand in der Mitte des September. Isabella's Aussehen war immer krankhafter geworden. Ihre sonst so blühenden Wangen zeigten eine Marmorblässe und die verführerische Ueppigkeit ihrer Formen schwand sichtlich dahin.

Herr von Molikow vermochte jetzt nicht länger an sich zu halten. Selbst auf die Gefahr hin, sein verhätscheltes Kind zu erzürnen, beschloß er endlich einen schüchternen Versuch zu wagen, die Ursache von Isabella's geheimem Kummer zu ergründen.

Isabella war soeben von dem Souper, das sie mit ihrem Vater ganz allein eingenommen, aufgestanden. Auf einen Wink brachte Demetrius ihr einen warmen Shawl, in welchen sie sich sorgsam

einhüllte, denn der Nordwind blies kalt und heftig im Freien. Nach einem kurzen Adieu wollte Isabella aus dem ebenerdigen Salon in den Garten hinaustreten.

Herr von Molikow, der arg am Zipperlein litt, wickelte sich fröstelnd in seinen weiten Schlafrock von Sammt fester ein, zog überdies eine Wolldecke über die Lehnen seines Fauteuils herauf und rief besorgt:

„Aber, mein Kind, mein liebes Kind, bei diesem Wetter, in dieser Jahreszeit noch im Garten zu promeniren! Du wirst Dir eine Krankheit zuziehen! Ach, mein Gott, wenn Du mir sterben solltest! Schlimme Isabella, mein Engel, könntest Du wohl so grausam sein, Deinem armen, alten Vater diesen Schmerz zu verursachen!"

Fräulein Molikow fuhr leicht zusammen. Sie begriff sogleich, daß ihr Vater endlich eine Erklärung wünsche. Rasch gefaßt trat sie jedoch zu dem Greise, küßte ihn auf die Stirne und flüsterte ihm in's Ohr: „Es soll heute meine letzte Promenade sein. Erwarten Sie, lieber Vater, hier meine Zurückkunft, ich werde Ihnen dann Vieles, sehr Vieles mitzutheilen haben."

Nach diesen Worten entfernte sich Isabella hastig. Demetrius trottete ihr wie gewöhnlich nach.

Fast bis an das äußerste Ende des etwa zehn Morgen umfassenden Parkes eilte Fräulein Molikow. Unweit der Gartenmauer, von einem dichten Bosquette umgeben, stand ein Lusthäuschen, in welchem bereits ein Licht brannte.

Als Isabella's Schritte auf dem Kieswege knisterten, welcher von dem Hauptwege nach dem Lusthäuschen abseits führte, öffnete sich dessen Thüre und ein junger Mann in der Campagne-Uniform eines Dragoner-Rittmeisters der kaiserlich russischen Garde flog an ihren Hals. — Isabella ließ sich die etwas stürmische Umarmung des Offiziers gefallen, ohne selbe herzlich zu erwidern.

Hierauf traten Beide in das Lusthäuschen. Demetrius warf sich als Wache auf eine Bank in der Nähe und kürzte sich die Zeit, indem er alle vier bis fünf Minuten aus einer großen Feldflasche einen tüchtigen Schluck Wutki (Branntwein) zu sich nahm.

Fräulein Molikow nahm gelassen auf dem Sofa Platz und wehrte sanft aber bestimmt die Zärtlichkeiten ab, mit denen sie ihr feuriger Geliebter von Neuem überhäufen wollte.

„Lasse uns vernünftig sprechen, mein theurer Alfred", sagte sie ernst, „und darum nehme auf jenem Stuhl mir gegenüber Platz; hier

an meiner Seite, ich weiß es jetzt leider aus Erfahrung nur zu sehr, würde uns Beiden die nöthige Ruhe fehlen, einen Gegenstand von Wichtigkeit zu verhandeln. Also höre, Alfred, ich habe meinen Entschluß gefaßt. Ich stimme Deinem Plane bei. Hast auch Du Deinerseits alle Vorbereitungen getroffen?"

„Göttliche, himmlische Isabella, meine Wonne, mein Leben! Dank, tausend Dank, Du öffnest mir den Himmel. Also wirklich wolltest Du mein Weib werden?" rief der Offizier in Enthusiasmus und abermals schloß er Fräulein Molikow stürmisch in seine Arme.

Isabella's Blick, bisher so kalt und düster, erwärmte sich auf einen Augenblick, denn sie hatte diesen schönen jungen Mann wirklich sinnlich geliebt. — Seine glühende Schwärmerei machte ganz gegen ihren Willen für einen Augenblick wieder ihre Pulse rascher schlagen, jetzt wo der Egoismus bereits mit den edleren Trieben ihres Herzens völlig abgerechnet hatte.

„Also wann fliehen wir?" begann der Offizier mit fieberhafter Ungeduld, als Isabella sich endlich aus seiner Umarmung losgemacht.

„Romantischer Schwärmer!" lächelte Fräulein Molikow, „warum fliehen? Ich reise morgen nach Danzig zu meiner Tante; Du hast Deinen Urlaub in der Tasche und folgst mir nach. In Preußen oder sonst wo lassen wir uns heimlich trauen; ich erwarte dort meine Niederkunft und heute über vier oder fünf Monate, wenn Alles vorüber, kehren wir nach Libau zurück. — Mein guter Herr Papa, der jetzt wegen des Fürsten nun und nimmer seine Einwilligung geben würde, ist bis dahin versöhnt und fügt sich in das fait accompli."

„Und unser Kind wird den guten Großvater vollends kirre machen; ich sehe schon den alten Herrn, wie er mit demselben wie toll auf- und abrennt, wenn und soweit es ihm die fatale Gicht gestattet", jubelte der überglückliche Bräutigam.

„Diesen Anblick wirst Du wohl entbehren müssen", entgegnete kurz aber bestimmt Isabella.

„Wie so?" rief Alfred stutzend.

„Weil ich Deinerseits so viel Rücksichten für meine Ehre zu erwarten und zu fordern berechtigt bin, daß Du der Albernheit entsagst, durch eine unzeitige Producirung des Kindes meinen Fehltritt aller Welt kundzugeben. — Nach einigen Jahren, wenn das Datum unserer Verehelichung und der Geburt des Kindes nicht mehr so auffallend nahe

bei einander liegen, wie gegenwärtig, ist es selbstverständlich, daß wir das Kind auf eine plausible Weise der Welt präsentiren."

Der Offizier sah die Billigkeit dieser durch die Convenienz gestellten Forderung ein und begnügte sich daher mit der Antwort:

„Wohlan, aber auf einem Punkte muß ich bestehen, nämlich, daß das Kind, sei es Knabe oder Mädchen, sogleich auf meinen Namen getauft und in die Ehe geschrieben werde. — Ueber die Legitimität dieses Sprößlings soll nie und nimmer ein Zweifel herrschen können, so wahr mir Gott helfe und ich mir schmeichle ein ehrlicher Nachkomme der Freiherrn von Schwarzenfels zu sein."

Isabella kniff die Lippen, hütete sich aber wohl das große Mißbehagen, welches ihr diese Bedingung Alfred's verursachte, merken zu lassen. Sie wußte, daß Schwarzenfels, ein fanatischer Kinderfreund, der im Stande war, sich mit dem schmutzigsten Gassenjungen, wenn er ein sauberes und intelligentes Gesicht besaß, zu befassen und in gewissen Punkten, namentlich was die Ehre seiner ahnenreichen Familie betraf, einen unbeugsamen Starrsinn an den Tag legte, eher von seiner Verehelichung mit ihr zurücktreten, als sein obiges kategorisches Verlangen aufgeben würde, obwohl er für Fräulein von Molikow die ganze Innigkeit, Wahrheit und Tiefe einer ersten Liebe fühlte.

Isabella begnügte sich daher, das Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken.

„Das Uebrige hast Du wohl auch bereits geordnet?" warf sie leicht hin, und nahm abermals auf dem Sofa Platz.

Schwarzenfels zog ein ziemlich umfangreiches Packet aus der Brusttasche und indem er es entfaltete, sagte er: „Hier ist der ganze Um und Auf meines Baarvermögens — netto 120.000 Thaler in Anweisungen auf London und Frankfurt, wie ich sie vor zwei Monaten von meinem Onkel ererbt. — Diese Summe, sowie mein hübsches Stammgut bei Celle im Hannover'schen wird für unsere bescheidenen Bedürfnisse genügen; übrigens steht mir ja noch eine zweite bedeutende Erbschaft in Aussicht; ich werde daher, sobald wir getraut sind, um meinen Abschied aus der russischen Armee einkommen, um nur Dir und unseren Kindern zu leben. Nicht wahr, mein holdes Isabellchen, es werden wohl noch mehr nachkommen? He?"

Fräulein Molikow schlug mit dem Sacktuche nach dem indiscreten Schwätzer und indem sie das hübsche Sümmchen vor ihr mit gierigen Blicken verschlang, während sie die Papiere mit der Hand von sich schob,

sagte sie: „Nimm diesen Mammon hier wieder in Verwahrung, mein lieber Alfred, aber gib Acht, daß Du ihn nicht verlierst oder gar verspielst; ihr Herren Offiziere liebt die Karten etwas allzusehr."

„Mein heiliges Ehrenwort", antwortete der Baron, „daß ich in meinem ganzen Leben noch nie um Geld Karten gespielt und so Gott will, werde ich auch nie welche berühren. Meine Abneigung vor dem Spiele hat mir sogar schon zwei Duelle eingebracht. — Doch jetzt, mein liebes Weibchen, nimm dieses Geld, das von nun an uns Beiden gehört, in Deine Verwahrung und bewirthschafte recht fein damit unser künftiges Hauswesen."

Isabella weigerte sich eine Weile, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Endlich gab sie dennoch den dringenden Bitten Alfred's, ihn dieser Sorge zu überheben, nach. — Es war inzwischen beinahe Mitternacht geworden. Unter Küssen und Kosen erfolgten noch einige nähere Verabredungen. Isabella sollte morgen zu Lande ihre Reise nach Danzig antreten, während der Baron das Dampfschiff dahin zu benützen beschloß. In Libau sollte nämlich ihr schon seit einem vollen Jahr bestehendes intimes Verhältniß wie bisher ein tiefes Geheimniß bleiben. — Demetrius, auf dessen Schweigsamkeit und Verschwiegenheit man Berge bauen konnte, sollte selbstverständlich seine Herrin auf der Reise zur Frau Tante begleiten.

Ueberselig verließ endlich der Baron den Park durch eine auf eine große Wiese gehende Seitenpforte, zu der er den Schlüssel besaß. — Isabella löschte das Licht im Gartenhause aus, verschloß dessen Thür und ging dann, von Demetrius gefolgt, langsamen Schrittes dem Wohnhause zu, wo Herr von Molikow bereits mit einiger Ungeduld und Besorgniß ihrer Rückkunft harrte.

„Schwarzenfels," murmelte sie im Gehen vor sich hin, „ist ein schöner Mann und, wie die Bücher zu sagen pflegen, ein edler Charakter. Was darunter eigentlich verstanden werden soll, verstehe ich zwar nicht und werde es bei meiner Anschauungsweise der Welt wohl auch nie verstehen. Bei mir hat jede Handlung einen genau vorausbestimmten selbstischen Zweck und Werth; für mich gibt es dabei nur ein Klug oder Unklug; andere Rücksichten, andere Normen kenne ich nicht. Unklug war es z. B., daß ich Alfred gegenüber meine Standhaftigkeit vergaß. Diese Unklugheit zwingt mich durch ihre leidigen Folgen mein Endziel, nämlich Fürstin Lobieski zu werden, auf einem langen Umweg zu erreichen, und ich werde und kann dieses

X.

(Seite 189.)

Ziel nur erreichen, wenn ich klug bin. Also hinweg mit allen Bedenken ob Recht oder Unrecht, über Bord mit jenem sentimentalen Gefasel von Tugend, Menschenwürde, Unsterblichkeit, Ewigkeit u. dgl., das mir dieser philosophische deutsche Narr beinahe eingeredet hätte. Ich that zwar, als ob ich solch' hirnverbrannter Weisheit zugänglich wäre, aber vom Herzen werde ich froh sein, wenn ich von diesem albernen Geschwätze einmal nichts weiter zu hören bekomme."

Der alte Molikow hatte sich die drei langen Stunden, während welchen seine liebenswürdige Tochter abwesend war, dadurch vertrieben, daß er eine große Bowle Punsch bis auf den Grund leerte. Stark angeheitert wie er war, empfing er Isabella in der rosigsten Laune, zumal er in seiner Exaltation soeben eine neue, natürlich unfehlbare Methode zusammengestellt hatte, um im Lotto gewinnen zu müssen. — Herr von Molikow war nämlich ein ebenso leidenschaftlicher als unglücklicher Spieler, und von früh Morgens bis spät in die Nacht rechnete und speculirte er seit Jahren, um die Geheimnisse des Zahlenlottos zu ergründen.

Isabella ließ sich in der Nähe ihres Vaters auf einen Stuhl nieder. Demetrius verschwand auf einen Wink seiner Herrin aus dem Zimmer. — Mit verächtlicher Miene hörte Fräulein von Molikow den nicht enden wollenden Erklärungen ihres Vaters über seine neue Zahlencombination eine Weile zu. Endlich unterbrach sie den redseligen Greis durch die Frage:

„Ist der Jude Ephraim auch heute wieder hier gewesen?"

Herrn von Molikow's Züge verdüsterten sich, und etwas unwillig erwiderte er: „Ja wohl, sogar zweimal; doch — was ficht das Dich an?"

„Was es mich anficht? Ich glaube, daß es mir nicht gleichgiltig sein kann, diesen Juden hier so oft ein und ausgehen zu sehen; ganz Libau beginnt bereits zu munkeln, daß es mit unseren Vermögensverhältnissen ziemlich schlecht stehen müsse. Noch gelten wir für wohlhabend; bezahlen Sie aber Ephraim nicht binnen vier Wochen die ihm schuldigen 10.000 Rubel, so wird er klagbar auftreten, man wird uns pfänden, Ihre Pension mit Beschlag belegen, und mir fällt die Rolle der Tochter Belisar's zu, nämlich Sie auf einer Bettelpromenade als Führerin zu geleiten. Ihre unsinnige Spielwuth hat Sie gänzlich geblendet und wird uns sicher in das Verderben stürzen; Sie werden die Ursache sein, daß meine Heirat mit Lobieski nicht zu Stande kommt, und ich will, ich muß Fürstin werden!"

Herr von Molikow, der auch an der Seite seiner seligen Gemalin stets eine sehr gedrückte Stellung einnahm, und nun unter der absoluten Herrschaft seiner Tochter stand, ließ die Strafpredigt geduldig über sich ergehen. Deren Schlußsatz war ihm jedoch etwas zu bunt.

„Zum Teufel hinein," rief er unwirsch, „warum heirateſt denn Du nicht den Fürsten vom Flecke weg; der alte Esel will ja nichts anderes. Noch heute Nacht läuft er barfuß hierher, wenn ich ihm sagen lasse, daß Du ihm Dein Jawort gibst."

„Ich werde ihm mein Jawort geben, aber erst heute über acht Monate," entgegnete Isabella ruhig.

„Warum diesen Aufschub? Warum nicht gleich? Unsere größte Noth hätte ein Ende; ich könnte Ephraim und meine übrigen Gläubiger bezahlen. Vor der Hochzeit gibt Lobieski keine Kopeke her; er ahnt, daß ich in der Tinte sitze, und will auf mich die Pression ausüben zu seinen Gunsten meine väterliche Autorität geltend zu machen; lächerlich, als ob ich eine hätte —"

„Meine Weigerung beruht auf keiner Laune, sie ist eine momentane Nothwendigkeit," antwortete Isabella gelassen; „kurz herausgesagt — ich bin in fünf Monaten Mutter und muß vorerst den Vater meines Kindes ehelichen."

Der Herr Staatsrath von Molikow, der von dem vielen genossenen Punsche seinen Kopf stark angegriffen fühlte, rieb sich die Stirne, dann starrte er seine Tochter verdutzt an. Er wähnte zu träumen. —

„Du treibst wohl unziemliche Späße mit Deinem alten Vater!" lallte er endlich und schüttelte ungläubig sein Haupt.

„Durchaus nicht!" entgegnete Isabella, und nun erstattete sie einen wahrheitsgetreuen Bericht über ihr intimes Verhältniß mit dem Baron von Schwarzenfels. Der alte Molikow, der sein Zimmer fast das ganze Jahr nicht verließ und nur mit sehr wenigen Personen von Libau in Berührung kam, wußte bis zur Stunde nicht einmal, daß daselbst ein Rittmeister dieses Namens in Garnison lag.

„Aber um Gotteswillen, Kind, was hast Du gethan, was willst Du thun!" jammerte Molikow, als Isabella ihren festen Entschluß angedeutet, morgen nach Danzig zu reisen und insgeheim den Baron zu heiraten. — Sein ohnehin nicht sehr starker Verstand aber stand gänzlich stille, als seine Tochter schließlich nach Papier und Feder langte, um mit wenigen Worten dem Fürsten Lobieski anzuzeigen,

daß sie zu einer todtkranken Tante nach Deutschland reisen müsse, von wo sie binnen acht Monaten a dato zurückkehren würde, um ihm ihre Hand vor dem Altare zu reichen.

Nachdem dieser Brief geschrieben war, holte Isabella das von Schwarzenfels übernommene Packet mit den Werthpapieren hervor. Bedächtig entnahm sie demselben mehrere Anweisungen im Gesammtbetrage von 20.000 Thalern.

„Hier," sagte sie ruhig, „ist mehr, als Sie zur Deckung Ihrer Schulden und zur Befriedigung Ihrer Spielleidenschaft für die Dauer meiner Abwesenheit benöthigen. Meine Ausstattung zur Hochzeit mit Lobieski will ich in Paris selbst besorgen; sie soll fürstlich sein; ich werde 50,000 Thaler daran verwenden. — Nun aber, lieber Vater, vernehmen Sie meinen Plan, welcher Ihrer werkthätigen Mitwirkung bedarf."

Ueber eine volle Stunde erörterte das „weibliche Ungeheuer" einen teuflischen Anschlag, um auf „kluge Weise", ungeachtet ihres Fehltrittes, die jungfräuliche Braut des Fürsten Lobieski zu werden.

Obwohl Herr von Molikow das weite, sehr weite Gewissen eines russischen Beamten besaß, obwohl er während seiner langen Dienstzeit in Polen das willige und willenlose Werkzeug so mancher dunklen That im Interesse der moskowitischen Herrschaft gewesen, schauderte er dennoch wiederholt über die raffinirte, rücksichtslose Grausamkeit, über die entsetzliche moralische Versunkenheit, welche das Wesen und den Kern der wahrhaft infernalischen Absichten seines Kindes bildeten. — Er besaß jedoch nicht die moralische Kraft und auch nicht den Willen, lieber die eingebildete Schande der Armuth zu ertragen als den Verlockungen von Macht und Reichthum, die Isabella's böser Anschlag verhieß, mannhaft zu entsagen.

Gierig hatte er die Werthpapiere, die seine Tochter vor ihm ausgebreitet, an sich gerissen. Es war des Teufels Handgeld. — Er fühlte sich plötzlich vollkommen nüchtern. — Auch er begann jetzt sich in die Situation der Gegenwart und der Zukunft ernstlich hineinzudenken.

„Aber," begann er nach einem langen und tiefen Nachsinnen, „wäre es nicht vielleicht möglich, den Baron zu einem freiwilligen Stillschweigen zu bewegen? Deine Verehlichung mit ihm, sie mag auch immerhin so geheim vor sich gehen, wie Du beabsichtigst, sie kann dennoch nachträglich durch einen Zufall publik werden, und wenn bei der Beseitigung des Barons ein Malheur unterliefe, was dann?"

„Es gibt keinen anderen Ausweg," erwiderte Isabella kalt, „Schwarzenfels wird nie darein willigen, daß sein Kind ein Bastard sei, ohne Namen, ohne Herkunft. Die geringste Weigerung meiner Seits, unser bisheriges Verhältniß durch die Ehe zu legitimiren, würden ihn zuverlässig bestimmen, meinen Fehltritt an die große Glocke zu hängen; diese Drohung auszusprechen hat er ja, ungeachtet seiner großen Liebe zu mir, bereits wiederholt gewagt, und der Baron ist ein Mann von Wort. Er muß also, sobald als möglich, unschädlich gemacht werden, und dies wird Ihre Aufgabe sein, Herr Papa. Ihren Verbindungen und Ihrer in derlei Affairen bewährten Routine kann es nicht schwer fallen, meinen Plan in dieser Beziehung durchzuführen. — Also „Muth und Klugheit" — das ist meine Devise, und ich hoffe damit als Fürstin Lobieski noch eine große Rolle in der großen Welt zu spielen."

Inzwischen war es drei Uhr Morgens geworden. Herr von Molikow schleppte sich auf seinen gichtkranken Beinen in sein Schlafzimmer, und Isabella, statt sich zu Bette zu begeben, weckte ihre Dienerin, mit deren und des alten Demetrius Hilfe sogleich das Einpacken in Angriff genommen wurde.

Vormittags zehn Uhr bestieg Fräulein von Molikow die Diligence nach Preußen. Demetrius nahm ihr gegenüber Platz. Die Zofe war in Libau zurückgelassen worden.

Fürst Lobieski geberdete sich wie wahnsinnig vor Freude, als er Isabella's Briefchen erhielt. Schnurstraks eilte er in die Villa Molikow, in der Erwartung, seine angebetete Braut dort noch zu treffen. Aber bereits seit zwei Stunden hatte das gute Kind, das sich die schwere Krankheit der Frau Tante in Danzig so sehr zu Herzen nahm, Libau hinter sich. — Lobieski wollte mit Extrapost auf Leben und Tod der Diligence nachjagen, aber der Staatsrath hielt ihn hiervon durch die Bemerkung ab, daß dies nicht nur sehr unschicklich wäre, sondern auch Isabella derart erzürnen könnte, daß die Heirat in Frage gestellt würde. — Der Fürst, welcher wußte, daß seine schöne Braut ein Köpfchen trug, das ausschließlich ihr gehörte, fügte sich also seufzend in sein Schicksal und gelobte auf Molikow's Verlangen in Libau in Geduld Isabella's Rückkunft abzuwarten. — Lobieski besuchte von nun an täglich die Villa Molikow, wo er fast seine ganze Zeit verbrachte. Es war ihm Bedürfniß, mit Jemanden wenigstens den ganzen Tag von Isabella sprechen zu können, und wer

eignete sich hierzu wohl besser, als der Vater der holden Braut, welche jede Woche regelmäßig einmal die zärtlichsten Briefe schrieb, und dabei immer ihres alten, liebegirrenden Seladons auf eine ebenso originelle als witzige und herzliche Weise sich erinnerte.

So verstrichen Monate. Das Frühjahr 1854 rückte allmälig heran. Isabella's Heimkehr nach Libau stand binnen wenigen Wochen bevor. Sie selbst gab in ihren Briefen diesen Termin an. — Die Frau Tante war jetzt vollkommen genesen, und befanden sich beide Damen seit Kurzem recht munter und vergnügt in Paris.

Die Frau Tante trug aber einen Schnurbart und hieß Baron Schwarzenfels. — Isabella's Entbindung war im Jänner 1854 glücklich in einem Orte des Thüringerwaldes ebenso geheim wie zuvor die Trauung vor sich gegangen. Das Knäblein wurde dem verstorbenen Vater des Barons zu Ehren Julius getauft und einer gesunden, braven Bauernfrau zur Pflege übergeben.

Den Baron befremdete es, daß er auf seine wiederholten Bitten um Quittirung noch immer keine Antwort aus Petersburg erhielt. Endlich Anfangs März kam ihm in dürren Worten der Bescheid zu, daß die Erledigung seines Gesuches in Warschau erliege, wo er selbe persönlich entgegenzunehmen habe.

Arglos machte sich Schwarzenfels sogleich von Paris dahin auf. — Isabella wollte dort seine Rückkehr erwarten. Einstweilen würde sich wohl auch der maßlose Zorn, der sich in den Briefen ihres Vaters aussprach, gelegt haben und die Publicirung ihrer Ehe, respective die Entlassung Isabella's aus dem russischen Unterthanenverbande möglich geworden sein.

Kaum hatte Schwarzenfels Warschau betreten, als ein Offizier der Stadtcommandantur und mehrere Polizeiorgane in dem Hotel, wo er abgestiegen, sich einfanden, um eine Untersuchung seiner Briefschaften und Effecten vorzunehmen. — Achselzuckend und gleichgiltig ließ der Herr Rittmeister die Abgeordneten der Behörde ihr Amt handeln. Von Paris, dem Sitze der polnischen Emigration, zu kommen, war Verdachtsgrund genug, um eine solche, in Rußland an der Tagesordnung stehende Vexation zu rechtfertigen. — Aber zuerst höchst befremdet und gleich darauf zu Tod erschrocken sah er darein, als in zweien seiner Koffer ein doppelter Boden entdeckt, und in jedem dieser Verstecke eine umfangreiche Correspondenz der polnischen Actionspartei in Paris an die geheimen Comité's in Polen vorgefunden wurde.

Was halfen da seine Betheuerungen, daß er von diesem staatsgefährlichen Ballaste seines Gepäckes nichts wisse, — er wurde in die Citadelle abgeführt. In weniger als einer Woche war sein Proceß entschieden. Seine Eigenschaft als russischer Offizier fiel dabei besonders schwer in's Gewicht; außerdem stand Schwarzenfels schon von früher her wegen seiner liberalen Ideen und seines freundlichen humanen Benehmens gegen die Polen, bei den Moskowitern sehr schwarz angeschrieben. Das Urtheil lautete auf Tod durch Erschießen, wurde aber vom Generalgouverneur in lebenslängliche Deportation nach Sibirien gemildert (?!). Zehn Tage nach seiner Ankunft in Warschau wanderte bereits der arme Baron, wie ein Hund an eine Kette geschmiedet, mit einem Transport von Verbrechern aller Art quer durch Rußland nach seiner neuen Heimat, den Eissteppen Sibiriens zu, während des Monate langen Marsches allen Rohheiten und Mißhandlungen einer fühllosen Kosakenescorte ausgesetzt. — Erst im Hochsommer 1854 erreichte er den Ort seiner Verbannung am Irkutzsee.

Inzwischen, und zwar wenige Tage nachdem der alte Molikow die erfolgte Deportirung des Barons nach Sibirien in das Babel an der Seine telegraphirt hatte, traf Isabella in Libau ein.

Vierzehn Tage später wurde die Hochzeit des Fräulein Isabella von Molikow mit dem Fürsten Stanislaus von Lobieski auf das Prunkvollste gefeiert.

Das erlauchte Ehepaar trat sogleich eine Reise nach Paris an. Ohne es zu wissen war Fürst Lobieski dadurch einer großen persönlichen Gefahr entronnen. Gleichzeitig mit ihm traf in Paris die Nachricht ein, daß seine sämmtlichen Güter im Königreiche Polen von der russischen Regierung confiszirt wurden und er selbst in contumaciam zur Deportation nach Sibirien verurtheilt sei.

Die Correspondenzen, welche man bei Schwarzenfels gefunden, stellten nämlich unwiderlegbar den Beweis her, daß Lobieski eines der ersten und thätigsten Mitglieder des Central-Nationalcomités in Polen war. So hatte Isabella die Waffe, welche Schwarzenfels vernichten sollte, zugleich wider sich selbst gekehrt. In der Eile und Hast, in der sie die verhängnißvollen Correspondenzen in die Koffer des Barons practicirte, waren ihr ganz wider Willen mehrere Schriftstücke mit unter die Hände gekommen, welche auf einem ganz anderen Wege expedirt werden sollten. Isabella hatte nämlich gleich nach ihrer Ankunft in Paris mit dem dortigen polnischen Comité Verbindungen angeknüpft.

Mit Leichtigkeit erwarb sie sich das Vertrauen der Revolutionsmänner, denn nicht nur, daß sie in Warschau geboren und erzogen war und sich als glühende Patriotin zu geben wußte, erinnerte man sich dankbarst ihrer Mutter, welche ungeachtet oder gerade weil sie einen Stockrussen heiraten gemußt, mit Leib und Seele der nationalen Sache angehörte und den geheimen Comités in Polen durch viele Jahre unschätzbare Dienste geleistet hatte.

Durch diesen fatalen Streich, den Isabella sich selbst gespielt, mußte der fürstliche Haushalt bald sehr arg in das Gedränge gerathen. — Isabella sprach die Wahrheit, als sie zu Biarritz dem Barone versicherte, daß der Fürst in Folge der Confiscation sein ganzes Vermögen auf circa 300.000 Francs zusammengeschmolzen sah, und daß dieses Capital sofort angegriffen werden mußte.

Armuth und Schande waren bei Isabella vollkommen identische Begriffe, ebenso wie Reichthum und Ehre. Ihre Wahl war daher bald getroffen. Eines Morgens fuhr eine dicht verschleierte Dame in einem Miethwagen bei dem Hôtel des russischen Gesandten vor. Eine halbe Stunde später zählte die russische Polizei in Paris ein wichtiges Mitglied mehr. Von diesem Augenblicke an war das ganze Thun und Treiben der polnischen Emigration in Paris für Rußland ein offenes Buch. Sibirien durfte auf eine recht zahlreiche Bevölkerung hoffen. Ein solches „Gaudium" war mit zwei bis dreimalhunderttausend Francs per Jahr nicht zu theuer bezahlt, zumal durch die bevorstehenden Confiscationen diese Ausgaben wohl zehnfach gedeckt wurden. Beide Theile hatten mithin ein gutes Geschäft gemacht.

Der alte Lobieski, der als echter polnischer Cavalier den Werth des Geldes nie zu schätzen wußte, lebte fort in Saus und Braus, wie er es seit seiner Kindheit gewohnt gewesen. Isabella, deren neuer Rolle im russischen Solde der große Verkehr im Palais des Fürsten sehr zu Statten kam, beredete ihren Herrn Gemal, welcher ganz und gar unter dem Einflusse der bezaubernden Syrene stand, das Gerücht auszusprengen, daß er große Fonds nach England gerettet habe. Anderseits machte sie dem täglich kindischer werdenden Greise weiß, daß sie von ihrer Frau Tante eine laufende jährliche Unterstützung von 30.000 Thalern erhalte und man daher in der Lage sei einen ganz anständigen Haushalt fortzuführen.

Auf diese Weise verlebte das fürstliche Ehepaar mehrere Monate in bester Eintracht. Isabella war die absolute Herrin im Hause.

Nur in einem Punkte mußte sie für den Prinzen, dessen Wille in allem Uebrigen nicht im Mindesten in Betracht kam, die größten Rücksichten beobachten. Lobieski war ungeheuer eifersüchtig, wie alle alten abgelebten Köter, welche die Thorheit begehen, ein junges, reizendes, lebenslustiges Wesen zur Frau zu nehmen. Da es bei dem offenen Hause, welches man führte, an Courmachern nicht fehlte, so sprach der Fürst schon mehr als einmal den Wunsch aus, statt Paris ein kleines französisches Seestädtchen als Aufenthaltsort zu wählen, wobei er natürlich nicht das wahre Motiv, nämlich seine verzehrende Eifersucht angab, sondern Gesundheitsrücksichten vorschützte. Isabella hingegen mußte in ihrer Eigenschaft als geheime Agentin der russischen Regierung, in Paris um jeden Preis verbleiben, sollten die Unterstützungen der guten „Frau Tante" nicht in's Stocken gerathen. Isabella mußte ihren ganzen Scharfsinn aufbieten um, ohne ein ernstliches Zerwürfniß herbeizuführen, den Aufenthalt in Paris immer wieder um eine neue kurze Frist zu verlängern. Eine weit größere Verlegenheit erwuchs ihr aber aus den sehr zudringlichen Bewerbungen eines gewissen Chevalier Briancourt, welcher ihr ganz offen erklärt hatte vor gar keinem Wagnisse zurückzuschrecken um ihre Gunst zu erringen. Aus Klugheit, nicht aus Tugend, war Isabella bisher dem Fürsten wirklich treu geblieben und wollte es auch bleiben. Der Hang zur Intrigue, zur Herrschsucht bemeisterte in ihr alle Regungen der Sinnlichkeit vollkommen. Der Ruf der Ehrbarkeit, dessen die Fürstin in Folge dessen genoß, bildete für Briancourt einen Reiz mehr, die Eroberung der prüden Tugendheldin, als welche Isabella ausgeschrieen war, anzustreben. Als alle seine Bemühungen „zur Güte" erfolglos blieben, schritt er zu Drohungen und diese waren durchaus nicht ohne. Obwohl Isabella ein Jahr zuvor bei Gelegenheit ihres Aufenthaltes in Paris mit Schwarzenfels in strengstem Incognito lebte und sich nirgends öffentlich zeigte, hatte es doch ein schlimmer Zufall, und zwar eine Feuersbrunst, die in dem von dem jungen Ehepaare zu Chantilly bewohnten Landhause um Mitternacht ausbrach, herbeigeführt, daß Briancourt, der nebst einem Schwarme anderer Leute zur Rettung herbeigeeilt war, auf einen Augenblick eine schöne, junge, zu Tod erschrockene Dame zitternd am Arme eines Mannes, durch den Park von dem brennenden Wohnhause hinwegfliehen sah. Briancourt, der ein ebenso scharfes Auge als gutes Gedächtniß besaß, erkannte Isabella augenblicklich als er ihr ein Jahr später im Salon Lobieski vorgestellt wurde. Er ließ sich durchaus

nicht irre machen, als die Fürstin bei einer zweiten Begegnung mit Bestimmtheit jede Identität mit der Dame, die Briancourt aus der in Flammen stehenden Villa fliehen gesehen, in Abrede stellte. Der schlaue Franzose witterte sogleich ein großes Geheimniß dahinter. Seine eifrigen Nachforschungen ergaben, daß in der fraglichen Villa zu Chantilly ein deutscher Baron mit seiner Schwester gewohnt hatte, während er, gleich der ganzen Haute volée von Paris genau wußte, daß die Fürstin Lobieski vor ihrer Vermälung Fräulein von Molikow hieß und die Tochter eines pensionirten russischen Staatsrathes sei.

Chevalier Briancourt gab endlich mit echt französischer Arroganz der Fürstin, die er immer mehr und mehr in die Enge trieb, unter vier Augen seine Ueberzeugung kund, daß sie im vorigen Jahre zu Paris mit einem jungen Manne im Concubinate gelebt habe. Die Fürstin sollte sein Stillschweigen durch die Gewährung ihrer Gunst erkaufen, wo nicht — werde er dem Fürsten gewisse Aufklärungen geben.

Isabella haßte und fürchtete den Zudringlichen wie den Tod. Sie sah ihre ganze Existenz bedroht, denn Briancourt hatte schließlich sogar Beweise erbracht, nämlich die zwei französischen Mädchen ausfindig gemacht, welche in der Villa zu Chantilly als Dienerinnen aufgenommen worden waren. Zudem wurde der alte Fürst immer mürrischer und stellte sein Verlangen, Paris zu verlassen, immer dringender. — Isabella war bemüssigt zu einem großen Mittel zu greifen.

Sie willigte plötzlich ein, vorläufig in Nizza den Aufenthalt zu nehmen. — Nur vierundzwanzig Stunden lagen zwischen diesem Entschlusse und der Abreise, welche ganz geheim gehalten wurde. Isabella wollte wenigstens einige Tage vor den Verfolgungen Briancourt's sicher sein, nämlich so lange, bis seine Drohungen gegenstandlos geworden waren.

Der Fürst, der sich jetzt von dem Alpe der Eifersucht befreit fühlte, gewann seine gewöhnliche gute Laune wieder. Insbesondere freute es ihn, daß seine Gemalin an einer sehr abgelegenen Villa, wo man hoffen durfte von Niemanden gestört zu werden, gleich ihm Gefallen fand. Noch am Tage der Ankunft bezog man das zwar sehr kleine, aber sehr nette Gebäude. Die ganze Dienerschaft bestand vorläufig aus einer einzigen Zofe und dem alten Demetrius. Der Koch, die Equipagen und das sonstige Gesinde sollten erst von Paris in ein paar Tagen nachkommen.

Der Fürst, obwohl für sein hohes Alter noch sehr rüstig, fühlte

sich durch die Reise, die man ohne alle Unterbrechung zurückgelegt, äußerst ermüdet. Schon um sieben Uhr Abends begab er sich daher zu Bette. — Isabella schützte gleichfalls das Bedürfniß nach Ruhe vor und verabschiedete eine Stunde später sowohl die Zofe als auch Demetrius, welchem auf seinen täglichen Abendrausch ohnehin nur mehr drei bis vier Gläser Wutki fehlten. — Die Gemächer des Dieners und der Dienerin lagen im ebenerdigen Geschosse, während das fürstliche Paar im ersten und einzigen Stockwerke seine Schlafzimmer inne hatte.

Isabella begab sich jetzt nach dem kleinen in einem Erker gelegenen Gemache, welches in der Eile für den Fürsten hergerichtet worden war. Es ging auf die Terrasse, von welcher hinab eine breite Freitreppe in den Garten führte. — Der Fürst schlief noch nicht. Es that ihm aber sehr wohl, daß er jetzt in behaglicher Ruhe seine durch die lange Reise wie geräderten Glieder ausstrecken und dehnen konnte.

„Ach, wie freundlich, mein Engel!" rief der Fürst seiner Gemalin entgegen, „wie freundlich, daß Du nochmals nach mir siehst. Habe doch die Güte, dem Diener zu schellen; mich dürstet gar sehr und meine Lage ist zu wohlthuend, als daß ich mich entschließen könnte aufzustehen und jene Caraffe mit Wasser und etwas Zucker herbeizuholen. Ich habe noch nicht meinen gewöhnlichen Abendtrunk gethan."

„Es wird mir ein Vergnügen sein, Sie selbst zu bedienen, mon Prince," entgegnete Isabella im liebevollen Tone, „der Schlingel Demetrius ist nunmehr gewiß schon total betrunken, und es würde daher eine ganz vergebliche Mühe sein, ihn wecken zu wollen. Hier, mein Freund."

Nach diesen Worten reichte Isabella ihrem Gemal einen Pokal mit Wasser, in welches sie aber außer dem Zucker ganz unbemerkt ein kleines Pülverchen geworfen. — Lobieski rührte den Zucker ruhig auf, nebenbei gesagt eine der Lieblingsbeschäftigungen des in vielen Dingen schon sehr kindischen Greises. Dann trank er mit großem Behagen den Inhalt bis auf den letzten Tropfen und verlangte noch etwas Nachguß vom Wasser, damit ihm von der Süßigkeit, die er überaus liebte, ja nichts verloren gehe.

Hierauf plauderte der Fürst eine Weile fort. Er sagte seiner Gemalin hundert Zärtlichkeiten und schien unerschöpflich in seinen Danksagungen, daß Isabella eingewilligt, Paris zu verlassen; endlich erging er sich in allerlei Plänen, wie man es sich hier bleibend recht schön und bequem einrichten werde, denn er besitze gar keine Lust diese

herrliche Gegend, dieses milde, für seine schwache Brust so gesunde Klima je wieder zu verlassen. — Allmälig wurden jedoch seine Reden immer unzusammenhängender, endlich lallte er blos mehr und schloß die Augen. — Die paar Tropfen Opiumtinctur, welche Isabella in das Zuckerwasser gemischt, hatten ihre Wirkung geäußert.

„Ja," höhnte jetzt Isabella und ihr Antlitz nahm einen entsetzlichen diabolischen Charakter an, „ja, diese Gegend wirst Du nicht mehr verlassen."

Nach diesen Worten griff das weibliche Ungeheuer nach dem Eiderdunenpolster, der sich zu des Fürsten Füßen befand. Bedächtig breitete sie diesen Polster über das Gesicht des Greises, der auf dem Rücken lag; mit aller Kraft preßte sie dann die weiche Masse auf des Schläfers Mund und Nase. — Dumpfe, gurgelnde Töne drangen alsbald durch das Kissen. Ungeachtet der Lethargie, von der der Fürst befangen war, schien dennoch die Erstickungsgefahr, in der er sich befand, seine Lebensgeister zu wecken, zu sammeln, zum Widerstande aufraffen zu wollen.

Aber Isabella war jung, kräftig und mit dem Muthe der Verzweiflung, der nur dem vollendeten Verbrecher eigen ist, ausgerüstet. Sie achtete nicht auf die Stöße und Schläge, welche die schwachen Arme des greisen Fürsten convulsivisch nach ihr führten. Der Todeskampf ihres Opfers währte übrigens nur wenige Minuten. — Plötzlich fielen die Arme des Fürsten schlaff über das Bett herab. — Die Mörderin, befürchtend, daß Lobieski sich etwa wieder erholen könnte, daß er nicht vollends todt sei, fuhr noch lange fort das Kissen mit wahrer Wuth auf das Antlitz des Greises zu pressen.

„Halte ein, Verruchte!" schrie plötzlich eine Stimme hinter ihr und klirrend fielen die Glastafeln der Thüre zur Terrasse in tausend Scherben zu Boden, während die durch einen Fußtritt gesprengte Thür mit furchtbarem Gekrache aufflog.

Mit einem Aufschrei des höchsten Entsetzens floh Isabella in eine Ecke des Gemaches.

„Mörderin, Ehebrecherin!" fuhr der Eindringling fort und pflanzte seine hohe Gestalt drohend vor die wie Espenlaub zitternde Fürstin.

„Alfred! Du, Du bist es?" hauchte Isabella und eine Ohnmacht drohte ihr.

„Ja, ich bin es, ich, Dein rechtlich angetrauter Gatte, den Du, erbärmliche Schlange, verrathen, betrogen, in Ketten, in die Verban-

nung gebracht hast. Aber zittere! Ich bin hier um Gericht zu halten über Dich. Nicht umsonst will ich allen Schrecknissen Sibiriens getrotzt, nicht umsonst unter tausend Gefahren den russischen Schergen durch die endlosen Wüsten der Mongolei entflohen sein. Verantworte Dich, Du ehrlose Metze, wenn Du es vermagst, rede, sprich oder —"

Nach diesen Worten trat Schwarzenfels, aus dessen Zügen Kummer, Noth und Elend, Haß und Verzweiflung im höchsten Grade sprachen, drohend Isabella näher, welche kreischend in die Kniee sank und mit vorgestreckten Händen um Gnade flehte.

Der Blick des Baron fiel auf das Bett, wo der Erstickte lag. Ungeachtet seiner Aufregung und seines vollkommen verwirrten Seelenzustandes wankte er dennoch dahin, um sich zu vergewissern, ob die schauderhafte That wirklich bereits vollends geschehen, ob hier nichts mehr zu helfen sei. Die Leiche des Greises begann in den Extremitäten schon kalt zu werden.

„Ihr Werk ist gelungen, Madame!" rief Schwarzenfels, als er sich von dem eingetretenen Tode zweifellos überzeugt hatte. Dann trat er rasch auf Isabella zu, welche er ziemlich rauh an der einen Schulter faßte.

„Kommen Sie!" gebot er barschen, ja wilden Tones.

„Wohin soll ich Ihnen folgen?" lallte Isabella und suchte sich der eisernen Faust des Barons zu entwinden.

„In's Gefängniß!" entgegnete Schwarzenfels dumpf, und schonungslos schleppte er die aus allen Kräften, aber ganz vergeblich widerstrebende Fürstin nach der Thüre zu.

„Alfred, Alfred!" heulte sie, und Thränen der Wuth und der Angst perlten auf ihren Wangen. „Alfred! Um unseres Kindes willen höre mich."

Wie elektrisirt blieb der Baron stehen; der Griff seiner Faust lockerte sich.

„Scheusal, entmenschtes!" höhnte Schwarzenfels. „Du wagst es, mich daran zu erinnern. Ha! Gewiß hast Du auch meinen Julius schon ermordet, wie Du jenen armen Greis dort ermordet und wie Du mich ermorden wolltest. Sprich, aber mache kurz!"

„Nein, Alfred, unser Julius lebt."

„Wo?"

„Das ist mein Geheimniß. — Höre meinen festen Entschluß — wenn Du mich in's Gefängniß wirfst, wenn Du nicht ewiges Still-

schweigen schwörst über das Ereigniß des heutigen Abends, wenn Du je einen Schritt thust, welcher meine Ehe mit Lobieski ungiltig erscheinen läßt, stirbt das Kind und sollte ich es eigenhändig erwürgen müssen."

Schwarzenfels schauderte. Er wußte, daß das weibliche Ungeheuer vor ihm keine leere Drohung aussprach. Er sah sich plötzlich entwaffnet — durch die unendliche Liebe zu seinem Kinde.

„Und willst Du mir dann das Kind unbedingt und für alle Zeiten überlassen?" frug er mit furchtbarem Ernste.

„Unbedingt und für alle Zeiten!"

„Wohlan — möge es mir Gott vergeben, daß ich, um Leben und Ehre meines Kindes zu retten, der irdischen Gerechtigkeit die Bestrafung eines schändlichen, unerhört grausamen Verbrechens unmöglich mache. — Kann ich wohl anders dieser Elenden gegenüber, die kein Bedenken tragen würde, ihre Hände in das Blut des eigenen Kindes zu tauchen? — Nun denn — bei meiner Mannesehre, bei dem Andenken an meine erlauchten Ahnen, ich schwöre Dir hiermit das doppelte Stillschweigen, das Du forderst. Wo hast Du meinen Sohn verborgen? Aber hüte Dich, mich etwa betrügen zu wollen."

Mit zitternder Stimme bat Isabella den furchtbaren Gast, ihr nach ihrem Gemache zu folgen. Dort holte sie aus einer Brieftasche eine Adresse und ein Medaillon hervor.

„Die Ueberreichung dieses Medaillons sammt Kette genügt, damit Dir das Kind von der Witwe Bauer in Appenzell ausgefolgt werde," sagte Isabella und warf sich auf einen Stuhl, da ihre Füße nunmehr den weiteren Dienst versagten.

Der Baron wollte sich stumm entfernen. Isabella bat ihn, noch einen Augenblick zu verziehen.

„Von dieser Stunde an sind wir uns wieder vollkommen fremd," begann sie festeren Tones als unter dem Einflusse von Erlebnissen, wie die soeben stattgehabten, füglich zu erwarten stand, „ich wünsche daher, daß wir eine gewisse Geldfrage in's Reine bringen, bevor unsere Wege sich für immer trennen."

„Meint Madame damit die 120,000 Thaler, die Sie mir veruntreut haben?" warf kurz und höchst verächtlich der Baron hin.

„Die Sie mir zur Aufbewahrung gaben, wollten Sie sagen," fiel Isabella rasch ein, „nun ja, diese Summe meinte ich. Leider bin ich für den Moment nicht in der Lage, selbe zu Ihrer Disposition zu

stellen. Ich werde jedoch die 120,000 Thaler in zehn bis zwölf gleichen Jahresraten Ihnen erstatten, wenn Sie damit einverstanden sind —"

„Schon gut, schon gut," unterbrach Schwarzenfels, „mein Stammgut bei Celle wird meine geringen Bedürfnisse zur Nothdurft decken. Wegen des in Rede stehenden Capitals wollen wir daher das Weitere rein geschäftsmäßig im schriftlichen Wege abthun, denn es drängt mich eben so sehr die Reise nach Appenzell anzutreten, um mein Kind zu sehen, als die giftschwangere Nähe Eurer bluttriefenden Durchlaucht zu meiden."

Dröhnenden Schrittes verließ der Baron die Villa.

Isabella eilte zur Leiche des Fürsten zurück. Sie löschte daselbst das Licht aus, verriegelte die Thüre, durch die sie gekommen, von innen und begab sich dann über die Terrasse in ihr eigenes Schlafgemach, das im entgegengesetzten Erker sich befand. Um zehn Uhr Morgens wurde Isabella durch Demetrius geweckt, welcher ganz verwirrt meldete, daß der Fürst todt im Bette liege. — Heulend und wehklagend stürzte auf dieses Isabella in das Zimmer des Verblichenen, den sie mit tausend Küssen und Thränen bedeckte.

Als der größte Schmerz der armen Witwe sich etwas gelegt, befahl sie Demetrius, die Glasscherben vom Boden sorgsam aufzulesen und die beschädigte innere Thüre in einem der ebenerdigen Magazine zu verwahren. Hierauf wurde nach dem Todtenbeschauarzte gesendet, welcher nach kurzer Besichtigung ein Lungenödem als die Todesursache in das Bestattungscertificat eintrug. Vor lauter Kratzfüßen hatte übrigens dieser Arzt beinahe gar keine Zeit gehabt, seine Beschau ordnungsmäßig zu vollziehen, denn die Fürstin ließ in die Hand des Italieners gleich nach dessen Eintritte ein Dutzend Goldstücke gleiten.

So verlief denn die für Isabella so bedenkliche Affaire auch in dieser Hinsicht ganz glatt und correct.

Vierzehn Tage später befand sich die reizende, tieftrauernde Witwe wieder in Paris. Chevalier Briancourt, welcher abermals zudringlich zu werden begann, wurde eines Tages von Demetrius und zwei anderen Dienern vor tausend Zeugen sehr unsanft auf das Pflaster vor das Hôtel der Fürstin gesetzt und seinem Fortkommen durch einige Fußtritte nachgeholfen. Der Herr Chevalier fand es in Folge dessen gerathen, auf einige Zeit auf Reisen zu gehen, um dem Gelächter und dem Hohne der Welt auszuweichen. Natürlich schwur er Rache und Verderben der Fürstin, was diese aber vorläufig gar nicht anfocht, denn sie

hatte die Lacher auf ihrer Seite und die bösen Ausstreuungen des abgetrumpften Roué wollten nicht verfangen.

Der Baron hatte mittelst der erhaltenen Adresse und des Medaillons glücklich seinen Julius zu Stande gebracht, den er in München einer achtbaren Familie übergab. Aus den Einkünften seines Rittergutes sicherte er hypothekarisch ein für alle Mal ein sogar von ihm selbst unantastbares Capital von 20,000 Thalern für die Erziehung des Knaben. Ihm selbst blieb eine Rente von beiläufigen 4000 Thalern. Sein Seelenschmerz litt ihn nicht in der Heimat. Er begann ein nobles Vagabundenleben und schließlich ließ er sich zum Spiele, das er bisher so sehr gehaßt, verleiten. — Seine Vermögensverhältnisse und seine Gesundheit wurden immer verrotteter. Sein Stammgut kam unter den Hammer. Jetzt sah er sich gezwungen, von der Fürstin nach und nach seine Forderung einzutreiben. Bei einer solchen Gelegenheit haben wir seine erste Bekanntschaft in Biarritz gemacht.

XV.

Flitterwochen.

Eine der ersten Handlungen, welche Kaiser Max noch vor seinem officiellen Einzuge in die Hauptstadt Mexiko vornahm, war der Auftrag an den Oberbefehlshaber Bazaine das Militärwesen des jungen Kaiserreiches neu zu organisiren. Es war dies keine leichte Aufgabe, denn die selbstständigen Streitkräfte des Reiches mußten nicht nur den wirklichen Bedürfnissen entsprechen, sondern auch den vorhandenen prekären Geldmitteln angepaßt werden.

Der General, welcher damals das volle Vertrauen des Kaisers besaß, ermangelte nicht, unverzüglich einen detaillirten Plan zur Errichtung und Organisation einer mexikanischen Nationalarmee vorzulegen.

Entschieden verwahrte sich aber Bazaine gegen jede Zersplitterung des französischen Expeditionscorps in einzelne Garnisonen. Vor Allem wurden von permanenten Commissionen die Patente aller eingebornen Offiziere jeden Grades strenge revidirt. Diese Maßregel müß zwar

mit Rücksicht auf die zu stark belastete Staatscassa als dringend nothwendig bezeichnet werden, erregte aber große Unzufriedenheit und ward die Veranlassung zu vielen Desertionen in das Lager der Juaristen, weil die Mehrzahl der Herren Generäle und Oberste zu diesen Chargen an der Spitze von Räuberbanden sich selbst ernannt hatte. — Gleichzeitig setzte sich die Hälfte der franco-mexikanischen Armee gegen Norden in Bewegung um einen ernstlichen Feldzug gegen Juarez zu unternehmen, weil dessen Regierung in Nuovo-Leon, etwa 200 französische Meilen von der Hauptstadt Mexiko entfernt, sich etablirt hatte und nun über die amerikanische Grenze gedrängt werden sollte.

Dieser Vormarsch sicherte zugleich die große Reise, welche Kaiser Max in der nördlichen Richtung von Mexiko anzutreten beschlossen hatte und während welcher die Kaiserin Charlotte als Regentin die Zügel der Regierung lenken sollte.

Am 10. August brach der Kaiser von der Hauptstadt auf. Die Reiseequipage war so einfach als möglich zusammengestellt worden. — Sie bestand aus sechs Postkutschen und zwölf Reitpferden. Als Escorte diente eine Escadron französischer Cavallerie und eine Escadron von dem damals eben erst in der Formation begriffenen ersten Garde-Reiter-Regimente, welches ganz nach Art und Weise der Chasseurs d'Afrique ausgerüstet wurde.

Die Marschordre war folgende:

Zwei Züge Cavallerie zweihundert Schritte voraus als Avantgarde.

Eine vollständige Escadron unmittelbar um den Wagen oder das Pferd Sr. Majestät.

Hierauf die Kutschen des Gefolges und die Handpferde.

Zum Schlusse zwei Züge Cavallerie als Arrieregarde.

Im Dienste um die Person des Kaisers wechselte jeden Tag die französische Escadron mit der mexikanischen.

Wenn der Kaiser nicht im Wagen schrieb, ging es im scharfen Trabe. Sehr häufig mußte aber der Schritt eingeschlagen oder ganz gehalten werden, wenn der Kaiser selbst schrieb oder seinem Secretär dictiren wollte.

Im Gefolge des Kaisers befanden sich: Staatsrath Sebes-Scherzenlechner, Capitän Loysel, Polizei-Commissär Limelette-Vanderlinden und Haushofmeister Wennisch.

Auf dieser Reise wurde Sr. Majestät durch Herrn Scherzen-

lechner der nachmalige Verräther Miguel Lopez vorgestellt. Durch die Anempfehlung Scherzenlechner's und durch das einschmeichelnde Benehmen des Lopez, eines nach mexikanischen Begriffen schönen Mannes von reiner creolischer Abstammung zwischen 45 und 50 Jahren, ließ sich der Kaiser leider bestimmen, ohne nähere eingehende Prüfung zu bewilligen, daß Lopez vorläufig in der kaiserlich-mexikanischen Armee als Oberstlieutenant eintreten dürfe. General Woll, welcher Präses einer der vorerwähnten Commissionen zur Purificirung der einheimischen Offiziere gewesen war, hatte sich nämlich geweigert, sein Patent zu bestätigen, weil Lopez schon einige Jahre zuvor die damals bestehende Regierung meineidig verrathen hatte, ehrlos desertirt und zum Feinde übergelaufen war. In der Affaire von San Lorenzo hatte er gleich seinem nahen Verwandten Peña, dem nachmaligen Schwiegervater Bazaine's, den Franzosen wichtige Spionendienste geleistet, wofür er von Bazaine zum Offizier der Ehrenlegion ernannt wurde.

Miguel Lopez eilte nach seiner Vorstellung beim Kaiser nach der Hauptstadt. Der feine Heuchler wußte sich auch alsbald bei der Kaiserin beliebt zu machen, auf deren Verwendung er später zum Obersten des „Cavallerie-Regiments der Kaiserin" ernannt und mit dem Orden von Guadelupe und vom mexikanischen Adler geschmückt wurde.

Völlig irrig ist übrigens die vor einiger Zeit aufgetauchte Behauptung, daß Miguel Lopez der Sohn eines k. k. General-Majors und Theresienritters sei. Die Unrichtigkeit einer solchen Annahme geht übrigens schon daraus hervor, daß der einzige General dieses Namens, welchen die österreichische Armee in diesem Jahrhunderte aufzuweisen hat, schon im Jahre 1813 zu Graz, also vor 54 Jahren starb, während Lopez erst in der Mitte der Vierziger steht. Lopez ist übrigens in den Creolenstaaten ein sehr häufig vorkommender Name.

Am 15. August lud der Kaiser in San Juan del Rio alle dort befindlichen französischen Truppen vom General Mangin angefangen bis zum letzten Gemeinen herab, zu seiner Tafel. „Ich weiß," sagte der Kaiser, „daß die französischen Soldaten am heutigen Tage zur Feier des Napoleonfestes gemeinschaftliche Tafel zu halten pflegen; dieser schönen Sitte soll durch meine Anwesenheit nicht Abbruch geschehen."

Diese Aufmerksamkeit machte in dem französischen Expeditionscorps einen sehr guten Eindruck und milderte in etwas die Mißstimmung, welche bereits damals unter den Interventionstruppen Platz zu greifen begonnen hatte. Bei dem Ordensregen nach dem feierlichen Einzuge in

Mexiko waren nämlich, wie es bei solchen Gelegenheiten schon zu gehen pflegt, sehr viele Würdige vergessen, dagegen eine Unzahl wenig oder gar zweifelhaft verdienter Individuen mit Auszeichnungen bedacht worden.

Am 17. August langte der Kaiser in Querétaro an. Hier wurden ihm zu Ehren große Festlichkeiten veranstaltet; er verweilte deshalb in dieser ihm später so unheilvollen Stadt durch mehrere Tage. Am 23. traf Se. Majestät in Celaya ein. Auf dem ganzen Wege bis zu dieser Stadt traf man überall auf handgreifliche Spuren von Noth und Elend, welche theils durch die Revolution, theils durch die völlige Mißernte des Jahres 1864 hervorgebracht worden waren; der Kaiser gab aus seiner Privatcasse mit vollen Händen, aber was vermochte diese Hilfe bei dem allgemeinen Jammer.

In Irapuato, unweit von Celaya, erkrankte der Kaiser plötzlich an einer bedenklichen Angina (heftigen Kehlkopfentzündung), welche ihn vierzehn Tage an's Lager fesselte. Man hielt diese Krankheit so geheim, daß selbst die Kaiserin Charlotte erst nach der Genesung ihres erlauchten Gemals von der großen Gefahr, in welcher derselbe geschwebt, Kenntniß erhielt.

Am 15. September reiste man endlich weiter nach dem Dörfchen Dolores, dessen wir schon einmal als der Wiege des mexikanischen Unabhängigkeitskampfes Erwähnung gethan*). Der Kaiser übernachtete in demselben Hause, wo der alte Pfarrer Hidalgo seine weltberühmte Proclamation: grito de Dolores (Schmerzensschrei) erließ und trug seinen Namen in das dort aufliegende Gedenkbuch ein.

Vor einer zahlreichen, von weit und breit zusammengeströmten Menschenmenge hielt der Kaiser am nächsten Morgen folgende schwungvolle Rede:

„Mehr als ein halbes Jahrhundert ist von schweren Stürmen durchwogt, verflossen, seit diesem Volke aus der Brust eines demüthigen Greises das große Wort Unabhängigkeit erscholl, das wie ein Donner von einem Ocean zum anderen durch die ganze Ausdehnung von Anahuac widerhallte und vor dem die Sclaverei und der Despotismus mehrerer Jahrhunderte in den Staub sanken. Dieses Wort, das wie ein Blitz in der Nacht erglänzte, erweckte eine ganze Nation zur Freiheit und Befreiung. Unser Adler irrte, als er seine Flügel entfaltet, un-

*) I. Bd. S. 116.

schlüssig umher; nun aber, da er den rechten Weg gefunden und den Abgrund hinter sich hat, schwingt er sich kühn in die Höhe und erdrückt zwischen seinen eisernen Klauen die Schlange der Zwietracht."

Hiermit spielte der Kaiser auf das mexikanische Wappen an, dessen so wie der Kroninsignien nähere Beschreibung wir der Vollständigkeit wegen für angezeigt halten.

Das Wappen zeigt in der Mitte einen braunschwarzen Adler, der im Schnabel eine grüne Schlange hält, die Feuer speit; er sitzt auf grünen indischen Feigenblättern, welche aus der Spitze einer Berggruppe hervorwachsen; das Ganze ist von Wasser und blauem Himmel umgeben. Die das Wappen haltenden Greife sind zur Hälfte schwarz und golden, zur anderen Hälfte lediglich von Gold, die Bänder, welche Schwert und Scepter verbinden, sind roth mit grünem Rand. Die Ordenskette besteht aus Adlern und zwei verschlungenen M, welche Maximilian I. bedeuten. Der Wahlspruch auf dem Bande unter dem Wappen lautet: „Equidad en la Justicia."

Die Krone ist ganz von Gold, der Reif mit rothen und grünen Edelsteinen, die Bügel mit weißen Perlen besetzt. Die Bänder roth mit grüner Einfassung.

Das Scepter, gleichfalls von Gold, und der Griff des Schwertes sind mit ebensolchen Steinen wie der Reif der Krone besetzt.

Stürmisch war der Beifall, welchen die obige Rede des Kaisers hervorrief, ein Beifall, der sich zum Jubel steigerte als Se. Majestät sodann verkündete, daß heute zur selben Stunde in der Hauptstadt des Reiches von der Kaiserin der Grundstein zum Unabhängigkeitsdenkmale gelegt werde.

Am 18. September zog der Kaiser in Guanajuato ein; der großartige, überraschend festliche und herzliche Empfang, welcher hier stattfand, bestimmte den Monarchen seine Reise um einige Wochen zu verlängern. In Guanajuato ordnete er mehrere wichtige öffentliche Arbeiten an und besichtigte die dortigen Silberminen. Inzwischen waren die Wege durch den Regen völlig grundlos geworden, so daß man erst am 1. October von Leon abreisen konnte. Am 11. October langte man in Morelia an. Am 27. October hielt der Kaiser seinen Einzug in Toluca, wohin ihm die Kaiserin Charlotte entgegengereist war.

Unweit von Santa-Fé tauchte plötzlich ein Reitertrupp am Horizonte auf. Es war Marschall Bazaine, welcher kam, um Ihre Majestäten zu begrüßen. Er hatte die Aufmerksamkeit gehabt auf einem hoch-

gelegenen Punkte, Guajimalpa genannt, von welchem aus man den vollen Anblick der Stadt und des Thales von Mexiko genoß, ein splendides Gabelfrühstück serviren zu lassen, welches man unter einem Zelte einnahm.

Die Majestäten hatten sich jeden feierlichen Empfang bei ihrer Rückkehr in die Hauptstadt ausdrücklich verbeten. Nichtsdestoweniger bedeckten Hunderte von Reitern und eleganten Equipagen seit frühestem Morgen die Straße von Mexiko nach Toluca. Der Empfang von Seite der Bevölkerung war nicht solenn aber herzlich. Eine allgemeine Illumination beschloß würdig den 29. October 1864. Es war gewiß einer der schönsten Tage, die Ihre Majestäten in Mexiko erlebt.

Die Kaiserin hatte inzwischen in ihrer Eigenschaft als Regentin mehrfach Gelegenheit gehabt die absolute Herrschaft, welche in ihren Händen durch fast drei Monate gelegen, auch von der Schattenseite kennen zu lernen.

Das unmenschliche Benehmen der unter dem Befehle Dupin's stehenden Contre-Guerilla's veranlaßte allerorts die eingebornen kaiserlich-mexikanischen Präfekte zu langathmigen und grellen Beschwerden. Mit Ende August 1864 hatten diese Klagen bereits einen solchen Umfang und eine solche Tragweite erreicht, daß die Kaiserin, davon heftig ergriffen, den Marschall aufforderte den Gräuelthaten des Blutmenschen Dupin ein Ziel zu setzen und überhaupt den französischen Truppen anzuempfehlen, die nationale Empfindlichkeit der Mexikaner zu schonen, statt das Volk durch ein herausforderndes, übermüthiges und anmaßendes Benehmen tödtlich zu beleidigen, wodurch dem Ansehen und den Sympathien für das Kaiserreich heilloser Schade zugefügt werde.

Bazaine fand es jedoch für gut seine Leute unbedingt in Schutz zunehmen, wie sein nachfolgendes authentisches Schreiben beweist.

„Mexiko, 4. September 1864.

„An Ihre Majestät die Kaiserin!

„Der Oberbefehlshaber kommt von Neuem auf die Klagen zurück, die er schon mehrmals Ew. Majestät über die übertriebenen, um nicht zu sagen lügenhaften Berichte der hochgestellten Verwaltungsbeamten ausgesprochen hat.

„Die Commandanten handeln nur unter Leitung des Oberbefehlshabers. Die Ausnahmsmaßregeln und die Geldstrafen, welche Bevölkerungen und selbst Einzelnen auferlegt wurden, erfolgten auf Befehl und nach den bestehenden Regeln (?!).

„Die durch den Parteigeist unterhaltenen Agitationen sind durch in jeder Hinsicht bedauerliche Ereignisse gerechtfertigt und die Verantwortlichkeit hierfür kann nur den Agenten zugewiesen werden, deren Schwachheit und Unfähigkeit klar zu Tage gelegt werden könnte.

„Die letzten Vorgänge in San Angel, wo bewaffnete Banditen (?) mitten in der Stadt Waffen und Munition aus einem nicht bewachten Hause geholt haben, beweisen mehr als zur Genüge, daß die Civilbehörde nicht wachsam ist, und in beklagenswerther Sicherheit, wenn nicht in verbrecherischer Mitschuld, die Augen schließt.

„Die Einwohner selbst, deren Eifer und Hingebung von gewissen Beamten gepriesen wird, thun nichts, wenn es gilt zu handeln, was jedenfalls an dem Mangel von Energie und Initiative Derjenigen liegt, die nach ihrer Stellung sie zum Widerstande auffordern, oder durch ihr Beispiel mit fortreißen sollten.

„Die neuesten Nachrichten, die ich von Zacuatilpan erhalte, schildern die Stadt von den Einwohnern verlassen und mit den Banden entflohen, welche durch eine Handvoll unserer Soldaten verfolgt werden.

„Das ist ein beklagenswerther Zustand, und ich kann nicht genug in Euer Majestät dringen, daß ein Rundschreiben an die Bewohner erlassen und in Menge verbreitet werde, es möge Jeder zu Hause bleiben und seinen Herd vertheidigen oder denselben wenigstens nicht verlassen.

Bazaine."

Die in späterer Zeit so sehr hervortretende Geneigtheit des Marschalls, sich als unfehlbar hinzustellen und den Mentor des jungen Kaiserreiches zu spielen, blickt aus jeder Zeile dieses merkwürdigen Briefes. Wie sehr übrigens Bazaine liebte sich auch in Dinge rein administrativer Natur zu mischen, welche ihn als Oberbefehlshaber eigentlich gar nichts angingen, und wie sehr er schon vom Anfang an bestrebt war, bei jeder Gelegenheit den Kaiser eines Fehlers zu zeihen, möge das folgende Schreiben beweisen.

„Mexiko, 16. November 1864.

„Sire!

„Ich habe gestern einen gewissen Manuel Medel, Unterpräfecten und ehemaligen Commandanten von Tepeji de la Seda

empfangen, der durch Herrn Pardo, Präfecten des Departements Puebla, abgesetzt worden ist. Ich kenne den Manuel Medel nur durch den Ruf von Redlichkeit und Energie, den er sich im Lande erworben hat. — Seine Excellenz der Marschall Forey hat ihm wegen seiner kräftigen Vertheidigung gegen die Juaristen das Kreuz der Ehrenlegion zuertheilt. Medel ist ein Vollblutindianer, aber mit der etwas schlaffen Haltung dieser Race. (Wie paßt dies zur vorbelobten Energie?) Er betheuert seine Ergebenheit gegen den Kaiser, wie seine guten Absichten, und ruft seine Vergangenheit als Zeugniß für sich an.

„Ich weiß nicht, welche Gründe Herr Pardo haben konnte, den Mann abzusetzen, und berichte daher die Sache Euer Majestät, damit Sie einen Diener, den einzigen Indianer im Civildienste, welcher das Kreuz der Ehrenlegion trägt, hören, sich von der Wahrheit überzeugen und die Dinge in ihrem wahren Lichte sehen möchten.

Bazaine."

In Folge der Kaiserreise entstand eine Reihe von sehr lobenswerthen Reformen im entschieden liberalen Sinne. Leider hatte ein schon am 7. August veröffentlichtes Edict nach französischer Schablone die Freiheit der Presse völlig illusorisch und in den gebildeten Schichten der Bevölkerung sehr viel böses Blut gemacht.

Im Ganzen bestärkte die gedachte Reise den Kaiser in manchen Irrthümern, in denen er durch falsche Rathgeber tief befangen war. — Er überschätzte die Ausdehnung und die Bedeutung des von ihm bereisten Districtes, welcher an Flächeninhalt kaum den hundertsten Theil des ganzen Reiches umfaßte, und zweitens schloß er von der festlichen Stimmung und der freundlichen Aufnahme, die er fast überall auf der Reise gefunden, auf die Stimmung des ganzen Landes, endlich war er in seiner großen Bescheidenheit nur allzusehr geneigt, die Begeisterung, welche ihm entgegengetragen wurde, auf Rechnung politischer Zustände und Verhältnisse zu setzen, und daraus den Wunsch des Volkes nach einer Monarchie zu folgern, während in Wahrheit alle Demonstrationen größtentheils nur ihm als Menschen und seinen vortrefflichen Eigenschaften galten und überdies die den Mexikanern eigenthümliche Höflichkeit es als ein strenges Gebot der Convenienz erscheinen ließ für die Wohlthaten, die der Kaiser mit vollen Händen spendete, sich dankbar zu bezeigen.

Nach der Rückkehr von der Reise vervollständigte der Kaiser sein Ministerium. Kriegsminister wurde Dios Peza, Robles Pezuela erhielt das Portefeuille für Handel und Industrie, und Escudero y Etchanove jenes für Justiz und öffentlichen Unterricht. Don Ramirez, dessen Bekanntschaft wir schon am Eingange unseres Werkes gemacht, war für das Auswärtige gewonnen worden. Es fehlten nur noch Minister für das Innere und für die Finanzen. Zu ersterem wurde im November ein gewisser Esparza ernannt, und die Finanzen, das heißt eigentlich das Deficit, hielt ein obscurer französischer Agent in Evidenz.

Die Thätigkeit, welche der Kaiser im Spätherbste des Jahres 1864 entwickelte, war eine enorme, eine unglaubliche. — In erster Linie waren seine Absichten auf die Hebung des materiellen Wohlstandes gerichtet. Der Bau von Landstraßen und Brücken wurde in allen von den Kaiserlichen occupirten Landestheilen anbefohlen. Mehr als hundert Mal war der Kaiser auf seiner Reise sammt seinem Train stecken geblieben, und an vielen Orten, wo die Landkarten Straßen zeigten, war oft nicht einmal die Spur eines Saumweges vorhanden. — Mittelst Decret vom 9. November wurde die Inspection aller Departements durch eigens eingesetzte kaiserliche Commissäre geregelt, um alle in der Beamtenwelt eingerissenen Mißbräuche zu unterdrücken, den Gang der Verwaltung zu überwachen und die Gleichheit vor dem Gesetze anzubahnen. Zugleich sollten die Geburts-, Heirats- und Todtenlisten, welche die wenigsten Pfarrer, und auch dann immer nur sehr mangelhaft zu führen pflegten, allgemein in Uebung kommen. Ein Rundschreiben vom 3. November an die Präfecten enthielt eine umfassende Instruction, worauf diese Verwaltungsorgane insbesondere zu achten hätten; ihrer besonderen Obsorge ward dringend anempfohlen: Einheit und Gleichheit des Gesetzes im ganzen Lande und für alle Personen, kräftige Handhabung des Sicherheitsdienstes, Beförderung des Volksunterrichtes, Gesundheitswesen, Bau und Erhaltung der Straßen, Schutz und Hebung des Ackerbaues und der Viehzucht, Regulirung des für Mexiko so wichtigen Bergbaues, Schonung der Wälder, Autonomie der Municipalbehörden, Beschreibung des unbebauten Grund und Bodens u. s. w., ja sogar auf die Erhaltung der Baudenkmäler erstreckte sich die umfassende Fürsorge des Monarchen. — Aber alle diese seine, sowie die übrigen practischen Anordnungen scheiterten gleich vom Anfange an der Indolenz des Volkes und der stets schlimmer werdenden Finanznoth.

Ein Decret vom 23. November 1864 setzte vorläufig die Einfuhrszölle um fünfzig Percent herab, und Minister Robles erließ gleichzeitig einige wichtige Circulare wegen Ausbreitung der Tabak-, Baumwoll-, Flachs- und Zucker-Rohcultur, sowie wegen allmäliger Cultivirung der noch brach liegenden Ländereien.

Manche Illusionen, welche das Kaiserpaar von Miramar*) mit über den Ocean gebracht, mochten zu jener Zeit bereits einen gewaltigen Stoß erlitten haben. Jedenfalls dürfte man über die wahre Sachlage so weit im Klaren gewesen sein, um jenen utopischen Träumen, welche das von einem gewissen John de Havilland im Jahre 1863 eigends für den Erzherzog Max im Auftrage Napoleon's verfaßte, zur Veröffentlichung gar nicht bestimmte und deshalb blos in einigen wenigen Exemplaren abgezogene Memoire: „Le Mexique sous la Maison de Habsbourg" enthält, weiter zu huldigen. In diesem entweder von der crassesten Unkenntniß der mexikanischen Verhältnisse oder der gewissenlosesten Lüge inspirirten Memoire ist z. B. Seite 6 zu lesen, daß das künftige Kaiserreich nicht nur die centralamerikanischen Republiken und die Insel Cuba sich einzuverleiben habe, sondern auch Texas annectiren müsse!

Betrachten wir nun etwas den Verlauf der militärischen Operationen, welche Bazaine mit dem Beginne der Kaiserreise unternommen hatte. Die franco-mexikanischen Heerhaufen wandten sich gegen die Städte Monterey, Vittoria und Matamoros, wodurch die Republikaner aus Cohahuila, Nuevo-Leon und Tamaulipas vertrieben wurden. Die ganze franco-mexikanische Armee drang in vier Colonnen in paralleler Richtung gegen Norden vor, und zwar von Tampico aus die Contre-Guerillas unter Oberst Dupin, von San Louis Potosi der kaiserlich mexikanische General Mejia nach dem Staate Tamaulipas, um Vittoria zu nehmen, von Durango der französische General L'Herillier nach Nordosten, und von Aguas Calientes der französische General de Castagny gegen Monterey zu.

Bereits am 24. August vereinigte sich Dupin mit Mejia vor Vittoria, welches die Juaristen verlassen hatten, da deren Absichten

*) Miramar oder Miramare ist streng genommen gleich richtig geschrieben. Ohne e ist es ein spanisches, mit e ein italienisches Wort, bedeutet aber in beiden Sprachen ganz dasselbe, nämlich „Luginsmeer". Wie wir aus authentischer Quelle zu versichern vermögen, zog Kaiser Max die spanische Schreibweise seines Lieblingsaufenthaltes an der Adria vor, und zwar schon aus dem Grunde, weil er den Plan hatte, seiner Zeit in Mexiko eine Seestadt „Miramar" zu gründen.

auf Tampico gerichtet waren. Das Endziel der francomexikanischen Armee blieb jedoch Matamoros. Während Dupin nun sich wieder von Mejia trennte, um Tampico zu decken, vereinigte sich Letzterer am 9. September mit Castagny.

Kurz hierauf rückte jedoch Mejia allein gegen Matamoros vor, in welche Stadt sich der republikanische General Cortina geworfen hatte. — Am 20. September mußte sich Cortina ergeben, aber statt diesen rohen, gefährlichen Wütherich als Kriegsgefangenen nach der Hauptstadt abzuliefern, that Mejia etwas rein Unbegreifliches — er ernannte Cortina zum Commandanten der Stadt und zum kaiserlichen Divisionsgeneral!

Mejia selbst wurde zum Militär-Commandanten von Tamaulipas, Nuevo-Leon und Cohahuila ernannt. Dupin blieb mit seinen Truppen in Tamaulipas, wo aber seine Mannschaft durch das gelbe Fieber decimirt wurde; zudem setzte ihm der Guerillaführer Abalos sehr hart zu, und mehr als einmal zog er gegen diesen kühnen Mann auf empfindliche Weise den Kürzeren.

Die schwierigste Arbeit hatte General Castagny vor sich. Tagelang litten mitunter seine Leute Durst, da die Republikaner vor ihm alles Trinkwasser vergifteten. — Unter unsäglichen Mühseligkeiten rückte er endlich am 26. August in Monterey ein. Am 21. September bestanden die Franzosen unter dem französischen Oberstlieutenant Martin bei La Estanziela ein sehr glänzendes Gefecht gegen eine dreifache Uebermacht. Als nächste Folge hiervon mußte sich Juarez noch weiter nördlich, und zwar bis nach Legalidad im Staate Chihuahua zurückziehen.

Am 13. November wurde endlich der wichtige Hafen Mazatlan im stillen Ocean von den Franzosen unter General Zozada, unterstützt von dem Feuer vier französischer Kriegsschiffe, genommen. — Der juaristische General Corona, welcher in der Provinz Sinaloa commandirte, gab jedoch keineswegs den Kampf auf, griff vielmehr wieder Mazatlan an, dessen Besatzung nur mit Mühe den Sturm abschlug, und sein Untergeneral Rosales vernichtete bei Culiacan eine französische Abtheilung. — Hierdurch ward General Castagny bemüssigt, von Durango aus zu Hilfe zu eilen. Corona's Schaaren erlitten zwar am 1. Jänner 1865 beim sogenannten Teufelspasse eine Niederlage, ohne jedoch dadurch vernichtet zu sein. Die Franzosen begingen nun ganz ähnliche Gräuel, wie sie Corona verübt; sie mordeten,

plünderten und sengten schonungslos. Die Stadt Sebastian wurde gänzlich zerstört und jeder Gefangene ohne Weiteres erschossen. — Die Franzosen wütheten nun in der unglücklichen Provinz Sinaloa weit ärger, als es die Republikaner je gethan. In der Stadt Mazatlan wurden sogar einige Kaufleute auf den bloßen Verdacht hin erschossen, mit den Republikanern im Einverständnisse zu leben.

Während dieser Operationen im Norden und Nordwesten hatten der französische General Douay und der kaiserlich mexikanische General Marquez in den Staaten Michoacan, Jalisco und Querrero einen sehr harten Stand. — Sandoval, Garcia de la Cadenna, Ortega, Neri, Echeagaray, Palacio, Rojas und Romero lieferten den Kaiserlichen an der Spitze ihrer fliegenden Corps zahllose Gefechte mit wechselndem Erfolge. — Im Staate Querrero ging es jedoch mit den Kaiserlichen ziemlich schief. Alvarez, der „alte Panther", machte herzhaft jeden Fuß breit Landes streitig, und sein Sohn Diego besiegte am 10. November 1864 den kaiserlichen Generalen Vicario bei Chilapas gänzlich, so daß derselbe über den Mescale fliehen mußte. Dieser Mißerfolg nöthigte die Franzosen den Hafen Acapulco zu räumen, dessen Besatzung nach Mazatlan überführt wurde. — Alvarez befand sich also wieder im völligen Besitze des ganzen Staates Querrero.

Auch im Staate Oaxaca stand die Herrschaft der Republikaner im Herbste 1864 noch völlig unerschüttert. Porfirio Diaz befehligte daselbst. Ohne die Unterwerfung von Oaxaca war und blieb aber die Verbindung zwischen Mexiko und Veracruz stets bedroht. Bazaine beschloß daher sich mit aller Macht auf Porfirio Diaz zu werfen. Der Beginn des Feldzuges gegen denselben ließ sich jedoch für die Kaiserlichen sehr ungünstig an. Am 10. August ward Oberst Giraud bei Teotitlan von Diaz angegriffen und geschlagen worden und die französische Hauptmacht unter General Briancourt, welche bis Nochistlan gekommen, mußte unverrichteter Dinge nach Tehuacan im Staate Puebla umkehren. Im December endlich wurde General Vicario durch die Diaz'schen Reiterschaaren geschlagen und der französische General Courtois bei Etla fast vollständig aufgerieben.

Die Lage wurde immer bedenklicher; das militärische Prestige der Franzosen begann bereits arg zu leiden. Jetzt beschloß Bazaine die Leitung an Ort und Stelle selbst in die Hand zu nehmen. Am 3. Jänner 1865 reiste er von Mexiko ab und am 4. Februar eröffnete er bereits ein mörderisches Feuer gegen die Festung von Oaxaca. Volle

fünf Tage währte die Beschießung bis hinlänglich Bresche gelegt war. Nun erst capitulirte Porfirio Diaz, welcher nach Puebla als Kriegsgefangener abgeführt wurde. Das Commando von Oaxaca übergab Bazaine dem Obersten Mangin. Am 15. Februar 1865 reiste der Marschall von Oaxaca ab, mit dessen Falle auch die ganze reiche Provinz unter die Herrschaft des Kaiserthums gerieth.

Am 25. Februar zog Bazaine in der Hauptstadt Mexiko als Triumphator ein. Die im August unternommene Campagne konnte als beendigt betrachtet werden. Die Resultate waren aber theuer erkauft. Vom Monate Juli bis zum Schlusse des Jahres 1864 hatten 122 ernstliche Gefechte stattgefunden, in denen der franco-mexikanischen Armee 1300 Mann verwundet, aber 3277 getödtet wurden. Letztere Ziffer liefert einen Beweis von der namenlosen Erbitterung, mit welcher gekämpft wurde und wie viele Opfer die Hinterhalte der Guerilla's gekostet.

Die Einnahme von Oaxaca, deren Opfer an Menschen unter obiger Summe nicht mitbegriffen sind, bildete den Glanz- und Schlußpunkt der Flitterwochen des Kaiserreiches.

Das anfängliche Zerwürfniß des Kaisers mit dem Clerus, von welchem wir in einem anderen Capitel ausführlich sprechen werden, war bereits in offene Feindschaft ausgeartet, und die financielle Noth stieg von Tag zu Tag. Die Auslagen erwiesen sich per Jahr mit 40 Millionen Piaster zu gering und die Einnahmen mit 15 Millionen als zu hoch veranschlagt. Es war also nun ein Deficit von 25 Millionen Piaster oder von nahezu 60 Millionen Gulden zu decken. Von dem Nominalbetrage des Anlehens, welches der Kaiser zum Course von 63 zu 6 Percent vor seiner Abreise geschlossen, gelangte nur etwa ein Drittel nach Mexiko, weil das hohe Disconto abgezogen worden war und eine Menge Vorauslagen zu bezahlen kamen. Aber auch dieses Drittel war schon im September 1864 beinahe aufgezehrt. Man sah sich daher genöthigt schon gegen Ende 1864 den Versuch zu machen ein neues Anlehen von 100 Millionen Francs zum Course von 50 in Europa unterzubringen, nachdem es nicht möglich war in Mexiko selbst oder in New-York auch nur für eine einzige Obligation einen Abnehmer zu finden.

Für Mexiko wäre der Cours von 50 ohnehin ein verhältnißmäßig günstiger gewesen, wenn wir auf die Finanzwirthschaft dieses Landes einen kurzen Rückblick werfen. Dieselbe hat noch weit kläglichere Momente

aufzuweisen und dürfte die nachfolgende kurze Schilderung nicht ohne Interesse sein.

Die mexikanischen Finanzen sind von jeher ein unentwirrbares Chaos gewesen. Von 1821 bis 1854 hat Mexiko nicht weniger als einhundert und zwölf Finanzminister gehabt und seitdem hat sich diese Ziffer um ein paar Dutzend vermehrt. Die spanische Colonialregierung, welche ziemlich gut verwaltete, jedenfalls weit besser als die Republik, hatte ein Einkommen von durchschnittlich 21 Millionen Piaster, von denen gut zwei Drittheile auf Mexiko selbst verwendet wurden. Im Jahre 1851 dagegen besaß die Republik eine Einnahme von nur 6,148.000 Pesos, also weit weniger als die Interessen der öffentlichen Schuld allein beanspruchten. Colossale Gaunereien spielten bei den mexikanischen Finanzcalamitäten immer eine sehr hervorragende Rolle. So wollte z. B. einmal der Präsident Bustamente eine Anleihe von 1,200.000 Pesos machen und bot sie den Capitalisten gegen Einzahlung von 200.000 Piaster baar und einer Million in Creditpapieren an; diese letzteren galten aber auf dem Geldmarkte nur 9 Percent. Etwa die Hälfte der Anleihe wurde genommen und die Capitalisten erhielten für die nur 9 Percente werthen Creditpapiere der Regierung Anweisungen auf die Zollämter, wo diese Papiere als baare Zollentrichtung eingelöst wurden; das Profitchen betrug also 91 Percent. Ganz ähnliche Transactionen (?!) fanden noch im Jahre 1863 in Tampico statt. — Ein anderer Fall. Im Jahre 1842 wurde die Münze in Guanajuato an ein Handlungshaus in der Stadt Mexiko auf 14 Jahre für 71.000 Piaster baar verpachtet. Ein anderes Haus hatte für dieselbe Zeitfrist 400.000 Piaster geboten, wollte aber die Summe in Raten von jährlich 25.000 Piastern zahlen. Die Regierung zog jedoch jene 71.000 baar auf einmal vor!

Mexiko hat eine prächtige Lage für den Weltverkehr. Der Verbindung der beiden Oceane muß jedoch erst die Kunst nachhelfen durch eine rationelle Anlage von Eisenbahnen und Straßen. Bei der Terrainbeschaffenheit Mexiko's sind dort große Schifffahrtscanäle als Hauptverkehrsadern nicht denkbar.

Dem Mexikaner mangelt jedoch jeder Sinn zu einer vernünftigen Ausbeute der ihm von der Natur gebotenen vielfachen Berührungen mit den ersten Handelsvölkern der Erde. Seine volkswirthschaftlichen Anschauungen sind so roh und unentwickelt, daß man in den Fremden, denen man doch einzig und allein Alles verdankt, was von industrieller und commercieller Betriebsamkeit im Lande vorhanden ist, nur Feinde

sieht, welche gekommen seien um Mexiko seiner Schätze zu berauben und sich auf dessen Kosten zu bereichern. Man haßt die Fremden und insbesonders der Clerus hat immer gestrebt, sie so viel als möglich ferne zu halten, oder doch zu belästigen. Der fanatische Ruf: Muerte à los estranjeros (Tod den Fremden) ist bei jeder Revolution in Mexiko noch immer zuerst vom Clerus ausgegangen. Schon lange vor dem Waffenzuge der Franzosen nach Mexiko ist wiederholt der Ruf erhoben worden: „Aus dem Lande mit den Fremden! Tod allen Europäern!" Ein Mexikaner der höheren Stände äußerte schon vor zwölf Jahren einem Franzosen gegenüber: „Ihr werdet höchstens von den Weibern und den Hunden gerne gesehen."

Einen regelrechten Betrieb des Handels auf solider Grundlage kennt man in Mexiko noch nicht. Die Angaben der Zollämter über Aus- und Einfuhr geben keinen richtigen Einblick in die Verhältnisse, weil bei der Käuflichkeit und Bestechlichkeit der Beamten der Schleichhandel in colossalem Maßstabe betrieben wird und in ein förmliches System gebracht ist.

Rettung und Aufschwung kann dem völlig darniederliegenden Lande nur durch einen massenhaften Zuzug gesunder und frischer Kräfte aus Europa und Nordamerika kommen. Ohne Einwanderung kann aus Mexiko nie und nimmer etwas werden. — Aber das wesentlichste Hinderniß der Einwanderung und des Gedeihens der Eingewanderten wird eben in der unbedingten Ueberlegenheit der Letzteren über die entartete mexikanische Race liegen. Die Mexikaner ahnen nämlich ganz instinctiv, daß sie mit der Thätigkeit und Energie der Fremden in keiner Art Concurrenz halten können, und daß sie den Fremden sehr bald das Feld räumen mußten, daher der Haß, der Abscheu des Mexikaners vor den Fremden.

Uebrigens kann eine jede Colonisation nur gedeihen, wenn sie sich einer unbedingt freien Beweglichkeit erfreut. Mexiko ist aber noch immer ein Land der Monopole und Prohibitivsysteme, und der Einfuhrszoll übersteigt nicht selten den Werth der Waare um 150 Percente. Was Mexiko heutzutage im besten Falle dem Auswanderer bietet, kann derselbe im mindesten ebenso gut und mit weit mehr Sicherheit in einem halben Dutzend anderer transatlantischer Länder finden.

Auf die Versuche des Kaiserreiches, eine Einwanderung nach Mexiko zu organisiren, werden wir später zurückkommen.

Ein paar verbürgte Anekdoten aus der ersten Zeit der „Flitter-

wochen des Kaiserreichs" mögen hier zum Schlusse noch eine Stelle finden, zumal sie für die Charakteristik der mexikanischen Zustände nicht ohne sind.

Am 12. Juli 1864, nämlich am Tage des feierlichen Einzuges des Kaiserpaares in der Hauptstadt, hatte eine Compagnie des dritten Zuaven-Regimentes im palacio imperial die Ehrenwache bezogen. Der Kaiser dankte jedoch dieselbe ab und ließ eine Abtheilung mexikanischer Garde aufziehen. Als der Kaiser spät Abends in sein Schlafgemach sich begeben hatte, und bereits im Begriffe stand sich niederzulegen, vernahm er ein fortwährendes dumpfes Geräusch und bienenartiges Summen von der Terrasse her, auf welche eine Glasthüre führte. — Der Kaiser lüftete etwas den Vorhang, und bemerkte zu seinem Erstaunen, daß die Terrasse voll von Menschen sei, welche sich ameisenartig, einer nach dem andern, zur Thüre drängten, um durch die Spalten zwischen den Glastafeln und den etwas zu schmalen Vorhängen in das Innere einen Blick zu werfen.

Höchst überrascht ließ der Kaiser nach der Ursache forschen, und nun kam es heraus, daß der wachhabende Offizier der mexikanischen Garde um einen Real (24 Neukreuzer) per Kopf die Erlaubniß verkauft hatte, die Terrasse zu betreten, um den Kaiser schlafen zu sehen.

Noch in der Nacht wurde die mexikanische Garde wieder von den Zuaven abgelöst. Das Aergste bei der ganzen Geschichte aber ist und bleibt es, daß der mexikanische Offizier durchaus nicht begreifen wollte, wie seine unschuldige Privatspeculation Seiner Majestät habe mißfallen können. — Unglaublich, aber wahr.

Auch der Kaiserin Charlotte passirte von Seite der mexikanischen Damen manches Naive.

So wurde z. B. eines Tages Ihrer Majestät die Gemalin eines einflußreichen Mexikaners förmlich bei Hof vorgestellt.

Die gute Creolin glaubte ihre Sache recht fein und schlau zu machen und ihrer Kaiserin gegenüber die berühmte mexikanische Höflichkeit im schönsten Lichte zu zeigen. Kaum in das Audienzzimmer eingetreten, flog sie auf die Kaiserin zu und gab derselben den Abrazo.

Der Abrazo nach mexikanischer Sitte besteht in einer echt theatralischen Umarmung. Man wirft beide Arme um den Nacken des Begrüßten und legt dabei den Kopf über dessen linke Schulter.

Das anwesende Hofpersonale wurde starr und steif vor Schrecken,

aber die Kaiserin, welche sichtlich Mühe hatte das Lachen zu verbeißen, ließ das Unvermeidliche ruhig über sich ergehen.

Ein anderes Mal zog eine vornehme Mexikanerin, als die Kaiserin die Gnade hatte, an sie an einem öffentlichen Orte einige huldvolle Worte zu richten als sogleiche, handgreifliche Erkenntlichkeit aus ihrer Kleidertasche ein Paket feine Damencigarren und bot selbe Ihrer Majestät ganz unbefangen mit dem üblichen: „Gusta Usted?“ (Ist's gefällig?) an.

Die Kaiserin dankte verbindlichst; die freundliche Geschenkgeberin wiederholte aber ihre Aufforderung zuzulangen mehrmals, und ließ sich erst durch die Versicherung beruhigen, daß der Arzt Ihrer Majestät diesen Genuß strenge untersagt hätte.

XVI.

Unter den Wilden.

Es ist nun höchste Zeit wieder nach unseren Abenteuerern zu sehen, welche wir am 15. Jänner 1864 mit Sonnenuntergang in einer kleinen, durch eine Baumgruppe maskirten Schlucht der Sierra Espuela verlassen haben.

Eine ernste feierliche Stimmung herrschte unter den drei Männern. Stanglhuber unterschätzte nicht die noch zu überwindenden Schwierigkeiten seines vorhabenden Unternehmens, zu welchem die vielen bereits überstandenen Gefahren und Mühseligkeiten nur die Einleitung gebildet hatten. Jeden Augenblick mußte man auf eine Begegnung mit den wilden Apachen gefaßt sein; man befand sich bereits auf ihrem Gebiete, das sie seit wenigen Jahren bis an den Fuß der Sierra Espuela ausgedehnt hatten. Die allmälige Colonisation von Texas hatte diesen kriegerischen Stamm für immer über den Rio del Norte auf das mexikanische Gebiet geworfen, wo ihrer Ausbreitung in südwestlicher Richtung bis in das Vorgebirge der Sierra Espuela kein Hinderniß entgegenstand, denn die unter der spanischen Colonialregierung errichteten zahlreichen Presidios, d. i. von regulären Truppen besetzte Blockhäuser in der Sonora und Chihuahua sind aus Mangel an Geld unter der Republik

fast ganz in Verfall gerathen oder gänzlich aufgelassen worden. Die Bevölkerung dieser beiden Staaten leidet daher immer mehr durch die fortwährenden Raubzüge der Apachen, welche sich seit einigen Jahren sogar bis an die größeren Städte heranwagen; Ackerbau und Viehzucht gerathen dadurch immer mehr in Verfall und wird seiner Zeit diesem Uebelstande leider nur durch die schonungslose Ausrottung des ganzen total culturunfähigen Stammes der Commanchen abgeholfen werden können.

Der Araber Ibrahim, ein sonst muthiger Mann, der in seiner Heimat schon so manchen harten Strauß in Wüsten und Wildnissen bestanden, begriff gleichfalls ganz gut den Ernst der Lage, denn schon seit zwei Jahren trieb er sich im Gefolge seiner Herrin in allen Gegenden Mexiko's herum und eine große Narbe an seinem linken Arme verdankte er dem kräftigen Stiche einer Apachenlanze. Mit der den Orientalen eigenen Ruhe und Würde saß er jedoch stumm vor sich hinschmauchend da und nichts verrieth, wie scharf und aufmerksam er mit Aug' und Ohr Wache hielt.

Als das frugale, in einigen kalten Maiskuchen bestehende Abendmahl eingenommen und mit einem Schlucke Pulque befeuchtet worden war, zog Fernandez, der, wider seine Gewohnheit sich sehr einsilbig gab, die verschiedenen Papierdüten heraus, in welchen er die in der Nähe der Teufelsschlucht aufgelesenen Steinchen, so wie etwas Erde und Lehm aufbewahrt hatte.

Zum Erstaunen seiner Gefährten hatte der Mestize gleich nach der Ankunft seinem Pferde eine Handvoll Salz in den Mund eingerieben und dasselbe nächst einem Baume kurz angebunden, so daß es dem armen Thiere unmöglich war, gleich seinen beiden vierbeinigen Leidensgefährten an der Quelle in der Nähe den brennenden Durst in vollen Zügen zu löschen. Seit Morgen waren nämlich die Pferde nicht mehr getränkt worden.

Hierauf improvisirte Fernandez aus den abnehmbaren Kapuzen der wasserdichten Regenmäntel, welche er und Stanglhuber besaßen, zwei Trinkeimer, die er sofort an der Quelle mit köstlichem klaren Wasser füllte. In die beiden Behälter warf er dann den Inhalt sämmtlicher Papierdüten, welche er aber zuvor nochmals genau sortirt hatte. Einige Minuten später reichte er seinem Pferde, das vor Durst die Zunge weit heraushängen ließ, und den Kopf traurig gesenkt hielt, beide Trinkgefäße hin. Das Wasser des einen verschmähte es hartnäckig, unge-

achtet seines enormen Durstes, während es mit Ungeduld dem zweiten zuwieherte. Nachdem der Mestize sich hinlänglich überzeugt hatte, daß das Pferd lieber weiter Durst gelitten haben würde, bevor es aus der einen Kapuze trank, band er das gequälte Thier endlich vom Baume los, demselben volle Freiheit lassend, sich in der grasreichen Schlucht Trank und Nahrung gleich seinen beiden Cameraden nach Belieben zu suchen.

Neugierig frug jetzt Stanglhuber, was der ganze ihm unerklärliche Vorgang wohl zu bedeuten habe.

„Ich versicherte mich blos nachträglich, daß meine Vermuthungen von heute Morgens auf keiner Täuschung beruhten", antwortete Fernandez, „ich glaubte nämlich in der Nähe der Teufelsschlucht an vielen Steinen und auch an mehreren Stellen der Erde alte Blutspuren zu erkennen, die einem gewöhnlichen Beobachter wohl entgangen sein dürften. Diesen Anzeichen bin ich bis hieher gefolgt. Der feine Geruchssinn meines Hengstes, der das im Wasser aufgelöste Blut witterte und es hartnäckig verschmähte, während er aus dem anderen Gefäße zu trinken begehrte, in das ich nur Steine und Erde aus derselben Gegend that, welche keine Merkmale von Blut zeigten, bestätigt also, daß wir auf der richtigen Fährte sind und der gesuchte Señor nicht in den Abgrund hinabgestürzt ist, in dessen Tiefe nebenbei gesagt, mein gutes Auge auch nicht die mindeste Spur eines Skelettes zu entdecken vermochte."

Stanglhuber, der sehr müde war, fiel alsbald in tiefen Schlaf. Ibrahim und Fernandez beschlossen die ganze Nacht hindurch abwechselnd zu wachen. Die Pferde wurden wieder vollständig gesattelt und mittelst langer Lassos an nahe Bäume gebunden, damit man selbe im Nothfalle sogleich zur Hand hätte.

Die Nacht verstrich jedoch vollkommen ruhig. Mit Tagesanbruch erkletterte Fernandez einen nahen hohen Felsen, von welchem aus er eine große Fernsicht genoß. Das Land fiel hier in der Richtung nach dem wohl noch fünfzig deutsche Meilen entfernten Rio del Norte ganz terrassenförmig ab. Der Punkt, an welchem der Mestize die Sonne am fernen Horizonte emportauchen sah, mochte von seinem Standorte wenigstens zwanzig deutsche Meilen in der Luftlinie entfernt sein.

In Folge dieser Umschau war Fernandez bei seiner wunderbaren Orientirungsgabe sehr bald über die Richtung einig, welche man einzuschlagen hatte, um an den von dem Flusse Buenaventera gespeisten See Santa Maria zu gelangen, in dessen Nähe nach den Andeutungen

der Seherin Amina der verwundete Baron von den wilden Indianern gebracht worden sein sollte. Es konnte aber auch möglich sein, daß die alte arabische Prophetin die in nordöstlicher Richtung gleichfalls mit dem Rio del Norte genau parallel gelegenen zwei Seen de Guzmann oder de Patos oder gar den etwa dreißig Meilen südlicher, in der Nähe der Stadt Chihuahua befindlichen Lago de San Martin gemeint hatte.

Schon wollte der Mestize von der hohen aber schmalen Plattform, die er mit der Gewandtheit einer Gemse erklettert, wieder herabsteigen, als sein Blick durch einige schwarze Punkte, welche sich in der ungeheueren Ebene unter ihm gleich Ameisen zu bewegen schienen, gefesselt wurde.

Die unglaublichen Distanzen, auf welche in den mexikanischen Hochebenen die Eingebornen Gegenstände von nicht erheblichen Dimensionen, wie z. B. einen Bison wahrzunehmen vermögen, beruht nicht so sehr auf einer abnormen Schärfe des Auges, als vielmehr auf der außerordentlichen Klarheit und Reinheit der Luft, als natürliche Folge von deren großen Dünnheit und Trockenheit in jenen Gegenden.

Die kleinen Dingerchen, welche Fernandez in einer Entfernung von gut zwei Leguas unter sich auf der Prairie herumbummeln sah, erkannte der Beobachter alsbald als eine Schaar von Indios salvagos, welche auf ihren ungesattelten Pferden auf eine kleine Heerde Büffel Jagd machten.

Die Wilden zählten siebzehn Mann. Mit Interesse verfolgte Fernandez den Verlauf der Hetzjagd, welche sich für die Jäger durchaus nicht günstig gestalten wollte; die Büffel gewannen einen immer größeren Vorsprung, weil die Pferde der Verfolger bereits sehr ermattet schienen. In einer kleinen Stunde längstens mußten die Rinder aus der Savanne in die Baranca, gerade unterhalb des Standortes des Mestizen, gelangt sein. Die Jäger hatten dann für ihre Bemühungen nichts als das leere Nachsehen, denn im Gebirge, und noch dazu auf dem Gerölle, kamen die Zweihufer jedenfalls verhältnißmäßig weit rascher vorwärts als die Pferde.

Fernandez faßte sogleich einen Plan; so schnell als er nur konnte eilte er zum Lagerplatze der Seinigen zurück und trieb zum schleunigsten Aufbruche. Seinen zwei Begleitern voransprengend, wählte er die kürzeste Richtung nach der Gegend, wo die Büffelheerde in das Gebirge einbrechen zu wollen schien. — Mitunter wurde der Weg so halsbrecherisch, daß man absteigen und die Pferde am Zügel führen mußte. Endlich, nachdem unsere Abenteuerer zwanzig Mal in der Gefahr geschwebt,

durch einen Fehltritt in einen Abgrund zu stürzen, erreichte man die Thalsohle der Baranca.

„Wir sind früher angekommen!“ jubelte Fernandez, „jetzt aber die Flinten von den Schultern und darauf losgeknallt, wenn die Büffel durch jene schmale Felsenpforte hereinbrechen wollen.“

Das Getrampel und Brüllen der gehetzten Rinderheerde wurde immer deutlicher hörbar; die wilden Rufe der beutelechzenden Apachen mischten sich in den betäubenden Lärm aus einer noch namhaften Entfernung.

Langsam und vorsichtig erklommen unsere drei Abenteuerer, nachdem sie ihre Pferde abseits zwischen den Bäumen verborgen, eine kleine Anhöhe, welche nicht nur den Eingang in die Baranca beherrschte, sondern auch eine gute Fernsicht nach der Ebene gestattete.

Ein entsetzliches Wuthgeheul ertönte aus allen siebzehn Kehlen der Wilden, als die Büffelheerde, welche schließlich einen Vorsprung von gut tausend Schritten gewonnen hatte, plötzlich ihren Blicken am Eingange der Baranca entschwand. Mit ihren schon gänzlich ermatteten Pferden war es, wie Fernandez vorausgesehen, unmöglich, von hier an die Verfolgung fortzusetzen. Die Apachen hielten daher jetzt ihre Thiere an. — Entmuthigt ritten sie zu ihrem Führer heran, um Kriegsrath zu halten. — Die Täuschung, welche ihnen soeben widerfahren, war für sie in der That höchst bitter. Seit vollen acht Tagen streiften sie erfolglos und halb zu Tode gehungert in der Prairie umher, ohne die ganze Zeit auf einen einzigen Büffel zu treffen, und nun, wo es ihnen mit der Morgendämmerung endlich gelungen war eine ganze Heerde aufzustöbern, sollten sie das leere Nachsehen haben? Das Vorhandensein dieser Baranca, deren Zugang ein hoher Porphyrhügel von der Ferne vollständig maskirte, war ihnen offenbar völlig unbekannt gewesen.

Die Apachen, von Hunger gefoltert, wollten eben durch das Los entscheiden lassen, wessen Pferd geschlachtet werden sollte, um der nicht länger erträglichen Noth abzuhelfen, als drei in der Baranca rasch auf einander folgende Schüsse ihre Aufmerksamkeit im höchsten Grade rege machten.

In kurzen Intervallen wiederholten sich diese Salven fünf bis sechs Mal. Zu ihrem ebenso großen Erstaunen als Vergnügen sahen die Wilden die Rinderheerde wieder aus der Baranca heraus nach der Savanne stürzen. Ueber ein Dutzend Büffel war mehr oder minder

schwer verwundet. Einige stürzten alsbald todt nieder, während die andern, vom Blutverluste erschöpft, jetzt ohne Schwierigkeiten und große Mühe von den Apachen eingeholt und durch Lanzenstiche getödtet wurden.

Als diese Schlächterarbeit zu Ende und die ausgehungerten Wilden sich an dem Blute der verendenden Büffel gelabt hatten, dachten sie sogleich sowohl aus Neugierde als auch aus Vorsicht daran, ihre unsichtbaren Helfer, welche ihnen einen so schätzbaren Dienst erwiesen, kennen zu lernen. Es konnten Stammesgenossen, Freunde, aber auch sehr möglicher Weise Fremde, Feinde sein.

Noch während die Wilden unter sich berathschlagten, auf welche Weise die Recognoscirung der Baranca vorzunehmen sei, trat der Mestize Fernandez aus der Schlucht auf die Prairie hinaus. Auf seine lange Flinte hatte er ein weißes Tuch gebunden. Dieses Zeichen friedfertiger Absicht ist auch den Apachen aus ihren fortwährenden Kriegen gegen die Civilisation wohl bekannt, wenn sie auch von den Principien des Völkerrechtes nur eine sehr nothdürftige Kenntniß besitzen und sich daran überhaupt sehr wenig kehren.

Der Führer der Apachen gab mit der Hand ein Zeichen, daß Fernandez sich ohne Furcht nahen dürfe. Der schlaue Mestize hatte also durch die kluge und rasche Ausnützung der Jagdnoth der Wilden seinen Zweck erreicht. Der schwierigste Punkt, nämlich sich den Apachen zu nahen, ohne schon in den ersten fünf Minuten scalpirt zu werden, war glücklich überwunden.

Fernandez, der als Knabe von zwölf Jahren seinem Vater auf einem Karavanenzuge von Durango nach Chihuahua von den Apachen entrissen worden war, und durch volle zwei Jahre unter den Wilden gelebt hatte, bevor er zu seinen Eltern gegen schweres Lösegeld zurückkehren konnte, sprach ganz gut die Dialecte des großen Stammes der Commanchen, zu welchem außer den Apachen auch die Navajoes, die Mikos, die Matalans und die mitunter blondhaarigen Lipanen gehören. Die Commanchen erscheinen, wie wir schon früher bemerkten, total culturunfähig; sie haben noch nie den mindesten Grad von Civilisation besessen, und unterscheiden sich daher in culturhistorischer Beziehung wesentlich von dem jetzt unter ihnen lebenden Stamme der Moquis, welche noch im 16. Jahrhunderte ihre festen Niederlassungen am Rio Sila und Rio del Norte hatten, und auf einer bedeutenden Stufe der Cultur seit Jahrhunderten gestanden, nunmehr aber wieder gänzlich in Barbarei verfallen und wilde Nomaden geworden sind.

Die Commanchen sind ein Reitervolk; auf ihren zwar kleinen, aber ungemein starken und raschen Pferden leisten sie Unglaubliches. Eines ihrer staunenswerthesten Reiterkünste besteht darin, daß der Commanche plötzlich seinen Körper auf die eine Seite des Pferdes herabfallen und sich dadurch, während er horizontal seitwärts vom Körper des Pferdes hängt und mit der Ferse sich auf den Rücken desselben festhält, entweder vor der Waffe des Feindes im Einzelnkampfe schützt, oder aber einem unerfahrenen Gegner, der nur ein lediges Pferd zu sehen glaubt, durch List auf den Leib zu rücken, sich dann schnell wieder obenauf zu schwingen und mit der Lanze den tödtlichen Stoß zu führen. — Sowohl das Hinabwerfen als Hinaufschwingen geschieht stets im vollen Jagen. Dieses Manöver wird überdies nur dadurch möglich, daß jedes Pferd um den Hals ein kurzes Seil von Haaren trägt, dessen beide Ende in den Mähnen am Widerrist befestigt sind. In die dadurch entstehende Schlinge wird der Arm so gesteckt, daß das Gewicht des Körpers auf der Mitte des Oberarmes ruht, während der Reiter sich mit der Ferse auf dem Rücken seines Pferdes festhält.

Der Stamm der Commanchen soll über 12.000 Krieger zu stellen im Stande sein, was eine Anzahl von 60 bis 80.000 Seelen ihrer Gesammtheit ergeben würde. — Ein Glück für Texas, Californien und den Norden Mexikos, daß die einzelnen Stämme dieser kriegerischen Wilden immer mehr oder minder auf gespanntem Fuße mit einander leben und sich weder die neuere Kriegführung aneignen, noch einer Centralleitung aus ihrer Mitte sich unterwerfen wollen.

Die Tracht aller Commanchenstämme ist so ziemlich dieselbe. Unmittelbar am Leibe tragen sie eine Tunika von Hirsch- oder Schafleder, welche mit Scalplocken, Glasperlen und Pelzwerk besetzt wird. Die Beinkleider sind stets aus Hirschhaut und enge anschließend, und werden an den Nähten gleichfalls mit Scalplocken, manchmal auch mit Stachelschweinkielen verziert. Die Schuhe, Mocassins genannt, sind zumeist von Bockleder. Ueber der einen Schulter und unter dem anderen Arme hindurch wird die Haut eines jungen Büffels getragen. Auf der Fleischseite ist diese Haut mit hieroglyphischen Darstellungen der Waffenthaten des Besitzers bemalt. Der Kopfputz besteht gewöhnlich aus Adler- oder Rabenfedern, mit Hermelinfell verbrämt.

Mit Schießgewehren sind die Commanchen nur nothdürftig versehen, und unterliegt es für sie großen Schwierigkeiten, sich für ihre wenigen Gewehre stets die erforderliche Munition beizuschaffen. Die

Mehrzahl ist daher mit Bogen und Pfeil, einer Lanze, dem Tomahawk (der Kriegskeule), einem Schilde und einem Scalpmesser bewaffnet. Der Bogen, welchen sie mit unglaublicher Geschicklichkeit zu handhaben wissen, wird gewöhnlich aus Eschenholz verfertigt, seltener aus den Kinnbackenknochen des Pottfisches. Der Bogen ist beiläufig drei Fuß lang und wird mit einer Hirschsehne gespannt; die Pfeilspitzen, zumeist mit Widerhaken versehen, werden aus Feuersteinen oder Knochen, und nur ausnahmsweise aus dem für die Indianer zu kostspieligen Eisen hergestellt. Den Köcher verfertiget man aus Panther- oder Fischotterfell. Die Lanze hat eine zweischneidige Spitze von Stahl und ist aus zähem Eschenholze und in Zwischenräumen mit Büscheln von Menschenhaaren oder Adlerfedern besetzt. — Die Schilde macht man aus der Halshaut des Büffels. Jeder Indianer führt ein eigenes Totem oder Familienwappen. Diese Schilde sind sehr fest; wird derselbe etwas schief gehalten, so prallt an ihm sogar jede Flintenkugel ab.

So waren in ihrem Aeußeren die Leute beschaffen, mit denen unsere drei Abenteurer von dieser Stunde an nähere Bekanntschaft machen mußten.

Da sowohl der zahme als der wilde Indios den Mischling seiner Race noch weit ärger haßt als die „Bleichgesichter" (die Weißen), so mußte es als ein weiteres, besonders günstiges Anzeichen gelten, daß der Führer der Wilden dem Mestizen weder Haß in seinen Blicken zeigte, noch Beschimpfungen ausstieß. Sichtlich erstaunt blickte er aber darein, als Fernandez ihn in der Sprache der Apachen anredete und sogar eine überraschende Kenntniß der Genealogie des Stammes, welchem die siebzehn Indios angehörten, ganz unvermuthet darlegte.

Nach einigen Minuten waren die diplomatischen Verhandlungen zwischen Fernandez und den Wilden bereits so weit gediehen, daß letztere auch den beiden noch unsichtbaren Begleitern des Mestizen Schutz und Geleite an den See San Maria zusagten. Von Seite der Apachen war hieran ganz selbstverständlich die Bedingung geknüpft, daß ihnen die Waffen und die Munition der drei Abenteuerer, so wie Alles, was ihnen etwa von deren Eigenthume besonders in die Augen stach, als „Geschenk" zu überlassen sei. Dagegen gab es keine Einwendung und diese Eventualität war von den drei Reisenden schon lange im Voraus besprochen worden.

Auf das verabredete Signal, ein geller Pfiff des Mestizen, traten

nun auch Stanglhuber und Ibrahim aus ihrem Verstecke langsam heraus auf die Prairie.

Ohne ein Wort zu sprechen legten Beide wie es Fernandez schon längst gethan, ihre Gewehre und ihre Patrontaschen auf den Boden nieder. Ihre Revolver behielten sie aber auf dem Leibe unter den weiten Kleidern verborgen. Die Wilden waren so großmüthig, ihnen sogar ihre langen Jagdmesser zu belassen, jedoch mußten nun die Fremden beim Abziehen und Theilen der erbeuteten Büffel tüchtig mit Hand anlegen. Die Lungen und Leber der ausgeweideten Thiere wurden von den hungerigen Wilden sogleich roh verzehrt.

Bis gegen Mittag war die große Metzgerarbeit bewältigt. Alle großen Knochen, die Gedärme, die Hörner, die Hufe und die Häute wurden auf Bäumen tief in der Schlucht vor dem gefräßigen Zahne der Prairiewölfe geborgen bis man in einigen Tagen diese Gegenstände abholen würde. Vorläufig handelte es sich darum, möglichst bald das gewonnene Fleisch ihrem etliche zwanzig Leguas entfernten Stamme zuzubringen, sollten nicht ihre Weiber, Kinder und Greise noch länger drückende Noth leiden oder bei dem Pferdemangel, an welchem gerade dieser Stamm für den Augenblick litt, zum Abschlachten von Reitthieren gezwungen werden.

Mit einer die Wilden in Erstaunen versetzenden Behendigkeit und Geschicklichkeit war Stanglhuber seiner Aufgabe obgelegen. Seines früheren Handwerkes ein Wiener Metzger, wußte er bei dieser großartigen Ochsenanatomie freilich weit kunstgerechter und practischer vorzugehen als die Apachen, welche ganz regellos nach der Kreuz und der Quere mit ihren Tomahawks dareinhieben.

Gegen Abend befahl der Führer der Apachen sich zum Aufbruche bereit zu machen. Der lange Marsch, welchen man vor sich hatte, mußte zu Fuß zurückgelegt werden, denn die siebzehn Pferde der Wilden und die drei unserer Abenteurer waren durch die Fleischmassen, welche sie auf dem Rücken trugen, ohnehin beinahe überladen.

Dieser Marsch, welcher ohne Unterbrechung volle siebenundzwanzig Stunden währte, ging durch endlose Prairien.

Unsere hausbackenen europäischen Vorstellungen über die Prairien Amerika's pflegen sich höchstens bis zum Typus einer ungarischen Pußta oder einer Sandsteppe in Südrußland zu versteigen. Doch wie mangelhaft, ja wie unzulässig ist diese Vorstellungsweise der Wirklichkeit gegenüber.

Während die ungarische Pußta an unsäglicher Monotonie leidet und die südrussische Steppe den Mangel der Unwirthbarkeit trägt, entwickelt die Prairie in ihrer oft viele Tausende von Quadratmeilen umfassenden Ausdehnung eine ungeheuere Mannigfaltigkeit, eine überraschende Pracht der Vegetation, eine unglaubliche Fülle thierischen Lebens, das die natürlichen Grenzen seiner Ausbreitung stets in sich selbst findet.

Denken wir uns zunächst eine Ebene mit unbegrenzter Aussicht nach allen Seiten, nur umspannt vom tiefblauen Horizonte. Ein wahrer Blumengarten liegt vor uns und rings um uns. Lieblicher Duft erfüllt die Luft; die Sonnenblume spendet ihr flimmerndes Gold, die Malve ihren Scharlach; ein Beet purpurener Monarda scheint von Menschenhand gepflanzt und gepflegt zu sein. An einer anderen Stelle blinken die Silberblätter der Euphorbie und dort glänzen die orangegelben Blüten der Asklepia und hier wieder die rosenrothe Cleome. Millionen von buntbeflügelten Insecten schwirren in seltener Farbenpracht umher und Tausende, leider zumeist stummer Binnenvögel flattern traulich über diesen herrlichen Blumenteppich der Natur, welchen der prosaische Trapper, dieser gefühllose, seiner Mission sich selbst unbewußte Pionnier der europäischen Civilisation, die „Unkraut-Prairie“ getauft hat.

Gehen wir weiter, Stunden, Tage lang. Dieselbe Gleichförmigkeit der Ebene, dasselbe blaue Himmelsdach, aber keine Blume ist hier zu sehen, sondern Hunderte von Meilen nach allen Richtungen ein lebendiges, saftiges Grün, aus dem kurzen dichten Rasen des Büffelgrases gebildet. Die einzigen lebenden Wesen sind hier die Büffel, die zierliche Antilope oder das wilde Pferd, alle untereinander zu großen Heerden vereint, die oft nach Tausenden zählen. Das ist die Gras-Prairie, die Heimat und die Weide des Bison.

Wir lenken unsere Schritte rastlos weiter und plötzlich ändert sich der Anblick. Der Boden ist nicht mehr eine durchwegs flache Ebene, aber noch immer baumlos und grün. Parallellaufende, wellenförmige Erhöhungen, die hie und da zu kleinen Hügeln anschwellen, werden immer häufiger. Reicher Graswuchs von glänzendem Grün ist hier zu finden. Das ist die „Wellen- oder Roll-Prairie“ das eigentliche Jagdterrain des wilden Indios, wo er, in die Haut solcher Thiere, die er erlegen will, gehüllt, die aus der Gras-Prairie herein wechselnden Heerden beschleicht.

Auf die „Roll-Prairien“ folgen die Mottes, d. h. die Inseln im gesammten „Prairie-Meere“. Ueberhohes grobes Gras, unter-

brochen von Blumen und dazwischen liegenden Baumgruppen oder vereinzelten Gebüschen kennzeichnet die Mottes. Fasanen und Truthähne beleben die Gebüsche. Nach Singvögeln und anderen lebenden Thieren sehen wir uns hier vergebens um; höchstens, daß hier und da ein Prairiewolf scheu in dieser unendlichen Einsamkeit nach geflügelter Beute herumschleicht.

Eigentliche Waldungen können die Mottes nicht genannt werden, denn sie enthalten nur zerstreute Baumgruppen. An den Ufern der wenigen Flüsse sind jedoch Pappeln und Weiden zahlreich und bilden einen sogenannten Uferwald, der nur so weit reicht als er den periodischen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. In diesen immer mehr oder minder schmalen Waldungen findet sich stets ein großer und lustiger Chorus von Sängern der Lüfte zusammen und insbesonders der Spottvogel liebt es hier sein Unwesen zu treiben.

Je näher man dem Lago San Maria kam um so mehr nahm die Gegend den Charakter der Mottes an. Unweit von dem See selbst lagerte der Stamm der Apachen, zu welchem die siebzehn Jäger gehörten.

Zu Tod ermüdet lagerten sich inmitten der vor Freude über die glückliche Beute laut jubelnden Wilden Stanglhuber, der Mestize und der Araber. Diese Drei hatten sich im wahren Sinne des Wortes die Füße wund gegangen. In ihrer Apathie wäre es ihnen jetzt gleichgiltig geworden, was mit ihnen wohl in der nächsten Zukunft geschehen mochte. Ihr Schicksal so wie der Erfolg ihrer Expedition überhaupt hing von der Laune des Häuptlings dieses Stammes ab. Dieser Mann hatte aber jetzt Wichtigeres zu thun, als sich um die Fremden zu kümmern. Wie eine wüthende Meute umdrängten heißhungerig Jung und Alt die zwanzig Pferde; einige der Kühnsten, welchen es nicht darauf ankam, von dem Lanzenschafte des Häuptlings summarisch zurecht gewiesen zu werden, rissen mit den Zähnen ganze Stücke des rohen Fleisches herab und verschlangen selbe auf der Stelle mit wahrhaft wölfischer Gefräßigkeit.

Als diese geräuschvolle, an widerlichen Scenen überreiche Vertheilung ihr Ende erreicht hatte, erstattete der Führer der auf Jagd ausgezogenen Abtheilung dem Rathe der Stammältesten getreulichen Bericht über alle Erlebnisse seit er vor acht Tagen auf die Jagd ausgesendet worden war.

Nun erst würdigte der Häuptling des Stammes und sein hoher

Rath die drei Abenteurer, welche etwa zwanzig Schritte abseits auf dem nackten Boden lagerten, eines Blickes. Der Häuptling, sowie seine ganze Horde hatten bis jetzt geglaubt, daß die Fremden gefangen genommen worden seien und nun nach Apachensitte ihrem baldigen, keineswegs erfreulichen Lose entgegen gehen sollten. — Der Umstand aber, daß sie der ausgesandten Jägerhorde einen so wesentlichen Dienst geleistet, sich freiwillig in deren Gewalt gegeben und überdies große Versprechungen gemacht hatten, falls man ein gewisses, vor mehr als einem Jahre in die Gefangenschaft eines Commanchenstammes gerathenes Bleichgesicht freigeben wollte, änderte die Sachlage.

Der Häuptling befahl den drei Fremden eine Quantität Fleisch, Salz und Mais zu reichen, ihnen eine Feuerstelle einzuräumen und auch kein Leid zuzufügen, zu welch' letzterem einige alte Megären nicht übel Lust zu verspüren schienen. Bei dem allen Wilden tiefeigenen Mißtrauen befahl er jedoch insgeheim die Fremden scharf zu beobachten und keinesfalls ihre Entfernung aus der Mitte des Lagers zu dulden.

Diese Vorsicht war bei der Treulosigkeit, welche sich die Weißen schon so oft im Umgange mit dem braunen Manne zu Schulden kommen ließen, keineswegs ungerechtfertigt. Wie oft hatten nicht Trappers sich in das Vertrauen der Wilden einzuschleichen, sie sorglos zu machen gewußt, um eines Nachts den erbarmungslosen Würgengel in die Wigwams zu führen, die sie gastlich aufgenommen.

Ohne besondere Nothwendigkeit beschließt ein indianischer Häuptling und sein Rath nie über Wichtiges sogleich auf der Stelle.

Stanglhuber und der Mestize schöpften große Hoffnung, als sie inne geworden, daß man den Vorschlag wegen des weißen Mannes überlegen und binnen drei Tagen die Entscheidung ertheilen werde. — Der Baron lebte also noch, und war noch in der Gewalt der Apachen. Zu dieser erfreulichen Schlußfolgerung berechtigte jedenfalls der gnädiglich gewordene Bescheid.

So schlau und sprachgewandt Fernandez auch war, so waren doch alle seine Künste, um während des siebenundzwanzigstündigen Marsches dem Führer der Jägerabtheilung eine Auskunft über den Gesuchten zu entlocken, an der Schweigsamkeit, Disciplin und Verschlagenheit dieses Wilden gänzlich gescheitert. Derselbe hatte ihn kurz und barsch ein für alle Male auf den Häuptling des Stammes vertröstet. Dieser und die Aeltesten würden Bescheid wissen; er selbst wolle und dürfe in solchen Dingen nicht vorgreifen. Offenbar ahnte der verschmitzte Apache,

daß es hier für seinen Stamm ein gutes Geschäft absetzen werde und er voreilig etwa einen zu niedrigen Preis stellen könnte.

Die Vertagung der Angelegenheit der Fremden hatte einen für die Wilden sehr triftigen Grund. Es galt für einen, vor Kurzem verstorbenen Häuptling eine große Todtenfeier abzuhalten. — Unsere drei Abenteurer befanden sich dadurch in der Lage, als stumme Zuschauer die Gebräuche und Einrichtungen der wilden Indios so zu sagen mit einem Schlage kennen zu lernen. — Es dürfte für den Leser in dieser Beziehung eine zwar kurze, aber genaue Darstellung nicht ohne Interesse sein.

Der freie Sohn der Prairien ist ein Sclave seiner abergläubischen Anschauungen. Seine Religion besteht in einem höchst sonderbaren Gemische von eigenthümlichen Anschauungen, Ueberlieferungen und theils guten, theils geradezu verwerflichen Gebräuchen.

Der Sonnendienst, welcher allen amerikanischen Ureinwohnern vom Nordpole bis zum Cap Horn mehr oder minder eigen ist, bildet das Grundelement seines religiösen Glaubens; Gespensterfurcht, Fetischdienst, Zauberei und Arzneikunde gruppiren sich um denselben. Eine Art Priesterzunft hat sich auch hier den Beruf angemaßt, ausschließlich die Gemüther zu beherrschen. — Da die wilden Indios die Sonne für das größte und einflußreichste Gestirn im ganzen Weltalle halten und selbe als dessen oberste Beherrscherin betrachten, so messen sie ihr auch eine weltschöpferische Kraft — den großen Geist — bei. — Sie glauben daher gewissermaßen an die Einheit Gottes, huldigen aber dabei pantheistischen Vorstellungen der allergröbsten Art. Sie meinen nämlich, daß der große Geist sehr gerne die Gestalten von Thieren annehme, wobei er aber zumeist unsichtbar bleibe. So glauben sie z. B., daß der große Geist in der Gestalt eines ungeheuren Vogels, durch seinen Flügelschlag den Donner erzeuge. — Dabei treffen manche ihrer Vorstellungen merkwürdiger Weise mit jenen der Hindu zusammen, wie z. B. in dem Glauben, daß die Erde auf einer Schildkröte ruhe, welche durch ihre Bewegungen die Erdbeben verursache. Einer der häufigsten Epitheta (Beinamen) des großen Geistes ist in fast allen indischen Dialecten die Bezeichnung der „große Hase", weil für sie der Hase das Symbol der Fruchtbarkeit bildet.

Unter festbestimmten religiösen Feierlichkeiten beginnt der Indianer den Krieg und schließt er wieder Frieden. In jeder Kraft ist für ihn der große Geist thätig. In dem Schießgewehre, das Feuer gibt, im

Räderwerke der Uhr, im Fisch, im Vogel, im Bären und sogar im Büffel verehrt der rothe Mann Geister, aber nur nicht in dem Menschen, denn nur das, was ihm unbekannt ist, was er nicht ergründen kann, kurz, das Geheimnißvolle allein hat Anspruch auf seine Verehrung.

Das Wort „Geheimniß" oder, wie die Indianer zu sagen pflegen, „Medicin", spielt daher bei ihnen eine große Rolle. Alles, was er nicht begreifen kann, heißt bei ihm „große Medicin".

Sobald der indianische Jüngling mannbar zu werden beginnt, muß er erforschen, unter welcher Gestalt der große Geist ihm seinen Schutz angedeihen lassen wird. Zu diesem Behufe führt er durch einige Tage ein Einsiedlerleben und fastet; dasjenige Thier, welches ihm zuerst im Traume erscheint, gilt ihm dann als sein Talisman. Nun ruht er nicht eher, als bis er das Geschöpf seiner Vision erlegt und das Fell desselben in seinen sogenannten „Medicinbeutel" umgewandelt hat. Diese Beutel werden stets auf das Kostbarste verziert und sind dem Indianer um keinen Preis feil; er betrachtet ihn als ein Geschenk des großen Geistes.

Jeder Stamm besitzt seine Zauberer, welche zugleich die Rolle der Aerzte, der Priester und der Richter spielen. Die Krankheiten werden von ihnen beschworen, statt irgendwelche rationelle Hilfe anzuwenden, einige Wurzel und Kräuter als Universalmittel etwa ausgenommen. — Erscheint der „Medicin-Mann" bei einem Kranken, so ist er stets höchst wunderlich angezogen und tanzt unter eintönigen Gesängen um seinen Patienten herum.

Das Zaubergewand des „Medicin-Mannes" besteht zuvörderst aus dem Felle des gefürchteten grauen Bären, das mit Häuten von Schlangen, Fröschen und Fledermäusen, mit Zehen und Schnäbeln von Vögeln, mit Hufen von Antilopen, Ziegen, Hirschen u. dgl. besät erscheint.

Auf den Altären, welche aus zusammengeschichteten Steinen bestehen, und mit Stäbchen, an denen Federn prangen, reich geschmückt sind, werden dem großen Geiste Opfer von Fleisch und Mehl gebracht; diese Gaben kommen schließlich den Zauberern zu gute. — Merkwürdig! Also sogar unter diesen Wilden mästen sich die Priester mit dem, was eigentlich nur dem lieben Gott vermeint ist.

Auch die Tänze haben bei den wilden Rothhäuten eine religiöse Bedeutung. Man tanzt, um Gott für eine gesegnete Ernte oder für

einen gelungenen Beutezug zu danken. Der Ausmarsch zu einem Kriegszuge wird mit einem Tanze eingeleitet, und wenn eine Jagd auf ihre Hauptnahrung, nämlich auf Büffel, mißlingt, so glaubt man eine neue Heerde durch einen symbolischen Tanz herbeizaubern zu können.

Der Büffeltanz besteht darin, daß die Männer Kopfhäute von Büffeln auf ihr Haupt als Maske setzen. Etliche zwanzig beginnen dann einen tollen Tanz, während die Uebrigen zusehen und sich bereit halten, nach und nach die Ermüdeten abzulösen. Sobald einer der Tänzer matt wird, neigt er den Kopf nach vorwärts, ein anderer schießt mit einem stumpfen Pfeile nach ihm und der Getroffene stürzt zu Boden. Auf dieses packen ihn einige der Umstehenden, schleppen ihn bei den Füßen aus dem Kreise, ziehen ihre Messer und machen mit denselben alle Pantomimen, als ob sie einen Büffel aufzuschneiden hätten.

Dieser Büffeltanz wird oft Tage, ja Wochen lang ununterbrochen fortgesetzt, bis die ausgesandten Späher zurückkehren und das Erscheinen einer Büffelheerde melden. Nun ist Alles voll des Dankes für den großen Geist, und den eifrigen, unermüdlichen Büffeltänzern zollt man das größte Lob.

Der Apachen-Stamm, in dessen Händen unsere drei Abenteuerer sich befanden, hatte zwei Häuptlinge besessen, einen Kriegs- und einen Friedenshäuptling. Der erstere war vor einigen Tagen gestorben, und nun, wo sein Leichnam den Geruchswerkzeugen bereits die Möglichkeit der Voraussetzung eines etwaigen Scheintodes bestritt, sollte endlich an seine Bestattung gegangen werden.

Die Krieger des Stammes schmückten sich mit ihren schönsten Gewändern und besten Waffen. Das Gerüste, auf welchem der Verstorbene seiner Verwesung überlassen werden sollte, war gerade am Tage der Ankunft unserer Freunde fertig geworden. Unter den Apachen pflegt man nämlich die Todten nicht zu begraben. Erst die gebleichten Gebeine werden zur Erde bestattet, die Schädel dagegen in großen Kreisen und mit dem Gesichte nach der Mitte der Runde aufgestellt. — Man kann sehr häufig Indianerweiber sehen, welche neben dem Schädel ihres Gatten oder ihres Kindes sitzen und sich mit demselben unterhalten, als ob er Leben und Bewußtsein hätte.

Bevor man den verstorbenen Häuptling auf das gedachte Gerüste schaffte, wurde zum Angedenken und zu Ehren seiner Kriegsthaten vor allem der Kriegertanz ausgeführt und dabei die üblichen Heldenlieder gesungen. — Dieser Tanz und diese Lieder tragen in der That etwas

Erhabenes in sich. Die Sangweise ist gedehnt, namentlich im Anfange, und endet in hohen Tönen. Ein Chor antwortet nach jeder Strophe dem vortragenden Sänger; der Tanz, welcher gleichzeitig ausgeführt wird, ist nur eine Illustration des Gesanges, denn er zeigt pantomimisch an, wie der Krieger im Hinterhalte liegt, wie er anstürmt, wie er dem besiegten Gegner den Fuß auf den Nacken setzt und wie er ihm die Schädelhaut abzieht (scalpirt).

Einige Stunden später wurde zur eigentlichen Bestattungsceremonie geschritten. Den Anfang bildete der Todtengesang mit wahrhaft schaurigen, eintönigen Weisen, die von Hunderten zugleich in den tiefsten Kehllauten angestimmt werden. Der Gesang beginnt leise, erhebt sich stufenweise, bis er in laute, theils schrille, theils wehklagende Töne übergeht und dann allmälig wieder erstirbt.

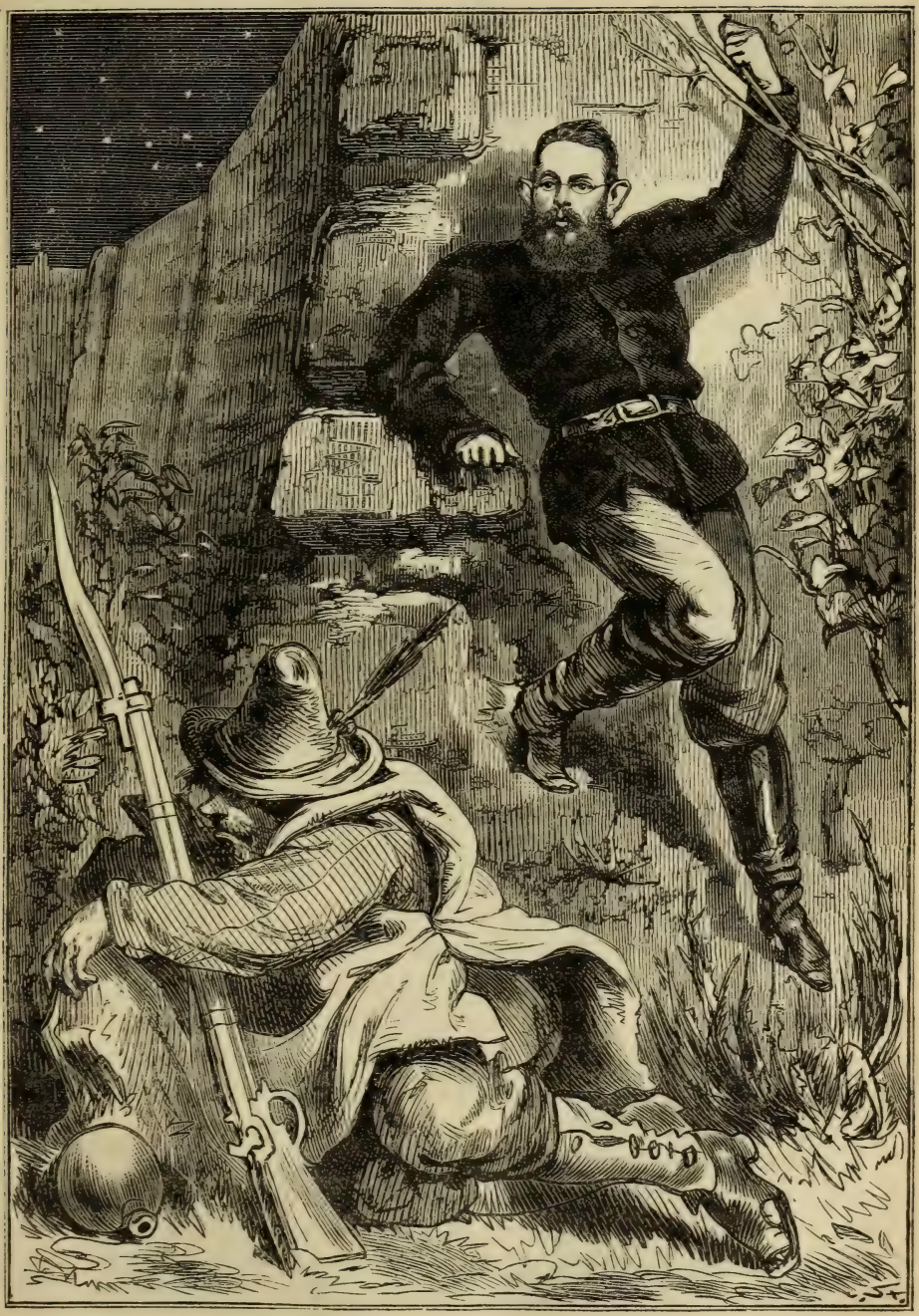
Auf dieses wurde die „Calumet" geraucht. Die sämmtlichen Männer lagerten sich dazu im weiten Kreise um den Todten und bliesen zuerst eine große Wolke nach aufwärts dem „großen Geiste" zu Ehren; die zweite Wolke nach abwärts, galt der Mutter Erde; die dritte endlich, nach dem Todten hin ausgestoßen, sollte diesem das letzte Wohlwollen, das man ihm bezeugen wollte, ausdrücken.

Da nur eine einzige Pfeife herumgereicht wurde und jeder Einzelne langsam und bedächtig seine drei Wolken einschlürfen und wieder ausblasen mußte, nahm dieser Theil der Ceremonie ziemlich viel Zeit in Anspruch.

Nachdem diese Art von Einsegnung der Leiche vorüber, drückte der älteste Sohn des Verstorbenen den Tomahawk, die Kriegskeule und sämmtliche Scalps, welche der Dahingeschiedene in seinem ganzen Leben erbeutet, in die erstarrten Hände, damit er diese Lieblingsgegenstände in dem „schönen und milden Jagdgefilde", in das ihn der Tod entführt, nicht entbehren dürfe. Dies characterisirt die Art und Weise, wie sich der wilde Sohn der Prairie, der nur die Jagd und den Raub für die einzige des freien Mannes würdige Beschäftigung hält, in seiner Phantasie die Ewigkeit ausmalt und seiner Anschauung gemäß die Unsterblichkeit der Seele verwerthet.

Zum Schluße wurde endlich und zwar nachdem die ganze Ceremonie vom ersten Morgenroth bis zum Abenddunkel ununterbrochen gedauert, der Leichnam von dem Aeltesten des Stammes auf eine Art Tragbahre nach dem Gerüste, das die letzte Ruhestätte des Todten bildet, getragen. Dieses Gerüste war etwa dreißig Schuh hoch, und aus

XI.



(Seite 3. Band III.)

schlanken jungen Pappeln, wie solche am Lago San Maria zahlreich wuchsen, hergestellt. Es bestand aus sechs im Kreise eingeschlagenen Pflöcken von der gedachten Höhe, welche oberhalb ganz einfach, aber sehr solid durch Balken mit einander verbunden waren.

Mittelst einiger Lasso wurde dann die Bahre mit dem Verstorbenen emporgehißt und von dem ältesten Sohne desselben oben auf dem Gerüste zurecht gelegt. Nach diesem letzten Liebesdienste kehrte die ganze Horde wieder nach dem Lagerplatze zurück.

Nun wurden große Feuer angezündet und an denselben riesige Stücke Büffelfleisch geröstet. Während der Bereitung des Mahles nahm der älteste Sohn des Bestatteten die Huldigungen seines Stammes entgegen, denn es herrscht unter den Apachen eine gewisse monarchische Gesinnung, in Folge deren der älteste Sohn eines verstorbenen Häuptlings stets dessen Stelle einnimmt, falls er sich nur halbwegs dazu eignet. Nur wo die Vererbung der Häuptlingswürde durchaus unzulässig, wird zu einer Wahl geschritten. Uebrigens sind die Rechte eines Häuptlings sehr beschränkt. Er hat keine Gewalt über das Leben und die Freiheit seiner Leute; alle Angelegenheiten von straf- oder privatrechtlicher Natur müssen vor den Rath der Aeltesten gebracht werden. Nur auf der Jagd oder auf dem Kriegszuge ist die Rothhaut ihrem Häuptlinge unbedingten Gehorsam schuldig, der dann auch blindlings geleistet wird.

Mit Sehnsucht sahen unsere drei Freunde dem Zeitpunkte entgegen, wo über ihr Anliegen und ihre eigene Person von den Wilden endgiltig entschieden werden würde. Bis jetzt waren sie thatsächlich Gefangene; man that ihnen zwar kein Leid, man ließ ihnen zwar keine Noth leiden, aber man betrachtete sie dennoch mit großem Mißtrauen und ein zufälliger Conflict, der etwa zur Stunde zwischen den Apachen und den Bleichgesichtern der Ansiedlungen von Chihuahua entstand, konnte ihr Leben in die höchste Gefahr bringen. Der Dienst, welchen sie auf der Büffeljagd den Apachen geleistet, war zwar sehr wichtig, aber konnte es nicht auch hier heißen: „gegessen und vergessen?“

Fernandez hielt Tag und Nacht Augen und Ohren offen, um die Situation zu studiren. Er suchte sich den Wilden so gefällig und dienstfertig zu zeigen, als nur immerhin thunlich. Dabei hatte er aber das Malheur, daß eine junge Apachenwilde, welche erst vor Kurzem ihren Mann in einem Gefechte gegen die Bleichgesichter verloren, nicht übel Lust zu verspüren schien, ihn als ehelichen Nachfolger zu requiriren, ein Recht, das ihr nach den Satzungen der Apachen vollkommen zustand,

falls die drei Fremden vom morgigen Rathe der Aeltesten etwa als Gefangene erklärt werden sollten.

Der Mestize schauderte bei dem Gedanken, der Gemal- dieses grundhäßlichen Weibes mit dem bösen, tückischen Blicke, der allen Apachen mehr oder minder eigen ist, werden zu müssen. Für den ganzen Rest seines Lebens wäre er verurtheilt gewesen unter den Wilden zu bleiben, denn an eine Flucht zu denken hätte beinahe an Wahnsinn gegrenzt. Seine rothe Gemalin würde ihn Tag und Nacht mit Argusaugen gehütet haben.

Klopfenden Herzens ließen sich Stanglhuber und Fernandez am vierten Tage nach ihrer Ankunft bei den Wilden vor den Rath der Stammesältesten und der beiden Häuptlinge führen. — Ibrahim kam dabei gar nicht in Betracht, seit er sich als bloßer Sclave seines jetzigen Herrn, nämlich Stanglhuber's, erklärt hatte. Sein Schicksal war also mit dem seines Gebieters vollkommen identisch, und auch der Mestize hatte nichts Besseres und nichts Schlimmeres zu gewärtigen. Als Dolmetsch spielte jedoch Fernandez selbstverständlich eine große Rolle bei der Verhandlung, welche unter gewissen feierlichen Vorbereitungen ihren Anfang nahm.

Den Mittelpunkt des hohen Rathes bildeten der Kriegshäuptling und der Friedenshäuptling. — Beiden zur Rechten und zur Linken lagerten sich die zwölf Aeltesten des Stammes im weiten Kreise, in dessen Mitte, mit dem Gesichte gegen die Häuptlinge, Stanglhuber und Fernandez Platz genommen hatten. — Die berathenden Apachen sowohl als auch die beiden Fremden kauerten auf verschränkten Knieen. Alle bliesen mächtige Tabakwolken von sich. — Obwohl weder Stanglhuber noch der Mestize in ihrer kritischen Situation Lust verspürten, den scharfen, ätzenden Tabak der Wilden nach deren Sitte durch die Nasenlöcher zu blasen, mußten sie doch des Anstandes halber mitthun, zumal die ihnen stillschweigend gewährte Erlaubniß, vor dem Rathe zu rauchen, ein sicherer Beweis war, daß man sie, vor der Hand wenigstens, weder als Feinde noch als Gefangene betrachtete.

Da der Friedenshäuptling weit älter war als der erst seit drei Tagen installirte Kriegshäuptling, so gebührte ersterem der Vorsitz der Versammlung. Nachdem dieser schon ziemlich bejahrte Apache eine lange, lange Weile stumm fortgeraucht hatte, wobei er aber aufmerksamst die Züge der Fremden studirte, und deren innerste Gedanken errathen zu

wollen schien, begann er endlich das Verhör. — Er wies mit seiner Pfeife auf Stanglhuber und sagte:

„Wer ist dieses „Bleichgesicht", und was sucht es bei dem „rothen Manne", dem freien Sohne der Prairie?"

„Dieser weiße Mann," erwiderte Fernandez, gleichfalls den bedächtigen, schleppenden Ton der Wilden annehmend, „ist gekommen, um den tapferen Stamm der Apachen von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Er hat so viel von diesen unvergleichlichen Helden des großen Westens gehört, daß er einen weiten, weiten Weg nicht scheute, um Euch zu sagen, wie sehr er Euch achte und liebe."

Dieser Umweg, diese Phrasen waren ganz im Geiste der Rothhäute, welche gleichfalls nie einen Wunsch oder eine Absicht directe ausdrücken, sondern stets erst nach langem Hin- und Herreden auf die Sache selbst zusteuern.

„Ist das die einzige Ursache, warum das Bleichgesicht die Beschwerden und Gefahren nicht gescheut, um bis zu diesen Wigwams zu gelangen? Die Bleichgesichter sind voll argen Trugs und böser Hinterlist. Unsere Vorältern nahmen sie freundlich auf. Ihr Leben, ihr Eigenthum, ihre Thiere waren in Sicherheit. Einzeln konnte Jeder unser Gebiet durchziehen; er kam und ging in Frieden. Wir brachten dem weißen Manne die weggelaufenen Thiere zurück. Unsere Weiber, unsere Kinder, unsere Mädchen kamen zu Euch, denn wir waren Freunde! Nein, nicht blos Freunde, wir waren Brüder! — So glaubten wir wenigstens und dachten, ihr würdet fühlen, wie wir fühlen. Wir kamen nicht heimlich oder in der Nacht — wir traten am Tage vor die Bleichgesichter, wir glaubten ihren Freundschaftsversicherungen und vertrauten ihnen. Zum Lohne überfielen uns die weißen Männer so oft im tiefsten Frieden, verbrannten unsere armen Wigwams, und nicht genug, daß sie unsere Weiber und Töchter schändeten und dann tödteten, unsere Heerden forttrieben, nahmen sie sogar die Scalps der Säuglinge mit sich fort."

Ein dumpfes Grunzen wurde im Kreise der Wilden vernehmbar und vierzehn haßerfüllte Blicke schienen den armen Stanglhuber wie mit giftigen Pfeilen durchbohren zu wollen.

Die Beschuldigung des alten Häuptlings über die Grausamkeit und Treulosigkeit der Weißen den wilden Ureinwohnern gegenüber, beruhte in der That auf gräßlichen, empörenden Wahrheiten.

So liegt z. B. eine Proclamation der Provincial-Regierung des Staates Chihuahua vom Jahre 1837 uns vor, worin Jedem für die

Ablieferung der Schädelhaut eines Indianers hundert, für den Scalp einer Frau fünfzig, und für den eines Kindes fünfundzwanzig Dollars Belohnung zugesichert werden. — Ein Augenzeuge aus damaliger Zeit erzählt: „Ich sah einst eine Reiterabtheilung in Chihuahua einrücken, deren Anführer triumphirend einige frische Schädelhäute auf der Spitze seiner Lanze herumschwenkte. Die nächste Amtszeitung von Chihuahua enthielt einen Bericht darüber. Die Soldaten hatten einen Schwarm Apachen verfolgt, als sie auf eine Indianerin stießen, welche ihr kleines Kind nicht im Stiche lassen wollte. Die Mutter und das Kind wurden ohne Erbarmen niedergemetzelt, deren Scalp abgelöst und eingeliefert!!!"

Und solche Fälle mögen zu Hunderten vorgekommen sein. Wer kann es also den Wilden verargen, wenn sie den weißen Mann mit Mißtrauen betrachten, ihn hassen, verachten, nach seinem Blute lechzen.

Fernandez beeilte sich mit einer Erwiderung, um dem Hasse und dem rachsüchtigen Temperamente der Wilden, welche so leicht von der Extase zur That übergehen konnten, einen Damm entgegenzusetzen.

„Jener weiße Mann," sagte er mit meisterhaft gespielter Würde, „ist frei von aller Blutschuld gegen die Söhne der Prairie, er ist frei davon bis hinauf zum letzten seiner Urväter, den der große Geist erschaffen. — Habt Achtung vor ihm und Ehrfurcht, denn er ist ein Mann der „großen Medicin", und staunen werdet ihr über das Wunder, das ihn der große Geist gelehrt, und das er Euch sogleich zeigen wird."

Auf einen Wink des Mestizen langte Stanglhuber aus seiner Tasche ein kleines Kästchen hervor — Fernandez forderte den alten Friedenshäuptling auf, die beiden blanken, messingenen Handhaben, welche an langen Drähten an dem gedachten Kästchen hingen, in die Hand zu nehmen. — Der Wilde that es nicht ohne Zögern. Stanglhuber drehte nun rasch an einer kleinen Kurbel wie an einer Leier. — Der Häuptling ließ, laut aufschreiend, die Metallgriffe, die er in den Händen gehalten, fahren. In seinem Antlitze malte sich Staunen und Entsetzen! Neugierig unterzogen sich nach ihm sowohl der Kriegshäuptling als auch alle Aeltesten des Stammes Mann für Mann dieser sonderbaren Probe. Bei jedem zeigten sich die gleichen Wirkungen wie bei dem Friedenshäuptlinge; keiner vermochte die „behexten Metallspangen" länger als einige Secunden in den Händen zu halten, so groß auch bei manchem die Willenskraft gewesen, die furchtbare Erschütterung, welche ihre sonst doch so stählernen Nerven beben machte, zu bemeistern.

Nun nahm Fernandez die Metallspangen in die Hand. Keine einzige Zuckung machte sich bei ihm bemerkbar. Dann wechselte er die Rolle mit Stanglhuber, auf den gleichfalls der „Teufelsspuk“ ohne alle Macht zu sein schien.

„Höret Freunde!“ nahm nun Fernandez abermals das Wort, „dieser „weiße Mann“ besitzt eine solche Macht über das große Geheimniß, das der „große Geist“ in dieses Kästchen einschloß, und dessen Zauber ihr bereits verspürt habt, ich sage Euch, er besitzt eine solche Macht darüber, daß er das unsichtbare Feuer, das Euere Adern zu verbrennen drohte, unschädlich machen kann für Jedermann, der ihm dient, und dem er wohl will. Wer von Euch beim „großen Geiste“ und den gebleichten Schädeln seiner Väter schwört, es mit ihm aufrichtig zu meinen, wer schwört, jeden Groll und jeden Haß gegen ihn abzulegen, soll aller Gnaden, die ihm der „große Geist“ verliehen, theilhaftig werden, und ungescheut vor dem Zorne der „feurigen Schlange“, die aus diesem Wunderkästchen speit, kann er diese Spitzen berühren“.

Der alte Friedenshäuptling, noch abergläubischer als alle Andern seines Stammes, leistete den verlangten Schwur. Begierig griff er dann nach den mehrerwähnten Spangen. Er verspürte jetzt keine Erschütterung, obwohl Stanglhuber so fleißig werkelte wie zuvor.

„Die „feurige Schlange“ ist wohl jetzt todt?“ frug er mit dem den Wilden eigenen Mißtrauen, und er war nahe daran, vor dem Zauber wieder allen Respect zu verlieren.

Der Mestize machte seinem Gebieter, ganz unbemerkt von den Wilden, ein verabredetes Zeichen mit den Fingern, und in der nächsten Secunde sprang der Häuptling wie toll zur Seite.

„Du hast die „feurige Schlange“, Du hast den „großen Geist“ herausgefordert, Du hast sie durch Deinen Zweifel beleidigt!“ verwies Fernandez im furchtbaren, ernsten Tone.

Der alte Apache starrte, moralisch total vernichtet, vor sich hin.

Der schlaue Mestize, der gleich Stanglhuber auf einmal den Wilden als ein Wesen höherer Art erschien, machte sich die allgemeine Verwirrung, welche die ganze Rathsversammlung beherrschte, wohl zu Nutzen. — Er verlangte jetzt, daß sich alle vierzehn Apachen im Kreise die Hände reichen sollten, so daß sie eine einzige Kette bildeten. Auf dieses nahm er unter feierlichen Ceremonien, und geheimnißvolle Gebete murmelnd, von jedem der beiden Häuptlinge eine Hand, in welche er je eine der Metallspangen legte. — Beim Zorne des „großen Geistes“

befahl er dann, diese menschliche Kette, in welche das Zauberkästchen eingeschaltet war, ja nicht durch Auslassen der Hände zu unterbrechen.

Hierauf begann Fernandez, der inmitten des Kreises stand, wunderliche Gesichter zu schneiden und laut die „feurige Schlange" im Namen des „großen Geistes" zu beschwören. — Stanglhuber, mit dem Kästchen in der Hand, stand so, daß er von Allen gesehen werden konnte und drehte fleißig in demselben Tacte die Leier, behielt jedoch dabei Fernandez scharf im Auge.

„Der „große Geist" hat mich erhört, „schrie endlich Fernandez, „er hat der „feurigen Schlange" befohlen, ihren Grimm zu legen, den Euer Friedenshäuptling durch sein Mißtrauen herausgefordert. So vernehmt denn, drei Mal durch drei Secunden wird das heilige Feuer in Euren Adern prickeln zum Zeichen der Versöhnung des „großen Geistes."

Der Sprecher machte nun abermals verschiedene wunderliche Capriolen, verzerrte sein Gesicht und stieß einen gellenden Ruf aus, bei welchem alle vierzehn Wilden erschreckt durcheinander fuhren, ohne jedoch die menschliche Kette, die sie bildeten, zu unterbrechen.

„Der „große Geist" ist versöhnt," rief der Mestize, als er den erwähnten Ruf in längeren Zwischenpausen noch zwei Mal ausgestoßen hatte und ebenso oft die Wilden zu Tod erschrocken zusammengefahren waren.

Die Apachen sahen jetzt die beiden Fremden als Wesen einer anderen Welt an. — Fernandez beschloß diese günstige Stimmung der Wilden sogleich auszunützen.

„Das Bleichgesicht," begann er, „hat Euch den Beweis geliefert, daß er ein Liebling des „großen Geistes" ist, daß die „feurige Schlange" im Innern der Erde, welche aus den Kratern der Vulcane ihre zornigen Flammen speit, seinen Befehlen gehorchen müsse. — Habt Ihr jetzt wohl den Muth, ihm seinen Wunsch abzuschlagen? Der Büffel würde für immer Euere Pfade meiden, der Fisch im Wasser Euere Angel fliehen, das Feuer des Himmels in Euere Wigwams niederfahren, und Euere Pferde würden lahm und träge werden; die Kinder und die Weiber Euerer Feinde würden Euch Männer besiegen, denn der Zorn des „großen Geistes" würde Euch schwach, blöde und feige machen, gleich den elenden Wölfen der Prairie."

Sowohl die beiden Häuptlinge als auch die zwölf Aeltesten des Stammes schauderten unwillkürlich zusammen bei dieser Androhung,

welche so ziemlich alle Wünsche und Befürchtungen des Indios salvagos enthielt.

„Und welchen Dienst verlangt denn der „weiße Mann" von den „Söhnen der Prairie"?" — bemerkte nach längerer Pause der greise Friedenshäuptling.

„Daß Ihr uns noch zur Stunde nach dem Orte geleitet, wo Ihr seinen Freund gefangen haltet, der vor vierzehn Mondenwechsel in Euere Gewalt gerieth, daß Ihr diesen Mann freigebt, ihn mit uns weiter ziehen läßt, weit, weit nach jener Gegend, wo die Sonne aus dem Meere steigt. — Welche Geschenke Ihr dafür erhaltet, als Beweis unserer Freundschaft und Dankbarkeit, wißt Ihr ja schon vom ersten Augenblicke unserer Begegnung. — Hundert Feuerwaffen, und für jede Feuerwaffe einhundert Patronen, zweihundert zahme Rinder, fünfzig Pferde und zwanzig Maulthiere, alle mit so viel rohem Eisen beladen, als sie nur zu tragen vermögen, sind das Lösegeld, das wir Euch bieten. — Am Eingange jener Schlucht, aus welcher heraus wir vor vier Tagen Eueren Jägern die Büffel zutrieben, soll der Austausch stattfinden. — Ihr sendet mit einem Briefe von uns einen Boten nach Chihuahua; der Bote wird in jene Stadt frei aus- und eingehen dürfen. Er wird unseren dortigen Freunden, welche die versprochenen Waffen und die Thiere schon längst bereit halten, als Führer dienen. — Ich habe gesprochen!"

Die Wilden traten abseits und hielten zischelnd mit einander Rath. Ihre Habsucht verlangte nach mehr.

„Ihr werdet wohl," begann endlich der Friedenshäuptling wieder, „die Zahl der Rinder und der Maulthiere verdoppeln, und auf das „Feuerwasser" (Branntwein) habt Ihr ganz vergessen."

„Von den Thieren bekommt Ihr nicht um ein einziges Horn oder einen einzigen Huf mehr, als Euch geboten wurde," entgegnete Fernandez festen Tones; „was das „Feuerwasser" anbelangt, je nun, so sollt Ihr so viel bekommen, als die Euch zugestandenen Pferde und Maulthiere statt des Eisens zu tragen im Stande sind. Dies ist unser letztes Wort; wollt Ihr nicht, wohlan, so werden wir Euch den Zorn der feurigen Schlange fühlen lassen."

Der alte Friedenshäuptling wollte noch eine Einwendung machen, aber der junge Kriegshäuptling, der bisher schweigend seine Pfeife geschmaucht, nahm jetzt das Wort:

„Also Ihr wollt blos den „weißen Mann" zurückbekommen, den

wir mit einer Schußwunde im Rücken halbtodt aufgefunden, Ihr erhebt keine Ansprüche auf sonst Jemanden, der zu unserem Stamme schon gehört oder einst dazu gehören wird?"

Fernandez verdollmetschte diese etwas mystische Rede vollkommen getreu seinem Gebieter.

„Ich wüßte nicht, wen wir außer dem armen Baron hier noch zu suchen hätten," bemerkte Stanglhuber, „und dann spricht ja der rothe Kerl nur von Leuten, die zum Stamme schon gehören oder einst dazu gehören werden; unter Letzteren meint er wohl nur die Kinder, die erst geboren werden. — Sage also immerhin zu, Fernandez, und trachte, daß diese unheimliche Conferenz einmal ein Ende nimmt!"

Der Mestize bejahte also die Frage des jungen Kriegshäuptlings. Dieser gab sich aber mit der einfachen Bejahung nicht zufrieden. Die Fremden mußten beim „großen Geiste" feierlichst betheuern, daß sie einzig und allein nur die Person des „Bleichgesichtes", das die Apachen in einer Schlucht am nordöstlichen Abhange der Sierra Espuela aufgefunden hatten, loskaufen wollten.

„Kommt!" gebot nun kurz Nachotli, so hieß der junge Kriegshäuptling. Auf einen Wink von ihm wurde Ibrahim herbeigebracht; man gab den drei Fremden Pferde; es waren die schlechtesten, welche der ganze Stamm besaß; die schönen Pferde, welche Stanglhuber und seine zwei Diener mitgebracht, waren von den Apachen bereits als Geschenk oder als à Conto-Lösegeld confiscirt worden, ein Schicksal, welches ihr sämmtliches Gepäcke schon in den ersten Stunden nach ihrer Ankunft getroffen. Unsere drei Abenteurer besaßen daher nichts, als was sie auf dem Leibe trugen, und selbst davon wurde ihnen von den Weibern und Kindern ohne viel Umstände weggenommen, was sich nur leicht kappern ließ, wie z. B. Knöpfe, Schnallen, Bänder, ja sogar die Sacktücher.

Nachotli und ein Dutzend Wilde schwangen sich auf ihre ungesattelten Pferde. Mit ziemlich saueren Gesichtern schickten sich unsere drei Abenteuerer an, das Gleiche zu thun, denn die Pferde, welche man ihnen überließ, waren sehr mager; deren schneidige Rückgrate stellten daher demjenigen Theile des Körpers, welcher beim Reiten den Schwerpunkt bildet, bedeutende Unannehmlichkeiten in Aussicht, zumal es höchst wahrscheinlich nach Apachenart Stunden lange in rasendem Galoppe über Stock und Stein gehen sollte. Auf eine Bemerkung des Mestizen

war jedoch Nachotli so freundlich, den drei Fremden je ein tüchtiges Bärenfell statt Sattel verabfolgen zu lassen.

Nach einem wilden Ritte, der durch volle vier Stunden währte, und durch Sümpfe und Uferwaldungen führte, gewahrte man endlich, nachdem die Sonne schon längst untergegangen war, über einer Anhöhe inmitten einer ziemlich weiten Ebene, am Horizonte den Widerschein mehrerer Feuer. — Man war an das Ziel gelangt; man befand sich im Lager eines anderen Apachenstammes, der jedoch mit dem des Häuptlings Nachotli im besten Einvernehmen stand, oder, strenge genommen, nur als eine Filiale desselben angesehen werden durfte, weil beide Stämme noch vor dreißig Jahren zusammengehört und sich nur getrennt hatten, weil es dem ganzen Stamme bei der successiven Verminderung der Büffelheerden unmöglich geworden war, sich auf einem Flecke zusammen zu erhalten.

Das ganze Lager gerieth in Aufruhr. Nachotli begrüßte den ihm blutsverwandten Häuptling, und theilte demselben die Ursache seines Besuches, so wie den Inhalt des mit dem „weißen Manne" abgeschlossenen Vertrages mit, welch' letzterer beiden Stämmen zu gleichen Theilen von Nutzen sein sollte.

Nachotli's Freund, Namens Coapatli, versuchte in letzterer Beziehung einige Einwendungen zu machen. Er, als factischer Besitzer des auszulösenden Objectes, hielt sich berechtigt, mehr als die Hälfte zu fordern. — Die Verhandlungen drohten sich in die Länge zu ziehen, und bei der Habsucht und Reizbarkeit der Wilden konnten am Ende gar zwischen beiden Stämmen bedenkliche Zerwürfnisse entstehen.

Fernandez besprach sich leise mit seinem Herrn, dann trat er zu beiden Häuptlingen, deren anfänglich freundliches Benehmen zu einander bereits auf dem Punkte stand, in offenen Streit umzuschlagen, obwohl ihre Differenzen nur mehr zwanzig Rinder, zehn Pferde und fünf Maulthiere zum Gegenstande hatten, wobei überdies bei Coapatli, einem Erzsäufer, die Geneigtheit vorherrschte, alle Tragthiere statt mit Eisen mit „Feuerwasser" beladen zu lassen, während der nüchterne und practische Nachotli im Ganzen nur vier Maulthierladungen mit Branntwein zugestehen wollte.

Der Mestize stiftete aber sogleich Frieden, als er Coapatli zu seiner Hälfte die mehr verlangten Rinder, Pferde und Maulthiere, und zwar letztere fünfzehn mit „Feuerwasser" beladen, als Extradouceur feierlichst zusicherte, falls er die Verhandlungen mit Nachotli

erfreulich zum Abschlusse brächte, und ihnen sogleich das so sehnlichst gesuchte „Bleichgesicht“ vorstellen würde.

Coapatli, jetzt höchst befriedigt, gab einem seiner Leute einen Befehl. Fünf Minuten später lag der Baron in den Armen seines getreuen Dieners und Freundes Stanglhuber. Keiner von Beiden vermochte vor Rührung und Freude ein Wort zu sprechen.

Das Aussehen des Barons war weit besser als es Stanglhuber zu hoffen gewagt. Der Kleidung nach glich er jedoch vollkommen einem Apachen, denn der Anzug, den er vor vierzehn Monaten getragen, war theils längst zerrissen, theils von den Apachenweibern ihm abgenommen worden; selbe hatten sich daraus allerlei nach ihrem Geschmacke zierlich sein sollenden Aufputz bereitet.

„Ja, mein lieber Franz!“ nahm endlich Schwarzenfels das Wort, als man sich bei einem Feuer gelagert, „ja, die Wege der Vorsehung sind wunderbar; wer hätte es gedacht, daß ich sammt meinen Millionen der arme, elende Gefangene dieser Wilden werden sollte. Doch vor Allem eine Frage — ich wage sie kaum zu stellen. Franz! kannst Du mir neues Leben geben oder werde ich von Deinen Lippen ein Wort vernehmen, schrecklicher als alle Leiden, die ich unter der russischen Knute, die ich hier unter den Wilden erduldet!“

„Danken wir Gott!“ erwiderte Stanglhuber, „Julius lebt und befindet sich in sicheren Händen, in den Händen jener edlen Dame, welche meine Schritte hierher gelenkt und mir diesen wackeren Burschen beigegeben hat, ohne dessen Treue und Scharfsinn es mir wohl nun und nimmer gelungen wäre, Ihre Rettung zu vollbringen.“

„Wie heißt dieses edle Wesen, wo ist der Engel, der seine Fittige über mein geliebtes Kind gebreitet hält!“ rief Schwarzenfels in Extase.

„Zoraide ist ihr Name, mehr weiß ich selbst nicht von ihr.“

„Zoraide?“ entgegnete Schwarzenfels höchst erstaunt, „zum ersten Male vernehme ich diesen Namen —“

Stanglhuber berichtete nun seinen ganzen Lebenslauf seit er von dem Barone in San Francisco und Californien Abschied genommen. Er verschwieg ihm nichts, selbst nicht sein doppeltes Unglück in München, nämlich den Verlust des Knaben und die tödtliche Wunde, welche ihm der Dolch des Demetrius meuchlings beigebracht hatte.

Es war bereits Mitternacht als der biedere Exdeutschmeister mit der Erzählung seiner Erlebnisse zu Ende kam. Der Baron verschob die

Mittheilung seiner eigenen Abenteuer auf den kommenden Tag, da man, um nicht das Mißtrauen der selbst im höchsten Grade argliſtigen Wilden zu wecken, füglich nicht länger wach bleiben durfte. Beide Männer trennten sich also. Der Baron kroch in seinen nahen Wigwam und Stanglhuber suchte die abseitige Stelle auf, wo Fernandez und Ibrahim bereits seit einigen Stunden auf den Bärenhäuten, die als Sattel gedient, im tiefsten Schlafe lagen. Dem lieben Gott aufrichtig dankend, daß er seine Mission wenigstens bis zu dieser Stunde sichtlich gesegnet, überließ sich auch Stangelhuber wohlgemuthet dem stärkenden Schlummer, welcher übrigens durch ein Dutzend Apachenaugen wohl gehüthet wurde; die argwöhnischen Wilden fürchteten, daß die Fremden etwa entfliehen könnten und sie dann um ihr reiches Lösegeld, nach welchem ihnen bereits der Mund wässerte, betrogen wären.

Als der Morgen anbrach, sahen sich der Baron und Stanglhuber in ihrer angenehmen Hoffnung auf eine lange und ungestörte Unterredung arg getäuscht. Nachotli hatte seinem Freunde Coapatli so viel von dem Wunderkästchen des „Bleichgesichtes“ und seiner geheimen Macht über die „feurige Schlange“ erzählt, daß Coapatli's Neugierde im höchsten Grade rege wurde.

Fernandez und Stanglhuber konnten nicht umhin, dem Verlangen der Apachen vom Stamme Coapatli's nach einer „Extra-Zauberei“ Folge zu geben.

Stanglhuber nahm also in Gottesnamen wieder seinen electromagnetischen Rotationsapparat zur Hand und Fernandez machte wie gestern seine Hokus-Pokus dazu. Der Erfolg auf die Stimmung der Wilden war ganz derselbe. Das „Bleichgesicht“ stand bei ihnen mit einem Schlage in größter Achtung und man begegnete von diesem Augenblicke an sowohl Stanglhuber als auch dem Baron mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht. Auch der Baron hatte sich als vom „großen Geiste“ begünstigt legitimirt, d. h. das Kästchen in die Hand genommen und dann die Wilden nach Belieben den Zorn der „feurigen Schlange“ verspüren lassen. Am Kästchen befand sich nämlich eine Contactfeder, an welche man ganz unbemerkt drücken konnte. Geschah dieses nicht, so war der Schließungsleiter unterbrochen, d. h. der durch die mittelst der Kurbel bewirkte Umdrehung von ein Paar kräftigen Stahlmagneten erzeugte Strom hatte keinen Kreislauf.

Die beiden „Bleichgesichter“ konnten es daher ganz gut darauf ankommen lassen, daß ein oder der andere Wilde den Versuch machte

der „feurigen Schlange“ jenes sonderbare, unheimlich prickelnde Gefühl zu entlocken, er mochte an der Kurbel noch so fleißig drehen.

Fernandez setzte endlich der ebenso zügellosen als unersättlichen und lästigen Neugierde der Wilden ein Ziel, indem er mit unvergleichlichem Pathos und einer ernsten, drohenden Miene den Ausspruch that, die „feurige Schlange“ sei bereits böse geworden über den Mißbrauch, welchen man mit ihrer Macht triebe und sie werde den Zorn des „großen Geistes“ beschwören.

Diese Drohung wirkte. Schwarzenfels und Stanglhuber konnten nun völlig ungestört im Schatten einer Riesencactus sich ihren gegenseitigen Mittheilungen hingeben.

„In dem Momente,“ fuhr der Baron in seiner Erzählung fort, nachdem er seinem Freunde die dem Leser schon bekannten Einzelnheiten bis zu dem Augenblicke geschildert, als der Yankée meuchlings nach ihm geschossen, „als ich wider den Indios, der allein mir noch Stand hielt, zu einem kräftigen Säbelhiebe ausholen wollte, hörte ich dicht hinter mir einen Schuß fallen und mein Bewußtsein schwand auf der Stelle. Erst aus Deinen Mittheilungen, mein lieber, edler Franz, erfahre ich jetzt, daß der elende Steward mich tödten wollte; bis nun hatte ich steif und fest geglaubt, daß Padre Teófilo mir nach dem Leben gestrebt.“

„Von diesem Momente bis zur Wiedererlangung meines Bewußtseins müssen viele, viele Stunden vergangen sein, denn als ich in den Hinterhalt nächst der Teufelsschlucht gerieth, war es noch Morgens, und als ich das Auge aufschlug und meine wirren Sinne sammelte, war der klare Himmel ganz mit Sternen besät. Ich befand mich in einer waldigen Felsschlucht. Mein Ohr vernahm das Plätschern eines Bächleins. Mein Pferd stand abgezäumt abseits an einen Baum gebunden und weidete. Mich selbst fühlte ich auf Gras und Kräuter weich gebettet. Meine brennende Wunde unmittelbar am Rückgrate kühlte ein wohlthuender Umschlag. Auch mein Antlitz, so wie mein Kopf war mit Wasser reichlich benetzt. Ich glaubte zu träumen. Nur eine gute Fee konnte mich gerettet, verbunden und gelabt haben. Qualvoller Durst quälte mich. Wasser! Wasser! lallte ich matt. Alsogleich nahte sich meinen Lippen eine kleine, überaus zarte Hand mit einem hölzernen Trinkbecher voll des köstlichsten Wassers. Dieser Labetrunk stärkte mich derart, daß ich im Stande war, mich etwas aufzurichten. Wen sah ich da? — Die arme Wahnsinnige kauerte still vergnügt

oberhalb meines Hauptes. „Du wirst nicht sterben, fremder Mann," begann sie im reinsten Spanisch, „die heilige Jungfrau von Guadalupe hat alles mir gesagt, was ich thun solle, um Dich zu retten. Fürchte Dich nicht. Ich habe Dein Pferd vom äußersten Rande des Abgrundes zurückgerissen; siehe, noch bluten meine Finger davon. Aber was thut dieß — die Mutter des Heilands hat mir befohlen Dir zu dienen und sie wird uns beschützen und beschirmen. In wenigen Stunden, so sprach die „liebe Frau", wird eine Horde wilder Apachen ihn und Dich gefangen nehmen; verliere aber auch dann den Muth nicht und harre treu bei dem Manne aus, den ich Deiner Obhut anvertraue. Er wird das Ende Deiner Leiden, die Rechtfertigung Deiner Unschuld herbeiführen, und der böse, böse Téofilo wird keine Gewalt mehr über Dich haben."

„In dem Tone des unglücklichen Wesens", fuhr der Baron gerührt fort, „lag eine solche erhabene Zuversicht, ein solches Gottvertrauen, daß ich davon nicht nur tief ergriffen, sondern dadurch auch getröstet, gestärkt und beruhigt wurde. Die Vorhersagung der Wahnsinnigen wegen der Apachen traf richtig zu, obwohl erst nach drei Tagen, innerhalb welcher Frist ich mich merkwürdig zu erholen begann. Einige Kräuter, welche mir meine Pflegerin auf die Wunde legte, schienen wahre Wunderkraft zu besitzen. So lange ich lebe, werde ich mich des fürchterlichen Augenblickes erinnern, wo etliche dreißig blutdürstige Apachen plötzlich in der Schlucht auftauchten, und sich ohne viele Umstände daran machen wollten, mir den Scalp abzunehmen. Da stürzte Elvira, — daß die Wahnsinnige diesen Namen führt, wußte ich nämlich aus dem Anrufe Téofilo's — wie eine Löwin unter die Wilden, die mich bereits mit mordlustigen Blicken als sicheres Opfer eines qualvollen Todes betrachteten."

„Das weiße Gewand der Wahnsinnigen, deren aufgelöstes langes Rabenhaar, ihre wildrollenden Augen, die imponirende Energie ihrer Haltung, die Würde in allen ihren Geberden, die Festigkeit und Zuversicht, mit welcher sie zwischen der blutlechzenden Meute urplötzlich erschien, war in der That ganz geeignet, die abergläubischen Gemüther der Wilden mit Schrecken zu erfüllen. — „Eine Zauberin!" riefen sie entsetzt — mein Leben war gerettet; die Apachen wollten weiter ziehen aber Elvira, welche sich nothdürftig mit den Apachen zu verständigen vermochte, bat in ihrer namenlosen Furcht vor Teófilo uns hierher nach dem Wohnsitze der Wilden zu bringen. Die Wahnsinnige steht hier

im großen Ansehen, da man sie für eine Auserwählte des „großen Geistes“ hält; Niemand würde es wagen sie zu beleidigen. Obwohl Elvira bereits etliche dreißig Jahre alt sein mag, ist sie doch noch von einer merkwürdigen Schönheit. Sowohl Nachotli als Coapatli bewerben sich um ihre Gunst, obwohl ganz vergebens und schon mehr als ein Mal drohten zwischen diesen Beiden ernstliche Zerwürfnisse aus Eifersucht auszubrechen.“

„Teufel, Teufel!“ brummte Stanglhuber, „jetzt begreife ich, warum dieser verschlagene Wilde gestern eine so sonderbare Clausel in unseren Vertrag hineingeschmuggelt hat.“

„Das ist sehr schlimm!“ erwiderte der Baron kopfschüttelnd, „die Wilden werden die Wahnsinnige um keinen Preis mit uns ziehen lassen und sie hier zurücklassen, nachdem ich endlich ihrem Geheimniß auf die Spur kam, nachdem ich ihr mein Leben zweifach verdanke, nimmermehr; das wäre ehrlos von mir; eher will ich lebenslänglich in der Gefangenschaft dieser Unholde bleiben.“

„Und ich bleibe dann bei Ihnen,“ antwortete Stanglhuber mit Bestimmtheit, „übrigens hat es damit noch seine guten Wege. — Vor vierzehn Tagen ist an unsere Erlösung nicht zu denken, auch wenn noch heute der Bote mit unseren Ordres nach Chihuahua abgeht. Bis dahin werden wir, von Fernandez berathen, wohl einen Ausweg gefunden haben.“

Statt vierzehn Tage, wie Stanglhuber sanguinisch gehofft, verstrichen jedoch volle zwei Monate, bevor von Chihuahua die Nachricht einlangte, daß man endlich alle bestellten Tauschobjecte vollständig zusammengebracht hatte. In Folge des Krieges und der Wirren war es in dem auch sonst mit dem übrigen Mexiko nur in höchst mangelhafter Communication stehenden Chihuahua sehr schwierig gewesen, dem Verlangen der Gefangenen zu entsprechen. Die Waffen und die Munition mußten überdieß erst geschmuggelt werden, da ein, übrigens ganz vernünftiges Gesetz es strenge verbietet, den gefährlichen Nachbar mit derlei Dingen zu versehen.

Inzwischen hatten unsere Abenteuerer die Ueberzeugung gewonnen, daß die Wilden auf gütlichem Wege nie und nimmer die Wahnsinnige herausgeben würden. — Fernandez hatte jedoch einen Plan ersonnen der, so gefährlich er war, dennoch das einzige Mittel blieb, um auch Elvira zu befreien.

Worin dieser Plan bestand und ob derselbe gelang werden wir gelegentlich im folgenden Bande erfahren. — Vor Allem müssen wir jetzt wieder nach der Hauptstadt Mexiko's eilen, um dort einigen wichtigen Ereignissen beizuwohnen.

XVII.

Todt und lebendig.

Wenige Tage nach dem Einzuge des Kaiserpaares in der Hauptstadt stießen in Mexiko in der Seitengasse zwischen der Mineria (der Bergwerksschule) und dem aufgehobenen Kloster las Belemitas an der Ecke der Takubastraße zwei aus entgegengesetzter Richtung scharf einhergaloppirende Männer beinahe mit den Köpfen ihrer Pferde zusammen. Nachdem die zwei Reiter gewandt ihre feurigen Thiere parirt hatten, warfen sie rasch einen Blick aufeinander, im Begriffe eine höfliche Entschuldigungsformel gegenseitig auszutauschen.

„Bei allen Donnerwettern!" rief der eine, der die mexikanische Generalsuniform trug, „bist Du es wirklich, Altamira?"

„Mit Leib und Seele!" entgegnete der vielseitige Diplomat, dem die handgreifliche Verwirrung seines guten Freundes Mazzaredo großen Spaß machte. „Nun", fuhr Altamira nach einer Pause fort, während welcher er herzhaft die Hand des Generals geschüttelt hatte, „nun, was gibt es da zu staunen, daß ich endlich wieder einmal in der Hauptstadt mich umsehe. Seit October fortwährend auf Reisen, brenne ich vor Verlangen, wieder meine holde Braut, die Fürstin Lobieski zu umarmen. Ich bin erst vor einer Stunde aus Tampico angelangt und stehe eben im Begriffe mich zu ihr zu begeben. Weißt Du nicht wie sich Isabella befindet? Durch meine letzten Kreuz- und Querzüge bin ich von ihr seit vollen sechs Wochen ohne alle Nachricht geblieben."

Mazzaredo versuchte den Erstaunten zu spielen, war aber nicht im Stande eine große Verlegenheit zu verbergen.

„Ich glaube," sagte er mit affektirter Gleichgiltigkeit, „daß ihr in jüngster Zeit kein Unfall zugestoßen, denn sonst hätte man gewiß davon in der großen Gesellschaft sprechen gehört."

„Du träufelst Balsam in mein Herz!“ lächelte Altamira freundlich, „denn gewiß hast Du Isabella erst ganz vor Kurzem gesehen, in der — großen Gesellschaft nämlich.“

„Ich habe die Fürstin vor vierzehn Tagen im Palais Escandon beim Souper getroffen,“ entgegnete Mazzaredo, dem jetzt sein Sattel wie mit Nadeln gepolstert vorkam und der keinen schicklichen Vorwand ersah, sich von seinem lieben Jugendfreunde zu trennen. Beide Männer waren langsam nebeneinander reitend in der Takubastraße allmälig der Vorstadt San Cosme nahe gekommen.

„Du hast doch die Braut Deines Freundes bis nach Hause geleitet?“ frug Altamira sehr gutmüthigen Tones.

„Die Straße ist jetzt so unsicher; es war schon Mitternacht vorbei und Demetrius, wahrscheinlich betrunken wie gewöhnlich, hatte die Equipage nicht begleitet,“ beeilte sich der General rasch zu bemerken.

„Sehr, sehr aufopfernd von Dir,“ sagte Altamira, „denn Du wohnst gerade am entgegengesetzten Ende von San Cosme, nämlich unweit der Aduana; hoffentlich wirst Du Dein theueres Leben nicht durch das Nachhausegehen in so gefährlicher Nachtstunde leichtsinnig exponirt haben, sondern bei der Fürstin geblieben sein. Nicht wahr?!“

„Aber, Pedro, was denkst Du?“ rief Mazzaredo erschrocken, der jetzt seine Ahnung, daß Altamira von seinem so geheim cultivirten Verhältnisse mit Isabella dennoch Wind bekommen haben mochte, zur Gewißheit erhoben sah.

„Läugne nicht, mein lieber Manuel! Du bist seit vollen acht Monaten der Geliebte der Fürstin! Du hast mich, ihren Bräutigam in spe, zum Hahnrei gemacht. Ha, ha, Du siehst mir auf die Finger, ob ich nicht etwa nach der Pistole da in meinem Gurte lange. Keine Furcht, mein Freund. Ich bin Dir vielmehr äußerst dankbar für — deine Bemühungen und um Dir meine Erkenntlichkeit zweifellos zu beweisen, habe ich Dich so ganz hinter Deinem Rücken mit der Señora Malpica ausgesöhnt. Ich weiß, daß ihr Beide schon lange nach einander schmachtet — alte Liebe rostet nicht. Pepita befindet sich in der Hauptstadt und wenn Du mir noch eine ganz kleine Gefälligkeit erweist, sollst Du bereits heute Abends in den Armen der guten Haut ruhen und mit keiner einzigen Sterbenssilbe wird die arme Verlassene unserem unverbesserlichen Don Juan seine Flatterhaftigkeit, seine Untreue vorwerfen.“

„Wäre es möglich!“ schrie Mazzaredo beinahe alle Rücksichten vergessend, die durch die offene Straße, in der man sich befand, geboten waren, „wäre es möglich, meine liebe Pepita in Mexiko! Sie wollte mir abermals verzeihen, mir jede Schelte erlassen? Sprich, sprich Pedro, was muß ich für Dich thun, für Dich, dem ich in der That schändlich Unrecht gethan. Was nützte es wohl zu läugnen; Du bist offenbar von meinen täglichen Besuchen bei Isabella schon längst genau unterrichtet, obwohl es mir ein Räthsel bleibt, wer Dir Alles verrathen haben konnte. Ich hätte geschworen, daß kein Mensch in ganz Mexiko hiervon wußte.“

„Ich weiß noch mehr, mein lieber Manuel!“ nahm Altamira trocken das Wort, „ich weiß, daß Du schon nach sechs Wochen der Fürstin überdrüssig geworden bist, daß sie Dich aber mit ehernen Banden an sich gefesselt hält, daß Du jetzt ihr gegenüber die Rolle eines willenlosen Sclaven spielst, denn Du warst, verzeihe mir meine Offenheit, der gutmüthige Narr, ihr Dein politisches Geheimniß zu gestehen, ja sogar, o heilige Einfalt, ihr Beweise von Deiner delicaten Mission im Dienste der Juaristen zu liefern. Es hängt also nur von Isabella ab, Dich binnen 24 Stunden vom französischen Kriegsgerichte mit Pulver und Blei tractiren zu lassen. Gehst Du aber auf meinen Plan ein, nun, so werde ich Dir die paar fatalen Beweise deiner Doppelrolle als halbinvalider General des mexikanischen Kaiserreichs und als republikanischer Spion wieder zurückerobern.“

„Pedro! bist Du denn allwissend?“ stotterte Mazzaredo ganz vernichtet, „ich erkenne Dich als meinen doppelten Retter, als meinen Schutzengel an; befehle und ich gehorche Dir blindlings.“

„Ich ersehe mit Vergnügen, daß Du Vernunft annimmst“, erwiderte Altamira und setzte sein Pferd in Galopp, wobei er nach seinem Palais nächst der Alameda die Richtung einschlug. Mazzaredo hielt sich dicht an seiner Seite.

„Binnen zwei Stunden wird Alles geordnet sein; vor Allem darf die Fürstin nicht ahnen, daß ich bereits in der Hauptstadt eingetroffen bin,“ sagte der vielseitige Diplomat, und nachdem er seinem Freunde noch einige kurze Weisungen ertheilt, verschwand er in seinem Palais, während Mazzaredo nach der von der Fürstin Lobieski in San Cosme bewohnten Villa weiter sprengte.

Es begann bereits zu dunkeln, als Mazzaredo, welcher wie gewöhnlich, auch heute sein Pferd in einem benachbarten Miethstalle

untergebracht hatte, zu Fuß durch die rückwärtige Gartenpforte nach der Wohnung Isabella's schlich. Die Fürstin liebte ihren Don Juan noch immer so heiß und begehrlich wie am ersten Tage ihrer näheren Bekanntschaft; edlere Gefühle kamen dabei natürlich nicht mit in's Spiel; ihre Sinnlichkeit, die sie seit Jahren aus Klugheit beherrscht hatte und deren Befriedigung der kalte Altamira sich nie hinlänglich angelegen sein ließ, war einfach völlig entfesselt geworden, so zwar, daß sogar ihr sonst so berechnender Verstand, ihre eminente Befähigung zur Intrigue dadurch wesentliche Einbuße erlitt.

Isabella hatte heute einen sehr unangenehmen Nachmittag erlebt. Offenbar waren jene zwei Briefe, welche auf ihrem Secretär ganz zerknittert lagen und von denen sie bald den einen, bald den anderen zur Hand nahm, um ihn sogleich abermals unwillig von sich zu werfen, die Ursache ihrer üblen Laune.

Beide Briefe waren in französischer Sprache sehr kurz gefaßt; der eine trug den Poststempel „Paris," der andere „Petersburg."

Der erste lautete:

„Madame!

„Das Doppelspiel, welches Sie schon seit Jahren mit uns getrieben und Ihr wahrer Charakter sind uns endlich, leider viel zu spät, klar geworden. Selbstverständlich verzichten wir auf Ihre weiteren Mittheilungen. Mit stiller aber ewiger Verachtung, zeichnet sich als seiner unwürdigen Landsmännin künftiger Todfeind

Graf v. Walewski."

„Wie mag man nur in Paris dahinter gekommen sein?" murmelte Isabella vor sich, „doch, was ficht dies jetzt mich an; binnen wenigen Tagen kommt Altamira, ich weiß nicht soll ich sagen leider oder endlich, zurück und heute über einen Monat bin ich zuverlässig die Gattin des neuen Pairs von Mexiko. Die Bagatelle von 50.000 Francs, die man mir zuletzt per Jahr ausgeworfen, kann ich schon lange entbehren, denn so wenig ich Altamira geneigt bin, die Billigkeit erfordert es, ihm als wahr nachzusagen, daß er generös wie ein echter Fürst ersten Ranges für meine Bedürfnisse gesorgt hat. Ach! warum kann Mazzaredo nicht er oder er nicht Mazzaredo sein! — Pah! Und was die Verachtung, die man mir in Paris zollt, anbelangt, so liegt zwischen ihr und meiner Person ein ganzer, großer, weiter Ocean. Ich weiß auch gar nicht, warum mich dieser Zwischenfall gar

so sehr touchirte. Fort mit allen kleinlichen Bedenken und mit Spott und Hohn will ich daher auch den Antrag bei Seite legen, den mir Herr von Gortschakoff in diesem Briefe macht. Lesen wir ihn doch noch einmal durch, bevor ich ihn zur Asche werden lasse. Und Isabella las:

„Hochverehrteste Fürstin!

„Wenn Sie gesonnen sind die unbedeutende Disharmonie, welche sich zwischen Ihren früheren guten Beziehungen zu Ihren Freunden und Gönnern an der Newa in unliebsamer Weise eingeschlichen, mit dem Schleier der Vergessenheit zu bedecken und sich eine wahrhaft glänzende Zukunft zu sichern, so verabsäumen Sie nicht mit dem nächsten Postdampfer nach Europa zu eilen und sich in Warschau an dem Ihnen wohlbekannten Orte zu melden. Man wird Ihnen sogleich 100.000 Silberrubel zur Verfügung stellen und einen Revers behändigen, daß, falls Sie die mit Rücksicht auf die dortigen Verhältnisse wünschenswerthen Dienste zur Zufriedenheit geleistet haben werden, nach Beendigung der ganzen Affaire die confiscirten Güter des Fürsten Stanislaus Lobieski ungeschmälert wieder in Ihren rechtlichen Besitz gelangen. Da die Möglichkeit der Zurückweisung dieses ebenso glänzenden als wohlmeinenden Antrages vorauszusetzen bei der gewiegten Welterfahrung und dem bewährten practischen Verstande Euer Durchlaucht ganz unthunlich, ja sogar Angesichts Ihrer im Dienste Sr. Majestät des Czars schon so oft erprobten Loyalität, als eine Beleidigung erschiene, erlaubt man sich für Reisespesen einen Vorschuß von 50.000 Francs mittelst beifolgenden Wechsels auf Sicht zu übermitteln. In der Voraussicht in kürzester Zeit von St. Nazaire aus das Telegramm Ihrer erfolgten Landung zu empfangen, verbleibe ich Euer Durchlaucht stets wohlgewogener, dienstbereiter

Freund und Gönner
Fürst G."

„Die Bedingungen," murmelte Isabella vor sich, „wären in der That brillant, aber gar so leicht und ungefährlich sind die Dienste nicht, welche Fürst Gortschakoff fordert. — Ich verspüre sehr wenig Lust mit den Henkergendarmen der polnischen Nationalregierung Bekanntschaft zu machen. — Alle Güter des Fürsten Lobieski wollte man mir zurückstellen? Hm! Ich wäre dann reich, unabhängig — ich könnte Mazzaredo ungescheut vor der Welt besitzen, für immer besitzen. Manuel ist arm, aber er liebt den Luxus und wie alle Mexikaner ist er ein

leidenschaftlicher Spieler, ein gedankenloser Verschwender. So wie ich ihn jetzt durch die Furcht vor dem Kriegsgerichte zu meinem Sclaven mache, wird ihn dann der Reichthum an mich fesseln. Aber, aber — darf man auch den Versprechungen eines Moskowiters trauen? Wird man nicht irgend einen perfiden Ausweg suchen, die Zusage wegen Rückgabe der Güter illusorisch zu machen? Wenn man mich selbst zum Schlusse nach Sibirien verbannen würde? In Rußland ist eben Alles möglich. — Nein, nein — wir wollen lieber Señora Altamira werden. Je nun — wenn mein lieber Pedro unartig oder gar unbequem wird, so dürfte sich wohl auch hier ein Mittel finden lassen um mich zum dritten Male zur Witwe zu machen. — Was soll ich aber mit diesem Papierchen beginnen?" fuhr das weibliche Ungeheuer fort, mit dem von der Firma Baron Stiglitz in Petersburg ausgestellten Wechsel spielend. Isabella's Nachdenken währte aber nur kurze Zeit. Sie schob die Anweisung in ihr Portemonnaie, fest entschlossen, dasselbe morgen bei einem Banquier realisiren zu lassen. „Ich werde," sagte Isabella in ihrer elastischen Logik zu sich, „annehmen, daß Gortschakoff mich bei früheren Gelegenheiten um 50.000 Francs zu wenig honorirt hat; mit diesem Wechsel ist mir jedenfalls nur eine alte Schuld eingegangen und der Fürst haftet noch außerdem mit den Verzugszinsen aus."

Die beiden Briefe jedoch verbrannte die vorsichtige Intriguantin achtsam an einer der beiden Kerzenflammen, welche Demetrius soeben angezündet hatte.

Der alte Spitzbube bat, als er den Abendimbiß für seine Herrin und den jede Minute erwarteten Herrn General wie gewöhnlich in dem nach dem Garten führenden Salon zurecht gestellt, um die Erlaubniß, sich auf zwei Stunden entfernen zu dürfen, eine Erlaubniß, welche er ohne alle Einwendung erhielt.

Demetrius warf einen auffallend langen Blick auf die Fürstin, ehe er sich entfernte; in seinem aufgedunsenen Branntweingesichte spiegelte sich etwas ab, was auf einen Zug von Reue und Mitleiden zu deuten schien. Aber bald nahm sein häßliches Antlitz wieder seine gewöhnliche, absolut nichtssagende Physiognomie an und er entfernte sich in demselben Augenblicke aus dem Zimmer als die Fürstin in den Salon nebenan trat, von welchem eine breite Freitreppe unmittelbar in den prachtvollen Garten hinabführte.

Hier war es, wo stets Isabella ihren geliebten Manuel erwartete und wo von Beiden so häufig der Liebesgöttin, der schaumentstiegenen Aphrodyte, wollüstige Opfer dargebracht wurden.

Pünktlich, wie immer, erschien auch heute Mazzaredo zur Minute. — Isabella flog in seine Arme; ihr Auge sprühte Feuer, ihre Pulse jagten stürmisch und krampfhaft schlossen sich ihre vollen schönen Arme um seinen Nacken, so daß dem schmächtigen Creolen beinahe der Athem stockte. Ihre Neigung für den mexikanischen Don Juan war in der That bis zum Wahnsinne gesteigert.

Mazzaredo gab sich seinerseits gleichfalls so zärtlich, so glühend wie schon lange nicht. —

Plötzlich kreischte Isabella vor Entsetzen laut auf. Mitten im Zimmer stand Altamira mit furchtbar höhnischer Miene seine Braut mit übereinandergeschlagenen Armen betrachtend. Geräuschlos hatte er sich durch eines der offenen Fenster ganz unbemerkt aus dem Garten in den Salon geschwungen, während Señora Pepita Malpica auf der Terrasse ihr von Wuth und Haß verzerrtes Antlitz an die Scheiben der Glasthüre preßte. — Altamira und die Señora waren auf diese Weise Zeugen einer Scene geworden, welche die Keuschheit der holden Braut durchaus nicht im vortheilhaften Lichte erscheinen ließ.

„Guten Abend, Durchlaucht!“ begann endlich Don Altamira, dabei wie ein Dämon vor satanischem Wohlbehagen vor sich kichernd, „guten Abend, guten Abend, ist das ein erfreuliches Wiedersehen, für mich, den Bräutigam! Ich bedauere sehr, gestört zu haben, Madame, aber da diese Störung nun einmal eingetreten, so ist es wohl selbstverständlich, daß auch unsere künftigen Beziehungen darunter wesentlich zu leiden haben und darum, Durchlaucht, nochmals guten Abend, recht guten Abend — für immer!“

Nach diesen Worten öffnete Altamira die von innen verschlossene Glasthüre nach der Terrasse und schritt mit stolzer, echt spanischer Grandezza langsam durch den Garten davon.

Wie eine gereizte, blutdürstige Tigerin sprang jetzt Señora Malpica in den Salon; in ihrer rechten Hand blinkte ein Dolch.

Isabella, im höchsten Grade consternirt, ja total vernichtet, stand wie angewurzelt. Sie vermochte kein Glied zu rühren, kein Wort zu sprechen; ihre Kehle war vertrocknet, ihre Kinnladen schlugen krampfhaft zusammen.

„Elende Verführerin!“ keuchte Señora Malpica, „heraus mit den zwei Briefen, die meinen armen Manuel zu Deinem Sclaven gemacht oder ich ermorde Dich auf der Stelle.“

Der Creolin war es vollkommen Ernst mit ihrer Drohung. Rache und Eifersucht flammten in ihren Blicken — eine einzige verneinende oder herausfordernde Geberde von Seite Isabella's und in dem Busen derselben stack die Mordwaffe bis an's Heft.

Entsetzt, rathlos, hilfeflehend, suchte der glanzlose Blick der Fürstin nach Mazzaredo, welcher abseits gestanden, nun aber näher trat und kalten Tones sagte:

„Fügen Sie sich, Madame, dem Wunsche der Señora; dieser Wunsch ist auch der meinige."

Mit einem gellenden Aufschrei stürzte die Fürstin auf das Sopha zurück. Diese frostigen Worte hatte sie von Mazzaredo nicht erwartet. Also auch er verstieß sie und war froh ihrer Bande los und ledig zu werden.

Señora Malpica begann ungeduldig zu werden. Gleich einer Furie trat sie zu Isabella und den Dolch noch immer mit der rechten Hand geschwungen haltend, rüttelte sie beinahe roh die Halbohnmächtige zum Bewußtsein auf und zuletzt schien die eifersüchtige Creolin sogar Willens, in den Haaren ihrer Nebenbuhlerin zu wühlen.

„Kommen Sie!" lallte Isabella und wankte in das Nebenzimmer, wo ihr Secretär stand. Eine Minute später befand sich Mazzaredo wieder in dem Besitze der ihn so sehr compromittirenden zwei Briefe, welche ihm einst die schlaue Buhlerin abgeschmeichelt. — Jetzt erst war er wieder frei und ledig.

Artig reichte er sodann Señora Malpica den Arm. Die mexikanische Höflichkeit war jetzt wieder in ihre Rechte eingetreten. Der Herr General und seine angestammte Freundin ermangelten daher nicht sich vor ihrer Entfernung vor der Fürstin ganz ceremoniös zu verbeugen und sich mit dem üblichen „guten Abend" zu empfehlen.

„Fort, fort aus Mexiko!" preßte Isabella mit halberstickter Stimme, als sie wieder allein war, heraus, „hier erwarten mich nur Schmach und Schande. Auf nach Polen, jetzt gibt es keine Wahl mehr."

Die Fürstin schellte heftig nach Demetrius, dessen zweistündiger Urlaub bereits längst abgelaufen war. — Die Uhr wies auf die zehnte Nachtstunde. Der Russe erschien jedoch nicht. Ein zweites, ein drittes, ein viertes Schellen blieb gleichfalls erfolglos. — Der Fürstin begann unheimlich zu werden; Demetrius war sonst doch so pünktlich, so schnell.

Endlich sah sich Isabella gezwungen, sich in die ebenerdigen

Gemächer selbst zu begeben, um nach der Zofe zu sehen, welche gleichfalls für die Klingel taub zu sein schien. — Diese Zofe war eine junge hübsche Mexikanerin, welche schon seit mehreren Monaten im Dienste der Fürstin stand. Im Gemache der Dienerin herrschte eine große Unordnung; alle Schränke standen geöffnet, alles Werthvolle war denselben entnommen. Auch mehrere kostbare Kleider der Fürstin, welche in diesem Gemache zwei große Garderobekästen stehen hatte, deren Thüren jetzt angelweit aufgerissen waren, fehlten. — Von großer Furcht befallen, eilte die Fürstin in den ersten Stock zurück. — Der Kutscher, der Koch, der Gärtner und ein paar Aushilfsdiener wohnten in einem separaten Gebäude, nach welchem von der etwa achtzig Schritte im Garten ganz vereinzelt stehenden Villa, ein Glockenzug führte. Aber Isabella scheute sich Alarm zu machen. Jedenfalls wollte sie vorerst nachsehen, wie es in jenem Seitenzimmer in der ersten Etage aussehe, wo ihr Geldschrank und ihre Prätiosen in Aufbewahrung sich befanden. — Von banger Ahnung gefoltert, griff sie nach der Klinke. Das Schloß war unversperrt. Ein sehr übles Zeichen, da sie den Schlüssel zu dieser Thür stets in der Tasche trug.

Eine kurze Umschau belehrte die Fürstin, daß sie bestohlen, gänzlich bestohlen worden sei. Nicht eine einzige Piece ihres ungeheuer werthvollen Schmuckes war mehr vorhanden. Das Etui mit dem kostbaren Geschenke der Kaiserin Eugenie fehlte natürlich gleichfalls. Die eiserne Casse, welche alle diese Schätze und eine namhafte Summe in Gold enthalten hatte, war offenbar mit Gewalt gesprengt worden.

Nach allen Anzeichen zu schließen, war der Thäter kein Fremder; der Verdacht fiel also natürlich auf Demetrius. Jetzt erst entsann sich Isabella, daß der Russe seit einigen Tagen ihr mitunter recht sonderbar vorgekommen sei, als ob er mit sich uneins wäre und einen großen inneren Kampf zu kämpfen habe. Aber Isabella, welche wußte, daß der alte Esel in ihre Zofe sich sterblich verliebt hatte, setzte das erwähnte auffällige Benehmen des Demetrius auf Rechnung seiner unsinnigen Liebe zu einem sechzehnjährigen, blühenden Mädchen, das aber insoferne seiner würdig war, als sie ihm an Schlauheit und Schlechtigkeit noch etwas vorzugeben vermochte.

Die Vermuthung der Fürstin, daß Demetrius und Margerita, so hieß das saubere Zöfchen, mit einander den Diebstahl ausgeführt hätten und dann mit einander entflohen seien, war in der That vollkommen richtig.

Mit mehr Fassung, als dieser zweite schwere Schlag, der sie heute getroffen, erwarten ließ, begab sich Isabella in das Zimmer zurück, wo ihr Secretär stand. Sie überzählte flüchtig ihre Handcasse; selbe enthielt etwas über 300 Piaster. Wie pries sie sich jetzt glücklich, daß das kleine Papierchen, das 50.000 Francs in der ganzen Welt werth war, so sehr a tempo in Mexiko anlangte.

„Noch diese Nacht verlasse ich die Hauptstadt," sagte Isabella entschlossen zu sich, „bis Puebla reiche ich mit den paar Hundert Goldstücken und dort wird es wohl möglich sein den russischen Wechsel zu escomptiren. Wenn nicht, so sind meine Ringe, diese kleine Broche und diese zwei Armbänder wohl das Dreifache dessen werth, was ich benöthige, um als Fürstin bis Warschau zu reisen. Aber fort, fort, fort — — —"

Nach diesen Worten zog sie die ziemlich schwer gehende Klingel nach dem Nebengebäude zweimal unmittelbar nacheinander. Dies war das Zeichen für den Kutscher bei der Herrin zu erscheinen. Wenige Minuten später kratzfußte der Pferdelenker ehrerbietigst in das Zimmer. Er stand eigentlich in Altamira's Dienste, der ihn sammt einer eleganten Equipage der Fürstin nur zur Verfügung gestellt hatte.

„Anspannen und nächst dem rückwärtigen Ausfahrtsthore warten!" befahl die Fürstin kurz. Der Kutscher verschwand rasch, um dem Befehle zu gehorchen, war jedoch in seinem Innern darüber etwas erstaunt. Das rückwärtige Ausfahrtsthor führte nämlich nach einer öden, menschenleeren, finsteren, holperigen Gasse, welche man heute Nachts allenfalls ohne Gefahr passiren konnte, weil der Mond sehr helle schien.

Von dieser Gasse aus konnte man dann auf Feldwegen die Straße nach Ayotla, welche auch nach Puebla führt, erreichen. Recht bald und unaufgehalten das nahe Ayotla zu erreichen und dort Extrapost zu nehmen, lag eben in dem Plane der Fürstin, welche mit Tagesanbruch die Hauptstadt wenigstens zehn Leguas weit hinter sich haben wollte.

Nach der Entfernung des Kutschers machte sich Isabella daran, einige wenige Effecten und Papiere in eine große Handtasche unterzubringen. Wäsche, Kleider, Bücher u. dgl., alles wollte sie zurücklassen, um möglichst mobil zu sein. Sie war entschlossen, falls sie in Ayotla keinen Wagen auftreiben konnte, Männerkleider anzulegen und zu Pferde zu steigen. Rasch machte sie daher einen kleinen besonderen Bündel zurecht, welcher alles Nöthige enthielt, um äußerlich ihr Geschlecht

zu wechseln. Es waren dieselben Kleider, welche ihr schon vor Jahren auf den Pariser Bällen gute Dienste geleistet.

Noch während Isabella mit ihren Vorbereitungen zur Reise beschäftigt war, hörte sie ihre Equipage über den Kiespfad unter ihren Fenstern langsam nach der ziemlich entfernten rückwärtigen Gartenpforte dahinrollen. Nach einigen Minuten war sie endlich vollkommen reisefertig. In der Rechten trug sie die Handtasche, in der Linken das Paket mit den Männerkleidern.

Eben stand sie im Begriffe die Handtasche einen Augenblick auf den Boden zu stellen, um die Klinke zu ergreifen, als die Thüre von Außen weit aufgerissen wurde.

Der erste Schlag der Mitternachtsstunde ertönte vom Thurm des nahen Jesuitenklosters.

Die Fürstin wähnte eine Geistererscheinung vor sich zu sehen und einen wilden, markerschütternden Schrei des grausigsten Entsetzens ausstoßend, stürzte sie nach rückwärts wie ohnmächtig zu Boden.

Ernst, drohend, todtenblaß, stand, gleich Banko's Geist, mitten auf der Schwelle der — Baron von Schwarzenfels.

Mehrere Minuten lang starrte der dem Grabe Entstandene das weibliche Ungeheuer an, das jetzt eine Beute des rächenden Gewissens und einer abergläubischen Furcht geworden war.

Eine eigentliche Ohnmacht war bei Isabella's stählernen Nerven unmöglich. Alsbald hatte sie zwar ihr Bewußtsein wiedergewonnen, aber sie scheute sich die Augen zu öffnen und ihren Blick auf jenes Wesen zu richten, das von ihr auf die unerhörteste Weise so vielfach verrathen, bestohlen, betrogen, an Leib und Ehre geschädigt, von ihrer grausamen Mordlust unerbittlich verfolgt worden war.

„Stehen Sie auf, Madame!" begann endlich der Baron in furchtbar ernstem Tone und trat vollends in das Zimmer.

Hinter ihm wurden Stanglhuber und der Mestize Fernandez sichtbar.

Zitternd erhob sich die Fürstin und wankte zu einem nahen Stuhle, in welchen sie sich mechanisch fallen ließ.

„Ich bin gekommen," fuhr Schwarzenfels fort, „ich bin gekommen, um über Sie Gericht zu halten, um Ihren Schandthaten endlich ein Ziel zu setzen. Sie müssen sterben, Madame! Nur eine halbe Stunde Zeit ist Ihnen zur letzten Reue gegönnt."

Isabella starrte ungläubig den Sprecher an. Aber ein Wink

des Barons und Fernandez holte einen Stuhl herbei, den er gerade unter einen Wand-Luster stellte. Ohne ein Wort zu sprechen nahm der Mestize den Luster herab, stellte denselben abseits und befestigte dann in den weit hervorstehenden Traghaken eine feingedrehte Schnur, hinlänglich stark das Gewicht des schwersten Menschen zu tragen. Nachdem der Mestize mit Kennermiene die ganze Vorrichtung und insbesonders die herabhängende Schlinge geprüft, stieg er vom Stuhle herab und, indem er an den Hut langte, sagte er zum Baron gewendet:

„Ich bin bereit, Señor!"

Schwarzenfels nickte mit dem Kopfe, zog seine Taschenuhr und sagte kurz zur Fürstin: „Sie haben noch dreiundzwanzig Minuten zu leben, keine Secunde mehr oder weniger."

Isabella begriff, daß man mit ihr keine Comödie spiele, daß die schrecklichen Vorbereitungen Ernst, furchtbarer, unabänderlicher Ernst seien. Die Todesangst schüttelte alle ihre Glieder, ihr Haar sträubte sich und erdfahl wurde ihr schrecklich verzerrtes Angesicht.

„Gnade, Erbarmen!" jammerte sie und stürzte heulend Schwarzenfels zu Füßen. Unwillig stieß sie aber dieser zurück.

„Vergeuden Sie nicht Ihre kurze Lebensfrist mit ganz unnützen Dingen," bemerkte der Baron mit einer Härte, der er sich selbst nie für fähig gehalten hätte.

„Gnade, Erbarmen beim Leben unseres Kindes!" flehte Isabella händeringend, und auf den Knieen rutschte sie abermals zu den Füßen des Barons.

„Entweihe nicht durch Deine Worte den Namen einer Mutter, die göttliche Unschuld eines frommen Kindes, auf das Du alle Ansprüche schon längst verwirkt. Bei Gott ist Gnade! Nur noch eilf Minuten und Dein elendes, fluchbeladenes Dasein ist zu Ende."

„Sei nicht grausam, Alfred! Nun denn — ich will sterben, aber nur eine Bitte sei mir noch gewährt; laß mich wenigstens schriftlich Abschied nehmen von meinem Julius; Worte der Versöhnung, der Ermahnung zum Guten sollen es sein, die ich ihm hinterlasse; der Segen seiner Mutter soll ihm werden und solch ein Segen ist nicht ohne Weihe, selbst wenn ihn unwürdige Lippen in der letzten Stunde sprechen. Oder soll ich mit dem Fluche im Herzen für ihn, von dieser Erde scheiden?— Alfred, Alfred würdest Du das je verantworten können?"

Lauernd hielt die Fürstin inne, welche wieder ihre Fassung so ziemlich gewonnen hatte. Energische Naturen gleich der ihrigen geben

den Kampf nicht so leicht auf, zumal, wenn es sich, gleich hier, im wahren Sinne des Wortes um Sein oder Nichtsein handelt, und die Parze ihre tödtliche Scheere bereits weit aufgeklappt hält, um im nächsten Augenblicke den Lebensfaden abzuschneiden.

Isabella hatte die Achillesferse des Barons getroffen, nämlich seine unendliche Liebe zu Julius in's Spiel gebracht.

Der Baron schritt einige Male ernst im Zimmer auf und ab, endlich blieb er vor seiner einstigen Gattin stehen und sprach:

„Um des Kindes willen sei Ihnen noch eine halbe Stunde zugestanden. Dort ist Feder und Papier. Schreiben Sie, Madame."

„Und wenn diese halbe Stunde vorüber?" hauchte Isabella.

„Wird Fernandez thun, wie ich ihm gebiete!" antwortete barsch der Baron.

„Alfred, Alfred!" bat die Fürstin mit gerungenen Händen und in Thränen aufgelöst, „Alfred! Noch eine, eine einzige Bitte, meine letzte Bitte! Du bist unerbittlich, Du willst daß ich sterbe, wohlan es sei; aber gestatte, daß ich selbst Hand an mich lege, daß ich ohne jeden Zeugen aus diesem Leben scheide. Bei dem nahen Strafgerichte des Allmächtigen, das meiner bereits harret, ich schwöre es Dir, daß ich ohne Furcht und Jammern selbst meinem Dasein ein Ende machen werde. Also sei großmüthig mit meiner letzten Stunde! Sobald jene Uhr auf die zweite Stunde weist, werde ich freiwillig meinen Kopf in jene fürchterliche Schlinge stecken und mit dem Fuße den Stuhl unter mir hinwegstoßen. Eine Viertelstunde später wird wohl Alles vorüber sein. Dann tretet ein, um meine erkaltete Leiche herabzunehmen."

Die Fürstin sprach mit einer Resignation, mit einer Bestimmtheit und einer anscheinenden Aufrichtigkeit, wie sie nur das Bewußtsein, im nächsten Augenblicke an das Thor der Ewigkeit pochen zu müssen, zu verleihen vermag.

„Auch das sei Ihnen gewährt, Madame!" erwiderte Schwarzenfels nach kurzer Ueberlegung, „aber sobald nicht mit dem Schlage zwei Uhr der umfallende Stuhl das Signal gibt, daß Sie Wort gehalten, wird Fernandez eintreten und thun, was zur Minute bereits geschehen sein sollte. Adieu Madame — auf ewig!"

Nach diesen Worten schritt Schwarzenfels, ohne Isabella eines weiteren Blickes zu würdigen, von Stanglhuber gefolgt in den uns schon bekannten Salon, während Fernandez sich als Wache in die Antichambre zurückzog, wo sonst gewöhnlich Demetrius zu

sitzen pflegte und durch welches die drei Männer vor Kurzem eingetreten waren.

Eine dritte Thüre befand sich nicht in dem Zimmer. Durch ein Fenster war die Flucht unmöglich, denn in diesem Zimmer, welches sein Licht von einer Glaskuppe oberhalb empfing, gab es gar kein Seitenfenster. Ueberdieß war diese Glaskuppe nicht nur stark vergittert, sondern auch wenigstens eilf Schuh hoch über dem Boden angebracht.

Bis auf zwei Uhr Nachts fehlten noch gut fünf Viertelstunden. Der Baron warf sich im Salon schweigend und düster auf das Sopha, während Stanglhuber dicht neben der Thüre des Gemaches, wo die zum Selbstmord verurtheilte Fürstin sich befand, auf einem Fauteuil Platz nahm. Auch in den Zügen des Erdeutschmeisters spiegelte sich tiefer Ernst ab.

Der Mestize Fernandez hingegen schmauchte mit der seiner Race eigenthümlichen Sorglosigkeit im Antichambre ganz wohlgemuthet sein Cigaritos und summte dabei, um sich die lange Weile seiner Einsamkeit zu vertreiben, ein Arrieroliedchen vor sich hin.

Mit einer weit größeren Unruhe, als er sich es selbst zugestehen wollte, zog der Baron, je näher die zweite Stunde rückte, um so häufiger die Uhr aus der Tasche. Die Rechtmäßigkeit seiner Handlungsweise mochte ihm wohl nicht so klar und evident vorkommen, als er es sich in seiner jedenfalls wohlbegründeten tiefen Entrüstung über die Unthaten jenes weiblichen Ungeheuers, das sich Isabella nannte, bisher eingeredet hatte.

Er fuhr merklich zusammen, als im Nebengemache die Uhr endlich die zweite Stunde schlug. Mit dem letzten Schlage vernahm man das Poltern eines umgestürzten Stuhles. — Unwillkürlich beteten jetzt der Baron und Stanglhuber ein inbrünstiges Vaterunser für die arme Seele, welche im Begriffe stand, vor den Thron des Allmächtigen zu treten, um die ewige Strafe ihrer Unthaten zu empfangen.

Als wieder eine Viertelstunde verstrichen war, nahte sich Stanglhuber dem Baron und flüsterte: „Wollen wir jetzt eintreten?“

„Noch nicht, noch nicht!“ entgegnete Schwarzenfels mit leicht bebender Stimme, „lassen wir noch fünfzehn Minuten verstreichen; mir graut im Vorhinein vor dem Anblicke dieser Todten.“

Es wurde aber fast drei Uhr, ehe sich der Baron entschließen konnte, das Zeichen zu geben, daß sein treuer Freund und Gefährte Stanglhuber die Thüre öffnen möge.

„Hölle und Teufel, was ist das?“ rief Stanglhuber, der zuerst das Zimmer betrat und sich vergeblich nach der Leiche der Selbstmörderin umsah. — Die Schlinge hing leer herab, aber der Stuhl war wirklich umgestürzt.

Auch Fernandez eilte jetzt aus dem Bedientenzimmer herbei.

„Wir sind gefoppt, Señores!“ sagte der Bursche verdutzt und sah sich dann im Gemache scharf um. Als er damit zu keinem Resultate gelangte, pochte er mit den Fingern leicht an mehrere Stellen der Wand.

„Hier ist es!“ rief er plötzlich, „hier ist es, oder ich will mein ganzes Leben lang kein Maulthier mehr besteigen.“

Der Baron und Stanglhuber eilten hinzu. Eine höchst kunstvoll maskirte Tapetenthüre wurde bald entdeckt. Da auf der andern Seite der Schlüssel umgedreht im Schlosse stak, öffnete man selbe gewaltsam. Man gelangte über eine schmale Wendeltreppe in ein ebenerdiges Geschoß, dessen Ausgang in den Garten offen stand. — Eine Nachfrage beim Gärtner ergab, daß Ihre Durchlaucht einige Minuten nach zwei Uhr die schon seit zwei vollen Stunden am rückwärtigen Gartenthore harrende Equipage bestiegen habe und, unbekannt wohin, fortgefahren sei.

Fernandez und Stanglhuber wollten nach Reitpferden eilen, um der Flüchtigen nachzujagen. Aber Baron Schwarzenfels hielt Beide zurück und sagte:

„Danken wir vielmehr dem lieben Gott, daß er uns ein großes Verbrechen erspart hat. Wir waren nicht berechtigt, seinem erhabenen Richteramte vorzugreifen — seid überzeugt, meine Freunde, jenes verruchte Weib wird der wohlverdienten Strafe deshalb nicht entgehen. — Nun aber auf zu meinem lieben Julius und zu seiner zweiten Mutter, der edlen Zoraide! Nochmals Dank dem Ewigen, daß er eine schwere Schuld von mir fern gehalten, daß ich nicht meine Hände in das Blut der Mutter meines Kindes getaucht!“

Ende des zweiten Bandes.

Inhalts-Verzeichniß

des zweiten Bandes.

Seite

I. Frankreich und das Völkerrecht 3
II. Die Dornen von Puebla 12
III. Stunden der Täuschung 21
IV. Harte Nüße 30
V. Ein vorsichtiger Selbstmörder. (Mit Bild.) 46
VI. Politische Comödianten 63
VII. Der Rinaldo-Rinaldini Mexiko's. 69
VIII. Geprellte Füchse 78
IX. Der Schutzgeist. (Mit Bild.) 90
X. Allerlei. 102
XI. Miramar 121
XII. Auf der Reise 152
XIII. Vom Kriegstheater. (Mit Bild.) 163
XIV. Ein weibliches Ungeheuer. (Mit Bild.) 171
XV. Flitterwochen 193
XVI. Unter den Wilden. 209
XVII. Todt und Lebendig 241

Druck von R. v. Waldheim

Mexiko

oder

Republik und Kaiserreich.

Politisch-socialer

Roman aus der Gegenwart.

Von

Arthur Storch.

Fünfte Auflage.

Dritter Band.

Pest, Wien, Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1868.

(Uebersetzungsrecht vorbehalten.)

I.

Eine Execution.

In der Kaserne San Augustin oder, richtiger gesagt, in dem zu einer Kaserne umgestalteten Kloster dieses Namens tagte in Puebla am 6. October 1865 ein Kriegsgericht. Als die zweite Nachmittagsstunde schlug, verkündete der Auditor das Urtheil, welchem zufolge ein Gemeiner des österreichischen Freiwilligencorps noch am heutigen Abende ein schweres militärisches Vergehen mit dem Leben büßen sollte. Der Schuldige hatte zur Nachtszeit auf dem Posten geschlafen und dadurch die Flucht des gefürchteten juaristischen Heerführers Porfirio Diaz, welcher im Februar 1865 durch den Fall von Oaxaca in Gefangenschaft gerathen war, möglich gemacht.

Der Präses der Commission erhob sich und nachdem er den Delinquenten kurzweg gefragt ob er das Urtheil, welches, nebenbei gesagt, eine Appellation nicht zuließ, verstanden habe, war die Sitzung zu Ende. Während nun die Herren Officiere, welche dem Kriegsgerichte beigewohnt, zum Speisen sich begaben, wurde der Verurtheilte, der an Händen und Füßen ziemlich schwere Ketten trug, in den Arrest zurückgebracht.

Seit seiner erst heute Früh erfolgten Verhaftung war der Verurtheilte noch gar nicht recht zu sich gekommen. Er glaubte zu träumen. In seinem Kopfe summte, brummte und hämmerte es wirr durcheinander. Er wußte sich nur mit Mühe zu entsinnen, daß, als er heute Nacht den Posten vor dem sogenannten Stockhause bezog, gegen zwei Uhr eine junge hübsche Mestizin ihm genaht sei und mit ihm sehr, sehr zutraulich gethan habe, daß die schwarzäugige Verführerin ihm sodann einen vollen Kürbis mit Pulque zur Labung anbot und er gleich hierauf besinnungslos geworden war. — Als er erwachte lag er an Händen und Füßen gefesselt in der Wachtstube, und, nachdem man ihn gegen eilf Uhr Mittags endlich zu sich gebracht, wurde er sofort dem Kriegsgerichte vorgestellt.

Der unglückliche Delinquent, welcher in seiner Betäubung die fürchterliche Bedeutung der ihm vorgelesenen Sentenz noch gar nicht recht zu begreifen schien, war eben Willens, sich apathisch auf den nackten Boden der Länge nach niederzuwerfen um seinen vor drei Stunden unterbrochenen Schlaf wieder fortzusetzen, als die Thüre des Gefängnisses sich öffnete und ein hoher, schlanker Mann, der die Abzeichen eines Oberjägers der Freiwilligen trug, eintrat. In seiner rechten Hand hielt er einen großen blechernen Becher mit heißem Caffee und in der linken ein Glas mit einem milchartigen Inhalte.

„Heda! Auf die Beine, Du Murmelthier oder es geht Dir wirklich an den Hals. Da — trinke zuerst diese Medizin und dann diesen prächtigen Caffee; ich habe ihn selbst bereitet."

„Ach! Pane Franzl," jammerte der Arrestant, „wie ist mir schlecht da im Kopf und Magen!"

„Glaub' es Dir gerne, Du armer Kerl!" erwiderte der Oberjäger mitleidig, „der Herr Apotheker hat den Rest der noch im Kürbiße war untersucht; er wundert sich, daß Du überhaupt noch einmal zu Dir gekommen bist."

„Herr Jekus, Herr Jekus!" stöhnte der Delinquent weiter, als er das Glas mit der Medizin ausgeleert hatte, „ist das Zeug miserabliges; ach, wann ich hätt' pivo (Bier) gute, böhmische, wär' ich gleich gesund wie junge Pudel!"

„Aber wohl wird es Dir bekommen," tröstete der Unterofficier, „und es ist nothwendig, daß Du alle fünf Sinne beisammen hast, willst Du nicht wirklich mit Sonnenuntergang ein todter Mann sein."

„Au, au!" heulte der Gefangene, „ise also wahr, daß mich armes Mensch wulln schießen tudt, wegn bisl Schlafen dalkete — au, au — hab me glaubt, daß Pane Auditor nur machte Spaß — au, au!"

„Sei kein altes Weib!" mahnte der Oberjäger, „vor dem Feind hast Du Dich immer doch so wacker benommen, — der Dienst, den Du mir bei Solferino vor sechs Jahren erwiesen hast, soll Dir, so Gott will, jetzt vergolten werden."

„O Jemine, o Jemine!" schluchzte der Czeche weiter, „wos hob ich auch müssen gehn zu Corps freiwilliges; hab ich mir gedacht, wird das sein Corps wo kann me thun, was me will, wo hat me freien Willen — biste schön anschmirt arme Wenzlicku — habn's me in drei Monaten fünfmal Husen ausklopft und jetzt wolln's me gar schießen tudt!"

„Das Alles hast Du nur Deinem Leichtsinne zu danken," sagte der Oberjäger ernst, „mit den tausend Gulden, die ich Dir vor meinem Verschwinden aus Wien gab, hättest Du Deine Greißlerei schwunghaft betreiben können; statt dessen hast Du das ganze Geld in ein paar Monaten verlumpt, bist über ein halbes Jahr im Schuldenarreste gesessen und als Dich deine Gläubiger endlich losließen, weil sie sahen, daß an Dir nicht nur Hopfen und Malz, sondern auch die Atzungskosten verloren sind, blieb Dir nichts übrig als Dich für Mexiko engagiren zu lassen. Und was hast Du nicht schon hier Alles angestellt. Ein Glück für Dich, daß Du durch meine Verwendung zum Bataillon des Herrn Major von Schwarzenfels transferirt wurdest, und daß Du seitdem unter meiner besonderen Obhut stehst. Bei der Batterie, wo Du früher dientest, hätte man Dich wahrscheinlich schon zum Krüppel geprügelt. Nun aber zur Sache. Schlürfe zuerst diesen Caffee hinunter, der wird Dich vollends ermuntern und dann höre meinen Plan, der Dich retten soll. Ich habe nur ein Stündchen Zeit dazu; um vier Uhr erscheint der Feldcaplan um Dich auf den letzten Gang vorzubereiten."

In dem Oberjäger wird der Leser zweifelsohne bereits einen alten Bekannten, nämlich unseren Exdeutschmeister Franz Stanglhuber errathen haben. Die Macht der Verhältnisse und nicht etwa sein freier Wille waren die Ursache, daß er in Mexiko in Militärdienste getreten.

Die Fürstin Lobieski, deren Demüthigung er vor fünfzehn Monaten mitangewohnt, wußte ihr Viperngift selbst über den weiten Ocean hinüber, den sie mit Schmach und Schande hinter sich gebracht um in Europa ihr altes Handwerk voll Lug und Trug von Neuem zu beginnen, zurückzuspritzen.

Schwarzenfels und Stanglhuber, Beide von dem Verlangen beseelt, ihre räthselhafte Freundin Zoraide näher kennen zu lernen, verschoben nach der Flucht Isabella's die Abreise nach Europa von Woche zu Woche, um Abd-el-Kaders Tochter endlich zu begegnen. Selbe hatte zwar dem Baron durch eine verläßliche Person sogleich nach seiner Ankunft in der Hauptstadt den Knaben Julius zuführen lassen, ihre Anwesenheit in Mexiko aber erst für das Ende des Jahres 1864 in Aussicht gestellt. Die Sehnsucht ihren Vater zu sehen, bestimmte nämlich Zoraide, kurz nachdem sie Stanglhuber aus den Händen der Franzosen befreit, eine Reise nach dem Oriente anzutreten. Wie bekannt, weilt der alte Emir schon seit Jahren im Garten Syriens, wie die alte berühmte Stadt Damaskus mit vollem Rechte genannt wird.

Auf das Angenehmste verstrich für den Baron und seinen Freund Stanglhuber Monat um Monat. Ersterer war entzückt über die ebenso feine als gediegene Erziehung, welche die gute Fee Zoraide seinem Sohne während der drei Jahre als das Kind in ihren Händen sich befand, beigebracht hatte. Stanglhuber seinerseits hatte aus Wien die besten Nachrichten erhalten. Sali war von einem gesunden Knaben entbunden worden. Sie trug seit dem Verschwinden ihres Franzl Trauerkleider und hatte geschworen, selbe nie mehr abzulegen. Mehr um sich zu zerstreuen als des Gewinnes wegen betrieb sie in der Währingerstraße einen großen Woll- und Zwirnhandel, der ihr schon deswegen wenig eintrug, weil sie allen armen und sittsamen Mädchen auf dem ganzen Grunde nicht nur die Arbeit honnet bezahlte, sondern oft auch den dürftigsten das nöthige Material dazu ganz schenkte. Sali genoß daher die allgemeine Achtung, zumal ihrem guten Rufe nicht das mindeste Ueble nachgesagt werden konnte. Sie lebte nur ihrem Kinde, das sie selbstverständlich Franz taufen gelassen und den Werken christlicher Barmherzigkeit.

Die strenge Cur, die Stanglhuber angewandt, um seiner Frau den Teufel der Eifersucht auszutreiben, schien also bestens zu wirken und er durfte hoffen in nicht ferner Zeit in Ruhe und Friede seine Tage fortan in einem herrlichen Familienleben zu verbringen.

Für Weihnachten 1864 hatte Zoraide endlich ihre Rückkehr nach Mexiko brieflich mit Bestimmtheit angekündigt. Da wurde plötzlich gegen Mitte December Stanglhuber auf Anordnung des französischen Obercommando's arretirt. Eine Denunciation aus Europa hatte die einstige Anklage gegen ihn, daß er ein Agent der nordamerikanischen Staaten sei, wieder aufgewärmt. Diese Anklage zerfiel zwar, wie die Denunciantin Lobieski selbst ganz gut voraus gewußt, in Nichts, aber aber — die Desertion der drei Turcos und die Mißhandlung eines französischen Sergeanten waren Dinge, über welche der Verhaftete nun Rede stehen sollte. Stanglhuber hätte es für höchst unmännlich gehalten, sich diesfalls auf Zoraide auszureden und deren Sicherheit zu gefährden, sobald sie in Veracruz landen würde. Er beschloß also in Gottes Namen Alles auf sich zu nehmen.

Schwarzenfels war trostlos. — Er bat und petitionirte an hundert Orten für die Niederschlagung des Processes seines treuen Freundes, um den es in der That äußerst schlecht stand. Wenn es gut ablief, wurde Stanglhuber nach Cayenne deportirt. — Da suchte

der Baron Altamira's nähere Bekanntschaft. Der „vielseitige Diplomat" versprach seinen Einfluß aufzuwenden um, wie er sagte, diese fatale Affaire zu aplaniren, nur müsse man ihm unbedingt Vollmacht geben und dann ohne Widerrede das Compromiß acceptiren, welches er zu Stande bringen werde.

Altamira ließ seine Equipage vorfahren und bat den Baron, sich es inzwischen in seinem Palacio und dem herrlichen Garten recht bequem zu machen. — Ehe drei Stunden vergingen, war der „vielseitige Diplomat" zurück. Er hatte zuerst bei Bazaine seine Aufwartung gemacht, dann beim Kaiser eine Audienz gehabt. — Er hielt zwei kaiserliche Erlässe in der Hand. Der eine ernannte den Baron von Schwarzenfels zum Major eines der in Mexiko aus Oesterreich zu erwartenden Freiwilligen-Bataillons und das zweite enthielt die Ordre, in dasselbe Bataillon für Kriegsdauer den gewesenen k. k. Feldwebel, Franz Stanglhuber als Oberjäger auf dessen Bitte einzureihen, wodurch im Einverständnisse mit dem kais. franz. Obercommando, die wider Stanglhuber eingeleitete kriegsrechtliche Untersuchung als aufgelassen zu betrachten sei.

Sowohl der Baron als Stanglhuber machten zwar zu dieser Wendung der Dinge ein etwas saures Gesicht, aber Letzterer konnte in der That froh sein, daß er so wohlfeilen Preises davonkam und Schwarzenfels würde um seinen Freund zu retten, mit einziger Ausnahme seines Kindes, unbedenklich Alles geopfert haben.

„Seine Majestät der Kaiser," fügte Altamira schließlich bei, „legt auf Ihre Dienste einen besonderen Werth; Ihre Carriere, Herr Baron, ist gesichert; heute über ein Jahr hoffe ich dem General oder Staatsrath v. Schwarzenfels meine Aufwartung zu machen.

Der Baron eilte schnurstraks in das Gefängniß, um seinen lieben Stanglhuber die Freiheit anzukündigen. Gleichzeitig mit Schwarzenfels war auch schon aus der Vorstadt San Cosme der Befehl des Marschalls Bazaine angelangt, den Exdeutschmeister zum kaiserlich-mexikanischen Platzcommando durch einen Ordonnanz-Offizier zu stellen, um daselbst den Fahneneid abzulegen.

Am nächstfolgenden Tage leistete auch der Baron seinem neuen Souveräne den Unterthanen- und Soldateneid. Bis zum Eintreffen der österreichischen Abtheilungen wurde Schwarzenfels der Generaladjutantur des Kaisers zugetheilt und Stanglhuber als Schreiber zu ihm commandirt. — Mit Geschäften waren beide Männer eben

nicht überhäuft. — Dem kleinen Julius gehörte daher so ziemlich ihre ganze Zeit; der prächtige Junge, der jetzt volle zehn Jahre zählte, versprach in der That große Dinge; von seiner nichtswürdigen-Mutter besaß er deren seltene Schönheit, deren lebhaften Geist und Willenskraft, ohne jede Beimischung ihrer Laster und Temperamentsfehler, von seinem Vater hingegen eine schwärmerische, tiefsinnige Gefühlsrichtung, einen poetischen Hang, alle Dinge, mit denen er in Berührung kam, durch Hilfe seiner regen Phantasie jedes irdischen Schmutzes zu entkleiden und in jeder Unannehmlichkeit, die ihn traf, die läuternde Hand der Vorsehung zu erblicken. Dabei war der Knabe sanft und höflich auch gegen den niedrigsten der Diener und gegen das Elend Anderer weichherzig und empfänglich bis zur Schwäche. Die Taschen, die ihm sein Papa täglich Früh mit kleiner Münze füllte, wurden oft schon beim ersten Morgenspaziergange bis auf den Grund geleert, ja während des Nachhausegehens contrahirte er nicht selten eine kleine Anleihe bei dem ihn begleitenden Diener, um nicht die Bitten eines Armen abschlagen zu müssen, obwohl ihm dieser „Exceß der Barmherzigkeit" schon öfters einen Verweis eingetragen hatte.

Wenige Tage, nachdem der Baron und sein getreuer Stanglhuber so ganz unvermuthete Streiter für die neue Monarchie geworden waren, hielten beide Männer miteinander über eine wichtige Angelegenheit Rath.

„Und ich bleibe dabei," sagte Stanglhuber, „daß Ihre Absicht, Herr Baron, jetzt schon wegen der armen Wahnsinnigen einen entscheidenden Schritt zu thun, eine verfrühte, eine verfehlte wäre. So lange wir nicht den elenden Teófilo in unsere Macht bekommen und ihn zu einem Geständnisse zwingen, werden wir Altamira von seinem Unrechte nicht überzeugen und selbst, gesetzt den Fall, er würde einsehen, daß der unwürdige Pfaffe wider seine Gemalin böse Absichten gehegt, rufen wir dann nicht seine Eifersucht, seinen Haß gegen ein unschuldiges Opfer teuflischer Verführung wach? Wir dürfen nicht vergessen, daß Altamira ein Creole ist, also in diesem Punkte einer ruhigen, vorurtheilsfreien Ueberlegung nicht zugänglich sein wird. Können wir endlich den abgerissenen Aeußerungen der Wahnsinnigen, daß sie durch Teófilo in ihrer Ehre nicht gekränkt wurde, wirklich ein Gewicht beilegen? Wird der Nichtswürdige so viel gewagt, wird er die Wahnsinnige so lange in seiner unumschränkten Gewalt gehabt haben, ohne die von ihm so heiß begehrten Früchte seines Verbrechens zu genießen?

Gewiß nicht; ich glaube das Schamgefühl der armen Elvira durchdringt so weit die Nacht ihres Geistes, um sie sogar zu einer Lüge zu verleiten. — Also nochmals, Herr Baron — Ihre Absichten sind schön und edel, Sie wollen das Verbrechen eines Andern gut machen, Sie wollen als Engel der Versöhnung und des Friedens wirken, aber der Zeitpunkt ist ein verfehlter. Vor Allem warten wir die Rückkehr unserer guten Fee ab — sie, die uns schon so trefflich berathen, sie, die an der Allwissenheit Gottes Theil zu haben scheint, sie, die brave Pflegemutter Ihres Kindes, sie möge entscheiden, was in dieser hochwichtigen Angelegenheit zu thun sei."

„Ja," rief der Baron begeistert, „ja, mein Freund, so soll es auch sein; Gott hat Dich erleuchtet und ich fühle jetzt mein Gewissen, das mir schon schwere Vorwürfe gemacht, in dieser Angelegenheit endlich beruhigt. Nun aber ist es nothwendig, daß wir die Wahnsinnige hier sicher vor den Augen der Welt bergen, aber wo?"

„Kaufen Sie einfach die Villa in San Cosme, welche die saubere Fürstin bewohnte," entgegnete Stanglhuber, „ich wette, daß dieser abgelegene Ort mit den mehrfachen Ausgängen auch für die Dame Zoraide ein passender Aufenthaltsort sein wird."

„Sehr gut," stimmte der Baron bei, „wie ich zufällig erfuhr, ist diese Villa um einen Spottpreis zu verkaufen; noch heute will ich das Geschäft abschließen. Elvira wird sich dort recht wohl befinden. Auf die Treue und Verschwiegenheit ihrer zwei Wärterinnen glaube ich bauen zu können. Ibrahim und Fernandez sollen den männlichen Schutz des Hauses bilden. Die übrigen indianischen Diener und Dienerinnen lassen wir aus weiter Ferne kommen. Abgemacht."

Binnen drei Tagen war wirklich Alles so arrangirt, wie es sich der Baron vorgenommen.

Wir haben jetzt nachzutragen, auf welche Weise es unsern Abenteurern glücklich gelungen war, die Wahnsinnige, welche den Apachen um keinerlei Lösegeld feil gewesen, dennoch mit sich fort und in Freiheit zu bringen.

Es war in den ersten Tagen des April 1864, als die Apachen-Häuptlinge Nachotli und Coapatli in Folge der endlich eingetroffenen Nachricht, daß die Karavane von Chihuahua mit den Tauschgegenständen nunmehr unterwegs sei, mit je fünfzig streitbaren Männern ihrer Stämme in der Richtung der Sierra Espuela aufbrachen.

Der Baron, Stanglhuber, Fernandez und Ibrahim ritten

in der Mitte der stattlichen Reiterschaar, ebenso Elvira. — Dem schlauen Fernandez gelang es ohne Mühe, die Eifersucht und den Argwohn Coapatli's aufzustacheln, indem er demselben insgeheim andeutete, Nachotli hege die Absicht, die Zauberin während seiner Abwesenheit durch seine Leute stehlen zu lassen. Coapatli war daher leicht zu bewegen, Elvira den Zug mitmachen zu lassen und Nachotli damit insoferne einverstanden, als er den Gegenstand seines glühenden Verlangens in seiner Nähe, unter seiner Obhut wußte.

Man war noch zwei kleine Tagmärsche von dem Punkte entfernt, wo man auf die Karavane aus Chihuahua zu stoßen hoffte. — Fernandez, welcher sich unter den Apachen sogar eine gewisse Beliebtheit zu erwerben gewußt, hatte es schon längst verstanden allen Argwohn von sich abzulenken. Man hielt ihn daher nicht besonders scharf im Auge. Die Gegend, wo das vorletzte Nachtlager aufgeschlagen wurde, war eine sogenannte „Unkraut-Prairie," welche wir bereits geschildert haben. — Da jetzt die trockene Jahreszeit herrschte, waren die hohen Gräser und Gesträuche vollkommen dürr. — Man wagte deßhalb nicht Feuer anzuzünden, aus Furcht einen Prairiebrand zu erzeugen.

Den Mestizen war es gelungen, während des langen Aufenthaltes unter den Wilden eine gute Anzahl starker Hanf- und Roßhaarstricke bei Seite zu bringen. — Er und seine drei Leidensgefährten trugen selbe, so unbequem es ihnen auch fiel, auf dem nackten Leibe bei Tag und Nacht, um den Verdacht der Wilden ja nicht rege zu machen.

„Heute Nacht muß es endlich sein," flüsterte Fernandez seinen Gefährten zu, „erst in drei Stunden geht der Mond auf; bis dahin will ich meine Arbeit gethan haben. Also gebt auf das Signal acht und nun, in Gottes Namen, alle Stricke her."

Fernandez warf sich nach diesen Worten auf den Bauch und im hohen Grase, auch dem schärfsten Blicke unsichtbar, schlüpfte er auf dem Boden geräuschlos davon. — Er schlug die Richtung ein, wo die Apachenpferde theils stehend theils liegend, dicht zusammen gedrängt der Ruhe pflogen.

Wie wir schon erwähnten, trägt jedes Apachenpferd ein Seil um den Hals, mittelst dessen Hilfe der Reiter seinen Oberleib vom Pferde herabwirft. — Behutsam und geräuschlos band nun der Mestize alle Pferde an diesen Halssträngen mittelst der mitgebrachten Seile zusammen. Da er die Thiere nicht erschrecken durfte, was die im Kreise ringsum lagernden Wilden aufmerksam gemacht hätte, verbrachte er volle

zwei Stunden bis er seine Aufgabe gelöst, d. h. alle Pferde untereinander derart verkoppelt hatte, daß kein einziges derselben von der ganzen Schaar allein auszureißen vermocht hätte. — Dann schlug Fernandez Feuer und fachte einen dürren Heubündel zur Flamme an. — Als dieß geschehen eilte er so schnell er konnte zu seinen Genossen zurück.

„Jetzt auf und davon!" rief er, „hier stehen fünf Pferde für uns; in zehn Minuten wird bei diesem heftigen Nordwinde die ganze Prairie ein einziges Flammenmeer sein."

Noch während Fernandez sprach, hatten sich bereits der Baron, Stanglhuber und Ibrahim auf die Pferde geworfen. Fernandez, sein Pferd und noch ein zweites am Lasso nach sich ziehend, eilte der Stelle zu, wo die Wahnsinnige zusammengekauert ruhte. — Mit einem Satze saß Elvira auf dem Rücken des Pferdes, als sie zehn Schritte von ihr die Stimme des Barons hörte, der sie aufforderte, ihm zu folgen.

In diesem Augenblicke ertönte ein fürchterliches hundertstimmiges Wuthgeheul der Apachen, welche nach ihren Pferden stürzten. Um die armen Thiere schlugen plötzlich hie und da die Flammen empor. Umsonst versuchten sie, von Schmerz und Angst zur Verzweiflung gebracht, auseinander zu stäuben. Endlich, nachdem sie in einem wirren Knäuel eine Weile hin und hergewogt, setzte sich die ganze Masse in rasenden Galopp. Einzelnen Apachen gelang es sich aufzuschwingen, aber ihr Bemühen die tollgewordene hundertköpfige Koppel zu lenken oder aufzuhalten, blieb erfolglos.

Unsere Abenteurer schlugen den entgegengesetzten Weg ein, welchen die durchgehenden Pferde nahmen. Dieser Weg war zufällig nicht nur der richtige, um in die Sierra Espuela zu gelangen, sondern auch gerade gegen den Wind, daher von dem mit rasender Schnelligkeit um sich greifenden Prairiebrande nicht gefährdet. — Als der Morgen anbrach, konnten sich die Flüchtlinge für gerettet halten.

Sie ritten in die Baranca ein, welche wir noch von der Büffeljagd her kennen. — Hier traf man richtig die Karavane von Chihuahua. — Fernandez meinte, man solle mit dem ganzen „Plunder" jetzt „kehrt euch" machen. — Der Baron und Stanglhuber waren jedoch entschieden dagegen, ihr Wort zu brechen.

Als man weiter gegen die Thalschlucht zu aufbrach, in welcher einst Padre Teófilo gehaust, gab Schwarzenfels seinem Be-

vollmächtigten aus Chihuahua den gemessenen Auftrag, daß die Uebergabe des Lösepreises genau so stattzufinden habe, als wenn das Intermezzo von heute Nacht gar nicht vorgefallen wäre. —

Bevor wir uns um das Schicksal des Delinquenten Skrcicek und den Rettungsplan seines Gönners Stanglhuber's bekümmern, müssen wir über das österreichische Freiwilligencorps einige Bemerkungen voransenden.

Kurze Zeit nach der Annahme der mexikanischen Kaiserkrone durch Erzherzog Ferdinand Max wurde demselben von Seite seines erlauchten Bruders Kaiser Franz Josef die Bewilligung ertheilt, ein Freiwilligencorps von 6000 Mann in den österreichischen Staaten anzuwerben.

Die glänzenden und verlockenden Bedingungen, welche den Bewerbern gestellt wurden, sowie das Mexikofieber, welches damals grassirte, hatte im Vereine mit dem momentanen Stillstande aller Gewerbe und der allgemeinen Unzufriedenheit mit dem schlappen, für die Zukunft wenig Gutes verheißenden Gange der inneren Zustände der Monarchie eine Unzahl von Nothleidenden und Malcontenten geschaffen. Den lügenhaften Siegesnachrichten, welche von Paris unermüdlich in alle Welt ausgestreut wurden, und dem gewissenlosen Humbuge: der Majorität der Mexikaner einen glühenden Enthusiasmus für das Kaiserreich anzudichten, war es wirklich in der Mitte des Jahres 1864 gelungen, die mit den wahren Verhältnissen nicht näher vertraute Welt an die Möglichkeit des Bestandes der überseeischen „Großthaten" des zweiten Kaiserreiches glauben zu machen, zumal der Mann, der sich in jenen Tagen, ohne Ruhmredigkeit, der Kaiser von Europa nennen konnte, vor Gott und der Welt auf das Feierlichste die Verpflichtung übernommen hatte, die Consequenzen der jüngsten Schöpfung seiner Allmacht — Mexiko genannt — bis zum Aeußersten zu vertreten. Mit einem Worte, die Welt überschätzte die durch und durch hohle Macht des modernen Cäsars, und die durch den Erfolg so leicht dupirte Menge war in der That einen Augenblick verblendet genug, die Brandfackel, welche Frankreich seit fast zwei Decennien rastlos über seine Grenzen nach allen Weltgegenden schleudert, für ein leidiges Werkzeug der Civilisation und des Friedens der Zukunft zu halten.

Unter diesen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, wenn selbst Männer in gesicherter Stellung und fern von aller Lust nach Abenteuerlichem durchaus kein Bedenken trugen, ihr Schicksal an das

des jungen Kaiserreiches zu knüpfen. Der nachträglich aufgetauchte Vorwurf von Leichtfertigkeit war übrigens um so weniger begründet, als die persönlichen eminenten Eigenschaften des Kaiser Max eine hinlängliche Garantie boten, daß die Schwierigkeiten, wie solche französischerseits mit anscheinender Wahrhaftigkeit geschildert wurden, nicht durch Beharrlichkeit und guten Willen, zwei Dinge, welche der unglückliche Monarch im vollsten Maße besaß, hätten bewältigt werden können.

Es wäre in der Mitte des Jahres 1864 ein Leichtes gewesen, statt 6000 Freiwillige für Mexiko wenigstens das Fünffache zu engagiren. Die Zahl der Offiziere und Unteroffiziere, die sich für Mexiko meldeten, belief sich allein auf die erstgenannte Ziffer, und wer es weiß, mit welch' fast übertriebener Aengstlichkeit man auf die physische Tauglichkeit der assentirten Mannschaft sah, und wie viele der sich Anmeldenden zurückgewiesen wurden, wird unsere Behauptung, daß man ein ganzes, sehr stattliches Armeecorps hätte zusammenstellen können, für keine Uebertreibung halten. Insbesondere verlockend war für Viele, wir möchten sagen für die Meisten, das Versprechen, nach vollendeter Dienstzeit colonisirt zu werden, und wir vermöchten tüchtige Handwerker und Geschäftsleute nach Dutzenden namhaft zu machen, welche in dem Momente, wo sie sich dem Assenttische nahten, bereits auf ihre dauernde Etablirung in Mexiko als Endzweck speculirten, und bevor sie noch den Soldatenrock anzogen, schon alle möglichen Finten im Kopfe ausheckten, um sich „jenseits des Oceans" vom Militärdienste loszuschrauben.

Freilich gab es in den Reihen der Freiwilligen auch eine namhafte Anzahl tief verkommener Subjecte, welche schon in mancher Gerichtsverhandlung eine hervorragende leidende Rolle gespielt hatten! Selbst das Offiziercorps bestand nicht aus durchwegs lauteren Elementen. So kannten wir z. B. einen Lieutenant K .... (aus Schonung für seine Familie wollen wir seinen Namen nicht näher bezeichnen), welcher in der vierten Jägercompagnie diente und dann zu den Dissidenten mit einer Casse durchging, ein Kunststückchen, welches er schon einmal practicirt hatte, als er in den Reihen der päpstlichen Armee gestanden.

Es wäre uns ein Leichtes, aus den massenhaft in unseren Händen befindlichen Original-Offiziersbefehlen des commandirenden Generals Grafen Franz Thun-Hohenstein zahlreiche Fälle von Ordnungswidrigkeiten und Vergehen einzelner Offiziere mit vollem Namen und specificirtem Thatbestande anzuführen. — Namentlich hatte General

Thun fortwährend gegen das, gelinde gesagt, barsche und unfreundliche Benehmen der Offiziere ihrer eigenen Mannschaft gegenüber anzukämpfen. — Aber auch die nach und nach unter den Offizieren des Freiwilligencorps immer mehr einreißende Spielwuth bereitete dem Grafen Thun, welcher seine schwierige Aufgabe von einem höheren Standpunkte aus auffaßte, und derselben sich mit Liebe und Aufopferung bis zum letzten Tage seines Scheidens aus Mexiko gewidmet hatte, außerordentlich vielen Verdruß.

Wir lassen hier einige authentische Actenstücke folgen, welche mit einem Schlage einen tiefen Einblick in die inneren Verhältnisse des österreichischen Freiwilligencorps gestatten, und beziehungsweise unsere obigen Behauptungen hinlänglich bestätigen.

Nr. 7654

C. A. geheim.

1.

Offiziers-Befehl.

Puebla, am 14. October 1865.

Se. Majestät der Kaiser haben mit A. h. Handschreiben vom 9. d. M. die gänzliche Einstellung der wider den Herrn Oberlieutenant Alexander von B....., wegen Tödtung des Führers Lankitsch der zweiten Jägercompagnie anhängig gewesenen gerichtlichen Untersuchung allergnädigst anzuordnen, und zugleich zu bestimmen geruht, daß der benannte Herr Oberlieutenant in gleicher Charge und Rang zur einheimischen Truppe übersetzt werde.

Indem ich diesen A. h. Gnadenact verlautbare, muß ich hervorheben, daß nur die vorzügliche Conduite des Herrn Oberlieutenants und dessen ausgezeichnetes Benehmen vor dem Feinde mich bewogen haben, diese A. h. Gnade zu erbitten.

Möge dieser traurige Fall, durch welchen der Name und die Existenz eines sonst vorzüglichen Offiziers in so hohem Grade gefährdet wurde, Allen zur ernsten Warnung dienen, sich bei Behandlung der Mannschaft nicht vom Jähzorne hinreißen zu lassen, und von den Regiments- und sonstigen gesetzlichen Vorschriften, zu deren besserem Verständnisse so viele Offiziersbefehle erlassen wurden, nie abzuweichen.

Die Autorität des Offiziers gegenüber der Mannschaft wird mit unnachsichtlicher Strenge aufrecht erhalten, aber mit gleicher Strenge muß auch der Mann von der Willkür seines Vorgesetzten bewahrt werden.

Ueber Alle wacht das Gesetz, es muß Allen gleichen Schutz ge-

währen! Die Nichtachtung des Gesetzes muß unausbleiblich alle Bande der Disciplin und Mannszucht sprengen, die numerische Minderzahl müßte dem Faustrechte der stärkeren Uebermacht unterliegen.

Dem Offiziere steht über die Mannschaft kein anderes Recht zu, als welches ihm vom Staate zur Förderung des Dienstes eingeräumt und in genauen Grenzen vorgezeichnet ist.

Jede Ueberschreitung dieses Rechtes ist daher Willkür, welche um so gefährlicher, und daher auch um so sträflicher ist, als sie die Autorität des Gesetzes erschüttert, den Dienst gefährdet, zur Insubordination und Meuterei, wie im vorliegenden Falle, sowie auch zu Desertionen*) Anlaß gibt.

Ich hoffe, daß dieser bedauerliche Fall sich nie mehr wiederholen wird, gebe aber zugleich meinen festen Entschluß kund, die Autorität des Gesetzes um jeden Preis aufrecht zu erhalten; ich werde daher weder Conduite noch sonstige Milderungsumstände berücksichtigen, sondern Jeden, der sich einer Ueberschreitung der Dienstgewalt schuldig macht, unnachsichtlich der vollen Strenge des Gesetzes überantworten.

Thun, General.

Nr. 882.

2.
Offiziers-Befehl.

Puebla, am 2. November 1865.

Bekanntlich werden im Corps alle vorkommenden Subordinationsverletzungen strengstens untersucht und gestraft. Um so bedauernswerther ist es, wenn sich die Offiziere durch subordinationswidriges Benehmen der Mannschaft gereizt, hinreißen lassen, sich selbst Genugthuung zu verschaffen und die Leute zu mißhandeln.

Einen solchen Uebergriff beging am 9. April d. J. der Herr Oberlieutenant K . . . . indem er beim Kriegsrechte dem Jäger Veitl eine schwere Verwundung am Kopfe beibrachte. Nachdem ich derlei Mißhandlungen, welche Anlaß zu weiteren Subordinationsverletzungen und zur Desertion geben können, bei dem Umstande als den

*) Im Besitze sämmtlicher Deserteurlisten des österr. Freiwilligen-Corps können wir versichern, daß das „Ausreißen" in einem bedenklichen Grade immer mehr um sich griff, so zwar, daß man in allen Fällen, wo die Desertion nicht von sehr erschwerenden Umständen begleitet war, schließlich von der Todesstrafe ganz Umgang nahm und selbe in scharfe körperliche Züchtigungen umwandelte.

Offizieren gesetzliche Mittel zur Abstellung der Insubordination der Mannschaft zu Gebote stehen, durchaus nicht dulden will, so habe ich den Herrn Oberlieutenant K .... hiefür mit einem 14tägigen Profoßen-Arreste bestraft.

Dies zur Kenntniß des Offiziers-Corps mit dem Beifügen, daß diese Bestrafung wegen der inzwischen stattgehabten Expeditionen erst jetzt in Vollzug gesetzt werden konnte.

Thun, General.

Nr. 7235 Op.
ad. 1611 Just.

3.

Offiziers-Befehl

für die Herren Stabsoffiziere, Rittmeisters und Hauptleute.

Puebla, am 2. November 1865.

Erhobenermaßen hat der Herr Rittmeister Conte di M .... aus Anlaß einer Subordinationsverletzung den Uhlanen Fedorezack der 1. Escadron am 4. August d. J. gemißhandelt. Nachdem einem Offizier stets gesetzliche Mittel zu Gebote stehen um einen Verbrecher der verdienten Strafe zuzuführen und ich ohnehin es nicht ermangeln lasse jede Subordinations-Verletzung strengstens zu strafen, demnach das thätliche Eingreifen eines Offiziers in derlei Fällen nicht nur überflüssig, sondern, weil es Vorwand zur Desertion und Anlaß zur Meuterei geben kann — dem Dienste ungemein nachtheilig ist, so habe ich den Herrn Rittmeister Conte di M .... wegen der Mißhandlung seines Untergebenen und Nichtachtung der vielen in dieser Richtung erflossenen Offiziersbefehle mit einem 14tägigen Profoßen-Arreste bestraft.

Thun, General.

Nr. 8049 geheim.
ad. 1840 Just.

4.

Offiziers-Befehl

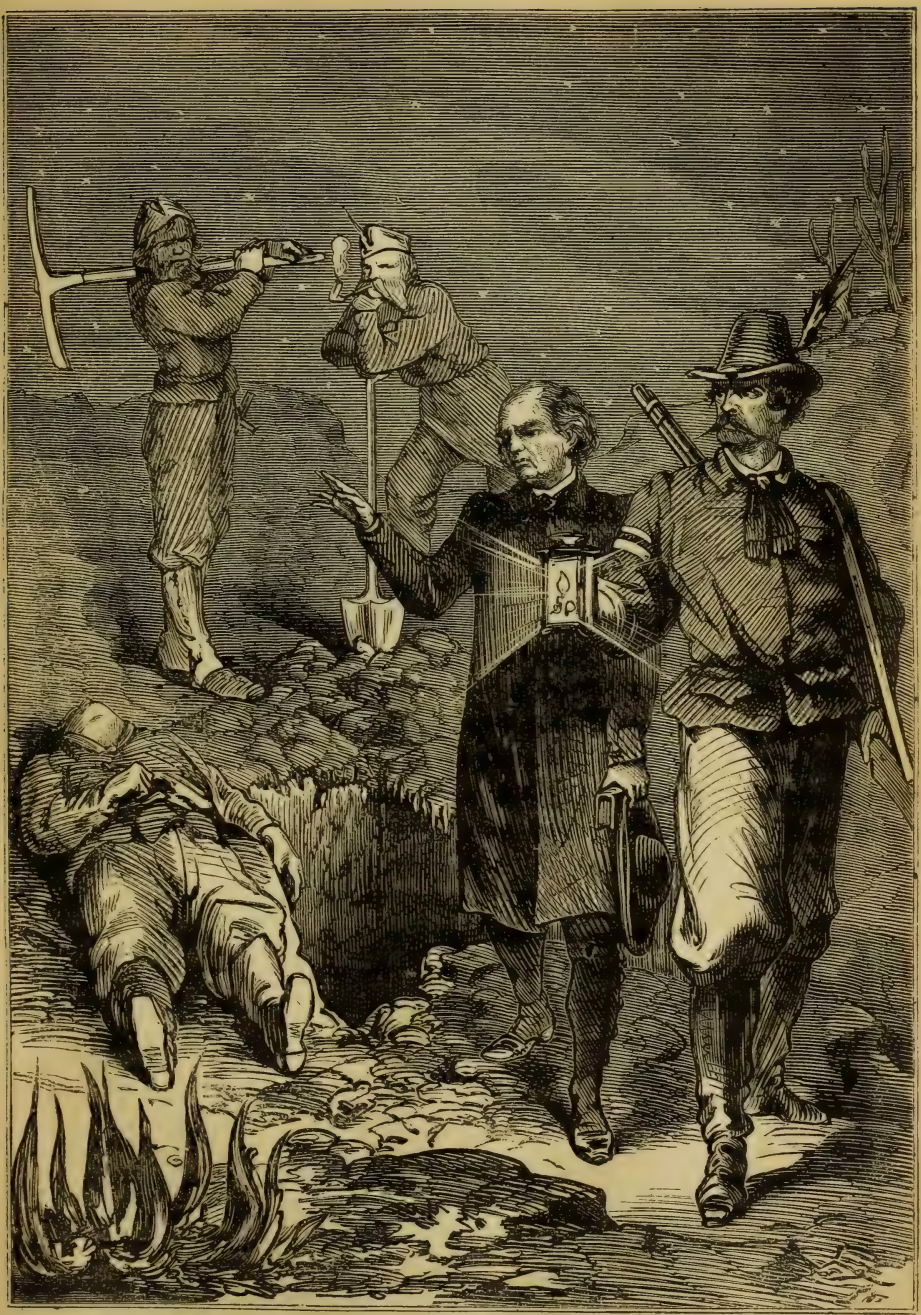
für die Herren Stabsoffiziere, Rittmeisters und Hauptleute.

Puebla, am 3. November 1865.

Der Herr Rittmeister M. .... wurde wegen Mißbrauch seiner Dienstgewalt durch eigenmächtige und ungerechtfertigte Arretirung eines Civilrichters mit einem 24stündigen Hausarrest bestraft.

Thun, General.

XII.



(Seite 24.)

Nr. 251 Präsid.

5.

Offiziers-Befehl.

Puebla, 10. October 1865.

Es mehren sich die Fälle, wo Offiziere Vorschüsse verlangen. Die bedeutenden Beträge, welche einzelne Herren bereits nach Europa gesendet haben, um entweder ihre Angehörigen zu unterstützen oder alten Verpflichtungen nachzukommen, überhaupt die Höhe unserer Bezüge beweist, daß solche Ansprüche meist die Folgen des unter den Offizieren selbst umsichgreifenden Hazardspieles sind.

Ich stelle mit heutigem Tage alle Vorschüsse ein, verpflichte alle jene Herren, welche über ärarische Gelder zu verfügen haben, zur genauen Befolgung der darüber bestehenden Vorschriften und kann nur bedauern, daß es zu jenen Katastrophen kommen muß, die jede Spielperiode mit sich bringt, während meine wohlgemeinten Ermahnungen vollkommen unberücksichtigt blieben.

Thun, General.

Nr. 3408
geheim.

6.

Offiziers-Befehl.

Cuernavaca, am 22. März 1866.

Der General Pedro Valdes, Militär-Commandant des Departements Iturbide theilt mir mit, daß er bei Gelegenheit von Unordnungen, die hier stattgefunden, den Rittmeister L . . . . . hat zu sich rufen lassen, daß derselbe jedoch dieser Aufforderung nicht Folge geleistet, sondern an seiner Stelle einen Corporal gesendet habe.

Ferner beschwert sich General Valdes, daß er niemals über die Bewegungen der Hußaren unterrichtet sei, da stets die An- und Abmeldungen versäumt würden.

Wenn ich auch keineswegs die Unterordnung meiner Truppen unter mexikanische Offiziere zugeben werde, so lange das Mißverhältniß zu der französischen Armee der einheimischen eine so untergeordnete Stellung anweist, so wünsche und erwarte ich dennoch, daß meine Offiziere durch die genaueste Wahrung der äußeren militärischen Formen, höher gestellten mexikanischen Offizieren nicht Gelegenheit zur Beschwerde geben.

Gerade gegenüber von mexikanischen Offizieren ist es doppelte

Pflicht, ihnen durch Zuvorkommenheit das Peinliche ihrer Lage zu erleichtern, nicht aber durch Taktlosigkeit selbe noch zu erbittern.

Dem Rittmeister L . . . . ertheile ich daher hiermit für den Mangel an Takt, den er gegenüber dem General Valdes wiederholt gezeigt, einen dienstlichen Verweis und ich setze mit Bestimmtheit voraus, daß sich ähnliche Fälle der Mißachtung kais. mexikanischer Offiziere nicht wiederholen werden.

Dieser Befehl ist allen Offizieren des Corps zu publiciren und die Bestätigung hierüber von den Districts-Commanden einzusenden.

Thun, General.

Nr. 7193. **7.**

Op. geheim.

Offiziers-Befehl.

Puebla am 4. October 1865.

Während mir bis zur letzten Zeit immer über die Aufführung der Mannschaft, deren Disciplin, dem guten Einvernehmen mit den Bewohnern, endlich dem taktvollen Benehmen der Offiziere vis-à-vis der Autoritäten nur die vortheilhaftesten Rapporte zukamen, erhalte ich jetzt mehrere Klagen über Ueberschreitungen, rohes Auftreten der Mannschaft und ebenso unpolitisches als taktloses Auftreten von Offizieren.

Ich mache die Herren Stations-Commandanten für die Aufrechthaltung der strengsten Disciplin verantwortlich und fordere die Herren Offiziere auf, mit jenem Takte und jener Erziehung aufzutreten, welche ich von selben beanspruchen kann und welche uns die Achtung und Sympathien der Partei der Ordnung im Lande sichern wird.

Es ist hiebei nothwendig, oft mit einiger Selbstverläugnung zu handeln und immer den großen Zweck, die Förderung des Allerhöchsten Dienstes im Auge behaltend, jene Eintracht mit dem gutgesinnten Theil der Bevölkerung zu erhalten, ohne deren Mitwirkung wir vor Allem ohne alle Nachrichten bleiben und auch bei der Ausdehnung des von uns besetzten Terrains nichts ausrichten können. Sollten sich wider Vermuthen solche Uneinigkeiten wiederholen, so verlange ich, insbesonders bei dem Umstande, als solche Klagen auch meistens directe an Se. Majestät den Kaiser, den Marschall Bazaine und den Kriegsminister gelangen, mich augenblicklich von dem wahren Sachverhalte zu verständigen, damit ich alsogleich über das Geschehene Auskunft geben kann. Ich mache insbesonders auf die Artigkeit und Förmlichkeit aufmerksam, die der Mexikaner gewohnt ist und die wir im Umgange mit demselben nicht bei Seite lassen dürfen.

Ich warne insbesonders vor dem Anschlusse an irgend eine Partei, wobei man leicht als Mittel zu irgend einer Partei- oder Privatrache gemißbraucht wird.

Wir müssen hier im Kleinen dem erhabenen Beispiele unseres Monarchen folgen, der hoch über allen Parteien nur das eine Ziel im Auge hat, Ordnung und Friede diesem schönen aber unglücklichen Lande wiederzugeben.

Thun, General.

Bei der belgischen Abtheilung von circa 1500 Mann, welche dem General Thun gleichfalls unterstand, gab es in den obenangedeuteten Richtungen, wo möglich noch weit mehr Schwierigkeiten und Unzukömmlichkeiten, welche schließlich in eine an offene Meuterei grenzende Haltung ausarteten und endlich sogar die Auflösung dieser widerhaarigen Abtheilung nothwendig machten. Die Formation der belgischen Legion war übrigens schon in der Heimat auf große Hindernisse gestoßen. Die Regierung war dafür, die öffentliche Meinung aber ganz entschieden dagegen, so daß sogar Massen-Petitionen gegen die vom Kriegsminister Chazal im Einverständnisse mit den Ultramontanen insgeheim begünstigten Werbungen bei der Kammer einliefen; da die Regierung am 2. September 1864 feierlich erklärt hatte, daß sie der Sache fremd sei und bleiben werde, so entstand bei der schließlichen Verhandlung dieses Gegenstandes am 4. April 1865 in der Kammer eine so arge Erregung, daß Chazal sich mit dem Deputirten de Laet duellirte. Für den Kriegsminister Chazal endete diese Affaire auch in anderer Beziehung unheilvoll. Sein einziger Sohn, ein hoffnungsvoller, liebenswürdiger junger Mann, welcher auf der „Louisiane" mit der ersten Abtheilung der belgischen Legion von Europa abgegangen und am 13. November 1864 in Veracruz gelandet war, fiel in dem ersten Rencontre, welches er mit Guerilla's bestand.

Wie wir schon in einem früheren Capitel erwähnten, war es eine der ersten Sorgen des Kaisers Max nach seinem Einzuge in der Hauptstadt Mexiko's gewesen, die Reorganisation der einheimischen Armee mit Bazaine's Beihilfe in Angriff zu nehmen.

Mit Neujahr 1865 wurde in Chapultepec eine Militärschule nach dem Vorbilde der französischen zu Saint-Cyr eröffnet und am 28. Jänner 1865 erschien das organische Heeresgesetz, nach welchem

die mexikanische Armee aus der Palastwache, einer Legion Gensdarmen, 12 Bataillons Infanterie, 2 Bataillons Jäger (zu 8 Compagnien), 6 Regimenter Cavallerie, 12 Compagnien Garnisonstruppen zur Sicherung der Nordgrenzen gegen die Indianer, 1 Bataillon Festungsartillerie von 6 Batterien, 1 Feldartillerie-Regiment von 4 berittenen und 4 Gebirgsbatterien, ferner 1 Regiment Genietruppen und dem erforderlichen Train bestehen sollte. Der Friedensetat betrug hierdurch 22.374 Mann, 6600 Pferde und 1000 Maulthiere, mit 18 Generälen und 1146 Offizieren aller Grade, auf dem Kriegsfuße aber 30.044 Mann. Der wirkliche Effectivstand der einheimischen Armee betrug jedoch mit Ende December 1865 sogar 35.650 Mann mit 11.073 Pferden, wozu noch an fremden Truppen 1324 Belgier und 6545 Oesterreicher mit 1409 Pferden zu rechnen waren. Kaiser Max besaß also damals thatsächlich eine eigene Armee von 43.520 Mann, und 12.482 Pferden. Außerdem standen zu jener Zeit noch immer über 30.000 Franzosen im Lande. Die vorhandenen Streitkräfte waren mithin nicht unbedeutend, jedenfalls aber mehr als genügend um das ganze Land im Zaume zu halten und den Feind bleibend aus seinen letzten Positionen zu verdrängen, wenn nicht das französische Obercommando, im Stillen eifersüchtig auf die zahlreichen glänzenden Waffenthaten der einheimischen Armee und namentlich des österreichischen Freiwilligen-Corps, stets die Erfolge der kaiserlich-mexikanischen Waffen insgeheim zu paralysiren getrachtet und nicht immer auffallender seine starre Unbotmäßigkeit gegen die Regierung des Kaisers Max herausgekehrt hätte. Don Moral, der Präfekt von Michoacan, gibt daher in seinem unhöflichen Briefe, welchen wir als Eingang unseres Werkes veröffentlichten, nur der vollen Wahrheit Ausdruck, als er sagte: „Die Stärke der Revolution besteht in der Schwäche der Regierung; diese hat keinen festen Gedanken und keine Uebereinstimmung in ihren Dispositionen; es fehlt gänzlich an Takt und Einheit im Handeln."

Die Beweise, daß die Ursache dieser prekären, unhaltbaren Zustände nicht im kaiserlichen Regierungspalaste, sondern einzig und allein in der Vorstadt San Cosme, im Gebäude der französischen Commandantur zu suchen sei, werden wir zuverlässig nicht schuldig bleiben.

In den nächsten Capiteln werden wir den kriegerischen Ereignissen in Mexiko von der Einnahme Oaxaca's im Februar 1865 bis zum Schlusse dieses Jahres eine eingehende Aufmerksamkeit widmen und dabei der tapferen Haltung des österreichischen Freiwilligen-Corps ge-

bührend Rechnung tragen. Vor Allem müssen wir jetzt aber wieder unsere Blicke nach Puebla wenden, wo wir am 6. October 1865 den armen Teufel Skrcicek in seinem Arreste in Stanglhuber's Gesellschaft verlassen haben.

Als die vierte Nachmittagsstunde schlug, trat, wie Stanglhuber vorausgesagt, ein Feldpater ein, um dem Delinquenten den letzten Trost zu spenden. Nach kaum einer halben Stunde verließ der geistliche Herr wieder das Gefängniß. Der Verurtheilte hatte sich sehr gefügig gezeigt und eine Ruhe bewiesen, welche dem guten Priester wahre Bewunderung einflößte, denn er konnte sich die fast heitere Stimmung, mit welcher sein Beichtkind seiner so nahen letzten Stunde entgegensah nur aus einer wahrhaft ungewöhnlichen Seelengröße erklären, die mit dem ganzen Aeußeren unseres Skrcicek, mit seinem Bildungsgrade und ordinärem Benehmen im grellsten Widerspruche stand.

Punkt fünf Uhr trat der Feldpater wieder ein, aber dieses Mal in Begleitung eines Offiziers, welcher kam um den Delinquenten nach der Richtstätte zu geleiten. Da der Stabs-Profoß zufällig krank lag, war Stanglhuber vom Herrn Major von Schwarzenfels mit dessen Functionen schon vor einigen Tagen betraut worden.

Stanglhuber hatte in dieser seiner interimistischen Eigenschaft der bevorstehenden Execution anzuwohnen und für die Bestattung des Justificirten Sorge zu tragen.

Nachdem der Qua-Profoß dem Delinquenten Skrcicek noch im Gefängniße die Eisen abgenommen, wurde derselbe in einen geschlossenen Wagen gebracht. An der Seite des Verurtheilten nahm der Feldpater, ihm gegenüber Stanglhuber Platz. Der Lieutenant K . . . . ließ seinen Zug zur Hälfte vor und zur Hälfte rückwärts des Wagens aufschwenken. Langsam setzte man sich nun, an San José vorbei, nach dem Richtplatze von Puebla, welcher unterhalb des Pulvermagazines, zwischen den beiden Forts Loreto und Guadalupe gelegen ist, in Bewegung. Der Abend war inzwischen hereingebrochen. In Folge höheren Auftrages vermied man bei allen derlei militärischen Executionen, welche die Occupationstruppen betrafen, so viel als möglich jedes Aufsehen, um nicht der Schadenfreude der Mexikaner Nahrung zu geben.

Das Grab für den Delinquenten war so eben fertig geworden. Der Zug hielt dicht vor dem aufgeworfenen Erdhaufen. Der gute Feldpater betete still vor sich hin; seine Stimme bebte. Nachdem er den

neben dem Grabe bereits niedergekniete Skrcicek, welchem Stanglhuber die Augen verband, nochmals umarmt, trat er endlich zur Seite.

„Sechs Mann vor!“ commandirte der Offizier und gleich darauf: „Schlagt an! — Feuer!“ —

Sechs Schüsse knallten. Skrcicek stürzte rücklings auf den Grabhügel, ohne einen einzigen Laut auszustoßen.

„Rechts um! Marsch!“ lautete der weitere Befehl des Lieutenants K . . . ., der sogleich mit seiner Mannschaft den Heimweg antrat.

„Ist der arme Mensch wirklich sogleich todt gewesen?“ frug der Feldpater theilnahmsvoll.

„Mausetodt!“ versicherte der Qua-Profoß Stanglhuber.

„Gott sei seiner armen Seele gnädig! Meine Pflicht ist hier an dieser traurigen Stelle wohl zu Ende, aber morgen will ich drei Messen lesen für das Seelenheil dieses Unglücklichen!“

Nach diesen Worten segnete der würdige Diener des Herrn mit Thränen in den Augen nochmals den starr und steif daliegenden Skrcicek, welchen die zwei Soldaten, die das Grab gegraben, soeben in die Grube hinabschafften. Als er noch eine Handvoll Erde auf den Todten geworfen, wandte er sich eilig nach der Stadt zu, denn es war indessen so finster geworden, daß man nicht zehn Schritte vor sich hin zu sehen vermochte und ihm graute vor dem Orte, wo er sich befand.

„Endlich geht er!“ murmelte Stanglhuber erleichtert aufseufzend vor sich hin, „ich fürchtete schon, der gute Mann werde dableiben wollen, bis die Grube wieder zugeschüttet ist. Jetzt aber, Fernandez und Ibrahim, rasch wieder aus eueren Uniformen; werft sie in die Grube da hinunter und dann die Schaufeln wacker angefaßt.“

Stanglhuber war während dieser Worte in die Grube hinabgesprungen und rüttelte heftig Skrcicek an den Schultern.

„Zum Kukuk hinein!“ rief er ärgerlich, „jetzt rührt sich der Kerl wirklich nicht. Eine saubere Bescheerung das — jetzt müssen wir den schweren Lümmel auf unseren Schultern davontragen, aber wohin, wohin mit ihm?“ — —

II.

Leiden und Freuden eines Freiwilligen.

Um dem Leser einen recht anschaulichen Begriff von den Erlebnissen eines Freiwilligen in Mexiko zu geben, theilen wir einen Auszug aus dem Tagebuche eines Unteroffiziers mit, welcher den gebildeten Ständen angehört und nur aus Reiselust und Sehnsucht nach Abenteuern sich anwerben ließ. — Leider ist dieses Tagebuch des Exstudiosus, der schon in der österreichischen Armee ein paar Jahre gedient hatte, nur ein Fragment, welches blos die Zeit vom 26. April bis 5. October 1865 umfaßt. Anfang und Ende sind unserem Notizler auf seinen Hin- und Hermärschen verloren gegangen.

26. April. Heute 5 Uhr Morgens verlassen wir beinahe schweren Herzens das gastliche Fort „Desaix" (auf der Insel Martinique). Unter den Klängen unserer Musik und unter zahlloser Begleitung der schwarzen Bevölkerung marschiren wir durch die Stadt unserem „Brasilian" zu. Gestern war der französische Dampfer „Florida" hier eingelaufen, der den vorletzten Transport an Bord gehabt.

Um halb 9 Uhr Morgens lichtet man endlich die Anker und nach Verlauf von 4 Stunden verlieren wir das schöne Martinique außer Sicht, indem wir uns der angenehmen Hoffnung hingeben, schon binnen 8 Tagen das neue Vaterland zu erreichen.

Die bisher äußerst miserable Schiffskost hat sich insoweit gebessert, daß wir Abends statt Rum etwas Wein erhalten. Heute bekamen wir sogar eine doppelte Fleischration, nämlich das unvermeidliche Pöckelfleisch mit Sauerkraut, reichlich gespickt mit zollangen weißen Würmern, welche im Fleische entstanden waren und mitgekocht wurden. Die Hitze beginnt unerträglich zu werden. Im Schatten 40 Grad Réaumur.

3. Mai. Gestern Nachmittag haben wir die Halbinsel Yucatan passirt. Das Wetter ist prächtig. Ungeachtet so viele hundert Menschen in einem engen Raume zusammengepfercht sind und unsere Kost so schlecht ist, kam bis jetzt doch keine einzige Erkrankung von Bedeutung vor.

Mein Hauptmann hat mich zu seinem Geheimsecretär ernannt und mich mit dem Abschreiben seines Tagebuches betraut. — Da ich für diese hohe Charge nicht besonders beeidet worden bin, so erlaube ich mir daraus etwas auszuplaudern, um zu zeigen, was für ein merkwürdiger Logiker mein Herr Hauptmann gewesen.

„— — Während ich das schreibe, schläft der größere Theil unserer Herren am Bord; die Mannschaft reinigt ihre Eßschalen, ein Beweis, daß die Essenszeit nicht mehr ferne, der Appetit ein guter und die Kost eine genießbare ist — — —"

Also weil die Mannschaft ihre Eßschalen reinigt, ist die Kost eine gute! — Dagegen ist Thatsache, daß die Mannschaft fast regelmäßig nach der Menage einen Anfall von Seekrankheit bekam, der aber nicht auf Rechnung der See, sondern nur der mitunter höchst eckelhaften Speisen zu setzen ist.

Die Region der Haifische beginnt. — Ich habe schon einigen dieser gefräßigen Ungeheuer gesehen, jedoch nur auf große Entfernungen, denn diese Bestien sind äußerst feig und fürchten sich vor dem Geräusche, das die Siffsschraube im Wasser verursacht. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich, daß ein Jäger der 17. Compagnie seit dem Tage, da wir auf der Höhe von Martinique anlangten, vermißt wird. Wahrscheinlich ist derselbe Nachts im Schlafe über Bord gefallen.

5. Mai. Ankunft in Veracruz. — Puh! Welche Enttäuschung; das also soll unser neues Vaterland sein?! — Allgemeine Mißstimmung und Niedergeschlagenheit vom Stabsoffizier angefangen, bis zum letzten Gemeinen. — Wir werden in ein altes Kloster einquartiert. — Die Mannschaft erhält ihre gesammte rückständige Löhnung und weiß in ihrer Despration nichts Besseres zu thun, als sich tüchtige Räusche anzutrinken. Es entsteht gar bald ein Heidenlärm und ein Getöse, gegen welche die Ordnungsrufe der Vorgesetzten gänzlich fruchtlos bleiben. Von den 370 Einquartierten sind kaum 20 Mann nüchtern, — die Sache wird sogar bedenklich, denn der größte Theil fängt an über schlechte Behandlung, Seelenverkauf, letztes Stündlein, Ausbrechen, Alles todtschlagen u. dgl. in verschiedenen Mundarten wirr durcheinander zu schreien. Gegen Mitternacht ist endlich die Gefahr einer Meuterei geschwunden, die Trunkenheit hat — Gott sei Dank — alle 370 Mann zu Boden geworfen. Requiescant in pace.

6. Mai. Gegen Desertion und Subordinationsverletzung ist heute das Standrecht publicirt worden. Diese Maßregel war wirklich

nothwendig, um die Disciplin, die auf dem „Brasilian" bereits gänzlich in Verfall gerathen, wieder herzustellen. — Stockstreiche waren auf dem „Brasilian", als einem englischen Schiffe, vom Capitän nicht gestattet und andere Strafen nicht möglich. Um alle Tage 20—30 Vergehen mit Arrest zu bestrafen, fehlte es an Raum. — Heute herrscht bereits die schönste Ordnung — einige „Bankgeschäfte" in Fünfziger Antheilen, welche heute Früh ohne allen Disconto in der Eile abgemacht wurden, belehrte die Mannschaft, daß mit der gestrigen Orgie der Spaß endlich ein Ende habe. Heute ist auch ein neues Löhnungsschema in's Leben getreten. Morgen Früh 6 Uhr wird bereits nach Paso del Macho abmarschirt.

7. Mai. Es wird zum Bahnhof aufgebrochen und die Einwaggonirung findet mit weit weniger Umständlichkeiten als zu Laibach statt. Ein Jeder steigt in die offenen ungedeckten Wägen ein, wie er gerade dazu kommt. Kaum ist Alles zur Noth untergebracht, so setzt sich der Zug in Bewegung, ohne daß irgend welches Signal vorangegangen wäre. Ueberhaupt ist dieses Eisenbahnwesen mit einer erstaunlichen Sorglosigkeit organisirt. Von Bahnwächtern, Stationsbeamten und Conducteuren nirgends etwas zu sehen. Der Locomotivführer fährt ab, wenn er es für gut befindet, hält an, wo er will und jagt dann wieder weiter so schnell als es ihm beliebt. — Dabei sind die Locomotiven hinsichtlich der Feuerung sehr schlecht construirt. Sie sprühen nußgroße Kohlen nach rückwärts und fast keiner unserer Leute blieb ohne Brandschäden an Haut und Kleidung.

Nach zwei Stunden erreichten wir Paso del Macho, eine erst ein Jahr alte Niederlassung. — Einige Hütten von Flechtwerk und ein paar hölzerne Häuser bilden die ganze Ortschaft.

Unser Lagerplatz war dicht hinter dem Orte, auf einer steinigen von Gestrüppen überwucherten Haide ausgemittelt worden. Zelte wurden aufgeschlagen und das Lagerleben begann in seiner ganzen Regsamkeit und seinem bunten Treiben. — Die Zelte waren aber so schlecht, daß wir Alle schon in der ersten Nacht vom Regen bis auf die Haut durchnäßt wurden.

Nach dem elenden, zumeist übelriechenden und madenreichen Pöckelfleische, das wir durch so viele Wochen genossen, finden wir unsere Verpflegung jetzt sehr gut. — Wir erhalten Caffee, Wein, Tabak, Brod, Reis und Rindfleisch in mehr als hinreichender Menge. Zu unserer ohnehin bedeutenden Löhnung zahlt man uns überdies eine Marsch-

zulage von etwa 10 kr. ö. W. — Dafür ist aber auch Alles unglaublich theuer. Ein Päckchen Zündhölzchen, genau 52 Stücke, kostet einen Quartillo, d. i. 7 Neukreuzer.

15. Mai. Diese 8 Tage habe ich vollauf zu thun gehabt. Die Bagagen kommen an und unsere 370 Mann müssen jetzt vollständig ausgerüstet werden. Morgen brechen wir nach Orizaba auf. Für je 12 Mann ist ein Maulthier systemisirt. Um 2 Uhr Nachts treffen die Arriero's mit den 32 Stück Tragthieren ein, aber es hält schwer, selbe zusammenzuhalten, denn sie scheuen sich vor dem Feuer und dem Geschrei der Soldaten und galoppiren wie rasend hin und her. Gegen 3 Uhr wird endlich abgerückt, aber, o Jammer! nach einem kaum halbstündigen Marsche muß die Colonne halten, weil viele Tragthiere ihre Last abgeworfen haben. — So lange die Sonne noch nicht aufgegangen ist, marschirt es sich ziemlich gut, aber wenn es Tag wird brennt die Hitze unerträglich und die Beschaffenheit des Weges bringt den Menschen vollends zur Verzweiflung. Viele Leute sind uns heute unterwegs liegen geblieben. Endlich um 12 Uhr Mittags erreichen wir Podrero, unsere heutige Marschstation. Noch eine halbe Stunde und die ganze Colonne wäre nicht weiter marschfähig gewesen.

Eben als ich mich gleich nach der Ankunft in Podrero zur Ruhe begeben will, erstattet mir meine Ordonnanz die Meldung, daß das Maulthier, welches nebst anderen Sachen auch mein Roßhaarpolster trug, durchgegangen sei. Diese Eröffnung stimmt mich so erbaulich, daß ich meinem getreuen Oliva den Stiefel, den ich gerade in der Hand hatte, an den Kopf werfe. Auf dem Roßhaarpolster hatte ich seit meinem siebenten Jahre geschlafen. Lieber würde ich meine ganze übrige Habe verloren haben.

Aus lauter Zorn schlafe ich dann bis 6 Uhr Abends. Eine saftige Ochsenzunge, welche ich hierauf bis auf die Halsknorpel ganz allein verzehre, besänftigt mein gekränktes Gemüth. Hierauf mache ich mich über die Löhnungszettel, denn morgen ist Zahltag.

17. Mai. In der Nacht gießt es tüchtig und da ich vergessen hatte, mich zuzudecken, habe ich mich gründlich verkühlt. Nachdem sich das Manöver mit dem Einfangen der Maulesel wiederholt, brachen wir auf und befanden uns schon nach vier Stunden in Cordova, also bereits außer dem Bereiche des gelben Fiebers. — Hier erst spürte ich die Folgen der mir in Podrero zugezogenen Erkältung. Diarrhöe und Erbrechen, diese Anzeichen des gelben Fiebers, stellten sich ein; ich fühlte mich

so matt und abgespannt, daß man bereits daran dachte, mich in's französische Spital abzugeben. — Ich überwand mich jedoch und brach mit der Truppe auf. Mein Compagnie-Commandant, Hauptmann Dietrich, war so freundlich, mich auf ein Hußarenpferd setzen zu lassen. Auf diese Weise gelangte ich glücklich nach Orizaba.

18. Mai. Heute war in Orizaba Ausrückung vor Sr. Majestät dem Kaiser, welcher sich auf der eine Stunde von Orizaba befindlichen Hacienda Jalapilla aufhielt. Se. Majestät hat sich sehr herablassend nach unserem Befinden erkundigt und sämmtliche Offiziere für diesen Tag zu seiner Tafel geladen. Alle sind entzückt von der Liebenswürdigkeit des Kaisers zurückgekehrt.

20. Mai. Wir werden einige Zeit in Orizaba bleiben und sind in der Caserne Concordia, einem ehemaligen Kloster, untergebracht. — Die Aussicht meines Zimmers ist eine bezaubernde. Vor mir liegt die Stadt, hinter derselben der Monte Borego. Die Stadt selbst ist in einem fruchtbaren, wunderschönen Thale situirt und von ziemlich steilen Höhen umschlossen. Zur Rechten liegt der ausgebrannte Vulcan Orizaba, dessen Gipfel mit ewigen Schnee und Eis bedeckt sind, was zu der üppigen, tropischen Vegetation einen unbeschreiblichen Contrast bildet. Orizaba hat 12 bis 14000 Einwohner und besteht, mit wenigen Ausnahmen, aus einstöckigen Häusern. Die Bauart der Häuser ist im Ganzen sehr einfach und geschmacklos. Die Fenster sind sechs Schuh und darüber hoch und mit Gittern von Eisen oder Holz versehen, hinter welchen die Damen des Hauses, in träger Ruhe in Schauckelstühlen sitzend, die Vorübergehenden mustern, wozu sie als ihre eigentliche einzige Beschäftigung Zigaritos rauchen. — Auf der Gasse sieht man, Sonntags ausgenommen, wenn sie zur Kirche oder zum Stiergefechte gehen, keine einzige Dame.

Das Verhältniß der Eingebornen zu uns ist kein sehr erfreuliches, woran insbesonders die Schwarzröcke schuld sind, denn diese agitiren im Beichtstuhle und von der Kanzel herab wider die „verfluchten Fremden."

9. Juni. Mein Compagnie-Commandant und einziger Gönner, Hauptmann Dietrich, hat die Bestimmung erhalten nach Puebla abzugehen und übergibt deshalb die Compagnie dem Hauptmann Zach.

9. August. Noch immer in Orizaba, das wir recht bald zu verlassen wünschen. Wir sterben hier fast vor langer Weile. — Auch in dienstlicher Beziehung leben wir sehr unangenehm. Der Stationscommandant und Oberstlieutenant ist ein altes W..., welches fünf-

zehn Jahre in Pension gesessen und jetzt unglückliche Versuche macht, sich auf den Soldaten hinauszuspielen. Alle Augenblicke wird die achtzehnte Compagnie, welche nebst der zweiten Hußaren-Escadron die hiesige Garnison bildet, alarmirt, weil das Stationscommando bestimmte Nachrichten hat, daß der Feind schon vor den Thoren der Stadt steht; kein Mensch aber sieht und hört etwas von einem Guerilla, selbst auf viele Stunden weit nicht.

10. August. Heute ist ein „classischer" Befehl unseres Stadtcommandanten erschienen. Dieser Befehl zeigt, was für ein Geisteskind dieser Herr ist. — Ich trage dieses stilistische Meisterstück in mein Tagebuch ein; es lautet:

„Stationsbefehl, Orizaba 10. August 1865.

„Inspection bekommt Cadet Oberjäger Zeleny, Garnisonsdienst gibt die achtzehnte Compagnie. Ich bewillige der heute ausgerückten Mannschaft eine Extra-Caffee-Ration.

„In Hinkunft sind bei einem Alarm, der am Anbruch oder während der Nacht stattfindet, auch die Mäntel mitzunehmen, damit sich die Mannschaft vor Verkühlung schütze.

„Die heute Nachts stattgehabte Gefechtsbereitschaft hat mich von der Schlagfertigkeit der Garnison überzeugt.

„Unsere Waffengefährten des kaiserlich mexikanischen Corps stehen im Angesichte des Feindes und haben die größten Beweise von Thatkraft, Muth und Entbehrung und dem Ueberdauern der schlechtesten Jahreszeit dieser Zone bewiesen. Auch uns wird jetzt die Gelegenheit geboten, mit unseren Waffenbrüdern die Geschicke unseres ehrenvollen Standes zu theilen. Deshalb rufe ich Euch zu, daß uns kein Feind stark genug ist, um die österreichische Kriegsehre, die wir in dieses Land herübergebracht haben, zu bethätigen und die Feinde unseres ritterlichen Kaisers zu vernichten, und diese Vernichtung besteht darin, daß wir sämmtliche Feinde seiner Krone erschlagen, denn auf Schonung, Milde oder Gnade haben diese Räuber jeden Rechtsanspruch verwirkt und mit dem Feldrufe: „Schlagt sie todt", wollen wir sie vernichten.

Wilhelm la V....*),
Oberstlieutenant."

*) Es ist selbstverständlich, daß dieser hirnverbrannte Stationsbefehl des Oberstlieutenants la V...., dessen Namen wir aus christlicher Barmherzigkeit

3. September. Gestern ist endlich der Abmarsch unserer Compagnie anbefohlen worden; wir werden eine Expedition gegen Oaxaca unternehmen. — Wir marschirten um 6 Uhr Früh leichten Herzens durch die holperigen Straßen von Orizaba gegen die Puerta Puebla, durch welche der Weg nach Aculzingo, unserer heutigen sieben Leguas entfernten Nachtstation führte, wo wir um 2 Uhr Nachmittags ankamen. — Die Gegend bietet viel Abwechslung, aber wenn man bei dieser Hitze, wie ein Maulesel bepackt, marschiren muß, hat man keinen Sinn für Naturschönheiten; des vermaledeiten Tornisters niederdrückende Schwere erstickt jede poetische Regung im Keime. Mit fünfzig Pfund Kleinigkeiten auf dem Rücken hört bei 30 Grad Réaumur jede Gemüthlichkeit auf.

In Aculzingo angelangt, wird die Compagnie in Gemeinschaft mit einigen Dutzend Mulos in einem Hofe untergebracht. Ich war so glücklich einen Futterbarren als Nachtlagerstätte für mich auszumitteln, aber da die Langohrs die ganze Nacht mich beschnupperten und manchmal sogar an meinen Kleidern zupften, konnte ich nur sehr wenig schlafen.

4. September. Der Weg beginnt schlecht zu werden. Heute sind wir 3 Stunden über einen Berg gestiegen und über 2 Stunden bis auf die Knöchel im Kothe gewatet. Um 3 Uhr Nachmittags rücke ich in Chapulco mit wunden Füßen ein. Nachdem ich ein wenig ausgeruht, schreibe ich an den Alcalden (Ortsvorsteher) ein ganz unterthäniges Gesuch um Beistellung eines Pferdes für morgen, da ich wegen meiner aufgeriebenen Füße nicht marschiren kann.

5. September. Statt des geträumten Pferdes erscheint Morgens 5 Uhr ein sehr kleiner Esel und dieser auch erst dann, als ich dem Herrn Alcalden eine tüchtige Maulschelle versetzt hatte. Nach einem höchst mühseligen Marsche langen wir Abends in Tehuacan, einer ziemlich anständigen Stadt an, welcher der Bandenführer Figuerra erst vor Kurzem einen sehr unangenehmen Besuch abgestattet hatte.

8. September. Drei Tage haben wir in Tehuacan ausgerastet.

---

der Nachwelt verschweigen, den Intentionen des humanen Grafen Thun diametral entgegenlief. Derselbe unterließ bei keiner Gelegenheit, seinem Corps die größten Rücksichten für die Gefangenen anzuempfehlen; so heißt es z. B. in seinem Tagesbefehle de dato Puebla 14. Juli 1865, womit er seinen Truppen die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten in der Sierra del Norte notificirte, unter Anderem: Ich empfehle gute Behandlung der Gefangenen, Schonung des Eigenthums u. s. w. —

Heute sind wir mit der halben Gebirgsbatterie Nr. 3 und zwei Uhlanenescadronen nach Zapotitlan um 3 Uhr Nachmittags aufgebrochen, wo wir um 8 Uhr Abends bei völliger Dunkelheit ankamen und im Kirchhofe unser Nachtquartier aufschlugen. Von Orizaba bis Tehuacan waren wir auf der Hauptstraße marschirt. Jetzt schlugen wir aber einen sogenannten Landweg ein, der sich durch das Gebirge schlängelt und so schmal ist, daß ein Mann hinter dem anderen gehen muß. In der Nacht gießt es heftig. Wir alle werden, da wir ganz im Freien lagern und nichts als unsere Mäntel zum Schutze gegen die Witterung besitzen, bis auf die Haut naß.

9. September. Ein Hundeleben. Zweimal müssen wir bis an die Brust durch Bergströme waten. Um 2 Uhr Nachmittags Ankunft in Caltepec unserer heutigen Station.

10. September. Heute noch schlechter als gestern. Dichter Nebel. Volle drei Stunden geht der Marsch in einem Wildbache; das Wasser bis an die Kniee. Dann kommt ein Berg, von welchem ein reißender Fluß niederstürzt, über welchen wir müssen. Dies ist nur möglich, indem man einen Lasso spannt, an welchem sich Mann für Mann hinüber bugsirt. Um ein Viertel auf 4 Uhr Nachmittags kamen wir endlich in Rancho los Naranjos an. Da morgen Geldtag ist, muß ich hungrig und pudelnaß sogleich die Löhnungszettel verfassen.

11. September. Heute macht sich's. Der Weg ist nach den bisher gemachten Erfahrungen ziemlich gut. Schon um 1 Uhr Nachmittags kamen wir in Concepcion an. Mittagsmahl heute schon um 8½ Uhr Abends.

12. September. Die Berge, die seit Tehuacan uns ringsum eingeschlossen hatten, treten auseinander und der Weg wird ziemlich eben, ohne jedoch fahrbar zu sein. Ankunft in Coistlahuaca um 2 Uhr Nachmittags. Einquartierung in einem sehr gut erhaltenen Kloster.

13. September. Heute Nacht sind schon wieder zwei Mann durchgegangen. Unsere Stiefel sind zerrissen. Es ist höchste Zeit, daß bald Rasttag ist, um unser ganzes Zeug zu putzen und zu flicken. Ankunft in Nochistlan erst um 4 Uhr Nachmittags. Tüchtige Regengüsse. Als wir uns auf dem Platze aufstellen, bietet sich uns ein merkwürdiges Schauspiel dar. Eine Masse Indianer strömt aus der angelweit geöffneten Kirche; ein Jeder ist mit Kirchengeräthen und hölzernen Heiligenstatuen beladen und läuft wie besessen, damit seine Heiligen nicht naß werden. Endlich erfahren wir den Grund der allgemeinen Verwirrung.

Die 18. Compagnie wird in Ermanglung eines passenden Locales in die Kirche einquartiert und die Indios retteten deshalb ihre Heiligen. Wir nehmen sogleich von der Kirche, in der es noch nach Weihrauch duftet, Beschlag. Die Compagniekanzlei schlägt ihr Bureau am Hochaltare auf. Es geht bald laut genug zu. Die Soldaten hängen ihr Riemenzeug und ihre Stutzen den übrig gebliebenen Statuen, welche nicht mehr fortgebracht werden konnten, um und setzen denselben ihre Filzhüte auf. Dieser Unfug wurde jedoch gleich abgestellt. Morgen den 14. Rasttag.

15. September. Heute regnet es und der Weg ist lehmig. Gegen 9 Uhr Früh hört zwar der Regen auf, dafür brennt aber die Sonne glühend. Wir marschiren auf einem Bergrücken, wo kein Tropfen Wasser zu haben ist. Wir übersteigen dann einen Berg nach dem anderen, einer trostloser als der andere. Die Vegetation in dem zerbröckelten Schiefergestein ist einzig und allein durch baumhohe Cactus vertreten. Von Wald, Gras u. dgl. meilenweit keine Spur.

Endlich tief unten im Thale schlängelt sich ein Fluß. Unsere Zungen kleben vor Durst am Gaumen; aber bis zum Wasser unter uns ist es noch sehr weit. Ueber zwei Stunden müssen wir über Schiefergerölle hinabsteigen. Im Thale mit schlotternden Knieen angekommen, wirft sich Alles auf den Boden und schlürft begierig das trübe schlammige Wasser. Sechsmal müssen wir in der Felsenschlucht, in die wir gerathen, diesen Rio übersetzen; er ist nicht tief aber so reißend, daß viele Leute umfallen und dabei Hüte und Yatagans verlieren. Hierauf müssen wir wieder einen so steilen Berg hinan, daß uns der Athem ausgeht. Wir marschiren seit 6 Uhr Früh und um 5 Uhr Nachmittags ist noch immer nichts zu sehen, was einer Station ähnlich sieht. Gegen 6 Uhr Abends hört wegen Ermattung der ganzen Colonne die Möglichkeit weiter zu marschiren, von selbst auf. Major Baron Bertrand entschließt sich daher bivouakiren zu lassen, da man wenigstens Trinkwasser in der Nähe hat. Die Gegend soll los Minos heißen. Etwas schwarzer Caffee ist unser Mittags- und Abendmahl. Beim Scheine des Lagerfeuers und auf dem Bauche liegend, verfasse ich für morgen die Löhnungszettel.

16. September. Der Regen strömt und der Weg ist elend. Gegen 3 Uhr Nachmittags kommen wir in Huitzo an, wo ich so glücklich bin, eine Todtentragbahre als Schlafstelle zu benützen.

17. September. Noch gar nicht dagewesen. Um 6 Uhr Früh

wird abmarschirt und um 10 Uhr sind wir bereits in der Station Etla*). Der Weg ist so gut, daß er mit Wägen befahren werden könnte.

18. September. Nach nur fünfstündigem Marsche kamen wir in Oaxaca an. Es ist regelmäßig gebaut, wie alle mexikanischen Städte, und hat einen gewissen großstädtischen Anstrich, obwohl es gegen frühere Zeiten viel verloren hat, seit es nicht mehr das ausschließende Privilegium des Cochenille-Handels besitzt. Auch war der übrige Handel von Oaxaca viel lebhafter. Viele Waaren, welche früher vom nahen, aber jetzt versandeten Hafen von Tehuantepec auf Maulthieren nach Oaxaca und dort nach Puebla und Mexiko gebracht wurden, beziehen die letztgenannten Städte jetzt von Veracruz. Nach mexikanischen Begriffen ist es hier billig zu leben. Auch die Bevölkerung ist nicht so abstoßend wie anderwärts, kurz Oaxaca gefällt mir sehr gut.

24. September. Fünf Rasttage. Heute wird wieder abmarschirt. Unsere Streifcolonne, bestehend aus der 16. und 18. Compagnie, 2 Uhlanenescadronen, der halben Batterie Nr. 3 und einem Bataillon Eingeborner hat die Bestimmung, den Camino Real von Oaxaca nach Tehuacan, den Figuerra mit seiner Bande besetzt hält, abzustreifen und zu säubern. Um 5 Uhr Nachmittags kamen wir in Huitzo an, nachdem wir aus zwei kleinen Märschen einen großen gemacht.

26. September. In Salomé nahmen wir einen Guerillaführer gefangen. Die Dissidenten stehen in der Nähe.

27. September. Die 18. Compagnie marschirt nach der Hacienda Guendelain, während das Gros der Colonne in Salomé zurückbleibt. Abscheuliches Wetter. Viermal durch Bergströme gewatet. Endlich um 1 Uhr Nachmittags Ankunft in Guendelain. Heute mein Geburtstag.

28. September. Das in Salomé zurückgebliebene Gros der Colonne rückt ein. Morgen geht es weiter.

29. September. Beim Abmarsche wird der Befehl gegeben, die Bajonnete aufzupflanzen. Das hat etwas zu bedeuten. Wir marschiren stundenlang neben dem Rio Salado, können aber nirgends einen passenden Uebergang finden um nach Tecomabara am jenseitigen Ufer, wo die Dissidenten stehen sollen, gelangen zu können. Gegen Mittags wird

*) Hier wurde im December 1864 der französische General Courtois von Porfirio Diaz fast vollständig aufgerieben. S. B. II. S. 294.

am waldigen Ufer eines Seitenflusses gerastet. Plötzlich fällt ein Schuß. Hauptmann Zach, in der Meinung, daß sich Jemand von der Mannschaft, der ewigen Fatiguen überdrüßig, das Leben genommen habe, ein Fall, der häufig stattfand, läßt die Compagnie antreten. Inzwischen fällt aber ein zweiter, ein dritter, ein vierter Schuß u. s. w. Sie sind gut gezielt, denn alle Kugeln schlagen in unserer unmittelbaren Nähe in den Bäumen ein. Es sind die Dissidenten, welche vom jenseitigen hohen Ufer auf uns herüber oder besser gesagt, herabfeuern. Es ist uns aber unmöglich auch nur einen der Schützen zu gewahren, so gut waren sie gedeckt. Unsere Erwiderung des Feuers wäre nutzlose Pulververschwendung gewesen. Mehrere unserer Leute wurden verwundet, während wir am Ufer fortmarschirten, ganz und gar den feindlichen Kugeln exponirt. Endlich biegen wir in eine Seitenschlucht, wo uns der unsichtbare Gegner nicht mehr treffen kann.

Bis Abends suchen wir vergebens einen Uebergang über den Rio Salado. Wir Jäger könnten wohl hinüber aber nicht die Tragthiere, ohne die ganze Munition zu gefährden. Zum Ueberfluße gießt es wieder in Strömen. Es bleibt nichts übrig, als auf dem nassen Sandboden nächst dem Ufer zu lagern. Wir haben keinen Schutz gegen das schlimme Wetter als unsere durchnäßten Mäntel. An's Abkochen wird gar nicht gedacht, obwohl wir seit 36 Stunden keinen Bissen Nahrung mehr zu uns genommen. Ruhe that einem Jeden noch mehr Noth, was man eben unter unseren Verhältnissen Ruhe nennen kann. Wir klappern vor Kälte mit den Zähnen und ein Jeder muß während der Nacht einige Male aufstehen um die erstarrten Glieder zu recken und zu reiben.

30. September. Den Rio Salado können wir heute noch weniger überschreiten als gestern; der Regen hat die ganze Nacht angedauert und das Wasser ist beträchtlich gestiegen. Die Offiziere berathen rathlos, was zu thun sei. — Nachmittags trifft die Nachricht ein, daß die Guerillabande, der wir entgegengezogen, durch die fünfte Hußaren-Escadron unter Commando des Rittmeisters Graf Khevenhüller völlig zerstreut und geschlagen wurde.

1. October. Wir kehren dem Rio Salado den Rücken. Die Sonne brennt glühend heiß auf unsere Köpfe, und der Weg führt so steil aufwärts, daß die Cavalleristen alle fünfzig Schritte stehen bleiben müssen, um die Pferde ausschnaufen zu lassen. — So geht es bei brennendster Hitze über zwei Stunden fort, bis wir die Bergspitze errei-

chen. — Kaum habe ich mich einen Augenblick auf den Boden niedergeworfen, um etwas zu rasten, als in meiner unmittelbaren Nähe ein Schuß kracht. Ich springe auf und sehe, daß ein Mann der 18. Compagnie sich erschossen, aber schlecht getroffen hat. Er zappelte mit Händen und Füßen wie ein Hampelmann. — Dem armen Kerl war das viele Bergsteigen zu dick geworden. Ich erstatte dem Herrn Hauptmann von diesem Zwischenfalle den Rapport. Es wird mir befohlen, den Mann auszuziehen und dessen Montur und Rüstung einem Packthiere aufzuladen. Ein Patrouilleführer hilft mir, den inzwischen Entseelten bis auf Hemd und Gattie auszuziehen. Wir packen dann den Cadaver, der mitten im Wege liegt, bei Kopf und Füßen und deponiren ihn einige Schritte abseits, wobei wir ihm auf einer Seite große Steine keilförmig unterschieben müssen, damit er nicht auf den Weg zurückkugelt *).

Um die Montur und Rüstung des Todten aufzupacken, muß ich eine gute Weile warten, denn die Maulthiere sind weit hinter den Colonnen zurückgeblieben. Wie ich nun so dasitze, versunken in Betrachtungen über die Erbärmlichkeit des menschlichen Daseins, höre ich plötzlich in der Luft ein großes Gekreisch und Geräusch. Eine ganze Schaar Aasgeier, nicht im mindesten durch meine Gegenwart genirt, hatte sich auf den kaum erkalteten Leichnam gestürzt und demselben bereits die Augen aus dem Kopfe gehackt. Bis zum Abende war der österreichische Freiwillige, einst ein so fideles Lichtenthaler Kind, gewiß bis auf die Knochen aufgefressen worden!

Unsere heutige Station ist Ixatlan, Stadt genannt, in der That aber nur ein elendes Nest, jedoch insoferne merkwürdig, als hier Benito Juarez geboren wurde. In Ermanglung einer passenden Unterkunft werden wir in der Kirche einquartiert.

3. October. Ankunft in Coistlahuaca, wo wir schon einmal gewesen. Die Expedition ist beendet. Wir marschiren auf Tehuacan zurück.

4. October. In Concepcion verläßt uns heute die Cavallerie. Die Herren galoppiren davon, denn sie können es nicht erwarten, wieder nach Tehuacan zu gelangen.

---

*) Der Wahrheit ihr Recht. Dieser unserer Devise getreu, müssen wir hier bemerken, daß beim Ausmarsche aus Veracruz ein wenig erbaulicher Befehl verlesen wurde, welchem zufolge Jeder, der auf dem Marsche zurückblieb, ausgezogen und seinem Schicksale überlassen werden sollte! — Wir bezweifeln, daß General Thun um diese barbarische Maßregel je gewußt habe.

5. October. Abmarsch von Concepcion 6 Uhr Früh. Im Rancho los Naranjos wird eine Stunde gerastet. Der Rio bei los Naranjos hat durch seine Ueberschwemmungen furchtbare Verheerungen angerichtet, so daß die Gegend kaum mehr zu erkennen ist. Maisfelder, die bei meinem ersten Hiersein im schönsten Grün prangten, sind vollkommen verschwunden; ihr üppiger Boden ist mehrere Schuh tief mit Sand und Steinen angeschwemmt. Die Truppe ist wieder ziemlich guten Muthes. Es heißt, daß wir nach Puebla in Garnison kommen. Wir Alle sind begierig die „Stadt der Engel" kennen zu lernen. Von Engeln haben wir bis jetzt in diesem vermaledeiten Lande noch keinen einzigen zu Gesichte bekommen, und das gehoffte Paradies: Mexiko haben wir bis jetzt nur als ein wahres Fegefeuer kennen gelernt. Nun begreife ich erst, wie den Juden nach dem Auszuge aus Egypten zu Muthe gewesen sein mag. — Die Israeliten hatten aber wenigstens die Aussicht, einmal in das gelobte Land Canaan zu gelangen, während, wenn die Dinge noch ein Jahr so fortgehen wie bisher, über kurz oder lang auf eine oder die andere Art uns hier ganz sicher der Teufel holt.

III.

Blut und Eisen.

Die kriegerischen Operationen der vereinigten franco-mexikanischen Truppen gegen die Juaristen vom Falle der so wichtigen Stadt von Oaxaca im Februar 1865 bis zum Schlusse des eben genannten Jahres wurden weder mit einem Schlage noch auf ein und demselben Schauplatze durchgeführt. Um einen klaren Ueberblick auch hierüber zu gewinnen, müssen wir daher die Kriegsereignisse, wie sich solche im Nordosten, im Nordwesten, an der Ost- und an der Westküste Mexiko's zwar gleichzeitig, aber unter einander zumeist ganz selbstständig zutrugen, einzeln in's Auge fassen.

Im Nordosten, d. i. in den Provinzen Tamaulipas und Neu-Leon drehte sich der Kampf fast ausschließlich um den Besitz von Matamoros, welchen die Juaristen wiederholt den Kaiserlichen streitig zu machen ver-

suchten. So griff z. B. der juaristische General Negrete am 30. April die gedachte Stadt mit einer bedeutenden Macht an, aber der tapfere kaiserliche General Mejia schlug ihn derart zurück, daß er sich in das Innere weit zurückziehen mußte. Ein ähnlicher Versuch, sich Matamoros zu bemächtigen, den der im März wieder von den Kaiserlichen abgefallene General Cortina gemacht, war gleichfalls an dem Heldenmuthe der Besatzung gescheitert. Die Kaiserlichen, hierdurch ermuthigt die ganze Provinz Tamaulipas vom Feinde zu säubern, gingen nun selbst angriffsweise vor und nahmen am 30. Mai Monterey. Hierdurch gerieth Negrete in eine sehr bedenkliche Lage, denn der französische General Briancourt zog von Westen und der kaiserliche Oberst Jeanningros von Süden gegen ihn heran, während Mejia vor Matamoros ihn schlagfertig erwartete. Von Briancourt zuerst aus Saltillo nach Chihuahua zurückgedrängt, wurde Negrete vor letzterer Stadt gänzlich geschlagen, worauf die Franzosen daselbst einzogen.

Diese Schwenkung der franco-mexikanischen Armee, nach Nordosten zu, benützte Cortina um Matamoros neuerdings zu bedrängen, erlitt aber bei Comargo, als er einen kaiserlichen Convoi angriff, eine derartige Schlappe, daß er auf das Gebiet der vereinigten Staaten fliehen mußte.

Gegen Mitte August erschien jedoch Cortina neuerdings vor Matamoros, in welchem sich um diese Zeit nur eine sehr schwache Besatzung der Kaiserlichen befand. Die Dissidenten schritten sogar zur Belagerung von Matamoros, nachdem sie unter Cortina und Escobedo, dem Stellvertreter Negrete's, am 7. September bei Los Caloras eine Division Mejia's zurückgedrängt und die kleine Stadt Catoza eingenommen hatten.

Am 21. October war Matamoros ziemlich hart bedrängt. Vier Tage später machten die Belagerten zwar einen glücklichen Ausfall, aber die Belagerung dauerte bis gegen Ende November fort, und zwar bis der tapfere kaiserliche Oberst Jeanningros durch die Besiegung Escobedo's, der nach Monterey fliehen mußte, Matamoros dauernd befreite.

Die Behauptung dieses wichtigen Grenzpunktes wurde jedoch gegen Anfang des Jahres 1866 in Folge der Zerwürfnisse der kaiserlichen Besatzung mit den Organen der Regierung der vereinigten Staaten immer schwieriger. Am 5. Jänner 1866 wurde Bagdad, eine kleine Stadt an der Mündung des Rio grande del Norte in den mexikanischen

Meerbusen, von einem amerikanischen Negerbataillon überrumpelt und hierauf von Escobedo im Namen der Juaristen in Besitz genommen. Aus dieser Affaire ging, obwohl das Cabinet von Washington über die stattgehabte Gebietsverletzung formell sein Bedauern aussprach, die thätige Unterstützung der Juaristen von Seite Nordamerika's abermals ganz deutlich hervor. Im Ganzen waren die auf den nordöstlichen Kriegsschauplatze bis zum Frühjahre 1866 von den Kaiserlichen errungenen Vortheile sehr prekärer Natur, da die Haltbarkeit von Matamoros und Monterey immer mehr in Frage gestellt wurde.

Nicht minder resultatlos blieben die Operationen im Nordwesten, nämlich auf dem die Provinzen Soñora, Sinaloa und Durango umfassenden Terrain. Im Jänner 1865 erlitt der kaiserliche General Vega bei Elforto durch den juaristischen General Patoni eine bedeutende Niederlage; er ward gefangen genommen und erschossen. Die französischen Truppen, welche dem versprengten Corps Vega's zu Hilfe kommen wollten, wurden bei San Pedro gleichfalls total geschlagen. Als Revanche verbrannte der französische General Castagny im März die Stadt San Sebastiano. Von hier aus ging sodann Oberstlieutenant Coltret im April mit einem Streifcorps weiter vor und vertrieb am 2. Mai die Juaristen aus Panuco. Am 2. Juni schlug Castagny mit 3000 Mann den ebenso starken Feind unter Pesquiera bei La Pasion. Am 12. August besetzten die Franzosen unter dem Oberst Garnier die wichtige Stadt Hermosillo in der Soñora, etwas später auch die Hauptstadt dieser Provinz, Ures. Wie wir schon zu Anfang des I. Bandes erwähnten, hatten jedoch alle diese Operationen im Nordwesten eigentlich keinen rein strategischen Zweck, sondern waren selbe nur von der Begierde inspirirt, den Schatz der Kaziken, welcher in den Einöden der Soñora verborgen sein sollte, aufzufinden und zu heben. Aus diesem Grunde operirten im Nordwesten nur ausschließlich französische Truppen um nicht etwa den gehofften Fund, welchen man auf mehrere Tausend Millionen bewerthete, mit Kaiser Max theilen zu müssen. Auf diese Weise wurden mindestens 15.000 Mann, welche im Nordosten ein entscheidendes und bleibendes Resultat herbeizuführen vermocht hätten, ganz nutzlos zum Hin- und Hermarschiren in den Wüsten der Soñora verwendet und überdies ein paar Millionen Francs hinausgeworfen um die dortigen Indianer zu gewinnen; denn nur mit Hilfe der Ureinwohner konnte man hoffen, die Stelle wiederzufinden, wo nach der Er-

oberung Mexikos durch die Spanier der sagenhafte Schatz der ehemaligen Herrscher des Landes vergraben worden sein soll.

Mit abwechselndem Kriegsglücke schlugen sich die Franzosen in der Soñora bis zum März 1866, von wo an sich der Vortheil immer entschiedener auf die Seite der Juaristen stellte. Insbesonders gefährlich erwies sich den Franzosen in Sinaloa der Bandenführer Corona. Eine heftige Schlacht mit demselben bei Presidio am 17. März 1866 blieb unentschieden, aber die Franzosen verloren in Sinaloa nach und nach alles Terrain, so daß sie mit Ende April in jener Provinz nur mehr den Hafen von Mazatlan mit Hilfe französischer Kriegsschiffe zu behaupten vermochten.

In den inneren Provinzen San Luis-Potosi, Jalisco, Zacatecas und Durango stand es mit der franco-mexikanischen Armee gleichfalls bei weitem weniger günstig als zu jener Zeit in den europäischen Journalen ausposaunt wurde. Im Juli 1865 siegten zwar die Franzosen unter Briancourt und Aymard, und General Douay warf die Republikaner bei Parras nach einem mörderischen Kampfe über Saltillo zurück. Ebenso siegten die Kaiserlichen in der Provinz Zacatecas bei Flattenango.

In Michoacan wüthete der Kampf im Jahre 1865 unausgesetzt. Am 11. April erlitt die belgische Legion bei Tacamburo eine schwere Niederlage, nahmen aber dafür ebendaselbst im August unter ihrem Oberst van der Smissen glänzend Revanche. Am 13. October endlich siegte der kaiserliche Oberst Mendez mit nur 700 Mann gegen eine bedeutende Uebermacht unter Arteaga; dieser und sein Unterbefehlshaber Salazar geriethen in Gefangenschaft und wurden im Sinne des kaiserlichen Decretes vom 3. October 1865 sofort nebst mehreren anderen Offizieren standrechtlich erschossen. In Folge dessen erklärte der „alte Panther des Südens", der schon öfters erwähnte Indianergeneral Alvarez, daß er jeden gefangenen Offizier gleichfalls werde hinrichten lassen. Er führte auch seine Drohung leider nur zu buchstäblich aus. Im März 1866 ließ er z. B. auf einmal 200 kaiserliche Gefangene erschießen. Die Dissidenten führten um diese Zeit den Krieg so nachdrücklich, daß, ungeachtet sie mehrere Niederlagen erlitten, bereits im April 1866 die franco-mexikanischen Truppen aus Michoacan fast gänzlich verdrängt worden waren.

Auch im Staate Guerrero konnten keine nachhaltigen Eroberungen gemacht werden, obwohl die dort unter dem Commando des General

Thun mit größter Tapferkeit kämpfenden österreichischen Freiwilligen im Juli 1865 mehrere Siege errungen hatten.

Im Jahre 1865 zählte man im Ganzen 322 Gefechte, welche der franco-mexikanischen Armee und den Freiwilligencorps 1279 Verwundete und 5674 Todte gekostet hatten. Diese Ziffern sind jedenfalls eher zu gering als zu hoch veranschlagt und ist die Anzahl der Verwundeten gegen die Todten im Jahre 1865 noch weit auffallender als im Vorjahre. Außerdem wird der Verlust der Mexikaner beider Parteien für das genannte Jahr auf 16.000 Mann gerechnet. Also im Ganzen ein Opfer von mehr als 20.000 Menschen! Und für was, für welche Idee, zu welchem Zwecke??? — — —

Der Aufzählung der Waffenthaten des österreichischen Freiwilligencorps wollen wir jetzt einige Seiten besonders widmen. — Wir werden daraus ersehen, daß es dem kleinen Corps weder an Beschäftigung noch an gutem Willen gefehlt habe.

Die ersten Abtheilungen der Freiwilligen wurden in Veracruz Anfangs Jänner 1865 ausgeschifft und schon am 7. des genannten Monats marschirte die mit dem Bolivian angekommene Mannschaft in zwei Abtheilungen von Veracruz aus, u. z. die eine nach Orizaba, die andere nach Jalappa. — Die Abtheilung, welche nach Jalappa marschirte, wurde vom Major Kodolitsch commandirt. Diesem wackeren Offiziere war es vorbehalten, mit seiner Mannschaft am 6. Februar 1865 bei Tesuitlan die Feuertaufe im Namen des ganzen Corps zu bestehen.

In dem Gefechte von Tesuitlan kämpften die von einer Abtheilung mexikanischer Reiterei unterstützten Freiwilligen gegen eine bedeutende Uebermacht und ist der glückliche Erfolg nur dem heroischen Benehmen des Major Kodolitsch zuzuschreiben, welcher, obwohl gleich anfangs am Fuße nicht unbedeutend verwundet, dennoch über zwei Stunden zu Pferde aushielt und seine Untergebenen durch Wort und That zur Ausdauer anzueifern verstand. Major Kodolitsch erfreute sich übrigens stets einer wohlverdienten Beliebtheit unter seiner Mannschaft. — Er legte sehr viele beschwerliche Märsche an der Spitze seiner Colonnen zu Fuß zurück, weil sein Reitpferd gewöhnlich mit den Tornistern der schwächlicheren Leute, welche bei der glühenden Hitze bei voller Belastung marschunfähig gewesen wären, vollauf beladen war.

Am 17. Februar operirte eine österreichische Colonne gegen die Stellung von Zacapoaxtla, zwang die numerisch bei weitem stärkeren Feinde zum Rückzuge und brachte denselben bedeutende Verluste bei.

Am 12. April beunruhigte eine feindliche Abtheilung von mehreren hundert Mann Zacapoaxtla, erlitt jedoch durch einen Ausfall der nicht ganz hundert Mann zählenden österreichischen Garnison namhafte Verluste.

Den 14. April wollte sich General Thun von dem Terrain in der Sierra überzeugen und nahm bei dieser Gelegenheit Xocapulco nach einem sehr hartnäckigen Gefechte.

Den 16. Juli setzte Graf Thun seine Operationen in der Sierra fort, um Huasteca zu pacificiren. Er nahm die von 800 Mann hartnäckigst vertheidigten Höhen von Apulco, wobei es auf beiden Seiten große Verluste gab. In dem Bazaine'schen Tagsbefehle vom 14. October 1865, Z. 7849, heißt es hierüber: Die Operationen von la Huasteca wurden vom Herrn General Graf Thun mit großer Umsicht und kluger Energie geleitet. Herr Oberstlieutenant Kodolitsch, Major Hotze, ebenso Hauptmann della Sala und Oberlieutenant Gruber haben sich durch ihre Kriegskenntniß, ihren Muth und Erfahrung hervorgethan.

Am nämlichen Tage besetzte eine österreichische Colonne unter dem Commando des Major Schönowsky im Vereine mit einer mexikanischen Truppenabtheilung unter Hauptmann della Sala Tetela del Oro, nachdem sie daraus den Feind verjagt. — Den 17. Juli marschirten unter Rittmeister Kurzrock 64 österreichische Uhlanen, darunter 55 zu Fuß, in Begleitung von 100 Mexikanern nach Ahuacatlan. Von einer dreifachen Uebermacht angegriffen, sind sie jedoch gezwungen sich in eine Kirche zurückzuziehen. — Nach einer überaus tapferen, mehrere Stunden währenden Vertheidigung, wobei Rittmeister Kurzrock mit 25 der Seinigen getödtet wurde, ergab sich Rittmeister Sternberg mit dem mehr oder minder schwer verwundeten Reste. — Ihre Gefangenschaft sollte aber nicht lange währen, denn schon am nächsten Morgen wurden sie durch eine andere Abtheilung, welche von Tetela del Oro nach Ahuacatlan einen forcirten Marsch gemacht, wieder befreit.

Am 22. Juli wurde Huahuaxatla, welches nach der Einnahme von Apulco besetzt wurde, von einer bedeutend starken Truppe um 5 Uhr Morgens angegriffen. Nach einem mehrstündigen Gefechte floh der Feind, eine große Anzahl der Seinigen auf dem Schlachtfelde zurücklassend. Denselben Tag wurde das nahe Blockhaus, welches zur Herstellung der Communication auf einer Anhöhe erbaut ist und von nur 19 Mann besetzt war, umringt. — Erst nachdem das Blockhaus in vollen Flammen stand, willigte die Besatzung in die Uebergabe gegen freien Abzug.

Die übrigen Gefechte von las Lomas, von Zautla de Huahuaxatla

und Tesuitlan gaben weiteres glänzendes Zeugniß von dem Muthe und der Tapferkeit der österreichischen Truppen.

Am 24. October wollte der berüchtigte Guerillaführer Figuerra die Umgebungen von Tehuacan beschleichen. Die österreichische Garnison machte einen Ausfall, griff Figuerra in der Baranca von Ajalpam an, tödtete ihm 100 Mann und schlug ihn gänzlich in die Flucht. Dieses Gefecht kostete den Oesterreichern 14 Todte und 12 Verwundete.

Am 27. October verließen 126 Mann Oesterreicher der 14. Compagnie, verbunden mit 300 Mexikanern die Stadt Oaxaca, stießen in Ixtlan auf die Truppe Figuerra's und schlugen selbe in die Flucht.

Am 22. November griff ein anderes Detachement Tlapacoyan an, ohne in Betracht zu ziehen, daß dieser Platz mit zahlreichen Vertheidigungsmitteln versehen war. — Die österreichischen Colonnen griffen ohne Zaudern mit dem Bajonnete an, stürmten die Schanzen, und der Feind zerstreute sich und ließ in den Händen der Sieger 2 Geschütze, 2 Fahnen, 40 Gewehre und sehr viel Munition zurück.

Die unmittelbare Folge dieses ruhmreichen Gefechtes war der Fall von Misantla.

Am 17. December überraschte eine österreichische Compagnie den Feind zwischen Ixcacoaco und Maloapa und tödtete demselben einen Oberst, einen Capitain, so wie viele von der Mannschaft.

Den 12. Jänner 1866 wurde ein schwaches Detachement österreichischer Truppen in Agua dulce nächst Papantla von den vereinigten Kräften des Mendez *) und Alatore angegriffen. Mendez wurde zweimal verwundet, verlor 2 Offiziere und 45 Soldaten, welche das Schlachtfeld bedeckten. Denselben Tag stieß eine halbe Escadron Uhlanen bei Tecolutla auf eine Abtheilung Dissidenten, welchen sie 33 Mann tödteten.

In Folge dieses Gefechtes wurde Papantla am 15. Jänner besetzt.

Am 23. Februar (1866) griffen die österreichischen Contre-Guerillas und eine Abtheilung mexikanischer Truppen des Commandanten Rodriguez bei Tepetlapa die 600 Mann starke Bande des Juan Cano an. Trotz des ungünstigen Terrains und der tapferen Vertheidigung des Feindes wurde die Position genommen. Cano in die Flucht geschlagen und gezwungen sich nach Tlapa zurückzuziehen, ließ auf dem Schlachtfelde 60 Todte und 150 Gewehre zurück.

---

*) Nicht zu verwechseln mit dem kaiserlichen General Mendez.

Den 30. April griff Teodoro Flores Teotitlan an. Die österreichische Garnison machte einen Ausfall und zwang den Feind sich in der größten Unordnung zurückzuziehen.

Am 12. Juni marschirte eine Abtheilung der österreichischen Garnison von Tulancingo nach Huejutla, um einen Aufstand zu unterdrücken, welcher in Huatesca entstanden war, und begegnete bei Tehuatlan dem Feinde, welcher, 400 Mann stark, eine der schönsten und festesten Positionen inne hatte. Der Feind wurde nach einem volle 5 Stunden währenden Gefechte aus seiner Stellung vertrieben, welche er in wilder Flucht verließ.

Die 2 österreichischen Infanterie-Compagnien und die halbe Gebirgsbatterie, welche zu Wasser dem General Mejia zur Verstärkung nach Matamoros zugesendet wurden, wurden dem General Olvera zugetheilt, welcher den Auftrag hatte, eine Waarensendung von Matamoros nach Monterey zu escortiren. Am 14. Juni wurde diese Colonne, deren Tête die österreichischen Truppen bildeten, in der Höhe von Camargo von mehr als 2000 Dissidenten angegriffen. — Die Oesterreicher hielten alle Dechargen des Feindes muthig aus und obwohl von der feindlichen Reiterei hart bedrängt, behaupteten sie dennoch ihre Position. Die mexikanischen Truppen des General Olvera gingen zum Feinde über und griffen nun die Oesterreicher auch im Rücken an. — Ungeachtet dessen wies das verrathene und auf das Aeußerste bedrängte kleine Häuflein die wiederholten Aufforderungen sich zu ergeben, unbedingt zurück. Alle, Alle starben den Heldentod. Ehre diesen Tapferen.

Am 26. Juni marschirte eine österreichische Jägercompagnie, verstärkt durch ein Contingent Indianer, in forcirten Märschen und durch schwieriges Terrain in der Tierra caliente nach Papantla, welche Stadt sich für die Dissidenten erklärt hatte. Mit Ungestüm warfen die Oesterreicher den Feind aus der Stadt und brachten demselben beträchtlichen Schaden bei. — Gleich hierauf sah sich aber diese Compagnie von 6 — 700 Dissidenten umringt und eingeschlossen, vertheidigte sich aber gegen diese Uebermacht auf eine bewunderungswürdige heroische Weise durch volle 26 Tage, nämlich bis zum 20. Juli. — An diesem Tage brach die Heldencompagnie sich Bahn durch die feindlichen Reihen, verließ Papantla und schlug sich unter fortwährenden Kämpfen und stets von der überlegenen Streitkraft des Feindes bedroht, glücklich nach Tesuitlan durch.

Am 15. August wurde diese Compagnie neuerdings in Tesuitlan

heftig angegriffen. Die 2. Hußaren-Escadron, welche zur Verstärkung der Garnison von Tesuitlan bestimmt war, kam im Augenblicke des Gefechtes an. Die Escadron griff in der Flanke an; die überraschten Dissidenten wandten sich zur Flucht und ließen auf dem Schlachtfelde 200 Todte und Verwundete zurück.

Am 15., 16., 17., 18. und 19. August griff Figuerra mit allen seinen Streitkräften Teotitlan an, wurde jedoch jedes Mal zurückgeschlagen. Erst als es den Dissidenten gelungen war, den Belagerten das Wasser abzuschneiden, räumten die Oesterreicher Teotitlan und schlugen sich durch Figuerra's drei Mal stärkeres Corps nach Tehuacan durch.

Am 19. September wurden bei Acaxochitlan 60 Uhlanen und 50 Jäger von dem weit überlegenen Feinde, welcher auch leichtes Geschütz bei sich führte, heftig angegriffen. Vor dieser Uebermacht zog sich die kleine österreichische Abtheilung in bester Ordnung zurück und tödtete dem Feinde 70—80 Mann.

Den 23. September. Porfirio Diaz, welcher bis Tecamachalco vorgedrungen war und dann von einer österreichischen Colonne zum Rückzuge gezwungen wurde, griff am 23. September Yanhuitlan an, mußte sich aber vor einer österreichischen Uhlanenescadron zurückziehen.

Dieselbe Escadron griff am 28. September bei El Carmen den Bandenführer Rodriguez an und tödtete demselben 10 Mann.

Am 7. October machte eine Abtheilung der österreichischen Garnison zu Jalappa einen Ausfall gegen die in Banderilla sich festsetzenden Dissidenten, welche die Oesterreicher kampffertig erwarteten. Die Dissidenten wurden jedoch gezwungen, mit bedeutendem Verluste die Flucht zu ergreifen.

Am 10. October wurde Tlaxcala, dessen Garnison aus einer Compagnie Oesterreicher und 40 Gensdarmen bestand, von 400 Dissidenten angegriffen. Die Gensdarmen nahmen die Kirche, wo sich der Feind festgesetzt hatte, mit Sturm und die Oesterreicher drangen ihrerseits so ungestüm und nachhaltig auf den Feind ein, daß derselbe unter Zurücklassung einer großen Anzahl von Todten und Verwundeten zu einem derouten Rückzuge gezwungen wurde.

Eine österreichische Colonne, unterstützt von einer französischen Abtheilung, nahm am 15. October Huanchinango nach einem mörderischen Gefechte, wobei diese Stadt niederbrannte.

Am 18. October stieß eine österreichische Colonne, welche nach

Oaxaca marschirt war, um diese Stadt zu befreien, bei Carborera auf die gesammten Truppen des Porfirio Diaz. Die Oesterreicher auf einem ungünstigen Terrain, von einem dreimal überlegenen Feinde angegriffen, wurden mit großen Verlusten zum Rückzuge gezwungen. Dafür bestand eine Escadron Uhlanen am 28. October in S. Pablo bei Tlaxcala ein siegreiches Gefecht gegen die Dissidenten, welche 7 Todte einbüßten.

Am 1. November wurde Pachucca vom Feinde angegriffen. Durch eine vortheilhafte Anwendung ihrer Artillerie schlugen die Oesterreicher die Angreifer in die Flucht. Eine Escadron Uhlanen verfolgte den errungenen Vortheil und brachte den Fliehenden bedeutende Verluste bei.

Den 9. November marschirte ein Zug Jäger von Pachucca nach Real del Monte. In dem Augenblick, als die österreichischen Jäger die Vorstadt betraten, wurden sie von allen Seiten angegriffen und eingeschlossen. Die kleine Schaar zog sich in ein Haus zurück, wo sie sich durch mehrere Stunden heroisch vertheidigte. Da es jedoch dem Feinde gelang, das Haus schließlich in Brand zu stecken, suchten die Oesterreicher um jeden Preis sich durchzuschlagen. Bei diesem Versuche fielen jedoch 38 Mann; der Rest von 6 Mann gerieth verwundet in die Gefangenschaft.

Vom 25. October bis 12. November vertheidigten eine schwache Garnison Oesterreicher Jalappa bis zum Aeußersten gegen eine fünffache Uebermacht unter dem juaristischen General Alatore. In dieser kurzen Zeit bestanden die Oesterreicher nicht weniger als 19 durchaus rühmliche Gefechte. Sie hofften von Tag zu Tag auf Verstärkung. Die Herren Franzosen besaßen aber nicht den guten Willen, ihnen zu Hilfe zu eilen. Wir sind zu dieser Annahme berechtigt, weil um diese Zeit Bazaine bereits begonnen hatte mit dem Feinde zu cokettiren und zu pactiren, damit man die französischen Abtheilungen möglichst unbehelligt sich zur Abreise concentriren lasse. Die auf diese schmähliche Weise von den Franzosen geopferte österreichische Heldenschaar in Jalappa mußte also am 12. November 1866, nachdem der Feind durch seine Verschanzungen sich bereits des größten Theiles der Stadt bemächtigt hatte, der ganze Proviant aufgezehrt und die Munition vollends verschossen war, um 3 Uhr Nachmittags capituliren.

Alatore benahm sich bei dieser Gelegenheit sehr chevaleresque. Keinem einzigen der Gefangenen wurde ein Haar gekrümmt — eine edle Beschämung für die barbarische Behandlung, welche die Juaristen fast überall und namentlich von Seite der Franzosen zu erleiden gehabt

hatten, so lange man, wie noch im Sommer und Herbste 1865, die Gewalt in Händen zu haben glaubte. Mit dem Jahre 1866 waren die Kaiserlichen freilich in vielen Dingen weit zahmer geworden.

Die Affaire von Jalappa war die letzte ernste Waffenthat des österreichischen Freiwilligencorps bis zu dessen laut Erlaß des Kaisers Maximilian vom 6. December 1866 erfolgter Auflösung; eine Verfügung, auf welche wir in einem späteren Capitel zurückkommen werden.

Diese kurze aber authentische Darstellung der hervorragendsten Waffenthaten der Oesterreicher in Mexiko erachten wir für eine schon längst fällig gewordene Ehrenschuld. Der Leser hat daraus entnommen, daß das österreichische Freiwilligencorps, wenn auch im Ganzen unglücklich und resultatlos, so doch tapfer gekämpft habe und auf demselben nicht der mindeste Vorwurf haften bleibe durch mangelhafte Erfüllung seiner blutigen Pflichten, etwa an der traurigen Katastrophe von Queretaro in vorbereitender Weise mitschuldig gewesen zu sein.

Keinenfalls hat dieses tapfere Corps die tiefkränkende Bemerkung verdient, welche die Kaiserin Charlotte in einem ihrer Briefe vom Jänner 1865 über dessen Kriegstüchtigkeit auszusprechen für gut befand. Sie schreibt nämlich: „Les Autrichiens et les Belges sont très-bons en temps de calme, mais vienne la tempête, il n'y a que les pantalons rouges. (Die Oesterreicher und die Belgier sind sehr gut für ruhige Zeiten, kommt aber der Sturm, so gelten nur die rothen Hosen.)

Diese Phrase hat, abgesehen davon, daß die Ereignisse gerade das Umgekehrte bewiesen, nicht einmal Anspruch darauf, geistreich zu sein. Wir wollen übrigens diese vorschnelle Aeußerung bereits auf Rechnung jenes Zustandes setzen, welcher die hohe unglückliche Dame später so schwer heimgesucht hat.

IV.

Ultramontanes.

Aus den kurzen Umrissen, welche wir bisher über die Geschichte Mexiko's geliefert, geht klar und deutlich hervor, daß, so wie seit der Unabhängigkeitserklärung von Spanien der Clerus von Mexiko in diesem unglücklichen Lande die politische Hauptrolle gespielt und bei allen jenen zahllosen blutigen Dramen stets mehr oder minder activ eingegriffen hatte, zur Intervention Frankreichs, dessen Geldforderungen nur einen Vorwand, die religiöse Frage aber den eigentlichen Kern und Knoten bildete.

Die liegenden geistlichen Güter in Mexiko vertraten mit Ende der Fünfziger Jahre einen Werth von 1000 Millionen Francs; sie umfaßten so ziemlich die Hälfte alles bebauten Grund und Bodens des ganzen Landes. Erbschleicherei und bedenkliche Mittel aller Art hatten seit drei Jahrhunderten zu dieser übermäßigen Anhäufung von Reichthümern, zum größten Schaden des Nationalwohlstandes und der Moralität des Clerus selbst, das ihrige beigetragen. Seit dreißig Jahren belief sich das Einkommen der mexikanischen Geistlichkeit fast regelmäßig auf das Doppelte dessen, was die gesammten Staatseinnahmen betrugen. Dieses Mißverhältniß konnte unmöglich länger bestehen. Sogar mehrere durch und durch clerikal gesinnte Präsidenten sahen die unabweisbare Nothwendigkeit ein, daß die mexikanische Geistlichkeit auf irgend welche Art nach Maßgabe ihres enormen Vermögens, das beinahe gar keine Lasten zu tragen hatte, während der letzte Indianer unter den wahrhaft drückenden Zöllen und Steuern seufzte, für die Staatscasse in Anspruch genommen werden müsse.

Der mexikanische Clerus wollte sich jedoch in dieser Beziehung zu gar keinen Opfern entschließen. — Alle Versuche der Regierung diesfalls ein Compromiß auf Basis der Billigkeit zu erzielen, waren stets an dem starren non possumus der mexikanischen Bischöfe gescheitert.

Die liberale Partei sah es daher, nachdem es ihr gelungen war, ihren Candidaten Juarez auf den Präsidentenstuhl zu erheben, als eine ebenso dringende als gerechtfertigte Maßregel an, durch ein Gesetz die Einziehung der geistlichen Güter zu verfügen.

Die Rechtmäßigkeit und Zulässigkeit dieser Maßregel hat sogar die französische Regierung stets anerkannt. Eine Menge Erlässe, welche von ihren Organen in Mexiko in dieser Angelegenheit erflossen sind, constatiren dies zweifellos. In der Ausführung selbst ist jedoch Juarez nicht mit kluger Mäßigung vorgegangen und bei dem Verkaufe, welcher gar bald in eine planlose Verschleuderung der werthvollsten Güter ausartete, gingen derart scandalöse Dinge vor, daß man die Nothwendigkeit einer Revision der Kaufcontracte sogar durch ein eigenes Gesetz anerkannte. Ferner beging Juarez den groben Fehler, daß er den mexikanischen Clerus zur Vergeltung für seine bisherige despotische Allgewalt und das angestiftete Unheil demüthigen, ja erniedrigen wollte, statt vernünftiger Weise sich damit zu begnügen, den Clerus der Staatsgewalt gehorsam zu machen und seine autonome Gewalt auf die rein kirchlichen Angelegenheiten zu beschränken. Indem Juarez durch seine unkluge Gebahrung die Geistlichkeit beinahe rechtslos hinstellte, gab er derselben den Vorwand an die Hand sich gegen seine Regierung aufzulehnen und die Hilfe des Auslandes anzurufen.

Die mexikanische Geistlichkeit, welche nebenbei gesagt auf den Befehl Christi: auch einer ungerechten Regierung Gehorsam zu leisten, bei dieser Gelegenheit ganz vergessen zu haben scheint, beabsichtigte aber mit ihrem Apell an eine auswärtige Regierung, ein Apell, den die Strafcodexe aller Länder der Erde Hochverrath am eigenen Vaterlande zu nennen pflegen, keineswegs sich blos eine rechtliche Stellung in Mexiko zu verschaffen, sondern ihr Endzweck war einzig und allein auf die Wiedererlangung der absoluten Herrschaft, die sie so lange eben nicht zum Frommen des Landes besessen, gerichtet, dabei sich dem Wahne hingebend, daß sie die schon verkauften Kirchengüter ohne alle Entschädigung an die factischen Eigenthümer zurückerlangen würde.

Bei den vielen Rechtsverletzungen und Gewaltthätigkeiten, welche sich das französische Gouvernement in Mexiko zu Schulden kommen ließ, bildet dessen Haltung in der Kirchengüterfrage einen wohlthuenden Lichtpunkt. Mit anerkennenswerther Energie und Entschiedenheit wiesen sowohl Forey als Bazaine alle Ansinnen des Clerus wegen vollständiger Rehabilitirung der Kirchengüter zurück, welche seit dem Verkaufe zumeist schon in die dritte Hand übergegangen waren und daher, ohne einen Raub zu begehen, den thatsächlichen Besitzern nicht simpliciter weggenommen werden konnten.

Da die mexikanischen Bischöfe endlich zu ihrem großen Leidwesen

einsahen, daß Frankreich das von der früheren republikanischen Regierung votirte Gesetz wegen Verkaufes der Kirchengüter als zu Recht bestehend anerkenne, setzten sie nun ihre ganze Hoffnung auf den künftigen Monarchen von Mexiko. Sie hielten es für ein Leichtes, Kaiser Max mit ihren Netzen zu umstricken und ihn für ihre rein egoistischen Zwecke als bloßes Werkzeug zu gebrauchen. In diesem Wahne wurden die Clerikalen durch den Besuch, den das Kaiserpaar auf der Reise von Miramar nach Mexiko in Rom gemacht, vollends bestärkt.

Um so ergrimmter wurden deshalb die Schwarzen, als Kaiser Max gleich in den ersten Tagen seines Regierungsantrittes in der Kirchengüterfrage den Standpunkt, welchen hierin Forey und Bazaine vertreten hatten, sofort und ganz rückhaltslos auch zu dem seinigen machte. Bei aller Devotion, welche der junge Monarch im vollsten Maße gegen die katholische Kirche unzweifelhaft besaß, machte es ihm seine Regentenpflicht unmöglich einen anderen Standpunkt zu wählen. Er mußte vor Allem dem Nationalwillen in dieser Angelegenheit Rechnung tragen und dieser verlangte kategorisch, daß die mexikanische Geistlichkeit nicht wieder in die Lage versetzt werde, die Regierung des Landes ein- und abzusetzen, wie es ihr gerade am besten passen würde und dadurch das Land noch länger in blutige Bürgerkriege zu verwickeln.

Bei dieser Gelegenheit dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß die Vorstellungen, welche man sich in Europa von dem religiösen Charakter der Mexikaner macht, mehr oder minder grundfalsch sind. Der Katholicismus in Mittel- und Südamerika ist nämlich ein ganz anderer als wir ihn uns hier zu denken gewohnt sind. Für jene Länder ist der Papst keine absolute Autorität. Der Nationalwille steht ihnen weit höher als die Religion und nur der Papst, welcher diesen achtet, kann auf Gehorsam rechnen; widersetzt er sich demselben so hört seine Autorität mit einem Schlage auf. Wir verweisen hier ganz einfach auf den ernsten, so viele Jahre währenden offenen Zwiespalt zwischen den mexikanischen Bischöfen und dem päpstlichen Stuhle, als letzterer den Unabhängigkeitskampf der spanischen Colonien mit einem Anathema belegte und alle Beziehungen mit den transoceanischen Kirchenfürsten abgebrochen hatte. Die Bevölkerung blieb vollkommen indifferent gegen den Bannstrahl aus Rom und die mexikanischen Bischöfe ignorirten ihr geistliches Oberhaupt so lange, bis man es an der Tiber für gerathen fand zur Herstellung der guten Beziehungen selbst die Hand zu bieten.

Unter diesen Umständen wäre es auch von gar keinem practischen

Werthe gewesen, wenn Pius IX., statt sich auf die Seite der mexikanischen Bischöfe zu stellen, wie er gethan, gegen dieselben Opposition gemacht, d. h. denselben befohlen hätte, sich in das Unvermeidliche zu fügen und ein Compromiß einzugehen, zu welchem Kaiser Max auf sehr billigen Grundlagen geneigt gewesen ist. Er proponirte nämlich ein mit Rom abzuschließendes Concordat, welches aus folgenden Hauptpunkten bestand:

„Allen vom Gesetze nicht verbotenen Religionen wird Duldung gewährt. Die katholische Religion wird als Staatsreligion anerkannt. Die katholische Geistlichkeit bezieht Gehalt aus der Staatscasse, darf aber keine Gebühren für die Darreichung der Sacramente verlangen. Die Säcularisirung der Kirchengüter wird förmlich bestätigt. Die Wiederherstellung solcher religiöser Orden, die während der Zeit der Republik aufgehoben wurden, darf ohne ausdrückliche Einwilligung der mexikanischen Regierung nicht geschehen. Die Regierung behält sich das Recht vor in allen Districten, wo sie es für nöthig erachtet, ein Civilstandsregister zur Verzeichnung der Geburten, Heiraten und Todesfälle zu errichten. Die vom Clerus bisher genossenen Privilegien sollen mit der für das Kaiserreich Mexiko ausgesprochenen monarchisch-constitutionellen Regierungsform und mit dem Principe der Gleichberechtigung vor dem Gesetze in Einklang gebracht werden. Die kaiserliche Regierung nimmt die alten Regalien der spanischen Krone gegenüber dem Clerus, und zwar namentlich die Investitur der Prälaten und die Oberaufsicht über die weltlichen Angelegenheiten der Kirche für sich in Anspruch."

Mit diesen Concessionen an den Clerus ging Kaiser Max wie Jedermann auch ohne nähere Beweisführung von selbst begreifen wird, ohnehin bis an jene äußersten Grenzen, wo er sonst im Vorhinein aufgehört hätte, Kaiser zu sein und zu einer bloßen Gliederpuppe in den Händen der Bischöfe herabgesunken wäre.

Aber auf alle diese Punkte antwortete der päpstliche Nuntius Francesco Meglia, welchen der Papst im October 1864 nach Mexiko gesendet hatte, wo derselbe im December mit außerordentlichem Pompe von Seite aller Civil- und Militär-Autoritäten sowie des Hofes empfangen wurde, mit einem starren Non possumus (wir können nicht), dieser unheilvollen Phrase, welche dem Papstthume einst sehr leicht ein schreckliches „trop tard" (zu spät) bereiten kann. Meglia hielt sich übrigens dabei nur genau an seine Instructionen, denn das Schreiben des Papstes vom 18. October 1864, welches er an die mexikanische

Regierung abgab, enthielt folgende Hauptforderungen, bei deren jeder das Wort „muß“ ausdrücklich, wie folgt, vorkam:

„Die katholische Religion muß nach wie vor mit Ausschluß jedes anderen Glaubens der Ruhm und die Stütze des mexikanischen Volkes sein. — Die Bischöfe müssen in Ausübung ihres Hirtenberufes ganz frei und von der Staatsgewalt durchaus unabhängig sein. Die Mönchsorden müssen wieder hergestellt werden. Das Gut der Kirche muß unberührt bleiben. Die Geistlichkeit muß allen öffentlichen sowie den Privatunterricht beaufsichtigen und leiten. — Die Bande, welche die bürgerliche Regierung der Kirche bisher angelegt hat, müssen zerrissen werden.“

Auf solche Forderungen, welche einzig und allein die Macht der katholischen Geistlichkeit im Auge hatten, ohne alle Rücksicht auf die Verhältnisse Mexiko's abgefaßt waren und nur der Unduldsamkeit und dem Rückschritte das Wort redeten, konnte Kaiser Max natürlich nicht eingehen. Am 27. December 1864 erließ er daher an den Justizminister Escudero ein Schreiben, worin folgende, die Situation wahrheitsgetreu kennzeichnende Worte vorkommen: „Der päpstliche Nuntius verweilt gegenwärtig in Mexiko, hat aber zu unserem äußersten Erstaunen erklärt, daß er ohne Instruction sei und dieselbe erst aus Rom erwarten müsse; die unnatürliche Lage, in welcher wir uns sieben Monate lang hingeschleppt haben, verträgt kein Zögern, sondern erheischt eine sofortige Lösung. Demgemäß beauftragen Wir Sie, unverzüglich die geeigneten Maßregeln vorzuschlagen, daß für die Aufrechthaltung des öffentlichen Gottesdienstes Sorge getragen werde und daß im ganzen Lande die Sacramente gereicht und andere heilige Functionen ausgeübt werden, u. z. ohne Kosten für das Volk. Zu diesem Zwecke werden Sie Uns vor Allem die Revision der in Bezug auf die Besitzungen der todten Hand und die Nationalisirung der Kirchengüter abgeschlossenen Geschäfte vorlegen und dabei von dem Grundsatze ausgehen, daß Verkäufe, die den Gesetzen gemäß bewerkstelligt wurden, zu ratificiren sind. Kurz, seien Sie im Sinne einer neuen freien und großartigen Toleranz thätig, lassen Sie jedoch nicht außer Acht, daß die Staatsreligion die römisch-katholische und apostolische ist.“

Um die Schwierigkeiten, welche dem Kaiser Max von Seite des Clerus entgegen standen, vollkommen richtig zu würdigen, dürfen wir des überaus verwahrlosten Zustandes, in welchen die mexikanische Geistlichkeit seit Beginn des Unabhängigkeitskampfes immer mehr versunken

war, nicht vergessen. Wir haben darauf schon bei früheren Gelegenheiten hingedeutet, müssen aber nun in dieser Beziehung einigen Citaten aus mexikanischen Schriften Raum geben.

Schon vor 15 Jahren, nämlich im Jahre 1852 äußerte sich Don Urbano Fonseca, welcher damals Minister des Cultus gewesen und zu den Conservativen Mexiko's zählte, in seinem Rechenschaftsberichte an die Kammern wie folgt:

„Der natürliche Lauf der Ereignisse, die lange Zeit, in welcher wir ohne Oberhirten waren, haben in Gemeinschaft mit den unruhigen Bewegungen im Lande, welche im Allgemeinen die Masse der Bevölkerung demoralisirten und wodurch jede Gewalt und Autorität erschlaffte, ihren verderblichen Einfluß auch auf die Welt- und Klostergeistlichkeit der Republik ausgeübt. Die erstere, obwohl sich unter ihr viele ehrenwerthe Ausnahmen finden, ist doch sehr weit entfernt, denjenigen Grad von wissenschaftlicher Bildung, von Doctrin und den nöthigen Eigenschaften ihres heiligen Amtes zu besitzen, mit denen sie einen ebenso mächtigen, als wohlthätigen Einfluß auf die menschliche Gesellschaft ausüben könnte. — Die zweite, die Klostergeistlichkeit, befindet sich unter den beiden Gesichtspunkten von Sittlichkeit und Wissenschaft noch in einem ungleich tieferen Verfalle als die erstere und man wird mit Schauder erfüllt, wenn man den ungeheuren Unterschied erwägt, welcher zwischen der Klostergeistlichkeit von heute und der zur Zeit der spanischen Eroberung des Landes besteht, wo dieselbe von einem wahrhaft edlen und religiösen Eifer erfüllt war, die Eingebornen zu bekehren und sie gegen die Unterdrückung der Militär-Tyrannei jener Zeit zu schützen.

„Ohne gegen die Wahrheit zu verstoßen, kann die Regierung ein günstigeres Bild von der Welt- und Klostergeistlichkeit des Landes nicht entwerfen."

Don Quillermo Prieto sagt in seiner Finanzstatistik Mexiko's wörtlich:

„Diejenigen, welche den gegenwärtigen Zustand der indischen Bevölkerung im Lande kennen, welche die Erpressungen mit angesehen haben, diejenigen, welche, wie ich, vollkommen überzeugt sind von der Ignoranz und dem schlechten Beispiel, welches viele Pfarrer, mit ehrenwerthen Ausnahmen, ihren Gemeinden geben, werden erkennen, daß dieser Zustand das hauptsächlichste Element der Immoralität und des barbarischen Aberglaubens ist.

„Wer von uns kennt nicht die Ausspielung der Seelen aus dem Fegefeuer*), wer von uns hat nicht einmal einer Feier der heiligen Woche beigewohnt, wer wüßte nicht, wie die Pfarrer ihre Familie haben und wie sie es darin treiben?

„Man sage nicht etwa, daß dies Declamationen sind, welche aus einem demagogischen Geiste hervorgehen oder aus knechtischer Adoption der jämmerlichen philosophischen Schule der französischen Encyclopädisten; ganz im Gegentheil, der, welcher dies schreibt, ist katholischer Christ im vollen Sinne des Wortes und hat oft mit Rodriguez gesagt: Das Evangelium ist meine Sonne, aber eben weil er dies ist, wird er nicht aufhören, gegen jene Mißbräuche, welche das Christenthum verunstalten und herabwürdigen, seine Stimme zu erheben.

„Die Erpressungen für die Zahlungen des Decems (Zehents) und der Parochialgebühren, die raffinirteste Grausamkeit, mit der man sich gerade mit den Momenten der tiefsten Trauer und des größten Schmerzes mästet, die Gegenwart eines lustigen Geistlichen ohne Würde, als komische Person bei einem Fandango, als Courmacher der Damen, ein Spott für allen Anstand, vor Allem in raufboldischer Großsprecherei sich hervorthuend, jene Mischung von Ignoranz und Fanatismus, von Insolenz und Aberglaube, von Frechheit und Scheinheiligkeit, wer kennte sie nicht? Ich wende mich gerade an die eifrigsten und verständigsten Christen unseres Landes, daß sie antworten mögen, ob dies nicht die vollste Wahrheit ist."

---

*) Zu einer solchen Fegefeuerauslösung werden mehrere tausend Billets, auf welchen die Spieler den Namen ihres Verstorbenen notiren, à 2 Reales und mehr ausgegeben. Dessen Name bei der Ziehung herauskommt, der wird demnächst durch die tausend und mehr Pesos, welche aufkommen und welche natürlich der Clerus an sich zieht, durch ein eigens veranstaltetes kirchliches Fest aus dem Fegefeuer in das Paradies versetzt. Unglaublich, aber wahr!!

Diese Fegefeuer-Lotterie darf nicht mit jener verwechselt werden, welche das reiche Kloster Guadalupe bei Mexiko monatlich zweimal veranstaltete. Es wurden dabei 13.000 Billets zu einem Pesos verausgabt, während die Gewinne keine 6500 Pesos betrugen, so daß das gedachte Kloster aus dieser Verlosung monatlich 13.000 Pesos mithin im Jahre gegen 400.000 Gulden bezog! — Die Fundirung geistlicher Pfründen auf Special-Lotterien fand übrigens auch noch in vielen anderen Orten Mexiko's statt, wie z. B. in Cordova. — Der mexikanische Clerus hat es sehr wohl verstanden auch das Nationallaster der Spielsucht sich dienstbar und zu einer bedeutenden Einnahmsquelle zu machen. — Durch eine erst unlängst erflossene Verfügung hat Juarez alle Lotterien abgeschafft. — Verdiente auch anderswo Nachahmung.

So weit Prieto, welcher notorisch der clerikalen Partei angehörte. Jeden Zweifel hieran beseitigt seine thätige Mitwirkung zur Zustandebringung des Regierungsdecretes vom 19. September 1853, welchem zufolge die Jesuiten in Mexiko wieder zugelassen und denselben alle ihre dortigen einstigen Besitzungen mit alleiniger Ausnahme des Colegio San Ildefonso zurückgestellt wurden. — Ferner sollten Vermächtnisse und Schenkungen an die Gesellschaft Jesu für eine gewisse Zeit von den sonst darauf an den Staat haftenden Abgaben befreit sein. Einen solchen Mann kann man doch nicht anticlerikal nennen!

Der verständige Theil der mexikanischen Geistlichkeit sieht die geschilderten Uebelstände gleichfalls ein, aber er ist so sehr in der Minorität, daß seine Bestrebungen, den Mit-Clerus in andere, bessere Bahnen zu lenken, niemals Aussicht auf Erfolg haben konnten, so lange nicht eine kräftige Hand an der Spitze der Regierung die Initiative zeitgemäßer Reformen ergriff.

Hören wir nun einen amtlichen Bericht des Gobernador von Zacatecas, Don Marcos Esparza, über den Zustand, in welchem derselbe auf einer Inspectionsreise in Juchipila eine mit einem Vermögen von 40.000 Pesos dotirte Kapelle, die „zur glanzvollen Verehrung des Allerheiligsten" von einer frommen Bruderschaft gegründet worden war, angetroffen hatte.

„Bald nach der Errichtung jener Fundation," schreibt der Statthalter, „mithin länger als seit einem Jahrhunderte, fing man den Bau des Gotteshauses an, ohne daß man bis jetzt weiter gekommen wäre, als zu den Wänden, ohne irgend ein Obdach oder einen Schutz, als den des Himmels; die Messe wird auf einem tragbaren Altare abgehalten, welcher in eine so enge höhlenartige Böschung gestellt wird, daß der celebrirende Priester kaum noch darin Platz hat, die Gläubigen aber ohne Schutz von oben gegen Witterung und von unten gegen den Stich der großen Ameisen sind, die sie vom Boden aus bekriechen. Bei der Feier des Corpus und in den Tagen der Octava sah ich das Allerheiligste in einer schmutzigen und kleinen Kapelle ausgesetzt, die man das Hospital nennt, in welcher nicht einmal das enge Presbyterium gepflastert ist und mehr für einen Schweinstall geeignet erscheint. Ich konnte nicht umhin, meine volle Indignation auszusprechen, daß, während die geistliche Autorität hier so reiche Mittel zu ihrer Disposition hatte, sie nicht einmal für einen decenten und geeigneten Ort zum Cultus des Allerheiligsten gesorgt hat, obwohl außerdem der gute

Charakter der Leute daselbst dahin gehende Bestrebungen unterstützt haben würde."

Unter diesen Umständen ist es wohl ganz erklärlich, daß der katholische Gottesdienst in Mexiko zu einem reinen Formenwesen herabgesunken ist. Wir dürfen daher durchaus für keine Uebertreibung halten, was in dieser Beziehung ein genauer Kenner des Charakters seiner Landsleute, Don Lorenzo de Savala in seinem Versuche über die mexikanischen Revolutionen anführt.

„Der Mörder und Räuber," sagt er, „befleckt noch mit dem Blute, das er soeben vergossen hat, würde um keinen Preis der Welt am Freitage Fleisch essen; vor dem Bette der Buhldirne fehlt das Bild der heiligen Jungfrau nicht, vor dem sie ihren Rosenkranz betet; der Priester, welcher die Nacht am Spieltische zugebracht und sich ohne Scrupel allen Lastern hingegeben hat, würde sicherlich kein Glas Wasser vor der Messe anrühren, und so scheint es, daß in dem Maßstabe, als nur die äußeren Vorschriften der Religion mit Peinlichkeit beobachtet werden, man sich von der Befolgung ihrer inneren Lehren entbunden und befreit erachtet."

Kehren wir nun nach dieser Abschweifung zu dem Briefe des Kaisers Max an den Minister Escudero zurück. — Die Aufregung, welche derselbe unter den Clerikalen hervorbrachte, war ungeheuer. — Die Taktik dieser Herren gleicht sich in solchen Fällen überall auf ein Haar.

Kein Wunder also, daß die mexikanischen Geistlichen Kanzel und Beichtstuhl dazu mißbrauchten, dem Volke einzureden: Der Kaiser will Gott und die heilige Jungfrau abschaffen und eine neue Religion einführen. — Die Frauen, welche man mit der angeblich in Aussicht stehenden Vielweiberei schreckte, trommelte man zu einer Petition zusammen, worin wörtlich zu lesen war: „Die Tugend unserer Söhne, die Treue unserer Gatten ist gefährdet, wenn die weltliche Macht des Papstes angetastet, das Eigenthum und die unbeschränkte Gewalt der Kirche nicht für heilig gehalten wird." — Auch einige mexikanische Generale, wie z. B. Vicario, Valdez und Taraoga, waren bereit, „für die Religion und die Rechte des Clerus" vom Kaiser zu den Clerikalen überzugehen. — Als diese Militäremeuten scheiterten, verlegte man sich auf die Wühlereien im Geheimen. — Labastida veranstaltete mehrere Sturmpetitionen an den Kaiser, und als auch diese Versuche an der Festigkeit des jungen Monarchen zerschellten, wurde der

Herr Erzbischof derart wüthend, daß er eines Sonntags den Franzosen sogar den Eintritt in die Kathedrale verwehren wollte. Der französische Platzcommandant ließ jedoch von der nahen Hauptwache zwei Zwölfpfünder herbeibringen und Labastida wissen, daß er sich auch ohne den Meßner die Pforte des Domes öffnen werde. Dieß wirkte. —

Labastida versuchte nun sein Heil bei der Kaiserin, benahm sich aber der hohen Frau gegenüber so insolent, daß er an den Respect erinnert werden mußte, welchen er einer Kaiserin und einer Frau schuldig sei.

Dem päpstlichen Nuntius begann es in Mexiko immer unbehaglicher zu werden. — Um auf gute Art loszukommen, schlug er dem Kaiser die Absendung einer besonderen Commission nach Rom vor. — Der Staatsminister Velasquez, der Großalmosenier Ramirez (nicht zu verwechseln mit dem Minister des Aeußern), Degollado und einige andere Räthe reisten am 7. Jänner 1865 ab und nahmen für Cardinal Antonelli den wenige Tage zuvor, nämlich am 1. Jänner, gestifteten Adlerorden mit, welcher eigentlich nur souveränen Fürsten verliehen werden sollte.

Meglia war in Mexiko zurückgeblieben, um im Geheimen mit Labastida's Hilfe die Agitation gegen die kaiserl. mexikanische Regierung fortzusetzen.

Kaiser Max ließ sich jedoch keinen Augenblick irre machen in dem, was er für absolut nothwendig hielt, sollte das junge Kaiserreich überhaupt Wurzel fassen können. — Zehn Tage nach der Abreise der Deputation an den Papst (17. Jänner 1865) erschien ein kaiserliches Decret, in welchem die alte Bestimmung der spanischen Monarchie erneuert wurde, daß zur Veröffentlichung aller päpstlichen Bullen und sonstigen geistlichen Actenstücke in Mexiko das placetum regium eingeholt werden müsse. — Die erste Ausführung erlebte dieses Decret am 9. Februar 1865, an welchem Tage die Veröffentlichung der päpstlichen Encyclica und des Syllabus vom 8. December 1864 verboten wurde, eine Maßregel, welche auch Napoleon für Frankreich getroffen hatte.

Schon am 18. Jänner protestirte Meglia gegen das in Rede stehende kaiserliche Decret und erklärte, daß Kaiser und Könige so gut wie jeder andere Katholik **Unterthanen** des Papstes seien, und daher gar kein Recht hätten die Veröffentlichung eines päpstlichen Erlasses zu verbieten oder dessen Wirkungen zu vereiteln.

Der Kaiser beauftragte seinen Minister des Auswärtigen, den

uns schon bekannten Ramirez, die anmaßende Behauptung, daß der Monarch von Mexiko ein Unterthan des Papstes sei, kategorisch zurückzuweisen.

Die Antwort des Ministers Ramirez umfaßt volle zwölf Seiten; wir müssen uns daher begnügen, dieselbe blos auszugsweise zu bringen. Wir erachten diese Reproduction jedoch für unbedingt nothwendig, denn sie ist auch für unsere Verhältnisse von practischer Nutzanwendung, zumal Monsignor Meglia so freundlich war, über das österreichische Concordat vom Jahre 1855 in Lobeserhebungen auszubrechen und seine Epistel mit den Worten zu schließen: „Gebe Gott, daß das Beispiel des frommen Monarchen von allen Regierungen nachgeahmt werde, welche das Glück genießen sich zur heiligen, römischen, apostolischen Kirche zu bekennen."

Am Eingange seiner Erwiderung macht Ramirez den Nuntius darauf aufmerksam, daß die katholische Kirche in Mexiko in Folge der Verfügungen der letzten republikanischen Regierung beinahe rechtlos dastand, daß sie als eine bloße Glaubenssecte erklärt war, während das von Meglia so sehr perhorrescirte und angefeindete kaiserliche Decret vom 27. December 1864 die katholische Religion als die Staatsreligion Mexiko's erklärte und ihr in rein kirchlichen Angelegenheiten die vollste Selbstständigkeit sicherte.

„Wenn man," fährt Ramirez fort, „die Bedeutung dieser Erklärung gerechter Weise zu würdigen nicht verstand oder dazu nicht den Willen hatte, so darf man diesfalls nicht den Souverän, sondern nur die Leidenschaftlichkeit Jener anklagen, welche, der gesunden Vernunft Gewalt anthuend, nicht zugeben wollen, die wahren Interessen der Religion zu fördern und dadurch vielleicht sogar das Schicksal des Katholicismus in einer seiner kritischesten Epochen ganz und gar gefährden. — Lassen Sie nicht außer Acht, daß die Scene, welche sich hier vorbereitet, nur einen Theil des großen Drama bildet, welches sich in der gesammten katholischen Welt zu entwickeln beginnt, und daß unser Einfluß dabei für den Ausgang nicht ohne Folgen sein wird.

„Die Erklärung, welche die katholische Religion als Staatsreligion einsetzt, zieht nothwendig die Annahme von Kirchengesetzen im Wege der Civilgewalt nach sich, denn keine Regierung darf derlei Gesetze ohne eigene Prüfung einfach anerkennen, ohne auf ihre Souveränetät zu verzichten und zum bloßen Werkzeuge einer fremden Macht zu werden.

„Die Gewalt des Papstthums und des Kaiserreiches sind leicht von einander abgrenzbar. Die eine ist blos geistiger Natur und für die Seelen bestimmt, die andere ist zeitlich und leiblich. — Diese beiden Herrschergewalten sind souverän und heilig, weil sie von Gott stammen und keine derselben jenseits ihrer Grenzen, also auf fremdem Gebiete, die Unterwerfung der anderen fordern kann.

„Eure Excellenz scheint der Ansicht zu huldigen, daß die Regierung des Kaisers die päpstlichen Bullen und Rescripte etwa ihrer Prüfung unterziehen wolle, um über Gegenstände der Orthodoxie, der Dogmen und Disciplinen zu entscheiden; dies kann und wird nie der Gegenstand des kaiserlichen Exequaturs sein; die Tendenz des kaiserlichen Decretes ist blos dahin gerichtet, daß die päpstlichen Kundgebungen nichts enthalten, was die bestehenden Staatseinrichtungen, die materiellen, dem Cultus fremden Interessen oder die bürgerlichen Rechte der Staatsangehörigen alteriren könnte. — Der Souverän will hierdurch nur seine Pflichten als erster Anwalt seines Volkes erfüllen. — Euer Excellenz, so sehr erfahren in den kirchlichen Wissenschaften, wollen sich hierbei an die Worte erinnern, welche Kaiser Constantin unter der allgemeinen Zustimmung der Väter des großen Conciliums von Nicea gesprochen hat: „Ihr seid zwar innerhalb der Kirche Bischöfe, ich aber bin in dem, was außerhalb geschieht, der von Gott eingesetzte Bischof."

„Ihre Auslegung, Monsignore, daß der Kaiser der Religion nicht dienstbar sein wolle, muß ich zurückweisen, aber er will und muß seine Herrscherprärogative aufrecht erhalten und verhindern, daß selbe Niemand unter dem Mantel der Religion verunglimpfe. Die Freiheit und das Heil der Religion können durch das kaiserliche Exequatur nicht leiden; dies ist eine Thatsache, welche die Geschichte der Kirche hinlänglich beweist.

„Euer Excellenz wird sich erinnern, daß der große Bossuet, dieser berühmte Lehrer der gallikanischen Kirche, in ganz bestimmten Ausdrücken feststellt, daß die canonischen Entscheidungen der allgemeinen Concilien III und IV von Latran, welche die weltlichen Fragen behandeln, keine Gesetzeskraft haben, so lange sie nicht von den Königen gebilligt und bestätigt sein werden, und daß selbst zur Verlautbarung dieser Decrete die Zustimmung der Souveräne erforderlich ist. — Ebenso sind mehrere Disciplinarerlässe des Conciliums von Trient in meh-

reren Ländern noch immer nicht in Kraft getreten, ohne daß hierdurch die Religion Schaden gelitten hätte.

„Es wäre mir ein Leichtes, eine Menge von ausgezeichneten Kirchenfürsten namhaft zu machen, welche sich durch die Vertheidigung dieser Prärogative der Krone besonders hervorgethan haben.

„Was speciell Mexiko anbelangt, so wurden diese Prärogative schon als ein Fundamentalgesetz seiner ersten constitutionellen Verfassung angesehen und bisher von jeder folgenden Verfassung adoptirt, bis auf die letzte, in welcher man diese Bestimmung ausließ, nicht aber weil man darauf verzichtet hatte, sondern weil diese Auslassung nur eine Consequenz des fatalen Principes war, worauf diese noch fatalere Verfassung basirte. — Sie hatte einfach das Band zwischen Kirche und Staat vollends zerrissen und indem sie gar kein Recht der geistlichen Gesetzgebung anerkannte, wurde es natürlich ganz überflüssig, des Exequaturs zu erwähnen. — Der Congreß hatte nämlich die alleinige Vollmacht, in Betreff der Religionsausübung Gesetze zu geben.

„Ich muß hier Euere Excellenz an einen Präcedenz-Fall erinnern. Als Ihr Vorfahrer, Monsignor Clementi, im Auftrage Sr. Heiligkeit vor einigen Jahren nach Mexiko kam, mußte auch er seine Bulle dem Exequatur der republikanischen Regierung unterziehen; obwohl er sich anfangs dagegen gesträubt, trug er jedoch Bedenken, durch nutzlosen Widerstand die Schwierigkeiten zu vermehren. Damals waren es der hochwürdige Erzbischof von Mexiko, welcher im Namen der ganzen mexikanischen Kirche, der er als Leiter vorstand, das Recht des Exequaturs anerkannte und bei dem gesetzgebenden Körper um die Annahme der Bulle des Monsignor Clementi bittlich wurde.

„Man gab dieser Bulle Folge, aber nicht unbedingt; sechs Capitel wurden ausgeschieden.

„Alle diese Documente existiren im Drucke. Eurer Excellenz steht es frei, die Wahrheit meiner Behauptungen zu prüfen.

„Fürwahr, es ist ebenso schmerzlich, als beklagenswerth, daß zu dieser Stunde, in einer Epoche wie die unsrige, noch derlei Streitfragen überhaupt aufgeworfen werden können, daß sie noch dazu in den der Eintracht und dem guten Einvernehmen unzuträglichsten Formen aufgeworfen werden, und daß sie noch im Stande sind, die Völker zu beunruhigen, indem sie die Unabhängigkeit und die Souveränität der Nation bedrohen.

„Ich bedaure unendlich, daß ich gezwungen wurde, alle die Irr-

thümer und Unrichtigkeiten Ihrer Zuschrift aufzudecken, denn alle Ihre Anforderungen zielen nur auf die weltliche Herrschaft unter einem Banner ab, welches wir von uns weisen.

„Maximilian, Mitglied der christkatholischen Gemeinschaft, neigt sich in Ehrfurcht und Unterthänigkeit vor der geistlichen Gewalt des Vaters der Gläubigen; aber Maximilian, der Kaiser und Vertreter der mexikanischen Souveränität, kennt auf der ganzen Erde keine Macht an, welche über der seinigen stehen sollte.

„In Folge dessen nehme ich auch die Euer Excellenz in Ueberhebung der päpstlichen Gewalt entschlüpfte Zumuthung, daß der Kaiser Sr. Heiligkeit als Unterthan gehorchen müsse, nicht an.

„Gestatten Sie mir Ihnen weiters ganz ehrerbietigst zu bemerken, daß dieser Ausdruck überdies ein verfehlter ist.

„Der Kaiser und der Papst haben directe von Gott ihre Macht erhalten, jeder für seine Grenzen. — Unter Seinesgleichen kann es keine Unterthänigkeit geben. Dies ist auch ein Ausspruch von Bossuet und diesen Grundsatz lehrt uns auch noch eine andere Autorität, noch weit größer als die seinige: nämlich das göttliche Gesetzbuch des Christenthumes.

„Da der Kaiser von Mexiko nicht dazu aufgestellt ist um das Verhalten anderer Souveräne zu controliren, und deren Handlungsweise für ihn in keinerlei Weise bindend sein kann, so nehme ich Umgang das mir von Euer Excellenz vorgehaltene Beispiel Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich zu prüfen, indem Allerhöchstderselbe durch das Concordat vom Jahre 1855 hinsichtlich des placetum regium auf ein Kron-Prärogative verzichtete.

„Es hat nun einmal Sr. kaiserlich-königlichen Majestät derart beliebt, aber ich bin ermächtigt hierbei zu bemerken, daß diese Thatsache eigentlich nur eine einfache Anerkennung jenes Rechtes ist, dessen Aufgeben man von ihm gefordert und es bleibt nur zu wünschen übrig, daß die Befürchtungen und Vorhersagungen, welche ich im Jahre 1856 in Rom selbst über diesen Gegenstand laut werden hörte, nicht in Erfüllung gehen mögen.

„In der That drängen diejenigen, welche sich einem allzu ungemessenen Eifer hingeben, das Papstthum über seine natürlichen Grenzen hinaus, sie fälschen seinen ehrwürdigen Charakter, sie vergessen die bitteren

Lehren der Geschichte, werfen die Früchte der Klugheit von sich und indem sie die Suprematie des heiligen Stuhles anscheinend vergrößern, schwächen sie dieselbe in Wahrheit, und weit entfernt seine Macht zur Geltung zu bringen, bringen sie selbe nur in Verruf.

„So peinlich auch die Wendung ist, welche unsere Correspondenz ganz gegen meine Erwartungen und Wünsche genommen, hat dennoch mein Bedauern in Nichts die Gefühle der Werthschätzung gemindert, mit der ich u. s. w.

Mexiko, 29. Jänner 1865.

Ramirez, m. p."

Der Bruch zwischen der kaiserlich-mexikanischen Regierung und Rom wurde dadurch vollständig, zumal der Kaiser am 26. Februar 1865 wirklich mehrere Ausführungsdecrete im Sinne jenes vom 26. December erließ. Am 9. März folgte ein Reglement, über das bei Revision der Verkäufe der Kirchengüter zu beobachtende Verfahren nach und am 12. März entzog er das Verwaltungsrecht der Kirchhöfe den Geistlichen und übertrug dasselbe den Civilbehörden, wobei zugleich fixe und billige Begräbnißtaxen festgesetzt wurden.

Durch alle diese Vorgänge wurde der Papst allmälig so erbittert, daß er anfangs die Commission gar nicht empfangen wollte, seinen Nuntius von Mexiko abberief und den Cardinälen und Prälaten verbot, der Geburtsfeier, welche der mexikanische Gesandte in Rom am 6. Juli veranstaltete, beizuwohnen. In Folge dieser Beleidigung zogen sich der mexikanische Gesandte und die Commission nach Neapel zurück — um dort weitere Instructionen zu erwarten.

So war das geistliche Vorspiel beschaffen, dessen weitere Acte einen immer traurigeren Verlauf nahmen, bis sie mit der Katastrophe von Querétaro ihren blutigen Abschluß fanden.

Vorläufig ist nun der Leser über die Grundmotive des unheilvollen Zwiespalts zwischen Pius IX. und Kaiser Max wahrheitsgetreu unterrichtet. Die weiteren Hauptphasen dieses Zwiespaltes werden wir seiner Zeit kennen lernen. Das Urtheil, ob Pius IX. oder Max hierbei Unrecht gehabt, glauben wir schon jetzt dem unbefangenen Urtheile eines jeden redlich Denkenden getrost anheimstellen zu können. Kaiser Napoleon gibt zu, daß Mexiko ein schwarzer Punkt seiner „glorreichen" Regierung sei; werden wir es wohl erleben, auch Pius IX. von einer ähnlichen Aufrichtigkeit angewandelt zu sehen? Wir wünschen

von ganzem Herzen, daß dem hochbetagten Greise das Bild des „Todten von Querétaro“ nicht einst seinen letzten Augenblick verbittern und mit dem Bewußtsein einer schweren Verantwortlichkeit vor dem ewigen Schöpfer belasten möge.

V.

Eine erste Liebe.

Endlich bei dem Zeitpunkte angelangt, mit welchem unser Roman seinen Anfang nahm, müssen wir den Leser ersuchen sich jener Worte zu erinnern, welche Altamira, der „vielseitige Diplomat“, mit dämonischer Schadenfreude zu sich gesprochen hatte, als er der aufkeimenden Liebe seines Sohnes Gonzales zur Knospe Estefania, der Tochter seines intimen Freundes Malpica, gewahr geworden war.

„Die Blutschande des Sohnes soll den Ehebruch der Mutter rächen!“

So lautete der Ausspruch des fürchterlichen Mannes, der seit Jahren nur von einem einzigen Gedanken, nämlich den einer tiefgeheimen, aber glühenden, unversöhnlichen Rache beseelt, nun darauf sann, in dem Grabe zweier junger, gebrochener Herzen die Grundfesten seiner finsteren, unheilvollen Pläne mit erbarmungsloser Hand zu legen.

Seit dem Augenblicke, wo Altamira seinen obgedachten frevelvollen Ausspruch gethan, sind mehrere Wochen verflossen, denn das heilige, erhabene Fest der Christtage des Jahres 1865 steht vor der Thüre. Ein milder, klarer Sternenhimmel blickt hernieder auf die Stadt Mexiko, und ein leichter, lauer Zephir spielt mit den Blättern und Blüten, welche hier um diese Jahreszeit im neuen zweiten Frühlingsschmucke prangen und zur Feier des heiligen Abendes im weiten Tempel der Natur einladen, während wir armen Nordländer, in Pelze gehüllt, auf glatten, eisigen Pfaden in das schneebedeckte Gotteshaus fröstelnd eilen und die Magd indessen zu Hause den Brennstoff schürt, damit nach der Rückkehr eine wohlthuende Wärme unsere starr und steif gewordenen Glieder wieder gelenkig mache.

Sämmtliche Fenster des zwar nicht sehr großen, aber höchst comfortablen Landhauses, welches Don Malpica in der Vorstadt San

Cosme besaß, und welches unmittelbar an das einst von der Fürstin Lobieski bewohnte stieß, standen weit offen.

Altamira, Mazzaredo, Malpica und Señora Pepita, des Letzteren tugendhafte Gemalin, saßen beim Whisttische. Alle Vier spielten, jetzt um 9 Uhr Abends, bereits seit drei Stunden mit einem Eifer, als ob es ihr ausschließlicher Lebensberuf und die Quelle ihres Unterhaltes gewesen wäre.

Die Leidenschaft für das Spiel ist überhaupt ein mexikanisches Nationallaster, und manches große Vermögen verschwindet in Mexiko über Nacht auf dem grünen Tische. Dabei spielt aber der Mexikaner mit einer Nonchalance, welche man vergebens irgendwo anders, selbst in England, suchen würde. — Zum Bettler geworden, verläßt der Mexikaner das Spielhaus mit derselben wirklichen, nicht etwa affectirten Gemüthsruhe, als wenn er Haufen Goldes als Gewinn mit sich fortträgt. — Wir wüßten keinen einzigen Fall anzugeben, wo sich ein Eingeborner in Mexiko wegen Spielverluste das Leben genommen hätte. Er hat es auch gar nicht nothwendig. Im äußersten Falle wird der Mann Straßenräuber, in Mexiko ein ehrliches Metier, welches noch immer seinen Mann ernährt hat.

Das verbreitetste unter allen Spielen ist in Mexiko das sogenannte Montespiel, das mit dem Pharao große Aehnlichkeit hat und zur Feier großer Kirchenfeste und zur größeren Ehre der Heiligen alle Jahre einige Male sogar öffentlich veranstaltet wird. Die Bevölkerung, arm und reich, jung und alt, strömt dann meilenweit zusammen um ihr Glück zu versuchen. Vor dem Spieltische fallen alle Rücksichten und Schranken. Ist das Land zur Stunde auch in hundert Parteien zerrissen, vor dem Monte gibt es nur zwei, die Spielenden und den Bankhalter. Unter der Herrschaft des Kartenteufels verstummt aller Hader, verschwindet aller Rang und Racenunterschied. Ganz treffend bemerkte ein geistreicher Franzose: „Le Mexicain joue avec religion“ (der Mexikaner spielt mit Religion). In der That herrscht in Mexiko an jedem Spielorte eine feierliche Stille und Stimmung; kein einziges unnützes Wort wird gesprochen, kein Schrei der Verzweiflung, kein Ausbruch der Freude laut. Der unglückliche Spieler hat zu Hause nicht eine Klage, nicht einen einzigen Vorwurf zu befürchten. Mit stoischer Ruhe erträgt die Frau das Spielunglück ihres Gatten und der Vater findet keinen Tadel für die vom Sohne im Monte vergeudeten Summen; das Spielunglück entschuldigt Alles, und gespielt muß ja werden. So

XIII.

(Seite 91.)

wie der Engländer für den Welthandel, der Franzose für die gloire, der Russe für die Knute, der Italiener zum Singen, der Spanier zum Chocoladetrinken und Cigarrenrauchen, der Deutsche zum Philosophiren und Biertrinken von der Vorsehung geschaffen wurde, scheint der Mexikaner einzig und allein auf die Welt gekommen zu sein um das Spiel und alle Laster, die sich daran knüpfen, zu cultiviren.

Gegen diese Neigung der Mexikaner, den Verdienst eines ganzen Jahres und selbst ganze Vermögen auf eine einzige Karte zu setzen, ist die Gesetzgebung schon mehrfach eingeschritten. Aber alle derlei Gesetze wurden nie beobachtet und durchgeführt, weil das Spiellaster ein ganz allgemeines ist und daher auch alle diejenigen damit behaftet sind, welche dagegen einzuschreiten berufen wären. Schon im Jahre 1847 sagt Lafragua, Minister des Innern in seinem Geschäftsberichte an die Kammern:

„Ich werde mich nicht dabei aufhalten die unzähligen Uebel darzulegen, welche das Laster des Spieles unserer Gesellschaft zufügt; sie liegen Jedermann so klar vor Augen, daß selbst der unverständigste Mensch sofort erkennen muß, daß dieses Uebel der leider nur zu häufige Grund zu jedem anderen Laster ist, daß es die Familien zum Untergang, die jungen Leute zur Prostitution, zum Mißbrauche des ihnen geschenkten Vertrauens, kurz zu Folgen führt, welche nothwendigerweise den guten Namen beflecken und die Zukunft unserer ganzen Nation untergraben. Ich will blos auf eine Ungerechtigkeit aufmerksam machen, die alle Tage unter uns begangen wird. Die Polizeiagenten verfolgen nämlich mit Strenge die kleinen Spielhäuser vor den Thoren und in den Vorstädten und die Unglücklichen, die man dort trifft und die vielleicht durch die Noth dorthin geführt worden sind, werden abgefaßt und bestraft, während zur selben Zeit ganz vorsätzlich die großen Spielhäuser unbeachtet bleiben, wo das Gold haufenweise aufgelegt ist, wo es sich um das ganze Vermögen eines Mannes handelt, wo die Tugend der Frau, die Unschuld und Erziehung der Kinder, die Ehre und Achtbarkeit des eigenen Namens in augenscheinliche Gefahr gebracht werden. Bei uns scheint es fast, als höre das Spiel auf ein Laster zu sein, wenn die Karten auf einen eleganten, mit Tuch aufgelegten Tisch fallen, während es nach meiner Ansicht weit strafbarer ist, wenn Leute von besseren Verhältnissen sich diesem unerklärlichen Vergnügen hingeben und ihr Vermögen und ihre Ehre bei demselben sitzen lassen." — U. s. w.

Bis zum heutigen Tage ist es in dieser Richtung um kein Haar besser geworden, im Gegentheile, die Zustände, welche der genannte Minister vor zwanzig Jahren schilderte, haben sich im Ganzen nur noch mehr verschlimmert. Es wurden seither zwar zeitweise der Form wegen Spielverbote erlassen, aber man that nichts, um diese Verbote zu executiren, sondern es wurde sogar den Spielhöhleninhabern unter der Hand zu verstehen gegeben, daß ernstliche Maßregeln durchaus nicht beabsichtigt seien. — Die Spielhöhleninhaber bedankten sich natürlich stets für diese wohlmeinenden Winke bei den betreffenden Aufsichtsorganen, welche wie alle mexikanischen Beamten einer Bestechung ohne alle Umschweife zugänglich waren, und so blieb denn in dieser Beziehung stets Alles beim Alten.

Gegen zehn Uhr war endlich der Robber zu Ende gespielt. Man erhob sich und schritt in den Salon nebenan, um das Souper zu genießen.

„Aber wo sind denn die Kinder?“ rief jetzt Don Malpica, sich ringsum sehend.

Er trat dann zu einem der offenen Fenster nach dem Garten, und mit seiner dünnen, stets etwas heiseren Stimme krächzte er: „He, Estefania, mein Engelchen, mein Täubchen, wo bist Du?“

„Hier, hier, lieber Vater!“ antwortete es von unten in hellen, frischen Tönen, und wenige Secunden später hüpften Estefania und Gonzales Arm in Arm in das Zimmer.

„Du Schlingel!“ drohte jetzt Malpica scherzend und faßte bei diesen Worten Gonzales am bartlosen Kinne, „Du Schlingel, schickt es sich denn, am Abende mit meinem Töchterchen so allein herumzuschwärmen? Du, Du!“

„Estefania ist ja meine Braut!“ erwiderte der sechzehnjährige Jüngling voll stolzen Selbstgefühls und preßte krampfhaft die Hand des wunderlieblichen Mädchens, das nur um fünfzehn Monate jünger war als er selbst.

Es würde sehr schwer gewesen sein, in ganz Mexiko ein hübscheres Pärchen zu finden, als Gonzales und Estefania. — Ihre feinen, edlen Züge, umrahmt von üppigen, blendend schwarzen Haaren und gehoben durch ihre sanften, von Unschuld und höchster Seligkeit widerstrahlenden Augen paßten harmonisch zu dem schlanken, wohlgeformten Gliederbaue des jungen Paares, das von der gütigen Vorsehung in der That für einander geschaffen zu sein schien.

Wir dürfen bei dieser Gelegenheit nicht vergessen, daß, was sowohl körperliche als geistige Entwicklung anbelangt, das junge Paar, nach unseren nordischen Begriffen, seinem Alter um wenigstens drei Jahre voraus war, mithin bereits in einer Reife stand, um die obige Aeußerung des Jünglings Gonzales für mehr als eine kindische Phrase zu halten.

Ueberdies waren die beiden jungen Leute schon von frühester Jugend auf gewohnt, sich stets als Mann und Frau in allen ihren Spielen zu betrachten, und in Newyork hätte vor vier Jahren, der Knabe Gonzales, ohne rechtzeitige Dazwischenkunft der Diener, einen jungen Yankée mit einem Obstmesser ganz gewiß ermordet, weil derselbe durchaus darauf bestehen wollte, auch einmal den Gemal der jungen Creolin zu spielen.

Dieser Streit der Knaben hatte sogar ein blutiges Duell zwischen Altamira und dem Vater des jungen Yankée herbeigeführt. — Ersterer, statt seinem Söhnchen für das Mordattentat die wohlverdiente Ruthe zu geben, billigte nämlich vielmehr die Handlungsweise des eifersüchtigen Knaben. — Nicht genug, als Altamira von dem Zweikampfe, der für seinen Gegner einen sehr schlimmen Verlauf genommen, heimkehrte, zeigte er Gonzales den noch bluttriefenden Degen mit den Worten: „Ich hoffe, mein Sohn, daß Du in wenigen Jahren selbst im Stande sein wirst, Deine kleine Braut zu vertheidigen, und Jeden, der sie Dir streitig machen will, niederzustoßen.“

Der Knabe ermangelte nicht, diese wenig christliche Lehre seinem Herzen tief einzuprägen. Ueberhaupt versäumte Altamira keine Gelegenheit, um Gonzales, der von Natur aus sehr weichen Gemüthes und voll Gefühl für das geringste Leiden Anderer war, das Vergeben und Vergessen einer widerfahrenen Beleidigung als Feigheit und mit der Ehre eines Mannes von Geburt und Erziehung gänzlich unverträglich darzustellen. — „Wer Dir ein böses Wort gibt, dem erwiderst Du mit einer Maulschelle, und wer die Hand gegen Dich aufhebt, den stichst Du nieder; das ist die Satisfaction, die Edelleute, wie wir, deren Ahnen Vicekönige von Mexiko gewesen, sich und dem Ruhme ihrer Familie schuldig sind.“ — Diese Sentenz predigte Altamira unaufhörlich dem Knaben und Jünglinge Gonzales, in dessen Innerem gegen eine solche Lebenslogik manche Zweifel aufstiegen, denn er besaß einen reinen Sinn für das Wahre, Erhabene und Schöne, und wohl selten hatte ein Knabe so leicht und so gerne die Lehren des

Evangeliums in sich aufgenommen, als er. — Estefania, schon von Kindesbeinen an, in all' und jedem eines Sinnes mit ihrem unzertrennlichen jungen Freunde, adoptirte, natürlich unbewußt, immer mehr und mehr alle seine Neigungen und Anschauungen. Aber auch ihr widerstrebten die dämonischen Lebensgrundsätze Altamira's, und mehr als ein Mal beriethen die lieben Kinder ganz insgeheim mit einander, die Bibel vor sich aufgeschlagen, wie wohl die Worte der Liebe und der Versöhnung, die der Herr Jesu Christ bei so vielen Gelegenheiten gesprochen, und welche den beiden jungen Herzen so klar und verständlich vorkamen, mit der Unfehlbarkeit des Vaters in Einklang gebracht werden könnten. Als wirklich gute Kinder stand ihnen die Autorität der Eltern ebenso hoch als die des Evangeliums, und sie hätten es für eine gar arge Sünde gehalten, zwischen diesen beiden Autoritäten einen Zwiespalt oder eine Unvereinbarlichkeit als möglich vorauszusetzen.

Sie kamen also endlich dahin, mit ihren Gewissen das Compromiß abzuschließen, daß sowohl das Evangelium als auch die Grundsätze von Papa Altamira richtig und mit einander vereinbarlich sein müßten, daß sie aber noch zu jung und unerfahren seien, um das „Wie" zu verstehen. Dieses Verständniß, meinten sie, werde sich wohl mit den Jahren finden, bis dahin hätten sie nur hübsch brav und folgsam zu sein.

Jetzt, wo wir Gonzales und Estefania dem Leser vorführen, waren Beide seit ein paar Monaten von ihren philosophisch-theologischen Betrachtungen, die sie bisher so gerne mit kindlicher Einfalt cultivirten, und welche stets das vorwiegende Thema ihrer Unterhaltungen gebildet, gänzlich abgekommen. Die Poesie der ersten Liebe war über dem Horizonte ihres Lebens aufgegangen; alle gedruckten Bücher blieben von nun an zur Seite, denn sie lasen in dem lebendigen Buche der Natur, welche ihnen plötzlich eine andere schien und für sie auch thatsächlich eine andere geworden war. Alles schien ihnen Bote und Zeuge ihrer Liebe zu sein. Der flüchtige Sänger der Lüfte, dessen buntes Gefieder und herrlicher Gesang den Knaben Gonzales einst nur mit kindischem fröhlichem Behagen erfüllte, zwitscherte jetzt in seinen Ohren ein Loblied auf Estefania, und die Rose, die heute Nacht ihre Knospe entfaltet, rief ihm den seligen Augenblick in das Gedächtniß, wo er der Liebe zu seiner kleinen Braut sich plötzlich bewußt geworden war. Die Sterne am Himmel dünkten ihm zu wenig und zu matt strahlte ihm ihr wun-

dervoller Glanz für das Diadem, mit welchem er die Stirne seiner Geliebten hätte schmücken mögen.

Und Sie? — Das dumpfe Rollen des Donners, das fürchterliche Wüthen tropischer Orkane, der Blitzstrahl, der die grausige Sturmesnacht in grellen Zuckungen erleuchtend, vernichtend hier und da niederfährt, alle diese Schrecken der Natur, die sie einst mit Furcht und Zittern erfüllten, hoben jetzt voll herausfordernden Muthes ihren zarten Busen und ihre Pulse schlugen heftiger in freudiger Erregung, denn sie dachte dann stets an die erste Mannesthat ihres Gonzales. Vor ein paar Monaten war während einer Vorstellung im Stiercircus plötzlich ein heftiges Ungewitter eingetreten und daselbst durch eine Nachlässigkeit der Hüter die ganze Heerde der eingesperrten Kampfstiere aus ihren Stallungen auf einmal ausgebrochen. Sie drohten an einer Stelle in den Raum der zu Tod erschreckten Zuschauer einzudringen. Tausendstimmiges Angstgeschrei ertönte — da sprang Gonzales, der sich mit seinem Vater, mit Malpica und dessen Tochter in einer Loge unweit der Stelle befand, an welcher die wüthenden Rinder bereits mehrere Pfosten und Planken eingerannt hatten, kühn hinab mitten in die Arena, ergriff den Degen und das rothe Mäntelchen, welche einer der feig entflohenen Toreadors liegen gelassen und suchte nun die Stiere von der immer größer werdenden Bresche auf seine eigene Person abzulenken. Wirklich wandten sich die Stiere nach dem kühnen Jünglinge, den alle Welt für verloren gab. Aber rasch wie der Blitz flog Gonzales, von den schnaubenden Stieren verfolgt, voran nach dem Stalle, wo er, Degen und Mantel von sich werfend, behend über die Futterbarren an der Wand hinankletterte und so auf diese Weise gerettet war. Inzwischen hatte man die Stallthüre rasch zugeworfen und verschlossen. Das Lob des muthigen Jünglings schallte lange im Munde der ganzen Stadt wieder. Welch' gräßliches Unglück stand zu erwarten, wenn das Dutzend wüthender Stiere in das Freie ausgebrochen und durch die um diese Stunde so belebten Straßen von Mexiko gerast wäre.

Dürfen wir es also der kleinen Estefania verargen, wenn die Erinnerung an diesen Vorfall, wo Niemand Rath und Hilfe wußte, wo sogar die Stierbändiger von Profession den Kopf verloren hatten, ihr Herz mit Stolz erfüllte.

Zudem war Estefania Mexikanerin, d. h. eine geborne Verehrerin der Stierkämpfe, jenes barbarischen Vergnügens, welches die

Spanier nach Mexiko verpflanzten, wo es noch weit leidenschaftlicher geliebt wird als auf der pyrenäischen Halbinsel.

Im Jahre 1847 versuchte die damalige Regierung der Republik im Congresse die Anregung zu einem allgemeinen Verbote der Stiergefechte (corridas de torros) zu geben, sie stellte vor, „daß weder die Natur noch die Moral ein Vergnügen gut heißen könne, welches in der beständigen Lebensgefahr für einen Menschen, und in der fortdauernden Qual eines armen Thieres bestehe, dessen langsam erfolgender, qualvoller Tod Menschen, die vielleicht bei einer Oper von Bellini oder einer Comödie von Bréton de los Herreros einschlafen würden, mit Freude und Enthusiasmus erfülle". Aber eben so wenig diese Vorstellung, als ein ausdrückliches Gesuch des Ayuntamiento (Gemeindevertretung) von Mexiko bei der Föderal-Regierung auf Abschaffung dieses Schauspieles hatten irgend welchen Erfolg. Im Gegentheile ist 1852 in der Hauptstadt nahe der Vorstadt San Cosme an dem Platze, wo die große Reiterstatue Carl IV. steht, ein zweiter großartiger Circus für die Corridas de torros errichtet worden, wo sonntäglich 10—15.000 Menschen zusammenströmen. Mit diesem Schauspiele hat man in neuerer Zeit zur größeren Anlockung des Publikums noch eine Geldlotterie in Verbindung gebracht.

Eine kurze Beschreibung der Stierkämpfe dürfte hier am Orte sein.

Die Arenen für die Stiergefechte sind durchgehends amphitheatralisch eingerichtet. In der Regel sind sie ohne Obdach, mit Ausnahme der Logen. Der übrige Theil des Raumes wird gegen die Nachmittagssonne mittelst großer Segeltücher geschützt.

Das Gefecht darf vor Erscheinen des Kampfrichters nicht beginnen. Sobald derselbe anlangt, erschallt schmetternde Musik. Die Eröffnung des Schauspieles wird durch den Aufmarsch sämmtlicher bei dem al toro thätigen Personen, nämlich der Picadores, Torreadores und der die Zwischenpausen ausfüllenden Clowns eingeleitet. Nachdem der Umzug dieser handelnden Personen einige Male stattgefunden, tritt eine längere Pause ein. Endlich sprengen einige mit Lanzen bewaffnete Reiter in die Arena und stellen sich dem Eingange gegenüber auf. Plötzlich stürzt der schon im Stalle aufgereizte und plötzlich frei gelassene Stier schnaubend herein. Lautes Aufjauchzen des gesammten Publikums begrüßt ihn. Dieses tausendstimmige Geheul macht das Thier stutzen und schüchtert es zumeist derart ein, daß es durch neue Neckereien der Picadores zum Angriffe wieder angefeuert werden muß.

Nun stürzt das Thier blindlings auf den nächsten Picador; weicht dieser nicht gewandt aus, so liegen er und sein Roß im nächsten Augenblicke am Boden, des Schlimmsten gewärtig. Aber durch eine geschickte rasche Wendung weicht der Picador zur Seite und versetzt dem an ihm vorbeischießenden Stiere einen leichten Lanzenstich. Blitzschnell kehrt sich nun der Stier abermals nach seinem Feinde um; wehe dem Picador, wenn er sich jetzt etwa zu sehr an die Bretterwand drängen läßt. Ein einziger Stoß und die Eingeweide seines armen Pferdes hängen an den Hörnern des gereizten Thieres.

Oft macht ein einziger Stier fünf bis sechs Picadores mehr oder minder kampfunfähig bis er selbst ermüdet und vom Blutverluste erschöpft sich nur mehr mit den Hörnern abweisend vertheidigt, ohne sich weiter von der Stelle zu bewegen. Nun verschwinden die Picadores, deren Platz die Toreadores einnehmen. Diese haben eine noch weit schwierigere Aufgabe als die Picadores. Sie sind zu Fuß, und tragen eine leichte, buntscheckige, phantastische Kleidung. In der Linken halten sie ein rothes Mäntelchen, durch dessen Vorhalten sie den Stier reizen. So oft der Stier einen Ausfall macht, springt der Toreador gewandt zur Seite und wirft dabei den rothen Mantel dem Thiere über den Kopf. Manchmal werden die Toreadores dabei so in die Enge getrieben, daß sie sich durch einen flinken Sprung in den Zuschauerraum retten müssen, in welchem Falle sie aber von Hohnrufen und hämischem Gelächter empfangen werden.

In einem solchen Falle übernimmt dann ein anderer Toreador die Fortsetzung des Kampfes. Schließlich werden dem armen Thiere Schwärmer und Raketen, welche mit Widerhaken versehen sind, auf den Kopf geworfen. Wüthend durchfurcht der Stier mit den Hörnern den Sand aber alle seine Versuche, sich der feurigen Quälgeister zu entledigen, bleiben vergeblich.

Nunmehr tritt der Hauptkämpe, der Matador, auf. Er ist in rothe Seide gekleidet, trägt kurze Beinkleider und hält ein großes Schlachtmesser in der Hand. Ein Stück rothes Scharlachtuch reizt das schaumbedeckte Thier. Es stürzt auf den Matador los, welcher es kühn auf sich ankommen läßt und ihm dann mit dem ganzen Aufwande seiner Geschicklichkeit einen Stoß in das Genick versetzt. Fällt der Stier auf diesen einzigen Stoß leblos zu Boden, so wird der Matador mit lautem Beifallsklatschen begrüßt, muß er aber den Stoß wiederholen, so zischt man ihn unbarmherzig aus.

Nun erscheinen zwei schön geschirrte, mit Bändern aufgeputzte Pferde in der Arena. Der getödtete Stier wird unter dem Gejohle der Zuschauer an die Stränge befestigt und hinausgeschleift. Die Musik beginnt von Neuem; Obst und Backwerk werden feil geboten, man ißt, trinkt und plaudert bis ein Trompetenstoß verkündet, daß sogleich ein zweiter Stier auf dem Schauplatze erscheinen wird.

Nachdem drei bis fünf Stiere auf diese grausame Weise getödtet worden, beginnt das Klettern. In der Mitte der Arena steht eine hohe Kletterstange auf welcher Hüte, Tücher, Jacken, Westen, Sporen u. dgl. aufgesteckt sind. Um diese Preise zu erhaschen werden einige Leperos (die Lazzaroni Mexikos) als Concurrenten zugelassen, wobei es nicht an höchst komischen Scenen fehlt. Zum Schlusse findet die Ziehung der Loose statt. Das ganze Schauspiel nimmt gewöhnlich vier bis sechs Stunden in Anspruch.

An diesen barbarischen Hetzen findet aber nicht blos der Plebs sein Vergnügen, sondern auch die gesammte mexikanische Haute volée beehrt dieselben mit ihrer Gegenwart. Es gehört zum Bon ton, den geschicktesten Kämpen aus den Logen Gold und Silbermünzen zuzuwerfen. Mehrere Präsidenten, wie z. B. Santa-Anna benützten diese Volksleidenschaft für die Stiergefechte als Mittel sich populär zu machen.

Unter diesen Umständen dürfen wir der schönen Estefania es nicht als einen Mangel an Gefühl anrechnen, wenn auch sie diesem Schauspiele zeitweise beiwohnte. Sie empfand zwar dabei stets das innigste Mitleiden mit den gemarterten Thieren, aber sie sah dabei durch die Brille der üblichen nationalen Anschauungsweise, d. h. auch sie hielt diese Quälerei für ein leidiges nothwendiges Uebel, damit die männliche Kraft und Gewandtheit der Stierkämpfer Gelegenheit finden konnte sich auszuzeichnen und dadurch dem Nationalstolze zu schmeicheln. —

Estefania erröthete tief, als Gonzales sie als seine Braut erklärte. Es war heute das erste Mal, daß er vor Zeugen diesen Ausdruck gebraucht hatte.

„So, so!“ lachte Malpica, „also ihr Zwei seid endlich auf die rechte Fährte gelangt. Nun aber Scherz bei Seite, wann gedenkt Don Gonzales in bester Form Rechtens mein lieber Schwiegersohn zu werden? Heraus mit der Sprache.“

„Sobald es mein Herr Vater für gut befindet,“ antwortete der junge Mann rasch und indem er Estefania's zarten Leib umschlang und der verschämt zu Boden blickenden Jungfrau einen heißen Kuß auf

die Stirne drückte, setzte er bei, „und ich wage zu hoffen, daß man nicht so grausam sein wird uns einen allzu langen Termin zu setzen."

„Nun, Freund Malpica," nahm Altamira das Wort, „wie wäre es, wenn wir nach den Ostern des künftigen Jahres das junge Paar zusammen thäten? Ich glaube, daß auch die Señora damit einverstanden sein wird."

Die letzteren Worte waren blos aus Höflichkeit an Estefania's Mutter gerichtet. Diese Dame hatte sich um ihr einziges Kind seit dessen Geburt blutwenig gekümmert, es oft zwei bis drei Jahre gar nicht gesehen, und dessen Erziehung gänzlich dem sein sollenden Herrn Papa überlassen. Señora Pepita war von der Liebe zum männlichen Geschlechte so sehr in Anspruch genommen, daß in ihrem Herzen für Estefania fast gar kein Raum übrig blieb.

Señora Malpica begnügte sich durch eine leichte Bewegung ihres Hauptes kurzweg zuzustimmen.

Gonzales und Estefania, überglücklich ganz wider ihr Erwarten einen so nahen Termin für ihre Heirat gesetzt zu sehen, stammelten einige Worte des Dankes.

Hierauf nahm man am Tische Platz. Das Souper, welches nach mexikanischer Art blos aus gebratenem Fleische, Salat, Bohnen, verschiedenen süßen Schüsseln und Backwerk bestand, wurde eingenommen und hierauf nach den Cigarrendosen gelangt. Auch Señora Pepita und Señorita Estefania dampften wacker mit, wie es die mexikanischen Damen in jeder Gesellschaft zu thun pflegen. Der Sitte oder besser gesagt der Unsitte des Rauchens wird in Mexiko von Männern und Frauen in einem Umfange gehuldigt, wovon wir in Deutschland gar keinen Begriff haben. Begegnen wir auf der Straße einem Bekannten, so dürfen wir ja nicht versäumen ihm eine Cigarre anzubieten. Kaum sind wir in ein Haus getreten um einen Besuch zu machen, so hält man uns schon die Cigarrendose hin. Begeben wir uns in eine Tertulia, wie man die Familiencirkel nennt, so haben wir oft Mühe uns unter den schon Anwesenden zurecht zu finden, denn ein dichter Tabaknebel umhüllt Alle. Kein Geschäft kommt zum Abschlusse ohne eine Cigarre anzuzünden, und einen angebotenen Glimmstengel abzulehnen, wäre in Mexiko ein vollkommen unverzeihlicher Mangel an guter Lebensart. Sogar wenn man einen Ball besucht, muß man sich mit Cigarren versehen um jedem der befreundeten Herren und Damen edle „Puros" präsentiren zu können.

Als es beinahe Mitternacht geworden war, gab Altamira Befehl, daß seine Kutsche sich bereit halte. Unter den sechs Personen hatte die Unterhaltung paarweise stattgefunden. Gonzales und Estefania beschäftigten sich natürlich nur miteinander; Mazzaredo, der seit seiner vorjährigen Liaison mit der Fürstin Lobieski, seiner Stammgeliebten bereits wieder dreimal untreu geworden war, spielte den Cavaliere servente mit aller Hingebung, denn die feierliche Versöhnungsscene hatte erst vorgestern stattgefunden, und die beiden „Brautväter" brachten den Heiratscontract, dessen Hauptpunkte sie schon seit fünfzehn Jahren wohl fünfhundert Mal besprochen und festgestellt hatten, auch heute nicht ins Reine.

Mit schwerem Herzen und als gelte es eine Trennung auf Jahre verabschiedete sich Gonzales von seiner Geliebten, obwohl es bereits heimlich abgemacht war, daß Estefania morgen Früh neun Uhr eine Spazierfahrt nach dem Paseo de la Viga unternehmen und Gonzales sie dort zu Pferde treffen sollte.

Als Altamira und dessen Sohn sich entfernt hatten, begab sich Don Malpica zur Ruhe, Mazzaredo und seine Gemalin im Salon allein zurücklassend. Bei der Tugendhaftigkeit Pepitas, von welcher Malpica so fest überzeugt war, kam ihm nicht der mindeste eifersüchtige Gedanke in den Sinn; er wünschte daher Beiden recht viel Vergnügen zu der Partie „Mariage," welche der alte Hausfreund noch mit Señora Pepita vorhatte.

„Spielt nur nicht wieder gar so lange wie heute Nacht," mahnte der gutmüthige Ehemann, „um vier Uhr werde ich munter und sehe in das Zimmer nebenan; Pepita war noch nicht zu Bette gegangen. — Also adios!"

Mazzaredo und seine Geliebte hatten Mühe das Lachen zu verbeißen. Als Malpica die Thüre hinter sich geschlossen, schlüpften Beide gleichfalls davon, und zwar nach dem ebenerdigen Gastzimmer, welches Mazzaredo stets zur Verfügung stand, falls er wie gestern und heute zu lange bei seinem guten Freunde blieb und nicht in so später Nacht den weiten und gefährlichen Weg von San Cosme bis zur Aduana zurücklegen wollte.

„Meine liebe Pepita," begann Mazzaredo, als man sich in dem gedachten Gastzimmer befand, welches zwei Ausgänge besaß, „mir will diese Heirat unserer Tochter mit dem Laffen Gonzales durchaus nicht behagen; warum, weiß ich selbst nicht; genug, mich beschleicht

die Ahnung, daß aus dieser Verbindung mit Altamira's Sohn uns noch sehr große Unannehmlichkeiten erwachsen werden."

Señora Malpica zuckte gleichgiltig die Achseln, dann sagte sie: „Estefania hat genau dasselbe Alter erreicht, in welchem auch ich mich verheiratete; es ist besser, daß sie ihren eigenen Herd gründet, als hier im Hause zu bleiben, wo ich jetzt anfangen müßte, die Rolle ihrer älteren Schwester zu spielen."

Nach diesen Worten warf Pepita einen coquetten Blick in den Spiegel. Für eine Creolin war sie mit ihren zweiunddreißig Jahren in der That noch sehr gut conservirt.

„Mich will bedünken, daß Du auf Deine eigene Tochter eifersüchtig zu werden beginnst!" lachte Mazzaredo und drückte der Señora Malpica einen Kuß auf den kleinen Mund, dabei ihre etwas üppige Taille umfassend.

„Und warum denn nicht?" erwiderte ruhig Pepita, „Dir kann ich zwar keine üblen Absichten auf Deine eigene Tochter zumuthen, aber wenn Du mich, wie schon so oft, einer Anderen zu Liebe nächstens wieder im Stiche läßt, warum soll ich mich dann nicht revanchiren und dabei genirt eine erwachsene Tochter sehr, wie Du wohl selbst zugeben wirst."

Wie wir sehen, war Señora Pepita eine Dame nach der Mode, die dem ersten Pariser Cercle alle Ehre (!) gemacht haben würde. Mangel an Aufrichtigkeit dürfen wir ihr gleichfalls nicht vorwerfen, und die von ihr einbekannte Nothwendigkeit, permanent Liaisons zu cultiviren, kennzeichnet hinlänglich den Standpunkt, welchen sie der Moralität und namentlich der weiblichen Schamhaftigkeit gegenüber einnahm. Unter diesen Umständen war es für Estefania wirklich ein wahres Glück, daß ihre liebeswüthige Mama sich mit ihrer Erziehung nie im Mindesten befaßt, sondern diese Sorge ausschließlich ihrem Nährvater Malpica überlassen hatte, welcher ein grundehrliches Gemüth genannt werden mußte, wenn er auch als Einfaltspinsel ein seltenes Unicum seiner Art gelten konnte.

Der Herr General kniff über Pepita's Aeußerung etwas die Lippen, aber er hüthete sich zu widersprechen. Statt aller Antwort spielte er den Zärtlichen und kam dadurch nur den unersättlichen Wünschen des gänzlich tugendlosen Weibes entgegen. Liebe zu heucheln war ihm heute doppeltes Gebot. — Morgen Früh mußte er eine sogenannte Ehrenschuld, die vom Pharao herrührte, im Betrage von 1000 Dollars be-

gleichen. Altamira hatte ihm seit einem Monate bereits dreimal in dieser Beziehung ausgeholfen; er konnte ihm füglich nicht wieder kommen. Mazzaredo sah sich daher bestimmt, für dieses Mal Señora Pepita anzuborgen wie er schon öfter mit Erfolg gethan, wenn es die Nothwendigkeit gebot. — — —

Als Altamira und Gonzales zu Hause angekommen waren, ergoß sich Letzterer in tausend Danksagungen gegen seinen guten Vater, der ihm den Besitz der holden Estefania in so nahe Aussicht gestellt hatte, und zwar ganz wider alles Vermuthen, denn Altamira ließ seit dem Augenblicke, wo er gewiß geworden, daß Gonzales' erste Liebe eine ernste sei, sehr häufig die Bemerkung fallen, daß vor drei bis vier Jahren an den Vollzug der Ehe wohl nicht zu denken sei.

Als Gonzales sich endlich von seinem Vater verabschieden wollte, hielt ihn dieser zurück.

„Mein lieber Junge!" begann der „vielseitige Diplomat" und ein großer Ernst spiegelte sich in seinen Zügen, „mein lieber Junge, alle Umstände berechtigen Dich zur Annahme, daß ich, angesichts meiner früheren Kundgebungen, heute Abends so plötzlich nur aus launenhafter Sinnesänderung in Deine recht baldige Verehelichung gewilligt habe. Dieser Gegenstand ist zu wichtig für Dein ganzes Wohl und Wehe, als daß eine Laune hierbei nur vom allermindesten Einflusse sein darf, ja es müßte mich in Deiner Achtung schädigen, wenn ich, der ich in All und Jedem so besonnen vorgehe, gerade in jenem Punkte, der Deine Zukunft so wesentlich berührt, eine ungewohnte Leichtfertigkeit dargethan haben sollte. Was ich Dir jetzt mittheilen will, ist sehr delicater Natur, und ich muß Dich im Voraus bitten, meine Fragen mit Ruhe und Ueberlegung zu beantworten."

Gonzales' Herz zog sich krampfhaft zusammen. Altamira hatte so ernsten, ja feierlichen Tones gesprochen, seine Augen hatten so unheimlich zu lodern begonnen, daß der junge Mann von Furcht und Schrecken befallen wurde; er ahnte, daß seinem Glücke ein schweres Unglück drohen, daß es sich um Estefania handeln müsse.

Altamira schritt einige Male im Zimmer mit verschränkten Armen auf und ab, bevor er vor dem bis in den Mund erblaßten Gonzales stehen blieb und denselben kurz frug:

„Kennst Du Mazzaredo näher?"

„Nein, Vater, aber sein Ruf ist nicht der beste."

„Und er selbst ist noch weit schlechter, als sein Ruf. Ich sage

Dir, Gonzales," rief Altamira und seine Stimme, welche merklich bebte, nahm immer mehr einen furchtbaren, drohenden Ton an, „ich sage Dir, dieser Mensch ist uns Beiden zum Fluch geboren; wehe, dreimal wehe über ihn; verderben wird er Dich und mich und dann selbst zu Grunde gehen. Ja, höre und zittere — auf Dein nahes, junges Glück hat der elende Lüstling es nun abgesehen. — Du siehst mich ungläubig an? — Nun, wohlan denn — öffne Deine vor Liebe blinden Augen und zu Deinem Schrecken wirst die zärtlichen Blicke Du gewahren, mit welchen er Estefania zu verschlingen droht."

„Wie! dieser Geck Mazzaredo sollte mir Estefania berücken können?! Lächerlich, unmöglich! — Sie sind zu schwarzseherisch, lieber Vater."

„Wie beliebt!" entgegnete kurz Altamira, „ich habe Dich gewarnt und dadurch meine Pflicht als Vater erfüllt, das Weitere wird seiner Zeit Dich angehen. Nun aber gute Nacht, mein Sohn!"

Gonzales entfernte sich ganz verdutzt, nachdem er, wie täglich, so auch heute, seinem Vater die Hand vor dem Schlafengehen geküßt.

„Ha! ha!" lachte Altamira mit teuflischer Lust vor sich hin, als er sich allein befand. „Ha! ha! der Wurm der Eifersucht hat Dein Herz angefressen. Ich fürchte sehr, mein liebes Bastardchen, Du wirst diesen Wurm einst nur in Deinem eigenen Blute zu ersticken vermögen."

VI.

Unter der Hand.

Am letzten Februartage des Jahres 1866 trippelte der Erzbischof Labastida gegen die zehnte Abendstunde in höchst unbehaglicher Stimmung in seinem Arbeitscabinete auf und ab.

Er hielt ein Zettelchen Papier in der Hand, auf welchem nur einige wenige Worte geschrieben waren.

„Fatal, höchst fatal!" murmelte der Kirchenfürst mehrmals vor sich hin und die ängstlichen Blicke, welche er zeitweise auf das gedachte Papier warf, ließen errathen, daß dasselbe den Grund seiner Besorgnisse bilde.

„Wer mir jetzt zu rathen, jetzt zu helfen wüßte!“ fuhr der Kirchenfürst in seinem Selbstgespräche fort und die Hände über das stattliche Bäuchlein gekreuzt, blieb er, die Augen an die Zimmerdecke geheftet, nachsinnend stehen, hie und da durch einen Seufzer seine beklommene Brust erleichternd.

Ein reich gallonirter Diener trat ein und meldete Seine Excellenz Don Altamira an.

„Ecce! Deus ex machina!“ rief Labastida hocherfreut und streckte dem Eintretenden beide Hände zum Gruße entgegen. „Wie! schon zurück von Puebla; ich hoffte Sie erst übermorgen zu sehen. Hätte ich gewußt, daß Sie hier in der Hauptstadt sich befinden, ich würde noch heute Nacht in Ihr Palais gesendet haben um Sie zu mir zu bitten.“

Nach diesen Worten geleitete der Erzbischof seinen Besucher zu einem Sopha, auf welchem beide Männer Platz nahmen.

„Erst vor einer halben Stunde bin ich durch die Thore von Mexiko eingefahren,“ begann Altamira sich behaglich eine Cigaritos anzündend, „meine beschleunigte Rückkehr steht mit dem Aviso in Verbindung, welches Sie vor ein paar Stunden erhalten haben müssen.“

„Herr!“ schrie Labastida fast entsetzt, „Herr! sind Sie denn ein Hexenmeister? Unmöglich, daß Sie wissen, welch' unangenehme Botschaft heute Abends mir zugekommen ist.“

„Ich wiederhole Euer Excellenz, daß ich expresse heute Morgens von Puebla aufgebrochen bin um noch rechtzeitig eine große Gefahr von Ihrem Haupte abzuwenden. Nicht wahr, es handelt sich um unsere geheime Correspondenz mit Washington sowie um jene gewisse Neugestaltung der katholischen Verhältnisse Amerika's, welche in die römische Hierarchie eine sehr arge Bresche legen würde.“

Labastida wechselte die Farbe und rückte auf seinem Sitze unruhig hin und her.

„Es ist doch ein köstliches Ding, diese Erfindung des Telegraphen,“ sagte Altamira sich insgeheim an der Seelenpein und Ungeduld seines erhabenen Freundes und Verbündeten weidend, „da lesen Sie selbst diese bereits dechiffrirte Depesche aus dem Cabinete des Kaisers, womit ich eilends hierher berufen wurde, um morgen an einer geheimen Sitzung über jene von mir zuvor erwähnten zwei Punkte beizuwohnen.“

„Ich bin verloren!“ stammelte Labastida, „alle Beweise wider

mich befinden sich also in den Händen der Kaiserin. Von dieser Seite habe ich keine Schonung zu erwarten."

„Sehr richtig gerathen!" fiel Altamira rasch ein, „Sie haben sich aber auch bei der letzten Audienz derart selbstbewußt benommen, als ob Sie bereits der souveräne Pabst Pelagius und nicht der bloße Erzbischof dieses Namens wären, der sich ganz gehorsamst unter die hohen Befehle Seines allergnädigsten Kaisers fügen muß."

„Sich aber nie fügen wird!" rief Labastida vor Zorn erglühend und vom Sopha aufspringend.

„Gemach, gemach, Monsignor!" entgegnete der vielseitige Diplomat und zog seinen so leicht erregbaren geheimen Bundesgenossen wieder an seine Seite nieder, „nun, was gedenken Sie in Ihrer gegenwärtigen kritischen Lage zu thun?"

„Mir bleibt nur offene Empörung oder die Flucht übrig," entgegnete der Erzbischof mit der Resignation der Verzweiflung, „mein Gott, mein Gott, welchen Scandal wird es in Rom absetzen, wenn meine unglückseligen Briefe an den Bischof von Guatemala in die Hände des heiligen Vaters gerathen. Daß ich Ihnen auch folgen mußte! Jetzt sitze ich in der Patsche und Sie, Sie lachen noch dazu?"

„Und Sie werden mit mir lachen," entgegnete Altamira mit Bestimmtheit, „ja lachen, wenn sich die gewissen Anderen über das Fehlschlagen ihres Planes ärgern. Hören Sie mich ruhig an. In Ayotla kam mir bereits mein guter Freund, der Conte Pedrazzo, den der Kaiser aus Europa mitgebracht, entgegen. Ich bin also, bevor ich noch einen Fuß in das Cabinet seiner Majestät setze, von Allem, was zu wissen Noth thut, unter der Hand genau unterrichtet. Das Wichtigste ist, daß meine eigene Person von allem Verdachte rein blieb. Alle Anklagen fallen einzig und allein auf Sie, Monsignor. Man scheut sich aber hier in Mexiko, wo man zur Stunde ohnehin mit tausenderlei Schwierigkeiten zu kämpfen hat, einen neuen Eclat mit dem Clerus herbeizuführen, indem man Sie, dessen Oberhaupt, wegen Ihres Briefwechsels mit Washington feierlich in Anklagestand versetzt. Man will die Sache seiner anfassen und sich auf Umwegen, so ganz unter der Hand an Ihnen für Ihre Bemühungen wider das Kaiserreich rächen. Baron d'Huart, Attaché des belgischen General Fourty, welcher vorgestern als außerordentlicher Gesandter die Thronbesteigung König Leopold II. bei Hof notificirte und schon dieser Tage nach Europa zurückkehren wird, ist von der Kaiserin ausersehen, die gesammte aufge-

fangene Correspondenz von Euerer Excellenz mit Washington und Guatemala persönlich im Vatican zu überreichen. Wie Sie ohnehin wissen, kennt die Kaiserin den Baron d'Huart schon von Kindesbeinen an und setzt in ihn das allergrößte Vertrauen. D'Huart wird auch gewiß dieses Vertrauen rechtfertigen; er zeichnete sich schon in seinen Knabenjahren als enthusiastischer Verehrer der Prinzessin Charlotte aus und seine Ansichten und Gefühle haben sich seitdem in diesem Punkte nicht geändert."

„Wäre es vielleicht nicht möglich vom Baron d'Huart wenigstens die paar Briefe nach Guatemala, die mich am empfindlichsten compromittiren, zurückzuerhalten? So viel ich erfuhr ist die Familie d'Huart nicht reich; eine halbe Million Francs wäre für den armen Attaché ein ganz standesgemäßes Vermögen. He? Wenn man bei ihm anpochen würde. Was meinen Sie, Freund Altamira?"

Labastida hielt erwartungsvoll inne. So geizig er sonst war, hätte er angesichts des ihm bevorstehenden großen Scandals, den er mit Recht befürchtete, die gedachte bedeutende Summe mit tausend Freuden zur Stunde aufgezählt, um wenigstens jene zwei Briefe, welche unwiderlegbare Beweise für seine hochfahrenden Pläne in kirchlichen Dingen, sowie über seine Umtriebe wider die Regierung des Kaisers Max enthielten, wieder in seine Hände zu bekommen.

Altamira verneinte entschieden mit dem Kopfe.

„Und wenn Sie die Schatzkammer der Kirche von Puebla bis auf den Grund leeren, werden Sie d'Huart nicht bestechen," erwiderte er sehr bestimmten Tones, „ich sehe, daß die Angst Sie vollkommen rathlos gemacht hat; wohlan denn — ich werde die Sache nach meiner Art unter der Hand arrangiren."

Beide Herren zischelten dann über eine Stunde höchst geheimnißvoll miteinander. Labastida beruhigte sich immer mehr, je länger der vielseitige Diplomat sprach. Endlich lächelte er sogar vergnügt vor sich hin und sein Gesicht strahlte beinahe vor Heiterkeit, als er dem bewährten Freunde in der Noth, die Hand zum Abschiede reichte.

„Also es bleibt dabei — bis zu meiner abermaligen Rückkehr in die Hauptstadt, sehen wir uns nicht wieder," sagte Altamira, „wenn möglich reise ich schon übermorgen Früh in die Cumbresgebirge, wo es mir nicht schwer fallen wird, die erforderlichen Leute zu finden; ich garantire den Erfolg und nun buenas noches, Excelencia!"

„Aber nur Alles hübsch unter der Hand!" rief Labastida, sich vor Lachen schüttelnd, noch seinem guten Freunde nach.

Der Schwerpunkt der mexikanischen Frage lag in dem Zeitpunkte, in welchem dieses Capitel handelt, in der Räumung des Landes von den französischen Truppen. Seit die sklavenhaltenden Südstaaten von der Union besiegt worden waren, drang das Cabinet von Washington immer kategorischer auf die Beendigung der französischen Intervention in Mexiko.

Noch im April 1864 hatte Herr Drouyn de Lhuys, der französische Minister des Aeußeren, ganz spöttisch Herrn Dayton, den amerikanischen Gesandten in Paris, gefragt: „Nun, bringen Sie uns den Frieden oder den Krieg?“ — Zu jener Zeit hatten die Rebellenheere die Oberhand und für die Unionisten wäre es Selbstmord gewesen die Südstaaten der offenen Allianz mit Frankreich, welcher jene von England auf dem Fuße nachgefolgt wäre, in die Arme zu führen. Das Cabinet von Washington mußte daher von Seite der Tuilerien den Hochmuth und die Insulte, welche in der oben citirten Frage Drouyn de Lhuys lagen, damals geduldig einstecken. Aber die Reihe der Demüthigungen kam gar bald an Frankreich.

Das Staatsdepartement von Washington übergab am 6. December 1865 eine energische Note dem französischen Gesandten, Marquis von Montholon, worin die Räumung Mexiko's von den Franzosen ganz kategorisch gefordert wurde. In den Tuilerien hatte man nichts Eiligeres zu thun, als zu erwidern: „daß die französische Regierung bereit sei, die Rückberufung der Truppen aus Mexiko thunlichst zu beschleunigen.“

Mit diesem ersten und so leichten Siege über seinen bisher so hochfahrenden Gegner nicht zufrieden, forderte der Präsident Johnson in einer zweiten dringenden diplomatischen Note vom 12. Februar die genaue Festsetzung eines Datums, bis zu welchem Mexiko von den Franzosen geräumt sein würde.

Einige Stellen aus dieser volle 15 Seiten langen Note sind von zu großem historischen Werthe um selbe mit Stillschweigen übergehen zu können, denn sie beweisen, daß das Kaiserthum schon im Februar 1866 von Seite Frankreichs völlig aufgegeben worden war.

„Ich habe,“ heißt es in jener Note vom 12. Februar 1866 an Herrn Montholon, „die Ehre gehabt, am 6. December Ihnen, zur Information des Kaisers eine Mittheilung über die mexikanischen Angelegenheiten, betreff der Anwesenheit der französischen Occupation jenes Landes, zu übersenden.

„Herr Drouyn de Lhuys versichert mir, die französische Regierung sei geneigt, die Abberufung ihrer Truppen aus Mexiko so sehr als möglich zu beschleunigen.

„Ich muß indeß dabei beharren, daß die von einer gewissen Classe von Mexikanern zum Sturz der republikanischen Regierung und Errichtung eines Kaiserthrones unter französischem Einflusse angewandten Mittel in den Augen der vereinigten Staaten als gegen den Willen und die Meinung des mexikanischen Volkes in Ausführung gebracht, betrachtet werden müssen.

„Die Union erkennt also in Mexiko nur die einstige Republik an und wird dieselbe fernerhin anerkennen und sie kann in keinem Falle einwilligen, direct oder indirect in Verbindung mit dem Prinzen Maximilian in Mexiko zu treten und diesen Prinzen anzuerkennen.

„Wir bleiben bei unserer Behauptung stehen, daß der Krieg um den es sich handelt, ein politischer Krieg zwischen Frankreich und der Republik Mexiko ist.

„Wir nehmen an, daß der Kaiser die Verwendung seiner Truppen in Mexiko sofort einstellen, sie nach Frankreich zurückberufen und, ohne irgend eine Stipulation oder Bedingung von unserer Seite, treu an dem Principe der Nichtintervention festhalten wird.

„Diesen Erklärungen füge ich noch hinzu, daß Frankreich die versprochene Abberufung seiner Truppen aus Mexiko keinen Augenblick verzögern darf.

„Wir werden uns höchlich freuen, wenn der Kaiser uns definitiv die Zeit angibt, in welcher die militärischen Operationen Frankreichs in Mexiko enden werden."

Eine solche rückhaltslose, befehlende Sprache würde Napoleon drei Jahre zuvor einfach durch eine Kriegserklärung beantwortet haben, so aber erinnerte man sich rechtzeitig des Sprichwortes, daß der Klügere nachgibt, welche Nachgiebigkeit nunmehr nichts anderes bedeutete, als das Aufgeben des selbstgeschaffenen Kaiserthumes.

Dem französischen Diplomaten Baron Sailard fiel das wenig dankenswerthe Los zu, dem Kaiser Max in möglichst schonender Form diese leidige Thatsache mitzutheilen. Der Entschluß hiezu war in Paris auf das erste Aviso, welches Montholon durch das Kabel nach Europa sendete, bereits gefaßt, denn bevor noch der schriftliche Bericht des gedachten Gesandten anlangen konnte, nämlich, bereits am

16. Februar 1866 schrieb Drouyn de Lhuys Folgendes an Herrn Dano, französischen Gesandten in Mexiko:

„Seine Majestät wünscht, die Räumung möge gegen den nächsten Herbst beginnen und sobald als möglich beendigt sein. Sie wollen sich also mit dem Herrn Marschall Bazaine verständigen um den Termin, im Einverständnisse mit dem Kaiser Maximilian, zu bestimmen.

„Ich kann hier die verschiedenen Rücksichten nicht auseinandersetzen, welche man bei der Leitung dieser Operation ins Auge zu fassen haben wird; die rein militärischen und technischen gehören zum Ressort des Herrn Marschall, die anderen mehr politischen sind Ihren gemeinschaftlichen Berathungen unterworfen.

„Wenn diese Punkte geordnet und die französischen Interessen gesichert sind, wird die Regierung des Kaisers nicht minder fortfahren, in wirksamer Weise die Sympathien zu bethätigen, welche Seine Majestät für die Person des Souveräns von Mexiko und für die hochherzige Aufgabe empfindet, der er sich gewidmet hat. Sie werden gefälligst im Namen Sr. Majestät dem Kaiser Maximilian diese Versicherung überbringen."

Die Mission des Baron Saillard scheiterte jedoch vollkommen. Kaiser Max bestand mit Fug und Recht auf der Einhaltung des Vertrages von Miramar, in welchem Napoleon das feierliche Versprechen geleistet hatte, für den von ihm errichteten Thron zu jeder Zeit nöthigenfalls mit der ganzen Macht Frankreichs einzutreten.

Um das Unglück voll zu machen, befand sich die mexikanische Regierung zu jener Zeit in einer äußerst großen Geldklemme. Die Staatscassen waren völlig leer und die einheimischen Truppen desertirten haufenweise unter dem Rufe: „Wo kein Geld, kein Kaiser!"

Im eigenen Interesse mußte Bazaine die Auflösung der kaiserlich-mexikanischen Armee verhindern, da die französischen Truppen allein viel zu schwach gewesen wären ohne enorme Verluste sich zu sammeln und die Küste zu gewinnen. Der Marschall beauftragte daher den französischen Generalzahlmeister, einen Vorschuß von 5 Millionen Francs an die kaiserlich-mexikanische Regierung zu verabfolgen, damit selbe ihre Truppen weiter erhalten könne. Für diese Verfügung erhielt Bazaine von Paris — einen Verweis und die strikte Weisung, der mexikanischen Regierung keine Vorschüsse mehr zu ertheilen! — Woher sollte aber diese überhaupt Geld bekommen, da die Franzosen alle Zollcassen für

sich mit Beschlag belegt hatten und auch die sonstigen Staatscassen ihre Anweisungen und Bons mit Vorzug honoriren mußten.

Kehren wir nun zu Herrn Labastida zurück.

„Ein Schlaukopf sondergleichen," sagte er, sich bei seinem Schreibtische niederlassend und die Concepte mehrerer Briefe aus einem geheimen Fache hervorholend, „Altamira wird einen prächtigen Präsidenten nach unserem Geschmacke abgeben; um seiner Zeit eine Transaction mit den wilden Demokraten anzubahnen, um selbe zu beschwichtigen und zu ködern ist er ganz der rechte Mann. Vor Allem müssen aber die Herren Franzosen aus dem Lande; dann steht der Kaiser allein und hilflos da, dann wollen wir einen letzten Versuch mit ihm machen; fügt er sich in alle unsere Bedingungen, eh bien, so wollen wir ihm ein paar Millionen Piaster in Gottesnamen geben, wenn nicht, überlassen wir ihn gänzlich seinem Schicksale oder besser wir liefern ihn kurzweg den Juaristen aus, natürlich unter Bedingungen. Omnia ad majorem Dei gloriam (Alles zur größeren Ehre Gottes). In dieser Hinsicht liegt mir auch gar nichts daran, wenn unsere Correspondenz, die wir mit dem Washingtoner-Cabinete unterhielten, um den Abmarsch der Franzosen zu beschleunigen, im Vatican bekannt werden sollte; aber jene anderen zwei Briefe an meinen Freund, den Bischof von Guatemala, worin wir jene gewisse Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse des katholischen Amerika besprochen, könnten mir äußerst gefährlich werden. Ich hoffe aber auf Altamira's Klugheit und Kühnheit; wenn er mir nicht unter der Hand hilft, habe ich, ehe drei Monate vergehen, hier die Jesuiten auf dem Halse und dann — adios schöne Welt. Ohne Papst zu werden, würde ich gewiß gar bald ein Nachfolger Clemens XIV. sein. — Puh! Es ist ein häßliches Ding um diese aqua toffana!"

Nachdem Labastida eine Weile nachgedacht, legte er einen Bogen Briefpapier zurecht.

„Für alle Fälle," sprach er weiter, „ist es gut, dem Pater Fischer zu schreiben. Der Mann hat ein großes, persönliches Interesse daran, daß meine Pläne nicht in's Wasser fallen. Im schlimmsten Falle kann er bei Cardinal Antonelli meinen Anwalt spielen. Vor Allem will ich ihn mit der gegenwärtigen Finanznoth des Kaisers Max umständlich bekannt machen. Dies wird in Rom jeden Gedanken an Nachgiebigkeit ferne halten."

Pater Fischer war um jene Zeit von Kaiser Max nach Rom

gesendet worden, um die Angelegenheiten der Commission, welche zur Erzielung eines Concordates bereits über ein Jahr vergebens in Europa weilte, endlich in Fluß zu bringen. — Im Spätherbste 1865 hatte in Parras ein gewisser Sanchez Navarro den Pater Fischer dem Kaiser vorgestellt. — Durch die seltene Intelligenz dieses Mannes bestochen, ließ sich der Kaiser Maximilian verleiten, ihn nach Mexiko zu berufen. Pater Fischer hatte die Kühnheit, den Abschluß des so sehnlich gewünschten Concordates in sichere Aussicht zu stellen, falls er mit unbeschränkten Vollmachten ausgerüstet, nach Rom gesendet würde. — Und so geschah es auch — leider. — Wir werden Pater Fischer einige Monate später wieder in Orizaba in einer für Kaiser Max sehr unheilvollen Stunde wieder treffen.

Vor Allem müssen wir, um dem Leser einen tiefen Einblick in die unglaubliche Finanznoth des jungen Kaiserreiches zu verschaffen, einen Brief, welchen der Finanzminister Lacunza um jene Zeit an den Marschall Bazaine als einen ergreifenden Nothschrei richtete, vollinhaltlich wiedergeben. Dieses Actenstück bietet zugleich eine Menge interessanter Enthüllungen über die Politik des französischen Cabinetes, dessen Worte und Handlungen in der mexikanischen Angelegenheit immer mehr auseinander gingen.

„Ich habe," beginnt Lacunza, „gestern die Ehre gehabt, Ihnen meinen Besuch zu machen, und Sie wissen, daß der Hauptzweck desselben darin bestand, Euer Excellenz die unabweisliche Nothwendigkeit vorzulegen, der mexikanischen Staatscasse fernerhin Vorschüsse, wie in den letzten Monaten, zu machen. Heute wiederhole ich Euer Excellenz meine dringendsten Vorstellungen in dieser Sache, wiederhole Ihnen aber auch, in welchen Umständen wir uns befinden, und welche Folgen wir zu erwarten haben, wenn wir nicht bald aus denselben herauskommen.

„Da mir erst seit einigen Tagen die Verwaltung der Finanzen übertragen worden ist, so kann ich die Dinge nennen, wie sie sind, weil ich keine Verantwortlichkeit dafür trage; auch sind dieselben nichts Neues für Euer Excellenz, denn Sie kennen dieselben genau, und die offene Darlegung derselben wird sie zu dem Ausrufe veranlassen: „Der Mann sagt die Wahrheit."

„Die militärische Lage in finanzieller Beziehung ist Euer Excellenz genau bekannt. Im Norden erhält sich die Division Mejia nothdürftig durch Benutzung der schwachen Hilfsmittel der Oertlichkeit, wo

sie sich befindet, in dem sie fast Zwangsanleihen macht und überdies von Veracruz ansehnliche Summen bezieht. Den Truppen, welche Quiroga ebenfalls im Norden commandirt, fehlt es in der That an Lebensmitteln, und der Commandant sieht sich genöthigt, nicht allein Steuern auf ein ganzes Jahr im Voraus zu erheben, sondern noch Anleihen zu machen, und die dort wohnenden Bürger in die Nothwendigkeit zu versetzen, auszuwandern, um nicht Opfer der Bedrückungen zu werden.

„Im Süden können die Truppen Franco's Oaxaca nicht verlassen, um den sie bedrohenden Feinden entgegenzugehen, weil der tägliche Sold der Soldaten nicht gesichert ist, und weil es an Futter für die Pferde fehlt.

„Im Centrum des Reiches hat aus ähnlichen Gründen Florentin Lopez*) viele Tage verloren, ehe er aus San-Luis rücken konnte.

„Die österreichisch-belgischen Truppen haben fast eine halbe Million Piaster Schulden, und ehe Euer Excellenz sie aus der französischen Casse bezahlen läßt, werden sie den letzten Centavo ausgegeben und alle ihre Mundvorräthe verbraucht haben.

„Ich brauche die traurige Schilderung unserer Noth vom militärischen Gesichtspunkt aus nicht weiter fortzusetzen; Euer Excellenz kennen dieselbe, und Ihnen sogar, als Sie verlangten, daß man gewissen Corps der mexikanischen Truppen Geld sende, mußte man antworten: man habe keines.

„Wie steht es in der Hauptstaatscasse Mexiko's? Es befinden sich darin verschiedene auf selbe gezogene Tratten, die sich auf etwa 300.000 Piaster belaufen, aber nicht bezahlt worden sind und auch keine Aussicht haben, bezahlt zu werden; ferner dringende Forderungen, die man nicht befriedigen kann, abgesehen davon, daß man den Truppen in der Hauptstadt fast zwei Monate keinen Sold bezahlt hat.

„Nach den Instructionen, die Sie erhalten haben, sollen Sie Mexiko keine Vorschüsse mehr zahlen; aber diese Instructionen stehen im directen Widerspruche mit den freundschaftlichen Absichten und selbst mit der Politik des Kaisers.

„Ist diese Lage zu ändern? Ganz gewiß, und das sage ich nicht allein, das hat selbst Herr Langlais gesagt, der das ganze Vertrauen Frankreichs besaß und dasselbe sicherlich auch verdiente.

*) Nicht zu verwechseln mit dem Verräther Lopez. — Florentin Lopez starb in Matehuala.

„Wodurch ist eine Aenderung herbeizuführen? Durch ein neues Finanzsystem, durch welches die Ausgaben verringert, die Einnahmen aber vermehrt werden. Das System ist im Entwurfe festgestellt, fast ausgearbeitet und zum Theil ausgeführt.

„Alle Ausgaben sind auf das niedrigste Maß herabgesetzt, voran die Civilliste des Kaisers. Seine Majestät begnügt sich mit einem Drittel der Civilliste, welche vor fast einem halben Jahrhundert dem Kaiser Iturbide ausgesetzt war*). — Man arbeitet, wie Euer Excellenz bekannt, an der neuen Anordnung der Staatseinnahmen, von welcher man eine große Steigung derselben erwartet, und bereitet neue Abgaben vor, von denen ein Theil bereits erhoben wird, z. B. in den Seezöllen.

„Freilich kann der Mensch den Gang der Zeit weder aufhalten noch beschleunigen, und das eben ist das Element jeden Fortschrittes und jeder Besserung. Die neuen Pläne, die, wie ich hoffe, unsere Erwartungen nicht täuschen werden, müssen eine gewisse Zeit durchgeführt sein, wenn sie ihre Wirksamkeit äußern sollen.

„In der Uebergangsperiode muß man auf etwas rechnen können, und da man noch keine neuen Hilfsquellen haben kann, muß Frankreich uns mit denselben nothwendig zur Hand gehen. Diese Wahrheit erkannte Herr Langlais an und handelte darnach.

„Nach seinem vielbeklagten Tode wurden die materiellen Unterstützungen einen Augenblick unterbrochen, und die Regierung mußte sich Vorschriften von den Capitalisten machen lassen, an die sie sich wendete. — Euer Excellenz ist bekannt, was geschah: die nach allen Seiten verderblichen Geschäfte, wie man sie unter dem Drucke der Noth machen mußte, gaben der Regierung Mittel, welche acht Tage ausdauerten, sie aber auf eine weit längere Zeit discreditirten, weil sie sich genöthigt sah, zur Auszahlung einen Theil der Gelder zu verwenden, durch die man die im Auslande gemachten Anleihen bezahlen sollte.

„Das ist die Folge davon, daß die französische Unterstützung vor der bestimmten Zeit zurückgezogen wurde.

„Noch einige Worte über diese Folgen. Der Umstand, daß ein großer Theil der Mexikaner die französische Intervention wie das Kaiserthum angenommen hat, und dasselbe gut unterstützt, trotz der republikanischen Principien, in denen er aufgezogen ist, gibt, wie Euer Excellenz zugestehen werden, ein mächtiges Argument;

*) Lacunza unterließ hier anzuführen, daß die Kaiserin Charlotte seit Februar 1866 keinen Deut mehr aus der mexikanischen Staatscasse bezog.

denn an die Idee der Intervention und des Kaiserthums knüpft sich die der Ehrlichkeit, der Ordnung, der Treue der Regierung, und folglich auch die der Unabhängigkeit der romanischen Race der neuen Welt. So wenigstens wurde der große Gedanke des Kaiser Napoleon hier verstanden.

„Bis zum heutigen Tage haben das Kaiserthum und die Intervention eine befriedigende Rolle gespielt. Der Mangel an Ordnung in dem Finanzdepartement (mit dem wir uns für den Augenblick beschäftigen) war verschwunden, die Zahlungen erfolgten pünktlich, die Einkünfte waren nicht mehr den Wucherspeculationen ausgesetzt, und die Anleihen in Europa hatten eine regelrechte Form. Wenn nach Erschöpfung der durch diese Anleihen gelieferten Hilfsmittel der Kaiser die Ausgaben nicht mehr zahlen kann, und der Weg der früheren Unordnung von Neuem betreten werden muß, so wird alles Gute, welches das neue System geschaffen hat, werden alle darauf gebauten Hoffnungen problematisch. — Das Resultat wird schließlich erreicht werden, aber die Opfer und die neuen Ausgaben, die es erfordert, werden sich so verlängern und vermehren, wie es Niemand jetzt vorhersehen kann.

„Es stehen Euer Excellenz nur zwei Wege offen: Entweder Sie legen dem französischen Staatsschatze eine leichte Belastung auf, um ein von dem Kaiser Napoleon an sich großartig angelegtes und nützliches Werk zu Ende zu führen, oder Sie unterlassen es, und nöthigen den genannten Staatsschatz zu weit größeren Ausgaben und Opfern.

„Aufgegeben kann das begonnene Unternehmen nicht werden. Werden Euer Excellenz dasselbe mit wenigen Kosten durchführen? Oder wollen Sie Ihrer Regierung die Aufgabe überlassen, es mit unermeßlichen Opfern zu Ende zu führen?

„Das ist die Lage, Herr Marschall, die Euer Excellenz vorlegt, Ihr aufrichtiger und wohlgeneigter Freund

J. M. A. von Lacunza."

Der Erzbischof, von allen diesen Finanzcalamitäten schon längst und genauestens unterrichtet, ermangelte nicht, in seinem Schreiben an Pater Fischer die Hoffnungen anzudeuten, welche der Clerus auf die Geldnoth des von Frankreich so schnöde im Stiche gelassenen Kaiserreiches setzen durfte. — Labastida's Rathschläge gingen folgerichtig schließlich dahin, die Abschließung eines Concordates aus allen Kräften zu hintertreiben und sobald die Resultatlosigkeit der mexikanischen Com-

mission vollends sichergestellt wäre, unverzüglich nach Mexiko zurückzukehren.

Vier Tage nach der von uns geschilderten Zusammenkunft Labástida's mit Altamira verbreitete sich plötzlich in der Hauptstadt das Gerücht, es sei von Veracruz eine telegraphische Depesche des Inhaltes angelangt, daß die belgische Gesandtschaft, welche am 3. März 1866 von Mexiko zur Heimkehr aufgebrochen war, Tags darauf bei Riofrio von einer Guerillabande überfallen wurde und bei dieser Gelegenheit der Baron d'Huart nach einer verzweifelten Gegenwehr gefallen sei.

Am 6. März traf die Bestätigung dieser Trauerkunde sammt dem Leichname des unglücklichen jungen Mannes in der Hauptstadt ein, wo er einbalsamirt und bis zur weiteren Verfügung seiner Familie in der Kirche San Geronimo feierlich beigesetzt wurde. Der Kaiser und die Kaiserin wohnten incognito dieser Ceremonie in größter Betrübniß bei. — Der Ueberfall, dessen Opfer der hoffnungsvolle d'Huart geworden, hatte es offenbar nur blos zum Vorwande auf die Habseligkeiten der Reisenden abgesehen, denn von Werthsachen wurde fast nichts enttragen, dafür ließen aber die Räuber den Reisenden kein einziges Stückchen Papier, dessen sie nur immer habhaft werden konnten. —

Baron d'Huart war gleich nach den ersten Schüssen, welche die Diligence, worin sich die gesammte Gesandtschaft befand, zum Halten gezwungen, aus dem halb umgestürzten Wagen gesprungen. — Seine Reisebegleiter folgten seinem Beispiele, aber bald sahen sich Alle von der Uebermacht bewältigt und wehrlos gemacht.

Ein eleganter Reiter, der eine Sammtmaske vor dem Gesichte trug und überdies seinen Sombrero tief in das Gesicht gedrückt hatte, musterte rasch die Gefangenen.

„Der ist's," flüsterte dieser Mann, auf Baron d'Huart deutend, einem wild aussehenden Kerl zu, der ihm zur Seite stand und ein langes Reiterpistol in der Hand hielt.

Der Baron riß mit einer verzweifelten Anstrengung seine Arme los, als man Miene machte, ihm ein kleines Packet, das er auf der Brust in einem Leinwandsäckchen trug, wegzunehmen. Der Mann, der ihn berühren gewollt, taumelte aus Mund und Nase blutend zu Boden.

Da schlug der Bandit, welcher an der Seite des vornehmen Reiters stand, seine Pistole an. — Baron d'Huart, tödtlich getroffen, sank mit einem gellenden Aufschrei zu Boden. Sein Blut färbte

das Päckchen, welches er mit seinem Leben vertheidigt. Wenige Secunden später gab der wackere junge Mann in den Armen seines Dieners seinen Geist auf.

In wilder Flucht jagten wenige Minuten darauf die Guerilla's davon, denn eine Abtheilung österreichischer Freiwilliger kam zufällig des Weges.

Achtundvierzig Stunden später stattete Altamira seinem Freunde Labastida wieder einmal einen Besuch ab. Gleich nach dem Eintritte legte er auf den Tisch des Erzbischofs mehrere Briefe, welche offenbar von einer Kugel durchlöchert waren und hie und da dunkelrothe Flecken aufwiesen, welche sich sehr klebrig anfühlten.

„Was ist das?" rief Labastida mit bebender Stimme und durchflog hastig die Papiere. „Meine Briefe? bei Gott, es fehlt kein einziger aber — werden daraus keine Unannehmlichkeiten erfolgen? Ich wußte von nichts, ich weiß von nichts, ich will von nichts wissen." —

„Darüber," entgegnete Altamira trocken und zündete sich eine Cigarre an, „darüber bin ich ganz unbesorgt — es ist Alles so recht hübsch unter der Hand vor sich gegangen." —

VII.

Erklärungen.

In den ersten Tagen des Monats April 1866, also ungefähr einen Monat nach den von uns zuletzt erzählten Ereignissen, hielt eine große mit acht prächtigen Maulthieren bespannte Reisekutsche vor der Villa in San Cosme, welche bis Ende Juni 1864 die Fürstin Lobieski bewohnt hatte.

Ein Oberst, ein Oberlieutenant und ein Sergeant, alle drei in der Uniform der kaiserlich mexikanischen Nationalarmee, stiegen aus dem schwerfälligen, aber mit Rücksicht auf die miserablen Wege des Landes sehr massiv und zweckmäßig gebauten Wagen, während ein Diener in orientalischer Tracht, welcher neben dem Kutscher gesessen, unverzüglich daran ging, die schweren Koffer und Felleisen zum Abpacken bereit zu machen.

Die Ankömmlinge mochten bereits erwartet worden sein, denn

kaum hatte der Sergeant auf eine gewisse Art mit dem Thürhammer gepocht, als auch schon einige Leute eilfertig aus der Villa stürzten und ohne eine weitere Weisung abzuwarten, dem fremdländischen Diener auf dem Wagen behilflich waren, das Gepäcke herab und in das Innere des Hauses zu schaffen.

Die beiden Offiziere, diese Arbeit getrost der Leitung des Sergeanten überlassend, begaben sich ohne Aufenthalt direct nach den Gemächern im ersten und einzigen Stockwerke.

Eine mit einfacher Eleganz gekleidete Dame flog dem Obersten bereits im Corridor entgegen.

„Nicht doch!“ sagte sie sanft abwehrend, als der galante Stabsoffizier mit Ehrerbietung ihre wunderschön geformte, zarte Hand küssen wollte, „ich ziehe die mexikanische Sitte Eurem steifen europäischen Ceremoniele vor.“

Ohne viele Umstände gab sie, dem Worte die That folgen lassend, dem stattlichen Manne den Abrazo, jene theatralische Umarmung, welche wir bereits einmal beschrieben haben.

Der Oberst, der schon so oft kaltblütig dem Tod ins Auge gesehen, zitterte wie Espenlaub, als ob er noch ein flaumbärtiger unerfahrener Jüngling gewesen und zu weiland Josef von Egypten in die Schule gegangen wäre. — Aber er ermannte sich sogleich und mit einer Wärme und Inbrunst, welche dem rein conventionellen mexikanischen Abrazo vollkommen fremd zu sein pflegt, drückte er die Dame, deren Schönheit noch von merkwürdiger Frische war, obwohl sie bereits fünfunddreißig Jahre zählen mochte, an sein laut pochendes Herz.

Verwirrt und tieferröthend wand sich jetzt die Dame rasch aus seinen Armen und zwar nicht ohne Mühe, denn der Herr Oberst hielt sie beinahe krampfhaft an sich gepreßt.

Der laute, stürmische Jubel eines herrlichen Knaben, der aus dem Seitengemache einhersprang und dem Obersten um den Hals fiel, befreite die Dame aus ihrer maßlosen Verlegenheit.

Der Oberlieutenant, welcher abseits gestanden und stummer Zeuge der eben geschilderten Scene war, bot mit der Artigkeit eines vollendeten Gentleman der Dame den Arm, um selbe vom Corridor, wo man sich noch befand, in die nahen Gemächer zu geleiten.

Mechanisch nahm die Dame diesen Dienst an. Der Oberst, an dessen Halse der schier toll gewordene Knabe noch immer hing, folgte unmittelbar nach. Thränen der Freude und Rührung perlten über seine

gebräunten Wangen und ein Blick tiefinniger Dankbarkeit, den er nach Oben sendete, gab beredtes Zeugniß von der Seligkeit und Wonne seines Herzens.

„Ja hier war es," murmelte der Oberst, plötzlich düster werdend, vor sich hin, als man in jenen Salon nach dem Garten gelangte, wo einst Isabella in ihrem Rendezvous mit Mazzaredo überrascht worden war und der Baron von Schwarzenfels in banger, trüber Stimmung den Tod der schönen, aber unbußfertigen Sünderin in Gesellschaft seines getreuen Stanglhuber erwartet hatte.

Der Oberlieutenant, welcher bereits seine Dame zum Sopha geleitet hatte, trat auf den Obersten zu, legte sanft seine sonst so gewichtige Hand auf dessen Schulter, und flüsterte:

„Fassen, beherrschen Sie sich, Herr Oberst; hinweg mit allen jenen unseligen Erinnerungen; vergällen Sie sich nicht selbst diesen herrlichen, vielverheißenden Abend — sehen Sie nur, wie bange die edle Zoraïde bereits nach uns blickt und auch der arme Knabe ist auf einmal ganz eingeschüchtert durch die finsteren Zornesblitze, welche aus Ihren Augen sprühen."

„Hast Recht, mein lieber, guter Franz," erwiderte der Oberst, seine ganze Energie zusammenraffend, um den Dämon, der einen Augenblick in seinem Herzen alle Furien des Hasses und der Verachtung losgelassen, mannhaft niederzukämpfen.

Er schritt auf die Dame des Hauses zu und ließ sich auf einen Fauteuil knapp neben ihr nieder. Dann ergriff er die zarte weiße Hand, welche wie zufällig auf der Seitenlehne seines Stuhles ruhte.

„Wie befindet sich unsere arme Kranke?" begann er nach einer Pause. „Ihr letzter Brief sprach von einiger Besserung."

„So ist es auch," erwiderte Zoraide, „der Pavillon neben der Mauer, welche unseren Garten, von dem Malpica's scheidet, ist ihr Lieblingsaufenthalt geworden. Sie würde dort nicht blos die Tage, sondern auch die Nächte verbringen, könnte man der Armen freien Willen lassen. Die fieberhafte Aufregung, in welche Elvira stets geräth, sobald sie aus ihrem Verstecke Mazzaredo oder Gonzales im Garten nebenan erblickt, halte ich für ein Zeichen, daß ihr Verstand noch nicht heillos verwirrt sein könne, daß ihr Erinnerungsvermögen noch nicht gänzlich verschwunden sei und ihr sonst so apathisches Gemüth für die Stimme des Blutes noch Gehör besitze."

„Elvira steht wohl unter fortwährender, guter Aufsicht?“ bemerkte der Oberst.

„Ganz gewiß,“ versicherte Zoraïde, „obwohl es beinahe unnöthig erscheint. Elvira ist so folgsam, so sanft! Es genügte bisher, ihr einige Male einzuschärfen, daß der Mann, den die heilige Jungfrau von Guadalupe einst in der Wildniß ihrem Schutze anempfohlen, recht ernstlich böse werden würde, wenn sie irgend etwas unternehmen sollte, was ihre Existenz an diesem Orte verrathen könnte.“

„Kann ich meinen lieben Schutzengel noch heute sehen?“ frug der Oberst theilnahmsvoll.

„Für heute möchte ich davon abrathen, lieber Freund! Elvira ist etwas leidend; man hat sie sogar zu Bette bringen müssen. Seit zwei Wochen bricht sie, so oft sie Gonzales zu Gesichte bekommt, in heftiges Schluchzen aus und murmelt wirres Zeug durcheinander von großen Gefahren, welche dem schönen Jünglinge drohen sollen. — Doch jetzt zu etwas Anderem — ist es Ihnen und Ihrem wackeren Freunde hier, wirklich so leicht geworden, aus dem Freiwilligencorps auszutreten? Wie Sie mir vor vier Wochen schrieben, standen damals dieser Ihrer Absicht sehr viele und große Schwierigkeiten entgegen.“

„Die sich aber alle auf einmal von selbst gehoben haben, weil man sich zur Stunde bereits mit dem Gedanken trägt, das Corps gänzlich aufzulösen. Die Feinde des Kaisers arbeiten wenigstens aus allen Kräften nach diesem Ziele und da der Marschall Bazaine unter der Hand das Seinige dazu beiträgt, die Existenz dieser prächtigen Truppe zu untergraben, so kann, angesichts des Finanzjammers, unter dem das junge Kaiserreich über kurz oder lang zusammenbrechen muß, das Resultat nicht zweifelhaft sein. So viel verlautet, wird Graf Thun schon in nächster Zeit nach Europa zurückkehren und das österreichische Freiwilligencorps die Schmach erleben, als bloße französische Hilfstruppe erklärt zu werden. Unter diesen Verhältnissen trachteten daher ich und mein Freund François bei Zeiten in die einheimische Armee zu treten, da wir als Ehrenmänner gesonnen sind, bei dem armen, von allen Seiten verrathenen und verkauften Max bis zum letzten Augenblicke auszuhalten. Wenn uns nicht früher eine feindliche Kugel trifft, werden wir wohl die Katastrophe, die uns unserer weiteren Verpflichtung entbindet, leider Gottes bald erleben.“

„Und worin wird nach Ihrer Ansicht diese Katastrophe bestehen?“ frug Zoraïde ernst.

„Sobald die Franzosen Mexiko geräumt haben," erwiderte düster der Baron, „wird die Herrschaft des Kaiserreiches gar bald auf fünf bis sechs Städte beschränkt sein. Natürlich dankt Kaiser Max dann ab und kehrt diesem unglückseligen Lande endlich den Rücken. Die Aufgabe seiner Getreuen wird es sein, ihm den Weg nach der See frei zu machen. Mein Freund und ich hoffen unter jener kleinen Schaar von Getreuen zu sein, welche diesen schweren Leidenszug des bedauerungswürdigen Monarchen mit ihren Leibern decken werden."

„Gebe Gott!" sagte Zoraïde mit einem Anfluge tiefer Traurigkeit, „gebe Gott! daß es nicht noch schlimmer komme. Die alte Amina, welche immer menschenfeindlicher sich geberdet und sogar für mich immer unzugänglicher wird, spricht zuweilen arge, arge Dinge von der Zukunft des edlen Kaisers, Dinge, welche zu wiederholen, mir der Muth ermangelt."

„Nur keine Uebertreibungen!" erwiderte rasch und fast unwillig der Oberst, „Sie haben mir neulich den Inhalt jener Prophezeiungen brieflich mitgetheilt, welche im Spät-Herbste 1865 im Fischerdörfchen Anita in Nebelbildern zum Besten gegeben wurden. Verzeihen Sie mir, theuere Zoraïde, wenn ich mich nicht entschließen kann, diese Vorstellungen anders als vom rein theatralischen Standpunkte zu beurtheilen."

„Sie thun sehr Unrecht," antwortete Zoraïde mit großem Ernste, „wenn Sie der alten Amina Sehergabe nicht höher stellen oder gar jene Offenbarungen, ich gebrauche diesen Ausdruck mit Vorbedacht, mit einer leichtfertigen Gaukelei verwechseln. Was damals den erstaunten Blicken der Zuschauer gezeigt wurde, beruhte nicht auf willkürlichen Combinationen oder absichtlicher Täuschung. Amina hatte, von einem ihrer gewöhnlichen Verzuckungen befallen, schon drei Tage zuvor die in Aussicht stehenden Besuche auf Stunde und Minute vorhergesagt und genau die Bilder anbefohlen, welche ich und meine Gehilfin auf den Glastafeln wiedergaben."

„Ich habe kein Recht und keine Lust an der Wahrheit Ihrer Worte zu zweifeln," begann nach einer kleinen Pause der Baron wieder, „übrigens stand es ja bei Ihrer alten Amme und Freundin mich, den ungläubigen Thomas, auf's schlagendste von der Unfehlbarkeit ihrer Sehergabe zu überzeugen. Hat sich die alte Zauberin der auferlegten Probe unterzogen?"

Zoraïde erhob sich, trat zu einem unweit befindlichen Schranke,

und holte aus demselben ein kleines Päckchen, in welchem sich eine Haarlocke und ein beschriebener Zettel befand.

„Heute sind es gerade sechs Wochen," begann Zoraïde, abermals an der Seite des Barons Platz nehmend, „daß Sie mir diese Haarlocke, welche der Frau Ihres Freundes angehörte, mit dem Ersuchen übersendeten, daran Amina's Sehergabe zu erproben. Die alte Hexe, schrieben Sie etwas boshaft, möge jetzt zeigen, was sie vermag, nämlich ihren Geist einen kleinen Abstecher über den Ocean machen lassen und in Wien, Gasse so und so, Haus so und so, Thür so und so in der Wohnung der vermeintlichen Witwe Rosalia Stanglhuber eine kleine Umschau halten. Amina war damals vierundzwanzig Stunden zuvor zufällig von ihrer Extase befallen worden. Ich drückte ihr die Haarlocke in die Hand, bat sie die Person, auf deren Haupte sie gewachsen war, zu suchen, wobei ich sie im freundlichen Gespräche über das weite Meer allmälig nach den Gestaden Europa's, von dort bis nach Wien und zur bezeichneten Person geleitete. Je näher wir an das Endziel gelangten um so klarer, bestimmter und lebhafter wurden Amina's Aeußerungen. — „Sie ist nicht zu Hause," sagte sie endlich, „aber ein kleines Bübchen liegt dort krank im Bette." — „Nun, so warte auf sie, und siehe nach ob das Kind an einem gefährlichen Uebel leidet." — „Der Knabe wird in drei Tagen gesund sein. O weh!" rief plötzlich Amina nach einigen Minuten, „die arme Frau! welch' schweren Fall hat sie gethan; das Blut läuft von ihrer Stirne und die Medicinflasche liegt in tausend Scherben auf den harten Steinen. Welch' gute Mutter! Statt ihrer Wunde zu achten, läuft sie schnell zurück um einen anderen Trank für ihr Kind zu holen — — — jetzt tritt sie in ihre Wohnung; ha! welch' ein Glück, daß sie noch rechtzeitig kommt; dichter Rauch quillt von der Feuerstelle im Zimmer; sie reißt das Fenster auf; noch ein paar Augenblicke und der Knabe wäre erstickt gewesen. — Alles gut, alles gut," schloß Amina, „Mutter und Kind werden noch recht glücklich sein!" Nach diesen Worten verweigerte meine alte Freundin jede weitere Auskunft."

Der Oberst und der Oberlieutenant sahen sich höchst betroffen an. Letzterer zog einen Brief aus der Tasche und legte denselben vor sich auf den Tisch.

„Das ist in der That wunderbar!" brach endlich der Oberst ganz verdutzt das Schweigen, „und ich sehe jetzt selbst meinen früheren Spott und Zweifel als ein Unrecht, ich möchte fast sagen als eine Sünde an.

Der Brief, den mein guter François erst vorgestern von seinem verläßlichen Aufpasser in Wien erhielt, erzählt genau Alles so wie es Amina schon am Tage des Vorfalles berichtete. Fürwahr der große Britte hat Recht: Es gibt Dinge im Leben, von denen sich die menschliche Philosophie nichts träumen läßt."

Dem Oberlieutenant begann es schwüle zu werden; die Erinnerung an Frau und Kind drohte ihn zu übermannen und sein Gewissen beruhigte sich auch jetzt nur durch die Erwägung, daß die harte Züchtigung, welche er über die eifersüchtige Sali verhängt, für seinen Freund und Wohlthäter, den Baron, die Rettung von Ehre und Leben im Gefolge gehabt hatte.

„Will der Herr Marchese vielleicht nach seinen Gemächern sehen?" frug Zoraïde, als sie den Oberlieutenant im Zimmer unruhig auf- und abgehen sah.

„Vielleicht wird der Herr Marchese de Lisboa die Güte haben nachzusehen, ob unser wackerer Fernandez mein Gepäcke bereits gleichfalls an Ort und Stelle gebracht hat," bemerkte lachend der Oberst.

„Hören Sie mir doch endlich einmal mit diesem blöden Titel auf; für Sie, Herr Baron, bin und bleibe ich der Franz Stanglhuber," erwiderte beinahe ärgerlich der Oberlieutenant.

„Du hast Dir ihn aber doch ehrlich verdient, und in der kleinen Intrigue, die wir seiner Zeit in Wien in die Scene zu setzen gedenken, wird er ganz vortreffliche Dienste leisten," sagte der Baron heiter.

Unser alter Bekannter Stanglhuber hatte seit drei Monaten wirklich volles Recht, sich den genannten prunkenden Titel beizulegen. — In Merida, auf der Halbinsel Yucatan, wo er nach seinem Avancement zum Lieutenant durch kurze Zeit detachirt gewesen, rettete er dem dortigen kaiserlich brasilianischen Consul, bei einem Ueberfalle der Indianer, nicht nur dessen Leben, Hab und Gut, sondern auch eine Summe von mehr als 100.000 Dollars brasilianischer Staatsgelder, so wie eine Kiste mit wichtigen Documenten. — Diesen wesentlichen Dienst vergalt die brasilianische Regierung mit der Erhebung des muthigen Mannes zum Marchese und Verleihung eines Ordens.

Der neugebackene Herr Marchese empfahl sich und verfügte sich in Begleitung des kleinen Julius, welchem das ruhige Sitzen bereits zur Pein geworden, nach dem im Garten separat stehenden Nebengebäude, das weit geräumiger war als die Villa selbst.

Der Oberst sah die Entfernung seines Freundes und Waffen-

gefährten nicht ungern. Er befand sich jetzt mit Zoraïde allein, und er hatte noch so Vieles, Vieles auf dem Herzen, was sich füglich vor einem Dritten, wenn auch derselbe Stanglhuber hieß, durchaus nicht in passende Worte kleiden ließ.

„Theure Zoraïde!“ begann endlich Schwarzenfels, nachdem er lange und innig seiner edlen Freundin in das Auge geblickt, „ein volles Jahr ist verstrichen, seit ich Sie zum letzten Male gesehen. Während dieser Zeit haben wir viele und lange Briefe gewechselt. Gestatten Sie mir das Bekenntniß, daß unsere Seelen auf diesem Wege sich immer näher gerückt sind, und daß, ich wenigstens, kaum mehr nöthig haben sollte, Ihnen meine Gefühle erst mündlich darzulegen. Seit Jahren handeln Sie als Mutter an meinem Kinde, das ich so sehr liebe; vor Jahren, als ich unter der russischen Knute in Sibirien seufzte, waren es abermals Sie, die mir die Mittel zur Flucht verschafft hatten — leugnen Sie nicht, gute Zoraïde, erst vor Kurzem hat mich ein bloßer Zufall von Allem unterrichtet. Nicht genug — als ich dann einem elenden Lotterleben immer mehr anheim fiel, als mein eigener Schutzengel sich weinend von mir abgewendet haben mochte, übernahmen Sie die Rolle meines Genius, denn Sie allein verzweifelten nicht an meiner Zukunft, an meinem besseren Ich, während die ganze Welt mich mied, mich aufgab, mir mit Verachtung begegnete. In der That war ich kaum mehr einer besseren Neigung fähig, als ich im Jahre 1858 von Biarritz nach Mexiko reiste, die Taschen voll schnöden Goldes, das ich mir durch meine Dienste als politischer Agent hier erst verdienen sollte. — Da erhielt ich einen Brief von anonymer Hand; es war eine Damenhand und, wie ich jetzt weiß, Ihre Hand. — In wenigen, aber wahren Worten stellten Sie mir das Schimpfliche meiner Lage vor. Sie frugen mich, ob ein Schwarzenfels dazu geboren worden sei, einem Napoleon Mouchardsdienste zu leisten, Sie beschworen mich bei der Ehre meines Kindes, mich mannhaft aus meiner tiefen Entwürdigung emporzuarbeiten.

„Mein Ehrgefühl war erschlafft aber nicht für immer eingeschlafen. Ihre Worte brannten wie glühende Kohlen auf meiner Seele. Ihrem Briefe war zugleich die Anweisung auf einen namhaften Betrag beigeschlossen. Ich acceptirte ohne Bedenken das Anleihen, das sie mir auf Ehrenwort boten und übersendete dem französischen Gesandten in Mexiko mit höflichem Danke das Sündengeld, das mir Graf Walewski in Biarritz eingehändigt, bis auf den letzten Centime. — Schon

am folgenden Tage erhielt ich Ihr zweites Schreiben. Sie dankten mir für die Bereitwilligkeit, mit der ich Ihrem Rathe gefolgt; Sie ertheilten mir einen zweiten, nämlich nach Californien zu gehen und dort mein Glück zu versuchen. Gewichtige Empfehlungsbriefe, die Sie beigeschlossen, ebneten mir dort alle Wege und auch die Vorsehung war mir gnädig. Ehe zwei Jahre vergingen, besaß ich Millionen und — was ich noch höher anschlage, einen treuen Freund bis in den Tod, meinen guten, wackeren Franz, den ich so recht weidlich zu ärgern vermag, wenn ich ihn im Spaße als Herrn Marchese de Lisboa tractire. — Seit jener Zeit haben Sie in München meinen Julius den Händen der verruchten Isabella entrissen und mich selbst der lebenslänglichen Gefangenschaft der Apachen, indem Sie meinen Franz auf die rechte Spur verhalfen und ihm zwei so treue und brave Bursche beigaben, wie Fernandez und Ibrahim. — Wie oft, meine theuere Zoraïde, habe ich nicht bisher an Sie die Bitte gestellt mir endlich Aufschluß zu geben, woher jenes Interesse für meine Person stamme, zu einer Zeit, wo Sie mich noch gar nicht persönlich kannten. — Sie haben bis nun sowohl mündlich als schriftlich stets ausweichend geantwortet. Ist vielleicht endlich der heutige Tag bestimmt, dieses Räthsel zu lösen? Zoraïde — kann, soll, darf es zwischen uns noch Geheimnisse geben oder wollen Sie geradezu, daß das Geständniß, daß die Bitte, welche bereits auf meinen Lippen lagern, todtgeboren in meiner Brust zu Grabe getragen werden?"

Zoraïde begann laut zu schluchzen und sank an die Brust des Barons, der sie voll seligen Entzückens in seine Arme schloß. — Bald entwand sich aber Zoraïde dieser Umarmung und wehrte entschieden den Obersten von sich ab.

„Mein guter Alfred!" hauchte sie in Thränen zerfließend, „Sie hielten mich bisher für einen Engel — hören Sie jedoch vorerst meine Lebensgeschichte; das geheimnißvolle und in Ihren Augen vielleicht sogar poetische Dunkel, das auf allen meinen Handlungen ruhte, wird Ihnen dann in einem anderen Lichte erscheinen. — Baron!" fuhr Zoraïde nach einer Pause fort, während welcher sie vergeblich nach Fassung gerungen, „Baron! Wenn Sie meine Bekenntnisse angehört haben und mit Verachtung in den Mienen von mir für immer scheiden, ich werde Ihnen nicht grollen, aber um Gottes willen — um eines flehe ich Sie an, spenden Sie mir kein falsches Mitleiden, sondern sprechen Sie laut, klar und wahr Ihr Urtheil über mich aus, sollte es auch auf ewige Verdammniß lauten."

VIII.

Verwandtschaften.

Zoraïde benöthigte mehrere Minuten um insoweit Ruhe und Fassung wieder zu erlangen, daß sie mit ihrem Geständnisse zu beginnen vermochte.

Sie erzählte dem staunenden Baron, daß sie eine Tochter des weltberühmten Abd-el-Kader sei, daß sie und ihre verstorbene Mutter den edelsten Helden seines Volkes an seine Todfeinde verrathen hatten, daß diese unnatürliche Schandthat des Weibes, dieses unerhörte Verbrechen einer Tochter mit unsäglichen Qualen der Reue und des Kummers ihr Gewissen folterte.

„Ich habe," schloß Zoraïde, „jeden Anspruch verwirkt, zu lieben und geliebt zu werden; wer die Liebe eines guten, zärtlichen Vaters auf eine so nichtswürdige Weise durch Verrath belohnt, wie ich es gethan, wer aus sündiger Neigung für einen Mann, der noch dazu der Henker ihres Volkes ist, die Pflichten der Vaterlandsliebe ganz und gar vergißt, hat sich selbst in die Acht erklärt und darf nicht murren, wenn der Stahl des Rächers in seinen Eingeweiden wühlt. — Ja, ja, armer alter Greis, der Du ferne von Deiner Heimat in der Verbannung lebst durch die schmachvolle Schuld jener zwei Wesen, die Du so zärtlich, so überaus geliebt, ja, sei getrost, für eine der Uebelthäterinnen ist die Stunde der Vergeltung jetzt herangenaht. — O, Du mein armes, armes Kind, meine theure Amina, wirst auch Du einst büßen müssen für die Schuld Deiner Mutter?"

In Thränen aufgelöst verbarg Zoraïde, von Scham und Reue in ihrem Inneren zerfleischt, ihr schmerzerfülltes Antlitz in beide Hände. —

„Wie, meine arme Zoraïde!" rief Schwarzenfels, welchen dies verzweiflungsvolle Geberden seiner Freundin tief erschütterte, in höchstem Erstaunen, „wie? Sie hätten eine Tochter?"

„Es ist seine Tochter," hauchte Zoraïde, „es ist das Kind, um dessentwillen ich noch bis zum vorigen Jahre nicht alle Hoffnung

aufgab, seine Hand zu erlangen, obwohl es schon seit Jahren mir nicht mehr schwer fiel, diesen herzlosen Mann auf das tiefste zu verachten. Ich wäre bereit gewesen, meiner armen Amina dieses schwere Opfer zu bringen, um dem vaterlosen Bastarde einen Namen zu geben, den die große Welt nach ihrem, stets nur auf äußerliche Verhältnisse angelegten Maßstabe für einen ehrlichen, ja sogar ruhmreichen zu halten pflegt." —

Der Oberst ergriff mit Wärme Zoraïdens beide Hände, blickte ihr seelenvoll in das schöne thränenfeuchte Auge und sagte:

„Würde mein Name, der Titel einer Baronesse von Schwarzenfels zu wenig guten Klang für Ihre Amina besitzen?"

„Keine grausamen Scherze, theurer Alfred!" flehte Zoraïde, „was ich befürchtete, ist geschehen — Ihr gutes, edles Herz fühlt Mitleiden, wo es mich gründlich hassen, mich als einen Auswurf der Menschheit verabscheuen, fliehen sollte. Daß Sie im Stande wären, mich nach meinem Bekenntnisse zu lieben, nein, nein, nein, das kann, das darf ich nicht glauben, gehen Sie, gehen Sie und überlassen Sie mich für immer meinem Kummer und meiner Schande."

„Dem reuigen Sünder wird zweimal vergeben!" sprach Schwarzenfels voll edlen Ernstes und ungeachtet ihres heftigen Widerstrebens, preßte er die noch immer laut weinende Zoraïde innig an sein Herz.

„Sei nicht grausam, Alfred!" bat Zoraïde mit aufgehobenen Händen, nachdem sie sich endlich aus der Umarmung des Barons losgemacht, „sei nicht grausam in Deinem Mitleiden, Du kannst mich ja nicht lieben, Du wirst, Du mußt diese edle Aufwallung Deines Herzens als eine Uebereilung vielleicht schon in der nächsten Stunde bereuen; Deine Verachtung wird dann um so grenzenloser, mein Unglück um so größer sein, denn höre, Alfred, ich liebe Dich bis zum Wahnsinne, ich liebe Dich mit der verzehrenden Glut unseres heißen Südens, ich liebe Dich unaussprechlich, wie der menschgewordene Gott die Welt geliebt. — Ach, Alfred, sei barmherzig, laß mich hinstürzen zu Deinen Füßen, wie es einst die reuige Magdalena vor Christus dem Herrn gethan, laß Gnade widerstrahlen aus dem Spiegel Deiner Augen, verschmähe mich, wie Du es mußt — aber stoße mich nicht mit Verachtung von Dir."

Der Baron hatte Mühe, das leidenschaftliche Weib, das Liebe und Reue beinahe in einen wahnwitzigen Zustand versetzt, zu verhin-

dern, daß sie nicht den Worten die That folgen lassend, wirklich zu seinen Füßen niederstürzte und seine Kniee umklammerte.

„Nimm Vernunft an, mein guter Engel," sprach der Baron, während er Zoraïdens Arme festhielt, „vernimm ruhig meine Ansicht über Deine Bekenntnisse. Wohl Dir, daß Du Dein Herz so rückhaltlos mir dargelegt hast, keine Falte desselben vor mir verborgen ließest. — Mein Ehrenwort, daß ich ganz ungeschminkt zu Dir sprechen will. — Doch nehmen wir wieder Platz, meine theure Zoraïde; alle Deine Nerven zittern vor Aufregung und ich möchte, daß Du ohne alle Leidenschaftlichkeit meinen Worten lauschest."

Willenlos und stille vor sich hinweinend, ließ sich des Barons schönes Beichtkind zum Sopha geleiten. Schwarzenfels nahm wieder in dem Fauteuil dicht neben ihr Platz und begann:

„Um der Wahrheit ihren Tribut zu zollen, muß ich vor Allem, so schwer es mir auch fällt, die Behauptung aussprechen, daß Deine selige Mutter — Du erlaubst mir doch auch fernerhin diese vertrauliche Ansprache? — an Deinem Vergehen gegen den edlen Emir, das ich weder beschönigen und noch weit weniger rechtfertigen will, die Hauptschuld trägt. — Die Autorität der Mutter, der ersten, besten, ja einzigen wahren Feundin, die ein Kind auf dieser Welt zu finden vermag, hatte Dein Urtheil verwirrt und jenes bunte Gemisch von Islam und Christenthum, daß Deine Religion von Kindheit an gebildet, gab der Pflichtencollision, welche der unzeitige Glaubenseifer eines fanatischen Priesters für selbstische Zwecke ausnützte, ein eigenthümliches und individuelles Gepräge, welches daher auch nicht nach einer gewöhnlichen Schablone beurtheilt werden darf. Dein Vater und Deine Mutter waren in Glaubenssachen die vollständigsten Extreme, jedes vom Standpunkte seines Cultus, ohne allen vereinbarenden Mittelpunkt, weil Beiden die Formen ihres Cultus, wie jedem Fanatiker, weit höher standen, weit wichtiger und wesentlicher erschienen als das Hauptelement einer jeden wahren Gottesverehrung, das heißt als der lautere Glaube an Gott selbst, an die Gerechtigkeit Gottes, an die Unsterblichkeit der Seele. — In diesem geistigen Conflicte Deiner Eltern standest Du, arme Zoraïde, inmitten. — Du liebtest Deine Mutter und Du verehrtest Deinen Vater, dessen Ruhm und Glanz überdies Dein junges Herz mit edlem Stolz erfüllte. Du glaubtest, daß nichts mehr zu seinem zeitlichen und ewigen Glücke fehlen könnte, als — der allein seligmachende Glaube Deiner Mutter; Du schwelgtest

in dem Vorgefühle der Wonne, wenn Ihr nicht mehr zittern und bangen mußtet vor Entdeckung bei der Uebung Euerer heiligen Gebräuche, wenn es Euch gelungen sein würde, sogar den alten Emir hieran zur Theilnahme zu bewegen. — Eitle, thörichte Hoffnungen! Von dem Wahne berückt, ein gottgefälliges Werk anzustreben, habt Ihr Euch nicht gescheut, das vierte Gebot des Herrn mit Füßen zu treten, denn Euerem von Glaubenseifer überhitzten Gehirne war ein gotteslästerlicher Frevel an der Moral, eine Todsünde an dem gesunden Menschenverstande als eine vermeintliche Tugend vorgegaukelt worden, und so seid denn auch Ihr einem verbrecherischen Grundsatze zum Opfer gefallen, dem Grundsatze: daß der Zweck die Mittel heiligen könne. — Aber auch Schmach über jenen ehrgeizigen Verführer, der die Tugend eines jungen Mädchens für politische Zwecke auszubeuten verstand, und die Unschuld, die er mit Füßen trat, nur als einen Schämel für seine hochfahrenden Pläne benützte. — Doch tröste Dich, theuere Zoraïde — Deine Reue ist eine aufrichtige, die Vergebung also nach den Lehren des Herrn auch eine vollständige. Nach vorwärts richte von heute an nur mehr Deinen Blick, und wenn die gütige Vorsehung überhaupt Willens ist Dir noch eine schöne Zukunft zu bereiten, sollst Du sie genießen — an meiner Seite."

Laut aufjauchzend stürzte Zoraïde an Schwarzenfels Brust. Seine Worte waren wie Balsam des Himmels auf sie niedergeträufelt, und sie begann wieder auf Gnade zu hoffen vor dem strengen Richter ihres Inneren.

„Aber eine Buße, eine schwere Buße muß ich Dir noch auferlegen," fuhr nach einer Weile der Baron fort. — Er sprach diese Worte mit so feierlichem Ernste, daß Zoraïde neuerdings zu erzittern begann.

„Sprich, Alfred," hauchte sie tonlos, „ich bin zu Allem bereit und solltest Du auch in dieser schönsten Stunde meines Lebens meinen augenblicklichen Tod verlangen."

„Du mußt," fuhr Schwarzenfels fort, „Du mußt ohne Verzug nach Damascus zu Deinem Vater eilen, Dich zu seinen Füßen werfen, auch ihm Alles bekennen und seine, des schwer Gekränkten, des Verrathenen Verzeihung zu erflehen suchen, — dann ist die Sühne vollkommen, dann kannst Du mein sein ohne Erröthen und Bangen, dann wirst Du den Ballast, der bisher so schwer Dein Herz bedrückt, über

Bord werfen und wie neugeboren an meiner Seite in den Hafen eines fortan ungetrübten Glückes steuern dürfen."

Der Baron erwartete, daß diese Bedingung, die er selbst nur schweren Herzens aussprach, weil sie auf viele Monate ihn von Zoraïde trennen mußte, der schönen Büßerin neuen Schmerz, neues Bangniß verursachen werde.

Aber statt dessen blickte Zoraïde froh und heiter zu ihm auf, und unter Thränen lachend, sagte sie:

„Nun, wenn ich aber nicht nach Damascus ginge, wenn ich mich weigern würde Mexiko zu verlassen, weil ich Dich nicht verlassen will, was dann?"

Schwarzenfels stutzte. Eine solche Polarität von der tiefsten Trauer und einer an Raserei grenzenden Verzweiflung zur plötzlichen Heiterkeit hätte er Zoraïde nicht fähig gehalten. Diese Wahrnehmung schmerzte ihn unendlich, und er hatte Mühe eine Aeußerung des Unwillens zu unterdrücken; er war in seinem Urtheile über Zoraïde irre geworden.

„In diesem Falle," erwiderte er beinahe frostig, „in diesem Falle werde ich Mexiko verlassen."

„Ei, ei," meinte Zoraïde schalkhaft, „so kurz sind wir angebunden? Ließe sich an diesem Entschlusse des Herrn Obersten nichts, gar nichts ändern?"

„Nicht das Mindeste, Madame!"

„Und ich bin der Ansicht, daß der Herr Baron nicht abreisen wird, wenigstens nicht ohne mich."

„Es wird mir sehr Leid thun, schon morgen diese Ihre Illusion durch eine Thatsache zerstören zu müssen."

„Also schon morgen soll meine Gastfreundschaft gekündigt werden. Wie wäre es, wenn wir eine kleine Wette eingingen, daß Sie hier bleiben, und noch dazu recht gerne hier bleiben werden."

„Ich hatte bereits die Ehre anzudeuten, daß, falls Sie sich weigern nach Damascus zu reisen, zu meinem tiefsten Bedauern unsere künftigen Beziehungen nicht jenen Verlauf nehmen könnten, welchen ich noch vor wenigen Minuten so sehnlichst gewünscht haben würde."

„Nun, so wetten Sie, wenn Sie Ihrer Sache gar so gewiß sind. Ich setze den sechsten Theil meines Vermögens ein, und Sie, Herr Baron?"

„Und ich den dritten Theil, wenn Geld überhaupt in dieser Angelegenheit einen Werth haben kann."

„Darüber später, Herr Baron. — Also zwei Millionen Piaster stehen auf dem Spiele zu gleichen Theilen; parbleu ein recht standesgemäßes Sümmchen; fürwahr, wir machen der mexikanischen Landessitte des Hazardirens alle Ehre."

„Es wird nicht das erste Mal sein, daß ich mein ganzes Lebensglück auf einen einzigen Wurf wage und — verliere," bemerkte der Baron nicht ohne Bitterkeit.

„Nun aber schlagen Sie ein, Baron, damit die Wette auch wirklich gilt."

Mechanisch streckte Schwarzenfels seine Rechte aus, ohne Zoraïde anzusehen. Sein Blick haftete düster am Boden.

„So," sagte Zoraïde schelmisch, „so, jetzt habe ich Ihre Million und — Ihre Hand."

Der Baron zuckte die Achseln und warf der Sprecherin einen fast unwirrschen Blick zu. Er sann auf einen schicklichen Vorwand, sich zu entfernen; seine Brust drohte zu zerspringen; abermals sah er eine seiner schönsten Hoffnungen zu Grabe getragen, und mehr als Alles schmerzte es ihn, sich in Zoraïden's Charakter so, so sehr getäuscht zu haben. Er schämte sich fast seines Mangels an Menschenkenntniß.

Zoraïden war keine seiner Mienen entgangen, sie las in denselben wie in einem offenen Buche, und sie freute sich darüber. Alfred liebte sie also wirklich, mehr als sie zu hoffen gewagt. Nicht leeres, falsches Mitleiden hatte er ihr bewiesen, sondern eine wahre, innige Zuneigung für sie beseelte ihn.

Obwohl diese Gewißheit sie innerlich mit Entzücken erfüllte, empfand sie doch einige Vorwürfe über ihre vorbedachte Grausamkeit.

Sie trat dem Baron ganz nahe, legte vertraulich ihre kleine Hand auf seine Schulter und sagte:

„Wie aber, wenn ich bereits in Damascus gewesen wäre, wenn ich schon gethan hätte, was ich nach Deinem Wunsche, mein theurer Alfred, erst thun sollte. Nun was dann?" — — —

Der Baron schlug sich unwillig vor die Stirne, lachte dann hellauf und schloß Zoraïde in seine Arme. —

„Oh ihr Weiber, ihr Weiber, auch die besten unter euch sind zeitweise vom Teufel besessen! — Nein, mir so höllisch warm zu machen und dafür muß ich, alberner Tropf, noch eine Million Piaster bezahlen, aber geschieht mir schon recht, was hatte ich mit einer Hexenmeisterin, wie Du bist, überhaupt anzubinden." —

„So gibst Du also Deine Wette verloren?"

„Ganz gewiß und da ich die Sache vollkommen ernst nahm, so schreibe ich zur Stelle die Anweisung an meinen Bankier in New-York." —

„Dann werde ich auf der Stelle das Gleiche thun, mein lieber Alfred, denn die zwei Millionen, die sich so sonderbar heute zusammengefunden, sollen und müssen beisammen bleiben und als Unterpfand, je nun, da behalte ich Deine Hand, die Du mir zuvor gereicht." —

„Göttliches Weib!" rief Schwarzenfels in Extase und drückte unzählige heiße Küsse auf Zoraïden's Purpurlippen. — — —

Der Abend war inzwischen hereingebrochen. Die Diener brachten Lichter und auch der Oberlieutenant, welchem Julius voraustänzelte, trat ein. —

Ein feiner Imbiß, bestehend aus den herrlichsten Früchten, aus kaltem Geflügel und Backwerk wurde nebst feurigem, echten Xeres und Malaga servirt.

„In unserer Wohnung ist Alles bereits in Ordnung," bemerkte Stanglhuber, als man sich zu Tische gesetzt.

„Hier auch," sagte Zoraïde rasch und verstohlen auf Schwarzenfels einen schelmischen Blick werfend, der ebenso rasch und verstohlen erwidert wurde. —

Der Baron schenkte sein Glas voll, erhob sich vom Sitze und rief mit sonorer Stimme:

„Auf das Wohl Zoraïdens, meiner Braut!"

„Dreimal Hoch!" schrie Stanglhuber, „Gott sei Dank also schon wirklich Alles bereinigt; gebe der Allmächtige seinen Segen dazu, so geschwind hatte ich es mir doch nicht verhofft. Julius, schlage zehn Purzelbäume hintereinander. Du bekommst jetzt auch den Namen nach jene herrliche Dame zur Mutter, die Dir es thatsächlich mit so viel Liebe und Aufopferung schon seit Jahren gewesen — Vivat! Soll das jetzt ein Leben werden!" —

Stanglhuber und Julius sprangen hierauf wie toll im Zimmer umher und trieben allerlei kindische Späße. Warum hätten sie sich auch Zwang anthun sollen? — Endlich jagten Beide, weil ihnen der Salon viel zu klein wurde, auf und davon über die Terrasse hinab in den prächtigen Garten.

„Ach, liebe Zoraïde, Du bist mir noch viele Aufklärungen schuldig;" begann Schwarzenfels, als die beiden Krakehler das Feld geräumt, „vor Allem, welches Resultat hatte Deine Reise nach Damascus?"

„Wie Du, mein Alfred, aus meinen damaligen Briefen erfuhrst, bin ich im Jahre 1864 urplötzlich nach Syrien aufgebrochen. Die alte Amina war schon lange in mich gedrungen mich meinem Vater zu Füßen zu werfen und ihm alles zu gestehen. Nicht Furcht für meine Person hatte mich bisher abgehalten dies zu thun, sondern ich zitterte vor dem Gedanken, daß er meiner armen bethörten Mutter noch im Grabe zürnen, mein eigenes unschuldiges Kind verfluchen könnte. — Die Nachricht, daß der hochbetagte, durch so viele Leiden tief gebeugte Greis schwer erkrankt sei, machte plötzlich allen meinen Bedenken ein Ende. Ich kam gerade an als seine Krankheit am schlimmsten stand. Tag und Nacht pflegte ich ihn mit unermüdlicher Sorgfalt. Er genas. Da raffte ich eines Tages allen meinen Muth zusammen und bekannte ihm mein und meiner Mutter Verbrechen an seiner Freiheit, an dem Glauben seiner Väter. — Ich erwartete, daß er aufbrausen oder wenigstens von Entrüstung angewandelt, mich fortschaffen werde. Zu meinem Erstaunen blieb der Greis vollkommen ruhig. Er sendete nur einen schmerzbewegten fragenden Blick nach Oben, von Allah eine Eingebung oder einen Befehl erwartend. — „Mein Kind," sagte er endlich mit sanfter Stimme, „ich will, ich kann Dir nicht grollen; ob ich Dich aber je wieder lieben, als meine Tochter betrachten darf, vermag ich in dieser Stunde nicht zu entscheiden. Heute über drei Jahre poche wieder an die Pforte meines öden Hauses, dann, dann will ich Dir zu wissen thun, ob ich Dich, ob ich Deine Tochter, das Kind eines Giaurs, zu sehen begehre. Gehe! gehe!" — Mit Thränen in den Augen reichte mir der ehrwürdige Greis die Hand zum Kusse. Hastig verschwand er dann im Inneren seines Harems, denn das Verlangen mich zu umarmen und zu küssen, sprach deutlich aus seinen seelenvollen, thränenfeuchten Augen. Noch eine Secunde, und er hätte der Würde des Orientalen vergessen, und wäre schluchzend in meinen Armen gelegen. — Im Juni 1867 wird der Termin abgelaufen sein; ich hoffe zu Gott, daß er dann Verlangen trägt, nicht nur meine Tochter, sondern auch meinen Gemal zu sehen."

„Aber wo befindet sich denn Dein Töchterchen, Amina, ist sie so schön, so liebenswürdig, wie ihre Mutter, sieht sie Dir ähnlich?" frug Schwarzenfels mit leicht verzeihlicher Neugierde.

Zoraïde zog ein Medaillon aus ihrem Busen, und ließ die Kapsel springen.

„Das bist ja Du selbst, so mußt Du vor achtzehn Jahren aus-

gesehen haben," rief der Baron, „doch nein, dieser etwas hochfahrende Zug hier an der Unterlippe gehört jenem Manne an, den ich von dieser Stunde an tödtlich hasse."

„Bist Du etwa deshalb auch meiner armen Amina feind geworden?" frug Zoraïde traurig und ließ ihr schönes Haupt sinken.

„Gott bewahre!" entgegnete der Baron, „aber nochmals, wo ist sie?"

„Hier in Mexiko, aber nicht in diesem Hause."

„Das ist sonderbar!"

„Du wirst gar bald den Grund begreifen und hoffentlich auch billigen, doch davon morgen. Nun aber will ich Dir, mein Alfred, endlich den nahen Verwandtschaftsgrad erklären, in welchen wir zu einander stehen, und welcher mein Interesse für Dich erklärt, bevor wir uns persönlich kennen lernten."

„Wie?" sagte Schwarzenfels höchst erstaunt, „wir wären verwandt; Du scherzest wohl, Du meinst die Verwandtschaft unserer Seelen, unseres Geistes?"

„Nicht doch! Auf ein Haar würde sich ein canonisches Hinderniß zwischen unsere Verbindung stellen."

„Auf diese Enthüllungen bin ich höchst gespannt," meinte der Baron, und warf sich mit gekreuzten Armen erwartungsvoll in die Sophaecke.

„Wie hieß Deine Mutter mit ihrem Familiennamen?"

„Sie war die einzige Tochter des neapolitanischen Fürsten Boccanegra aus seiner zweiten Ehe."

„Ganz gut, und meine Mutter war die einzige Tochter desselben Fürsten aus seiner ersten Ehe; da von meiner Großmutter das gesammte enorme Vermögen des Fürsten stammte, konnte er darüber zu Gunsten seiner zweiten Tochter nicht verfügen, obwohl die erste seit vielen Jahren spurlos verschwunden war. Auf diese Weise wurde der durch die Zinseszinsen ins Fabelhafte angewachsene Reichthum meiner verschollenen Mutter, die in die Hände von Corsaren gefallen war, von dem Gerichte reservirt, und, als ich meine Abkunft zweifellos nachgewiesen hatte, mir schon vor fünfzehn Jahren ausgefolgt."

„Da sind wir ja Geschwisterkinder?"

„Ganz gewiß, und überdies mit dem alten Fürsten Lobieski verwandt."

„Ei der Tausend, aber wie so?"

„Ganz einfach; Lobieski's Mutter war meines Großvaters, des Fürsten Boccanegra leibliche Schwester."

„Der arme Lobieski!" murmelte Schwarzenfels, „daß er auf eine so elende Art enden mußte."

„Schon wieder diese grause Falte auf der Stirne!" sagte Zoraïde und spielte mit dem vollen dichten Haare des Barons.

„Verzeihe, mein Engel!" erwiderte Schwarzenfels, „aber diese unwillkürliche Erinnerung an jene nächtliche Schauderscene in Nizza, berührt allzu schmerzlich einen der traurigsten Abschnitte meines Lebens; doch, ich verspreche mich in dieser Hinsicht zu bessern, und an Deiner Seite fürderhin nur Lust, Fröhlichkeit und ein neues Dasein zu athmen. — Die Freude soll leben!"

Die beiden Verlobten stießen herzhaft ihre Gläser aneinander.

„Du wirst doch nicht sobald die Hauptstadt im Dienste verlassen müssen?" frug nach einer Weile Zoraïde nicht ohne Besorgniß.

„Vor sechs bis acht Wochen auf keinen Fall. Ich habe beschlossen, ein ganzes Bataillon auf eigene Kosten auszurüsten, und das wird Zeit erfordern. Uebrigens dienen ja Franz und ich nur der Ehre halber, d. h. ohne Sold; wir haben also nicht nöthig uns aus ein paar Wochen Ruhe etwa einen Vorwurf zu machen, zumal wir durch anderthalb Jahre im Freiwilligencorps redlich unsere Pflicht gethan, wie der Bravsten einer. — Die nächste Zeit," schloß der Baron lächelnd, und umarmte seine schöne Braut, „die nächste Zeit widme ich ausschließlich meiner „Verwandtschaft!"

IX.

Ein Vermittler.

Zur selben Zeit, wo Schwarzenfels und Zoraïde den Bund ihrer Seelen geschlossen, erregte in der Hauptstadt Mexiko eine junge Dame durch ihre blendende Schönheit, durch ihren Geist, sowie durch den Glanz ihrer äußeren Verhältnisse, welche von einem enormen Reichthume Zeugniß gaben, ungeheures Aufsehen. — Obwohl sie ihrem einfachen Taufnamen Alice keinen prunkenden Adelstitel beisetzte, sondern

sich schlechthin Miß Brown nannte, ein Name, der in England und Nordamerika in der Anzahl seiner Träger kühn mit den deutschen Bauer, Meyer, Müller, Berger und Huber wetteifern darf, bewies sie nichtsdestoweniger überall und jederzeit in Sprache, Haltung und Manieren die Dame der vornehmen Welt, vor welcher sich willig alle Salons öffneten und deren eigene Salons betreten zu dürfen, sich die Elite der mexikanischen Haute volée zur größten Ehre schätzte.

Alice Brown war dem Vernehmen nach eine vater- und mutterlose Waise aus New-Orleans. Eine alte, schweigsame, sehr viel Thee consumirende Engländerin, deren ganzer Sprachschatz nur in den zwei Worten yes und no zu bestehen schien und den ganzen Tag starr und steif dasitzend, ein Buch vor der bebrillten, ebenso langen als mageren Nase hielt, bildete die garde de dame von Miß Alice, während ein griesgrämiger, kahlköpfiger, ziemlich bejahrter Yankée, der stets höchst sauertöpfisch darein sah und in dessen Munde ein dumpfes, bissiges Murren und Knurren, das sich zwischen den fletschenden Zähnen zischend ins Freie stahl, die Stelle des Redens vertrat, als oberster Intendant und Secretär der schönen und reichen Erbin fungirte, deren Vermögen man auf mehrere Millionen schätzte.

In letzterer Beziehung hatte sich die neugierige Welt die vollste Gewißheit verschafft. Man wußte, daß der mürrische Master Staunton, so hieß der Intendant, von der englischen Bank offene, allerorts sogleich realisirbare Creditbriefe auf mehr als 200.000 Pfund Sterlings in Händen hatte und daß seine große, eiserne Casse überdies ein sehr nettes Sümmchen in Gold und Werthpapieren aller Art einschloß.

Der Haushalt der Miß Alice war äußerst splendid, ohne in Verschwendung auszuarten. Die schöne Millionärin liebte es sich noch weit einfacher und anspruchsloser zu kleiden, als die letzte ihrer Zofen und ihre funkelnde und glitzernde Schatzkammer, diesen Namen verdiente in der That ihre erkleckliche Anzahl von Schmuckkästchen, würdigte sie oft Wochen lang nicht eines einzigen Blickes. Ein einziges Mal, vor gerade zwei Monaten, als sie bei Marschall Bazaine zum Balle geladen worden war, hatte sich Alice in die Galla geworfen, d. h. sie glich einer Erscheinung aus einem Feenmärchen, alle anderen anwesenden, weiblichen Schönheiten verdunkelnd. Die Frau Marschallin, gewohnt wie eine Kaiserin fêtirt zu werden, drohte vor Wuth zu bersten. Alles schien nur für die räthselhafte Fremde Aug und Ohr zu haben und selbst der

Herr Marschall widmete dem anmuthvollen Gaste weit mehr Aufmerksamkeit, als es gerade seiner ohnehin von Haus aus sehr eifersüchtigen und hochfahrenden Gemalin lieb sein konnte.

Miß Alice ihrerseits betrug sich dem Marschall gegenüber mit einer höchst auffallenden Zuvorkommenheit und scharfe Beobachter, wie deren zu Hunderten die holde, bezaubernde Erscheinung mit Argusaugen umlauerten, wollten mit Bestimmtheit wahrnehmen, daß ihr Blick den Marschall sogar suche und wiederholt Purpurröthe ihre Wangen übergoßen habe, so oft sie seiner unvermuthet in dem dichten Menschengewühle ansichtig geworden.

„Ich wette," flüsterte ein naseweiser junger Chasseurlieutenant seinem Kameraden ins Ohr, „ich wette, daß unser Marschall zur Stunde es bereut, die gelbsüchtige Señorita Pepita de la Peña heimgeführt zu haben. — Parbleu! Diese Miß ist doch aus ganz anderem Holze geschnitzt, als solch' eine fade, blasse gelbsüchtige Creolin, die den geringen Vorrath ihres Gehirnes ganz zum Ueberflusse in dichte Tabaknebel hüllt, und dabei zur Abwechslung Bonbons kaut, wie ein Mops."

„Und verliebt ist die Miß in den Marschall," erwiderte der Freund des Chasseurlieutenants, ein Offizier des Geniecorps, „verliebt, wie eine Katze; sie macht es beinahe auffallend — was kann sie nur damit bezwecken wollen; sie wird doch wissen, daß der Marschall schon versorgt ist. Sacredieu! Mademoiselle scheint ganz zu vergessen, daß es noch junge Offiziere auf dieser Welt gibt."

Der Chasseurlieutenant theilte diese Ansicht und schmollend zogen sich beide Freunde, ihre Schnurbärtchen zwischen den Fingern maltraitirend, nach dem Buffet zurück, um ihren Aerger über das „unverschämte" Glück ihres Marschalls in ein paar Gläsern Punsch zu ersäufen.

Kurz vor Mitternacht wurde Madame Bazaine von einer Ohnmacht angewandelt. Sie sollte in einer Quadrille das vis-à-vis ihres Gemals, der Miß Alice zum Tanze gebeten, abgeben. Dieses plötzliche Unwohlsein erreichte seinen Zweck. Der Ball erlitt eine wesentliche Störung, und man entfernte sich allerseits kurz nach diesem Vorfalle, welchem man von der Partei der Madame Bazaine, nämlich von allen Damen, die heute zu glänzen gehofft hatten, aber von Miß Alice so ganz und gar in Schatten gestellt worden waren, absichtlich eine sehr übertriebene Bedeutung beimaß.

Von dieser Stunde an zählte Madame Bazaine zu den Tod-

XIV.

(Seite 132.)

feinden der armen Alice, und so sehr haßte sie ihre vermeintliche Nebenbuhlerin, daß sie von nun an nie mehr für Miß Alice zu Hause war, selbst nicht an als offen bekannten Empfangsabenden.

Miß Alice Brown ließ sich aber hierdurch nicht irre machen. Sie wußte den Marschall fast jeden zweiten Tag irgendwo, sei es auf der Alameda, auf dem Paseo de la Viga, oder bei der wöchentlichen Garnisonsparade, wie zufällig zu treffen, und Bazaine, welchem diese so häufigen Begegnungen offenbar schon längst aufgefallen waren, ging denselben durchaus nicht aus dem Wege. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, der Gegenstand der ausschließlichen Bewunderung von Miß Alice zu sein, für welche sich sein gesammtes Offiziercorps mit größtem Vergnügen die Hälse gebrochen hätte.

Aber obgleich es darunter so viele schöne, ebenso tapfere als liebenswürdige Männer von musterhafter Wohlerzogenheit gab, so konnte doch kein einziger sich auch nur eines einzigen Blickes der Aufmunterung von Seite Alicens rühmen, deren Sprödigkeit gegen das männliche Geschlecht beinahe rauhe, verletzende Formen annahm, wodurch der schneidende Contrast zu ihrer unverhüllten Neigung für den Marschall en Chef nur um so augenfälliger wurde.

Am 10. April 1866 schritt der Marschall Bazaine in lebhafter Bewegung in seinem Arbeitszimmer auf und ab. — In einer Ecke des Gemaches stand in sehr bescheidener, ja devoter Haltung ein Mann von etwa fünfundfünfzig Jahren, dessen schlaue Fuchsphysiognomie und graue, unstät umherirrende Katzenaugen einen sehr unheimlichen Eindruck hervorbrachten, obgleich seinen fein geschnittenen Mund fortwährend ein süßes, sanftes Lächeln umspielte, und seine Stimme sehr weich und einschmeichelnd zu klingen pflegte.

Sein ganzes Wesen war aber derart affectirt freundlich und geschmeidig, daß auch ein schlechter Menschenkenner diesem Manne gegenüber gar bald mißtrauisch und zurückhaltend wurde, sobald man nur einmal die Ehre gehabt ihn durch einige Tage etwas aus der Nähe und unter verschiedenen Verhältnissen zu beobachten.

Dieser Herr war Niemand Anderer als der in Mexiko ebenso gehaßte als gefürchtete Monsieur Graffini, ein Corsicaner, mithin von Haus aus zum napoleonischen Mouchard geboren und seines Zeichens in der That der Chef der für Mexiko eigends organisirten geheimen französischen Polizei.

Nützen konnte Monsieur Graffini nur wenig, sehr wenig,

besaß auch dazu gar keinen Willen, aber schaden, viel schaden, wenigstens molestiren konnte er Jedermann und in dieser Richtung leistete er Großes, selbst zu seinem bloßen Privatvergnügen, wenn gerade keine dienstlichen Motive vorlagen. Ueberdies hielt es sehr leicht sich Grassini zum Todfeind zu machen; man durfte ihn nur ein einziges Mal ganz arglos mit Signore, wie es doch ganz gut zu seinem echt italienischen Namen paßte, statt mit Monsieur ansprechen und man konnte seines ausgezeichnetsten, unversöhnlichsten Hasses gewiß sein, ohne daß man jedoch hiervon das allermindeste zu merken bekam, denn Grassini war immer um so freundlicher und liebenswürdiger, je mehr er darauf ausging, Jemanden so recht gründlich zu verderben. Wie alle Corsicaner, welche ihre Abstammung verleugnen, um an der französischen Gloire theilzunehmen, geberdete er sich stets als Franzose sans pareil und schwärmte mit jenem souperfanatischen Eifer, der alle Apostaten und Renegaten kennzeichnet, für eine Nation, deren Sprache er erst mit seinem zwanzigsten Lebensjahre, als er in die französische Armee eingereiht wurde, zu erlernen begonnen. Bereits in den Reihen seines Regimentes zeichnete er sich durch die Vortrefflichkeit seiner geheimen Dienste aus, wie es denn wirklich seit achtzehn Jahren in der französischen Armee Sitte geworden ist, die Corsicaner, auf deren ausgezeichnetes Talent für den Polizeidienst und Anhänglichkeit an ihre Landsleute, die Napoleoniden, man mit Bestimmtheit rechnen kann, in der ganzen Armee zu vertheilen, so daß es fast kein einziges Bataillon gibt, in welchem nicht wenigstens drei bis fünf unwürdige Landsleute des edlen Paoli als geheime Aufpasser über ihre Cameraden aufgestellt sind.

Aus diesen Leuten rekrutirt sich mit Vorliebe die geheime französische Staatspolizei. Namentlich haben diese corsicanischen Agenten den napoleonischen Intriguen in Italien höchst wesentlichen Vorschub geleistet und der mazzinistischen Partei bei zahllosen Gelegenheiten mit Erfolg contreminirt, sowie Napoleon III. mehrfachen, von Italianissimi angestifteten Attentaten auf sein Leben, nur durch die Umsicht und Wachsamkeit seiner geheimen corsicanischen Leibwache entgangen ist.

„Mein Herr," sagte endlich der Marschall, nachdem seine lautlose Zimmerpromenade wohl ein Viertelstündchen gedauert, während welcher Zeit Monsieur Grassini mit unverwüstlicher Geduld seinen abseitigen Platz behauptet hatte, „mein Herr, ich möchte Sie gewarnt haben, mich mit Märchen unterhalten zu wollen. Dazu ist meine Zeit viel zu kostbar. Lächerlich! Dieser armen Miß Alice Brown aufzubürden, daß

sie eine juaristische Agentin, eine intime Freundin des vermaledeiten Porfirio Diaz sei. — Nochmals — lassen Sie mich in Zukunft ungeschoren mit derlei albernen Vermuthungen, wenn Sie keine Beweise in Händen haben."

„Wenn ich die Beweise bereits in Händen hätte," entgegnete Monsieur Graffini mit unverwüstlicher Ruhe, „würde ich Euer Excellenz mit meinem jetzigen Berichte gar nicht belästigt haben, sondern Miß Alice Brown bereits unter Schloß und Riegel halten—"

„Was wollten Sie sich unterfangen?" schrie Bazaine, fast außer sich, „das werden Sie nun und nimmer thun, unter keiner Bedingung, verstehen Sie mich, mein Herr, unter keiner Bedingung, ohne vorerst meine ausdrückliche Genehmigung eingeholt zu haben."

Monsieur Graffini verbeugte sich leicht und erwiderte trocken:

„Insoferne es meine Dienstpflicht gestattet, soll dem Wunsche Euer Excellenz nachgekommen werden."

„Was faseln Sie da, Sie alberner Mensch, von einem Wunsche; Befehl, hören Sie, Befehl hätten Sie sagen sollen, denn ich bin der Herr und Gebieter von Mexiko, und ich, der ich mir in gewisse Dinge selbst vom Kaiser Max nichts darein reden lasse, ich, ein Marschall von Frankreich, werde etwa meine Entschließungen von dem Gutachten eines Mouchard abhängig machen? Mein Herr! Ich weiß für den Augenblick wahrlich nicht, soll ich Sie für mehr frech als dumm, oder für mehr dumm als frech ansehen. Jedenfalls wollen Sie sich diese Lection ein für alle Mal etwas zu Gemüthe führen. Adieu, mon cher!"

In Graffini's Augen blitzte es unheimlich, sein Blut kochte vor Wuth und sein tödtlich beleidigter Stolz schwur dem Marschall unversöhnliche Rache, die Rache eines Corsen. Nichtsdestoweniger beherrschte er den Sturm in seinem Inneren meisterhaft und schied mit einer tiefen Verbeugung.

Der Marschall athmete erleichtert auf, als Graffini sich entfernt hatte.

„Der Kerl wird mich schön anschwärzen in Paris," sagte er zu sich, „und ich that vielleicht doch etwas unklug, diesen gefährlichen Menschen mir zum Todfeinde zu machen; auf alle Fälle will ich Gewißheit haben, ob seine Anklagen wirklich begründet sind oder nicht. Wenn ja, leider ja, so muß das arme Kind gewarnt, zur Entfernung aus Mexiko bestimmt werden, denn ehe zwei Monate vergehen, wird der elende Schurke Graffini von Paris directe Befehle sich erschlichen

haben. — Aber wen soll ich nur in dieser kitzlichen Affaire in's Vertrauen ziehen?“ — — —

Bazaine schritt nachdenkend mehrere Male auf und ab.

„Ja, Altamira ist der brauchbarste Mann dazu; seine Verwandtschaft mit meiner Frau tritt durchaus nicht hindernd in den Weg, denn Josefine und er sind seit zwei Monaten sehr übel auf einander zu sprechen.“

Er klingelte nach einem Diener, welchem er auftrug schnellstens zu Seiner Excellenz Don Altamira zu eilen, und denselben zu bitten sogleich den Marschall zu besuchen.

Eine kleine halbe Stunde später erschien bereits der „vielseitige Diplomat“, der heute ganz wider seine Gewohnheit und wider seinen Willen einige Scheu und Aengstlichkeit in seinem Benehmen merken ließ. — Offenbar hatte er etwas Schlimmes auf dem Gewissen, womit er seine plötzliche Berufung in das französische Commandanturgebäude in Verbindung brachte. Er gewann jedoch seine Sicherheit wieder, als ihm der Marschall mit der zutraulichsten und herzlichsten Freundlichkeit entgegentrat. — Der schlaue Altamira bekam es gar bald weg, daß Bazaine offenbar etwas Wichtiges auf dem Herzen lag, weshalb er sich durchaus nicht beeilte, das Gespräch selbst in Fluß zu bringen.

Nachdem man über hundert nichtige Dinge fast ein Stündchen verplaudert, wußte Bazaine geschickt die Unterhaltung auf Miß Alice Brown zu lenken.

„Sie kennen doch diese junge, schöne Dame, welche durch ihren Geist, ihre Anmuth und ihren Reichthum die Aufmerksamkeit von ganz Mexiko seit Monaten in Anspruch nimmt, wohl näher?“ warf der Marschall wie zufällig hin.

„Aha!“ dachte Altamira, daher also bläst der Wind. Wie verlegen der Herr Marschall zu Boden blickt! — „Freilich kenne ich Miß Brown,“ antwortete er dann laut, „ich versäume, wenn thunlich, keinen einzigen ihrer Empfangsabende, und mein Freund Mazzaredo läßt alle Minen springen, um sich der bezaubernden Amerikanerin bemerkbar zu machen, aber ich fürchte sehr, dieses Mal läßt der routinirte Don Juan ganz vergeblich seine Minen springen.“

„Wirklich, wirklich!“ entgegnete hastig der Marschall und seine Stimme vibrirte vor Freude, „und glauben Sie, mein lieber Cousin,“ diesen Titel gebrauchte Bazaine, seinem Verwandten Altamira gegenüber, höchst selten, und nur wenn er besonders gut gelaunt war,

„glauben Sie, daß Mazzaredo vielleicht seine Bewerbungen nur zum Scheine anstellt, um — politische Zwecke zu maskiren?"

„Da thuen Sie dem geckenhaften Dummkopf Mazzaredo allzuviel Ehre an," lachte Altamira, „er bildet sich zwar ein, ein diplomatisches Genie zu sein, und ist so albern, es ausschließlich seiner Schlauheit anzurechnen, daß er so lange seine Doppelrolle hier fortzuspielen vermag, während wir ihn jede Stunde fassen und füsiliren lassen könnten. — Der routinirte Lüstling hat es bei Miß Brown wirklich nur auf eine Eroberung abgesehen. — Wie aber kommen Sie dazu, diese Dame, welche kaum mehr als neunzehn Jahre zählen dürfte, überhaupt zur Politik in Beziehung zu bringen?"

Bazaine räusperte sich; er zögerte, diese Frage directe zu beantworten.

„Ich wohl nicht," sagte er nach einer Pause, „aber Monsieur Grassini hat es beliebt, die arme Miß auf's Korn zu nehmen, und, wie Sie wissen, pflegt dieser findige Spürhund selten eine vergebliche Jagd anzustellen."

„Ei der Tausend!" rief Altamira, den Erstaunten spielend, „da mag sich das liebe Kind freilich in Acht nehmen, zumal —"

„Zumal?" frug hastig der Marschall und hielt vor Erwartung den Athem inne.

„Zumal der Verdacht des Corsen in der That nicht ungegründet ist. Ich weiß als ganz bestimmt, daß Miß Alice von einem gewissen Osman Bey, der im Heere des Juarez die Stelle eines Obersten bekleidet, wiederholt Briefe empfangen hat und selbe hier an eine zweite Adresse befördert. An wen aber diese lautet, vermochte ich bisher nicht in Erfahrung zu bringen."

„Wer ist dieser Osman Bey?"

„Ein ehemaliger türkischer Major, der im Sommer vorigen Jahres seinen Abschied nahm und auf Verwendung des nordamerikanischen Gesandten in Constantinopel, Herrn Morris, bei Juarez in das Corps des General Ortega sogleich als Oberst eintrat. Es geschah dies zur selben Zeit, als auch mehrere Mitglieder der deutschen, polnischen und ungarischen Emigration bei Juarez Dienste nahmen."

„Ja, ja, ich erinnere mich jetzt," erwiderte Bazaine, „es befanden sich darunter auch ein Graf Nádasdy, der Bataillonsarzt Dr. Kettembeil und ein gewisser Oberst Leichterkost."

Der Marschall verfiel in tiefes Nachsinnen; endlich begann er:

„Ich hätte eine Bitte an Sie."

„Dieselbe lautet?"

„Daß Sie Miß Alice Brown warnen, denn meine Macht würde nicht ausreichen, sie vor den Klauen Grassini's zu retten, falls ihm Beweise in die Hände fielen, oder er sich von Paris directe Ordres nach seinem Geschmacke erwirkt."

„Marschall!" sagte Altamira schmunzelnd und mit den Fingern drohend, „Marschall! Ihre Bitte ist eigentlich ein — Geständniß."

„Ich werde nicht so unartig sein, Ihnen zu widersprechen, mein Freund!"

„Erstreckt sich in dieser Angelegenheit Ihre musterhafte Höflichkeit auch auf Josefine?" bemerkte Altamira boshaft.

„Herr Cousin," erwiderte Bazaine rasch und mit großem Ernste, „Sie sind auf eine falsche Fährte gerathen."

„Dann sprechen Sie in Räthseln. Die ganze Welt huldigt der Ansicht, daß Sie Miß Alice den Hof machen, und ich, nun ich habe hievon keine Ausnahme gemacht."

„Sie und die Welt haben beziehungsweise Recht, mein Freund! Jene junge Dame übt in der That auf mich einen höchst geheimnißvollen Zauber aus, den ich mir selbst nicht zu erklären vermag. Alice erweckt in mir Gefühle ganz eigenthümlicher, mir bisher ganz fremder Art. Mein heiliges Ehrenwort, Josefine begeht eine Thorheit, indem sie mit einem Wesen eifert, für das ich nur Wohlwollen, aber ein inniges, jeder noch so großen Aufopferung fähiges Wohlwollen empfinde."

„Hm!" erwiderte Altamira kopfschüttelnd, „Sie fangen erst an, Alice zu lieben, Sie haben den Kampf Ihres Gewissens noch nicht durchgekämpft, Sie lieben Josefine wirklich mehr, als Sie es bisher geahnt."

„Ueber Alles dies bin ich vollkommen im Reinen," erwiderte Bazaine mit Entschiedenheit, „ich habe mich wiederholt und strenge geprüft. Nicht ein Atom sinnlicher Regung vermag Alicen's Nähe in mir zu erwecken; überdies bin ich doch auch schon über jene Jahre hinaus, in denen das Herz mit dem Kopfe durchzugehen vermag; zudem habe ich mir in Amor's Diensten mein Lebelang eine so allseitige und umfassende Praxis und Routine erworben, daß, selbst wenn das Sprichwort: „Alter schützt vor Thorheit nicht", überhaupt auch auf mich Anwendung finden könnte, wenigstens mir das eine klar sein müßte, ob ich die holde Miß liebe oder nicht."

„Wenn es sich wirklich so verhält, werde ich so frei sein, Euer Excellenz auf die Probe zu stellen."

„Wodurch?" frug der Marschall nicht ohne Neugierde.

„Ich werde der Miß Alice Brown allen Ernstes den Hof machen, um ihre Hand bitten und mit beiden Händen zugreifen, wenn sie meine Bewerbungen nicht zurückweist. — Gonzales, mein einziger Sohn, verehlicht sich dieser Tage, und gesonnen, mich demnächst von den öffentlichen Geschäften gänzlich zurückzuziehen, möchte ich meine schönsten Mannesjahre nicht einsam vertrauern."

Altamira, welchem es mit diesen Worten theilweise, wenigstens was seine Absichten auf die schöne Fremde betraf, vollkommen Ernst war, fixirte, während er sprach, scharf den Marschall, als wollte er dessen innerste Gedanken errathen.

„Es wird mich von Herzen freuen, wenn Sie reussiren und Alice glücklich zu machen im Stande sind," sprach Bazaine, ohne sich zu bedenken, mit größter Aufrichtigkeit.

Der „vielseitige Diplomat" staunte. — Er kannte seinen Herrn Vetter viel zu genau, um voraussetzen zu können, daß derselbe etwa Comödie spiele. Um sich jedoch vollkommen zu vergewissern, sagte er:

„Excellenz! Es ist mir vollkommen Ernst mit meinen Absichten auf Alice, und ich würde sehr bedauern, wenn sich in dieser Beziehung Ihre Ansichten späterhin ändern, oder Ihre früheren Worte nicht mit Ihren wahren Gesinnungen übereinstimmen sollten."

„Und ich wiederhole Ihnen, daß ich die Stunde segnen werde, in welcher Sie Alice als glückliche Braut heimführen, und darum spreche ich nochmals meine dringende Bitte aus, warnen Sie das arme Kind vor allen weiteren politischen Intriguen, stehen Sie ihm rathend und helfend zur Seite, damit der Vampyr Grassini nicht heute oder morgen Gelegenheit finde, an ihr die tödtliche Beleidigung zu rächen, die ich diesem Scheusale heute in etwas unbesonnener Aufwallung angethan."

„Ich hoffe Ihren Erwartungen zu entsprechen, und Madame Josefine wird vernünftig genug sein, nach meiner Verehelichung mit der schönen Amerikanerin um so mehr ihre unsinnige Eifersucht zu Grabe zu tragen, als ich gleich nach der Hochzeit für immer Mexiko den Rücken kehren und mich in den vereinigten Staaten ansiedeln würde."

Auch mit diesen Worten war es dem „vielseitigen Diplomaten"

theilweise Ernst, denn bis zu dem angedeuteten Augenblicke hoffte er bereits an Mazzaredo furchtbare Rache genommen zu haben.

Altamira stand vom Sopha auf und wollte sich empfehlen. Bazaine hielt ihn zurück, nahm von seinem Schreibtische einige Papiere und hielt selbe seinem Herrn Vetter zum Lesen hin.

Der „vielseitige Diplomat" verfärbte sich leicht, und mit erzwungener Ruhe sagte er:

„Ein Freund in Veracruz hat mir darüber bereits vor ein paar Tagen geschrieben, und ich glaubte nicht, daß diese Protocolle schon in Ihren Händen seien. Verleumdung, pure Verleumdung!"

„Das will ich meinen!" lächelte Bazaine, „aber immerhin ein Glück für Sie, daß die Aussagen der drei Spitzbuben von einem französischen Kriegsgerichte aufgenommen wurden und daher mir in die Hände fielen. Wie Sie wissen, ist der Kaiser über das Attentat am Riofrio, welches dem armen Baron d'Huart das Leben kostete, noch immer im höchsten Grade aufgebracht. Es wäre für Sie ziemlich fatal, wenn man im Regierungspalaste von dem Inhalte dieser Schriften hier je etwas erführe, denn die drei Banditen, welche in Veracruz in Verwahrung sitzen, haben in der Anhoffnung, sich das Leben zu retten, ganz bestimmt ausgesagt, daß Sie, mein Freund und Vetter, es gewesen, der den ganzen Ueberfall arrangirte. Natürlich ist das nichts als eine ehrlose Verleumdung, wie Sie schon selbst ganz treffend bemerkten, und die drei Strolche sollen dafür auch exemplarisch büßen."

Nach diesen Worten hielt der Marschall die Protocolle an das Licht, welches fortwährend zum Anzünden der Cigarren und zum Siegeln der Briefe brannte, und ließ dann die lichterloh aufflackernden Papiere in den Kamin wandern.

Der Marschall setzte sich hierauf zu seinem Schreibtische, und während er ein Blatt Papier zurecht legte, sagte er lachend zu Altamira:

„Sehen Sie selbst nach, daß in der „Regiſtratur" dort (damit meinte er den Kamin), alles in der Ordnung zu Ende geht, ich werde indeß den drei vorlauten Strolchen ihren Denunciantenlohn anweisen."

In weniger als fünf Minuten hatte der Marschall die präcis lautende Ordre ausgefertigt, die am 2. April 1866 in Veracruz eingelieferten Manuel Delgado, Donaciano Montes und Quirino Pastor, welche geständig waren, an dem bei Riofrio am 4. März stattgehabten Ueberfalle der belgischen Gesandtschaft theilge-

nommen zu haben, ohne Verzug, im Sinne des kaiserlichen Decretes vom 3. October 1865, zu erschießen, sämmtliche auf diese Angelegenheit Bezug nehmenden Acten sogleich einzusenden und einen ähnlichen Vorgang auch hinsichtlich aller übrigen Banditen, welche wegen des in Rede stehenden Attentates aufgegriffen würden und Aussagen abgeben sollten, genau zu befolgen.

„Marschall," rief Altamira, welchem diese durchgreifende Verfügung einen großen Stein vom Herzen nahm, „Marschall, Sie sollen mit Ihrem Vermittler auch in Zukunft zufrieden sein."

„Es dürfte jedoch," bemerkte Bazaine etwas spitz, „nicht schaden, wenn Sie in Hinkunft bei derlei Affairen etwas vorsichtiger zu Werke gingen. Wie Sie sehen, war Ihr Bestreben, Monsignore Labastida gefällig zu sein, nicht so ganz ohne Gefahr."

Altamira wollte eine Einwendung machen, seine intimen Beziehungen zum Erzbischofe standhaft leugnen, aber Bazaine ließ ihn nicht zum Worte kommen und sagte, sich zum Abschiede höflich verneigend:

„Wenn Sie es gerade durchaus haben wollen, werde ich morgen Monsieur Graffini zu Ihnen senden; er kann Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, wie Alles, so recht hübsch unter der Hand vor sich gegangen."

Ziemlich verwirrt und beschämt trat der „vielseitige Diplomat", der einen Theil seiner Schliche und Irrgänge der Entdeckung preisgegeben sah, seinen Rückzug an.

„Es ist höchste Zeit," murmelte er, nicht minder besorgt als verdrießlich, vor sich hin, als sein Wagen die Richtung nach dem Regierungspalaste nahm, „es ist höchste Zeit, daß ich, der Allerweltvermittler, endlich auch für mich zu einem Resultate gelange."

X.

Unerwartet.

Señora Malpica, im hohen Grade erzürnt über die eifrigen Bemühungen ihres flatterhaften Don Juan um die Gunst der schönen Alice Brown, hatte gegen Anfang April 1866 wieder die Haupt-

stadt verlassen und sich, wie gewöhnlich in derlei Fällen, nach Puebla zurückgezogen.

Das Zerwürfniß zwischen ihr und Mazzaredo war dieses Mal weit ernster, als es derartige Anlässe seither mit sich zu bringen pflegten, denn der Herr General hatte nicht einmal pro forma den Versuch gemacht, seine Freundin zurückzuhalten.

Zu dieser brusquen Haltung wurde Mazzaredo durch ein Motiv bestimmt, welches ihm gewissermaßen zur Ehre gereichte. Sein sonst so verrottetes Herz begann immer lebhafter die edlen Regungen einer väterlichen Zuneigung für seine natürliche Tochter zu empfinden, und da die pesthauchende Moral der unnatürlichen Mutter der holden, zarten Knospe, Estefania genannt, über kurz oder lang das süße, ätzende Gift der Verführung und der Verworfenheit einzuimpfen drohen konnte, sah er seine vieljährige Buhlerin sogar mit großem Behagen von Mexiko scheiden, dabei von dem aufrichtigen Wunsche beseelt, daß diese Trennung eine immerwährende sein möge.

Estefania selbst fühlte nicht den mindesten Schmerz über die Entfernung ihrer Mutter, denn seit ihrer Geburt war sie in Allem keine sechs Monate um sie gewesen, und das Gedächtniß des jungen Mädchens strengte sich ganz vergebens an, sich auch nur auf einen einzigen Beweis von Zärtlichkeit und liebevoller Fürsorge, der ihr je von ihrer Mutter zu Theil geworden wäre, zu entsinnen. — Señora Pepita sah in ihrem Kinde von jeher nur eine Last, eine lebende Erinnerung an ihre Schmach, ein Wesen, das sie beständig zu Vergleichen zwischen der natürlichen Schönheit der reifenden Jugend und der mühsam erkünstelten Conservirung ihrer halbverwelkten Reize zwang, und sie überdies an alle jene Tugenden mahnte, mit denen sie ihrer Tochter als Vorbild hätte vorangehen sollen, während sie ganz im Gegentheile alle Ehrbarkeit von jeher mit Füßen getreten.

Außerdem war ja Estefania nicht nur verliebt, sondern auch verlobt. Binnen wenigen Tagen sollte ihre Vermälung mit Gonzales stattfinden. — Der alte Malpica geberdete sich schon seit vier Wochen beinahe wie närrisch vor Freude über den schönen Tag, wo die Hände der lieben Kinder endlich zusammengegeben werden sollten, und er dadurch wirklicher Anwart auf eine Großvaterschaft wurde.

Ueber das einst so sonnenhelle Glück der jungen Brautleute glitten jedoch seit einiger Zeit dann und wann düstere Wolken dahin. Gonzales gab sich Estefania gegenüber sehr oft außerordent-

lich gereizt und aufbrausend, und seine Augen schossen stets Blitze des ingrimmigsten Hasses und der verzehrendsten Eifersucht, sobald er Mazzaredo zu Gesichte bekam, der sich schon seit mehreren Wochen gänzlich in Malpica's Villa einquartirt hatte und fast den ganzen Tag in Estefania's Gesellschaft weilte, — das Mädchen duldete Mazzaredo sehr gerne um sich, denn er wußte vortrefflich eine Unterhaltung an- und fortzuspinnen, und ihr gegenüber benahm er sich stets so anständig, ja würdevoll, so väterlich wohlwollend, daß sie in ihrer engelreinen Herzensunschuld in dem oft Stunden langen Alleinsein mit dem gefährlichen Herzensbrecher weder etwas Unrechtes noch die mindeste Gefahr erblickte. — Ganz derselben Ansicht huldigte in diesem Punkte auch Malpica, welchen sein Freund und politischer Apostel Altamira seit einiger Zeit wieder sehr viel in der höheren Diplomatie beschäftigte. — Der alte Einfaltspinsel wußte zwar vom Hörensagen, daß sein lieber Hausfreund ein etwas lockerer Zeisig sei, aber daß Mazzaredo seine treue Pepita oder gar Estefania zum Objecte sündiger Absicht machen könnte, hielt er für absolut unmöglich, und daher auch gar keinen näheren Erwägung werth. — Uebrigens hatten nicht nur die Aussichten auf die nahe Hochzeit Estefania's, sondern auch der Guadalupe-Orden, welchen ihm Altamira vor Kurzem verschafft, seinen ohnehin etwas schwachen Verstand beinahe krankhaft alterirt.

Mit Decorationen war überhaupt das junge Kaiserreich äußerst freigebig. Fast jede Nummer des „Diario del Imperio" enthielt massenhafte Verleihungen von Orden und Verdienstmedaillen aller Gattungen. — In dieser Richtung wurde von Seite der kaiserlichen Regierung in der That das Aeußerste geleistet um die Mexikaner zu einem „ausgezeichneten" Volke zu machen. —

Einem sehr schwülen Nachmittage war ein wundervoller Abend gefolgt. Kurz vor Sonnenuntergang hatte ein tüchtiger, aber schnell vorübergehender Platzregen die Luft gereinigt und erfrischt und wie Millionen Diamanten flimmerten die schweren Tropfen an den Blättern und Blumen in der scheidenden Abendröthe. — Der Himmel blieb klar und rein, weshalb die Sterne ein magisches Licht über die erquickte Natur ausgoßen, ungeachtet des Mondes Aufgang erst etwas später zu erwarten stand.

Estefania stand an dem offenen Fenster des Salons und blickte träumerisch in den Garten hinab.

„Ach wie schade!" murmelte sie und ein Seufzer stahl sich über

ihre Lippen, „ach wie schade, daß Gonzales heute nicht kommt. Wie schön wäre jetzt eine Promenade an seiner Seite durch den weiten Park, wie traulich würden wir schließlich in unserem kleinen Kiosk ein Stündchen verplaudern — vielleicht auch nicht," setzte das holde Kind betrübt bei, „denn mein Geliebter ist seit wenigen Wochen so mürrisch und auffahrend gegen mich, ja manchmal beschleicht mich Angst und Zittern, wenn ich in sein Auge blicke, das ich ganz verändert finde — mein Gott, mein Gott, was mag ihm wohl begegnet sein? Bin ich daran Schuld? Nein, nein, nein; ich liebe ihn so treu und innig wie immer, oder, kaum wage ich es zu denken, oder sollte er mich weniger lieben, weil ich so schwach gewesen ihm Alles zu gewähren? Ach, heilige Jungfrau, warum hast Du mich in jener Stunde verlassen, obwohl ich Dich immer so heiß gebeten mir Standhaftigkeit einzuflößen! — —"

Das Selbstgespräch Estefania's wurde durch den Eintritt Mazzaredo's gestört.

„Oho!" rief er mit wahrer Theilnahme und trat näher. „Señorita weint? Ich kann mir wohl denken warum. Der Herr Bräutigam ist gestern wirklich etwas allzu gereizt gewesen — ei, ei! Wie wird das erst nach der Hochzeit werden!"

„Sie haben Recht, General!" erwiderte Estefania traurig, „ich zittere seit Kurzem vor der Zukunft, die mir bisher nur im rosigsten Lichte erschien. Ein schrecklicher, unerträglicher Gedanke beginnt mich Tag und Nacht immer mehr zu quälen, der Gedanke, daß ich nicht im Stande sein werde, Gonzales glücklich zu machen, ich, die ihn so unendlich liebe, ich, die ich bereit wäre ihn mit meinem Herzblute zu laben, ich, die ich alles —" hier stockte Estefania; ihre Wangen wurden purpurroth und ihr Blick suchte verschämt den Boden. Ihre Extase hätte sie bald zu einem Geständnisse hingerissen.

„Ach!" fuhr sie nach einer Pause schluchzend fort, „wenn ich doch nur eine Mutter hätte, eine Mutter, eine Mutter! Der kann eine Tochter Alles, Alles sagen!"

„Haben Sie zu Señor Malpica kein Vertrauen?" frug Mazzaredo sanft. Der Schmerz Estefania's griff ihn weit mehr an als er es merken lassen durfte.

„Wie gut, wie herzlich ist mein Vater stets gegen mich gewesen, wie zärtlich liebt er mich, aber eine Mutter vermag er mir doch nicht zu ersetzen," rief Estefania, „ja ich verehre ihn als meinen Wohlthäter, aber, wollen Sie es glauben, General, zwischen ihm und mir

gibt es etwas Fremdes, ich fühle dies nur zu bestimmt und erschrecke selbst darüber. Sollte meine Brust wirklich ein undankbares Gemüth bergen, sollte meine wahnsinnige Liebe zu Gonzales alle anderen Regungen meines Herzens ausschließlich beherrschen? Nein, nein, noch bevor ich mir bewußt geworden, daß ich meinem Gonzales etwas anderes sei als eine Schwester, eine Spielgenossin, habe ich meinen Vater nur bis zu einem gewissen Grade in mein Herz geschlossen, ich würde lügen, wenn ich vorgäbe fähig zu sein ihn unbedingt zu lieben."

Mazzaredo war durch diese im leidenschaftlichen Tone gesprochenen Worte des jungen Mädchens im höchsten Grade ebenso betroffen als — erfreut. — Schon lange schmerzte es ihn, daß er seiner natürlichen Tochter als Fremder erscheinen mußte und trotz seines leichtfertigen Wesens empörte sich doch sein Inneres über die unglaubliche Herzlosigkeit, mit der seine Buhlgenossin die arme Estefania von der Geburt an behandelt hatte. — Seine Tochter stand thatsächlich allein und verlassen in der Welt, ungeachtet des Glanzes ihrer äußeren Verhältnisse; auch Señor Malpica bekümmerte sich um Estefania um so weniger, je älter dieselbe wurde, denn dieser Einfaltspinsel glaubte, er würde ihre persönliche Freiheit beeinträchtigen, wenn er sie nicht in all' und jedem nach Belieben schalten und walten ließe, und erachtete seine Vaterpflichten vollkommen erfüllt, wenn er sein Wunderkind, so oft er es zu Gesicht bekam, recht hätschelte und demselben das überschwenglichste Lob spendete. — Da ferner Estefania Alles besaß und erhielt, was sie sich nur immer wünschte, so schwor der Tropf Malpica, daß sein Kind noch glücklicher zu machen, unmöglich wäre, denn von Bedürfnissen des Geistes und des Herzens hatte der alte Campeche-Holzhändler keine Ahnung.

Mazzaredo schritt einige Male gedankenvoll auf und ab. Er rang nach einem Entschlusse. Endlich blieb er vor Estefania, die kummervoll nach dem klaren Sternenhimmel hinauf blickte, stehen und sagte in einem bei ihm ganz ungewöhnlich ernsten Tone:

„Señorita! Hegen Sie zu mir Vertrauen, volles, unbedingtes Vertrauen?"

„Ganz gewiß, Señor," entgegnete Estefania etwas verwundert über die feierliche Miene und Haltung des Generals, „doch — wozu diese Frage? Sie wissen ja, daß ich schon als Kind stets eine besondere Zuneigung für Sie gefühlt, daß ich, die ich immer gegen Fremde außerordentlich scheu gethan, bei Ihnen eine auffallende Ausnahme gemacht, die ich mir, offen gesagt, selbst nicht zu erklären vermag."

„Diese Erklärung soll sich nunmehr finden," sprach Mazzaredo nicht ohne Beklemmung, „aber, was ich Ihnen mitzutheilen habe, Señorita, ist von ausnehmend delicater Natur und es liegt in Ihrem eigenen Interesse, daß wir nicht etwa von neugierigen Dienern belauscht werden. — Begeben wir uns also nach dem Garten. — Der herrliche Abend paßt wundervoll zu dem großen Geheimnisse, das ich Ihnen endlich anvertrauen will."

Estefania blickte eine Weile ganz erstaunt den Sprecher an, dessen Stimme weich klang und merklich zitterte. „Kommen Sie, General!" sagte sie endlich und nahm Mazzaredo's Arm an.

Als man an den im Erdgeschosse liegenden Gemächern, welche Mazzaredo bewohnte, vorbeikam, bat der General seine Begleiterin, einen Augenblick zu verziehen und trat in seine Wohnung. — Eine Minute später kehrte er mit mehreren Briefen in der Hand zurück.

„Diese Papiere," sagte er ernst, „werden mir ein peinliches Geständniß ersparen, indem sie Ihnen, meine liebe Estefania mit einem Schlage die Situation klar machen. Ich hoffe zu Gott, daß Sie den Rückweg an meiner Seite nicht mit bitteren Gefühlen im Herzen antreten, sondern sich in das Unabänderliche fügen, mir und Ihrer Mutter verzeihen werden."

Estefania hielt im Gehen inne.

„Ich weiß nicht," sagte sie, „ob ich Recht thue, Ihnen zu folgen, General; es wäre schrecklich, wenn Sie etwas Böses mit mir vor hätten, schrecklich, wenn ich Sie, dem ich bisher wie einem alten Freunde, ja fast wie einem Vater gewogen war, fürchten, hassen müßte."

Mazzaredo begnügte sich, Estefania gerade und fest in's Auge zu blicken.

„Ich bin albern geworden!" lächelte das Mädchen und vertrauungsvoll legte sie mit diesen Worten wieder ihre kleine Hand auf Mazzaredo's Arm.

Einige Minuten später kam man an einer Gartenbank vorbei, welche nach zwei Seiten von dichtem Gebüsche umgeben war.

„Ich hoffe, daß Ihre jungen Augen im Stande sein werden, diese Briefe durchzulesen," begann Mazzaredo, zugleich seine Begleiterin durch eine Handbewegung einladend auf der Gartenbank Platz zu nehmen, „der Mond nimmt eben seinen Aufgang und die Schriftzüge sind ziemlich stark, ungeachtet der zarten Hand, von welcher sie stammen."

Estefania ließ ihren Blick über die ihr von Mazzaredo

dargereichten Briefe gleiten und rief: „Das ist ja die Handschrift meiner Mutter."

„So ist es, Estefania, und ich befürchte sehr, daß Sie alsbald ausrufen werden — leider!"

Während Estefania klopfenden Herzens die Briefe ihrer Mutter entgegennimmt, und den zu oberst liegenden mit zitternder Hand aufschlägt, wollen wir uns mit zwei Gestalten, welche geräuschlosen Trittes dem General und seiner natürlichen Tochter vom Wohngebäude an nachgeschlichen, beschäftigen.

Beide sind in lange, dunkle Mäntel gehüllt, und ihre gleichfalls dunklen, breitkrämpigen Hüte haben sie in das Gesicht tief herabgedrückt. Die Scheiden ihrer langen Degen ragen einige Zoll unter den Mänteln hervor.

„Hierher, hierher!" flüsterte der ältere der beiden Männer, als man in einer Entfernung von etwa dreißig Schritten die Gartenbank gewahrte, wo Estefania in fieberhafter Aufregung beim matten Mondeslichte soeben die Correspondenz ihrer ehrenwerthen Frau Mama durchflog — „hier hinter diesem Gebüsche vermögen wir Alles genau zu beobachten, ohne selbst gesehen zu werden."

Der Jüngere folgte dieser Weisung, ohne ein Wort zu erwidern, aber seine Zähne knirschten hörbar.

„Vergiß nicht die neue Finte, die ich Dir erst vor drei Tagen gelehrt; Mazzaredo ist ein guter, geübter Fechter, Du könntest sonst leicht den Kürzeren ziehen," mahnte dumpfen Tones der Aeltere.

„Was liegt mir noch am Leben," entgegnete der Jüngere mit vor Wuth bebender Stimme, „aber warte nur, elender Verführer, Du sollst keinen Knaben vor Dir haben; eine Faust von Stahl wird meine Klinge führen, und mit der Wollust eines Tigers will ich Dein Blut saufen, Du Ungeheuer!"

„Stille, stille!" gebot der Aeltere, „ein einziger verrätherischer Laut würde das holde Pärchen warnen, das wir belauschen wollen."

Der Jüngere sprach kein Wort weiter, aber er warf seinen Mantel von sich, legte die rechte Hand an den Griff seines Degens und starrte mit glühenden Blicken hinüber über die Wiese nach der Gartenbank.

Mit verschränkten Armen und den Rücken dem Boschetto zugekehrt, wo die zwei Lauscher sich versteckt hielten, stand Mazzaredo vor Estefania, welche soeben mit der Durchsicht der Briefe zu Ende

gekommen war und, in helle Thränen ausbrechend, auf den General zu stürzte, dessen Nacken sie mit beiden Händen umschlang.

„Mein Vater, mein Vater!“ hauchte sie, „darum also war ich Dir schon von Kindesbeinen an gar so gut; ach Mutter, Mutter, was hast Du gethan!“

Mechanisch gab sie Mazzaredo die Briefe zurück, welche nicht den mindesten Zweifel gestatteten, daß der gutmüthige Malpica nur ihr Pflegevater, der General aber ihr Erzeuger sei.

Mazzaredo steckte die Briefe in seine Seitentasche und wollte nun Estefania, welche noch immer weinend an seinem Halse hing, die Nothwendigkeit auseinandersetzen, ihr diese Enthüllung gemacht zu haben. —

Da fuhr plötzlich das Mädchen, laut aufkreischend, zusammen. — Sie hatte Gonzales mit gezücktem Degen, wie einen Rasenden aus dem Boschetto heranstürmen gesehen. — In wenigen Sätzen erreichte der junge Mann die Gartenbank, in deren Nähe Mazzaredo und Estefania sich befanden.

Der General, der etwas kurzsichtig war, erkannte Gonzales nicht sogleich, aber er sah einen Degen ganz in seiner Nähe blinken, und indem daher auch er den seinigen ohne langes Besinnen entblößte, stellte er sich in Fechterpositur.

Gonzales zögerte keinen Augenblick auf den vermeintlichen Verführer seiner Braut mit Ungestüm einzudringen. — Jetzt erst gewahrte Mazzaredo, wen er vor sich habe, und begriff den unseligen Irrthum, von welchem Altamira's Sohn geblendet war.

„Halten Sie ein, Gonzales!“ rief er, „halten Sie ein, Sie sind im Irrthume, ich schwöre Ihnen —“

„Schweige, elender Schuft!“ schäumte Gonzales, und ein Degenstich saß in des Generals rechtem Oberarme; Mazzaredo, der sich bis jetzt auf die Defensive beschränkt hatte, erkannte plötzlich, daß sein Gegner nicht nur meisterhaft die Klinge handhabte, sondern auch es auf sein Leben abgesehen hatte.

„Nochmals, Gonzales!“ schrie er mit Energie, „halten Sie ein; nur fünf Minuten und Sie werden Ihren schrecklichen Irrthum bedauern — Estefania ist —

„Ihre Metze!“ heulte Gonzales und drang noch wüthender als zuvor auf den General ein, dessen Fuß an den Leib seiner ohnmächtig gewordenen Tochter stieß.

Diese Wahrnehmung, der Schmerz, den ihm seine Wunde verursachte, die erlittene Beschimpfung und die Gewißheit, daß ihn sein Gegner ohne Gnade durchbohren werde, falls er sich die mindeste Blöße gebe, versetzten Mazzaredo gleichfalls in die Hitze.

Durch eine geschickte Wendung veränderte er den Kampfplatz, so daß die ohnmächtige Estefania nicht mehr Gefahr lief, vielleicht schon in der nächsten Minute von dem Blute des einen oder des anderen tödtlich getroffenen Streiters besudelt zu werden.

„Ha, ha!" kicherte Altamira in seinem Verstecke mit teuflischem Behagen und rieb sich schadenfroh die Hände, „ha, ha, dieses Duell zwischen Vater und Sohn müßte selbst Beelzebub entzücken; so viele Jahre habe ich diesem Augenblicke entgegengeharrt, und endlich, endlich ist er da, der Tag der Rache. — Ei, ei, schon der dritte Gang und noch keine Entscheidung — — — bravo; ich habe mich in meiner Erwartung also doch nicht getäuscht — der Bursche ist an Kraft und Ausdauer seinem Gegner nicht gewachsen; so — noch ein Paar solche zwecklose, wüthende Ausfälle, und Señor Gonzales spießt sich selbst auf die Klinge seines Herrn Papa — ha, ha, ha, wie er dann dreinsehen wird, der liebe Herr General, wenn ich hervortrete und ihm eröffne, daß er seinen eigenen Sohn getödtet, ha, ha, ha!"

Keuchend hatten beide Kämpfer einen Augenblick innegehalten. Beide bluteten bereits aus mehreren Wunden. Der nächste Gang mußte endlich die Entscheidung herbeiführen, eine Entscheidung, welche höchst wahrscheinlich in einer augenblicklichen Tödtung oder wenigstens in einer tödtlichen Verwundung bestehen mußte.

Die kurze Pause, während welcher die beiden Duellanten sich stumm und trotzig betrachteten, wollen wir benützen um dem Leser mitzutheilen, daß Altamira auf Mazzaredo's heutigen Entschluß, Estefania über das Geheimniß seiner Vaterschaft aufzuklären, nicht ohne Einfluß geblieben war, denn der „vielseitige Diplomat" hatte seinem Jugendfreunde bereits wiederholt den Wunsch zu erkennen gegeben, daß seine künftige Schwiegertochter über den wahren Sachverhalt der Dinge noch vor ihrer Hochzeit unterrichtet werden möge. — „Dadurch," sagte er zu Mazzaredo erst gestern, als beide Männer abermals insgeheim auf dieses delikate Thema zu sprechen kamen, „dadurch wird Deine Stellung den jungen Eheleuten gegenüber eine weit erfreulichere werden, aber eines muß ich mir ausbedingen, daß Gonzales erst dann in dieses Familiengeheimniß einzuweihen ist, wenn Estefania hiervon

bereits Kenntniß erlangt hat. Also lasse den morgigen Tag, wo möglich nicht unbenützt vorübergehen. Don Malpica ist auf drei Tage verreist, und damit Estefania sich ganz ungestört dem Eindrucke der Ueberraschung, welchen ihr Deine Mittheilung verursachen muß, hingeben könne, werde ich Sorge tragen, daß Gonzales morgen keinen Besuch bei seiner Braut abstattet. Gegen zehn Uhr Abends treffe ich Euch im Garten nächst dem kleinen Goldfischteiche. Richte es also so ein, daß bis zu dieser Stunde Estefania bereits von Allem unterrichtet ist."

Wie wir sahen, hatte Mazzaredo diesen guten Rath, der so sehr mit seinen eigenen Wünschen übereinstimmte, getreulich befolgt, ohne zu ahnen, welch' schändliche Nebenabsicht der rachsüchtige Altamira dabei im Schilde führte.

Der General wollte die kurze Pause, welche in dem Zweikampfe eingetreten war, abermals benützen, um Gonzales über seinen Irrthum zu belehren. Estefania lag noch immer leblos auf dem Boden; es drängte die Zeit ihr endlich Hilfe zu leisten. — Aber schon das erste Wort, welches über Mazzaredo's Lippen kam, erwiderte Gonzales mit einem kühnen Ausfalle, der auf ein Haar für seinen Gegner höchst mißlich ausfiel.

„Höll' und Teufel!" knirschte Mazzaredo, den der Degen des jungen Mannes abermals nicht unbedeutend an der Schulter verletzt hatte.

Er nahm jetzt seine ganze Kunst und Kraft zusammen und suchte Gonzales zu entwaffnen, wenigstens hatte er sich fest vorgenommen den Bräutigam seiner Tochter nicht absichtlich zu tödten; wer aber vermag in der Hitze eines solch' erbitterten Kampfes, wo der Gegner zum Aeußersten treibt, für die Folgen mit Sicherheit einzustehen.

Da wurden plötzlich die Zweige des Gebüsches hinter der Gartenbank auseinander geschlagen, eine weiß gekleidete, leicht verschleierte Frauengestalt schwebte unhörbaren Trittes inmitten zwischen die Kämpfer und wie ein Schild deckte sie mit ihrer Brust den Leib des ermatteten, aus zehn Wunden blutenden Gonzales.

Zu Tod erschrocken ließen beide Duellanten ihre Degen sinken, und von einem abergläubischen Entsetzen beherrscht, jagten sie nach entgegengesetzten Richtungen auseinander.

„Elvira's Geist!" preßte Mazzaredo, sich zur Flucht wendend und von dem Wahne befangen, die Mutter sei aus dem Grabe erstanden um ihr Kind zu schützen.

„Meine Mutter, meine Mutter!" lallte Gonzales, der in der

Erscheinung vor ihm die Aehnlichkeit der Gestalt und der Züge mit jenem lebensgroßen Bilde erkannte, das in seinem Schlafzimmer, oberhalb seines Bettes hing und zu dem er so oft in kindlicher Einfalt seine Gebete emporgesendet. — Von diesem Eindrucke und dem Blutverluste überwältigt, stürzte er leblos zu Boden, als er das Gebüsche erreicht, wo er Altamira eine Viertelstunde zuvor verlassen hatte.

Aber Altamira befand sich nicht mehr an jener Stelle. Auch er hatte die gespenstartige Erscheinung wahrgenommen und, von einem unnennbaren Grauen erfaßt, gleichfalls die Flucht ergriffen. — Wie von Furien gepeitscht, stürzte er davon und hielt nicht eher in seinem rasenden Laufe inne als bis er in die Takubastraße gelangt war, wo seine Equipage harrte. — Der erste Befehl, zu welchem sich seine wirren Sinne zusammenrafften, als er seinen Palast erreicht, lautete: Den Arzt und seinen Beichtvater zu holen. — Ersterer constatirte eine bedenkliche Alteration des ganzen Nervensystems, wogegen jedoch vor der Hand nichts drastisches verordnet werden konnte. Von praktischem Nutzen erwies sich jedoch die Anwesenheit des Heilkünstlers als kurz nach der Heimkehr Altamira's, durch zwei unbekannte Männer, eine Tragbahre mit dem leblosen Körper des armen Gonzales dem Portier übergeben wurde, worauf die Träger eilends im Dunkel der Nacht verschwanden. —

XI.

Allianzen.

Zwei Tage nach dem Rencontre zwischen Mazzaredo und Gonzales ließ sich um die Mittagsstunde ein eleganter junger Mann, dessen Züge von fast weibischer Schönheit waren, bei Madame Bazaine anmelden.

Die Karte, welche der Besucher dem Domestiquen einhändigte, trug eine Grafenkrone, unter welcher die Worte standen: Emil Comte de Fontaine.

„Ich kenne diesen Herrn nicht," sagte die Frau Marschallin kopfschüttelnd, „hat er vielleicht sein Anliegen bekannt gegeben?"

„Nein, Excellenz!“ erwiderte der Diener mit einer höchst unterwürfigen Verbeugung.

„Nun, wohlan; lassen Sie den Herrn Grafen in den kleinen Empfangssalon eintreten,“ befahl Madame Bazaine und zog sodann an einer Klingel.

Augenblicklich erschien auf der Schwelle der Thüre, welche nach dem Boudoir der Herrin des Hauses führte, eine Dame im Alter von fünfunddreißig bis vierzig Jahren. Es war die Duenna der einstigen Señorita Pepita de la Peña, nunmehrigen Gemalin des Höchstcommandirenden der französischen Truppen in Mexiko. — Eulalia, so hieß die Duenna, hatte ihre Herrin seit deren Geburt noch keine einzige Stunde verlassen, und besaß ihr vollstes Vertrauen in all und jedem.

Madame Bazaine begnügte sich, ihrer mütterlichen Freundin durch eine bloße Handbewegung anzudeuten, daß sie ihr nach dem Empfangssalon folgen möge, während sie selbst, die Visitkarte des Unbekannten zwischen den Fingern zerknüllend, bereits dahin voranschritt.

Beide Damen fixirten eine Weile aufmerksam den fremden jungen Mann, welcher sowohl in seiner Kleidung als seinen Manieren den vollendeten Gentleman an den Tag legte. — Ungeachtet seiner mittleren Statur und seines schmächtigen Gliederbaues sprangen dennoch sogleich seine überaus kleinen Füße und Hände in die Augen, sowie seine Brust ungewöhnlich stark gewölbt erschien. — Sein goldblondes Kopfhaar rollte bis auf die Schultern herab und ein sehr starker Vollbart von genau derselben Farbe umrahmte ebenso geistreiche als feingeschnittene Züge, welche sehr schön genannt werden mußten, ohne jedoch sympathisch zu sein, denn aus denselben, sowie aus den dunklen Augen sprach etwas Unheimliches, Satanisches.

Madame Bazaine ließ sich auf das Sopha nieder, Donna Eulalia nahm an ihrer Seite Platz, worauf der Fremde in Folge eines Winkes der Dame des Hauses in ehrerbietiger Entfernung sich in einen Fauteuil setzte.

„Ihr Anliegen, Herr Graf!“ bemerkte Madame Bazaine kurz.

„Betrifft Sie selbst, Excellenz,“ entgegnete der Fremde rasch, und indem er auf die Duenna einen fragenden Blick gleiten ließ, setzte er seine Worte auffallend betonend bei, „ich glaube jedoch kaum, daß der Gegenstand meiner Mittheilungen anders, als unter vier Augen erörtert werden könne.“

„Vor Donna Eulalia habe ich keine, gar keine Geheimnisse," entgegnete die Marschallin rasch, „sprechen Sie also immerhin, Herr Graf, denn ich setze als selbstverständlich voraus, daß der Grund Ihres Erscheinens an diesem Orte überhaupt nicht gegen jene Rücksichten verstoße, welche ein Mann von Stand und Bildung gleich Ihnen, Damen gegenüber, nie außer Acht lassen wird."

Der Graf verbeugte sich leicht und sagte:

„Vor Allem muß ich Euer Excellenz um die Gnade bitten, dieses Schreiben Ihres Herrn Onkels Lopez, Oberst des Regiments der Kaiserin, als mein Creditive entgegenzunehmen."

Mit diesen Worten überreichte der Graf der Marschallin ein kleines, versiegeltes Briefchen.

Madame Bazaine erbrach dasselbe und las Folgendes:

„Meine liebe Nichte!

„Der Ueberbringer Dieses, Graf Emil de Fontaine, wird hiermit Deinem Wohlwollen bestens anempfohlen. Er verdient das Vertrauen, welches er in einer, auch unsere Familie sehr nahe gehenden Angelegenheit Deiner Seits zu beanspruchen beabsichtigt. Ich bürge für seine Discretion.

Mexiko, 11. April 1866.

Dein Oheim

Miguel Lopez."

Es ist dies derselbe Lopez, welcher später als Verräther eine so traurige Berühmtheit erlangt hat. — Er galt bei seiner Nichte sehr viel, da er und Altamira es gewesen, welche trotz anfänglich großer Hindernisse ihre Heirat mit dem Marschall dennoch zu Stande gebracht hatten; dafür ließ Madame Bazaine ihrem Gemale keine Ruhe, bis er nicht ihrem lieben Onkel das Offizierskreuz der Ehrenlegion an die Brust geheftet hatte. — Eine Hand wäscht die andere.

„Nun?" frug Madame Bazaine erwartungsvoll; das Billet-doux hatte ihre Neugierde gereizt.

„Die Ursache, warum ich mir die Freiheit nahm, Euer Excellenz um Gehör zu bitten, ist — eine Dame," bemerkte der Fremde mit beinahe affectirter Bedächtigkeit.

„Eine Dame?" rief etwas verwundert Madame Bazaine.

„Ja wohl, Excellenz, eine Dame — sie heißt Alice Brown."

Die Marschallin fuhr leicht zusammen, kniff die Lippe und erwiderte dann ziemlich unwillig:

„Was geht diese — Person mich an? Und wer, frage ich, gibt Ihnen ein Recht, den Grund Ihres Anliegens auch auf mich zu beziehen, wie Sie vorhin zu äußern beliebten?"

„Excellenz!" antwortete Graf Fontaine ohne Zögern, „ich bedaure unendlich, Ihr Mißfallen provocirt zu haben, aber ich hoffe, daß wenige Worte genügen werden, mir Ihre Verzeihung zu erwirken."

„Ich bitte sich kurz zu fassen, Herr Graf!" sagte die Marschallin sehr trocken und spielte ungeduldig mit ihrem Taschentuche.

„Ich hege," fuhr der Fremde mit großer Sicherheit in Sprache und Haltung fort, „ich hege ein besonderes Interesse für Miß Alice, und darum kann mir deren offene und leider schon stadtkundig gewordene Inclination für eine Euer Excellenz sehr naheſtehende Persönlichkeit nicht gleichgiltig sein. Um in diese Affaire eine gründliche Abwechslung zu bringen, bin ich eben hierher gekommen. — Madame! Ich hoffe Ihrem Befehle nachgekommen zu sein, denn ich habe mich nicht nur kurz gefaßt, sondern auch der Deutlichkeit befließen."

Die Marschallin zitterte vor Aufregung; der Fremde erschien ihr plötzlich als ein Engel, den ihr der Himmel gesendet; ihr Herz schwoll vor Wonne über die Perspective, die sich in den wenigen Worten des Grafen vor ihr aufthat; ihre gehaßte Nebenbuhlerin sollte beseitigt, unschädlich gemacht werden. Nichtsdestoweniger beschloß sie, eine sehr reservirte Haltung zu beobachten, um sich keine Blöße zu geben. — Sie heuchelte daher eine stoische Ruhe, welche ihr sonst nicht eigen zu sein pflegte, und sprach:

„Ich fühle mich sehr geschmeichelt durch das Vertrauen, das Sie in mich zu setzen die Güte haben; aber Sie sind ganz und gar im Irrthume, wenn Sie in der berührten Affaire, welche für Sie, Herr Graf, immerhin aus uns nicht näher bekannten Gründen von Interesse sein mag, auch mir irgend welche Neigung zu einer Intervention im Vorhinein beimessen. Ich kann Sie versichern, mein Herr, daß jene Miß Alice Brown sich der entschiedensten Gleichgiltigkeit meinerseits nach allen Richtungen zu erfreuen hat."

„Dann," rief der Fremde mit erheucheltem Schmerz, „dann, Excellenz, bedaure ich Ihre kostbare Zeit in Anspruch genommen zu haben; ich hatte auf Ihre Mithilfe gerechnet, um Miß Alice aus Mexiko zu entfernen —"

„Ich wüßte nicht, wie ich etwas hierzu beitragen könnte," fiel die Marschallin rasch ein; „aber, wenn Sie, Herr Graf, wirklich Rechte auf jene Dame hätten, wenn Ihre Bemühungen wirklich dahin gehen, Verirrungen vorzubeugen, nun, so würde ich nichts Unrechtes darin sehen, im Interesse der guten Sache Ihnen meine moralische Unterstützung angedeihen zu lassen."

„Gnädige Frau!" sagte der Graf, indem er seine Hand an's Herz legte und seine Stimme wie vor Rührung vibriren ließ, „gnädige Frau, Sie geben mir neues Leben, was kann, was soll ich thun, um meine Dankbarkeit zu beweisen?"

„Sie werden begreifen, Herr Graf," fuhr Madame Bazaine fort, „daß ich mich in Ihre Angelegenheiten nicht persönlich einmischen, das heißt mich nicht eventuell dabei compromittiren kann. Aber um mein etwas unbedacht ein Mal verpfändetes Wort einzulösen, werde ich Sie an zwei Personen adressiren, welche Ihnen, ich hoffe es mit Zuversicht, an's Ziel verhelfen sollen."

„Diese beiden Personen wären?"

„Die eine sehen Sie hier, meine getreue und welterfahrene Eulalia, die andere ist Monsieur Graffini, der Chef der geheimen französischen Polizei in Mexiko. Sie erschrecken? — Haben Sie etwa Ursache die Polizei zu fürchten?"

„Nicht im geringsten," lachte der Graf, „ich erstaunte nur, daß der Name dieses Menschen den Lippen Euerer Excellenz so geläufig zu sein scheint."

Madame Bazaine fühlte sich durch diese Bemerkung etwas verletzt, und indem sie aufstand sprach sie:

„Ich will dem Herrn Grafen Muße geben, sich von seinem Erstaunen zu erholen."

Nach diesen Worten verließ sie majestätischen Schrittes den Salon, nachdem sie leichthin mit dem Kopfe zum Abschiede genickt und ihrer Duenna durch eine Handbewegung angedeutet hatte, statt ihrer die Conversation fortzusetzen.

Donna Eulalia, deren sehr verliebte Natur von dem hübschen jungen Manne ganz bezaubert worden war, freute sich innerlich auf die Rolle, welche sie nun als bevollmächtigte Stellvertreterin ihrer Herrin spielen sollte.

„Es wird sehr sachdienlich sein, Herr Graf," begann sie nach einer längeren Pause, als der Fremde nicht geneigt schien, das Gespräch

wieder zu beginnen, „wenn Sie mir einiges über ihre Verhältnisse und namentlich jene zu Miß Alice mittheilen wollten, ich werde dann vielleicht in der Lage sein, Ihnen sogleich einen zweckdienlichen Rath zu ertheilen.“

„Miß Alice,“ antwortete der Fremde etwas spöttischen Tones, „scheint demnach bereits schon seit längerer Zeit Ihrer Beachtung gewürdigt worden zu sein; doch sei wie dem wolle — hier meine Papiere; Señora wird daraus ersehen, daß ich nicht nur salonfähig, sondern, Gott sei Dank, auch in jeder Beziehung frei und unabhängig bin.“

„Und sind gesonnen Ihre Freiheit und Unabhängigkeit gegen die Millionen der Miß Brown einzulösen,“ bemerkte die Duenna hämisch.

„Nichts weniger als dies,“ erwiderte Fontaine entschieden, „ich besitze weit mehr als ich benöthige.“

„Aber verliebt sind Sie in die schöne Amerikanerin,“ sagte Donna Eulalia mit schlecht verhehltem Neide.

„Auch das nicht — aber nahe verwandt bin ich mit ihr und mich dauert das arme Kind, daß es sich leichtfertig in politische Intriguen einläßt, welche ihr plötzlich über den Kopf wachsen, sie zu Grunde richten können — und deshalb wünsche ich Alice nöthigenfalls mit Gewalt von Mexiko zu entfernen.“

Der Graf hatte seine letzten Worte mit einer an Wildheit streifenden Härte betont, so daß die Duenna ihn von ihrem früheren Verdachte, daß er nur aus Eifersucht die Bundesgenossenschaft der Marschallin gesucht, völlig freisprach.

„Hierzu,“ bemerkte Eulalia, „wird Monsieur Grassini ganz der rechte Mann sein und ich glaube, daß es nicht nur seinem exemplarischen Diensteifer, sondern auch seiner Privatrancune zur größten Befriedigung gereichen dürfte, Miß Alice, dem Marschall zum Trotze, plötzlich verschwinden zu machen.“

Die Duenna theilte nun in Kürze dem Grafen die heftige Scene mit, welche zwischen Bazaine und Grassini vorgefallen und von einem der Marschallin ergebenen mexikanischen Diener belauscht worden war.

„Wie Sie sehen,“ schloß Eulalia ihren Bericht, „sind Ihre Vermuthungen, daß Miß Brown sich hier politisch verdächtig gemacht habe, durchaus nicht unbegründet; Grassini würde es kaum gewagt

haben so bestimmt dem Marschall entgegen zu treten, wäre er seiner Sache nicht vollkommen sicher."

Der Fremde horchte hoch auf. Er hatte zuvor nur, was man zu sagen pflegt, auf den Strauch geschlagen und auf gut Glück für seine Einmischung einen Vorwand angegeben, den er jetzt zu seinem freudigen Erstaunen ganz wider Vermuthen auf Wahrheit begründet sah. — Die geheimen Motive des Grafen in Betreff Miß Alice waren ganz andere als er angegeben hatte.

„Wann werden Sie mich mit Monsieur Grassini bekannt machen?" frug Fontaine.

„Heute noch," entgegnete die Duenna, „es wird aber wohl nicht nöthig sein, den Herrn Grafen besonders darauf aufmerksam zu machen, daß Leuten gegenüber, wie jener Monsieur Grassini, eine gewisse Behutsamkeit in Wort und That sehr am Platze sei."

„Seien Sie unbesorgt, Señora," sagte der Fremde und ein sarkastisches Lächeln umspielte seine Lippen, „seien Sie ganz unbesorgt, es ist nicht das erste Mal, daß ich mit Leuten seines Schlages verkehre. Ich bin Diplomat und als solcher sehr oft angewiesen, von der Allwissenheit der hohen Staatspolizei zu profitiren."

„Wohlan denn," fuhr Eulalia fort, indem sie sich erhob, „ich werde mich auf der Stelle zu Monsieur Grassini begeben; in einer Stunde können Sie ihn dann selbst besuchen."

Der Graf von Fontaine empfahl sich. Eulalia reichte ihm mit einem schmachtenden Blicke zum Abschiede die Hand, welche sie nicht zurückzog, als selbe der galante junge Mann etwas drückte und dann mit auffallender Wärme küßte.

„Ein lieber, lieber Mensch, dieser Graf!" seufzte die Duenna begehrlich, als sie in ihre Gemächer eilte, um sich rasch zur Ausfahrt anzukleiden.

„An dieser alten, zähen Gans habe ich eine Eroberung gemacht," lachte der Fremde vor sich hin, während er aus dem Palaste schritt, „wenn ich ein Mann wäre, würde ich des puren Spaßes halber diese Gelegenheit benützen und der Närrin Donna Eulalia den Kopf vollends verdrehen; immerhin muß ich mir ihr Wohlwollen zu erhalten suchen, bis ich wegen Miß Alice meine Zwecke erreicht. Ich will, ich muß, ich werde mich an Schwarzenfels rächen und kann ich ihn wohl besser und tödtlicher treffen, als indem ich durch meinen wider die

angebliche Mademoiselle Brown beabsichtigten Handstreich die Freuden der Flitterwochen seines Brautstandes störe?"

Der weitere Monolog des Herrn Grafen wurde durch einen Mann, der die kaiserlich mexikanische Oberstenuniform trug, unterbrochen.

„Sie sind ziemlich lange oben geblieben," begann der Offizier sogleich, „hat der Brief an meine Nichte den gewünschten Erfolg herbeigeführt, bin ich meiner Verpflichtung nachgekommen?"

„Vollkommen, Herr Oberst," erwiderte der Graf, „und ich werde nicht ermangeln Ihnen heute Abends die bewußte Summe zuzustellen."

„Ach, Amigo!" sagte Lopez und hielt den Grafen, welcher seine Miethkutsche besteigen wollte, am Arme zurück, „ich habe darauf gerechnet diese Kleinigkeit gleich hier auf der Stelle in Empfang zu nehmen, denn ich muß in einer Stunde nach Cuernavaca aufbrechen, wohin mich der Dienst der Kaiserin ruft."

„Ei, ei," lachte der Graf, „in so hohem Grade sind der Herr Oberst pressirt; wohlan, steigen Sie zu mir in den Wagen und ich werde in meinen Taschen nachsehen ob ich 2000 Dollars bei mir habe, wenn nicht, müßten wir uns in mein Hôtel oder zu meinem Banquier nächst der Aduana fahren lassen."

„Ich bin gestern sehr unglücklich im Spiele gewesen," bemerkte Lopez, „und benöthige die 2000 Dollars bis auf einen Centavo um eine Ehrenschuld noch vor meiner Abreise zu bezahlen. — Valga me Dios! Lieber wollte ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen als je einmal mein verpfändetes Wort nicht einlösen."

Der Graf, der die Schlußphrase seines neuen Bekannten mit etwas ungläubiger Miene aufnahm, hatte in seinem Portefeuille nachgesehen und darin nur eine a vista zahlbare Anweisung auf 3000 Piaster vorgefunden.

Der Herr Oberst Lopez half ihm sogleich aus der Verlegenheit; er nahm ohne Umstände, d. h. ohne vorerst zu fragen, das niedliche Papierchen aus der Hand des Grafen, der eben den Befehl ertheilen wollte nach der Wechselstube der Gebrüder Escandon zu fahren, und sagte:

„Ich will Sie der Mühe überheben und den Wechsel selbst encassiren; den Rest, welcher herauskommt, werde ich Ihnen übergeben, wenn ich von Cuernavaca wieder einmal nach Mexiko komme."

Der Graf ließ dem Ehrenmanne seinen Willen und erwiderte kurz:

„Ich will annehmen, daß wir gestern den Preis Ihres Empfehlungsbriefchens um 1000 Dollars höher bemessen haben."

„Hoffentlich werden Sie auf unsere junge Bekanntschaft noch weiter reflectiren?“ sagte Lopez mit süßfreundlicher Miene, indem er den Wechsel in seiner Brusttasche versorgte.

„Ich bedaure, daß Sie, Herr Oberst, gerade jetzt die Hauptstadt verlassen müssen,“ bemerkte Fontaine.

„Hm! da ließe sich wohl Rath schaffen,“ antwortete Lopez schnell. „Für Freunde bin ich jeder Aufopferung fähig. Wenn Sie es wünschen, melde ich mich krank und bleibe hier. Binnen acht Tagen wird der Hof ohnehin nach Chapultepec zurückkehren.“

„Ich bin entzückt von Ihrer Liebenswürdigkeit,“ sagte der Graf, „und nehme Ihren Antrag mit Dank an. Von dieser Stunde an zähle ich Sie zu meinen besten Freunden, obwohl wir uns erst seit gestern kennen, und es ist daher selbstverständlich, daß Sie von heute an auch meine Dienste ganz ungescheut in Anspruch nehmen.“

„Sta bueno, compadre!“ (Es gilt, Gevatter) rief Lopez hocherfreut und drückte herzhaft seines neuen Freundes Hand.

Der Graf, tief angeekelt von der schmutzigen Habsucht und der gemeinen, unersättlichen Geldgier seines neuen Freundes, kürzte den nicht endenwollenden Händedruck des Obersten ab, indem er am Kutschenfenster heftig pochte und den Wagen halten ließ.

„So, hier steigen Sie aus?“ frug Lopez nicht ohne Befremden, „hier wohnt ja Monsieur Graffini.“

„Kennen Sie diesen Herrn näher?“ erwiderte Fontaine schnell und fixirte scharf seinen neuen guten Freund.

Lopez wurde sichtlich verlegen, zwang sich jedoch sogleich zu einer Antwort.

„In meiner Stellung bei Hofe,“ sagte er mit affectirter Ruhe, während sein schielender Blick unstät umherirrte, „kann ich unmöglich jede Berührung mit Graffini vermeiden, es bringt dies so der Dienst mit sich.“

Der Graf that als ob er den Worten des Obersten vollkommen Glauben schenken würde, während er in seinem Inneren die unumstößliche Ueberzeugung hegte, daß Lopez im Solde der geheimen französischen Polizei stehe, um Alles, was bei Hof geschah, Graffini zu melden, eine Aufgabe, der sich übrigens um Geld und gute Worte auch noch mehrere andere Personen, in welche das arme, von allen Seiten hintergangene und verrathene Kaiserpaar das vollste Vertrauen gesetzt, unterzogen hatten.

Lopez empfahl sich unter tausend Complimenten und erklärte, daß er jedenfalls bis morgen Früh zur Disposition seines guten Freundes in der Hauptstadt bleiben werde. — Der Oberst eilte dann die 3000 Piaster einzucassiren. Vom Wechsler führte sein Weg directe in die große, noble Spielhöhle, welche in der unmittelbaren Nähe des erzbischöflichen Palais in einem Eckhause der San Francisco-Gasse unter den Portales bestand. — Nachdem er zwei Dritttheile der gedachten Summe an den Bankhalter als Ehrenschuld entrichtet, warf er demselben auch den Rest auf den grünen Tisch hin, als Einsatz für die erste Roulette, deren Beginn für fünf Uhr Nachmittags angesagt war. — Dann ließ sich Lopez ein feines und reichliches Mittagsbrod serviren, das er mit echtem französischen Champagner befeuchtete. Warum sollte er sich nicht gütlich thun? — Seine Bekanntschaft mit Fontaine war, dem heutigen Pröbchen nach zu urtheilen, vielverheißend für das permanente Deficit seiner Taschen, in welchen seine Gage als Oberst und die geheimen Zuflüsse, die er sowohl von Grassini, als auch von Altamira und Bazaine empfing, stets nur einen sehr schnell vorübergehenden Aufenthalt zu nehmen pflegten.

Der Graf von Fontaine hatte vor dem Hause des Monsieur Grassini nur halten gelassen, um seines lästigen Begleiters auf eine gute Art los und ledig zu werden. — Als Lopez sich von ihm getrennt, hieß er zwar seinen Kutscher warten, schlenderte aber selbst über eine volle Stunde in den Seitenstraßen auf und ab, denn er mußte abwarten bis Donna Eulalia bei Monsieur Grassini ihren vorbereitenden Besuch gemacht haben würde.

Als Fontaine endlich gegen zwei Uhr dem Corsen seine Aufwartung machte, war zwischen Beiden ein Einverständniß bald erzielt, die Allianz ohne Schwierigkeiten geschlossen. — Sehr befriedigt verließ der Graf schon nach einem halben Stündchen den Policistenchef, welchen dieser unerwartete Besuch in tiefes Nachsinnen versetzte.

„Der Teufel soll mich holen," brummte Monsieur Grassini vor sich, „wenn dieser Fremde wirklich das ist, für was er sich ausgibt. Und doch halte ich ihn für keinen ordinären Schwindler oder gar für einen Betrüger um Geld und Gut. Nein, nein, hinter dieser Maske steckt etwas ganz anderes. Ich bin beinahe geneigt ihm Glauben zu schenken, daß er nur eine alte Rancune durch einen Handstreich wider Miß Alice Brown befriedigen möchte. — Ist er in diese Dame verliebt? Nein. Will er sich ihres Vermögens bemächtigen?

Nein. Hat er von mir Geld, Protection, Schutz und dgl. verlangt? Abermals nein. Was soll er also in der That beabsichtigen, als Rache zu nehmen? Aber wofür? — Das interessirt mich zwar, ist aber nicht wesentlich, denn die Hauptsache bleibt, daß ich mich selbst an dem Marschall räche, indem ich Miß Alice etwas Uebles zufügen lasse, und dies soll im reichsten Maße geschehen, so weit es von mir abhängt. Ich werde meine Mithilfe schon so einzurichten wissen, daß ich selbst vor der Welt aus dem Spiele bleibe, und dann mag der hochnasige Bazaine wüthen und toben soviel es ihm beliebt."

„Aber," fuhr Grassini in seinen Meditationen fort, „aber wer mag dieser Emil Comte de Fontaine eigentlich sein? Zweifellos vom Adel, von hohem Adel, dafür spricht sein ganzes Benehmen, seine Manieren und seine vertraute Bekanntschaft mit der gesammten Haute volée von Europa. Er wußte Dinge aus diesen Cirkeln zu berühren, welche nur dem allernächsten Vertrauten eines Monarchen bekannt zu sein pflegen. — Und diese Stimme — ja, die habe ich schon einmal vor Jahren gehört, ich täusche mich sicher nicht. — — — Ich hab's," rief Grassini endlich nach langem Nachdenken hocherfreut aus, „ich hab's; war nicht die Sprache auch auf den Baron von Schwarzenfels gekommen? Ha, ha, ha, — jetzt sind wir im Klaren, und Register Littera B — wird vollends Aufschluß geben."

Nach diesen Worten eilte Monsieur Grassini zu einem hohen Wandschranke, welcher mit mehreren Schlössern, zu denen er beständig die Schlüssel bei sich trug, stets sorgfältig versperrt zu sein pflegte.

Es war dies die geheime Registratur der kaiserl. französischen Staatspolizei in Mexiko.

Grassini langte einen der vielen nach Buchstaben geordneten Folianten herab, und suchte die Aufklärungen, welche er wünschte, unter dem Schlagworte: Biarritz — nach.

Ein sehr zufriedenes Lächeln umspielte seine Lippen, während er las, und indem er das Protocoll wieder an seine frühere Stelle gab, und den Kasten zuschloß, sagte er zu sich: „Ich kann ohne Bedenken eine Allianz mit der Fürstin Lobieska eingehen."

XII.

Ein flüchtiger Duellant.

Am selben Tage, an welchem die sonderbare Quadrupel-Allianz zwischen Madame Bazaine, Graf von Fontaine, Oberst Lopez und dem Policistenchef Grassini geschlossen wurde, schlich General Mazzaredo gegen die neunte Abendstunde, scheu und beklommenen Herzens in das Palais Altamira.

Sein Jugendfreund empfing ihn im Bette liegend, denn die sonst so stählernen Nerven des „vielseitigen Diplomaten" waren durch das Ereigniß des vorgestrigen Abends derart erschüttert worden, daß er die Nacht über im Delirium lag, und erst, als der Arzt ihm eine erkleckliche Menge Blut abgezapft, wieder zum vollen Bewußtsein zurückkehrte.

Mazzaredo, der seinen rechten Arm in der Schlinge trug, erkundigte sich besorgt um das Befinden seines Gegners und berichtete dabei, daß Estefania's Zustand ganz geeignet sei, die ernstesten Besorgnisse einzuflößen. Ein hitziges Fieber habe sie überkommen, und der Arzt wiege sehr bedenklich den Kopf hin und her.

Altamira ließ den General ruhig zu Ende sprechen, dann frug er kurz:

„Bist Du heute schon in Deiner alten Wohnung nächst der Aduana gewesen?"

„Nein," entgegnete Mazzaredo etwas befremdet, „Du weißt ja, daß ich seit einiger Zeit Malpica's Haus nur selten verließ, und meine eigentliche Wohnung höchstens die Woche einmal betrete."

„Ein wahres Glück für Dich," bemerkte Altamira, „denn die Spürhunde des Monsieurs Grassini jagen seit heute Abends Dir nach, und mich wundert, daß Du unbehelligt hierher gelangen konntest. Ich dachte, daß Du zur Stunde bereits die Gastfreundschaft des französischen Stabsprofoßen genießest."

Mazzaredo verfärbte sich, und da sein Gewissen, ob des von ihm seit Jahren getriebenen politischen Doppelspieles keineswegs rein war, sah er sich im Geiste bereits in den Händen eines franzö-

sischen Kriegsgerichtes, das ihn wegen Treubruch und Verrath ohne viele Umstände zum Tod durch Erschießen verurtheilt haben würde.

Sein Freund hatte mit zu großem Ernste gesprochen, und die Situation, welche der Irrthum von vorgestern Abend geschaffen, war eine viel zu traurige, als daß er unter Altamira's Worten einen unzeitigen, boshaften Scherz vermuthen durfte.

„Wer hat mich verrathen?" rief der General am ganzen Leibe zitternd.

„Zu meiner größten Betrübniß und schweren Herzens muß ich gestehen, daß es mein eigener Sohn, daß es Gonzales gewesen, der uns diesen bösen Streich gespielt," antwortete Altamira mit erheuchelter Traurigkeit, „aber ein Eifersüchtiger ist zu allem fähig, und das Gefühl der Rache, das in ihm gährt, hat seinen Verstand verrückt gemacht."

„Aber um Himmels Willen, wie konntest Du das zugeben; möglicher Weise geräthst ja auch Du dabei in Gefahr!"

„Der zweite Theil Deiner Bemerkung ist sehr zutreffend, Freund Manuel, und ich hege nicht geringe Besorgnisse wegen der Dinge, die da kommen werden. Was aber Deine Ansicht anbelangt, daß ich die unsinnige Denunciation meines Sohnes mit den Händen in der Tasche geschehen ließ, bist Du völlig vom Irrthume befangen. Gonzales hat mir erst vor einer Stunde seine tückische That als bereits geschehen mitgetheilt, und ich preise den Zufall glücklich, der Dich so sehr a tempo zu mir geführt. Drei meiner Diener suchen Dich, um Dir die gewisse Parole zur Flucht zuzuflüstern, jene Parole, die für die Eventualität eines Verrathes unter unseren Genossen schon längst verabredet wurde."

„Ja, ja, ich muß fliehen, auf der Stelle fliehen," hauchte Mazzaredo mit bebender Stimme; „fliehen, oder morgen um diese Stunde bereits zu den Todten zählen."

„Also spute Dich, mein lieber Manuel; die französischen Schergen können jeden Augenblick Deine Fährte bis hierher aufspüren, und Du siehst wohl ein, daß ich keine Macht besitze, Dich den Klauen Grassini's zu entreißen."

„Teufel!" knirschte der General, „fliehen ist leicht gesagt; ich besitze für den Augenblick keinen Centavo im Vermögen; die kaiserliche Regierung ist mir meinen Gehalt seit vier Monaten schuldig, und sogar mein letztes Pferd habe ich vor acht Tagen verkaufen müssen."

„Verspielt, verspielt!“ corrigirte Altamira trocken, „doch dafür läßt sich Rath schaffen. Hier sind tausend Piaster in Gold, und in dem Augenblicke, wo ich die drei Diener ausgesendet, Dich zu suchen, gab ich auch den Befehl mein bestes Pferd für Dich zu satteln. Außerdem liegen dort für Dich andere Kleider bereit, denn in Deiner Generalsuniform würde man Dich an den Barrieren erkennen und festnehmen.“

Mazzaredo beeilte sich, die Kleider zu wechseln.

„Pedro!“ sagte er, „hast Du denn nicht Gonzales über den fürchterlichen Irrthum, daß ich mich um Estefania's Gunst bewarb, aufgeklärt?“

„Was fällt Dir ein!“ entgegnete Altamira fast unwillig, „das darf erst mit der Zeit geschehen. Wie leicht könnte der Einfaltspinsel Malpica dann gleichfalls darum erfahren. Dieser Mensch wäre im Stande im Handumkehren mein ärgster Feind zu werden, er, der alle unsere Geheimnisse weiß. Puh! — Diesem gutmüthigen Tropfe seinen Glauben an Pepita's Tugend und Treue nehmen, hieße ein Langohr in einen reißenden Tiger verwandeln. — Ein so gefährliches Experiment wage ich auf keinen Fall, und darum muß einige Zeit verstreichen, bis Gonzales hinlänglich ruhig geworden sein wird, um nicht durch ein unbedachtes Wort das bedenkliche Geheimniß aufzudecken.“

„Aber Estefania?“ bemerkte Mazzaredo, der inzwischen seine Metamorphose beendigt hatte, und der das kleine, aber gewichtige Beutelchen mit den tausend Piastern zu sich steckte.

„Die weibliche Schamhaftigkeit wird sie verhindern, je die Schande ihrer Mutter aufzudecken, und zudem ahnt sie ja gar nicht, daß auch ich hiervon wisse,“ antwortete Altamira mit Bestimmtheit, und seine Worte stimmten in diesem Punkte wirklich mit seiner Ueberzeugung überein, was bei dem „vielseitigen Diplomaten“ in der Regel nicht der Fall zu sein pflegte.

„Kann ich gehen?“ frug nun der General, vollkommen reisefertig.

„Man wird Dich durch die rückwärtige Gartenthüre hinauslassen,“ erwiderte Altamira, und indem er seinem Jugendfreunde herzlich die Hand zum Abschiede schüttelte, setzte er bei, „viele Grüße an Juarez; heute über ein Jahr längstens, hoffe ich, Dich und ihn hier in der Hauptstadt zu sehen.“

Mazzaredo, welchem der Boden unter den Füßen brannte, eilte davon.

Als Altamira ein paar Minuten später vom Gartenfenster her den Galopp eines Pferdes auf dem Kieswege vernahm, lachte er höhnisch laut auf.

„Der schöne Manuel ist wie ein Gimpel auf den Leim gegangen," sagte er zu sich, „und meine List, um zu verhindern, daß er mit Gonzales nicht sobald wieder zusammentreffe, prächtig gelungen. — Der weiteren Entwicklung der Intrigue steht also nichts mehr im Wege. Jetzt, wo ich mir die Sache näher überlegt, thäte es mir sogar Leid, wenn Mazzaredo sein Söhnchen so kurzweg niedergestochen hätte; kehren wir also nunmehr den Sachverhalt um; in Hinkunft soll in erster Linie Mazzaredo der leidende Theil sein. — Wird aber nicht wieder ein Zufall meiner Rache hindernd in den Weg treten?! Hm! War jene Erscheinung von vorgestern nur eine optische Täuschung, eine Ausgeburt meiner erhitzten Phantasie, oder ein wirklicher Gespensterspuk. — Können die Todten aus ihren Gräbern auferstehen? — Ich würde Alles für einen leeren Sinnestrug halten, wenn nicht auch Mazzaredo und Gonzales Elvira's Schatten so deutlich wahrgenommen hätten. — Dieses Räthsel vermag ich nicht zu fassen; ich bin in der That nicht abgeneigt, den Worten meines Beichtvaters Glauben zu schenken, und das, was wir alle Drei so übereinstimmend sahen, für ein Wunder, für eine Offenbarung aus dem Jenseits zu halten."

Der Aberglaube, und insbesonders die Lehre von den Wundern und Gespenstern, ist in Mexiko so allgemein verbreitet, und mit den Anschauungen nicht blos des Pöbels, sondern auch der sogenannten besseren Ständen derart innig verwebt, daß wir nicht staunen dürfen, wenn sogar ein Skeptiker und Intriguant, gleich Altamira, den Unsinn, der in seinen letzten Worten lag, in's Blaue hineinschwatzte. Streng genommen war er Atheist von reinstem Wasser, weil er die Existenz eines Moralgesetzes in seinem Inneren nicht anerkannte, sondern die Begriffe „gut und böse" nur als die Ergebnisse socialer Vereinbarungen, und namentlich als den bloßen Ausfluß kirchlicher Satzungen betrachtete, weshalb folgerichtig auch nach seiner Logik stets der Zweck das Mittel heiligen konnte. — Erzogen in den Schulen der Jesuiten, war ihm zwar von der ersten Jugend an die stricte Beobachtung der Formen des katholischen Cultus zu einer unerläßlichen Gewohnheit geworden, aber nie fühlte er auch nur im geringsten das Bedürfniß, den Sinn, der diesen Formen zu Grunde liegt, und ihnen erst einen

ethischen Werth verleiht, sich klar zu machen und in seinem Herzen zwischen den Gebräuchen des äußeren Gottesdienstes und den Worten Christi den inneren harmonischen Zusammenhang aufzufinden oder herzustellen.

Wie wir schon an einer anderen Stelle bemerkten, hat der Katholicismus im ehemaligen spanischen Amerika ein Gepräge angenommen, bei welchem in vielen Dingen die nationale Sitte und die traditionellen Ueberlieferungen urheidnischer Vorzeit ihren unverkennbaren Ausdruck finden. — So herrscht z. B. namentlich in den Anschauungen über Leben und Tod eine Naivetät, welche handgreiflich an die heroisch sein sollende Gleichgiltigkeit der alten Azteken über Sein und Nichtsein erinnert, und bei Kindern unter sieben Jahren wird der Tod sogar als ein Freudenfest gefeiert, weil deren unschuldige Seelen ohne die Qualen des Fegefeuers in den Himmel eingehen. — Die kleine Leiche wird mit bunten Bändern und Blumen geziert, und mit Lichtern umgeben in einer Ecke der Hütte aufgestellt. Beim Beginne der Dunkelheit läßt man die dem Mexikaner unvermeidlichen Raketen steigen, Musik erschallt und die ganze Nacht hindurch währt die ausgelassenste Fröhlichkeit der — Leidtragenden. — Uns würde dieses Benehmen, an welchem sich in erster Linie die Eltern und Geschwister des kleinen Todten betheiligen, herzlos erscheinen, aber diese Heiterkeit zeigt durchaus keinen Mangel an Liebe an, sondern das Volk hegt einmal den Glauben, daß das Kind glücklich zu preisen sei, so früh den Sorgen der Welt enthoben zu sein, glücklich, weil es unverzüglich in eine bessere Welt eingehe.

Die Art und Weise, wie manche kirchliche Feste in Mexiko begangen werden, würde bei uns, selbst in sehr christgläubigen Seelen, gelinde gesagt, großes Aergerniß erregen. — Zum Beweise wollen wir die Procession der heil. drei Könige beschreiben, wie solche in Querétaro und anderen größeren Orten alljährlich in einer Weise stattfindet, welche eher einer fahrenden Gauklerbande als katholischer Priester würdig wäre.

Es ist acht Uhr Abends. Kopf an Kopf drängen sich die Massen durch die Straßen und doch spricht kein Mensch ein lautes Wort, die auch sonst nicht sehr viel Licht spendenden Straßenlaternen werden ausgelöscht und es herrscht dichte Finsterniß.

Die Glocken aller Kirchen beginnen zu läuten und in der Ferne wird eine große Laterne sichtbar, welche alle Augenblicke die Farbe ihres Lichtes wechselt.

Dies soll den Stern andeuten, der die heil. drei Könige leitet. Die Laterne steckt auf der Spitze einer sehr langen Stange, welche ein riesiger Neger mit äußerst ernster Miene trägt. Das Volk entblößt beim Anblick des Sternes das Haupt, wirft sich auf die Kniee und murmelt Stoßgebete.

Zweihundert Schritte hinten her folgt eine höchst lärmende Musikbande und eröffnet den Zug des Hofstaates der heiligen drei Könige; zahllose Windlichter beleuchten diese pittoreske Scene um so greller, je tiefere Dunkelheit sonst herrscht.

Der ganze Zug bewegt sich nach der Kathedrale, deren Hauptthore offen stehen und deren Inneres von einem Lichtmeere strahlt.

Hinter den heil. drei Königen marschirt eine Compagnie Infanterie, unmittelbar hinter derselben folgen die zwölf Apostel und nach diesen einige aufgeputzte Karren, auf jedem ein Christus und eine heilige Jungfrau Marie, alle von lebenden Personen dargestellt, welche eine möglichst unbewegliche Haltung zu beobachten suchen.

Auf diese Weise werden alle wichtigen Momente aus dem Leben Jesu Christi plastisch nachgeahmt; so hält z. B. auf dem ersten Karren die erste der heil. Jungfrauen ein kleines Kind auf dem Schooße, welches den Heiland vorstellen soll, während auf einem der später folgenden Karren die reuige Magdalena in einer Art und Weise und mit einem Mangel von Costume ihre dramatische Aufgabe löst, welche bei uns selbst als bloßes Object zeichnender Kunst preßpolizeiliche Bedenken in hohem Grade rechtfertigen müßte. — Die Bilder aus dem Leben Jesu reichen bis zur Kreuzigung und Auferstehung. Um alle diese zahllosen Karren tanzen wie toll Teufel herum, welche mit ihren Ketten klirren und ein ohrenzerreißendes Geheul ausstoßen.

Nun erst auf hundert Schritte Distanz kommen die heil. drei Könige, umgeben von orientalisch gekleideten Garden und gefolgt von einhundert Maulthieren, welche große, natürlich leere Kisten mit den eingebildeten Geschenken für den Gottessohn tragen. — Diese Kisten sind übrigens nicht so ganz ohne Zweck vorhanden, denn die Geistlichen, welche die Maulthiere begleiten, verwahren in diesen Kisten die zahllosen großen und kleinen Geschenke aller Art, welche sie während der Procession einsammeln. — Es gibt in der That in Mexiko nur eine Gattung von Industriellen, welche ihr Geschäft von Grund aus versteht und ordentlich betreibt — den Clerus.

Einer solchen unglaublichen Profanirung des katholischen Cultus

wüßten wir höchstens die Passionsspiele, wie selbe in einigen Gegenden Nordtirols zur Fastenzeit aufgeführt werden, an die Seite zu setzen. —

So erinnern wir uns einer dort von Bauern aufgeführten Kreuzigung Christi, wobei der Heiland auf dem letzten Leidensgange in Versen von der ihn begleitenden Magdalena ein Sacktuch zu begehren hatte.

Der darstellende Künstler, ein baumstarker Bengel von sechs Fuß Länge, von blühender Gesichtsfarbe und seines Zeichens ein Holzknecht, recitirte in seinem harten Dialecte ganz ernst:

„Magdalena, Du schwarzer Bär,
Roach ma's (reiche mir das) Schwoastuch her."

In einer späteren Scene, welche die Auferstehung Christi behandelte, frug der ungläubige Thomas einen der Jünger, ob er wirklich den Herrn und Meister gesehen, worauf der Interpellirte sofort äußerst würdevoll sagte:

„Jo, er is dort unten g'stunden (gestanden)
Und hot si (hat sich) d'Pfeif'n anzund'n."

Und in dieser „Reim-dich oder ich friß-dich Poesie" ging es vom Anfange bis zu Ende, ohne daß das zahlreiche Publikum auch nur eine Miene zum Lachen verzog, während wir „gottlosen Ketzer" Mühe hatten, unserer Lachmuskeln Herr zu bleiben; ein Ausbruch der heiteren Stimmung, die uns angewandelt, würde unfehlbar ein Intermezzo auf's Repertoir gesetzt haben, in welchem uns die Vertreibung der ersten Eltern aus dem Paradiese sehr handgreiflich zu Gemüthe geführt worden wäre. —

Kehren wir zu Altamira zurück. — Seine halbwirren Sinne vermochten sich von dem psychologischen Räthsel, in das er sich verstrickt, nicht zu befreien. Ein höchst unheimliches Bangen beschlich ihn und er ärgerte sich über sich selbst, als es ihm plötzlich vorkam, daß am Ende auch seinem Busen ein Gewissen, eine mahnende und rächende Stimme, inne zu wohnen scheine. Ueber diese Albernheit, wie er es stets bei sich nannte, glaubte er doch schon längst gründlich hinaus zu sein. So etwas war nach seiner Ansicht sehr gut, ja nothwendig für den gemeinen Plebs, als Mittel, um denselben zu ängstigen und zu gängeln, aber für Leute, wie er, von Stand und gar für einen Millionär, taugte derlei sentimentaler Unsinn durchaus nicht und doch, doch quälte ihn auf einmal die Erinnerung an Elvira, deren Tod er durch Erdrosselung herbeigeführt zu haben glaubte.

Der „vielseitige Diplomat", welchen auf einmal seine ganze Sophistik schmählich im Stiche ließ, war daher gar nicht ungehalten, als Gonzales gegen Mitternacht in das Zimmer trat, um sich nach dem Befinden seines armen Herrn Papa zu erkundigen.

Der junge Mann sah außerordentlich blaß und abgehärmt aus. Die etlichen Wunden, welche ihm Mazzaredo beigebracht, waren sehr leicht und hatten, abgesehen von einem ziemlich starken Blutverluste nichts weiter zu bedeuten. Aber um so größer war die Verwüstung, welche Haß und Eifersucht an Leib und Seele bei ihm angerichtet. Seine Züge waren furchtbar eingefallen und sein Auge loderte in wildem, blutdürstigen Glanze, gleich einem hungerigen Jaguar, der seit Tagen auf eine heißbegehrte Beute lauert. Um gehen zu können, mußte er sich wie ein Greis auf einen Stab stützen; es wäre ihm weit heilsamer gewesen, im Bette zu bleiben, aber es litt ihn nirgends auch nur eine Viertelstunde lang, und so kam es, daß er wie der Geist eines Verdammten im Palaste mühsam auf- und abhinkte, nirgends Rast und Ruhe findend.

„Auch Du, lieber Vater, kannst nicht schlafen!" sagte Gonzales und fiel erschöpft neben dem Bette auf einen Stuhl nieder, „auch Du nicht — ja es ist auch gar zu gräßlich, was wir erlebt, mit eigenen Augen mit angesehen haben. Ach, Geist meiner verstorbenen Mutter, warum mußtest Du schützend zwischen mich und jenes Scheusal treten, das sich Mazzaredo nennt, warum ließest Du nicht sein Verbrechen vollenden, indem er mich tödtete. — Nein, nein, ich vermag Dir keinen Dank hierfür zu sagen! Soll das Leben etwa für mich noch einen Werth besitzen, seit ich Estefania verachte, seit ich Zeuge ihrer elenden Treulosigkeit gewesen? Ha! Und hätte dieser Mazzaredo tausend Leben — eins nach dem andern will ich ihm nehmen mit langsamem Vorbedacht und keine Marter ist so gräßlich, daß ich nicht wünschte, sie an ihm Millionenmal mit meinen eigenen Händen auszuüben. — Vater, hilf, hilf mir zur furchtbaren Rache an jenem Verruchten und ich will Dich mehr dafür segnen, als daß Du mir dieses erbärmliche Leben gabst."

Die Leidenschaftlichkeit, womit Gonzales sprach, weckte auch in Altamira's Brust alle Furien seines eigenen Hasses gegen Mazzaredo und machte wieder vollends die Stimme seines Gewissens stumm, das sich kurz zuvor so hörbar in ihm angemeldet hatte.

„So wahr mir Gott helfe!" rief Altamira wild und hob seine

Hand zum Schwure. „So wahr mir Gott helfe, Du sollst Dich an Mazzaredo glänzend rächen."

„Tausend Dank," jauchzte Gonzales und küßte mit Inbrunst Altamira's Hand, auf welcher der Athem des jungen Mannes wie heißer Dampf brannte.

„Aber in Geduld mußt Du Dich fassen, mein Kind!" bemerkte Altamira kalt, „Du mußt vorerst körperlich genesen, um den großen Strapatzen, welche der Wunsch, an Mazzaredo Rache zu nehmen, erfordert, auch gewachsen zu sein."

„Du hast Recht, theurer Vater!" sagte Gonzales düster, „ich muß noch einige Wochen bei dem ersten französischen Fechtmeister Unterricht nehmen, um in der Führung des Degens es jenem Elenden gleich zu thun."

„Das sind nicht die Mühen, welche Dir bevorstehen," entgegnete Altamira, „sie sind weit größer und gefährlicher, als Du denkst. Du wirst Mazzaredo in den Reihen der Juaristen aufsuchen, auf dem Schlachtfelde Deinen Strauß mit ihm ausfechten müssen."

„Wie! der Feigling wäre entflohen?" rief Gonzales und spie mit Verachtung zur Seite.

„So ist es, mein lieber Gonzales, der Herr General Mazzaredo hat das Fersengeld gegeben, und darum fasse Dich in Geduld. — Wie ich weiß, rüstet der Oberst von Schwarzenfels auf seine Kosten ein Bataillon Cazadores (Jäger) aus. Er wird mir wohl den Gefallen thun, Dich als Lieutenant anzunehmen und meine Sorge wird es dann sein, daß der Kaiser das Bataillon dorthin dirigirt, wo Du hoffen kannst, Mazzaredo in Deine Gewalt zu bringen. Nun aber gehe zur Ruhe, mein Sohn, und träume von Deinen künftigen Ruhmesthaten."

Ganz zufrieden mit dem Plane seines Papa, schwankte Gonzales davon. Sein Haß gegen Mazzaredo sah jetzt eine Zielscheibe vor sich, in deren Schwarzes zu treffen, ihm ein Leichtes dünkte.

Altamira hatte jetzt wieder in sein gewöhnliches Fahrwasser eingelenkt; nur zwischen den Klippen und Untiefen seiner rücksichtslosen Ränke fühlte er sich wohl und heimisch und als ob es für sein Lebensschiff gar keine Brandung und Sandbänke gebe, blickte er neuerdings mit Zuversicht in die dunkle Zukunft. — Der „vielseitige Diplomat" hatte sich selbst wiedergefunden, Haß und Rachsucht seine Gespensterfurcht siegreich bezwungen.

XIII.

Jammer und Noth.

Einige Tage nach Mazzaredo's Flucht zu den Juaristen, machte Don Altamira seine Aufwartung bei dem Obersten Baron von Schwarzenfels. Wir kennen bereits die Ursache seines Besuches.

Der Baron, welcher dem „vielseitigen Diplomaten" für die einstige Befreiung seines Freundes Franz aus den Händen des französischen Kriegsgerichtes sich noch zum Danke verpflichtet wußte, ergriff mit Vergnügen die Gelegenheit einen Gegendienst zu erweisen.

„Ich werde," sagte Schwarzenfels zum Schlusse, „ich werde Ihren Sohn der Compagnie zutheilen, deren Commando ich einem vielbewährten, in jeder Beziehung höchst achtbaren Manne, nämlich dem Marchese de Lisboa übergeben. Er wird bei dem Jünglinge Vaterstelle vertreten und ihn keinen unnützen Gefahren aussetzen."

„Ich hoffe jedoch," entgegnete Don Altamira, „daß man die Rücksichten nicht etwa so weit treiben wird, meinen Sohn an irgend welcher Gelegenheit zu hindern, sich im Dienste unseres Allergnädigsten Kaisers auszuzeichnen."

„Seien Sie unbesorgt, Excellenz!" sagte Schwarzenfels ernst, „es wird viele heiße Stunden absetzen, in denen sich Niemand schonen darf und kann. Ich fürchte sehr, daß die riesigen Anstrengungen, welche der Kaiser macht, um sich zu behaupten, auf die Länge denn doch nichts fruchten werden. Die perfide Haltung des französischen Cabinets hat den schon ganz entmuthigten Dissidenten neue Kräfte zugeführt. Sogar der alte Spitzbube Santa-Anna rührt sich wieder und zum Dank, daß der Kaiser ihn zum Feldmarschall ernannt, hat er sich für Juarez erklärt. — Unser einziger Trost, unsere einzige Zuversicht bleibt in dieser schweren Zeit unser Kaiser. Er wird gewiß stets der Worte gedenken, welche er erst vor Kurzem zum belgischen Gesandten gesprochen: „Ich will das Heil Mexiko's; meine Kraft mag versagen, mein Wille wird es nie."

„Sie haben Recht, Baron!" sprach Altamira, dabei eine maß-

lose Traurigkeit affectirend; „Sie haben Recht; der arme Kaiser hat sich dem Untergange geweiht, denn nie wird er die Gefahr fliehen, er wird ausharren bis zum letzten Augenblicke."

„Sie wissen mehr, als Sie sagen wollen?" entgegnete Schwarzenfels mit wirklich gefühlter Betrübniß; „steht es im Norden in der That so schlecht, als dies das Gerücht meldet?"

„Wenn Sie mir Discretion zusichern, werde ich Ihnen den Beweis dafür liefern, daß, ehe drei Monate vergehen, alle nördlichen Provinzen in der Gewalt der Dissidenten sich befinden."

„Nicht möglich!" rief Schwarzenfels erschrocken; „Matamoros, Monterey, Saltillo, diese höchst wichtigen Positionen sollten aufgegeben werden? Dann müßte ja auch Tampico fallen und die kaiserliche Armee froh sein, sich noch in Querétaro behaupten zu können."

„So ist es; unsere lieben guten Alliirten, die Herren Franzosen werden mit dem Davonlaufen den Anfang machen, d. h. es bestehen gewisse geheime, über Washington vermittelte Vereinbarungen zwischen Bazaine und Juarez, wonach letzterer die Franzosen ganz unbehelligt mit Sack und Pack abziehen läßt, wenn man dagegen die kaiserliche einheimische Armee und die Freiwilligen an allen Punkten der Vernichtung preisgibt."

„Das wäre Ihnen als so gewiß bekannt?" sagte der Oberst mit ungläubigem Staunen, „Seine Majestät ist wohl davon in Kenntniß gesetzt?"

„Natürlich, natürlich!" fiel Altamira rasch ein, „aber, Freundchen, reinen Mund gehalten, selbst wenn Sie mit dem Kaiser auf dieses Thema zu sprechen kämen. — Seine Majestät würde innerlich höchst ungehalten sein, wenn er vermuthen könnte, daß aus der letzten geheimen Sitzung Jemand etwas ausgeschwatzt habe."

Hiermit sagte jedoch der „vielseitige Diplomat" eine grobe Lüge. — Die geheimen Abmachungen wegen Räumung des Nordens von Mexiko durch die Franzosen waren zwar vollkommen richtig, aber der arme Max hatte nicht die leiseste Ahnung, daß es im Norden seines Reiches wirklich schlecht stehe, geschweige von dem schändlichen Verrathe, der dabei im Spiele war.

Die Correspondenz, welche, nachdem dieser Verrath einige Wochen später bereits seine Früchte getragen, zwischen Kaiser Max und Marschall Bazaine gewechselt wurde, liefert hiefür schlagende Beweise.

Wir lassen daher zwei Briefe, welche unzweifelhaft von großem historischen Werthe sind, hier nachfolgen:

„Schloß Chapultepec, 4. August 1866.

„Mein lieber Marschall!

„Die Einnahme der Stadt Tampico durch die Dissidenten, die Räumung von Monterey belehrten mich, daß die Ergebnisse des Feldzuges im Norden für mein Land die ernstesten Folgen haben werden.

„Ich wünsche daher von dem Plane unterrichtet zu werden, denn Sie sich bei Ihren Operationen zu befolgen vornahmen, damit ich, wenn es möglich ist, die Anhänger des Kaiserreiches und die unglücklichen Beamten zu retten suche, die sich für unsere Sache aufgeopfert haben.

Maximilian."

Die Antwort des Marschalls lautet:

„Peotillos, 12. August 1866.

„Sire!

„Ich empfing soeben den Brief Ew. Majestät vom 4. August d. J.

„Durch die Zusammenstellung der Thatsachen, daß Tampico von den Dissidenten genommen und Monterey auf meinen Befehl geräumt wurde, scheinen Ew. Majestät mir die Verantwortlichkeit für diese beiden Thatsachen beimessen zu wollen. Ich glaube Ew. Majestät, durch meine zwei von Louis-Potosi unterm 11. Juli Nr. 7 und den 20. Juli Nr. 46 geschriebenen Briefe genügsam die Lage von Nuevo Leon und Chihuahua auseinandergesetzt zu haben, damit man nach der Vernichtung der Truppen des General Mejia und der Capitulation von Matamoros, sowie aus der moralischen Lage, in welcher sich die belgische Legion befand, die Nothwendigkeit der Räumung Monterey's nicht allein vom politischen, sondern hauptsächlich vom militärischen Gesichtspunkte aus, anerkenne.

„Die Uebergabe von Matamoros und die Folgen, welche daraus hervorgingen, kommen nicht auf Rechnung meiner Handlungsweise, und es war mir nicht möglich in dieser Beziehung eine Verantwortlichkeit zu übernehmen. Ich hatte den Bedürfnissen einer Lage Rechnung zu tragen, welche ich vollständig gegeben fand, und ich glaube meine Pflichten gegen den Herrscher erfüllt zu haben, indem ich ihm alle, meinen vorgenannten Briefen beigefügten Urkunden zur Kenntniß brachte, von denen ich außerdem Duplikate an meine Regierung sendete.

„Was die Einnahme der Stadt Tampico durch die Dissidenten betrifft, so werde ich die Ehre haben, den Kaiser unterthänigst zu erinnern, daß ich vor dem Beginne dessen, was er gütigst meinen Feldzug im Norden nennt, in dem Augenblicke, wo die Trümmer der Truppen des Generals Mejia in Veracruz anlangten, darum bat, daß der Herr General Olvera, mit dem, was ihm von seiner Brigade übrig geblieben, nach Tampico gesendet werden möchte. Die Bitten des Generals Mejia werden wahrscheinlich die erste Entscheidung Ew. Majestät abgeändert haben, welche der projectirten Bewegung günstig war; denn die Brigade Olvera hat sich nicht nach Tampico begeben, ja sie ist seitdem nach Mexiko gezogen worden, ganz entgegengesetzt den Befehlen, welche ich zurückgelassen hatte und die mit einer militärischen Combination im Zusammenhange standen, deren mißlungene Wirkung ihre gegenwärtigen Folgen im Staate Querétaro zeigt.

„Der Mangel des gleichartigen Eingreifens der Mithilfe, welche mir Herr General von Thun zu verleihen abschlug, hat nicht wenig zu den Mißgeschicken beigetragen, welche Tamaulipas betroffen haben. — Der General Mejia beklagte sich, daß seine Soldaten den Gefahren des gelben Fiebers in Tampico ausgesetzt seien.

„Eine schwache Abtheilung Contre-Guerillas, die einzigen, über welche ich zur Bildung einer Besatzung von Tampico verfügen konnte, wurde alsdann in Veracruz eingeschifft, ohne Rücksicht zu nehmen auf die Schrecken des Klimas, die uns im verflossenen Jahre ein Bataillon gekostet hatten. Ich wußte nicht, daß diese Abtheilung ihren Posten verlassen, oder daß sie, was sie zu vertheidigen hatte, übergeben habe.

„Ew. Majestät drückt mir den Wunsch aus, von dem Plane unterrichtet zu werden, den ich mir bei meinen Operationen zu verfolgen vorgenommen habe.

„Wenn Ew. Majestät geruht hätten, mich am Vorabende meiner Abreise von Mexiko zu empfangen, als ich um die Ehre bat, Abschied nehmen zu dürfen, hätte ich meine Absichten auseinander gesetzt, welche einfach darin bestanden, mich mit meinen eigenen Augen davon zu überzeugen, welche Wirkungen im Norden des Kaiserreichs durch die Ereignisse von Matamoros hervorgerufen worden waren, so wie mir über die Genauigkeit der mir eingesendeten Berichte, über das geringe Vertrauen, welches man in die vornehmsten Beamten setzen müßte und über die im allgemeinen feindliche Gesinnung der Bevölkerung jener Gegenden Gewißheit zu verschaffen.

„Nachdem ich, gestützt auf die Berichte der Generale Douay und Jeanningros alle diese Wahrheiten bestätigt fand, erkannte ich die Unmöglichkeit für den Augenblick die vorgeschobenen Posten zu halten, die nur eine Quelle von Gefahren und unaufhörlichen Ausgaben sein konnten. Indem ich Ew. Majestät darüber Rechnung ablegte, habe ich diejenige Maßregel genommen, welche ich entschieden für die weiseste hielt, nämlich die Räumung Monterey's und Saltillo's zu befehlen und weiter rückwärts eine starke, leicht zu überwachende Linie aufzustellen, die von der ersten durch eine wirkliche Wüste getrennt war, in welcher die Feinde auf gar keine Hilfsquellen rechnen können. — Meine Meinung war und ist noch, daß es immer vorzuziehen ist, seinen Einfluß im Inneren durch Beschränkung seiner Macht auf einem bestimmten Umkreise zu entwickeln, als sich, den Grenzeinflüssen unterwerfend, an den Landesenden abzunützen.

„Ew. Majestät verlangt Erklärungen; ich werde sie in der aufrichtigsten Weise geben.

„Die gänzliche Hilflosigkeit, in welcher die alten Minister des Kaiserreichs den General Mejia in Matamoros gelassen haben, entschied die Uebergabe dieses Platzes. Die traurige Lage, in welche der General Mattenegro in Acapulco, trotz meiner zahlreichen Vorstellungen, trotz der vielfachen, niemals gehaltenen Versprechungen, versetzt wurde, wird zweifelsohne früher oder später entweder den Abfall dieser Truppe, welche wirkliche Beweise der Entsagung und der Ergebenheit geliefert hat, oder die Ueberlieferung des Platzes herbeiführen.

„Angesichts dieser Unthätigkeit, dieses bösen Willens, die ich mich nicht scheue vor Ew. Majestät nochmals aufzudecken, indem ich dadurch gewissenhaft und ergeben die Mission gegen den Kaiser von Mexiko in redlicher Weise erfülle, welche mir mein Souverain anvertraut hat — soll ich mich mit den Sorgen beschäftigen, welche mir meine Pflicht, wie mein Recht als Höchst-Commandirender der französischen Armee auferlegen.

„Mein Brief vom 11. Juli hat Ew. Majestät meine Pflichten mit Rücksicht auf die möglichen Vorkommnisse einer demnächstigen Räumung durch einen namhaften Theil der meinem Befehle anvertrauten Armee auseinandergesetzt.

„Als natürliche Folge der Ereignisse und der Besorgnisse, die mir erlaubt ist über die Rolle zu hegen, welche das mexikanische Element in diesem Lande spielt, habe ich die Ehre zur Kenntniß von Euer Majestät

zu bringen, daß es mir unmöglich sein wird, meine Truppen fernerhin in Guaymas und Matzatlan zu lassen.

„Seit Langem hat die mexikanische Regierung sich damit beschäftigen können und sollen, die Aufrechthaltung der kaiserlichen Macht in diesen beiden Städten zu sichern. Ich sehe mich genöthigt, Sonora und Sinaloa nur den Hilfsquellen zu überlassen, über welche die Regierung Eurer Majestät verfügt, und ich werde nicht zögern, die französischen Truppen zurückzuberufen, welche diese entfernten Gegenden besetzt halten.

„Was die Beamten anbetrifft, die der Regierung Eurer Majestät ihre Dienste gewidmet haben, so halte ich sie für zu schlau, als daß sie sich entweder unnützer Weise compromittirt, oder sich den von ihnen vorausgesetzten möglichen Vorkommnissen ausgesetzt haben würden.

„Sie haben es bisher verstanden, und werden es auch in Zukunft Alle verstehen, sich in Sicherheit vor jeder Gefahr zu begeben.

„Alles zusammenfassend, Sire, glaube ich nicht, daß die Räumung von Monterey und Saltillo für Euer Majestät Land die so ernsten Folgen haben könne, welche Sie zu fürchten scheinen.

„Man muß im Kriege den möglichen Vorkommnissen Rechnung zu tragen und für den Augenblick einen Theil seines Gebietes zu opfern wissen, um sich den Haupttheil zu erhalten, damit man später, wenn der Feind sich aufgerieben oder durch Desertion abgeschwächt hat, den Angriff wieder aufnehmen und sein Uebergewicht wieder herstellen kann. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, verfügt Euer Majestät schon, und wird — davon bin ich überzeugt — immer über die Elemente (die Fremdenlegion und die österreichische Brigade) verfügen, welche Sie nicht im Stiche lassen werden.

„Mit der tiefsten Verehrung, Sire u. s. w.

Bazaine."

Ungeachtet des großen Aufwandes von Sophistik, womit jeder Absatz dieses Briefes stylisirt erscheint, wird doch Niemand daraus die Ueberzeugung schöpfen, daß die Handlungen des Marschalls loyal und untadelhaft gewesen seien. Aber anderseits wäre es Unrecht, Bazaine geradezu verdammen zu wollen, daß er so und nicht anders gehandelt. In dieser ganzen Affaire agirte er nur als der treue Diener seines Herrn, welcher, die Gebote der Ehre bei Seite setzend, nun ein Mal die Räumung von Mexiko aus Furcht und Bangen vor dem wiederauferstandenen Colosse der nordamerikanischen Union mit derselben Leicht-

fertigkeit beschlossen hatte, mit der man einige Jahre zuvor an die vielverheißende und so kläglich mißrathene Regeneration der lateinischen Race jenseits des Oceans gegangen war.

Inzwischen erreichte auch die Geldnoth des jungen Kaiserreiches ihren Gipfelpunkt; der Sold der Truppen floß ebenso spärlich als unregelmäßig, wobei die Protection, welche man hierbei einem oder dem anderen Corps angedeihen ließ, die Unzufriedenheit der Mannschaft und der Offiziere nur noch steigerte. — Die meisten Beamten erhielten schon seit Monaten keinen Gehalt mehr, und regressirten sich daher, gewiß nicht zum Nutzen des Dienstes und der Monarchie, wo und wie sie konnten. Der Mensch muß und will am Ende leben.

Die Hilflosigkeit, in der man besonders die einheimischen Truppen schmachten ließ, führte schließlich zur Umgehung der eigenen Vorgesetzten. Man versuchte es, weil alle Bitten und Beschwerden an den kaiserlichen Kriegsminister um Beseitigung der schreienden Noth in den Reihen der kaiserlichen Armee ganz erfolglos blieben, vom französischen Obercommando Abhilfe zu erwirken, von welcher Seite aber bei der mißlichen Lage der Dinge, selbst wenn Bazaine den guten Willen gehabt hätte, keine rettende That zu erwarten stand, seitdem die französische Regierung jedwede Unterstützung des Kaiser Max mit Geld ein für alle Mal rundweg abgeschlagen hatte.

Zum Beweise des Gesagten theilen wir nun zwei Briefe mit, welche mexikanische Generale im Sommer 1866 an Bazaine gerichtet haben, und welche einen merkwürdigen Einblick in die derouten Zustände der Monarchie gestatten.

„Herr Marschall!

„Alle mexikanischen Cassen sind leer. Der kaiserliche Commissär läßt soeben eine der unbilligsten Steuern auferlegen, deren Decret ich Ihnen übersende. Viele Leute werden dadurch in's Elend gestürzt; Jedermann beklagt sich. Die verschiedenen Consuln haben dagegen protestirt; allein ohne allen Erfolg. Das Schlimmste an der Sache aber ist, daß man sich hier einbildet, dieses famose Decret sei unter dem Schutze der französischen Bajonnete erlassen worden, weil selbe genöthigt sein werden, alle Ruhestörungen, die sich in Folge dieser bejammernswerthen Entscheidung ereignen würden, zu unterdrücken.

„Um die Garde zu errichten, wurde eine Leva (Aushebung) gemacht und jeder Einwohner mußte hierzu das Seinige beitragen. Doch

mittelst einiger Piaster konnten sich Viele frei machen. Wir bekamen nur Landstreicher und solche, die als Feinde bekannt sind, welche man am liebsten in sicherem Gewahrsam hält. Das sind die Elemente, auf welche sich der kaiserliche Commissär stützt, um diese Stadt dem Kaiser Maximilian zu erhalten. Jedermann fragt sich ob dies eine Verwirrung des Geistes oder ein Project ist, das man nicht offen zu bezeichnen wagt. Wenn keine Verstärkungen mehr hierher gelangen, würde es ein Verbrechen sein, nur eine Handvoll Truppen hier zu lassen, die als Opfer ihrer Ergebenheit fallen würden. Man darf sich in dieser Beziehung keinen Illusionen hingeben; die Liberalen werden hier erwartet und die Festlichkeiten zu ihrem Empfange werden vorbereitet."

Nicht minder seltsam als der obige geheime Bericht, lautet das Schreiben des kaiserl. mexik. Generals J. Gutierez, welcher in Guadalajara, der nächst Mexiko bedeutendsten Stadt des Kaiserreichs, das Obercommando führt. — Es heißt darin:

„Die revolutionären Bewegungen, welche man in verschiedenen Gegenden dieses Militärbezirkes beobachtet, die unermüdliche Thätigkeit der Wühler, die Theilnahmslosigkeit und Schlaffheit, mit welcher der größere Theil der politischen Behörden seine Pflichten erfüllt, machen meine Stellung von Tag zu Tag schwieriger.

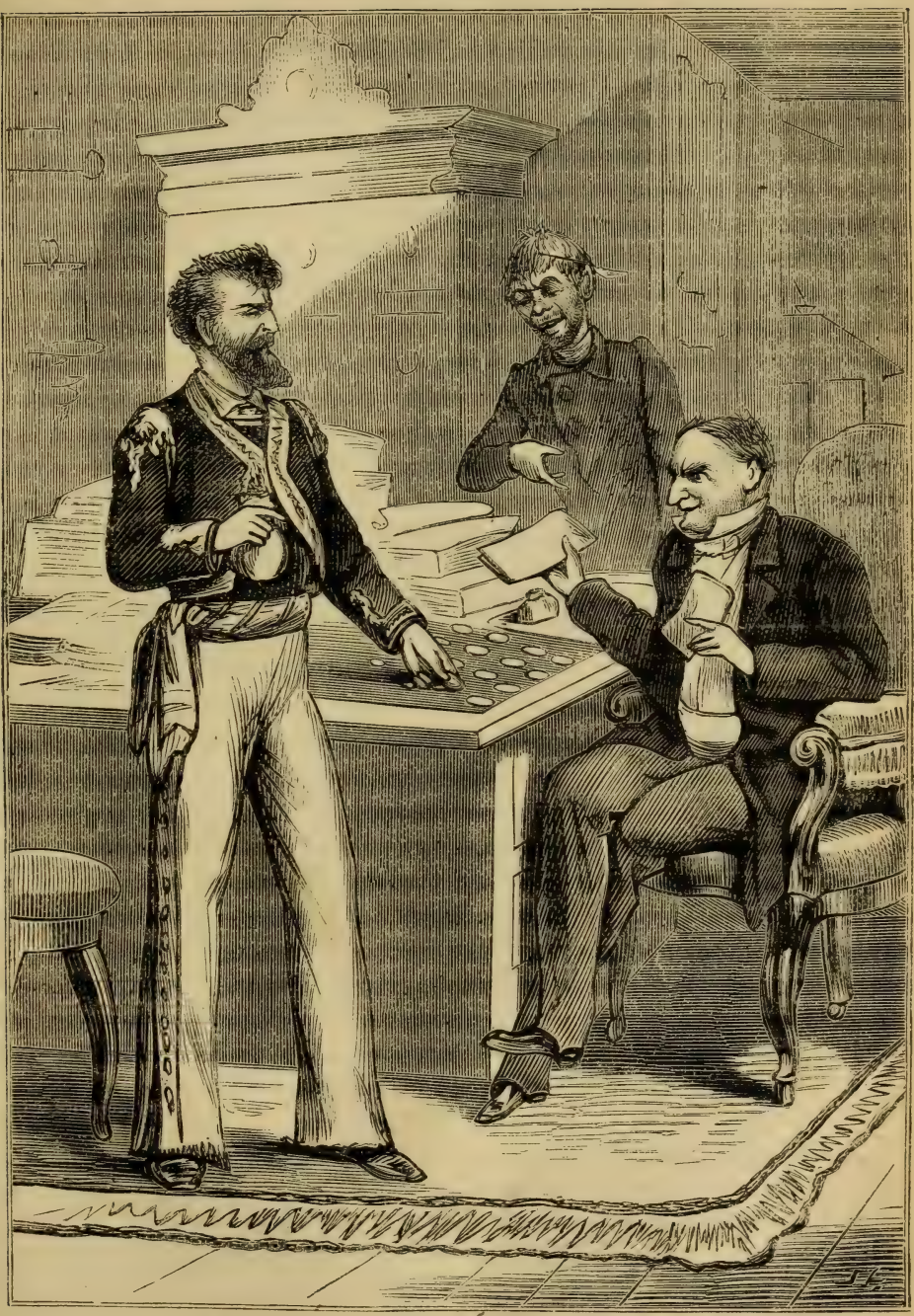
„Ich werde immer darauf beharren, daß die Civilbehörden die Verpflichtung haben, mit allen möglichen Mitteln die militärische Thätigkeit unterstützen zu müssen. Aber wie bisher gegen den bösen Willen einiger Präfecten fortzufahren, ist ein von vornherein nutzloses Werk.

„Ich glaube es ist unumgänglich, daß alle höheren Beamten, die von Zacatecas und Colima ausgenommen, abgesetzt und durch loyale Männer ersetzt werden müssen, die das Herz auf dem rechten Flecke haben und Parteigänger der Intervention wie des Kaiserreiches sind."

Um jene Zeit begann auch der Jesuit Pater Fischer bereits in mehreren Provinzen seine unheilvolle Wirksamkeit, indem er eine allgemeine politische Liga des hohen mexikanischen Clerus zu organisiren und consolidiren suchte um im geeigneten Momente, welcher wenige Monate später wirklich eintrat, auch die letzten der wenigen liberal-constitutionell gesinnten Personen, welche sich noch in der Nähe des Kaisers behauptet hatten, bei Seite zu schieben, Fischer zum Cabinetschef zu pousiren und eine exclusiv-pfäffische Regierung, wie in der einstigen „guten alten" Zeit, einzusetzen.

Der wachsende Einfluß der Geistlichkeit auf die kaiserliche Re-

XV.



(Seite 178.)

gierung war übrigens schon im Sommer 1866 in mehrfacher Beziehung fühlbar geworden. — So sollte zum Beispiel ein gewisser Rosada der sich zahlloser Schandthaten seit Jahren schuldig gemacht hatte, und endlich den kaiserlichen Truppen in die Hände fiel, wohlverdienter Maßen hingerichtet werden. Aber der Bischof von ..... interessirte sich für den elenden Verbrecher aus gewissen nicht näher zu bezeichnenden Gründen und ungeachtet der Kaiser sich anfänglich geweigert hatte, den Missethäter zu begnadigen, wurde Rosada dennoch nicht hingerichtet — man griff zu einem in Mexiko sehr beliebten Auskunftsmittel; der große Schuldige war eines Morgens aus dem Gefängnisse entsprungen, wofür zum Ausgleiche ein Dutzend von seiner Bande erschossen wurden.

Solche Vorgänge warfen ein sehr ungünstiges Licht auf die kaiserliche Regierung.

Merkwürdig ist auch folgende Stelle aus dem geheimen Berichte eines kaiserlichen Befehlshabers.

„Es bleibt uns nur," heißt es darin, „die Aussicht auf Elend und Entbehrungen aller Art, denn die öffentlichen Cassen können nicht mehr zahlen. Die Offiziere, welche ihren Sold immer zuletzt erhalten, sehen sich in einem bejammernswerthen Zustande, aus welchem sie nicht mehr herauskommen können, ohne ihre Würde oder ihre Ehre zu verlieren. Man beginnt die Rekrutirung durch die Leva anzuwenden, ungeachtet der Anordnungen des Kaisers. So muthete mir der kaiserliche Commissär Señor Irribaren zu, 600 Juaristen zu hüten und zu unterhalten, die alle bereit sind, sich bei der ersten Gelegenheit gegen uns zu wenden. — Und das in dem Augenblicke, wo wir am meisten vermeiden müssen, im Inneren unsere Feinde zu bewaffnen, denn die draußen sind zahlreich und stark und werden es alle Tage mehr. Mit einer Rekrutirung dieser Art ist der Auftrag zu organisiren und auszubilden unmöglich und man würde damit nur ein Corps herstellen, in welchem das bessere Element blos eine Zukunft voller Ekel finden könnte. —

„Ich erkläre mich daher für unfähig, ein Corps, welches einer solchen Rekrutirung unterworfen ist, zu befehligen u. s. w."

Um hinsichtlich der dem Kaiser zu Gebote stehenden Streitkräfte das Elend voll zu machen, griff der meuterische Geist in der belgischen Abtheilung derart um sich, daß sich der Monarch, blutenden Herzens, zu folgendem Schreiben an Marschall Bazaine genöthigt sah.

„Mein lieber Marschall!

„Der Zustand der Ueberreizung, welcher gegenwärtig in dem belgischen Regimente herrscht — wovon die letzte telegraphische Depesche der Offiziere Zeugniß gibt — und der die Folge äußerer Ursachen ist, die Reorganisation, welcher man es nothwendiger Weise unterwerfen muß und endlich die Nothwendigkeit, in der die Offiziere sich befinden, spätestens am 13. September sich einschiffen zu müssen, weil die belgische Regierung eine längere Frist zum Abgange nicht bewilligt, bringen mich zu der Ueberzeugung, daß es wünschenswerth und klug sein würde, das belgische Regiment für einige Zeit nach Mexiko oder nach einer der benachbarten Städte zurückzuziehen und ich glaube, daß es gut sein würde, in Folge dessen die bezüglichen Befehle zu ertheilen. Wollen Sie mir gütigst Ihre Ansicht über diese ebenso ernste als unangenehme Frage mittheilen.

„Empfangen Sie, mein lieber Marschall u. s. w.

„Chapultepec, 30. August 1866.

Maximilian.

— — — — — — — — — — — — — —

Don Altamira, welcher Land und Leute vortrefflich kannte und, wie wir wissen, mit allen Parteien Mexiko's auf dem besten Fuße stand, gehörte zu den wenigen Personen, welche klar in die Zukunft blickten, d. h. den Sieg der Republikaner als unausbleiblich vorhersahen. Er hütete sich aber wohl den Imperialisten ihren unvermeidlichen Untergang je prophezeien zu wollen. Nach seiner Ansicht durfte die kaiserliche Partei in Mexiko nicht einfach unterliegen, was die Möglichkeit ihrer einstigen Wiedererhebung nicht ausgeschlossen hätte, und zwar gerade am allerwenigsten bei einem wankelmüthigen Volkscharakter wie jener der Mexikaner, nein, sie mußte für alle Zeiten vom Grund aus vernichtet werden und dies letztere war nur möglich, wenn das Kaiserreich den Kampf auf das Aeußerste mit seinen letzten und äußersten Mitteln trieb. Zu diesem Behufe mußte schließlich auch der Clerus mit in's Spiel gezogen werden, damit der Vorwand denselben vollends seines Besitzthumes zu berauben, nach der Wiederproclamirung der Republik einen um so legaleren Anstrich erhalte. — Altamira wollte dann seiner Zeit die mexikanische Republik auf ganz analogen Grundlagen wie die nordamerikanische aufbauen, mit der Union in ein enges, an Vasallenthum grenzendes Schutz- und Trutzbündniß treten und die Einwanderung der anglo-sächsischen Race begünstigen, da er selbst an der Zukunft der

romanischen in Amerika verzweifelte. Sollte dieser Zweck je erreicht werden, sollte er je in diesem Sinne als Präsident wirken können, mußte die Macht des mexikanischen Clerus vollkommen und für immer gebrochen werden und er sprach nur ein wohlüberlegtes Programm aus, als er einst in einem Monologe die Worte gebrauchte: „Juarez hat Euch die etwas zu langen Kutten beschnitten, ich aber werde Euch ausziehen bis auf's Hemd*)."

Seine theilweise Offenheit gegen Schwarzenfels über die demnächst bevorstehende sehr schlimme Lage der kaiserlichen Truppen, konnte er jedoch ungescheut wagen. Er wußte, daß der Baron einer Indiscretion nicht fähig sei und dann wollte er den Obersten indirect aufstacheln, die Organisirung und den Ausmarsch seines Bataillons möglichst zu beschleunigen, d. h. die Flitterwochen seines Brautstandes, von welchem er von weitem reden gehört, abzukürzen. — Wer jedoch die Braut des Barons sei, wußte er ebenso wenig als irgend sonst Jemand in der Hauptstadt. — Niemand durfte sich rühmen, diese Dame je gesehen zu haben. Manche zweifelten sogar, daß eine Braut des Obersten überhaupt existire oder sich in Mexiko befinde und meinten, das Gerücht von der Verheiratung des Obersten sei eine bloße Erfindung müßiger Köpfe, welche einfach aus dem Umstande, daß in derselben Villa, die Schwarzenfels im vorigen Jahre angekauft, ein Paar fremde Damen im Vordertracte wohnten, ganz beliebig auf ein intimeres Verhältniß zwischen Hausherr und Mietherin, Schlüsse gezogen hätten.

Altamira nahm sich vor, die heutige günstige Gelegenheit zu benützen, um einer Angelegenheit, welche auch bei Hofe interessirte, auf den Grund zu sehen. — Er wußte es so einzurichten, daß der Baron ihm den angedeuteten Wunsch, Villa und Park zu besehen, wohl nicht abschlagen konnte. — Zu Altamira's großem Erstaunen zeigte sich der Oberst sehr gerne bereit, Seiner Excellenz in alle Räume ganz beliebige Einsicht zu gestatten. Es fand sich aber mit Ausnahme von einigen indianischen Mägden nicht die mindeste Spur weiblicher Wesen vor.

„Ich dachte," begann Altamira im gleichgiltigen Tone, als man auch alle Nebengebäude besichtigt, „ich dachte, daß der Vordertract der Villa an einige Fremde vermiethet sei; so sprach man wenigstens schon vor längerer Zeit."

„Dies war der Fall," erwiderte der Oberst gleichfalls wie von

*) I. B. S. 27.

einer unbedeutenden Nebensache sprechend, „aber die Damen, auf deren Namen ich mich nicht ein Mal genau zu entsinnen wüßte, sind vor ein paar Tagen für immer abgereist. — Ich habe die Absicht, die Villa von nun an allein zu bewohnen, d. h. wenn ich aus dem Feldzuge glücklich und mit heiler Haut zurückkehren sollte."

„Allein?" wiederholte Altamira lächelnd, „ei, ei, da sieht man, welchen Unsinn die Leute oft zusammenschwatzen; ich hörte doch mit einiger Bestimmtheit, daß Sie auf Freiers Füßen stünden."

„Ich kann Sie mit meinem Ehrenworte versichern, daß ich noch nicht so bald an meine Verehelichung denke," entgegnete der Baron mit einer Bestimmtheit, welche, abgesehen davon, daß er sein Ehrenwort als Pfand eingesetzt, einen Zweifel in die Wahrheit seiner Worte durchaus nicht zuließ.

„Und bis wann muß mein Sohn vollkommen reisefertig sein?" frug nun Altamira.

„In längstens vier Wochen. Senden Sie ihn jedoch täglich auf einige Stunden, schon von morgen an hierher. — Sein künftiger Hauptmann wird ihm den nöthigen Unterricht im Exercieren und im militärischen Schreibfache ertheilen."

„Sehr gut und tausend Dank. Befehlen Sie über mich in all und jedem. Ich sehe, mein Sohn befindet sich in den Händen eines wackeren Mannes; gestatten Sie mir die Gnade, Sie, Herr Oberst, unter meine Freunde zählen zu dürfen."

Mit diesen und noch einigen anderen Complimenten empfahl sich der „vielseitige Diplomat."

In schwerer beklommener Stimmung kehrte der Oberst nach seinem Arbeitscabinete zurück. Die Mittheilungen Altamira's erweckten in ihm schwere Sorgen, nicht seiner eigenen Person, sondern der Sache wegen, der er sich mit Leib und Seele gewidmet hatte. — Er versank in tiefes Nachdenken, aus welchem ihn der Eintritt eines Dieners weckte, der einen Brief überbrachte.

„Ah bravo!" rief er freudig aus und riß hastig den Umschlag weg, „das ist von meinem guten theuren Franz. — Gott sei Dank — Zoraïde, Julius und Elvira sind glücklich in Puebla angekommen und haben eine ebenso schöne, als angenehme und sichere Unterkunft gefunden. — Uebermorgen mündlich mehr — schließt der Brief. — Also warten wir in Himmels Namen die Details ab, bis mein lieber Herr Marchese de Lisboa zurückgekehrt sein wird."

Wie kam es aber, daß der Oberst sein Ehrenwort gab: er denke nicht sobald an eine Verheiratung? — Ein Zerwürfniß zwischen ihm und Zoraïde ist wohl nicht wahrscheinlich, abgesehen von der Freude, die er über das angelangte Schreiben empfand. — Warum sollen wir den Leser, der hoffentlich für diese beiden Personen Interesse hegt, darüber im Unklaren lassen. Wir wollen die Neugierde unseres Publikums rege erhalten, aber nicht foltern. — Darum heraus mit der Sprache. — Schwarzenfels und Zoraïde hatten nach späterer reiflicher Ueberlegung es für angezeigt erachtet, den Ablauf des Trienniums, welches der alte Emir anberaumt, abzuwarten, bevor sie den Bund ihrer Seelen vor dem Altare besiegelten. — Sie hofften, daß sie nicht vergeblich um Einlaß bitten würden an dem Thore des stillen Hauses zu Damascus, das dem einstigen größten Helden der Sahara zum Asyle diente.

XIV.

Der Fuchs und die Schlange.

Der Zeitpunkt, welchen der Oberst von Schwarzenfels für den Ausmarsch seines kleinen aus acht Compagnien Cazadores (Jäger), einer Escadron Reiter und drei leichten, tragbaren Feldstücken bestehenden fliegenden Corps festgesetzt hatte, war nahe gerückt.

Der neugebackene Lieutenant Gonzales de Altamira hatte sich als ein sehr gelehriger Schüler Stanglhuber's, oder wie wir eigentlich von rechtswegen sagen sollten, des Hauptmanns und Marchese de Lisboa erwiesen. Bei der großen Unwissenheit, welche in der Regel den eingebornen mexikanischen Officier, vom General abwärts, kennzeichnet, stach der Sohn des „vielseitigen Diplomaten" durch das echt militärische Air, welches er angenommen und durch die Sicherheit, womit er bereits seinen Zug in Reih und Glied commandirte, gegen die meisten seiner Kameraden sehr vortheilhaft ab.

Gonzales widmete sich mit einer fast wilden Energie seinem neuen Berufe, denn derselbe sollte ihm verhelfen, sich an dem Manne zu rächen, der ihm seine Braut abwendig gemacht.

Seit jenem verhängnißvollen Abende hatte er Estefania nicht wieder gesehen und mit keiner Silbe ihrer mehr erwähnt. Um desto ingrimmiger tobte aber der Haß in seinem Herzen.

Sein Vater trug das Möglichste dazu bei, ihn in dieser Verblendung zu erhalten. Zu diesem Behufe machte es seine angelegentlichste Sorge aus, dahin zu wirken, sich des Stillschweigens Estefania's über das Geheimniß ihrer Geburt zu versichern, d. h. Erklärungen und Aufklärungen zwischen den getrennten Brautleuten hintanzuhalten.

Anfänglich kam ihm hierbei die schwere Krankheit, in welche das arme Mädchen verfallen war, sehr zu Statten. — Seit acht Tagen wo Estefania wieder zu sich gekommen war, besuchte er die Leidende täglich, ihr den süßen Trost versprechend, daß der schreckliche Irrthum recht bald aufgeklärt werden würde. Er gab Estefania sehr deutlich zu verstehen, daß er um das Geheimniß, welches ihr Mazzaredo anvertraut, wohl wisse, stellte ihr aber eindringlich vor, wie sehr er Alles vermeiden müsse, was dem alten Malpica nur die leiseste Andeutung über den wahren Sachverhalt zu geben vermöchte. Das gute Kind weinte bittere Zähren bei dem Gedanken, wie tief ihren Ziehvater die Entdeckung des wahren Charakters seiner sauberen Gattin schmerzen müßte, ja, daß vielleicht die Gewißheit, Estefania, seine so zärtlich geliebte Estefania sei nicht sein Kind, ihm sogar einen plötzlichen Tod bereiten könnte. — Diese und hundert andere Gründe wußte ihr Altamira zwar auf höchst schonende Weise, aber derart beredt zu Gemüthe zu führen, daß endlich Estefania sich herbeiließ, bei der heil. Jungfrau zu Guadalupe einen furchtbaren Eid zu leisten, das Geheimniß ihrer Geburt ohne Vorwissen und Zustimmung ihres künftigen Schwiegervaters, selbst Gonzales gegenüber, unverbrüchlich zu bewahren. Dagegen verpflichtete sich Altamira mit gleisnerischer Freundlichkeit und Theilnahme den Augenblick der Versöhnung herbeizuführen, noch bevor Gonzales mit seiner Truppe von der Hauptstadt abmarschirte. Altamira, dem es auf eine unverschämte Lüge mehr oder weniger nie ankam, versicherte in letzterer Beziehung, daß der Oberst Baron von Schwarzenfels vor sechs bis acht Wochen auf keinen Fall aufbrechen werde, während er sehr wohl wußte, daß dessen fliegendes Corps kaum mehr so viele Tage in Mexiko verbleiben konnte.

Die gute Estefania schöpfte neue Hoffnung und von dieser Stunde an schritt ihre Genesung rasch vorwärts.

Altamira gab, als er das liebe Kind an jenem Tage verließ, wo er dessen heiligen Eid der Verschwiegenheit entgegengenommen, seinem Kutscher Befehl, nach dem Regierungspalaste zu fahren. Er verfügte sich zum Kriegsminister, der den mächtigen, bei Hof so einfluß-

reichen Mann auf das Zuvorkommenste empfing. Der Umstand, daß Altamira seinen einzigen Sohn dem Dienste Sr. Majestät gewidmet, hatte überdies in letzter Zeit den ungeheuren Nimbus von Loyalität, dessen er sich von je erfreut, zu einem wahren Glorienscheine über dem Haupte des „vielseitigen Diplomaten" in den Augen des Kaiserpaares potenzirt.

Nachdem beide Herren sich gegenseitig durch einige Minuten mit den übertriebensten Höflichkeitsformeln und Complimenten auf echt mexikanische Weise bis in's Lächerliche sattsam gefoppt hatten, gelangte endlich der Kriegsminister zu der, gleichfalls mit sehr schönen Phrasen aufgeputzten Frage, was ihm die hohe Ehre und das unendliche Vergnügen dieses Besuches Sr. Excellenz verschaffe, worauf die angeredete Excellenz der anredenden Excellenz endlich einbekannte, an Se. Excellenz eine Bitte zu haben, in Folge dessen natürlich Excellenz Kriegsminister das unendliche Entzücken anticipirte, Sr. Excellenz Geheimrath irgend welchen Dienst erweisen zu können. — Nachdem die beiden Herren noch ein Dutzendmal das Wort Excelencia sich an den Kopf geworfen, brachte endlich Altamira das Anliegen vor, es möge die Ordre gegeben werden, daß die erste Compagnie Cazadores des unter dem Befehle des Obersten von Schwarzenfels stehenden fliegenden Corps noch heute Nachmittag nach Morelia aufzubrechen habe.

Der Kriegsminister blickte erstaunt Altamira an, denn gerade bei dieser Compagnie stand dessen Sohn. — Der „vielseitige Diplomat", die Gedanken des Ministers errathend, beeilte sich sein Bedauern auszusprechen, daß Gonzales seit Kurzem in der Hauptstadt in die Netze einer Person sehr zweifelhaften Rufes gerathen sei und er, so schwer auch sein väterliches Herz durch eine beschleunigte Trennung von seinem innigst geliebten Sohne betrübt werde, dennoch die angedeutete Maßregel für höchst wünschenswerth halten müsse.

Dieser plausible Vorwand überzeugte den Kriegsminister vollkommen. Er schrieb auf der Stelle die gewünschte Ordre, worauf der Abschied der beiden Excellenzen genau unter denselben nicht endenwollenden Höflichkeitsbezeugungen, unter denen ihre Begrüßung stattgefunden, allmälig vor sich ging.

Zwei Stunden später, es war eben Mittag, suchte Gonzales seinen Papa auf, um demselben eilends Adios zu sagen. Für Punkt zwei Uhr war der Abmarsch der vom Hauptmann Marchese de Lisboa befehligten ersten Jäger-Compagnie ganz unvermuthet angeordnet wor-

den, u. z. wie es im Handbillet des Kriegsministers hieß: „Auf Allerhöchsten Befehl," eine Phrase, mit der so ziemlich in aller Herren Länder von jeher der gröbste Mißbrauch getrieben wurde. Wir wüßten in dieser Beziehung so manche erbauliche Geschichte zu erzählen, aber — —

Altamira gab seinem Sohne hundert gute Lehren und liebreiche Ermahnungen mit auf den Weg. Schließlich segnete und küßte er den Jüngling, der seine Thränen nicht zu bemeistern vermochte und seinen Schmerz an der Brust des unnatürlichen Mannes ausweinte, welchen er für seinen einzigen Freund auf dieser Erde hielt, der aber in Wahrheit schon vom Tage seiner Geburt an nur auf seinen Untergang sann, indem das schuldlose Kind ihm als bloßes Mittel zur Befriedigung seiner Rache an Mazzaredo dienen sollte.

Schließlich gab Altamira seinem Sohne den großen Trost, daß er ihn vielleicht recht bald in Morelia wiedersehen würde, sobald er nur seine Angelegenheiten mit Miß Alice Brown bereinigt hätte. Altamira machte nämlich seit ein paar Tagen kein Geheimniß mehr daraus, daß er sich um die Hand der schönen Amerikanerin bewerben wolle. Von Estefania wurde kein Wort gesprochen und Gonzales wußte seinem Vater dafür Dank, daß er nicht unnützer Weise die klaffende Wunde seines Herzens sondirte.

Erst kurz vor zwei Uhr, als es bereits höchste Zeit geworden, eilte Gonzales zu seiner Truppe, welche in der Nähe seines väterlichen Palastes, nämlich unweit der Alameda, sich soeben marschfertig in Reih und Glied aufstellte. — Lieutenant Altamira war gerade noch rechtzeitig genug angelangt, um nicht ein schweres Donnerwetter seines gestrengen Hauptmanns auf sich zu laden, denn im Dienste kannte Stanglhuber keinen Spaß und keine Protection. Kam der junge Don Altamira nur eine einzige Minute später, nämlich wäre er nicht bereits in Reih und Glied gestanden, als der Compagnie-Commandant mit sonorer Stimme sein „Marsch" erschallen ließ, so konnte der flaumbärtige Führer des ersten Zuges sicher sein, den nächsten Rasttag im Profoßenarreste zu verbringen oder, wie der terminus technicus beim Militär lautet: „im Schatten zu sitzen."

Als Altamira wieder allein war, schritt er ziemlich unruhig in seinem Arbeitszimmer auf und ab. — Gott bewahre, daß ihn vielleicht der Abschied von Gonzales, denn doch etwas angegriffen hätte — er war vielmehr herzlich froh, die Rolle als zärtlicher Vater nunmehr für einige Zeit ablegen zu können, und was Gonzales und Mazza-

redo betraf, stand sein neues Programm vollkommen fest. Für die allernächste Zukunft hatte er an andere Dinge zu denken und er dachte in der That sehr viel und mit einer ihm selbst unerklärlichen Wärme, an Miß Alice Brown, auf die er ursprünglich blos deßhalb seine Augen geworfen, weil er selbe, insbesonders was ihr Vermögen anbelangte, für eine sehr gute Partie hielt. Ferner schien es ihm auch vom Standpunkte seiner weittragenden politischen Intriguen höchst opportun, gerade eine Tochter der nordamerikanischen Union zur zweiten Frau zu wählen, denn, wie wir bereits wiederholt andeuteten, war es ja seine Absicht, seiner Zeit als Präsident der Republik seine Hauptstütze in den vereinigten Staaten zu suchen und zwar selbst auf die Gefahr hin, daß Mexiko dadurch alsbald in dem nordamerikanischen Kolosse vollends aufgehe, was er, nicht mit Unrecht, für das einzig mögliche Mittel hielt, um Mexiko überhaupt sich selbst und der Welt nutzbar zu machen.

Plötzlich blieb Altamira vor seinem Schreibtische stehen und suchte aus einem Fache desselben das Concept eines Briefes hervor, das er mehrmals aufmerksam überlas.

„Wenn ich auch heute," murmelte er ärgerlichen Tones, „wenn ich auch heute darauf keine Antwort von Alice erhalte, werde ich sie morgen mündlich um ein entschiedenes Ja oder Nein bitten. — Höll' und Teufel! Ich gedachte blos eine Convenienzheirat abzuschließen und jetzt wird mir auf einmal klar, daß ich in Miß Brown rasend verliebt bin. — Welche Thorheit, welche Schwäche für mich, dem Intriguant par excellence! — Ja, ja, es treten manchmal Augenblicke an mich heran, in welchen alle Erfolge meiner äußerlichen Thätigkeit, ja selbst mein qualvoller Rachedurst gegen jenen elenden Mazzaredo nicht hinreichen, die schaurige Oede in meiner Brust auszufüllen. Ach! Elvira, Elvira, warum mußtest Du mich hintergehen?! Wer weiß, ob ich nicht an Deiner Seite ein anderer, ein glücklicherer Mensch geworden wäre, als ich es jetzt bin inmitten meiner enormen Schätze und gehuldigt und gefeiert von dieser blöden, ekelhaften Welt, die ich so gründlich verachte, ja, die ich hasse und die mir nichts zu bieten vermag, als die Sclavendienste feiler Kriecher und den Weihrauch bornirter Schmeichler. — Miß Alice ist meine letzte Hoffnung; an ihrer Seite würde mein Herz vielleicht noch ein Mal aufthauen, noch einmal menschlicher Gefühle fähig werden; war ich es doch vor Jahren, vor vielen Jahren, wenn auch nur wenige Monate — als Elvira's Gatte, bis — — — hinweg, hinweg mit dieser schrecklichen Erinnerung, die

mein Blut stets vom Neuen zur Raserei bringt, mich zum reißenden Tiger macht —"

Ein Diener trat ein und überreichte seinem Gebieter auf einem silbernen Präsentirteller ein Briefchen.

„Von Alice," hauchte Altamira und nahm mit zitternden Händen das nett zusammengefaltete Papier an sich. — Selbst als der Diener wieder verschwunden war, zögerte er, das Siegel zu erbrechen. Ein schlimmes Zeichen schien es ihm, daß der Brief auf weißem Papiere geschrieben war; er hatte die Rosa-Farbe der werdenden Liebe erwartet.

Nach einigen Minuten that er sich Gewalt an, löste hastig das Siegel und durchflog Alicen's Antwort mit fieberhafter Ungeduld. Dann sank er wie vernichtet auf einen Fauteuil nieder.

Der Bescheid der schönen Miß Brown auf seine Bewerbung war kurz, aber deutlich. Er lautete:

„Señor!

„Die Art und Weise, wie Sie, Señor, Ihre erste Gemalin in ihren letzten Stunden behandelt, muß für eine anständige Dame schon an und für sich allein hinlänglichen Grund abgeben, auf die gefährliche Ehre zu verzichten, Señora Altamira II. zu werden. In der Voraussetzung, daß Euer Excellenz die Triftigkeit dieses Grundes zu bestreiten nicht gesonnen sind, weil ich sonst zu einer näheren Beweisführung veranlaßt werden könnte, erspare ich mir jede weitere Motivirung meiner dankvollen Ablehnung Ihres für Ihre eigene Person vielleicht sehr gut gemeinten Antrages.

Alice Brown."

Der abgewiesene Freier rieb sich wiederholt mit der Hand seine verdüsterte Stirne.

„Wie?" preßte er angsterfüllt, „wie? Alice sollte wirklich wissen, daß ich an Elvira Hand angelegt, daß ich ihren vorschnellen Tod in meiner blinden Wuth, durch Erdrosseln herbeigeführt? Wer konnte geplaudert haben? — — Basileo und Anita sind seit vielen Jahren hunderte von Meilen von hier entfernt und der Arzt, der den Todtenschein schrieb, starb wenige Monate darnach zu Veracruz am gelben Fieber. — Sollte Miß Brown blos auf einen vagen Verdacht hin urtheilen? — Unmöglich! Warum dann ihre Drohung Beweise beizubringen? Valga me Dios! Die Sache ist ernster als ich dachte. —

Könnte aber nicht vielleicht Teófilo geschwatzt haben? — Auch nicht denkbar; der wußte gar nicht, daß diese Faust Elvira's Kehle zugeschnürt und dann ist ja der Mann schon lange rein verschollen, was sage ich, verschollen — todt ist er; hat nicht Labastida nach ihm forschen lassen und den Bericht erhalten, daß der Mestize schon vor Jahren auf einer Seereise von Tampico nach Yucatan ertrunken sei."

Die Angst und Besorgniß, von welcher Altamira anfänglich beherrscht war, machte alsbald dem Aerger und dann dem Hasse, sowie dem Verlangen nach Rache Platz.

„Also unbedingt verschmäht," knirschte er und ballte wüthend die Fäuste. „Ha! Soll ich diesen Schimpf und Hohn ruhig hinnehmen, soll ich den Triumph der stolzen Miß vervollständigen, indem ich mich feig zurückziehe und dadurch vermuthen lasse, daß ich ihre Drohung fürchte?! Nein, tausend Mal nein; aber wie, wie kann ich nur Rache nehmen? Halt! Da fällt mir bei, daß Bazaine von politischen Machinationen Alicens sprach und dieser Umstand ganz und gar zu dem paßt, was ich von ihrem Briefwechsel mit Osman-Bey erfahren hatte. — Die Politik hat damit nichts zu schaffen, dessen bin ich gewiß, denn Juarez ließ mich auf meine Anfrage wissen, daß ihm hiervon nichts bekannt wäre und daß der Oberst Osman-Bey später von ihm selbst befragt, die überzeugendsten Beweise beigebracht: es seien die Motive dieser Correspondenz stets nur rein privater Natur gewesen. — Gut also — wir wollen nachsinnen, auf welche Weise man auf diesem Wege der übermüthigen Miß beizukommen vermöchte."

Nach kurzer Ueberlegung hatte Altamira's arglistiges und finteureiches Gehirn einen Ausweg gefunden.

„Ich werde Monsieur Graffini einen Besuch abstatten," murmelte er vor sich und ein sardonisches Lächeln umspielte seinen Mund.

Eine halbe Stunde später trat er wirklich bei dem Großmeister der geheimen französischen Polizei Mexiko's ein.

Monsieur Graffini empfing Se. Excellenz ebenso freundlich als achtungsvoll. — Seine feine Nase witterte etwas Besonderes hinter diesem Besuche; es war das erste Mal, daß Graffini und Altamira in directe Berührung kamen.

Letzterer hatte es bisher weit unter seiner Würde gehalten, den Corsen persönlich kennen zu lernen und dieser, welcher in Mexiko absichtlich die Rolle eines bloßen Privatmannes vor der Welt spielte, belauerte zwar aufmerksam das Treiben des „vielseitigen Diplomaten,"

das ihm in so vielen Punkten nichts weniger als correct erschien, vermied aber sorgfältig alles, um gegen ihn activ aufzutreten. — Die Kleinigkeit am Riofrio abgerechnet, war es ihm bisher nicht gelungen, über den schlauen Altamira wirklich compromittirende Daten zu sammeln und bei der festen, ja unerschütterlichen Stellung, welche Seine Excellenz, der Herr Geheimrath bei Hof einnahm, sowie Angesichts seiner intimen Beziehungen zu Bazaine, würde jeder gegen Altamira abgedrückte Pfeil zuverlässig auf den Schützen zurückgeprallt sein.

Graffini fixirte seinen hohen Gast mit einer Aufmerksamkeit und einem Mißtrauen, welche Freund Reinecke empfinden mag, wenn ihm das Vergnügen aufgedrungen wird, in seinem Baue den Besuch einer Schlange anzunehmen. — Der Corse erinnerte sich jedoch rechtzeitig, daß Fuchs und Schlange von Natur aus durchaus nicht in offener Feindschaft leben, und daß namentlich in den Prairien Mexiko's selbst das giftigste Gewürm mit den wilden Hunden unter einem und demselben Dache ganz verträglich zu wohnen pflegt.

Die Schlange Altamira nahm in Folge einer stummen, aber achtungsvollen Einladung des Fuchses Graffini auf einem Fauteuil neben dem übergroßen Schreibtische Platz, der mit Protokollen und sonstigen Schriften aller Art schwer beladen war.

Dann beeilte sich der Corse nach Landessitte seinem Besucher Puros bester Gattung anzubieten. Als die Cigarren lustig dampften, stellte endlich Graffini in wohlgewählten Ausdrücken und in fast übertrieben ehrerbietiger Haltung die Frage, welchem Umstande er die Auszeichnung dieses für ihn so unendlich erfreulichen Besuches zu danken habe.

Altamira räusperte sich eine kurze Weile; statt auf Umwegen, wie er anfangs beabsichtigt, beschloß er jetzt schnurgerade auf sein Ziel loszusteuern. Graffini gefiel ihm von der ersten Minute an; sein Scharfblick erkannte in dem Corsen sogleich eine Schmiegsamkeit und Beweglichkeit des Geistes und Charakters, ganz und gar ebenbürtig der seinigen und er hatte es, bevor noch ein Wort gesprochen, wegbekommen, daß mit dem Manne etwas Vernünftiges anzufangen sei.

„Es dürfte Ihnen, Monsieur, nicht unbekannt sein, daß ich mich um die Hand der Miß Alice Brown, deren Schönheit und Reichthum seit Monaten so große Sensation in der Hauptstadt erregt, beworben habe," begann Altamira.

Graffini blickte nach dem Plafond, als wenn er sich erst besinnen müßte und erwiderte höflich aber kurz:

„Ich glaube, daß der Herr Marschall einmal eine Andeutung hierüber fallen ließ."

Altamira, der sich durch die fingirte Gedächtnißschwäche des Monsieurs Graffini durchaus nicht irre führen ließ, fuhr fort:

„Miß Alice hat es jedoch für gut befunden, meinen Antrag rundweg abzulehnen."

„Unmöglich!" rief der Corse mit meisterhaft gespieltem Erstaunen. Er fiel auf die Lehne seines Stuhles zurück und die Cigarre entglitt seinem Munde, während seine beiden Handflächen klatschend auf seine Kniee schlugen.

„Sie werden es begreiflich finden, mein Herr, daß ich in dieser Ablehnung eine absichtliche Beleidigung erblicke. — Da Sie ein Corse sind, erscheint es mir wohl überflüssig, Ihnen gegenüber die Consequenzen zu erörtern, welche das schnöde Benehmen der stolzen Amerikanerin für einen Mann von Ehre mit sich bringen muß."

„Sie wollen sich rächen, Excellenz!" entgegnete rasch Graffini und in seinen Augen zuckten Blitze glühenden Hasses bei der Erinnerung an den tödtlichen Schimpf, welchen er wegen Miß Alice von Bazaine erduldet.

„So ist es," entgegnete Altamira ruhig, „und da ich von dem Vorfalle unterrichtet bin, welcher auch Sie gegen Miß Brown mit Recht erbittert, kam ich eben hierher, um mit Ihnen offen und ohne Rückhalt einen Plan zu verabreden."

„Einen Plan? Wozu?" antwortete Graffini, dessen Fuchsnatur sogleich wieder in ihre Rechte eintrat. Er fürchtete von der Schlange überlistet zu werden. Jedenfalls konnte es nicht schaden, wenn er den Werth seiner Dienste durch eine reservirte Haltung etwas im Preise hinaufschraubte, obwohl ihn die Aussicht: in dieser Affaire einen Bundesgenossen gleich Altamira ganz unvermuthet gefunden zu haben, in hohem Grade entzückte.

„Um Miß Alice einen recht bösen Streich zu spielen," erwiderte Altamira beinahe ärgerlich über die simulirte Einfalt des Corsen.

„Euer Excellenz wird nach meinem Auftritte mit dem Marschall begreifen," bemerkte der Corse ernst, „daß ich als Amtsperson durchaus nicht in der Lage wäre, die mir zu Gebote stehenden Mittel

wider die Amerikanerin anzuwenden; dies soll mich jedoch nicht verhindern Ihnen meine ganze Erfahrung und meinen guten Willen unbedingt zur Disposition zu stellen.

„Ich habe in der That auch nur auf den Privatmann reflectirt, als ich mich an Sie gewendet," sagte Altamira sehr zufrieden über die sichtliche Bereitwilligkeit des Corsen, „als Polizeichef dürften Sie ohnehin nun und nimmer in die Lage kommen wider Miß Alice einzuschreiten, denn was Ihren dem Marschall gegenüber ausgesprochenen Verdacht anbelangt, so sind Sie wirklich auf falscher Fährte, so sehr auch alle Umstände wider die Dame zu sprechen scheinen."

„Meinen Sie?" frug Grassini mißtrauisch.

„Ich weiß es gewiß; Sie würden sich in dieser Angelegenheit nur gründlich blamiren. Wie Ihnen ohnehin bekannt sein dürfte, unterhalte ich mit den Führern der juaristischen Partei intime Beziehungen, natürlich nur mit Vorwissen und im Interesse der kaiserlichen Regierung; auf diesem Wege ist es mir gelungen zweifellos festzustellen, daß die Correspondenzen, welche Alice in der Hauptstadt bisher vermittelte, rein privater Natur seien; anderseits wollte es mir aber bisher durchaus nicht gelingen nur irgendwie herauszubringen für wen die Briefe, welche Osman Bey sendet, eigentlich bestimmt sein mögen."

Grassini war, als ihm Altamira jene Aufklärungen mittheilte, welche, wie schon früher erwähnt, Juarez in dieser Angelegenheit an die Hand gegeben, schließlich gleichfalls überzeugt, daß er sich bisher über Miß Alice in einem groben Irrthume befunden habe.

Der Corse, welchem seinerseits eine Menge Umstände über Alice und deren Connexionen in Mexiko bekannt waren, von denen Altamira keine Ahnung besaß, glaubte plötzlich klar zu sehen. Durch seine Bekanntschaft mit dem Grafen von Fontaine hatte Grassini außerdem über das räthselhafte Incognito der Miß Alice Brown einige merkwürdige Aufschlüsse empfangen. Er beschloß jedoch Altamira gegenüber nicht mehr auszuschwatzen als unumgänglich nöthig schien.

Nichtsdestoweniger theilte er dem „vielseitigen Diplomaten" mit, daß ein drittes Individuum vorhanden sei, welches gleichfalls der glühende Wunsch beseele, Miß Brown einen üblen Streich zu spielen und daß diese Person bereit wäre die Ausführung jeder, auch der gefährlichsten Rolle in dem beabsichtigten Rachedrama zu übernehmen.

„Wer ist dieser Emil Comte de Fontaine?" frug Altamira nicht ohne Neugierde, als ihm Grassini den Namen ihres gemein-

schaftlichen Alliirten bekannt gegeben hatte, „steht nicht zu befürchten, daß dieser Mann uns heute oder morgen compromittiren werde?"

„Ich bürge für ihn," entgegnete der Corse mit Bestimmtheit, „denn ich kenne ihn seit Jahren sehr genau und wüßte mich nöthigenfalls an ihm zu regressiren; übrigens nehme ich Euer Excellenz, wie die Sachen jetzt stehen, nur mit einer einzigen Kleinigkeit in Anspruch. Dank Ihrer Aufrichtigkeit bin ich plötzlich in Stand gesetzt, viele einzelne Fäden, deren Zusammenhang mir bisher gänzlich verworren schien, als ein vollständiges regelrechtes Gewebe zu betrachten. Ich kann daher nunmehr Euer Excellenz gänzlich aus dem Spiele lassen; nur um eine einzige kleine Gefälligkeit möchte ich, wie gesagt, Sie gebeten haben."

„Stehe ganz zu Ihren Diensten!" erwiderte Altamira rasch und sehr erfreut über den Gang der Verhandlung.

„Euer Excellenz besitzt gewiß irgend eine Handschrift des Baron von Schwarzenfels, und wenn nicht, würde es wohl nicht schwer fallen, sich eine solche alsbald zu verschaffen?"

„Schwarzenfels?" frug erstaunt Altamira, „wie kommt der dabei in's Spiel?"

„Darüber darf ich Euer Excellenz vor der Hand leider nicht den gewünschten Aufschluß geben."

„Ich habe kein Recht in Ihre Geheimnisse zu dringen," sagte Altamira etwas pikirt, „jedoch, wozu benöthigen Sie eine Handschrift des Obersten und gilt es Ihnen gleichviel, welche ich zur Verfügung stelle? Hier wäre z. B. ein Billet-doux des Barons, das er mir erst vor zwei Tagen schrieb."

„In zehn Minuten erhalten Sie das Briefchen zurück; mehr Zeit benöthigt mein „Schreibmeister" im Kabinete nebenan nicht um als Baron von Schwarzenfels ein kleines Briefchen an Miß Alice anzufertigen."

Nach diesen Worten zog er eine Klingel. Alsogleich erschien auf der Schwelle der Thüre zu einem Nebengemache ein etwa vierzig Jahre alter Mann, dessen äußerst verschmitzte Physiognomie den Spitzbuben von Profession verrieth. In der That hatte der Mann durch volle fünfzehn Jahre im Bagno von Toulon wegen zahlloser Fälschungen die Sclavenkette getragen.

Grassini kritzelte einige Zeilen auf ein Blatt Papier und überreichte dasselbe sammt dem Originalbriefe des Obersten dem ehemaligen Sträflinge mit den Worten:

„Nach diesem Muster sogleich zu copiren. Ein paar Napoleonsd'or werden Ihre Kunstfertigkeit belohnen, Monsieur Gérard!"

„Zwanzig, zwanzig Napoleons!" verbesserte Altamira und langte nach seiner Börse.

Die Augen des Fälschers leuchteten vor Vergnügen und ehe er in sein Cabinet verschwand, warf er einen langen verlangenden Blick auf die Goldstücke welche Altamira zu einem schönen Rechtecke arrangirte.

Noch ehe die von Grassini anberaumte Frist verstrichen war, hatte der Fälscher bereits seine Aufgabe mit staunenswerther Kunst gelöst. Die echte und die nachgemachte Schrift des Barons waren nicht von einander zu unterscheiden. Altamira las folgende paar Zeilen:

„Mein theueres Kind!

„Eile sogleich hierher. Eine große Gefahr droht Deiner Mutter. Halte Deine Abreise vor Jedermann geheim. Außerhalb Takubaya erwartet Dich François mit einer kleinen, aber auserlesenen Escorte. Von ihm erfährst Du mündlich mehr. — Eile, eile.

„Morelia am 26. Mai 1866.

Schwarzenfels."

Altamira starrte den Corsen etwas verblüfft an, er wußte nicht was dieser Brief bezwecken solle.

Grassini lächelte verschmitzt und selbstgefällig eine Weile vor sich hin. Dann bedeutete er dem Fälscher die Goldstücke einzustreichen und zu verschwinden. Als die Luft von dem Fälscher wieder rein war, gab er mit einer höflichen Verbeugung Altamira das entlehnte Briefchen zurück und sagte:

„Euer Excellenz haben vollkommen das Ihrige geleistet, sobald das fliegende Corps des Oberst von Schwarzenfels wirklich bis längstens 24. Mai in Morelia Quartier nimmt. Dies zu veranstalten kann Ihnen nur ein Leichtes sein."

„Ich glaube Ihren Plan zu errathen," lächelte der „vielseitige Diplomat" und indem er ein kleines Etui aus der Brusttasche zog, sprach er verbindlichen Tones: „Sie können sich darauf verlassen, daß der Baron zur rechten Zeit in Morelia eintreffen wird um das Briefchen an Miß Alice plausibel zu machen. Gestatten Sie, Monsieur Grassini, Ihnen dieses kleine Angedenken als Beweis meiner Dankbarkeit zu überreichen."

Altamira öffnete das Etui, während er dasselbe auf den

Schreibtisch des Corsen stellte. Eine prachtvolle Busennadel im Werthe von wenigstens 1000 Piastern glitzerte Graffini entgegen, dessen Gesicht vor habgierigem Vergnügen strahlte.

Der „vielseitige Diplomat" wagte, als er dies gewahrte, einen abermaligen Versuch um etwas Näheres über die räthselhaften Beziehungen des Barons zu Miß Alice aus dem Corsen herauszubekommen. Aber umsonst.

„Excellenz!" entgegnete Graffini mit Festigkeit, „ich habe dem Grafen Fontaine mein Wort verpfändet, darüber sowie über seine eigene Person das größte Dunkel walten zu lassen bis der Streich gelungen sein wird. An dem Tage, wo die Miß aus Mexiko verschwindet, werden mich Euer Excellenz über alle Erwartung gesprächig finden."

„Also auf Wiedersehen!" rief Altamira ganz befriedigt und verließ gravitätischen Schrittes das Polizeibureau.

Die landesübliche Freundschaft von Fuchs und Schlange hatte sich also auch hier bewährt.

XV.

Entführt.

Der Baron von Schwarzenfels war soeben vom Exerzierplatze nach Hause gekommen. Die Sonne brannte glühend, obwohl es noch nicht neun Uhr Morgens geschlagen. Der Oberst befand sich in ziemlich übler Laune. Am 20. Mai hatte er über Hals und Kopf mit seinem fliegenden Corps in Eilmärschen von der Hauptstadt nach Morelia abrücken müssen und heute den 10. Juni lag er noch immer in dieser ziemlich langweiligen Stadt in Garnison, statt, wie er gewünscht und gehofft, unverzüglich dem Feinde, welcher in der Provinz Michoacan in immer zahlreicheren Schwärmen einzubrechen begann, entgegenrücken zu dürfen.

Morelia ist der Hauptort der genannten Provinz, hieß früher Valladolid und erhielt seinen jetzigen Namen zu Ehren des Pfarrers Morelos, einem der Hauptanführer in dem sogenannten Freiheitskampfe und wie wir schon früher einmal erwähnten, Vater des berüchtigten Almonte.

Morelia ist im Jahre 1536 von den Spaniern neu gegründet worden und der Sitz eines der wichtigsten Bisthümer von ganz Mexiko. Die Gartencultur um die Stadt herum, steht auf ziemlich hoher Stufe und das Klima ist ebenso gesund als angenehm. Morelia gehört zu den wenigen Städten Mexiko's, welche alle vier oder fünf Jahre einmal das unter jener Zone so seltene Schauspiel eines Schneefalles genießen. Eine prächtige Wasserleitung führt der Stadt vortreffliches Trinkwasser zu und die Kathedrale kann zu den schönsten Baudenkmälern dieser Art gerechnet werden, obwohl sie mit Zierrathen etwas allzu überladen ist. Außerdem hat Morelia bei einer Anzahl von 20.000 Einwohnern 7, sage sieben Elementarschulen aufzuweisen, ein in Mexiko unerhörtes Verhältniß, da man in anderen Orten kaum dem hundertsten Theile der schulfähigen Jugend irgend welchen Unterricht angedeihen läßt.

Der Oberst warf sich als er seinen Säbel bei Seite gelegt und die von Gold strotzende Uniform mit einer leichten Leinenjacke vertauscht hatte, in eine Hängematte. Da er bereits um drei Uhr Morgens aufgestanden war, fühlte er jetzt bei der immer drückender werdenden Hitze das Bedürfniß nach Ruhe und um den Moment des Einschlummerns zu befördern, langte er nach der damals in Mexiko erscheinenden „deutschen Zeitung," deren jüngste Nummer soeben in Morelia angekommen war. Unwillig warf er jedoch gar bald dieses Blatt weit von sich hinweg, denn auch heute brachte es wieder einen seiner im Blute watenden Leitartikel, und Schwarzenfels sowie jeder billig Denkende verabscheute und bedauerte die Haß und Zwietracht schürende verderbliche Haltung dieses kostspieligen Organes des Kaiserreiches.

Noch bevor der Baron mit der wenig ehrenvollen Kritik zu Ende kam, in der er sich im lauten Selbstgespräche über die Tendenz und Redaction jenes die deutsche Journalistik nach jeder Richtung compromittirenden Sudelblattes, in kräftigen Ausdrücken zu ergehen anfing, trat eilends der Sergeant Fernandez, welcher bei dem Obersten permanent Ordonnanzdienste verrichtete, eilends in das Gemach und meldete, daß Master Staunton sogleich vorgelassen zu werden bitte.

Schwarzenfels glaubte nicht recht gehört zu haben.

Was sollte den Haushofmeister Alicens hierherführen und wenn kein Irrthum in der angemeldeten Person stattfand, mußte etwas wichtiges vorgefallen sein.

Der Baron sprang mit beiden Füßen aus seiner Hängematte und eilte nach der Thüre, durch welche der alte Yankee hastigen Schrittes eintrat.

Master Staunton trof von Schweiß, seine Kleider waren bestaubt und seine Züge verriethen eine große Unruhe.

„Ist die Miß hier bei Ihnen in Morelia?“ keuchte Staunton und stierte den Obersten ängstlich an.

„Um Gotteswillen was ist geschehen?“ rief Schwarzenfels bestürzt. Er kannte das sonstige eisige unverwüstliche Phlegma des Haushofmeisters, welchen er seiner Herrin unbedingt treu ergeben wußte.

„Miß ist also nicht hier!“ schrie der alte Mann in Verzweiflung und raufte sich die Haare, während er im Zimmer sinnlos auf und abrannte, „man hat Miß in eine Falle gelockt, entführt, verführt; mein Gott, mein Gott, vielleicht sogar getödtet.“

Der Baron erschrack heftig und sagte mit bebender Stimme: „Um Himmels Willen, mein lieber Staunton, erklären Sie sich doch näher!“

„Haben Sie diesen Brief geschrieben?“ frug der Yankée und hielt dem Baron das uns bekannte Falsifikat des ehemaligen Bagnosträflings Gérard vor die Augen.

Der Oberst staunte und schlug die Hände zusammen.

„Ich soll diese räthselhaften Zeilen geschrieben haben?“ entgegnete der Oberst kopfschüttelnd, „hier war die Hand eines Fälschers mit im Spiele, aber eine Meisterhand.“

Der alte Haushofmeister, der noch immer einen schwachen Hoffnungsschimmer genährt, seine Gebieterin in Morelia zu treffen, brach auf die obige bestimmte Erklärung des Barons zusammen. Er ließ sich in einen Lehnstuhl fallen; seine Arme hingen schlaff herab mit den Fingern fast den Boden berührend und sein Haupt sank kraftlos auf die Brust.

Schwarzenfels, befürchtend, daß den alten Mann der Schlag getroffen, schellte nach dem Diener. Man wusch Staunton mit kaltem Wasser Gesicht und Schläfe und nachdem er auch einen kühlen Trank zu sich genommen, erholte er sich allmälig aus seinem Zustande der Betäubung. In Folge seiner sitzenden Lebensweise an heftige Strapatzen nicht gewohnt, hatte ihn seine forcirte Reise auch körperlich sehr stark angegriffen. Bereits seit einer vollen Woche war er Tag und Nacht auf dem Wege um eine Spur der verschwundenen Miß Alice zu entdecken.

Der Baron setzte sich neben den wackeren Greis, welcher unter seinem höchst unvortheilhaften Aeußeren und seinen schroffen, abstoßenden

Manieren unvergleichlich gute Eigenschaften des Geistes und des Herzens barg.

„Mein lieber, alter Freund!“ begann der Baron und nahm Staunton's Hand in die seinige, „erzählen Sie mir doch endlich was vorgefallen; weiß die arme Zoraïde bereits darum?“

Staunton nickte bejahend mit dem Kopfe. — Nach einer Weile raffte er seine tief erschöpften Kräfte zusammen und begann seine Erzählung, wie folgt:

„Es war gerade am letzten Mai, also vor acht Tagen, als sich bei Miß ein Offizier, der die Uniform ihres Corps trug, anmelden ließ. Er hielt in der Hand einen Brief, dessen Adresse er mir zeigte. Ich glaubte unzweifelhaft Ihre Schrift, Herr Oberst, zu erkennen. — Miß Alice ließ Ihren angeblichen Boten natürlich sogleich vor. Kaum hatte sie den Brief gelesen, als sie befahl, ihre Kutsche in Bereitschaft zu setzen. Der Offizier bemerkte jedoch, daß sein Reisewagen ohnehin unten harre und daß der Hauptmann de Lisboa, welcher aus guten Gründen sich nicht in der Hauptstadt sehen lassen wolle, von Takubaya an die Begleitung der Dame übernehmen werde. — Miß Alice folgte auf der Stelle dem Offizier, wie sie ging und stand nach dessen Wagen. — Ich frug etwas erstaunt meine Herrin, ob ich sie begleiten solle, ob sie etwaige sonstige Befehle zu ertheilen hätte und wann wir ihrer Rückkunft entgegensehen dürften. — „In drei oder vier Tagen längstens werden Sie einen Brief von mir erhalten,“ erwiderte sie, „meine Abreise ist äußerst dringend und geheimnißvoll, sogar für mich. Genug, daß meine arme theure Mutter in Gefahr schwebt. — Adieu, alter Freund; wenn Besuche kommen, melden Sie mich krank, aber ja nicht als verreist.“ — Nach diesen Worten sprang die Miß in den Wagen. Der Offizier nahm achtungsvoll auf dem Vordersitze Platz und ehe ich mich recht besinnen konnte, galoppirten die sechs Maulthiere davon. — Mir ward bange, ja unheimlich. Da ich alle Geheimnisse der Familie kenne, so schien mir, daß Zoraïde allerdings in eine schlimme Lage gerathen sein könne. — Vier Tage verstrichen — aber es kam kein Brief von Miß Alice. Da traf wie gewöhnlich von deren Mutter durch die bekannte Vermittlung ein Brief von Puebla ein. Ich wurde betroffener, denn je. Ich schreckte in diesem Augenblicke vor einem kleinen Verbrechen nicht zurück. Ohne langes Bedenken erbrach ich den Brief, der nicht an mich gerichtet war. Ein fürchterlicher Argwohn stieg in mir auf. Zoraïde's Schreiben bewies indirect, daß

Alice dort nicht angekommen war, daß sie um die Reise ihrer Tochter gar nicht wisse, endlich, daß sie selbst durchaus in keiner persönlichen Gefahr schwebe. — Ich und Mistreß Kensington hielten Rath. Wir durchstöberten alle Papiere unserer Gebieterin, aber umsonst; endlich fanden wir durch einen Zufall das Billet, welches der Offizier überbracht hatte und der Miß in der Aufregung entfallen sein mochte, unter einem Möbel am Boden liegend. — Die Mistreß und ich riefen, als wir das Papier gelesen, aus einem Munde: „Dahinter steckt eine Schurkerei!“ — Rasches Handeln that Noth. Eine Stunde später jagte ich auf der Straße nach Puebla dahin. Die Benützung des Telegraphen oder der Post konnte bedenkliche Folgen nach sich ziehen, denn diese beiden Institute stehen unter dem Einflusse der geheimen französischen Polizei, und die Gefahr, welche angeblich Zoraïde drohte, stand gerade von Seite des Marschalls zu befürchten. — Die arme Dame erschrack tödtlich, als sie das Vorgefallene erfuhr; auch sie rief sogleich aus: „Mein Kind ist entführt worden.“ Leider war die alte Amina, welche immer mehr zur Mumie einschrumpft und ein sehr störriges Wesen annimmt, um keinen Preis zu bewegen, ihre Sehergabe anzustrengen. Zoraïde fiel vor ihr auf die Kniee und beschwor sie mit Thränen in den Augen, die Entschwundene zu suchen. — Die alte Hexe blieb unerbittlich. Sie sagte blos: „Es ist gegen den Willen Allahs, Deine Bitte schon heute zu gewähren. Du wirst Dein Kind wieder finden, wenn die Ehre einer Unschuldigen an's Tageslicht gekommen.“ — Zoraïde und ich brachen unverweilt wieder nach der Hauptstadt auf, wo wir durch zwei volle Tage ganz vergeblich die mindeste Spur Alicen's suchten. — Die Liebe, die Angst der Mutter verleiteten Zoraïde zu der, wie ich jetzt sehe, ganz thörichten Hoffnung, daß der Brief wirklich echt sein möge und ich, schließlich selbst angesteckt von diesem Wahne, mache mich flugs auf den Weg nach Morelia, während Zoraïde in Mexiko ihre Anstrengungen zu verdoppeln beschloß. — Da bin ich nun und sehe, daß alles verloren ist, daß ein schändliches Verbrechen mit höllischer Arglist in die Scene gesetzt würde. Wer aber mag der Thäter, der Urheber sein?“ — —

„Ich eilte,“ fuhr Staunton nach einer Pause fort, „kurz vor meiner Abreise nach Morelia sogar zu Bazaine und setzte ihn von dem bübischen Attentate mit dürren Worten in die Kenntniß. Ich beobachtete den Mann scharf, während ich sprach, denn ich hielt ihn nicht für schuldlos und in meiner innern Wuth und Verzweiflung stand ich

beinahe auf dem Punkte, ihm die Größe seiner vermeintlichen Schändlichkeit durch die Donnerworte darzuthun: „Du hast Deine eigene Tochter geraubt, entehrt.“ — Aber bald leistete ich dem Marschalle in meinem Innern reumüthig Abbitte. — Seine Entrüstung gab sich so klar und wahr kund, seine Theilnahme für das Los der Vermißten erschien so edel, väterlich und wohlmeinend, daß ich meinen groben Irrthum allsogleich einsah. Nicht genug, er gab mir diese offene Ordre an alle französischen Civil- und Militärbehörden von Mexiko mir bei Aufsuchung eventuell bei Befreiung der Miß Alice Brown mit allen Mitteln zu Gebote zu stehen und eine Stunde später befand sich auf sein persönliches Einschreiten auch ein ähnlicher Befehl des kaiserl. mexik. Ministeriums in meinen Händen. — Der stolze, sonst so hochfahrende Mann drückte mir die Hand zum Abschiede und bat mich, ihm sogleich von Morelia aus Nachricht zu geben und ihn auch in Zukunft über den Verlauf meiner Nachforschungen in steter Kenntniß zu erhalten. Bei Gott, lauterer und unverfälschter, wie in diesem Falle, hat unbewußter Weise die Stimme der Natur noch nicht gesprochen.“

Ein längeres Stillschweigen trat nun ein. Beide Männer überlegten, was wohl am ersten zu beginnen sei, um irgend eine Fährte der Verschwundenen mit einiger Sicherheit aufzufinden.

Der Baron hatte inzwischen Stanglhuber holen lassen, welcher in demselben Hause eine Treppe höher wohnte. — Der Hauptmann, stets ein Mann der raschen That, war, als Schwarzenfels ihm in wenigen Worten das betrübende Ereigniß mitgetheilt, auch schon zu einem Entschlusse gelangt.

„Die Vollmachten des Master Staunton,“ begann er, „ermächtigen denselben zweifellos auch die Mitwirkung unseres Corps in Anspruch zu nehmen. Wie wäre es, wenn Sie, Herr Oberst, meine Compagnie dazu bestimmen würden?“

„Einverstanden, mein lieber Franz,“ erwiderte der Baron, „setze Deine Leute sogleich in Bereitschaft und sorge vor Allem für viel Proviant, denn wahrscheinlich ist Alice nach irgend einer unwirthbaren Sierra gebracht worden; ich werde Deine Compagnie als Volontär begleiten. Mein Adlatus Major Cadenugo soll indeß das ganze Commando übernehmen. Vor ein paar Wochen kommt es ohnehin nicht zum Ausmarsche und ich werde den Kriegsminister sogleich von meinem etwas eigenmächtigen Urlaub in Kenntniß setzen; der Chef eines Corps, wie das meinige, das dem Staate noch keinen Kreuzer, mir aber bereits

baare 300.000 Piaster gekostet, darf sich in einem Falle, wie der vorliegende, schon etwas herausnehmen."

„Ihre Absicht, mit von der Partie zu sein, entzückt mich," rief Stanglhuber erfreut, „wann marschiren wir?"

„Langsam, langsam, mein lieber Heißsporn," sagte Schwarzenfels, „wir können doch nicht in's Blaue hinein manövriren."

„Vielleicht," nahm Staunton das Wort, „sind wir schon morgen in der Lage aufzubrechen; Zoraïde versprach täglich einen Courier mir nachzusenden und der erste dürfte bereits heute Abends in Morelia eintreffen. — Vielleicht bringt er uns eine gute Kunde. Der Mutterliebe, gepaart mit einem Scharfsinne, wie ihn Zoraïde besitzt, ist wohl Alles möglich und darum wollen wir noch immer das Beste hoffen, so trübe und verworren für den Augenblick auch unsere Aussichten sein mögen."

Die zähe, unbeugsame, thatkräftige, vor keiner Gefahr und keiner Mühseligkeit zurückschreckende Natur eines echten Yankée war in dem alten gebrechlichen Staunton wieder erwacht.

„Ich werde jetzt," sprach er vom Sitze aufstehend, „jene Hängematte in Besitz nehmen und bis Abends schlafen; seit acht Tagen habe ich der Ruhe entbehrt."

Ohne alle Umstände ließ Staunton seinen Worten die That folgen und bestieg die Hängematte des Obersten. Wenige Sekunden hierauf hatte ihn bereits der Traumgott in seine Arme geschlossen.

Schwarzenfels und sein getreuer Franz besprachen nun alle Anordnungen, welche der Ausmarsch der ersten Compagnie erforderte. Selbstverständlich sollte auch der Mestize Fernandez daran Theil nehmen, dessen Orts- und Sprachkenntnisse von größtem Nutzen sein konnten. Der wackere Bursche hatte eine solche Zuneigung zum Baron und zu Stanglhuber gefaßt, daß er beschloß, sich nie mehr von Beiden zu trennen, und so trat er denn, als die Obgenannten das österr. Freiwilligencorps verließen, mit denselben in die kaiserliche Nationalarmee unter der Bedingung ein, stets dem Baron zugetheilt zu bleiben. Fernandez hatte seither auch lesen und schreiben gelernt, worauf er nicht wenig stolz war, denn nach mexikanischen Begriffen zählte er dadurch als Farbiger unbedingt zu den Gelehrten.

Als die Sonne bereits untergegangen war, traf der von Staunton erwartete Courier wirklich ein. Er brachte gute Nachricht. Der Thorwart des Palais, welches Alice bewohnte, hatte glücklicherweise

die Physiognomie des Kutschers, welcher die Maulthiere des dem angeblichen Offizier gehörigen Wagens lenkte, im Gedächtnisse behalten und zufällig den Mann kurz nach der Abreise von Master Staunton mit demselben Gefährte in der Takubastraße getroffen. Er führte ihn zu Zoraïde, welche ihm 1000 Piaster Belohnung versprach, falls er die Wahrheit spreche und auf die Spur der gesuchten Dame verhelfe. — Der Kutscher gab an, daß er an jenem Tage bis nach dem acht Leguas entfernten Toluca in einem Zuge gefahren sei. Von dort habe die Señora nicht weiter reisen wollen, weil sie den ihr bekannten Herrn, der schon in Takubaya einsteigen sollte, noch immer nicht zu Gesicht bekäme. — Der Offizier, der meinen Wagen gemiethet hatte," schloß der Fuhrmann seinen Bericht, „schwor aber hoch und theuer, daß man seinen Señor Capitano ganz gewiß in der nächsten Haltstation S. Cristobal, welches auf dem Wege nach Pueblo Nuevo liegt, treffen werde. — Die Señora ließ sich auch endlich beschwichtigen und bestieg den anderen Wagen, welcher in Bereitschaft stand, und ich kehrte nach der Hauptstadt zurück."

Der Mann erhielt sogleich hundert Piaster als Abschlagszahlung. — Zoraïde eilte natürlich auf der Stelle nach Toluca, wo sie den zweiten Fuhrmann, der ihre Tochter in der Richtung nach Cristobal weiter brachte, mit Leichtigkeit erfuhr. — Von demselben günstigen Erfolge wurden Nachforschungen der trostlosen Mutter in San Cristobal und Nuevo Leon, wo gleichfalls die Wagen und die Zugthiere gewechselt wurden, gekrönt. — Von letzterem Orte aus expedirte sie den Courier nach Morelia. — Nicht ganz zwei Leguas von Nuevo Leon, und zwar unweit der Hacienda S. Agata war der Wagen, in welchem Alice saß, von Guerilla's angefallen worden. Der Anführer der Bande ersuchte die Señorita höflichst, ein prächtiges Maulthier zu besteigen. Es war klar, daß keine gewöhnlichen Straßenräuber den Ueberfall ausgeführt, denn man ließ den Kutscher aus S. Cristobal ruhig seines Weges nach Hause ziehen und nahm ihm kein einziges seiner sechs Maulthiere ab, — auch thaten der Anführer der Bande und der Offizier, welcher Alice bis hierher gelockt, sehr vertraut miteinander, bevor letzterer plötzlich spurlos im Dunkel der Nacht entschwand; seine Rolle war hier offenbar zu Ende gespielt.

So lautete der im Wesentlichen aus Pueblo Nuevo von gestern Mittag datirte, in aller Eile geschriebene Brief Zoraïde's.

Master Staunton jubelte laut auf, als er den Brief gelesen.

Der Schlaf hatte den Greis wunderbar gestärkt, und wenn es von ihm abgehangen, wäre er alsogleich aufgebrochen.

„Morgen um 3 Uhr Früh treten wir den Marsch an," sagte Schwarzenfels sehr befriedigt, daß man wenigstens irgend ein Ziel der Expedition vor sich sah.

Stanglhuber, welcher indessen eine Landkarte gemustert, setzte bei: „Und in drei Tagen können wir die wilde Gebirgskette zwischen Pueblo Nuevo und dem Bergwerke el Carmen, das am Fuße des sehr hohen Campanario liegt, erreicht haben."

„Wir werden in zwei Tagen dort sein," erwiderte Schwarzenfels, „denn ich lasse die ganze Compagnie mit Maulthieren beritten machen; wir werden ein Seitenstück zu den Zouaves a mulets liefern. Auf die Erfindung der „Maulthierzouaven" kann Bazaine in der That stolz sein, denn sie haben sich bisher vortrefflich bewährt."

Die drei Männer begaben sich nun in einen Salon nebenan, um das Abendmahl einzunehmen, welches vortrefflich mundete. Insbesonders Schwarzenfels freute sich des Augenblickes, wo er Zoraïde nach Monaten wieder sehen würde, wenn auch der Anlaß zu dieser Begegnung ein sehr betrübender war. Jedoch erschienen in letzterer Hinsicht allzu schwarze Gedanken nicht gerechtfertigt, denn aus Allem ging hervor, daß Alice nicht in die Hände gemeiner, roher Verbrecher gefallen sei.

Als zum Schlusse der echte Bordeaux eine recht gemüthliche Stimmung zu erzeugen begann, wurden Master Staunton's Gedanken durch die von Schwarzenfels nach dem Mahle mit einem Bleistifte gekritzelte Ordre für morgen Früh 3 Uhr außer den für die erste Compagnie erforderlichen Packthieren auch hundertunddreißig gesattelte Maulthiere in Bereitschaft zu setzen, wieder auf Bazaine gelenkt.

„Ich calculire," begann der Yankée und legte ganz ungenirt jedes seiner Beine auf einen Stuhl rechts und links, so daß sein hagerer Unterleib ein gleichschenkliges Dreieck bildete; „ich calculire und bleibe bei meiner schon vor Monaten ausgesprochenen Ansicht, daß Alice nie einen getrennten Haushalt hätte führen sollen; wäre sie bei ihrer Mama geblieben, so konnte das jetzige Unglück nicht geschehen."

„Nach geschehenen Thaten ist gut rathen, sagt ein altes Sprichwort," entgegnete der Baron ernst, „und so sehr ich Ihrer Meinung, Master Staunton, beipflichte, daß die höllische List, der das arme Kind als Opfer fiel, kaum gelungen sein würde, wenn Alice und

Zoraïde auf ihre romantische Idee verzichtet hätten, so kann ich dennoch nicht umhin, die Motive zu ehren, welche ihr zu Grunde lagen. — Die Hauptschuld trägt jedenfalls Zoraïde. Warum mußte sie ihrer Tochter einbekennen, wer ihr Vater sei — nichts natürlicher, als daß Alice sodann heftiges Verlangen trug, ihren Erzeuger zu sehen, ihn näher kennen zu lernen, recht oft mit ihm in Berührung zu kommen, was jedoch, wenn sie mit ihrer Mutter im gemeinschaftlichen Haushalte verblieb, durchaus nicht möglich war. Durfte Alice schon nun und nimmer dem Marschall gestehen, wie nahe sie ihm eigentlich stehe, so suchte sie, und fand sie doch einen wohlthuenden Trost in jener Selbstständigkeit, die sie in der Hauptstadt als Miß Brown genoß, denn diese Selbstständigkeit lenkte den öffentlichen Verdacht auf falsche Fährte; die Welt glaubte an eine Liaison, während Alice nur den Eingebungen ihres liebevollen, kindlichen Herzens folgte. — Wer weiß, ob sie den Marschall in ihrem Leben wieder sieht, sobald er Mexiko verläßt!"

„Aber warum," frug Stanglhuber, „warum hat Master Staunton nicht die Rolle des Vaters gespielt statt jene eines bloßen Haushofmeisters?"

„Das ging durchaus nicht an," erwiderte der Yankée entschiedenen Tones, „mich, der ich seit vierzig Jahren den ersten Häusern von New-York, Boston, New-Orleans und San Francisco als Geschäftsführer vorstand, kennt die ganze Welt, und Jedermann weiß, daß ich ein alter Junggeselle und kein Millionär bin, wenn ich auch ein paar hunderttausend Dollarchen mir bei Seite gelegt habe."

In Wahrheit stand Master Staunton in des Barons Diensten, seit dieser in Californien zu seinem enormen Reichthume gekommen war.

Wir müssen nun noch erklären, warum Zoraïden's Tochter, welche, gleich der alten Seherin, den arabischen Namen Amina führte, im obigen Gespräche auch von Staunton und Schwarzenfels stets nur Alice genannt wurde. — Alice war nämlich der Name, welchen sie in der christlichen Taufe erhalten hatte, ein Name, den jedoch die alte Amina, wie alles, was nicht der Lehre Mohameds angehörte, tief verabscheute. — Ein wenig abergläubisch, wie Zoraïde war, fürchtete sie sich, die alte, bewährte Freundin ihrer unglücklichen Mutter könnte den kleinen Wurm um so eher hassen, als dessen Vater ein Giaur war, und dieser Haß die Zauberin bestimmen, an demselben die „böse Kunst" zu üben. — Mit naiver Schlauheit nannte sie da-

her ihr Töchterchen stets nur Amina; auf diese Weise hoffte sie der alten Amina zu schmeicheln, und selbe zu kirren, daß sie ihrer kleinen Namensschwester keinen jener schlimmen Blicke zuwerfe, die, nach einem unter den südlichen Völkern ganz allgemeinen Glauben, unfehlbar den Tod nach sich ziehen.

Dieser Aberglaube ist sogar in ganz Italien und Spanien, und zwar insbesondere in den südlicheren Provinzen, weit verbreitet, und erstreckt sich sogar auf die sogenannten besseren Stände, welchen man füglich einen geringeren Grad von Ignoranz sollte zumuthen können.

Schwarzenfels und seine zwei Gäste beschlossen, zeitlich zur Ruhe zu gehen, denn um längstens zwei Uhr Morgens mußte man auf den Füßen sein.

Der alte Staunton kroch wieder in die Hängematte, in der er den Tag über gelegen. Der Oberst und der Marchese de Lisboa folgten seinem Beispiele, nachdem Beide noch ein Viertelstündchen lang die Landkarte gemustert und den Marschplan für die etwa fünfundzwanzig Leguas betragende Strecke von Morelia nach dem Hochplateau des Campanariogebirges entworfen hatten.

XVI.

Alte Geschichten.

In Maravatio, einem kleinen Flecken von etwa 2000 Einwohner, welcher an der Straße von Morelia nach Mexiko gelegen ist, traf Schwarzenfels mit Zoraïde am 12. Juni zusammen.

Letztere hatte sich in eine herrliche Amazone verwandelt. Sie trug weite, bauschige Beinkleider von himmelblauer Seide, wie selbe bei den Frauen des Orients allgemein üblich sind, zierliche Halbstiefel von rothem Maroquinleder und eine weite bis an die Kniee reichende Blouse von weißem Atlas, welche um die Mitte durch einen kostbaren, breiten, mit Perlen und Diamanten besäeten Gürtel zusammengehalten wurde; in diesem Gürtel stack ein langer Dolch zur Linken, und zur Rechten hing ein zierlicher sechsläufiger Revolver an einem goldenen Haken herab. Eine leichte Kugelflinte ruhte auf rothsammtenen Bandelier nachlässig

auf ihrer rechten Schulter. Den Kopf bedeckte ein sehr breiter Sombrero aus feinstem Panamastroh und ihr reiches schwarzes Haar lag auf ihrem Rücken in einem länglichen, seidenen, mit Gold durchwirktem Netze. Ihre feinen, zarten Hände endlich bedeckten stulpartige Handschuhe von leichtem Leder.

Der Baron vermochte einen Ausdruck der Ueberraschung nicht zu unterdrücken, als er seine theuere Freundin in diesem Anzuge gewahrte, welcher ihre schönen Formen so wunderbar hervorhob und so ausnehmend zu den echt antiken Zügen ihres Antlitzes paßte. Die Aufregung, von welcher Zoraïde beherrscht wurde, das Verlangen, ihr einziges theures Kind zu finden und zu befreien, verliehen überdies ihrem ganzen Wesen eine Energie und eine Festigkeit der Haltung, welche man sonst bei der so sanften, schwärmerischen Tochter des großen Emirs nicht wahrzunehmen pflegte.

Zoraïde hatte die paar Tage wohl benützt. Sie gebot über eine Schaar von etlichen vierzig Einheimischen, welche sie um hohen Lohn gemiethet. Alle diese Leute waren gut bewaffnet und so weit verläßlich, als man auf letztere Eigenschaft bei den wankelmüthigen Mexikanern überhaupt Anspruch machen darf.

„Eine sichere Spur ist also gefunden?“ begann Schwarzenfels, nachdem die erste herzliche Begrüßung zu Ende war, „wie Dein gestriger Eilbote meldete, wäre die erste Vermuthung, daß man Alice in die Gegend des Berges Campanario gebracht, in der That richtig gewesen.“

„So ist es, mein theurer Alfred, und ich bin gesonnen, noch zur Stunde dahin aufzubrechen“ — entgegnete Zoraïde.

„Heute noch?“ sagte der Oberst kopfschüttelnd, „unmöglich! — Meine Leute und nicht minder deren Maulthiere sind durch den zweitägigen, forcirten Marsch sehr erschöpft. Noch ein paar Leguas und Thier und Mensch bleibt uns auf dem Wege liegen, wie der arme Staunton gestern in Ucareo.“

„Dafür aber sind meine Leute vollkommen ausgeruht; wenn Du und unser Freund François Euch nicht selbst allzu ermüdet fühlt, so möchte ich den Vorschlag machen, daß wir mit Anbruch des Abends diesen Ort verlassen. Vor Allem thut Noth, daß wir jedes Aufsehen vermeiden, denn unser Erfolg beruht einzig und allein darauf, daß es uns gelingt, den Feind zu umzingeln, zu überraschen; wenn nicht, wird man Alice weiter entführen. Wir dürfen unserem Gegner das

Gefühl der Sicherheit, in welchem er sich, allen Anzeichen nach, wiegt, durchaus nicht benehmen."

„Ich begreife, ich begreife," erwiderte der Baron rasch, „wohlan, meine Truppe soll uns nur in der Entfernung von sieben bis zehn Leguas in kleineren Detachements nachfolgen, die wir entweder zu unserer Unterstützung schnell heranziehen oder auf die wir uns, wenn es schief geht, zurückziehen können. — Wo werden wir aber nur in der Schnelligkeit verläßliche Boten auffinden, welche in möglichst unauffälliger Weise den geheimen Rapport zwischen uns und meiner Truppe herstellen?"

„Dafür ist bereits durch ein Dutzend leichtfüßiger Indianer bestens vorgesorgt, mein lieber Alfred," lächelte Zoraïde nicht ohne Selbstbewußtsein.

„Du bist ja ein vortrefflicher General im Unterrocke," rief Schwarzenfels und umarmte seine edle Freundin. „Wohlan! In zwei Stunden wird es Nacht sein und dann in Gottes Namen auf den Weg. Wenn wir die ganze Nacht marschiren, können wir morgen Früh bereits inmitten der höllischen Schluchten des Campanariogebirges stecken."

Sowohl der Baron als Zoraïde wünschten ihren wackeren François in unmittelbarer Nähe zu behalten. Das Commando der Compagnie wurde daher dem Oberlieutenant Kugler, gleichfalls einem ehemaligen Freiwilligen übergeben, welcher das vollste Vertrauen verdiente. — Man konnte mit Zuversicht darauf rechnen, daß er die ihm ertheilten Weisungen mit Geschick und unbedingter Ergebenheit vollziehen werde.

Es ist wohl selbstverständlich, daß auch der Mestize Fernandez die kleine Avantgarde begleitete, welche blos aus dem Obersten, Zoraïde, Stanglhuber und einigen aller Wege und Stege auch bei Nacht und Nebel kundigen Eingebornen bestand.

Schwarzenfels, Stanglhuber und Fernandez, welche durch die forcirten Märsche von Morelia her sehr ermüdet waren, schliefen fast die ganze Nacht recht süß und sanft in den bequemen mexikanischen Sätteln, obwohl der Weg durchaus ebenso gefährlich, als schlecht war. Nur dann, wenn es durch tiefe Furten ging und das Wasser bis an die Kniee reichte, wachten sie einen Moment auf, um dann wieder um so fester einzuschlummern. Bei den vortrefflichen Thieren, welche sie unter sich hatten und ihrer großen Routine auf diese Art der Ruhe zu pflegen, gab es dabei auch keine Gefahr, zumal die als Führer dienenden Indianer sich in der Nähe der Pferde hielten und überdies

Zoraïden's scharfes Auge sorgsam darüber wachte, daß die kleine Truppe stets hübsch nahe beisammen blieb.

Als der Morgen zu grauen begann, wurde Halt gemacht. Mensch und Thier benöthigten nach dem anstrengenden Nachtmarsche, welcher ohne die mindeste Unterbrechung volle zehn Stunden gedauert, etwas Ruhe und Nahrung.

Unsere drei Schläfer glitten, sich sehr behaglich die Augen reibend, nun aus den Sätteln. Die lange Nachtruhe hatte ihnen wohl bekommen und mit großem Appetite fielen sie, gleich den andern, über das frugale Frühstück her, welches blos aus schwarzem Caffee, einem Gläschen Rum und kalten Maisfladen (Tortillas) bestand. — Die Thiere inzwischen knirschten den harten, ungebrochenen Mais zusammen, daß dem Zuhörer, wie man zu sagen pflegt, das Wasser im Munde zusammenlief.

Als man nach zweistündiger Rast wieder aufbrach, wurde der Weg so steil, daß man absitzen und die Pferde am Zügel nach sich ziehen mußte. — Die arme Zoraïde würde jetzt eine sehr schlimme Stunde gehabt haben, wenn sie die unabsehbare Berglehne von etwa 3000 Fuß Höhe in dem scharfen und tiefen Gerölle hätte hinanklettern müssen. Ihre feinen Stiefelchen konnten nicht den zehnten Theil des Weges aushalten und dann auf den spitzen scharfkantigen Steinen mit bloßen Füßen zu marschiren, hätten selbst die schwieligen Sohlen eines Indianers nicht ausgehalten.

Schwarzenfels blickte rathlos um sich und selbst die sonst so muthige und an Strapatzen gewohnte Zoraïde ließ betrübt ihr schönes Haupt sinken. Aber hinüber über diesen vermaledeiten Berg, welchen der Teufel aus dem Schutt- und Aschenkasten der Hölle mit eigenen Händen aufgethürmt zu haben schien, mußte man. —

Fernandez wußte, wie immer, gleich Rath zu schaffen.

Er winkte zwei stämmige Indianer, welche sich bisher mit der Führung der Pferde beschäftigt hatten, herbei. Er herrschte denselben ganz kurz einen Befehl zu, dessen Schlußsatz jedoch in den melodischen Refrain des Versprechens von zehn Piastern verlief.

Ohne ein Wort zu erwidern, wickelten die beiden Indianer ihre breiten, starken Leibbinden los und legten selbe um die Stirne, die anderen Enden über die Schultern werfend. Nun mußte Zoraïde mit beiden Füßen auf die Gurte des einen Indianers treten, der auf diese Weise das ganze Gewicht ihres Körpers mittelst seines Kopfes trug. Um

sich festzuhalten, gab es für Zoraïde kein anderes Mittel als den Mann auf dessen Rücken sie hing, bei dem langen starken Kopfhaare etwas unsanft anzufassen; der zweite Indianer gab nun, indem er sich vor den Träger stellte, diesem die Enden seiner Gurte, die er auf die Brust gelegt, gleich ein Paar Strängen in die Hände, dadurch die Rolle eines Zugthieres übernehmend, denn er mußte seinen Kameraden hinter sich, welcher die Dame trug, aus Leibeskräften nach sich schleppen.

Als man nach einer kleinen Stunde endlich auf der Höhe angelangt war, zeigten die beiden Indianer weit weniger Ermüdung als ihrer riesigen Anstrengung nach zu erwarten stand. Die Ureinwohner Mexiko's leisten als Lastträger in der That Unglaubliches, weshalb sie auch in den Minen vorzugsweise dazu benützt werden, das gewonnene Erz in Kübeln von gegerbten Kuhhäuten aus den zumeist sehr tiefen Gruben zu fördern. Zwei bis zwei und ein halb Zentner tragen sie mit Leichtigkeit durch mehrere Stunden.

Unsere Abenteurer waren nicht unangenehm überrascht, als sie, auf der Bergspitze angekommen, statt, wie befürchtet, wieder in die Tiefe hinabsteigen zu müssen, eine große, schöne und fruchtbare Hochebene vor sich liegen sahen, deren Hintergrund mit seinen gut bewaldeten, wellenförmigen Höhen einen entzückenden Anblick bot.

Dieses Plateau zeigte deutlich Spuren, daß es bewohnt sein müsse. Die scharfen Augen der begleitenden Indianer nahmen auch alsbald auf meilenweite Entfernung jenen feinen, dünn aufsteigenden Rauch wahr, welcher stets nur von den Wigwams der Ureinwohner ausgeht, denn diese verwenden einer noch aus der heidnischen Zeit herstammenden löblichen Sitte zufolge ausschließlich blos gut getrocknetes Holz, während die Nachkömmlinge der Spanier, viel zu faul diesfalls Vorräthe zu sammeln und aufzustapeln, ihren Bedarf an Brennmaterial nur von Tag zu Tag zu decken pflegen, wo und wie sie ihn gerade zur Hand bekommen, daher ihre Feuerheerde schon von der Ferne durch jenen dichten schwarzen Qualm, welchen frisch geschlagenes, feuchtes Holz ausströmt, bemerkbar sind.

Die letzten Nachrichten, welche Zoraïde gestern erhalten, ließen vermuthen, daß man sich nunmehr in jener Gegend befinde, in welche die arme Alice gebracht worden sein mochte.

Um nicht von den Insassen der Wigwams, welche man etwa drei Leguas weit vor sich auf einer der wellenförmigen Erhöhungen des Bodens erblickte, vorzeitig wahrgenommen zu werden, beschloß man, den

beträchtlichen Weg durch die Waldungen, welche sich zur rechten Seite der Ankömmlinge in einem weiten Bogen dahinzogen, einzuschlagen.

Gegen Mittag sah man endlich durch die Lichtungen der Bäume das erwähnte Indianerdorf ganz nahe vor sich.

Zwei Indianer der Begleitung wurden auf Kundschaft vorausgesendet. Sie sollten sich, falls sie Fremde oder sonst etwas Verdächtiges wahrnehmen, unter einem schicklichen Vorwande eilends wieder zurückziehen, sonst aber durch ein verabredetes Signal zu erkennen geben, daß die Uebrigen sich unbedenklich dem Dorfe nahen dürfen.

Noch bevor die ausgesendeten zwei Boten bei den Wigwams angelangt sein konnten, erscholl von dort her ein furchtbares Jammergeheul. — Stanglhuber machte sich anheischig, auf jede Gefahr hin, nachzusehen, von wem die markerschütternden Schmerzenstöne wohl ausgehen mochten und was dieselben verursache.

Während man hierüber noch berathschlagte, kam bereits einer der auf Kundschaft gewesenen Indianer mit der Meldung zurück, daß ein weißer Mann, mit der Brust an einen Pfahl gebunden, in Beisein der ganzen Indianergemeinde mit Bambusstöcken ganz unbarmherzig gezüchtigt werde, — andere „Bleichgesichter" als der Mißhandelte seien jedoch nicht zu sehen. — In Folge dieses Berichtes eilte die ganze Truppe unserer Abenteurer im Geschwindschritte der Stelle zu, von woher noch immer das Schreien und Stöhnen des Gepeitschten drang.

„Beim Himmel!" rief Stanglhuber erstaunt, als man aus dem Walde tretend, nur dreißig Schritte vor sich, den Delinquenten inmitten der Indianergruppe vor sich sah, „beim Himmel, das ist ja der Wenzel!"

Die unvermuthete Dazwischenkunft der Fremden unterbrach die Execution, welche noch lange nicht zu Ende schien, weil soeben wieder zwei andere Indianer mit frischen Bambusstöcken vorgetreten waren.

„Ach, Pane Franzl," heulte der Angebundene, „ja, ja, ich bin's, da arme Wenzel, was soll krieg'n hundert. — Halt ich nicht aus sulchene Straf barbarische, und san's me erst bei Hälfte. Au, au!"

Der Baron wendete sich an den Häuptling des Dorfes, um die Ursache dieser widrigen Scene zu erfahren, wir sagen mit Recht widrig, denn der entblößte Rücken des armen Wenzel war bereits an vielen Stellen wund und blutig geschlagen.

Ueber seine letzten Abenteuer seit er aus Puebla verschwand, haben wir nun Folgendes nachzutragen:

Nachdem Wenzel in einem Zustande vollständiger Betäubung, die er sich im Arreste durch abermaligen Genuß von Branntwein zugezogen, von dem Richtplatze in Puebla bei Nacht und Nebel in Sicherheit geschafft worden war, sollte er, von Stanglhuber mit Reisemitteln reichlich ausgestattet, Acapulco oder Mazatlan zu erreichen suchen, um nach Europa auf diesem großen Umwege zurückzukehren, denn Veracruz durfte er zu diesem Zwecke nicht betreten, da er dort leicht erkannt und festgenommen werden konnte. — Auf seinem Wege nach der Westküste von Mexiko mußte er selbstverständlich alle Orte vermeiden, wo er möglicher Weise auf kaiserliche Truppen stieß. — Auf diese Weise kam er zufällig in das von aller Welt abseits gelegene Indianerdorf, wo wir ihn in einer für ihn keineswegs erfreulichen Situation antrafen. Eine hübsche junge Indianerin fesselte hier sein für Liebe so leicht empfängliches Herz und da es hier überdies das ganze Jahr Pulque in Menge zu trinken gab, beschloß er für immer auf Europa zu verzichten und sich hier anzusiedeln. Seine Brautwerbung fand um so geneigteres Gehör, als er eine erkleckliche Anzahl Goldstücke, sein Reisegeld, besaß und sich ganz keck für einen ehemaligen französischen Offizier ausgab. — Er hatte leicht prahlen, denn unter den Indianern dieses Dorfes befand sich kein Einziger, welcher im Stande gewesen wäre, seiner Kenntniß der französischen Sprache auf den Zahn zu fühlen. — Auch der Häuptling ließ sich durch das würdevolle Benehmen, welches Skrcicek affektirte, bestechen, den Flüchtling für eine hohe Persönlichkeit und daher die Verheiratung seiner Nichte mit ihm für eine seinem Stamme erwiesene große Ehre zu halten, ja noch mehr, er übergab ihm seinen einzigen, etwa vierzehnjährigen Sohn, damit er den Knaben gründlich in der französischen Sprache unterrichte, eine Maßnahme, von welcher der alte Indios, der einst ein Stück Welt gesehen hatte und glaubte, daß Mexiko bereits eine französische Provinz geworden sei, seiner Zeit große Vortheile für sich und seinen Stamm hoffte. — Skrcicek in der fatalen Lage sich entweder als Lügner zu bekennen, oder seine Rolle als Franzose fortzuspielen, besann sich nicht lange. Ehe ein Jahr verging, sprach sein gelehriger rothhäutiger Schüler mit ihm bereits ganz geläufig — böhmisch, zur großen Freude des Häuptlings. — Da wollte es das böse Geschick, daß vor ein paar Tagen eine Streifcolonne kais. mexik. Cazadores, welche bekanntlich von französischen Offizieren befehligt wurden, sich in der Nähe des Indianerdorfs sehen ließ. Der Häuptling wollte diese schöne Gelegenheit, mit seinem Sohne zu prunken,

nicht unbenützt lassen. Ohne ein Wort zu sagen, machte er sich mit dem Sohne auf den Weg und holte auch richtig, nachdem er einige Leguas zurückgelegt, die in südwestlicher Richtung fortmarschirende Colonne ein. — Der junge Mensch sprach den Commandanten der Truppe voll Zuversicht und Selbstbewußtsein an. Der Franzose gab jedoch fortwährend durch verneinende Zeichen zu verstehen, daß er kein Wort verstehe, stutzte aber, Laute zu hören, welche entschieden nicht aztekisch waren. Ein Unteroffizier, von Geburt Pole, gab endlich die Aufklärung, daß der junge Indianer das reinste Czechisch, wie es nur in der Gegend von Czaslau und Przibram zu finden ist, ganz geläufig spreche. Der Häuptling ward wüthend. — Zu Hause angelangt, versammelte er den Rath der Aeltesten, um über den Betrüger zu Gericht zu sitzen. Das Urtheil lautete auf hundert Hiebe mit dem Bambusrohre und Ausstoßung aus dem Stamme, welch' Letzteres außerdem den Verlust seines Weibes, seines Wigwams, seines Feldes und seines Viehes zu Gunsten der Gemeinde nach sich zog.

Dem Baron war es ein Leichtes, Skrcicek vom Marterpfahle zu erlösen. Aber statt sich seines imponirenden Aeußern und der materiellen Macht, die ihm als Rückhalt diente, zu diesem Zwecke zu bedienen, zog er vor, im Wege der Unterhandlungen zum Ziele zu gelangen, denn man mußte sich die Freundschaft dieser Indianer zu erhalten suchen, um über Alice und deren Entführer Näheres zu erfahren. — Die hundert Piaster in Gold, welche der Baron dem Häuptlinge als Relutum für den Strafrest freiwillig anbot, wirkten so günstig, daß es von Seite des Ausgestoßenen nur eines einzigen Wortes bedurft hätte, um wieder in Gnaden in den Gemeindeverband aufgenommen zu werden. Aber davon wollte Skrcicek jetzt durchaus nichts mehr wissen. Er hatte an dem idyllischen Leben, das er in diesem Dorfe seit fast zwei Jahren genoß, mehr als genug und eine so schöne Gelegenheit, seiner sehr bösartigen Frau los und ledig zu werden, kam wohl bald nicht wieder. — Er bat daher flehentlich, daß man ihn mit sich fort nehmen möge, jetzt würde er die Gelegenheit, nach Europa zurückzukehren, gewiß nicht unbenützt lassen.

Der gute Stanglhuber, der den ihm von Skrcicek bei Solferino geleisteten Dienst noch immer in dankbarer Erinnerung hielt, obwohl er denselben schon zehnmal und zehnfach vergolten, stellte ihm ohne weiteres die Gewährung dieses Wunsches in Aussicht.

Uebrigens befand sich Wenzel in der unseren Abenteurern sehr

angenehmen Lage, über die entführte Miß Alice mehrere nicht unwichtige Aufschlüsse zu ertheilen. — Man entging dadurch der für den Augenblick sehr bedenklichen Nothwendigkeit, die eigentliche Ursache, warum man dieses Indianerdorf aufgesucht, dessen Insassen vorzeitig bekannt geben zu müssen. Fernandez erhielt daher den Auftrag, dem Häuptlinge vorzuschwatzen, der Zweck ihres Besuches sei kein anderer, als Silberminen aufzuschürfen. Dieser Vorwand war in der That ganz plausibel, denn auch die Eingebornen wußten, daß die Berge ringsum eine Menge edlen Metalls enthielten, aber es fehlten ihnen sowohl die Kenntniß als die Mittel, einen lohnenden Bergbau zu betreiben. Die Aussicht auf den namhaften Gewinn, welcher der armen Indianergemeinde durch die Ausbeutung der Bodenschätze in ihrer Nähe erwachsen mußte, indem sie sodann nicht nur ihre Arbeitskräfte, sondern auch ihre Lebensmittel gut verwerthen konnten, schuf für die Fremden augenblicklich eine sehr günstige Stimmung. Der Häuptling beeilte sich, seine Bereitwilligkeit an den Tag zu legen, die Absichten der Fremden nach Kräften zu fördern und denselben Alles, was das Dorf zu bieten vermochte, zur Verfügung zu stellen, natürlich gegen gute Bezahlung. Hierbei unterließ der schlaue Halbwilde nicht, seinen neuen Bekannten die Einwohner der benachbarten Indianerdörfer als wahre Hallunken und abgefeimte Betrüger zu schildern. Die Politik, die ihn dabei leitete, war handgreiflich. Er wollte die Fremden an seine Gemeinde fesseln, indem er sie eindringlich von jeder näheren Berührung mit seinen spitzbübischen Nachbarn warnte.

Unsere Abenteurer nahmen natürlich das gastfreundliche Anerbieten des Häuptlings dankbar an. Sie wünschten sich Glück dazu, daß es ihnen gelungen war, diesen versteckten, von allem Verkehr so weit abseits gelegenen Ort als Hauptquartier für ihre weiteren Operationen benützen zu können.

Der Baron, Zoraïde und Stanglhuber schritten, nachdem man sich endlich die neugierigen Indianer auf gute Art vom Halse geschafft, zur Feststellung eines den Umständen am besten entsprechenden Planes. Die Angaben Wenzel's, welche der kluge Fernandez durch die bei den Indios von weitem eingeholten Erkundigungen in allen wesentlichen Punkten bestätigt fand, hatten zweifellos ergeben, daß Alice nach einer nur den Einheimischen bekannten, schwer zugänglichen Schlucht gebracht worden sei, und daß die Escorte der Entführten nur aus einigen Personen bestand. — Es handelte sich also darum, in

möglichst kurzer Zeit das ganze Terrain, welches die in Rede stehende südwestlich gelegene Schlucht einfaßte, zu umzingeln und dann concentrisch vorzurücken. Im Ganzen disponirte man etwas über 200 Mann, nämlich über die erste Compagnie Jäger und die 40 von Zoraïde angeworbenen Krieger. — Es hieß nun diese Streitmacht in etwa 20 einzelnen Abtheilungen auf den geeigneten Wegen und Stegen in einem Umkreise von beiläufig vier Leguas einen wohl combinirten strategischen Marsch derart ausführen zu lassen, daß von der Schlucht aus, wo die Menschenräuber sich zur Stunde noch in vollster Sicherheit wähnten, Niemand zu entschlüpfen vermochte. — Bei dem gänzlichen Mangel an verläßlichen Karten über die Gegend, in der man sich befand, war diese Aufgabe keine leichte. — Aus dieser Verlegenheit half jedoch der Häuptling auf eine überraschende Weise. Als er vernahm, daß seine Gäste über die Oertlichkeit, von der Höhe der Berge, deren Richtung, Einsattlung u. dgl. nähere Auskünfte wünschten, ließ er aus seinem Wigwam durch zwei seiner Leute eine viereckige, ziemlich große hölzerne Tafel herbeischleppen, auf welcher alle Höhenverhältnisse auf gut fünf Leguas im Umkreise aus Thon mit der Hand nachgebildet worden waren. — Nicht ohne Stolz bezeichnete der Häuptling dieses oreographische Werk als das seinige. Es schien höchst mühsam angefertigt und, soweit unseren Abenteurern eine Vergleichung der in Thon ausgeführten Proportionen mit dem ihnen bereits bekannten Terrain möglich war, von staunenswerther Genauigkeit zu sein.

Derlei plastische Arbeiten im Gebiete der Topographie sind übrigens unter den Indios mansos von Mexiko keine Seltenheit. Wir wüßten zahlreiche Fälle anzuführen, in welchen durch derlei Lehmarbeiten den oft plan- und rathlos in den Sierras umherirrenden Colonnen der österreichischen Freiwilligen auf die rechte Fährte verholfen wurde, ja man hat es kluger Weise nicht verschmäht, solche anfangs belächelte Hilfsmittel später sogar einigen Croquis der Generalstabskarten zu Grunde zu legen.

Noch am Abende der Ankunft in dem Indianerdorfe expedirte der Oberst einige der mitgebrachten gemietheten Indios mit kurzen, aber präcisen Ordres an den seine erste Compagnie befehligenden Oberlieutenant Kugler.

„Binnen drei Tagen," sagte er wohlgemuthet zu Zoraïde und Stanglhuber, als man sich das frugale, aber reichliche Mahl nach der Entfernung der Boten wohl munden ließ, „binnen drei Tagen wird

die Umzinglung der Schlucht geschehen sein. In sechs bis acht Stunden können wir von hier aus mit der ersten unserer aus Nordosten anlangenden Colonne zusammenstoßen. Bis dahin werden wir hier der Ruhe pflegen, aber Auge und Ohr offen halten."

„Wenn aber unsere Gegner früher die Schlucht verlassen, sich ein anderes Asyl aufsuchen?" warf Zoraïde besorgt ein.

„Das ist, Gott sei Dank, nach Allem, was wir in Erfahrung gebracht, nicht wahrscheinlich," entgegnete Schwarzenfels mit Bestimmtheit, „unsere Gegner fühlen sich offenbar allzu sicher, sonst würden sie sich überhaupt nicht in eine Sackgasse, wie jene Schlucht, verrannt haben, und daß sie dort einige Zeit bleiben wollen, beweisen klar die großen Einkäufe von Lebensmitteln, welche sie erst gestern hier gemacht."

„Ich pflichte in dieser Beziehung dem Herrn Oberst vollkommen bei," nahm nun Stanglhuber das Wort, „überhaupt dürfen wir uns nicht der Besorgniß hingeben, daß die arme Alice einer unwürdigen Behandlung ausgesetzt sei. Wie Wenzel wahrnahm, zeigte die Dame durchaus keine Niedergeschlagenheit oder Verzweiflung; alle Diener erwiesen ihr vielmehr eine große Achtung und Unterwürfigkeit."

„Aber der junge, elegante Mann, der mein theures Kind begleitete!?" rief Zoraïde, und Angst und Kummer spiegelten sich in den Zügen der betrübten Mutter.

„Hm!" bemerkte Stanglhuber achselzuckend, „mit diesem jungen Herrn mag es ein eigenes Bewandtniß haben. Vor kaum einer Viertelstunde theilte mir Wenzel über ihn einen sonderbaren Umstand mit."

„Der wäre?" frug Zoraïde und Schwarzenfels wie aus einem Munde. — Stanglhuber fuhr fort:

„Wenzel, neugierig wie er ist, hat die Fremden, als sie vor etwa zwölf Tagen hier ihr Nachtlager hielten, aufmerksam belauscht, und so bemerkte er, daß der junge Mann mit dem feinen, eleganten Aeußeren, als er in seinem Wigwam sich zur Ruhe begab, einen falschen Vollbart trug, daß dessen Gesicht glatt sei wie das einer Dame, noch mehr — der sehr schwüle Abend veranlaßte den Fremden, der sich offenbar ganz unbeobachtet wähnte, nicht nur das Oberkleid, sondern auch das Hemd aufzuknöpfen; wenn Wenzel recht gesehen, so —"

„Ich verstehe," erwiderte der Baron rasch und eilte hinaus aus dem Wigwam zu Wenzel, welcher in der Nähe in Fernandez

Gesellschaft sich alle Mühe gab, um eine für ihn sehr unangenehme Begebenheit des heutigen Tages, wenn auch nicht im Lethe, so doch in gutem Pulque zu ertränken.

Schwarzenfels kehrte nach einer kurzen Conferenz mit Wenzel sehr befriedigt zurück. — Zoraïde sendete einen dankbaren Blick nach oben, als ihr der Baron Wenzels etwas cynische Angaben in salonfähiges Französisch übersetzt hatte.

Man wollte sich über dieses Thema eben in Vermuthungen ergehen, als Fernandez seinen Kopf hereinsteckte und ausrief:

„Eine große Neuigkeit, Herr Oberst!"

„Tritt näher, mein Junge, und sprich leise," sagte der Baron, denn Fernandez konnte sich nur in spanischer Sprache seinem Gebieter verständlich machen, und die meisten Indios verstehen diese Sprache wenigstens theilweise.

„Sie ahnen wohl nicht, Señor," begann der Mestize mit wichtig thuender Miene, „welch' alten Bekannten wir dort oben treffen werden."

Mit dieser Bezeichnung meinte Fernandez das kleine Indianerdorf in jener Schlucht, zu deren Umzinglung heute Abends die Anstalten getroffen worden waren.

„Heraus mit der Sprache!" befahl Schwarzenfels ziemlich ungeduldig über die echt mexikanische Manier des Mestizen, die Neugierde des Zuhörers etwas auf die Folter zu spannen, und erst nach einigen Dutzenden von Phrasen auf die Hauptsache loszusteuern.

„Wir werden die Ehre haben, die Bekanntschaft des ehrwürdigen Padre Teófilo zu erneuern," sagte Fernandez pathetisch, und machte sein schönstes mexikanisches Compliment dazu.

„Das wäre!" rief der Baron hocherfreut, „also zwei Fliegen mit einem Schlage. Bist Du aber auch dessen gewiß?"

„Vollkommen, Excelencia! Euer Gnaden hatten die Gewogenheit, mich schon vor längerer Zeit wegen Donna Elvira in's Vertrauen zu ziehen und mir einige Umstände mitzutheilen, über die ich ganz auf eigene Faust in der Hauptstadt und in Takubaya insgeheim nähere Erkundigungen einzog, welche mir heute bei meinen Nachforschungen unter den Indios vortreffliche Dienste leisteten. — Staunen Sie, Señor — unser Häuptling hier ist derselbe Mann, der vor etwa siebzehn Jahren die Kiste mit der todtgeglaubten Señora vom Kirchhofe in Takubaya bei Nacht und Nebel entführte. — Der Pulque hätte den

Kerl nicht zum Ausplaudern vermocht, aber ich opferte einen guten Theil unseres Rumvorrathes zu einem echten englischen Matrosengrog, wie ihn mir Excelencia gelehrt, und da wurde denn wirklich dem alten Spitzbuben die Zunge locker."

„Du bist ein prächtiger Bursche!" lobte der Oberst.

„Ich bin noch nicht fertig, Señor!" fuhr Fernandez fort, sich selbstgefällig aufblähend, „Teófilo hat auch zwei alte Bekannte aus Takubaya bei sich — jene zwei Personen, deren Namen die arme, wahnsinnige Dame stets nur mit Furcht und Abscheu ausstößt."

„Wäre es möglich? Basileo und Anita?" riefen der Baron und Zoraïde gleichzeitig. —

„So ist es. Der Neger und sein Weib, die Mulattin, hausen dort oben schon seit dem vermeintlichen Tode der Donna Elvira und Padre Teófilo befindet sich in dieser Gegend, seit er aus der Sierra Espuela verschwand."

„Aber es ist doch das Gerücht verbreitet, daß Teófilo auf einer Seefahrt von Tampico nach Yucatan ertrunken sei," bemerkte der Oberst; „diese Auskunft erhielten wir ja sogar von Seite der erzbischöflichen Curie."

„Das wird wohl nur eine Finte des schlauen Teófilo gewesen sein," entgegnete Fernandez, „um den Nachstellungen, welche er mit Recht befürchtete, zu entgehen."

„Ich bin mit Dir zufrieden, Fernandez, und werde Dir meinen Dank später abstatten," sagte Schwarzenfels und verabschiedete den Mestizen durch eine Kopfbewegung. — Der Bursche blieb jedoch stehen und sagte schmunzelnd:

„Señor! Es gäbe noch etwas anzuhören; darf ich?"

„Erzähle, erzähle, mein Junge!" ergriff Zoraïde schnell das Wort, als sie bemerkte, daß der Baron über die Wichtigthuerei des Mestizen beinahe böse zu werden begann.

„Teófilo hält oben einen weißen Mann schon seit zwei Jahren gefangen," meldete Fernandez, „aber ich habe über ihn nichts zu erfahren vermocht, als daß es ein großer, magerer Mann sei, der stets huste und wohl bald sterben werde."

„Wer mag das wohl sein?" sagte Stanglhuber und erhob sich. — Die Nacht war bereits ziemlich vorgerückt, und sowohl an Zoraïde als Schwarzenfels trat sichtlich das Verlangen nach Ruhe heran. — Der Oberst folgte dem Beispiele seines Freundes und sie ver-

ließen den für Zoraïde allein bestimmten Wigwam. Sie legten sich im Freien in dessen Nähe zur Ruhe; Fernandez und zwei andere verläßliche Diener wachten abwechselnd sowohl über die Schlafenden als über das Gepäcke und die Tragthiere der kleinen Truppe. Vorsicht thut in diesen Gegenden immerhin Noth. — Es trug sich jedoch nicht das Mindeste zu, was zu einer Beunruhigung Anlaß gab.

„Wie werden wir uns aber," begann am andern Morgen der Oberst, als er in Zoraïden's und Stanglhuber's Gesellschaft den Kaffee schlürfte, „die sechzig Stunden bis zu unserem Aufbruche auf vernünftige Weise vertreiben? Weite Ausflüge dürfen wir nicht machen, um nicht unsere Anwesenheit zu verrathen."

„Erzählen wir uns Geschichten!" bemerkte Stanglhuber, „ich selbst werde mich freilich nur in bescheidenem Maßstabe daran betheiligen können, nämlich so weit ich mit der Sprache reiche." — Zoraïden's wegen, welche der deutschen Sprache nicht mächtig war, wurde nämlich das Gespräch stets französisch geführt.

„Einverstanden!" sagte Schwarzenfels, „und meine liebe, theure Freundin wird den Reigen eröffnen."

„Um gut zu erzählen, müßte ich die unvergleichlichen Laute meiner Muttersprache, das so wort- und bilderreiche Arabische wählen," entgegnete Zoraïde bescheiden, „übrigens traue ich mir bei der Unruhe und Bangigkeit, die mich beherrscht, gar nicht die Fähigkeit zu, die Kosten einer Unterhaltung zu bestreiten. Wenn ich jedoch Euch, meine Herren, mit einem schwachen schriftstellerischen Versuche behelligen darf, bin ich gern bereit mein erstes und einziges Werk hiermit der Oeffentlichkeit zu übergeben."

„Wie," rief der Baron lachend, „meine Braut ist unter die Schriftsteller gegangen — das könnte am Ende unsere Verlobung rückgängig machen; einen Blaustrumpf soll ich zum Weibe nehmen? Nein, nein, so haben wir nicht gewettet! Und wie betitelt sich das erste und hoffentlich einzige Werk Deiner Muse?"

„Cholula und das alte Mexiko," erwiderte Zoraïde etwas beklommen und piquirt in Folge der geringen Aufmunterung, welche ihr schriftstellerisches Debut von Seite des Baron fand. Dann zog sie aus ihrer Reisetasche ein kleines Heft hervor, das sie in ihrer dreimonatlichen Abgeschiedenheit zu Puebla zum Zeitvertreibe geschrieben hatte. Die Schrift war fein, zierlich, wie gestochen, denn Zoraïde besaß das Haupterforderniß einer guten, orientalischen Erziehung; sie schrieb das

Arabische wie der erste Kalligraph, und diese Kunstfertigkeit übertrug sich natürlich auch auf ihre Schrift in abendländischen Lettern.

„Gott sei Dank," sagte Schwarzenfels froh aufathmend, „dieses Thema lasse ich mir gefallen; ich fürchtete schon, meine Zoraïde sei unter die Schmiriker, wollte sagen Lyriker, gerathen, und wir würden nun 7382 Verse voll Weltschmerz und Mondenschein in einem Athem anhören müssen. Wenn ich auch ein recht arger Sünder sein mag, eine solche grausame Strafe hätte ich denn doch nicht verdient gehabt. — Nun aber beginne; ich brenne bereits vor Begierde zu sehen, wie Du der Muse der Geschichte, der göttlichen Klio, ein Schnippchen schlägst."

„Mein Freund, Du besitzest eine recht sonderbare Manier, junge und strebsame Talente aufzumuntern", erwiderte Zoraïde, lächelnd in den Scherz eingehend.

Dann nahm sie das Heft zur Hand, und mit ihrer weichen, seelenvollen Stimme begann sie zu lesen, wie folgt:

„Wenige Leguas von Puebla entfernt liegt Cholula, einst die heilige Stadt der ganzen Hochebene von Anahuac und der Sitz eines mächtigen Reiches. Dermalen ein kleiner unansehnlicher Ort, von kaum 15.000 Seelen bevölkert, besaß es zur Zeit der Eroberung Mexiko's durch Cortez nicht weniger als 40.000 Häuser und eben so viele Tempel als das Jahr Tage zählt. — Cholula's allmähliger, tiefer Verfall datirt von der Gründung Puebla's durch die Spanier im Jahre 1530. — Ein glühender Haß herrscht zwischen beiden Städten, denn Cholula's Einwohner rechten noch immer mit der Erinnerung an eine große, aber unwiederbringliche Vergangenheit und beschuldigen die „Stadt der Engel" des Raubes an ihrer einstigen Größe und Macht. — Dieser Haß der Cholulaner geht so weit, daß sie, auch wenn ihre eigene Ueberzeugung dagegen streitet oder ihr Vortheil darunter sichtlich leidet, stets jene Partei ergreifen und unterstützen, welche der gerade in Puebla herrschenden feindlich gesinnt ist. Jeder Verbrecher, jeder politische Flüchtling aus Puebla findet in Cholula gastliche Aufnahme, vorausgesetzt, daß er der verhaßten Nebenbuhlerin recht argen Schaden zugefügt hat. — Dieser Haß der Cholulaner kam bei der Monate andauernden Belagerung Puebla's im Jahre 1863 den Franzosen sehr zu gute. Cholula lieferte ihnen bereitwilligst Proviant und was damals fast von noch größerem Werthe war, — vortreffliche Spione. — Als endlich die von Ortega so heldenmüthig vertheidigte Stadt capitulirte, gab es in Cholula Feste

über Feste, denn man hielt Puebla für immer vernichtet, während es schon zur Stunde wie ein Phönix verjüngt und verschönert aus seiner Asche und seinen Trümmern auferstanden ist.

„Der handgreifliche Contrast zwischen Puebla's europäischem, lebensfrischen, modernen Wesen und den düsteren colossalen Ruinen Cholula's reizt unwillkürlich zum Studium über die Urgeschichte und die Sitten des Volkes, das diese staunenswerthen Ueberreste einer ganz eigenthümlichen, von der Entwicklungsweise des übrigen Menschengeschlechtes wesentlich verschiedenen Cultur uns hinterlassen hat.

„Wenn wir von einer aus sich selbst entwickelten Civilisation der Ureinwohner des amerikanischen Continents zwischen dem Nordpole und dem Isthmus von Panama sprechen, so kann überhaupt nur die der alten Mexikaner in Betracht kommen.

„Das erste was uns in ihren hieroglyphischen Bildern überall deutlich auffällt, ist ihre strenge Unterscheidung von vier dem jetzigen vorhergehenden Zeitaltern. — Bei der Entdeckung Mexiko's, im 16. Jahrhunderte, galt es als ein Axiom ihrer Zeitrechnung, daß schon vier Sonnen der jetzt leuchtenden vorangegangen seien. — In dieser Sage begegnen wir, wie bei allen Völkern des Alterthums, der Annahme einer allmäligen Umwandlung der Erdoberfläche durch Ueberschwemmungen, Erdbeben, Eruptionen und wüthende Orkane. — Nach der Auslöschung der vierten Sonne habe, so lehrt die Mythe der Tolteken, dichtes Dunkel das Erdreich während 25 Jahren bedeckt und zehn Jahre vor dem Erscheinen der fünften Sonne sei zum fünften Male ein Mann und eine Frau von dem „großen Geiste" erschaffen worden.

„Eine aztekische Hieroglyphentafel, welche der große Humboldt erläuterte, gibt über diese Anschauungsweise der Ureinwohner vollkommen deutlichen Aufschluß. — Das erste Zeitalter von 5206 Jahren, galt als das der Kämpfe gegen die Riesen. Die Hungersnoth, welche auf dem Gemälde durch einen bösen Genius dargestellt wird, der zur Erde niedersteigt, um Gras und Blumen auszurotten, vernichtet die erste menschliche Generation. Hierauf folgt das Zeitalter des Feuers, welches 4804 Jahre dauert. Da nur die Vögel dem Untergange entgehen können, werden alle Menschen in Vögel verwandelt, bis auf einen Mann und eine Frau, die sich in eine Höhle retteten. Das dritte Zeitalter, das des Windes, währt 4010 Jahre. Die Menschen erliegen der Wuth der Orkane; nur einige werden in Affen verzaubert. Die letzte Umwälzung, welche der Erde widerfährt, oder das vierte Zeitalter, das des

Wassers, — also auch die Mexikaner wissen von einer großen Fluth zu erzählen, — sieht alle Menschen in Fische verkehrt, mit Ausnahme eines Mannes und einer Frau, die in einem Baumstamme Zuflucht fanden. — Das Gemälde zeigt uns Coxcox, den Noah der Mexikaner und sein Weib Xochiquetzal, in einem mit Blättern bedeckten Baumstamme sitzend und inmitten der Gewässer dahin schwimmend. — Diese vier Zeitalter machen zusammen 18.028 Jahre. Man findet nirgends angezeigt, wie viele Jahre seit Coxcox bis zur Gründung Mexiko's verflossen sind; aber wenn man diese Zeitpunkte auch noch sehr zusammendrängt, wird man doch immer finden, daß die alten Mexikaner der Welt eine Dauer von mehr als 20.000 Jahren zuschrieben. Wer die Bilder der erwähnten Tafel näher untersucht, wird finden, daß den vier Zerstörungen die Zeichen der vier Elemente: Erde, Feuer, Luft, und Wasser beigegeben sind und die mexikanische Fabel demnach einen physikalischen Gedanken in sich birgt.

„Die alten Mexikaner hatten ein sehr einfaches Rechnungswesen. Die ersten 19 Zahlen wurden durch ebenso viele Punkte dargestellt, von welchen die ersten fünf besondere Namen hatten, die folgenden waren zusammengesetzt. So sagten sie fünf und eins für sechs, fünf und zwei für sieben u. s. w. Zwanzig wurde durch eine Flagge dargestellt. Die Quadratzahl von 20 d. i 400, besaß ein eigenes Zeichen, den stehenden Bart einer Feder, und die Kubikzahl von 20, d. i. 8000 wurde durch eine Art Tasche angedeutet. Das Jahr theilten die alten Mexikaner in 18 Monate und den Monat in 20 Tage. Sowohl für Monate als für Tage gab es besondere Hieroglyphen. Fünf Schalttage wurden beigefügt, um die Zahl 365 vollständig zu machen. Sie gehörten zu keinem Monate und man fürchtete sie als Unglückstage. Der Monat wurde in 4 Wochen zu 5 Tagen abgetheilt und war jeder fünfte Tag ein Markt- und Feiertag. — Den Ueberschuß, welcher dadurch entsteht, daß bei Berechnung des Jahres zu 365 Tagen beinahe sechs Stunden zu wenig für die Umlaufszeit der Erde um die Sonne angenommen sind, brachten die Mexikaner dadurch ein, daß sie in jeder Periode von je 52 Jahre, Bündel genannt, dem letzten Jahre 12½ Tage einschalteten. Wie wir sehen war also ihre Zeitrechnung für ihre Hilfsmittel von überraschender Genauigkeit. — Eine Anzahl von 52 Jahren hieß Bündel, weil diese durch zusammengebundenes Schilfrohr dargestellt wurde und jeder dieser Bündel bestand wieder aus vier Abschnitten, welcher die Anzahl von 13 Jahren repräsentirte. — Der Anfang der

mexikanischen Chronologie fällt, soweit bis jetzt bekannt ist, mit dem Jahre 1091 der christlichen Zeitrechnung zusammen.

„Das kostbarste Denkmal des mexikanischen Alterthums ist zweifelsohne der ungeheure, über 1000 Zentner schwere, im Jahre 1790 in einer Seitenwand der Kathedrale von Mexiko eingemauert vorgefundene, große Kalenderstein, dessen höchst merkwürdige Sculpturen beweisen, daß die Bewohner von Anahuac die Tagesstunden, die Perioden der Sonnenwenden, so wie Tag- und Nachtgleichen mit Genauigkeit zu bestimmen wußten.

„Das Ende eines jeden Cyclus von 52 Jahren wurde von den Azteken stets besonders gefeiert, denn nach einer ihrer Traditionen wurde die Welt nach Ablauf von fünf Epochen zerstört und der Eintritt einer solchen Katastrophe am Schlusse eines jeden Cyclus entgegengesehen. Man erwartete dann stündlich, daß die Sonne verlöschen und das Chaos der Dunkelheit auf die Erde sich niederlassen werde. Furcht und Wehklagen herrschte dann allerorts und durch mächtige Feuersäulen, welche Menschenopfer verzehrten, suchte man den bösen Geist der Vernichtung von der Erde ferne zu halten. Sobald aber der Cyclus glücklich zu Ende war, gab es Freudenfeste im ganzen Lande und Tänze und Spiele versinnbildlichten die Erhaltung der Welt. Es war dies also eine Art Jubiläum der Nation.

„Der Zeitpunkt, in welchem nach unserer Zeitrechnung von Norden her ein begabtes Volk, die Tolteken auf der Hochebene von Anahuac erschienen war und sich die um Tlascala und Cholula ansäßigen Olmeken unterthänig machte, kann mit ziemlicher Bestimmtheit in die Mitte des siebenten Jahrhunderts nach Christi Geburt verlegt werden. Die neuen Herren des Landes waren im Ackerbaue wohlbewandert, auch verstanden sie sich auf Metallarbeiten und brachten die Elemente der soeben geschilderten Zeiteintheilung bereits mit sich. Im Laufe der nächsten vier Jahrhunderte breiteten sich die Tolteken nicht nur im Thale von Mexiko nach allen Richtungen aus, ja sogar bis in das ferne Yucatan trugen sie ihre Cultur und Kunstbegabung. Aber ebenso geheimnißvoll als sie gekommen, verschwinden die Tolteken im eilften Jahrhunderte wieder vom Schauplatze. Hungersnoth und Seuchen, verursacht durch unglückliche Kriege vernichten sie fast gänzlich; nur einzelne Trümmer erhalten sich im Lande und der Rest zieht südwärts nach Centralamerika und den benachbarten Inseln. Gegen 1170 nach Christi Geburt betritt ein wilder vom Norden kommender Stamm, die Chichemeken, das verödete Land.

Ihnen folgten bald andere jedoch mehr civilisirte Völker nach, darunter die Azteken oder Mexikaner und die Acolhuaner. Insbesonders die Letzteren, welche nach ihrer Hauptstadt Tezcuko, später Tezcukaner genannt wurden, zeichneten sich durch die Milde ihrer religiösen Anschauungen und die Sanftheit ihrer Sitten aus und erwiesen sich sehr empfänglich für den bedeutenden Grad von Bildung, welchen ihnen die wenigen im Lande gebliebenen Tolteken zuführten und welcher sogar auf die rohen Sitten der Chichemeken vortheilhaft einwirkte.

„Die Azteken schlugen jedoch anfangs nirgends feste Wohnsitze auf, sondern führten ein Wanderleben, denn erst im Jahre 1325 machten sie in der Nähe des großen Sees, an welchem die heutige Hauptstadt von Mexiko liegt, Halt. Hier gewahrten sie einen auf einer Feigendistel sitzenden Königsadler von außergewöhnlicher Größe und Schönheit, der eine Schlange in seinen Krallen hielt und seine breiten Flügel gegen die aufgehende Sonne hin entfaltete. Im Sinne einer alten Prophezeiung erblickten sie darin ein Zeichen des Himmels und legten daselbst den Grund zu ihrer künftigen Hauptstadt Tenochtitlan. Einhundertzwanzig Jahre später, nämlich gegen die Mitte des XV. Jahrhunderts erstreckte sich das Reich der Azteken unter ihrem Herrscher Montezuma I. bereits bis an den Golf von Mexiko und zu Anfang des XVI. Jahrhunderts stand sogar das heutige Nicaragua unter ihrer Botmäßigkeit.

„Die Azteken bildeten jedoch keinen Einheitsstaat, sondern bestanden aus den Staaten Mexiko und Tezcuko sowie aus dem kleinen Königreiche Tlacopan, welche ein inniges Schutz- und Trutzbündniß mit einander abgeschlossen hatten. Ungeachtet diese drei Reiche über ein Jahrhundert fortwährend in Kriege gegen andere Stämme verwickelt waren, geriethen sie dennoch diese ganze geraume Zeit hindurch nie untereinander in den geringsten Streit.

„Die Regierung der Azteken war monarchisch, jedoch nur beziehungsweise erblich, denn der König wurde von vier der vornehmsten Häuptlinge des Volkes unter den Brüdern und Neffen des verstorbenen Fürsten ausgesucht. Der neue Monarch wurde mit großem Pompe in seine Würde eingesetzt, aber erst dann, wenn er einen siegreichen Feldzug beendet hatte und eine bedeutende Menge Gefangene im Triumphzuge zum Opfertode führen konnte.

„Die aztekischen Fürsten entfalteten in der letzteren Zeit einen wahrhaft orientalischen Prunk. Sie bewohnten große Paläste und unterhielten zahlreiche Leibgarden, welche aus dem höchsten Adel des Landes

bestanden. Die großen Vasallen hießen Kaziken, deren dreißig aus leicht erklärlichen politischen Gründen in der Hauptstadt ihren Wohnsitz nehmen mußten. Die gesetzgebende Gewalt besaß der Monarch allein; es war jedoch über jede größere Stadt ein Oberrichter gesetzt, welcher seine Stellung lebenslänglich behielt. Die Entscheidungen dieser Oberrichter konnte nicht einmal der König umstoßen. Für die Verwaltungsangelegenheiten trat alle 80 Tage eine Art Landtag zusammen, in welchem der König persönlich den Vorsitz führte.

„Richter, welche sich bestechen ließen, verfielen der Todesstrafe. Die Gesetze waren auf steinernen Tafeln in Hieroglyphen in allen Orten öffentlich aufgestellt und lauteten sehr strenge. Sogar der Mord eines Sclaven wurde mit dem Tode bestraft, ebenso größere Diebstähle, kleinere hingegen blos mit Sclaverei. Ehebrecher steinigte man wie bei den Juden. Zu den Hauptverbrechen zählte man die Maße und Gewichte zu fälschen und das Vermögen eines Unmündigen schlecht zu verwalten. Trunkenheit wurde mit strenger Geldbuße belegt; Greise über 70 Jahre und Frauen, welche bereits Großmütter waren, genoßen jedoch das Recht ungeahndet sich betrinken zu dürfen.

„Die Ehe galt bei den Azteken für wichtig und heilig. Sie wurde stets unter großen Feierlichkeiten geschloſſen und Ehescheidungen konnten nur sehr schwer und nur in Folge gerichtlichen Ausspruches durchgesetzt werden.

„Die Sclaverei bestand unter den Azteken in sehr verschiedenen Formen. Da die Kinder der Sclaven stets frei waren, so mußte sich die Sclaverei fortwährend recrutiren, und zwar durch Kriegsgefangene, welche aber zumeist zum Opfertode bestimmt wurden, durch Verbrecher, durch zahlungsunfähige Schuldner, durch solche, welche aus Armuth ihrer Freiheit selbst entsagten und endlich durch die Kinder, welche von ihren dürftigen Eltern verkauft wurden. Uebrigens war die Sclaverei nicht sehr drückend. Der Sclave durfte seine eigene Familie haben, Hab und Gut besitzen, ja sogar eigene Sclaven halten. Das Verkaufen eines Sclaven wurde dem Besitzer als eine Schande angerechnet und fand deshalb äußerst selten statt. War jedoch der Sclave bösartig oder hatte er sich ein schweres Vergehen zu Schulden kommen lassen, dann wurde er auf öffentlichem Markte verkauft und zumeist von den Priestern erstanden um als Opfer geschlachtet zu werden.

„Die Steuern bestanden nicht in Geld, sondern in Naturallieferungen aller Art, welche von Steuereinnehmern eingetrieben wurden,

(Seite 228.)

die wegen der Unbarmherzigkeit, mit der sie dabei verfuhren, zu den am meisten verhaßten Persönlichkeiten zählten.

„Die Azteken besaßen bereits eine wohlorganisirte Posteinrichtung lange bevor man in Europa noch im entferntesten an ein solches Institut dachte. — Alle zwei Meilen waren auf allen Hauptstraßen des Landes Häuser errichtet, in welchen Eilboten wohnten, die ihre in Hieroglyphen geschriebenen Depeschen oder kleine Gepäckstücke mit unglaublicher Geschwindigkeit beförderten. — Da an der königlichen Tafel in der Hauptstadt nicht selten Fische servirt wurden, die erst 24 Stunden zuvor im Golf von Mexiko gefangen worden waren, so mußten die Boten per Stunde mehr als zwei deutsche Meilen zurückgelegt haben, denn die Entfernung von Veracruz bis Mexiko beträgt volle 50 deutsche Meilen.

„Krieger und Priester genossen in Mexiko das größte Ansehen. Der Gott des Krieges war der Schutzgott des ganzen Landes. Er hieß Huitzilopochtli oder Mexitli, nach welchem später das ganze Land benannt wurde.

„Die Kriegserklärungen der Azteken folgten stets erst nachdem gewisse völkerrechtliche Formen strenge beobachtet worden waren. Die Armeen der Azteken bestanden blos aus Fußvolk, denn Pferde und Esel gab es in Amerika vor dessen Entdeckung nicht. — Das mexikanische Kriegsheer bestand aus Corps von je 8000 Mann, welche in Bannern von 3—400 von Unterbefehlshabern commandirt wurden. Ihre Taktik war sehr ähnlich jener, welche noch heute die Indios salvagos befolgen, d. h. sie beruhte durchgängig auf forcirten Märschen mit Hinterhalten und plötzlichen Ueberfällen. — Dabei suchten sie ihre Gegner zu Gefangenen zu machen, statt sie zu tödten. — In den Reihen ihrer Truppen herrschte eine eiserne Disciplin. Nicht blos Ungehorsam und Plünderung, sondern auch ein voreiliger, unbesonnener Angriff des Feindes, wurde unnachsichtlich mit dem Tode bestraft. Merkwürdig ist ferner, daß die Azteken bei jedem ihrer Kriegszüge Feldspitäler errichteten, in welchen die Verwundeten eine sehr gute Pflege fanden.

„Die ursprünglich ziemlich geläuterten Religionsbegriffe der Azteken, wurden durch ihre Priester immer mehr verbildet. Sie glaubten an das Dasein eines Schöpfers und Herrn des Weltalls, den sie den „Gott, durch welchen wir leben, den Allgegenwärtigen, der alle Gedanken kennt, ohne den der Mensch nichts ist, den unsichtbaren, einzigen Gott der vollkommensten Vollkommenheit und Reinheit, den Herrscher

unter dessen Fittigen wir Ruhe und sicheren Hort finden," in ihren Gebeten nannten. Aber die Idee der Einheit eines Wesens, bei dem der Wille That ist, und das keiner Untergebenen bedarf, um seine Befehle zu vollziehen, war zu erhaben für jene ungebildeten Massen. — Der Monotheismus artete daher immer mehr in Vielgötterei aus, so daß man schließlich dreizehn Hauptgötter und mehr als zweihundert Götter minderen Ranges zählte. — An der Spitze der Götzen stand der mexikanische Mars — Mexitli. Es war dies ein höchst phantastisches, frazenhaftes Bild, das man allerorts auf einem Gestelle von schwarzem Granite ruhend, gewahrte. Seine Tempel waren die stattlichsten und prächtigsten und seine Altäre stets vom Menschenblute geröthet. Der Cultus dieses Gottes wirkte auch mit der Zeit höchst nachtheilig auf den Volkscharakter. Das Bewußtsein der allmäligen Verwilderung in Folge der Menschenopfer, scheint in der Sage von der Flucht des guten Genius der Azteken, beredten Ausdruck zu finden. — Quetzalcoatl, der Gott der Luft, hatte nach der mexikanischen Mythologie die Voreltern der Azteken im Gebrauche der Metalle, im Ackerbau und vielen anderen nützlichen Dingen unterrichtet. Er war ihr größter Wohlthäter und als er noch unter den Menschen wandelte, da trug die Erde ohne alle Cultur, Früchte und Blumen in Hülle und Fülle; eine Kornähre war so schwer, daß ein Mann sie kaum heben konnte; die Baumwolle nahm von selbst die schönsten Farben an, die Luft war von Wohlgerüchen und süßem Vogelsange erfüllt; kurz, unter ihm genoß Anahuac seine goldene Zeit. — Da gerieth er in Streit mit dem Gott des Krieges und schwer beleidigt zog er für immer von dannen, und mit ihm das paradiesische Glück des Landes. — Bei seinem Wegzuge hielt er sich jedoch längere Zeit in Cholula auf, wo man schon früher seinem Dienste einen Tempel errichtet hatte, dessen massenhafte Ruinen lebhaft an die Pyramiden Egyptens erinnern. Trauernd zog er endlich weiter bis an den Golf hinab, und bevor er sein Zauberschiff aus Schlangenhaut bestieg, um nach dem Fabellande Tlapallan abzusegeln, versprach er seinen trostlosen Verehrern, daß er und seine Nachkommen dereinst wieder unter ihres Kindeskindern erscheinen werden. — Dieser Rückkehr sahen die Mexikaner mit Zuversicht entgegen. Die Spanier verstanden es, diese merkwürdige Tradition zur Ausbreitung des Christenthums zu benützen, indem sie Quetzalcoatl mit Jesus identificirten.

„Ueberhaupt finden wir zwischen den religiösen Anschauungen der Azteken und den Lehren des Evangeliums und des Korans so manchen

Berührungspunkt. Wie wir wissen, glaubten sie an den Untergang der Welt; was den Zustand nach dem Tode betrifft, nahmen sie drei verschiedene Stufen im jenseitigen Leben an. Die Bösen, die Mehrzahl, mußten ihre Sünden an einem Orte ewiger Dunkelheit büßen. Eine andere Classe mußte ein Schattendasein führen. Der höchste Platz gebührte den Helden, welche in der Schlacht als Opfer gefallen waren. Sie stiegen unmittelbar von der Erde in das glänzende Sonnenreich auf, wo sie mit Gesang und Tanz durch den Himmel der Seligen geleitet wurden. Die Körper der Todten wurden verbrannt und die Asche in einem Gefäße im Hause aufbewahrt. Auch eine Art Taufe übten die Azteken an ihren neugebornen Kindern.

„Man besprengte deren Lippen und Brust mit Wasser, über welches der Priester den Segen gesprochen, und betete dabei: „Der Herr möge durch die heiligen Tropfen die Sünde wegwaschen, mit der das Kind schon vom Beginn der Welt behaftet sei, so daß es von Neuem geboren werde." — Hierauf zog man zum Zeichen der Reinigung das Kind scheinbar durch eine Flamme. — Ebenso erinnern uns auch mehrere aztekische Gebete an die christliche Moral. — So heißt es z. B.: „Willst Du uns für immer vertilgen, o Herr?" — „Soll diese Strafe nicht zu unserer Besserung, statt zu unserer Zerstörung dienen?" — „Theile uns durch Deine große Gnade die Gaben mit, die wir nicht würdig sind durch unser eigenes Verdienst zu empfangen." — „Haltet Frieden mit Jedermann; ertraget Ungerechtigkeiten mit Demuth; Gott, der Alles sieht, wird Euch rächen." — U. s. w.

„Auch seinen König David besaß Mexiko in Nezahualcoyotl, dem im Jahre 1470 verstorbenen Herrscher von Texcuko. — Die von ihm gedichteten Hymnen können sich an Erhabenheit und Schwung mit manchem Psalme messen. So lautet z. B. einer derselben: „Die ganze Welt ist nur ein Grab. Die ehemaligen Großen, Weisen und Muthigen, was sind sie jetzt? Staub! Und was sie sind, müssen wir werden; laßt uns daher nach dem Himmel streben, wo Alles ewig und unvergänglich. Die Schranken des Grabes sind nur die Wiege für die Sonne, und der dunkle Schatten des Todes ist ein helles Licht für die Sterne."

„Die Aufschrift des Tempels, welchen er errichtete und in welchem keine Menschenopfer dargebracht werden durften, trug die streng monotheistische Aufschrift: „Dem unsichtbaren Gotte. Der Ursache der Ursachen." — Dieser Prachtbau zählte zehn Stockwerke und sein thurm-

artiger Aufsatz war weithin sichtbar. In seinem Innern ward kein Götzenbild geduldet, und auf den Altären durften nur Blumen und wohlriechende Harze geopfert werden.

„Der weise Nezahualcoyotl hatte offenbar diesen Tempel, in welchem ein reinerer Cultus gepflogen wurde, nur in der Absicht gebaut, um die Abschaffung der Menschenopfer anzubahnen und die übergroße Macht der geistlichen Hierarchie zu brechen. — Die Priester der alten Mexikaner hatten nach und nach einen solchen Einfluß auf das Volk gewonnen, daß die Macht der Könige gegen die ihrige verschwand und der Monarch sich sehr geehrt fühlen mußte, wenn man ihm erlaubte, die niedrigsten Dienste im Tempel zu verrichten, z. B. die Treppen zu reinigen, wie es Montezuma II. wiederholt gethan. — Zudem war die Priesterschaft außerordentlich zahlreich vertreten, so daß sie immer mehr und mehr in eine wahre Landplage ausartete. In Texcuko allein wurden fünftausend Priester zum Tempeldienst verwendet.

„Die Erziehung der Kinder hatten die Priester gänzlich an sich gerissen. Die Mädchen wurden der Pflege von Priesterinnen anvertraut und die Knaben erzog man streng klösterlich. Mit dem fünfzehnten Lebensjahre wurden die jungen Leute der Welt zurückgegeben; die Jünglinge wählten sich dann einen Stand und ein Weib. — Die Kinder der Reichen und Vornehmen besuchten jedoch noch eine höhere Classe, in welcher die Jünglinge in die Mysterien der Hieroglyphen, sowie in einigen Zweigen der Sternkunde und der Naturwissenschaften unterrichtet wurden. Die Jungfrauen hingegen lernten feine weibliche Arbeiten, besonders Weben und reiche Altardecken sticken. Die Behandlung war jedoch von Seite der Lehrer nichts weniger als liebevoll; die Furcht und strenge Züchtigungen für das mindeste Vergehen machten das Princip der Erziehung aus.

„Die Gotteshäuser, — Teocalli genannt —, waren zumeist in riesigen Verhältnissen angelegt. So nimmt der Unterbau des Teocalli von Cuernavaca den Raum einer Stadt von etwa 20.000 Einwohnern ein. Der Eindruck, welchen dieser Riesenbau machen mußte, mag ein höchst imposanter gewesen sein, denn das Felsplateau, worauf der genannte Tempel errichtet wurde, ist gegen die Umgegend so hoch als der Stephansthurm in Wien.

„Aber auch eine zahllose Menge kleinerer Teocalli enthielt jede Stadt, so z. B. die Hauptstadt Texcuko nicht weniger als 3000; von diesen Tempeln wurde zugleich die Straßenbeleuchtung besorgt. Die

Altäre standen nämlich auf den Aufsatzthürmen der stets pyramidal gebauten Tempel, und auf ihnen loderte Tag und Nacht das heilige Feuer, in der Dunkelheit seine hellen Strahlen auf die Straße unterhalb werfend.

„Die schändlichen Menschenopfer kamen erst in Aufschwung, als die Priesterkaste die Alles beherrschende Macht des Landes geworden war. Die friedlichen Religionsfeste der Tolteken, welche vorwiegend aus Nationalgesängen und Tänzen bestanden, wurden seit Beginn des vierzehnten Jahrhunderts immer mehr durch jenen blutgetränkten Cultus verdrängt, welcher der Habsucht und dem Fanatismus der Götzenpriester so sehr Vorschub leistete. — Wir wollen uns nicht in Paralellen über diese Greuel der altmexikanischen Priesterwirthschaft und das Gebahren der Inquisition ergehen; Vergleichungen, welche auf flacher Hand liegen, kann man getrost dem Belieben des Lesers überlassen. — Wir wollen nur anführen, daß die Zahl der geschlachteten Opfer jährlich selten weniger als 20.000 betrug! Bei Krönungen, bei Tempelweihen und anderen besonderen Festlichkeiten, wie z. B. den schon erwähnten, alle zweiundfünfzig Jahre stattfindenden Cyclusfesten, wurde noch weit mehr Blut vergossen. Wie die Hieroglyphentafeln melden, bildeten bei Einweihung des großen Tempels des Huitzilopochtli im Jahre 1486, die als Opfer bestimmten Gefangenen eine Procession von zwei Meilen. Die Ceremonie dauerte eine ganze mexikanische Woche (5 Tage), und über 70.000 Menschen wurden von den grausamen Priestern auf den Altären abgeschlachtet. — Eingehüllt in die bluttriefenden Häute ihrer Opfer, begannen die Priester nach der Abschlachtung wilde, abscheuliche Tänze, und jedes solche Fest endete mit den niedrigsten und scheußlichsten Ausschweifungen. Die Schädel der Geschlachteten wurden in eigenen Gebäuden aufbewahrt. In manchen dieser Beinhäuser waren bis einmalhunderttausend Stücke aufgestapelt.

„Von diesem widerwärtigen Bilde können wir nicht scheiden, ohne noch des Festes zu erwähnen, das zu Ehren des Tezcatlepoca, welcher für die Seele der Welt und deren Schöpfer gehalten wurde, nach jedem Cyclus stattfand. Man stellte sich diesen Gott als einen schönen, ewig jungen Mann vor. Ein Jahr vor dem Opferfeste wurde ein durch seine Körpergestalt ausgezeichneter, makelloser Jüngling gewählt, um diese Gottheit darzustellen.

„Er wurde prachtvoll gekleidet; stets umgab ihn eine Unzahl wohlduftender Blumen; vier junge Mädchen bedienten ihn, und in Wol-

lust und Ueppigkeit verbrachte er mit ihnen seine Tage. Wenn der Repräsentant der „Weltseele“ ausging, begleitete ihn die königliche Leibwache, das Volk in den Straßen warf sich vor ihm nieder und erwies ihm alle Ehren, welche dem Gotte Tezcatlepoca selbst gebührten.

„War aber das Jahr um, das heißt nahte der Festtag endlich heran, so wurde der Pseudogott seines Schmuckes entkleidet und über den See nach einem von der Hauptstadt etwa eine Stunde entfernten Tempel gebracht. Dort wurde nun dem Gefangenen bei lebendigem Leibe das Herz aus der Brust gerissen und dem Götzenbilde zu Füßen gelegt, während Hunderttausende von Andächtigen (?!) knieend am Boden kauerten.

„Auch der Gott des Regens, Tlaloc genannt, forderte bei großer Trockenheit seine Opfer und zwar Kinder, meist Säuglinge. Man trug sie vorher in offenen Sänften, festlich gekleidet und mit frischen Blüten bedeckt zur Schau umher. Der Todesschrei dieser armen Würmer verhallte im Lärmen der Gesänge, welche die Priester anstimmten. Wie schrecklich der Mensch in seinem Wahne sei, geht auch bei dieser Gelegenheit hervor, denn die zu ermordenden Kinder wurden zumeist von ihren eigenen Eltern in dem unseligen Aberglauben, ein frommes, Gott wohlgefälliges Werk zu thun, den Priestern freiwillig als Opfer angeboten.

„Doch genug dieser furchtbaren Scenen! Wenden wir lieber unsere Blicke den Lichtseiten des Lebens und der Sitten der alten Mexikaner zu.

„Es würde uns zu weit führen, wollten wir das Wesen der mexikanischen Bilderschrift umständlich erklären. Ein mexikanischer Text sieht wie eine Bildersammlung aus, zwischen welchen sich jedoch auch ganz eigenthümliche Zeichen befinden, wodurch Dinge, die sich nicht directe darstellen lassen, angedeutet werden; so bedeutet z. B. eine Zunge das Sprechen, ein auf der Erde sitzender Mann, ein Erdbeben, ein Fußstapfen, das Reisen, ebenso gab es symbolische Zeichen für Tag, Nacht, Jahr, Mitternacht, Himmel, Luft, Erde, Wasser, Feuer u. dgl.

„Unser Papier kannten die alten Mexikaner nicht. Sie schrieben auf Baumwollstoffen oder fein gegerbten Häuten, auf mit Gummi geleimten Seidenzeugen, größtentheils aber auf einem Gewebe, welches sie aus der überall wachsenden Aloë (Agave americana) bereiteten, und welches dem Papyrus der alten Egypter sehr ähnlich ist. Als die Spanier das Land eroberten, waren große Massen solcher werthvoller Manuscripte

überall im Lande vorhanden. Aber die Spanier hielten in ihrer groben Unwissenheit diese merkwürdigen Urkunden der mexikanischen Bildung für gefährliche Zauberrollen und es daher für ihre Pflicht selbe sammt den Götzen und deren wundervollen Prachtbauten zu vernichten. Der erste Erzbischof von Mexiko, Don Juan de Zumarraga, erwarb sich in dieser Richtung eine traurige Berühmtheit durch den Eifer mit welchem er die historischen Schätze und papierenen Documente aus allen Städten sammelte, sie auf einen Haufen zusammenwerfen und zu Asche verbrennen ließ. Von da an galt es als ein verdienstliches Werk jede Karte, jeden Band, der auf die mexikanische Vorzeit Bezug nahm, unbarmherzig zu zerstören, so daß nur wenige vollständige Manuscripte auf uns gekommen sind und die noch existirenden Schriften von den Eingebornen noch immer mißtrauisch gehütet werden.

„Diese ebenso fanatische als barbarische Wuth der katholischen Priester Mexiko's gegen Alles, was an die mexikanische Vorzeit erinnerte dauerte bis zum Befreiungskriege ungeschwächt fort. Das Studium über Land und Leute von Mexiko galt als Hang zur Ketzerei und zog dem betreffenden Gelehrten, wenn er sich nicht gleich Humboldt ausdrücklich mit der Bewilligung der Bischöfe ausweisen konnte, unfehlbar die Inquisition wegen Ketzerei auf den Hals. So erging es z. B. dem verdienstvollen Alterthumsforscher Boturini in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, welcher acht Jahre lang unter den Eingebornen, deren Vertrauen er sich erworben, unschätzbare Sammlungen von Alterthümern aller Art, von bilderschriftlichen Karten auf Baumwolle, Maguayfasern und Häuten, dann von werthvollen indianischen Hieroglyphen in seinen Besitz gebracht hatte. Aber der Unglückliche hatte es gewagt auch eine Masse von Urkunden zu sammeln, welche sich auf die braune heilige Jungfrau von Guadalupe bezogen und zu den diesfälligen Traditionen des Clerus in grellem Widerspruche standen. Boturini wurde Jahre lang in den abscheulichsten Kerkern herumgezogen und ihm sein ganzes Habe abgenommen. Als er endlich die Freiheit, durch die Gunst der Gräfin Santabarez, welche in directer Linie von Montezuma abstammte, wiedererlangte, stieß man ihn als Bettler aus dem Lande und seine Sammlungen vermoderten im vicekönigl ichen Palaste zu Mexiko oder wurden gestohlen, so daß kaum mehr der zehnte Theil derselben vorhanden ist. Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß noch im vorigen Jahrhunderte zwei berühmte Basreliefs Montezuma's auf Befehl der Regierung vernichtet wurden. Omnia ad majorem Dei gloriam!

„Die Traditionen des Landes erhielten sich nicht blos durch Hieroglyphen, sondern auch durch Gesänge, welche in den Schulen sorgfältig gelehrt wurden. Da selbe alle Heldenthaten und Kriegszüge der Nation behandelten, so sind sie eine höchst werthvolle Quelle zur Geschichtskunde der alten Mexikaner.

„Der verdienstvolle Franziskanermönch Sahagun, welcher im XVI. Jahrhunderte lebte und wegen seiner aztekischen Studien bald auf ein Haar als Ketzer verbrannt worden wäre, hat uns mehrere Uebersetzungen aus der höheren Prosa der Ureinwohner Mexiko's hinterlassen, welche beweisen, daß denselben alle Regeln der rhetorischen Kunst wohlbekannt waren. Auch Theater besaßen die alten Mexikaner. Die Gesichter der Schauspieler waren wie bei den alten Griechen und Römern mit Larven bedeckt. Zumeist erschienen die Schauspieler in der Maske von Vögeln und anderen Thieren.

„Mit Geschick und mit Eifer lagen die alten Mexikaner dem Ackerbaue ob. Die Bebauung des Feldes war innig verwebt mit ihren bürgerlichen und religiösen Einrichtungen. Die Bearbeitung des Bodens stand unter dem Schutze bestimmter Gottheiten. Wie wir schon erwähnten wurden die Abgaben fast durchgehends in Naturproducten entrichtet. Nur die Höchsten des Volkes, die Priester und die in Kriegsbereitschaft stehenden Männer waren von der Feldarbeit befreit. Den Frauen fiel dabei der leichtere Theil zu, wie denn überhaupt das weibliche Geschlecht in Ehren gehalten und mit einer zarten Rücksicht behandelt wurde, welche sogar in Europa in sehr vielen Ländern noch nicht zur Sitte geworden ist.

„Die Banane, der Kakao, die Vanille, der Mais und die große Aloë bildeten die Haupterzeugnisse ihres Feldbaues. — Die Aloë gibt auch heutzutage noch den Mexikanern Speise, Trank und Kleidung, denn die Wurzeln liefern ein schmackhaftes, nährendes Gericht; aus dem Safte bereitet man den Pulque, aus den Blättern und Stengeln gewinnt man eine Art Dachstroh, sowie Fasern zur Bereitung eines rauhen Kleidungsstoffes, Nequen genannt, und die Dornen, welche die Blätter umgeben, benützt man statt Nähnadel und Nägel, denn sie sind so hart wie Eisen.

„Merkwürdigerweise war den alten Mexikanern das Eisen fremd, obwohl sie Bergbau auf Gold, Silber, Blei, Zinn und Kupfer trieben. Ihre Schneidwerkzeuge verfertigten sie aus einer Composition von Zinn

und Kupfer, für sehr harte Gegenstände schliffen sie den Obsidianporphyr (Iztli genannt), ein dunkles, durchsichtiges Mineral, zu.

„Eine große Fertigkeit besaßen die Mexikaner in der Bearbeitung der edlen Metalle, aber unübertroffen sind ihre Federarbeiten. Sie verstanden es, aus dem Gefieder der Vögel die prachtvollsten und effektreichsten Bilder darzustellen.

„Eigentliche Kaufläden gab es in den mexikanischen Städten nicht. Alle Kunst- und Naturproducte wurden auf öffentlichem Markte feilgeboten. Die Bezahlung erfolgte theils durch Tausch, theils in landesüblichem Gelde, welches aus kleinen mit Goldstaub gefüllten Stangen oder Federkielen, oder aus Zinnstückchen in der Form eines T bestand. Ganz kleine Unterschiede wurden in Kakaobohnen ausgeglichen.

„In großem Ansehen standen bei den alten Mexikanern die Kaufleute, welche eigene Wappen führten, und deren vornehmste und reichste von dem Könige mit dem Ehrentitel „Oheim" angesprochen wurden und als Schatzräthe in allen wichtigen Staatsangelegenheiten ihre Stimme abgeben mußten.

„Vielweiberei war den Azteken gestattet, aber sie beschränkte sich zumeist auf die höheren Stände. — Der Act der Trauung bestand darin, daß der Priester im Tempel den Zipfel des Brautschleiers mit dem Mantel des Bräutigams zusammenknüpfte, dann gingen die Neuvermählten unter Vortritt des Priesters nach Hause, wo sie siebenmal um den Herd herumwanderten und sich zuletzt neben demselben niederließen. An dem Hochzeitsschmause und den Tanzvergnügungen der Gäste durften die Brautleute nicht theilnehmen, denn sie mußten durch vier Tage beten, fasten und sich kasteien.

„Die Tugend der Reinlichkeit, welche den heutigen Mexikanern fast gänzlich abhanden gekommen ist, stand bei ihren Vorfahren in großem Ansehen. Auch der Aermste wusch sich sorgfältig vor und nach dem Essen.

„Der Sitte des Tabakrauchens wurde von ihnen sehr gehuldigt. Ob sie auch Tabak schnupften, ist jedoch nicht genau bekannt.

„Zu den Lieblingsgerichten der alten Mexikaner gehörte der Truthahn. Der Gebrauch der mit Vanille gewürzten Chocolade war sehr beliebt. Man genoß sie jedoch stets kalt und so breiartig dick, daß sie mehr zu den Speisen als zu den Getränken gerechnet werden konnte. Berauschende Getränke durften nur die älteren Personen genießen.

„Um uns von den Zuständen der Azteken im Allgemeinen einen

vollkommen richtigen Begriff zu machen, müssen wir nun auf das goldene Zeitalter von Texcuko oder Acolhuac einen Rückblick werfen.

„Gegenüber von Mexiko, oder wie es einst hieß, Tenochtitlan ward gegen Ende des zwölften Jahrhunderts von dem Stamme der Acolhuaner oder Texcukaner die Stadt Texcuko erbaut. Von hier aus verbreiteten die Texcukaner allmälig ihre Herrschaft über den nördlichen Theil des Landes, als plötzlich die Tepaneken, gleichfalls ein Aztekenstamm, im Jahre 1418 als Feinde erschienen und nach einem hartnäckigen Kampfe die Hauptstadt eroberten und den Beherrscher erschlugen. Der sechzehnjährige Sohn dieses Monarchen entging nur durch ein Wunder dem ihm gleichfalls zugedachten Tode. Seine zahlreichen Abenteuer und Drangsale, die er in seiner Jugend erlebte, bilden den Inhalt vieler merkwürdiger indianischer Balladen. — Das Volk der Texcuken, welches nur mit Ingrimm das Joch der Eroberer trug, hing mit rührender Treue an dem legitimen Nachfolger seines gemordeten Königs und nannte den umherirrenden Thronerben ganz bezeichnend Nezahualcoyotl, d. h. hungeriger Fuchs, um auf seine Schlauheit und das ausgestandene Elend seiner Jugend anzuspielen. — Noch schlimmer erging es ihm, als der tepanekische Thronräuber, der seinen Vater erschlagen, starb, und dessen ebenso leidenschaftlicher als argwöhnischer Sohn Maxtla die Regierung antrat. — Maxtla setzte einen hohen Preis auf die Gefangennehmung Nezahualcoyotl's, der, wie ein Wild gehetzt, in Dickichten und Höhlen Zuflucht suchen mußte, und oft Tage lang ohne alle Nahrung blieb. Einst hatte er einen Hügel erstiegen, als er seine Verfolger von der andern Seite nahen sah. Ein Mädchen, welches in der Nähe Maisstengel abschnitt, versteckte ihn unter den Garben und wies die Feinde auf eine falsche Fährte. Die Zuneigung zu ihm und seinem Hause war so groß, daß kein Texcukaner sich hergab, die ungeheure Belohnung zu verdienen. — „Würdet Ihr den Prinzen ausliefern, wenn er Euch begegnet?“ frug einst Nezahualcoyotl einen armen Landmann, der ihn nicht kannte. — „Nein,“ antwortete jener bestimmt. — „Wie? Auch nicht um die Hand einer schönen und reichen Frau?“ — „Nicht um alle Schätze des Königs!“ sagte der Mann und ging weiter. Und so dachte wirklich das ganze Volk. Mehr als Einer ertrug die Qualen der Tortur, ja sogar eines grausamen Todes, ehe er sich das Geständniß, wo der flüchtige Fürst verborgen sei, erpressen ließ.

„Die Bedrückungen, durch die sich Maxtla immer verhaßter gemacht, und sein hochmüthiges Benehmen gegen die Nachbarfürsten bereiteten allmälig die Stunde der Vergeltung vor. — Nezahualcoyotl sah sich plötzlich an der Spitze eines zahlreichen Heeres. — Die Tepekaner zogen in allen Treffen den Kürzeren, und Maxtla, welcher endlich seinen erbitterten Feinden in die Hände fiel, mußte auf dem Opfersteine nach der grausamen Landessitte sein Leben aushauchen. — Alle Tepaneken wurden zu Sclaven erklärt und den benachbarten Mexikanern für ihren wirksamen Beistand zum Geschenk gemacht. Seit dieser Zeit datirt der merkwürdige Bund der Texcukaner mit den Mexikanern und Tlapanern, von welchen wir bereits Erwähnung gethan.

„Nezahualcoyotl erließ nach seinem Regierungsantritte eine allgemeine Amnestie und eine ganze Reihe von Gesetzen, welche für die Verhältnisse sehr wohl gepaßt haben mochten, denn auch seine Bundesgenossen nahmen selbe sofort freiwillig an.

„Er errichtete ein Kriegsdepartement, ein Schatzamt und einen obersten Gerichtshof. Außerdem gab es noch einen aus vierzehn Mitgliedern bestehenden Staatsrath, der an allen dem Könige persönlich obliegenden Geschäften theilnahm. Er befahl eine genaue Sichtung aller vorhandenen astronomischen und historischen Werke. Auf die willkürliche Fälschung oder Verstümmelung der historischen Wahrheit wurde die Todesstrafe gesetzt. Der Palast des Königs strotzte gar bald von den seltensten und ältesten Urkunden, Alterthümern und Merkwürdigkeiten des Landes, kurz Texcuko erhob sich zum Athen der Azteken und wurde die Pflanzschule der Gelehrsamkeit dieses Volkes.

„Viele Gesänge Nezahualcoyotls sind uns erhalten geblieben. Er zählte unbedingt zu den berühmtesten Barden seines Volkes. Er, der so viele herbe Schicksale ausgestanden bevor er den Thron bestieg, liebte es in seinen Gesängen, die Eitelkeit und Unbeständigkeit des menschlichen Lebens zu behandeln. Aber auch epikuräische Anklänge finden wir in seinen Versen. So sagt er z. B.: „Verbanne die Sorgen; wenn das Vergnügen seine Grenzen hat, so muß auch das traurigste Leben sein Ende erreichen. Singe zum Preis des allmächtigen Gottes, denn die Herrlichkeit dieser Welt welkt dahin! Die Güter des Lebens sind uns nur geliehen, sie sind bloße Schatten; pflücke die schönsten Blumen aus Deinen Gärten, winde sie um die Stirn, und ergreife die Freuden der Gegenwart ehe sie schwinden!"

„Eine rührende Sorgfalt widmete Nezahualcoyotl der Erzie-

hung seiner Kinder. Er besaß 50 Söhne und 60 Töchter. Sie mußten auch die gewöhnlichsten Handarbeiten erlernen, „denn," sagte der weise Monarch, der so vielen Schicksalswechsel erlebt, „haltet euch an irgend einen ehrlichen Beruf, sowie es unsere Vorfahren gethan. Noch nie hat ein vornehmer Rang allein seinen Besitzer auf die Dauer erhalten."

„Der Palast, welchen Nezahualcoyotl in Texcuko erbaute und an welchem über 200.000 Menschen durch einige Jahre arbeiteten, ließ an Großartigkeit Alles hinter sich, was die Römer, Griechen, Chinesen, Araber und Hindu je an Prachtbauten geleistet. Dieser Palast mit seinen unzähligen Nebengebäuden, Gärten und Teichen und anmuthigen Hainen bedeckte einen Flächenraum von 1200 Morgen Landes.

„Der in seinem Mannes- und Greisenalter so glückliche Fürst besaß auch sein Tusculum, nämlich ein Landhaus in Tetzcotzinko wohin er sich ebenso oft als gerne zurückzog um in stiller Zurückgezogenheit den Künsten und Wissenschaften zu leben und er verdiente in der That den Beinamen des „Weisen von Texcuko" den ihm die dankbare Nachwelt beilegte.

„Gleich anderen großen Monarchen, wie Harun al Raschid, Heinrich IV. und Kaiser Joseph II., mischte er sich häufig in Verkleidung unter das Volk, um dessen Anschauungen, Wünsche und Bedürfnisse persönlich kennen zu lernen. Sein Wohlthätigkeitssinn grenzte beinahe an Verschwendung, aber mit unerbittlicher Strenge bestrafte er den arbeitsscheuen Gewohnheitsbettler.

„Nezahualcoyotl starb im Jahre 1470 in einem Alter von beiläufig 70 Jahren. Mit seinem Dahinscheiden war auch Mexiko's goldenes Zeitalter zu Ende. Sein Sohn Nezahualpilli besaß zwar einige gute Eigenschaften seines Vaters, aber er gefiel sich in einer grausamen Strenge, welche nicht einmal des Lebens seiner eigenen Kinder schonte. Die tiefe Schwermuth, welche ihn in Folge eines solchen Wüthens gegen das eigene Blut befiel, suchte er anfangs umsonst durch Kriege zu zerstreuen. Als dies nichts fruchtete warf er sich mit Leidenschaft auf astronomische Studien; er ließ sogar mehrere Sternwarten in seinem Reiche erbauen. Die Friedensliebe, welche ihn in seinem höheren Alter beherrschte, mißfiel seinen Bundesgenossen und Lehensträgern; zuerst murrte man darüber und schließlich mußte er es sich gefallen lassen, daß Montezuma, der Beherrscher des nahen Mexiko, sich die bisher nur dem Könige von Texcuko zukommende Eigenschaft als Oberhaupt des Dreistaatenbundes anmaßte. Erst 52 Jahre alt, sank Nezahualpilli im Jahre

1515 in's Grab. Ein Glück für ihn, daß er die drei Jahre später erfolgte Landung der Spanier und das Unheil, welches sie über Mexiko brachten, nicht mehr erleben mußte. —

„Im Ganzen muß der Charakter der Azteken, in seiner Art einzig, eigenthümlich und widerspruchsvoll genannt werden. Wir begegnen in ihm bald Aeußerungen höherer Bildung, bald wieder äußerster Roheit und blutdürstiger Grausamkeit. Auch hier, wie überall auf dem ganzen Erdballe, erscheint der Mensch als ein getreues Spiegelbild der ihn umgebenden Natur. Wie auf dem Raume weniger Quadratmeilen das Land einen Reichthum und eine Mannigfaltigkeit an Formen und Arten erzeugt, welche der kalten, der gemäßigten und der heißen Zone eigen sind, treten uns eben in gleich grellen Gegensätzen die Eigenthümlichkeiten der Ureinwohner dieses Landes entgegen.

„Heutzutage ist freilich von der Ursprünglichkeit jenes merkwürdigen Volkes nichts mehr bemerkbar. Die Berührung mit dem Europäer hat seine Willenskraft gebrochen. Ihr Unabhängigkeitssinn lebt nur mehr in den wilden Horden der Prairien. Der sogenannte zahme Indianer schreitet demüthig und trübsinnig auf dem Boden seiner Urväter umher, welche einst geistig weit höher standen als er. Nur das eine Bewußtsein lebt rege in ihnen, das Bewußtsein, daß europäische Cultur sie nur zu unterjochen, aber nicht zu veredeln vermag.

„Hiermit," schloß Zoraïde ihre Vorlesung, „hätte meine kleine Skizze über das alte Mexiko ein Ende. Da keiner meiner Zuhörer einschlief während ich las, so wäre ich beinahe versucht, für morgen eine Fortsetzung unter dem Titel: „Cortez oder die Eroberung von Mexiko" anzukünden."

„Thun Sie es, Madame!" rief Stanglhuber, welcher mit großer Theilnahme zugehört hatte, „thun Sie es, ein Charakter wie Cortez, darf stets Anspruch darauf machen unser Interesse im hohen Grade zu erregen."

„Hm!" bemerkte Schwarzenfels seiner Freundin liebevoll zulächelnd, „mein theuerer Blaustrumpf da, schreibt in der That so übel nicht und ich bin jetzt wirklich selbst begierig zu vernehmen, wie der arme Cortez „mitgenommen" werden wird."

„Loser Spötter!" erwiderte Zoraïde im Scherze schmollend und erhob sich. Nach einer kleinen Promenade im nahen Walde, nahm man das einfache aber schmackhafte Mittagsmahl ein, welches unter des Universalkünstlers Fernandez Aufsicht zubereitet worden war.

Zu einer zweiten Vorlesung Zoraïdens kam es jedoch nicht mehr. Man hatte vernommen, daß ganz in der Nähe, etwa eine Legua entfernt, merkwürdige aztekische Baudenkmäler in sehr gut erhaltenem Zustande vorhanden wären. Es wurde beschlossen dieselben nach Tisch zu besichtigen. Die Mühe des kleinen Marsches ward über alle Erwartung belohnt. Man beschloß auch den ganzen folgenden Tag hier zuzubringen und den Leibkoch Fernandez, inmitten der ebenso gigantischen als bizarren Ruinen eines Teocalli, auf dem einst von Menschenblut getränkten Altarsteine, sein friedliches Amt walten zu lassen.

Als man am zweiten Tage ziemlich spät nach dem Indianerdorfe zurückkehrte, waren bereits sämmtliche ausgesendete Boten, mit der gleichlautenden lakonischen Antwort: „Alles nach Ordre!" wieder eingetroffen.

XVII.

Verrätherei.

Mit fieberhafter Ungeduld rüstete man sich am nächsten Morgen zum Aufbruche. — Noch ehe die Sonne niederging, konnte das Befreiungswerk zu Stande gekommen sein. — Jetzt erst erfuhren die Indianer des gastlichen Dorfes, in welchem unsere Abenteurer seit drei Tagen sich aufgehalten, daß ein Handstreich gegen die Bewohner der von ihnen Huitzlo genannten Schlucht beabsichtigt sei, worüber sie sich übrigens freuten, denn Teófilo hatte sich durch sein schroffes, herrisches Benehmen, das mitunter in rohe Gewaltthaten ausartete, äußerst verhaßt gemacht. Diese feindselige Stimmung gegen die Huitzlaner wurde zwar dem schlauen Fernandez schon am ersten Tage bekannt, aber bei der großen Verschlagenheit und Arglist der Indios blieb es dennoch immerhin möglich, daß einer oder der andere in der Erwartung einer guten Belohnung die Menschenräuber gewarnt haben würde. Hierzu war es aber heute zu spät geworden.

Nach einem forcirten vierstündigen Marsche stieß man richtig auf die vom Oberlieutenant Kugler befehligte Abtheilung. Der Weg, welchen man jetzt einzuschlagen hatte, führte durch eine tiefe, wilde Felsschlucht mit überall senkrecht abfallenden Felswänden. Diese Schlucht bildete das Flußbett eines Wildstromes. Nach einem heftigen oder lan-

gen Regen war sie gänzlich ungangbar, denn wie die Spuren an den Felsen rechts und links deutlich zeigten, stieg hier das Wasser, von dem zur Stunde auch nicht ein Tropfen wahrgenommen werden konnte, stellenweise auf 4—6 Fuß Höhe, und mit Rücksicht auf das starke Gefälle mochte es dann hier gähren und brausen und toben, daß der weiße Gischt weit über die Schlucht hinaus zum Himmel emporzischte.

Ueber fünf Viertelstunden klomm man mit Mühe und Schweiß diesen unwegsamen Pfad hinan, der stellenweise von gigantischen Felsblöcken und riesigen Baumstämmen derart verlegt war, daß man die Maulthiere nur mit genauester Noth über diese Hindernisse hinwegzubringen vermochte.

Stanglhuber, welcher mit zwei indianischen Wegweisern zu Fuß um etwa dreihundert Klafter vorausgeeilt war, verbarg sich, als er endlich die grausige Felsschlucht hinter sich, oder besser gesagt, unter sich hatte, hinter einem großen Felsblock, denn kaum 500 Schritte entfernt, gewahrte er inmitten einer großen, prächtigen Wiese das Dörfchen Huitzlo vor sich. — Er hatte Mühe, einen Aufschrei der Freude zu unterdrücken, denn er erblickte Alice, welche in Gesellschaft einer zweiten Dame schnurgerade der Stelle zuschritt, wo er sich verborgen hielt. Es war nicht schwer zu errathen, warum die beiden Damen den Weg hierher wählten. — Am Fuße des Felsens, hinter welchem Stanglhuber stand, war eine Laube und eine Ruhebank angebracht, von wo aus man eine entzückende Aussicht nach weiter Ferne genoß, der einzige Punkt, an dem man eine solche genießen konnte, denn das ganze Thal bildete einen tiefen Kessel, der überall ringsum von unübersteiglichen Felswänden eingeschlossen war.

Stanglhuber verhielt sich mäuschenstill und entsendete einen seiner beiden Indios mit der Nachricht an seine Freunde, daß sie Halt machen und erst auf seinen Hornruf herbeieilen sollten.

Beide Damen sprachen, während sie langsamen Schrittes allmälig näher kamen, kein einziges Wort miteinander. Lautlos und unter Beobachtung eines gewissen Ceremoniels, als ob sie sich in einem Salon befänden, nahmen sie endlich auf der hölzernen Bank Platz. — Alice ließ dabei einen weiten Raum zwischen sich und ihrer Begleiterin. Auch jetzt noch schien sie in ihrem Schweigen beharren zu wollen, aber ihr Blick glitt sehnsüchtig hinab nach jenen malerischen, üppigen Landschaften, die mehrere tausend Fuß unter ihr ausgebreitet lagen, und ein tiefer, wehmüthiger Seufzer entrang sich ihrem Busen.

„Nehmen Sie doch endlich Vernunft an, Alice," begann ihre Begleiterin, dabei mit ihren kostbaren Armbändern spielend, „nehmen Sie Vernunft an und der Wiedererlangung Ihrer persönlichen Freiheit wird nichts weiter im Wege stehen. — Schreiben Sie an den Baron und Ihre Mama in dem von mir verlangten Sinne, und ich bin überzeugt, daß Beide keinen Augenblick sich besinnen werden, die gestellte Bedingung einzugehen."

„Nimmermehr!" rief Alice nicht minder heftig als bestimmt, „nimmermehr! Bevor ich die süßen Hoffnungen meiner armen, theuren Mutter zerstöre, bevor ich ihr das Glück raube, das sie als Gattin des edlen Schwarzenfels erwartet, eher will ich das Aergste über mich ergehen lassen, eher will ich für immer verschollen bleiben in diesem öden Felsenneste."

„Ganz nach Belieben, mein Fräulein!" entgegnete Alicen's Begleiterin mit kaltem Hohne, „aber Sie werden verzeihen, wenn ich für meine Person den längeren Aufenthalt hier für etwas langweilig finde, und daher die Obhut über Sie anderen Händen anvertraue."

„Wie, Fürstin!" preßte Alice beklommenen Herzens, „Sie können so grausam sein, mich hier unter diesen Halbwilden allein zu lassen, Sie wollen mich der Gnade und Ungnade jenes schrecklichen Scheusales, das sich Teófilo nennt, überantworten?"

„Bis zur Stunde," entgegnete die Fürstin Lobieska sehr kühlen Tones, „ist Ihnen nicht die geringste Unbill widerfahren; sobald ich aber dieser Gegend den Rücken wende, kann sich freilich in dieser Beziehung manches ändern."

„Das heißt," sagte Alice düster, „Sie zwingen mich zum Selbstmorde; es ist wohl nicht nöthig, daß ich mich näher erkläre?"

„Um Sie im Vorhinein zu bemitleiden," höhnte Isabella, „fehlt mir jeder plausible Grund, denn, wie ich Ihnen seit zwei Wochen wohl über hundertmal ebenso eindringlich als freundschaftlich vorgestellt, sind Sie frei, sobald — — —"

„Nein, nein," unterbrach Alice mit Heftigkeit, „tausendmal nein; an das Lebensglück meiner guten Mutter werde ich nie und nimmer Hand anlegen, lieber an mein Leben. Sprechen wir nicht weiter darüber. Reisen Sie also ab, sobald als möglich, befreien Sie mich von Ihrem verhaßten Anblicke, und verantworten Sie einst vor Gott das Verbrechen, das ich an mir selbst begehen muß."

„Sie vergessen!“ keuchte die Fürstin, „Sie vergessen, daß ich auf den Baron ältere Rechte besitze, als Ihre Mutter, daß ich ihm ein Kind geboren, und bei allen Höllenteufeln, ich will, ich muß, ich werde wieder seine Gemalin sein.“

Die Stimme Isabella's zitterte vor Wuth und ihre Augen leuchteten gleich jener einer Tigerin.

„Versuchen Sie in Gottesnamen Ihr Glück, Madame!“ sprach Alice mit würdevoller Ruhe, indem sie sich erhob, „der Allmächtige wird wissen, was uns Allen frommt.“

„Oho!“ knirschte Isabella, durch die imponirende Erhabenheit und das innige Gottvertrauen, das sich in allen Mienen des schönen Mädchens aussprach, vollends zur Raserei gebracht, „oho, mein Täubchen! Wenn Sie denn durchaus nicht gewillt sind den Weg der Unterhandlungen zu betreten, werde ich directe an den Baron und Ihre Mutter schreiben.“

„Ist nicht nöthig!“ sprach Stanglhuber hinter dem Felsen hervortretend und höflich salutirend, „der Herr Baron und dessen Braut werden sogleich zur Stelle sein um die Propositionen von Euerer Durchlaucht persönlich entgegenzunehmen.“

Nach diesen Worten grüßte der Hauptmann abermals sehr artig, und stieß dann in sein Hüfthorn.

Isabella starrte wie versteinert vor sich. Bevor sie sich noch von ihrem tödtlichen Schrecken erholt, stürzten bereits Schwarzenfels und Zoraïde herbei.

Alice in Freudenthränen ausbrechend und einen Blick des heißesten Dankes zum Himmel emporsendend, fiel in die Arme ihrer Mutter, welche gleichfalls vor Entzücken und Rührung kein Wort zu sprechen vermochte.

Der Baron, welcher Mutter und Tochter in ihrem seligen Wonnetaumel nicht stören wollte, vertrat der Fürstin den Weg. Selbe hatte sich inzwischen etwas gesammelt und schien Willens nach den Wigwams zu eilen.

„Bleiben Sie, Madame!“ herrschte ihr der Baron kurz zu, „wie Sie sehen, haben Sie auch dieses Mal Ihr Spiel verloren. Unsere jetzige Abrechnung soll aber eine gründliche sein; verlassen Sie sich darauf, meine Gnädige!“

„Sie wollten?“ hauchte Isabella zitternd, denn sie gewahrte

plötzlich hinter des Obersten Rücken den Mestizen Fernandez, welcher ihr vor zwei Jahren in Mexiko auf ein Haar einen sehr lebensgefährlichen Dienst erwiesen hätte. Die Anwesenheit Fernandez' hatte jedoch keineswegs den von der Fürstin befürchteten Zweck; sie war blos zufällig.

„Dem Gerichte werde ich Sie übergeben und meinen ganzen Einfluß will ich daran setzen, daß Sie, Madame, ohne Rücksicht auf Stand und Geburt nur nach Verdienst behandelt werden. Ich hoffe, daß Sie schon heute über einen Monat diese goldenen, von Brillanten strotzenden Bracelets mit anderen aus weniger kostbarem Metalle vertauscht haben werden."

Nach diesen Worten drehte der Baron der Fürstin verächtlich den Rücken zu. Auf einen Wink von ihm, übernahmen Fernandez und zwei Soldaten die Bewachung der Gefangenen, welche ohne ein Wort zu erwidern, todtenbleich, wie vernichtet, auf die Ruhebank gesunken war.

Im Dorfe, wohin Stanglhuber, Kugler und ein Dutzend Soldaten noch während der Unterredung des Baron mit der Fürstin im Sturmschritte vorausgeeilt waren, knallten einige Schüsse. — Der Baron stürzte fort um zu sehen was es gebe. — Noch bevor er den ersten Wigwam erreicht, schleppten seine Leute bereits einen Mann, der eine Art Priestergewand trug, herbei. Es war Teófilo. —

Seine anfängliche wüthende Gegenwehr hatte er aufgegeben. Mit finsterem Trotze fügte er sich in sein Schicksal und heuchelte dabei eine stoische Ruhe, welche seinem wild gährenden Innern gänzlich fremd war, denn als er den Baron erblickte, hielt er sich für verloren.

Hinter den Gefangenen hinkte auf Krücken gestützt ein langer, dürrer Mann, der eher einem Skelette als einem lebenden Wesen glich, fortwährend hüstelnd einher. Sein Anzug war sehr abgetragen, ja stellenweise sogar zerlumpt und sein überhoher Cylinderhut hatte seine ursprüngliche Façon fast gänzlich eingebüßt. Seine einst sehr engen Tricotbeinkleider schlotterten jetzt an seinen mumienhaft verdorrten Füßen und sein überlanger Rock war wohl an fünfzig Stellen mit Tuch und Lederflecken aller Art ausgebessert.

„Beim Himmel!" rief Schwarzenfels, nachdem er diese erbarmungswürdige Jammergestalt eine Weile betrachtet hatte, „wie? das sollte Master Steward sein? Wie kommen Sie hierher?!" —

„Ja ich bin es, ich bin es," keuchte der Yankée, welchen die Anstrengung des kurzen Weges beinahe allen Athem geraubt, „ich bin

es, Ihr ehemaliger unwürdiger Freund, ich bin es, der Sie edlen Mann einst in den Hinterhalt gelockt um jenes nichtswürdige Weib zu besitzen."

Nach den letzten Worten zeigte Steward mit der Krücke auf Isabella, welche von ihren Wächtern umgeben, sich soeben nahte.

„Armer, armer Mann!" sagte der Baron im Tone des innigsten Mitleides, „Sie haben schwer gebüßt, wie ich sehe, und möge Ihnen Gott vergeben, wie ich es hiermit aus vollem Herzen thue."

Master Steward's Augen füllten sich mit Thränen.

„Wie Sie, Sie könnten mir vergeben?" stotterte er tief ergriffen und beschämt, „ja gelitten, gelitten habe ich viel seit den zwei Jahren meiner Gefangenschaft!"

„Sind Sie denn nicht freiwillig hier in Huitzlo?" frug der Oberst erstaunt.

„Freiwillig? Ha, ha!" lachte Steward krampfhaft, „hierher gelockt hat mich jener Elende, der mich schon einmal ermorden wollte, damit es keinen Zeugen seiner Verbrechen gebe. Wie Sie vielleicht erfuhren, wollte ich im October 1863 nach meiner Heimat zurückkehren. Da machte ich auf der Reise von Mexiko nach Querétaro die Bekanntschaft eines Mestizen, der mir eine Menge von bis jetzt unbekannten Goldlagern in der Nähe des Campanariogebirges vorzuschwatzen wußte und sich bereit zeigte mit mir die fast zu Tage liegenden Schätze zu heben. Ich ließ mich verlocken von meiner Reise nach Norden abzustehen und mich hierher nach dem Westen zu wenden, wo ich aber die traurige Erfahrung machte, daß mein Gambusino (Goldsucher) nur ein Sendling des nichtswürdigen Teófilo sei; und so lebe ich denn seit mehr als zwei Jahren in seiner Gefangenschaft und werde zu den niedrigsten Diensten mit der Sclavenpeitsche angehalten."

Ein heftiger Husten drohte Steward zu ersticken. Er hatte seiner Lunge zu viel zugemuthet. Zu Tod erschöpft mußte er sich auf dem Stamme eines abgehauenen Baumes niederlassen.

Als der Baron bemerkte, daß der Yankée vor einer halben Stunde wohl nicht wieder im Stande sein werde, zu sprechen, wendete er sich nun zu Teófilo mit der Frage, ob er die Anklage Steward's vernommen habe und ob er darauf etwas zu erwidern hätte.

„Es ist so," entgegnete Teófilo kurz, „aber, wer frage ich, gibt Ihnen das Recht, mich hier zu überfallen und mich, einen Diener des Herrn, in Bande zu legen?"

„Elender Schurke," rief Schwarzenfels entrüstet, „lästere

nicht den Stand, welchen Du entehrt hast und dem Du, Gott sei Dank, nicht mehr angehörst. Du fragst, wer mir ein Recht gibt über Dich Gericht zu halten? Nun so wisse denn, daß ich von Seiner Majestät dem Kaiser als dessen Feldoberst mit allen Befugnissen ausgestattet bin, Raub und öffentliche Gewaltthätigkeiten, nach den Bestimmungen des Kriegsrechtes zu untersuchen und zu bestrafen. Abgesehen von Deinen früheren Verbrechen hast Du Dich zum Hehler und Mithelfer des Menschenraubes gemacht, der an Miß Alice vollzogen wurde. Du bist also meiner Justiz verfallen und morgen bereits soll Dein Urtheil gesprochen sein."

„Auch Sie, Madame," fuhr dann der Oberst zu der Fürstin gewendet fort, „haben sich bereit zu halten dem kaiserlichen Standgerichte, dessen Zusammentritt morgen mit Tagesanbruch erfolgen soll, Rede und Antwort zu stehen. Oberlieutenant Kugler! Sie haften mit Ihrem Kopfe, daß die Gefangenen nicht entwischen. — Kehrt euch — Marsch!"

Teófilo und Isabella wurden abgeführt, und von einander getrennt, durch Doppelposten scharf bewacht.

„Noch ein guter Fang, Herr Oberst!" rief Fernandez schon von Weitem, indem er mit der blanken Waffe einen Neger und eine Mulattin vor sich hertrieb. Es waren Basileo und Anita, welche er hinter einem Schweinstalle aufgestöbert hatte. Das würdige Ehepaar, das wir vor etwas mehr als siebzehn Jahren zu Takubaya in Elvira's Vaterhause kennen gelernt, zitterte wie Espenlaub und warf sich, ohne zu wissen, um was es sich eigentlich handle, händeringend und um Gnade flehend dem Obersten sogleich zu Füßen.

„Die werden Alles plaudern, wenn wir Ihnen keine Zeit zur Ueberlegung lassen," flüsterte Fernandez dem Baron leise zu.

Schwarzenfels, die Richtigkeit dieser Bemerkung einsehend, befahl Stanglhuber sich sogleich bereit zu machen ein Protokoll aufzunehmen und rief außer Fernandez noch zwei der spanischen Sprache wohlkundige Unteroffiziere als Zeugen herbei.

Der Abend brach bereits herein als Basileo und Anita mit ihren Bekenntnissen zu Ende waren. Sie hatten einbekannt, daß Teófilo sie verleitet, der Gemalin Altamira's ein betäubendes Gift beizubringen, daß die Scheintodte vom Friedhof in Takubaya nächtlicher Weise entführt wurde, daß man Elvira, welche nach ihrem Erwachen wahnsinnig geworden, zuerst in die Sierra Espuela gebracht habe u. s. w. alles dies sagten sie ganz übereinstimmend und mit überzeugender Au-

richtigkeit aus, aber von welcher Gattung das Gift gewesen, das wollte oder konnte weder der Neger noch die Mulattin angeben. Beide blieben, so viel Geld ihnen auch Schwarzenfels hierfür bieten mochte, standhaft dabei, daß dies ein Geheimniß Teófilo's wäre, der insgeheim der Secte der Vaudoux angehöre.

Im Ganzen konnte man mit dem Resultate dieses Doppelverhöres zufrieden sein, denn auch ein Gegenstand sehr delicater Natur, welchen Schwarzenfels aus eigenem Antriebe zu berühren, gewiß Anstand genommen hätte, kam nun von selbst zur Sprache.

Basileo und Anita gaben sich nämlich außerordentlich redselig und zutraulich, als sie sahen, daß ihr gestrenger Herr und Meister Teófilo, welchen sie, stets mehr gefürchtet als geliebt hatten, ein ohnmächtiger Gefangener geworden war und es mit demselben ein sehr schlimmes Ende gar bald nehmen dürfte. — Sclaven, nicht blos von Geburt, sondern auch von Gesinnung, fügten sie sich schnell in ihre neue Lage und erkannten schon jetzt willig den Baron als ihren Herrn an, zumal derselbe ihnen volle Verzeihung versprach, wenn ihre Aussagen sich als durchaus wahr erweisen sollten.

Gegen Ende des Verhöres wagte Schwarzenfels ziemlich beklommenen Herzens eine Frage über die Behandlung, welche die arme Elvira von Teófilo erlitten. — Da der Baron schon von seinem ersten Aufenthalte in der Sierra Espuela wußte, daß der rohe Mensch das schwache Weib mit einer gewichtigen Peitsche blutrünstig zu schlagen pflegte, wovon ihr Nacken und Rücken noch jetzt die Narben aufwies, so enthielten seine Worte offenbar einen Sinn, welchen er nicht geradezu aussprechen wollte. — Der pfiffige Neger verstand jedoch sogleich wohin sein neuer Gebieter abzielte.

„Oh, Señor," sagte Basileo, „Padre Teófilo hatte allerdings die Absicht gehabt, meiner früheren Herrin Gewalt anzuthun, aber schon der erste Versuch ist ihm für Zeitlebens sehr übel bekommen. Donna Elvira vertheidigte ihre Ehre mit der ganzen übermenschlichen Kraft einer Rasenden und als sie dennoch auf dem Punkte stand zu unterliegen, da verwundete sie den Padre Teófilo mit einem Messer derart, daß, nun wie soll ich sagen, daß, nachdem er wieder gesund war, ein zweiter Angriff keinen Zweck mehr gehabt hätte."

„Und mit dieser Unfähigkeit dem andern Geschlechte gefährlich zu werden, ist Teófilo noch immer behaftet?" frug der Baron rasch; diese Mittheilung des Negers befriedigte ihn in hohem Grade. Jetzt

erst verstand er die Betheuerungen der armen Wahnsinnigen, daß ihre weibliche Ehre verschont geblieben sei, Betheuerungen, die ihm bisher sehr unwahrscheinlich dünkten und welche er nur der weiblichen Schamhaftigkeit zuschrieb.

„Ja, ganz gewiß," erwiderte Basileo, „und seit dieser Zeit bin auch ich erst sicher, mein Weib allein zu besitzen."

Nach diesen Worten warf der Neger einen vernichtenden Blick auf Anita, welche verwirrt die Augen zu Boden schlug, ein Beweis, daß der eifersüchtige Argwohn ihres Gatten vollkommen begründet sei. Wir werden kaum irren, wenn wir einen guten Theil von Basileo's Aufrichtigkeit auch auf Rechnung seines Haßes setzen, den er gegen Teófilo ob seiner früheren Beziehungen zu Anita insgeheim schon lange nährte ohne jedoch denselben bisher äußern zu dürfen

Der Oberst schloß nun das Verhör. Er glaubte jetzt hinlängliche Anhaltspunkte zu besitzen, um das morgige Kriegsgericht mit Fug und Erfolg wider den elenden Teófilo anwenden zu können. Gegen denselben lagen überdies klare Beweise vor, daß er nicht nur mit den Juaristen im Bunde stehe, sondern auch, daß er erst vor Kurzem eine kleine Abtheilung kaiserlicher Truppen in einen Hinterhalt gelockt habe, wo er Mann für Mann auf eine gräßliche Weise ermorden ließ. Gegen dieses Scheusal Teófilo war also die Anwendung des kaiserlichen Decretes vom 3. October 1865 jedenfalls am Platze.

Nur Schade, daß Schwarzenfels keine Ahnung besaß von jenem furchtbaren Verdachte Altamira's, daß Gonzales nicht sein, sondern Mazzaredo's Sohn sei. Vielleicht wären Basileo und Anita in der Lage gewesen, auch über jene Nacht zu Takubaya, in welcher Mazzaredo sein letztes Rendezvous mit Elvira hielt, in Folge dessen sie zur schleunigen Vermälung mit Altamira von ihrem Vater gezwungen wurde, wichtige Aufschlüsse zu ertheilen. — Wir müssen daher in Geduld abwarten, bis der weitere Verlauf der Begebenheiten auch hierüber volles Licht verbreiten wird.

Die rasche Beendigung des Verhöres war übrigens schon deshalb nothwendig geworden, weil mit Anbruch der Nacht von allen Seiten die einzelnen Abtheilungen so zu sagen auf die vorherbestimmte Minute angerückt kamen. Ein Beweis, wie vortrefflich nicht nur die getroffenen Dispositionen, sondern auch die Disciplin der Leute waren.

Als Schwarzenfels, die von Stanglhuber zur Unterbringung und Verpflegung der Angekommenen verfügten Anordnungen zur

Kenntniß genommen, bestimmte er sogleich die Namen der Offiziere und Unteroffiziere, welche dem morgigen Kriegsgerichte über Teófilo und die Fürstin Isabella Lobieska als Geschworne anzuwohnen hatten. Dann wurden zahlreiche Posten ausgestellt; ein Ueberfall von außen war kaum zu befürchten, aber es blieb immerhin möglich, daß die juaristisch gesinnten Einwohner von Huitzlo irgend welchen Versuch machten, in der Nacht ihre ungebetenen Gäste niederzumetzeln oder wenigstens den Gefangenen zur Flucht zu verhelfen.

Zoraïde und Alice schwammen in einem Meere von Seligkeit. Der Baron und sein wackerer Hauptman wollten die beiden edlen Wesen nicht stören und da von Dienstes wegen ihre Gegenwart inmitten der Truppe, wenn auch nicht geradezu nothwendig, so doch vortheilhaft schien, lagerten sich Beide bei einem Wachfeuer und verbrachten rauchend und plaudernd die ganze Nacht, welche vollkommen ruhig verlief.

Teófilo und Isabella hatten noch kein Auge geschlossen gehabt, als selbe um 6 Uhr Morgens in den fürchterlichen Kreis des Kriegsgerichtes eintraten.

Um 7 Uhr Morgens war der Proceß Teófilo's bereits endgiltig abgethan. Als nicht nur Basileo und Anita, sondern auch ein Dutzend Indianer aus Huitzlo ihm in's Angesicht bestätigten, daß er die grausame Niedermetzelung von siebzehn gefangenen kaiserlichen Cazadores anbefohlen hatte, gab er sein anfängliches Leugnen auf und alle wider ihn vorgebrachten Anklagen zu. Daß er sich an dem von Isabella in's Werk gesetzten Menschenraube mitschuldig gemacht, daß er den Nordamerikaner William Steward gefangen gehalten und wie einen Sclaven behandelt und mißhandelt hatte, fiel natürlich hierbei gar nicht in's Gewicht und wurde daher in den summarischen Proceßacten auch nur als nebensächlich kurzhin erwähnt.

Das Urtheil lautete selbstverständlich auf Tod durch Erschießen und sollte dasselbe noch in den Vormittagsstunden vollzogen werden. Ein Priester war auf viele Leguas in der Runde nicht zur Hand; Teófilo erklärte überdies ausdrücklich, daß er keines geistlichen Beistandes bedürfe; er habe, sagte er, stets nur zum Scheine dem katholischen Glauben gehuldigt, im Herzen aber sei er dem geheimen Cultus der Ureinwohner stets treu geblieben.

Teófilo wurde abgeführt. Die Fürstin, welche nun vor dem Kriegsgerichte sich wegen Menschenraub rechtfertigen sollte, bestritt vor Allem mit Schärfe und Sachkenntniß die Competenz des Gerichtes,

welches hier über ihre, wie sie sagte, angebliche Schuld entscheiden sollte. Sie verlangte, daß ihre Angelegenheit vor die ordentlichen Gerichte des Landes gebracht werde; ihre Beweisführung, daß das kaiserliche Decret vom 3. October 1865 auf sie keinesfalls Anwendung finden könne, weil ihrer Handlung, auch für den Fall daß sie wirklich strafbar sei, keine politischen Motive zu Grunde lagen, war so schlagend und sachlich richtig, daß das Kriegsgericht in der That sich incompetent erklärte und den einstimmigen Beschluß faßte, die Angeklagte sei nach Morelia unter Escorte abzuführen und dem dortigen kaiserlichen Justiztribunale zu übergeben.

Dieser Beschluß stimmte ganz und gar mit den geheimen Wünschen des Barons überein, denn so sehr er Isabella haßte und fürchtete, würde ihm dennoch das Bewußtsein, daß seine einstige Gemalin, die Mutter seines Kindes auf dem Richtplatze ihr Dasein geendigt, lebenslänglich gefoltert, und auch in den Augen der Welt eine Absichtlichkeit auf ihn geladen haben, welche ihm vollkommen ferne lag. Nichtsdestoweniger wünschte er der unverbesserlichen Intriguantin eine Strafe für die Leiden, die sie Alice zugefügt. Dazu reichte das Civiltribunal vollkommen aus und nach der erlebten Schande, wenn auch nur kurze Zeit im Kerker zugebracht zu haben, besaß Isabella wohl noch so viel Schicklichkeitsgefühl dann Mexiko für immer zu meiden.

Auch Zoraïde athmete erleichtert auf, als sie von dieser Wendung in Isabella's Processe erfuhr. Sie schauderte seit gestern bei dem Gedanken, daß sie von ihrer Rivalin vielleicht durch einen Act befreit werden sollte, welcher, wenn er auch legitim zu nennen war, ihr selbst dennoch als eine Blutschuld erschien.

Stolz, wie eine Königin, trat Isabella, vornehm nach rechts und links leichthin grüßend, aus dem Kreise des Kriegsgerichtes und schritt nach dem Wigwam zurück, der ihr Gefängniß bildete. Es schien in der That, als ob die Escorte, welche ihre Flucht zu verhindern hatte, ihr nur als Ehrenwache beigegeben sei.

„Nun, Master Steward," sagte Schwarzenfels, als das Kriegsgericht, welchem auch der Yankée als Zeuge beigewohnt, auseinander gegangen war, „nun, was werden wir mit Ihnen beginnen? Ich weiß nicht, wie es anzufangen sein dürfte um Sie bei Ihrem leidenden Zustande von hier fortzubringen."

„Machen Sie sich um mich keine Sorgen; ich fühle es, ich habe nur mehr eine sehr kurze Spanne Zeit zu leben und seit Sie mir mein

schändliches Verbrechen vergaben, sehe ich mit vollster Beruhigung der Stunde meiner Auflösung entgegen. Ich bleibe hier und wenn Sie mir wieder zu dem Gelde verhelfen wollen, das mir der Spitzbube Teófilo gewaltsam abnahm, als er mich zu seinem Gefangenen erklärte, so besitze ich mehr als ich für die paar Wochen noch benöthige; es ist für Huitzlo ein großes Vermögen, nämlich über 400 Pfund Sterlings."

Der Verurtheilte, welcher alle Hoffnung auf Rettung aufgegeben hatte, nahm keinen Anstand, dem Master Steward sein geraubtes Eigenthum zurückzuerstatten; er erbot sich jedoch von demselben den Gegendienst, sobald als möglich zu vermitteln, daß sein ganzer, nicht unbedeutender Nachlaß in Gold und Juwelen, seinen entfernten Verwandten in der Nähe von Tampico zugesendet werde.

Sowohl Steward als Schwarzenfels versprachen die getreuliche Erfüllung dieses Wunsches.

„Ein resoluter Schurke!" sagte Steward als er an des Barons Seite einherkeuchte. Die stoische Ruhe des Mannes, dessen Lebensfrist nur mehr zwei kurze Stunden betrug, imponirte ihm. „Ich calculire," fuhr der Yankée fort, „ja ich wette die ganzen 400 Pfund, die ich in guten Guineen in meiner Tasche trage, daß der unchristliche Heidenkerl mit keinem Auge zwinkern wird, wenn man die Gewehre auf ihn anschlägt."

Master Steward kam jedoch nicht dazu sich hierüber zu vergewissern. Als mit der Mittagsstunde Oberlieutenant Kugler eintrat um den Delinquenten seinen letzten Gang machen zu lassen, fand er Teófilo bereits steif und kalt. Derselbe hatte sich kurz nach dem Besuche, den er von Schwarzenfels und Steward empfangen, mittelst der Schärpe, die er auf dem bloßen Leibe getragen, an dem obersten Querbalken seines Wigwams erhenkt. Natürlich grämte sich Niemand über den vorzeitigen Tod dieses Erzschurken als Master Steward, der sicherlich bis an's Ende seines Lebens sich damit abquälte, ob er hinsichtlich der gemuthmaßten Standhaftigkeit des Delinquenten richtig calculirt hatte oder nicht.

Als die Sonne gegen drei Uhr Nachmittags nicht mehr so glühend heiß brannte, mahnte Schwarzenfels zum Aufbruche.

„Ich weiß nicht warum," sagte er, „aber ich fühle mich sehr unbehaglich. Sehr viel wollte ich geben, wenn ich zur Stunde bereits in Morelia sein könnte; mich quält eine bange Ahnung, daß uns etwas recht Schlimmes bevorstehe."

Steward gab auf seine Krücken gestützt bis zum Anfange der Felsschlucht das Geleite. Er versprach, falls seine Zeugenschaft bei dem Tribunale in Morelia wider die Fürstin nothwendig wäre, den letzten Rest seiner Kräfte aufzubieten und die beschwerliche Reise auf dem Rücken eines Indianers zu unternehmen, sollte es ihm auch das Leben kosten.

Wie wir aber alsbald sehen werden, kam man nicht in die Lage seine Dienste zu beanspruchen, und das Ende seiner Leiden, das wenige Wochen darauf wirklich eintrat, zu beschleunigen.

Noch vor Einbruch der Nacht erreichte man das Indianerdorf auf der Hochebene, das unsere Abenteurer erst gestern verlassen hatten. Am folgenden Tage befand man sich gegen Abend bereits in der Nähe von Maravatio. Die vierzig Freiwilligen, welche Zoraïde gemiethet hatte, waren schon am Morgen, reichlich belohnt, entlassen worden. Man bedurfte ihrer nicht mehr.

Schwarzenfels und Stanglhuber ritten stets der langen Colonne voran. In einiger Entfernung hinter ihnen folgten Zoraïde und Alice. Die Fürstin hingegen ritt in der Mitte, ringsum bei Tag und Nacht scharf bewacht. Sie beobachtete fortwährend ein halb stolzes halb mürrisches Schweigen, seit ihre Versuche, den etwas sauertöpfischen und von Haus aus höchst weiberfeindlich gesinnten Oberlieutenant Kugler, durch die so oft bewährte Macht ihrer verheißendsten Blicke zu bethören, schmählich gescheitert waren. Kugler war sogar so ungalant gewesen, etwas von schamlosen Weibern und alten Coketten verdrießlich in den Bart zu brummen.

Der Flecken Maravatio, wo man heute zu übernachten gedachte, kam bereits zu Gesichte, als die Aufmerksamkeit der beiden Voranreitenden durch eine aus dem Orte herausmarschirende Truppe in hohem Grade rege gemacht wurde.

„Das ist ja mein Corps, sammt und sonders!“ rief der Oberst höchst erstaunt.

„Major Cadenugo reitet voran,“ bemerkte Stanglhuber kopfschüttelnd, „auch er hat uns bemerkt und schwenkt schon von Weitem seinen Säbel.“

Der Oberst und der Hauptmann sprengten in Galopp ein. Fünf Minuten später parirten sie dicht vor dem Major und Interimscommandanten Cadenugo ihre Pferde.

„Zum Kukuk,“ begann Schwarzenfels ohne weitere Einlei-

tung, „wie kommen nur Sie hierher; wer hat den Befehl ertheilt, Morelia zu räumen?“

Major Cadenugo strich seinen Schnurbart zwischen den Fingern eine Weile hin und her und erwiderte dann ziemlich trocken:

„Befehl? Befehl habe ich keinen bekommen.“

„Sie sind also aus Morelia vom Feinde hinausgedrängt worden und befinden sich jetzt, mit dürren Worten gesagt, auf der Flucht,“ bemerkte der Oberst höchst ärgerlich.

„Ich habe Morelia freiwillig verlassen,“ sagte Major Cadenugo und beschäftigte sich abermals höchst phlegmatisch mit seinem Schnurbarte. —

„Sind Sie des Teufels, Herr Major!“ schrie der Baron zornig, „eine so wichtige Stadt wie Morelia preiszugeben! Das werden Sie vor einem Kriegsgerichte verantworten — Ihren Degen, wenn ich bitten darf.“

„Valga me Dios!“ lachte Cadenugo, „soeben wollte ich Sie, mein Oberst, um den Ihrigen ersuchen.“

„Der Mann ist verrückt geworden!“ sagte Schwarzenfels und sah Stanglhuber fragend an.

„Nein, verrückt ist er zwar nicht,“ erwiderte dieser ernst, „aber gleichwohl ein Schurke; wir übersahen, Herr Oberst, daß er und die ganze Truppe die Feldzeichen der Dissidenten aufgesteckt haben.“

„Elender Verräther,“ tobte der Baron und wäre ihm der besonnene Stanglhuber nicht rechtzeitig in den Arm gefallen, würde der Spitzbube Cadenugo im nächsten Augenblicke durch und durch gebohrt vom Pferde gestürzt sein.

„Bedenken Sie, daß es sich um das Wohl und Wehe Ihrer Damen handelt,“ flüsterte Stanglhuber dem Obersten in's Ohr.

Der Baron bezwang sich und anscheinend gelassen sagte er:

„Wenn ich recht verstand, so wollen Sie mich, Ihren Freund und Wohlthäter, gefangen nehmen?“

„Hm,“ erwiderte der Undankbare, unwillkürlich eingeschüchtert durch die würdevolle Entrüstung, die sich in den Zügen des Obersten abspiegelte, „das wohl nicht, wenn Sie mich nicht dazu zwingen. Ich bin nicht abgeneigt, Sie Ihres Weges ziehen zu lassen, wenn auch die Compagnie, welche Sie noch befehligen, hier auf der Stelle der Republik den Eid der Treue leistet und —“

„Und,“ fuhr der Oberst fort, als Cadenugo etwas zögerte,

„sprechen Sie immerhin; nach dem Geschehenen kann mir wohl von Ihrer Seite kaum mehr eine Ueberraschung bereitet werden."

„Und Sie mir für Ihre Person, sowie für diejenigen, welche Sie mit sich zu nehmen wünschen, ein entsprechendes Lösegeld zahlen," ergänzte der Major.

„Bravissimo!" höhnten Schwarzenfels und Stanglhuber, wie aus einem Munde.

„Wo ist aber die Casse mit den 80.000 Piastern, die ich Ihnen vor meinem Abmarsche anvertraute?" frug der Oberst, nachdem er sich von seinem Erstaunen über die unverschämte Frechheit des Verräthers etwas erholt hatte.

„Nun, wo wird sie sein, — in meinen Händen und ich betrachte dieses Geld als Kriegsbeute; darauf dürfen Sie also, was Ihr Lösegeld anbelangt, nicht reflectiren," entgegnete Cadenugo in einem Tone, als ob er von etwas ganz selbstverständlichem spreche.

„Wie hoch belauft sich Ihre Forderung?" fiel Stanglhuber in's Gespräch, als er bemerkte, wie schwer es dem Baron ankam, mit Cadenugo zu verkehren.

„Aus alter Bekanntschaft werden Sie mich billig finden," erwiderte der Verräther, „und um die Sache abzukürzen, wollen wir eine Abfindungssumme festsetzen. Sagen wir also in Gottesnamen 100.000 Piaster und dann kann mit Ihnen gehen, wer will. — Ich hoffe, daß ich als Galantuomo gehandelt habe."

Nicht nur Zoraïde und Alice, sondern auch die Fürstin, waren inzwischen der Gruppe der drei Unterhandelnden ganz nahe gekommen. — Die beiden ersten Damen blickten ganz verdutzt darein, während Isabella Mühe hatte, ihr Frohlocken zu verbergen.

„Es sei!" nahm Schwarzenfels nach kurzem Bedenken das Wort, „es sei; ich werde Ihnen für die verlangte Summe einen Wechsel ausstellen und mein Ehrenwort als Pfand, er wird pünktlich und ohne allen Protest honorirt werden."

„Wenn Sie aus diesem Lande wären, würde ich auf Valuta bestehen, so aber halte ich mich durch Ihr Wort vollkommen gedeckt. Ihre Landsleute, Herr Oberst, sind zwar nicht so höflich wie die Mexikaner, aber weit ehrlicher." Nach diesen Worten lüftete Cadenugo zu einer graziösen Verbeugung, die er im Sattel machte, seinen Hut.

„Wenn es beliebt," fuhr Cadenugo fort, „so kehren wir nach Maravatio um. Wir können dort unsere Geschäfte zu Ende bringen

und schließlich ein kleines Spielchen arrangiren; wenn Sie, Herr Oberst, oder Ihre Freunde eine Anleihe benöthigen, so reden Sie ganz ungenirt; mein letzter Piaster steht zu Ihren Diensten."

Unsere Freunde lehnten natürlich diesen, übrigens ganz ernst gemeinten Antrag dankend ab.

Inzwischen hatten die Colonnen Cadenugo's wieder nach Maravatio „Kehrt Euch" gemacht. Zu seinem tiefen Bedauern bemerkte Schwarzenfels, daß auch fast die ganze erste Compagnie plötzlich die Feldzeichen der Dissidenten aufgesteckt hatte. Von dem ganzen schönen Corps von 1500 Mann waren ihm Stanglhuber, Kugler, Gonzales, Fernandez und etwa dreißig Unteroffiziere und Soldaten treu geblieben.

Die Fürstin Isabella benützte die Bestürzung und Verwirrung ihrer Feinde, um mit mehreren der Ueberläufer ein kurzes, aber erfolgreiches Gespräch zu führen. Sie streifte ihre kostbaren Armbänder ab und überreichte selbe einem der abtrünnigen Offiziere, welcher ihr ein frisches und sehr muthiges Pferd zuführte. Als sie dasselbe bestiegen, ritt sie dicht an Schwarzenfels heran und rief spöttischen Tones:

„Herr Baron, Sie haben für zwei Personen das Lösegeld umsonst gezahlt."

„Wie meinen Sie dies, Madame?" entgegnete rasch der Oberst und von einer bangen Ahnung erfüllt, spornte er sein Pferd, um dasselbe zwischen sich und Zoraïde zu bringen, welcher die Fürstin allmälig ganz nahe gekommen war.

„Nun, ich meine so," höhnte Isabella, zog blitzschnell eine Pistole aus der Halfter und feuerte selbe auf ihre Nebenbuhlerin ab. — Dann jagte sie im wüthenden Galopp davon.

Lautlos stürzte die arme Zoraïde aus dem Sattel ihres Maulthieres herab. Ein Blutstrom quoll aus ihrem Busen.

Die einbrechende Nacht und die Sorge um die Schwerverwundete, der sich der Baron und seine Freunde widmen mußten, machten es der frisch und gut berittenen Mörderin leicht, spurlos zu entkommen.

Ende des dritten Bandes.

Inhalts-Verzeichniß

des dritten Bandes.

		Seite
I.	Eine Execution. (Mit Bild.)	3
II.	Leiden und Freuden eines Freiwilligen	25
III.	Blut und Eisen	37
IV.	Ultramontanes	48
V.	Eine erste Liebe	63
VI.	Unter der Hand. (Mit Bild.)	79
VII.	Erklärungen	92
VIII.	Verwandtschaften	101
IX.	Ein Vermittler	110
X.	Unerwartet. (Mit Bild.)	123
XI.	Allianzen	133
XII.	Ein flüchtiger Duellant	144
XIII.	Jammer und Noth	153
XIV.	Der Fuchs und die Schlange. (Mit Bild.)	167
XV.	Entführt	179
XVI.	Alte Geschichten	189
XVII.	Verrätherei. (Mit Bild.)	224

Druck von R. v. Waldheim

Mexiko

oder

Republik und Kaiserreich.

Politisch-socialer

Roman aus der Gegenwart.

Von

Arthur Storch.

Fünfte Auflage.

Vierter Band.

Pest, Wien, Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1868.

(Uebersetzungsrecht vorbehalten.)

I.

Orizaba.

„Das Unglück schreitet schnell!“ Dieser Ausspruch unseres großen Dichters bewahrheitete sich wohl nicht bald mit so zermalmender Wucht als an dem jungen Kaiserreiche. — Wir haben dessen finanziellen „Jammer und Noth“ in einem früheren Capitel hinlänglich kennen gelernt. Aber was wogen diese materiellen Bedrängnisse gegen den furchtbaren Schlag, der zu Mitte October 1865 den armen Kaiser Max traf und sein Herz an der empfindlichsten Stelle tödtlich verwunden mußte.

Eine über die vereinigten Staaten aus Europa angelangte Depesche meldete, daß die Vernunft der Kaiserin Charlotte eine Erschütterung erlitten habe. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich diese Schmerzenskunde in der Hauptstadt, in welcher die Kaiserin, ohne Unterschied der Parteien, allgemein und innig verehrt wurde. — Die Reinheit und Erhabenheit ihrer Sitten, die Herablassung und Milde, mit der sie auch den letzten Indios behandelte, ihr unbegrenzter Wohlthätigkeitssinn, und namentlich die männliche, imponirende Festigkeit ihres Charakters machten die Tochter des „weisen Leopold“ in der That geeignet, über ein Volk zu herrschen, welches, im höchsten Grade wankelmüthig und blasirt, in seinem ganzen Wesen und Treiben als der diametrale Gegensatz zu den eminenten Tugenden seiner Kaiserin gelten konnte, und dadurch diese Tugenden mit um so grellerem Lichte illustriren half.

Am 9. Juli 1866 hatte die Kaiserin die Hauptstadt verlassen, um sich nach Paris zu begeben. — Wie wir bereits wissen, zog Napoleon schon seit einem Jahre immer mehr und mehr seine Hand von Mexiko ab und suchte nach Vorwänden aller Art, um sich von dem Vertrage von Miramar, der ihn um jeden Preis zur Aufrechthaltung des selbstgeschaffenen Kaiserreiches auf das Feierlichste und Bündigste verpflichtete, allmälig loszuschrauben. — Die Unmöglichkeit auf eigenen Füßen schon jetzt zu stehen, lag für das junge Kaiserreich auf

flacher Hand. Alle schriftlichen Verhandlungen, um das französische Cabinet zur genauen Erfüllung seiner dem jungen Herrscherpaar gegenüber eingegangenen Verpflichtungen zu bestimmen, hatten nicht nur keinen Erfolg, sondern bewirkten vielmehr, daß Napoleon aus jedem dieser Schritte stets neuen Anlaß nahm, seinen Rückzug zu beschönigen, zu beschleunigen.

Da entschloß sich die energische Frau, die immer drohendere Gefahr durch eine persönliche Intervention abzuwenden.

Am 9. August traf sie in Paris ein. Die Kaiserin Charlotte hoffte ihre Bitte durchzusetzen, welche sich auf eine neue Anleihe von sechsunddreißig Millionen, auf Verlängerung der Occupation im Sinne der Convention von Miramar und auf die Abberufung Bazaine's bezogen.

Der Hof verweilte in St. Cloud. — Die Kaiserin stieg in Paris im „Grand-Hotel" ab, nachdem Napoleon ihr nicht nur die Gastfreundschaft, sondern sogar die Bitte, ihr einen Hofwagen zur Verfügung zu stellen, rundweg abschlug. — Bei dieser Gelegenheit zeigte sich überhaupt der corsische Charakter in unverfälschter Reinheit. — Napoleon ließ sich krank melden, um die Kaiserin nicht empfangen zu müssen. Er schickte ihr jedoch seinen Minister Drouin de Lhuys.

Den Tod im Herzen, das Fieber in allen Gliedern, machte sich die arme Frau in höchst exaltirter Stimmung in einer Miethkutsche nach St. Cloud auf und erzwang sich dort durch eine Ueberrumpelung eine Audienz bei dem „Protector von Mexiko."

Die Unterredung war lang und heftig, voll gegenseitiger Beschuldigungen, die endlich den ausgetauschten Erklärungen den Anstrich tiefster Erbitterung gaben. — Als Napoleon die Kaiserin Charlotte durch den Vorsaal geleitete, machte die Unglückliche einen letzten Versuch, den Hartherzigen zu erweichen. — Der einstige Gefangene von Ham schien jedoch an Schwerhörigkeit zu leiden, denn statt einer Antwort zeigte er mit kalter Höflichkeit auf eine Antike, die in einer Nische stand, und sagte: „Diese Büste verräth zweifellos die Meisterhand eines Phydias, ich glaube nicht, daß ein zweites Kunststück dieser Art existire."

Die Kaiserin maß den Sprecher mit einem durchbohrenden, verächtlichen Blicke und — ging. — Zu spät hatte die Tochter des Königs Leopold erkannt, wie Unrecht sie gethan zu vergessen, daß das Blut

der Orleans in ihren Adern fließt, als sie von einem Napoleon einen Thron annahm.

Der aufopfernde Schritt der edlen Dame beschleunigte nur, was sie verhindern gewollt. Die volle Schale von Napoleon's Zorn goß sich nun über ihren Gemal aus. — Es wurde noch am selben Tage der Entschluß gefaßt, die französischen Truppen auf einmal und in kürzester Zeit zurückzuberufen.

Am 23. August verließ die Kaiserin Charlotte Paris, und zwar in einem Zustande von Aufregung, welcher schon damals für ihre leibliche Gesundheit die größten Bedenken erregte, aber Niemand ahnte noch, daß darunter auch ihr so männlicher Geist je leiden könne.

Nach einem kurzen Aufenthalte in ihrem geliebten Miramar reiste sie nach Rom, wo sie am 26. September ankam und schon am folgenden Tage vom Papste empfangen wurde. — Nach dieser Audienz brach über die Aermste jene Umnachtung der Vernunft herein, welche ihr die späteren so schrecklichen Ereignisse in einen wohlthätigen Nebelschleier verhüllte.

Was Pius IX. mit der Unglücklichen gesprochen, die zu ihm als ihren einzigen Trost, ihre letzte Zuflucht gekommen war, wer weiß es mit Bestimmtheit anzugeben? — Alles, was bis nun hierüber geschrieben wurde, darf nur als vage Vermuthung gelten. — Der alte, gebrechliche Greis, welcher jetzt den Stuhl Petri einnimmt, wird es vielleicht nur zu bald vor dem Throne eines weit Höheren zu verantworten haben, wenn, was wir übrigens nicht glauben, das kindliche Vertrauen der Bittenden statt väterlicher, christlicher Worte wirklich nur harten Tadel und bittere Vorwürfe gefunden haben sollte. — — —

Doch — kehren wir nach Mexiko zurück, wo sich inzwischen gleichfalls wichtige Ereignisse vorbereiteten.

Am 20. October 1866 kündigte Kaiser Max in einem von Chapultepec datirten Schreiben dem Marschall Bazaine den Entschluß an, Mexiko zu verlassen.

„Der furchtbare Schlag," heißt es in diesem Schreiben, „der furchtbare Schlag der letzten Nachrichten, die mein Herz so schwer verwundeten, und der üble Zustand meiner Gesundheit, veranlaßt durch das so lange andauernde Wechselfieber, haben nach dem ausdrücklichen Wunsche meines Arztes einen zeitweiligen Aufenthalt in einem milden Klima nöthig gemacht.

„Um den außerordentlichen Courier zu treffen, der mir von

Miramar aus angekündigt ist, woher ich mit begreiflicher Sorge Nachrichten erwarte, habe ich die Absicht, nach Orizaba abzureisen.

„Ich werde der beigefügten Reiseroute folgen, und gedenke die drei Schwadronen Hußaren vom österreichischen Freiwilligencorps und die verfügbaren Leute von der Gensdarmerie mit mir zu nehmen.

„Dieser Brief wird Ihnen durch den Staatsrath Herzfeld, meinem früheren Schiffsgefährten, übergeben werden. Ich stelle ihn zu Ihrer Verfügung, um Ihnen jede Aufklärung zu geben."

Als das kaiserlich mexikanische Ministerium von diesem Entschlusse des Kaisers erfuhr, reichte es sogleich durch seinen Präsidenten Lares die Entlassung in corpore ein.

Staatsrath Herzfeld beeilte sich, hiervon das Hauptquartier durch folgende Depesche in Kenntniß zu setzen.

„Mexiko, 20. October 1866.

„Excellenz!

„Herr Lares hat soeben die Demission des ganzen Ministeriums eingereicht und erklärt, daß, sowie der Kaiser die Hauptstadt verlasse, es dort keine Regierung mehr geben würde. Da Seine Majestät sich in einem Zustande großer Schwäche befindet und auf die sogleiche Abreise dringt, so werden Maßregeln ergriffen werden müssen. Ich bitte Euer Excellenz inständig, den Kaiser noch heute Abends berathen zu wollen.

„Ich verbleibe u. s. w.

Herzfeld."

Bazaine erschrack nicht ohne Grund über die große Gefahr in die ihn dieser plötzliche Entschluß des Kaisers stürzen konnte. In dem Hauptquartier lagen bereits seit mehreren Tagen genaue Angaben vor, daß die Massen auf dem Punkte standen, sich wie ein Mann gegen die Franzosen zu erheben und denselben eine neue sicilianische Vesper zu bereiten. Das Signal hierzu mußte unfehlbar die Nachricht geben: der Kaiser habe abgedankt. Es handelte sich also zuvörderst darum, Zeit, wenn auch nur kurze Zeit zu gewinnen, um die vereinzelten französischen Abtheilungen in Eilmärschen auf die Hauptstadt und auf die Rückzugslinie von Puebla nach Veracruz zusammenzuziehen. — Maximilian mußte also vor Allem bewogen werden, blos eine zeitweilige Abwesenheit vorzuschützen, welche gestatten würde eine Regentschaft einzusetzen und dem Lande eine andere Regierungsform zu geben. — Der Kaiser

sollte nur unter dem stricten Vorwande, seine Gemalin zu besuchen, Mexiko verlassen, und erst von Europa aus seine Thronentsagung notificiren. Diesem Plane stimmte jedoch der Kaiser nur bedingungsweise zu; noch vor seiner Einschiffung nach Europa wollte er die Dornenkrone Mexiko's definitiv niederlegen.

Als er in später Nacht die Antwort Bazaine's erhielt, welcher versprach Alles auf sich zu nehmen, und daß Seine Majestät in aller Ruhe abreisen könne, sagte er tief seufzend:

„Ich bin erschöpft. Ich gehe. Diese Leute tödten mich bei langsamem Feuer. Ich reise diese Nacht ab und wenn der Marschall mir zu schreiben wünscht, so ist hier meine Reiseroute."

Der Kaiser führte auch sogleich seinen Entschluß aus. Am 21. October um 2 Uhr Morgens verließ er unter dem Schutze von drei Schwadronen Hußaren und einer Abtheilung ungarischer Gensdarmen die Hauptstadt. Er und sein Gefolge, welches aus Pater Fischer, dem Minister Arroyo, dem Oberst Kodolich und Dr. Basch bestand, benöthigten blos drei Wagen.

Das Ministerium war noch vor der Abreise theils durch Versprechungen, theils durch Drohungen von Seite Bazaine's bestimmt worden, sein Entlassungsgesuch zurückzunehmen. — Mit Aengstlichkeit wurde aber dabei vor den Minister die Absicht des Kaisers: abzudanken noch bevor er das Schiff zur Heimkehr bestieg, geheim gehalten.

Daß diese Geheimhaltung nicht blos vom Marschall ausging, sondern mit den Plänen des Kaisers selbst im innigsten Zusammenhange stand, geht aus dem Schreiben hervor, welches der unglückliche Monarch von seinem ersten Nachtquartier in der Hacienda Zoquiapa am 21. October 1866 an Bazaine durch einen Courier expedirte und welches lautet:

„Mein lieber Marschall!

„Ich habe die Absicht morgen die nöthigen Documente in Ihre Hände niederzulegen, welche der gewaltsamen Lage ein Ende machen sollen, in welcher sich nicht nur meine Person, sondern auch ganz Mexiko befindet. Sie werden diese Documente aufzubewahren haben, bis zu dem Tage, welchen ich Ihnen telegraphisch bezeichnen werde.

„Drei Angelegenheiten beschäftigen mich vor Allem und ich will die in dieser Beziehung auf mir lastende Verantwortlichkeit sofort lösen.

„Die erste: Daß politische Vergehen nicht ferner von dem Kriegsgerichte abgeurtheilt werden.

„Die zweite: Daß das Gesetz vom 3. October 1865 thatsächlich zurückgenommen werde.

„Die dritte: Daß auch aus keinem Grunde weitere politische Verfolgungen stattfinden, und daß alle Arten von Feindseligkeiten aufhören.

„Ich wünsche, daß Sie die Minister Lares, Marin und Javera berufen, um mit ihnen die zur Ausführung dieser drei Punkte unumgänglichen Maßregeln festzustellen, jedoch so, daß die am Eingange meines Schreibens ausgedrückten Absichten in keiner Weise geahnt werden.

Maximilian."

In Ayotla, unweit von Mexiko, traf zur Stunde des Frühstücks der kaiserliche Zug auf jenen des französischen General Castelnau, welcher nach Mexiko gesendet worden war um den Wunsch Napoleons, daß Kaiser Max abdanken möge, zu überbringen. — Bei der Abhängigkeit, in der sich Frankreich gegenüber das junge Kaiserreich befand, war ein solcher Wunsch wohl mit einem Befehle gleichbedeutend. — Der Monarch wollte aber, daß seine Thronentsagung den Stempel einer freien Entschließung an sich trage und deshalb wurde auch Castelnau verhindert, den Kaiser zu sehen, geschweige denn zu sprechen. Auch späterhin blieb es für Castelnau unmöglich eine Audienz zu erreichen.

Die Reise des Kaisers wurde unaufhaltsam fortgesetzt und blieb merkwürdiger Weise von den Guerillas unbehelligt. Höchst wahrscheinlich waren die Dissidenten von der Absicht des Kaisers abzudanken genau unterrichtet und huldigten dem Sprichworte, daß man dem Feinde goldene Brücken bauen müsse. Pater Fischer wußte es geschickt zu vermitteln, daß der Kaiser auf dem ganzen Wege nur bei mexikanischen Geistlichen abstieg. Der Kaiser, von einer unnennbaren Apathie befallen, ließ Alles mit sich geschehen. Düsteres Schweigen beherrschte ihn hartnäckig. Während des ganzen Weges war Maximilian vom Fieber gequält. Als man sich den Cumbres nahte, welche ein dichter Nebelschleier umlagerte, stieg er aus dem Wagen und zu Fuß die steilen Bergabhänge hinab. Er war in einen langen grauen Mantel einge-

hüllt und auf dem Kopfe trug er einen weißlichen, schmalrandigen Sombrero. Dr. Basch begleitete ihn.

Fast bei jeder Windung des Weges hielt er etwas inne um seine Escorte zu erwarten und um einen letzten Blick auf jene Gegenden zu werfen, welche er nie mehr wieder zu sehen glaubte.

Gegen Mittag erreichte man Aculzingo, ein armseliges Dorf am Fuße der Cumbres, wo der Kaiser bei dem Pfarrer ein kärgliches Mahl einnahm. — Als die Weiterreise angetreten werden sollte, da fehlte die Vorspann für den Hofwagen, denn die acht weißen Maulthiere, welche denselben zogen, waren — gestohlen worden!!!

Wie dies inmitten einer Escorte von drei Schwadronen Hußaren und einer starken Abtheilung ungarischer Gensdarmen möglich war, ist ein noch heute unaufgeklärtes Räthsel; diese Thatsache beweist aber in welch' guten Händen der arme Kaiser sich befand. — Zwei volle Stunden gingen sodann verloren bis man andere Thiere requirirte. — Mit Sonnenuntergang erreichte man das reizend gelegene, im Grün versteckte Dorf Ingenio, wo den Kaiser bereits eine zahlreiche Deputation aus dem nur eine Viertelmeile entfernten Orizaba erwartete. Diese Deputation bestand fast durchgehends aus Geistlichen und deren Anhängern. — Der geschickte Arrangeur Pater Fischer hatte auch hierbei seine Hand im Spiele gehabt.

Festlich war der Empfang, welcher dem Kaiser in Orizaba, das er zu Fuß betrat, bereitet wurde. Die Spalier französischer Infanterie würdigte Maximilian kaum eines Blickes; um so freundlicher dankte er jedoch den Ehrenbezeugungen der Nationalgarden. — Der Kaiser zog sich in das Haus der reichen Familie Bringas zurück. — Die Bringas galten mit Recht ebenso sehr für eifrige Anhänger des nationalen Kaiserthumes, als für erbitterte Feinde der Franzosen, welche in Orizaba sich schon unter General Lorencez durch ihr anmaßendes Benehmen, ihre Erpressungen und vielfach verübten Greuelthaten auf das tiefste verhaßt gemacht hatten.

In Orizaba selbst hielt sich der Kaiser nur eine Woche lang auf. Als er den Courier aus Europa empfangen, welcher ihm die betrübendsten Nachrichten über den Zustand der Kaiserin überbrachte, zog er sich in die, der Stadt nahe, von Caffee- und Zuckerplantagen versteckt liegende Hacienda la Jalapilla zurück.

Zu dieser Stunde hegte der Kaiser noch immer die feste Absicht dem Throne zu entsagen und nach Europa zurückzukehren; wenn er auch

diese Absicht gegen Niemanden völlig unzweideutig oder in bindender Weise aussprach, so handelte er doch jedenfalls darnach. Das Krongepäcke wurde nach Veracruz weitergeschafft und dort auf der k. k. Fregatte „Dandolo" eingeschifft.

Um das Maß des Unglückes, das auf dem bedauernswürdigen jungen Monarchen immer grausamer und unaufhaltsamer hereinstürmte, voll zu machen, traf die Nachricht ein, daß eine 1500 Mann starke Abtheilung des österreichischen Freiwilligencorps, welche das von Porfirio Diaz hart bedrängte Oaxaca entsetzen wollte, auf den Hügeln von Carbonera, beinahe gänzlich aufgerieben worden sei. Außerdem notificirte Bazaine dem Kaiser unterm 25. October, daß mit 30. desselben Monates die Zolleinkünfte von Veracruz, bisher die einzigen sicheren und ergiebigen Ressourcen des Kaiserreiches, für französische Rechnung eingehoben werden würden, weil die Bezahlung der zuletzt fälligen Coupons der von Frankreich garantirten mexikanischen Schuld unterblieben war. — Bald nach der Kunde von der erwähnten Niederlage traf auch die Nachricht von der Uebergabe Oaxaca's an Diaz ein und Medellin, Tehuacan und Perote konnten schon im Voraus als gefallen betrachtet werden.

Unter dem niederschmetternden Eindrucke aller dieser Hiobsposten wurde es dem Mephisto P. Fischer, der schon seit einiger Zeit sich in des Kaisers Vertrauen geschlichen hatte und als geheimer bevollmächtigter Generalagent des gesammten mexikanischen Clerus handelte, sehr leicht in dem unglücklichen Monarchen die Hoffnung rege zu machen, daß die Geistlichkeit noch immer im Stande wäre, den wankenden Thron nicht nur zu stützen, sondern sogar neu aufzurichten. — Als der Kaiser auf diese Perspective hin anfänglich sehr wenig Lust verrieth in Mexiko zu verbleiben, stachelte der schlaue Jesuit den Ehrgeiz seines Beichtsohnes auf, indem er ihm geschickt einzureden wußte, die ganze Welt werde jetzt, wo General Castelnau angekommen sei, um den Kaiser Maximilian zur Abdankung zu bewegen, in alle Ewigkeit behaupten, daß der Monarch von Mexiko nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Befehl Napoleons vom Thron herabgestiegen sei, und diese Meinung werde zweifelsohne einst in die Geschichte übergehen. — Der Kaiser, welchem ungeachtet all des Schlimmen, das er seit mehr als zwei Jahren erfahren, Mexiko und die Herrschaft dennoch lieb und theuer geworden waren, begann zu überlegen, ob er am Ende nicht eine Pflicht verletze, wenn er diejenigen verlasse, die ihn ins Land

beriefen und die der Wuth und Rache seiner Gegner dann schutzlos preisgegeben waren. — Von Tag zu Tag begann er immer mehr zu wanken und ungeachtet er sich in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in der Hacienda la Jalapilla entschieden gegen jede Transaction mit dem Clerus gesträubt, ließ er es dennoch geschehen, daß P. Fischer ihm bald diesen bald jenen Führer der clerikalen Partei unter irgend einem plausiblen Vorwande vorstellte. Diese Audienzen, welche anfänglich strenge den Charakter von Ergebenheits- und Beileidsversicherungen bewahrten, schlugen allmälig in Conferenzen und von diesen in Unterhandlungen um.

Der Clerus war genau unterrichtet, daß General Castelnau bestimmte Ordres von Paris mitgebracht hatte, die französischen Occupationstruppen auf der Stelle zurückzuziehen, falls Kaiser Max sich weigern sollte, die Krone niederzulegen. — Castelnau besaß so ausgedehnte Vollmachten, daß sogar Marschall Bazaine mit der Stunde seines Eintreffens in Mexiko auf den rein militärischen Oberbefehl der französischen Truppen beschränkt wurde und nicht nur alle Civilgewalt, sondern auch das Dispositionsrecht über die Armee an Castelnau überging, obwohl derselbe als einer der jüngsten Divisionäre im Range weit niedriger stand als Bazaine.

Die mexikanischen Kirchenfürsten zitterten für die Sicherheit ihrer Person und ihrer Schätze falls das Kaiserreich, dessen Existenz zu untergraben sie doch seit Jahren alles Mögliche angewendet, schneller zusammenbrach, als es in ihren bisherigen Berechnungen lag. Es mußte jedenfalls so viel Zeit gewonnen werden, daß die Herren Labastida und Consorten ihr Geld und ihre gesalbten Häupter jenseits des Oceans ins Trockene zu bringen vermochten. Das Kaiserreich sollte ihnen dazu als Brücke und als Schild dienen. Was dann geschah, war und blieb diesen Urbildern des grassesten, herzlosesten Egoismus vollkommen gleichgiltig. Hat doch z. B. Monsignor Labastida mit der heitersten Gemüthsruhe von der Welt an den heiligen Festen des Centenariums in Rom mit Ostentation theilgenommen, während sein Opfer in den Gräben von Querétaro verblutete!

Von dem Schwanken des Kaisers, ob er wirklich abdanken solle oder nicht, gibt übrigens der nachfolgende Brief Zeugniß, welchen er am 31. October 1866 unter dem Eindrucke des von den Oesterreichern verlorenen Treffens schrieb. Dieser Brief gereicht übrigens seinem edlen

Herzen zur Ehre, denn er vergißt darin seine gerechten Beschwerden gegen die widerhaarige belgische Legion.

„Mein lieber Marschall!

„In der schwierigen Lage, in welcher ich mich befinde und welche mich, falls die von mir eingeleiteten Unterhandlungen zu keinem günstigen Ergebnisse führen, zwingen wird, die von der Nation mir anvertraute Gewalt zurückzulegen, geht es mir vor Allem nahe, das Los der österreichischen und belgischen Freicorps festzustellen und ihnen die vollständige Erfüllung der gegen diese Corps eingegangenen Verpflichtungen zu sichern.

„Zu diesem Ende sende ich Ihnen meinen Adjutanten, den Obersten Kodolich, welchem ich den Befehl über das österreichische Freiwilligencorps übertragen habe und der mit den nöthigen Vollmachten versehen ist, um diese, mir mehr wie irgend eine am Herzen liegende Frage ordnen zu können.

„Dieser Offizier genießt mein volles Vertrauen und indem ich in Ihre, in Frankreichs Hände — die so empfänglich für jede Aufopferung — das Los dieser tapferen, ergebenen Truppe lege, erwarte ich mit völliger Beruhigung eine zufriedenstellende Lösung dieser Angelegenheit.

Genehmigen Sie u. s. w.

Maximilian."

General Castelnau, welcher zu dieser Zeit, wie die ganze Welt, der festen Ueberzeugung lebte, Kaiser Max werde sich binnen wenigen Tagen auf dem „Dandolo" einschiffen, hielt seine Mission im Voraus für gelungen. — „Sobald Maximilian", so lautete wörtlich seine Weisung aus den Tuilerien, „abgedankt hat, haben Sie einen Congreß zu versammeln, den Ehrgeiz der verschiedenen Führer der Dissidenten, welche im Felde stehen, auf das Aeußerste zu reizen und die Präsidentschaft der Republik denjenigen unter ihnen, Juarez ausgenommen, zuerkennen zu lassen, welcher einwilligt, der Intervention die entschiedensten Vortheile zu gewähren." — Das französische Cabinet war mithin noch immer verblendet genug, die Macht Frankreichs in Mexiko zu überschätzen, indem es sich abermals anmaßen wollte, jetzt dem Lande einen Präsidenten, welcher an der Seine zu Gesichte stand, aufzudringen. — Noch weit blöder als diese Anmaßung erscheint aber die Voraussetzung, auch jetzt Juarez wie eine gar nichts zählende Nulle behandeln zu kön-

nen. — Uns liegt wahrlich nichts ferner, als diesen Mann, welchen später die Macht der Umstände zu Kaiser Maximilian in so unheilvolle Beziehungen gebracht, etwa glorificiren zu wollen. Wir haben schon bei früherer Gelegenheit Juarez nicht ohne Grund und Vorbedacht die Befähigung: Mexiko zu regeneriren rundweg abgesprochen, wir wissen und haben es hervorgehoben, daß er nur für die Zukunft seiner Race dichtet und trachtet, daß ihm hiezu alles Uebrige nur Mittel zum Zwecke ist, daß er eigentliche europäische Cultur weder wahrhaft begreift, noch wirklich besitzt; aber die Ehrlichkeit seines Charakters müssen wir ihm unangetastet lassen und zugeben, daß er in dem tiefen, pesthauchenden, moralischen Sumpfe von Mexiko's öffentlichem Leben, hoch und erhaben emporragt über jenes dummstolze, faule, abgelebte, ehr- und gewissenlose Creolengesindel, das heute mit Füßen tritt, was es gestern als Götzen angebetet hat und um dessen Gunst es vielleicht schon morgen wieder buhlt.

Wir dürfen daher eine kurze Skizze über die Vergangenheit dieses merkwürdigen Indianers dem Leser nicht vorenthalten.

Benito Juarez ist dem indianischen Stamme der Zapatécos entsprossen, einem einst mächtigen Volke, welches mit den Mistécos die Hauptnation im Staate Oaxaca bildet und ungefähr die Mitte desselben bewohnt. Juarez wurde 1807 in einem Dorfe bei Ixtlan, dem Hauptorte des gleichnamigen Partido (Districts), 15 Leguas nordöstlich von der Stadt Oaxaca geboren. Sein Geburtsort wird jetzt Villa Juarez genannt. In den dürftigsten Verhältnissen aufwachsend, trat er sehr jung in den Dienst einer reichen Familie in Oaxaca. Man gewann in derselben den lernbegierigen Knaben lieb und gewährte ihm die Mittel, die Rechtsstudien zu betreiben. In der praktischen Ausübung seines Berufes als Advocat zeichnete er sich durch unermüdlichen Fleiß und eine in Mexiko ganz seltene Unbestechlichkeit und Unparteilichkeit so sehr aus, daß er von dem Amte eines Friedensrichters, das er zuerst bekleidete, zum Justizpräsidenten in Oaxaca ernannt wurde.

Zum ersten Male betrat Juarez 1846 den politischen Schauplatz, als er zum Deputirten in den Congreß gewählt wurde. Von 1848—1852 fungirte er als Gouverneur von Oaxaca. Er legte dort neue Straßen an, vermehrte die Zahl der Volksschulen und der höheren Schulen und erwies sich dabei als so guter Oekonom, daß er bei Niederlegung seines Amtes eine nicht unbeträchtliche Summe im öffentlichen

Schatze zurückließ, während noch im Jahre 1849 ein Deficit von 17,022 Pesos vorhanden war.

Jedenfalls gehört Juarez zu den bedeutendsten Persönlichkeiten, welche in der Geschichte des spanischen Amerika's bis jetzt aufgetreten sind; aus einer armseligen Indianerhütte hat er sich zur höchsten Würde seines Vaterlandes erhoben, und zwar nicht wie alle seine Vorgänger durch militärische Stellung und militärische Erfolge, sondern einzig und allein durch den Einfluß seiner persönlichen Begabung. —

Die oberwähnte Selbsttäuschung Castelnau's, daß die Dinge einen ihm wünschenswerthen Gang nehmen, währte jedoch nicht lange. Das dichte Netz französischer Spione, welches den Kaiser auch in Orizaba und in der Hacienda la Jalapilla umgab, bekam es mit Leichtigkeit weg, daß die Bemühungen der Clerikalen, Maximilian in Mexiko zurückzuhalten, immer mehr Aussicht auf Erfolg gewannen. Die Bischöfe hatten sich schließlich sogar zu dem Versprechen verstiegen, dem Kaiser 20 Millionen Piaster, das heißt über 100 Millionen Francs, zur Erhaltung und Vervollständigung der nationalen Armee feierlichst zu — versprechen. Außerdem waren, zu allem Unglücke für Maximilian, Marquez und Miramon von Europa, wohin sie der Kaiser unter einem guten Vorwande als staatsgefährliche Individuums verbannt hatte — Marquez wurde als außerordentlicher Gesandter nach Constantinopel und Miramon nach Berlin und Wien in ähnlicher Eigenschaft gesendet — zurückgekehrt. Diese Leute, dem Kaiser geradezu ihre Dienste aufdringend, unterstützten wirksam die Machinationen des Pater Fischer.

Noch lange, bevor der Kaiser seine Absicht, in Mexiko zu bleiben, öffentlich aussprach, war Castelnau in der Lage, diese dem französischen Cabinete so unliebsame Wendung der Dinge als sicher bevorstehend über Nordamerika durch das Kabel schon in der zweiten Hälfte des November zu melden.

Die Antwort aus den Tuilerien ließ nicht lange auf sich warten; sie lautet:

„Der Kaiser an Castelnau.

Compiègne, 13. December 1866.

„Schicken Sie die Fremdenlegion und alle Franzosen, Militärs und Andere, welche zurückzukehren wünschen, zurück in die Heimat, ebenso wie die österreichische und belgische Legion, wenn sie es verlangen."

Diese kurz gebundene Ordre entriß Maximilian seine letzte

Stütze, entgegen dem Artikel 3 von Miramar, welcher durch die Convention vom 30. Juli 1866 nicht alterirt worden war, und lautete:

„Die Fremdenlegion im Dienste Frankreichs, bestehend aus 8000 Mann, wird nach sechs Jahren, nachdem alle anderen französischen Truppen in Gemäßheit des Artikels 2 zurückgezogen sein werden, in Mexiko verbleiben. Von diesem Augenblicke an wird die Legion in Dienst und Sold der mexikanischen Regierung übergehen. Es behält sich die mexikanische Regierung die Freiheit vor, die Dienstzeit dieser fremden Truppen in Mexiko abzukürzen."

Und noch am 7. November 1866 hatte Kaiser Napoleon nicht etwa nur gesprächsweise, sondern officiell erklärt: „daß, falls Maximilian der Meinung sei, sich allein halten zu können, Frankreich seine Truppen nicht früher zurückziehen würde, als dies vom Herrn Drouyn de Lhuys stipulirt worden sei und der junge Monarch es so wünschen würde."

Den Ausschlag in den Entschließungen des Kaisers auf seinen Posten auszuharren, gab ein von seinem früheren Cabinetschef Eloin von Brüssel vom 17. September 1866 datirter Brief, welcher seiner Zeit ungeheures Aufsehen erregte und Eloin, dem übereifrigen Diener seines Herrn, großen, in mancher Beziehung wohlverdienten Tadel von Seite der öffentlichen Meinung zugezogen hat, obwohl seine bitteren Auslassungen gegen die französische Politik in Mexiko auf Wahrheit begründet sind. Man kann daher Eloin nur jene Stellen seines Briefes zum Vorwurfe machen, wo er seinem Monarchen vorspiegelt, „daß er berufen sei, in Folge des Unglücks von Königgrätz in seiner früheren Heimat inmitten der wichtigen Ereignisse, welche sicher nicht ausbleiben werden, die Stelle einzunehmen, welche dem Bruder des Kaisers von Oesterreich gebührt."

Diese Hoffnungen, welche Eloin am Schlusse seines in Rede stehenden Schreibens noch weiter ausführt, und zwar mit einer solchen Unumwundenheit, daß der Anstand uns eine wörtliche Wiedergabe verbietet, begründen jedenfalls für einen Rath der Krone den Vorwurf von Taktlosigkeit und compromittirten den Fürsten, welchem sie vorzugaukeln er sich die Freiheit nehmen durfte.

Angesichts so mancher dunklen Ränke, welche nach Königgrätz wieder aufgetaucht waren, ist daher nicht zu wundern, wenn man in Wien sogar gegen den vom Bruder des regierenden Kaisers getragenen Titel Mißtrauen hegte und an Baron Lago, dem österreichischen Gesandten in

Mexiko, eine Depesche gerichtet wurde, welche Maximilian geradezu verbot, den österreichischen Boden zu betreten, wenn er mit dem Titel eines Kaisers nach Europa zurückkehren wollte.

In der Hauptstadt Mexiko selbst besaß der Kaiser Max so viele Sympathieen, daß die Kunde von dem moralischen Zwange, welchen Castelnau im Auftrage seiner Regierung auf ihn ausüben sollte, um ihn zur Niederlegung der Krone zu bewegen, gegen die ohnehin bitter gehaßten Franzosen eine höchst bedenkliche Stimmung erzeugte, die sich in allerhand Demonstrationen Luft machte. So wurde z. B. am 1. November in dem auf der Place d'Armes befindlichen Fremdentheater Kaiser Napoleon auf das Gröbste insultirt, indem das Publikum das Erscheinen seines Bildes mit den unfläthigsten Mißfallsbezeugungen und schwerwiegendsten Schimpfworten, ja sogar mit einem tausendstimmigen Todesrufe empfing. — Natürlich ließ Bazaine dieses Theater für immer schließen.

Inzwischen nahmen die Dinge in Orizaba einen für die Clerikalen ganz erwünschten Fortgang. Die Minister und der Staatsrath wurden nach Orizaba beschieden. Miramon hatte Beide persönlich von Mexiko abgeholt. — Ministerpräsident Lares, welcher bisher, und zwar so lange Kaiser Max mit der Geistlichkeit auf gespanntem Fuße lebte, scheinbar zu deren Gegnern gehörte, warf jetzt die Maske ab und stand für die Zusage des Clerus, daß Seine Majestät sogleich auf vier Millionen Piaster und eine schlagfertige Armee zählen könne, gut.

Marquez und Miramon erklärten sich bereit Commandos anzunehmen. — Als der Kaiser, noch immer etwas zweifelhaft, wiederholt die Frage stellte, woher man auf ein Mal die Millionen nehmen werde, wurde er stets von dem Conseilspräsidenten durch die feierliche Versicherung beschwichtigt: „Das sei das Geheimniß der clerikalen Partei, aber man könne sicher darauf zählen."

Natürlich ließ auch Pater Fischer seinerseits alle Minen springen, um den Kaiser sicher zu machen und ihn über die wahren Absichten des Clerus zu täuschen.

Am 20. November 1866 durften endlich Pater Fischer und Genossen Victoria rufen. — Man hatte dem Kaiser zu nachfolgender, an Bazaine gerichteten telegraphischen Depesche die Unterschrift abgelockt.

„Keiner meiner Schritte," beginnt die Depesche, „berechtigt irgend Jemand zu glauben, daß ich zu Gunsten irgend einer Partei abzudanken

XVII.

(Seite 41.)

die Absicht habe. Die Einberufung des Staatsrathes und der Minister ist eben deshalb geschehen, um mit ihnen vereint zu entscheiden, welchen Händen die interimistische Gewalt zu übergeben sei, wenn der Zeitpunkt der Abdankung herankommt und bis die Abstimmung der Nation das Uebrige entscheidet. Die an den Marschall Bazaine gerichtete Aufforderung hatte keinen anderen Zweck, als diese Punkte im Einverständnisse mit dem Chef der Armee zu regeln. — Ich halte dafür, daß ich meine Autorität derselben Nation, die sie mir verliehen, auch zurückgeben, und die übrigen Fragen, über den Ursprung und die Wahl der neuen Regierung, der freien Bestimmung der Nation überlassen solle.

„Meine einzige Pflicht besteht darin, eine provisorische Regierung zu ernennen, bis daß die Nation berufen werde, und die nöthigen Schritte zu thun, um sie zusammenzurufen, endlich Schutz für die kaiserlich Gesinnten zu suchen, ohne mich jedoch in alles Uebrige einzumischen.

Maximilian."

Wenige Tage genügten für den intriguanten Jesuiten und dessen Partei, um, als man den Kaiser ein Mal so weit gebracht, ihn endlich zu einem entscheidenden Schritte zu drängen, der hinter ihm alle Schiffe verbrannte.

Am 1. December 1866 erschien das folgende von Orizaba datirte kaiserliche Manifest:

„Mexikaner!

„Die so wichtigen Vorgänge, welche das Wohlergehen unseres Vaterlandes berühren und vor welchem Unsere häuslichen Unglücksfälle verschwinden, haben in Unserem Geiste die Ueberzeugung hervorgerufen, daß Wir auch die Uns von euch anvertraute Gewalt zurückgeben müßten. — Der von Uns berufene Ministerrath und der Staatsrath waren dagegen der Meinung, das Wohl Mexiko's erheische, daß Wir die Herrschaft behalten. Wir haben geglaubt, ihren dringenden Vorstellungen zu folgen, indem Wir Unsere gleichzeitige Absicht verkündigen, auf der breitesten und liberalsten Grundlage einen Nationalcongreß zu versammeln, an welchem alle Parteien Theil nehmen sollen. Dieser Congreß wird bestimmen, ob ein Kaiserreich in Zukunft bestehen soll und im bejahenden Falle seinen Beistand dazu leihen, die für Befestigung der öffentlichen Einrichtungen dieses Landes wichtigen Normen festzustellen.

Zu diesem Ende ist Unser Rath gegenwärtig eifrig beschäftigt Uns alle wünschenswerthen Maßregeln vorzuschlagen und thut gleichzeitig alle nöthigen Schritte, damit alle Parteien zur Herstellung einer Uebereinkunft auf dieser Grundlage bereitwillig beitragen.

„In Folge dessen, Mexikaner, und indem Wir auf Euch Alle, keine einzige politische Färbung ausgenommen, zählen, werden Wir Uns bemühen, mit Muth und Beharrlichkeit das Werk der Wiedergeburt weiterzuführen, das Ihr anvertraut habt, euerem Landsmanne

Maximilian."

Der Bürgerkrieg war also auf die Weise in Permanenz erklärt, denn wer konnte wohl im Ernste glauben, daß die juaristische Partei, jetzt wo sie auf allen Punkten die Oberhand erhalten hatte und selbst die Generäle Castelnau und Bazaine es sich zur Ehre schätzten, wenn die einst von ihnen Banditen und Räuber gescholtenen Führer der Dissidenten so gütig waren, mit ihnen in Unterhandlungen zu treten, in ein und demselben Congresse mit den Creaturen von Clerikalen tagen würden, mit jenen Strolchen und Hochverräthern, welche seit so vielen Jahren Mexiko nach allen Richtungen geplündert und bedrückt und ihrem schändlichen Treiben die Krone aufgesetzt hatten, indem sie schließlich die Franzosen ins Land riefen.

Damit der arme Kaiser ja vollkommen in die Bande der Clerikalen gerathen und seiner letzten, selbstständigen, verläßlichen Stütze beraubt werde, arbeiteten nun P. Fischer und Consorten aus allen Kräften dahin, die gänzliche Auflösung des österreichischen Freiwilligencorps herbeizuführen. Ungeachtet so vieler erlittener Verluste, ungeachtet keine Verstärkungen aus Europa nachkamen, bildete das genannte Corps noch immer eine ansehnliche Schaar wackerer, erprobter und treuer Kämpfer, in deren Reihen der Verrath keinen Zutritt fand.

Die Minister nahmen daher die herrschende Finanznoth zum Vorwande, um den Kaiser zur förmlichen Auflösung des ihnen eben wegen seiner guten Eigenschaften so verhaßten Corps zu bereden. — Ihre Bemühungen gelangen. — Kaiser Max fügte sich von nun an einfach allen Consequenzen jener unheilvollen Politik, welche ihm sein Beichtvater als so vortheilhaft und verführerisch einzureden gewußt hatte.

Schon wenige Tage nach dem oben angeführten Manifeste erschien folgende:

Proclamation.

Offiziere, Unteroffiziere und Freiwillige des österreichisch-belgischen Corps!

Mit der größten Befriedigung bin ich der Dienste eingedenk, die Ihr mit unerschütterlicher Treue Meiner Regierung geleistet, unvergeßlich bleiben mir die Ruhmesthaten, durch die Ihr die Waffen Eures Landes auf mexikanischem Boden zu Ehren gebracht, und mit innigem Wohlgefallen erkenne ich die echt militärische Würde und Rechtlichkeit, die Euch die Achtung aller Mexikaner erworben haben.

Indem ich Euch für Euer ersprießliches, ehrenvolles Wirken meinen innigsten Dank ausspreche, theile ich Euch zugleich den Beschluß der Regierung mit, daß das österreichisch-belgische Corps in seiner Eigenschaft als ein von der National-Armee getrennter fremder Truppenkörper zu bestehen aufhöre.

Wenn auch Jeder von Euch sich verpflichtet hat, durch sechs Jahre im Dienste der Regierung zu verbleiben, so will ich dennoch nicht, daß irgend Einem ein Zwang auferlegt werde, und ich erkläre, daß ich bereit bin, alle Jene, die bei dem gegenwärtigen Wechsel der Verhältnisse in ihr Vaterland zurückzukehren wünschen, ihres Eides zu entheben.

Im Einverständnisse mit meinen Ministern habe ich hierüber Folgendes beschlossen:

1. Sämmtliche Offiziere, Unteroffiziere und Freiwillige des österreichisch-belgischen Corps haben ihre freie Aeußerung dahin abzugeben, ob sie in ihre Heimat zurückkehren, oder in die Dienste der National-Armee eintreten wollen.

2. Vom Obersten exclusive beginnend erhalten Alle, die in die Reihen der National-Armee eintreten, einen Rang, der um einen Rang höher ist als der, den sie gegenwärtig bekleiden, so zwar, daß der Oberstlieutenant als Oberst, der Major als Oberstlieutenant übertritt ꝛc. Für die Mannschaft vom Oberjäger (Wachtmeister, Feuerwerker) beginnend, gelten dieselben Bestimmungen, jedoch mit der Einschränkung, daß bei der Beförderung derselben der Nachweis des nöthigen Bildungsgrades nicht außer Acht zu lassen ist.

Alle Soldaten der mexikanischen National-Armee kann und darf nur ein Geist beseelen, und deshalb erklären sich auch gleichzeitig mit ihrem Eintritte in die Reihen derselben selbstverständlich Alle bereit, die Stellung, die sie als Glieder eines fremden Truppenkörpers hatten, aufzugeben, genießen daher als Mexikaner alle Rechte derselben, da sie

deren Pflichten nachzukommen haben, und werden sich mit dem Charakter und den Gepflogenheiten des Körpers, dem sie nun angehören, vertraut machen.

3. Den bestimmten Vereinbarungen zufolge, werden nach Ablauf von sechs Jahren, mit Einrechnung der Zeit, die sie bereits Meiner Regierung gedient haben, alle jene Offiziere, Unteroffiziere und Freiwillige des österreichisch-belgischen Corps, entsprechend dem Range, den sie zu dieser Zeit bekleiden werden, Länderstriche zur Colonisation erhalten.

4. Alle jene Offiziere, Unteroffiziere und Freiwilligen, die nach freiwilliger Meinungsabgabe die Rückkehr in ihre Heimat wünschen, werden auf Kosten der Regierung nach Europa gebracht und daselbst entsprechend abgefertigt werden.

5. Für die invaliden Offiziere, Unteroffiziere und Freiwilligen des österreichisch-belgischen Corps wird ihrem Range entsprechend, gebührend gesorgt werden.

Durch Euren Commandanten werden Euch die näheren Modalitäten im Namen der Regierung kundgegeben werden.

Orizaba, am 6. December 1866.

Maximilian m. p.

Wer erinnert sich nicht an jene mitunter halb nackten, frierenden und hungernden Gestalten, welche im Frühjahre 1867, in Haufen bettelnd, die Straßen Wiens bedeckten? Es waren jene Freiwilligen, welche in hundert Gefechten ihr Blut verspritzt hatten, und denen das großmüthige französische Gouvernement noch bis zur Stunde einen mehrmonatlichen Sold schuldig geblieben ist.

II.

Das Vorspiel von Querétaro.

Seit der Befreiung Alicens aus den Händen der Fürstin Lobieski ist mehr als ein halbes Jahr verstrichen. Kaiser Maximilian hatte den Kampf um seine Krone wieder aufgenommen und in Strömen floß neuerdings das Blut auf zahllosen Schlachtfeldern. Die

Franzosen verhielten sich jedoch dabei als rein passive Zuschauer und bewerkstelligten, von den Dissidenten gänzlich unbehelligt, ihren Rückzug aus Mexiko in bester Ordnung. Sie trieben ihre Friedfertigkeit sogar so weit, daß sie in ihren Garnisonen, wie es z. B. in Texcuco geschah, Aufläufen und republikanischen Demonstrationen ganz unthätig zusahen, wenn solche Bewegungen nur gegen die Regierung des Kaisers Max gerichtet waren und nicht ganz directe in Feindseligkeiten gegen die Soldaten der „großen Nation" ausarteten. Hatten doch die französischen Generäle schon seit einiger Zeit aus verschiedenen Anlässen ganz freundschaftliche Correspondenzen mit den Führern der Dissidenten, welche sie einst nur als Banditen zu bezeichnen pflegten, angeknüpft und namentlich war es Porfirio Diaz, welchen sogar der Marschall Bazaine seiner Aufmerksamkeit würdigte. Vollkommen Herr der Stadt und Provinz Oaxaca stand es auch in der That in Diaz's Macht, den Franzosen jeden Tag ihre Rückzugslinie von Puebla nach Veracruz, wenn nicht gänzlich und dauernd abzuschneiden, so doch im hohen Grade zu gefährden und zu beunruhigen.

Von dieser Zeit datiren auch jene Unterhandlungen des französischen Obercommandos mit Diaz, wobei Letzterem der Antrag gemacht wurde, daß man gegen gewisse Gegenleistungen erbötig sei, den Kaiser sammt allen seinen Anhängern den Dissidenten in die Hände zu spielen.

„Bevor ich vor Mexiko angekommen war," schreibt der General Porfirio Diaz in einem authentischen Briefe an Romero, den Gesandten Juarez's in Washington, „bot mir Portillo, der sich Kriegsminister nennen läßt, an, mir die Stadt zu übergeben, wenn ich ihm Bürgschaften für die Sicherheit seiner Person leisten wolle. O'Horan seinerseits machte mir dieselben Eröffnungen, mit dem Beisatze, daß er mir Marquez überliefern wolle, wenn ich ihm das Leben und einen Paß nach dem Auslande verbürgen würde. Die Bösewichter sind immer Verräther, selbst gegen ihre eigenen Freunde. Außerdem ließ mir Marschall Bazaine vor seiner Abreise durch Vermittlung eines Dritten das Anerbieten machen, mir die von den Franzosen besetzten Städte zu übergeben und sogar Maximilian, Marquez, Miramon ꝛc. in meine Hände zu liefern, wofern ich einwilligte, einen Vorschlag anzunehmen, den er mir machte und den ich zurückgewiesen, weil ich ihn nicht ehrenhaft fand. Ein anderer Vorschlag ist mir gleichfalls durch die Initiative Bazaine's gemacht worden; er betrifft die Erwerbung von 6000 Gewehren und 4,000.000 Kapseln; wenn ich es

gewünscht hätte, würde er mir auch noch Kanonen und Pulver verkauft haben, aber ich lehnte es ab, seine Vorschläge anzunehmen. Die Intervention und ihre Ergebnisse haben uns die Augen geöffnet, und von nun an werden wir vorsichtiger sein, wenn wir mit den europäischen Mächten, namentlich mit der französischen Regierung verkehren."

So weit die Anklagen des General Diaz, auf welche Bazaine noch immer keine Erwiderung gegeben hat. Ferner ist es Thatsache, daß Bazaine kurz vor seinem Abzuge aus der Hauptstadt Mexiko in der Sequia, einem kleinen Fluß bei Mexiko und im See Texcuko das Pulver und die Munition, die er nicht mitnehmen konnte, versenken ließ, obgleich die Regierung des Kaisers sie kaufen wollte. Thatsache ist ferner, daß Bazaine die in der Citadelle von Mexiko aufgehäuften Projectile zerhacken und die Stücke verkaufen und Kaiser Maximilian sagen ließ, es sei aus Versehen geschehen, daß man die der mexikanischen Armee gehörigen Projectile zerstörte. — Als Kaiser Maximilian hierauf die Citadelle inspiciren wollte, befahl Bazaine Niemanden — wer es auch sei — einzulassen! Thatsache ist es endlich, daß die französische Armee sich unbelästigt, man kann fast sagen, von verschiedenen juaristischen Corps förmlich escortirt, nach Veracruz zurückzog. — Hier ließ Marschall Bazaine auf öffentlichem Platze noch eine Menge Kriegsmaterial, wie Pferde, Maulthiere, Gewehre, Munition und sogar Kanonen, zu wahren Schleuderpreisen verkaufen; und an wem wurde dies Alles verkauft? .... An die Agenten des Juarez! In Frankreich aber wünschte man sich Glück zu dem ohne Anstand vollbrachten Rückzuge und der friedlichen Einschiffung der französischen Armee. Dem gegenüber war Kaiser Maximilian in der größten Nothlage zurückgelassen worden, ohne eigentliche Armee, ohne Geld um dieselbe wieder auf die Beine zu bringen.

Marschall Bazaine hatte die französischen Militärs, welche Neigung zeigten, sich in das kaiserliche Heer einreihen zu lassen, davon abgehalten. Dies erklärt sich vielleicht daraus, daß er, die Partie als verloren ansehend, diesen wackeren Leuten die Bitterkeit des Schicksals zu ersparen wünschte, das sie muthmaßlich erwartete. — Aber warum hat er nicht dem Kaiser das Material, das nicht mitgenommen werden konnte, überlassen, statt daß er es an Juarez verhandelte oder zerstörte? Diese unleugbare Thatsache hat in der französischen Armee eine große und gerechte Erbitterung hervorgerufen.

Um sein schnödes Benehmen, das mit Anfang des Jahres 1867

vollkommen nackt zu Tage trat, zu beschönigen, suchte Bazaine endlich selbst nach einem Vorwande, um mit der Regierung des Kaisers offen brechen zu können. — Eine Gelegenheit hierzu ergab sich sehr bald. Am 25. Jänner beschwerte sich der kaiserliche Conseilpräsident über die zweifelhafte Haltung der französischen Truppen. — Der Marschall erwiderte Folgendes:

„Mexiko, 27. Jänner 1867.

„An Herrn Lares, Präsidenten des Ministerrathes.

„Ihren Brief vom 27. d. habe ich erhalten. Ich könnte mich auf eine einfache Empfangsanzeige beschränken, weil ich nicht gestatte, daß Sie mich nach Ihrer Willkür zu sich berufen und dann, weil dieser Brief über Fragen handelt, welche längst, sowohl schriftlich als in früheren Besprechungen, entschieden worden sind....

„Aus diesen Gründen, Herr Minister, und weil die Fassung Ihres Briefes ein Gefühl des Mißtrauens durchblicken läßt, welches sich allezeit auf verleumderische Beurtheilungen stützt, die unsere Loyalität (!!!) kränken, liegt es mir daran, Ihnen ausdrücklich wissen zu lassen, daß ich in Zukunft mit Ihrem Ministerium keinerlei Verbindung haben will.

Bazaine."

Der Kaiser, über den Marschall schon lange persönlich tief entrüstet, war von Pater Fischer leicht zu bewegen, diesen Fehdebrief gänzlich unbeantwortet zu lassen und der Höchstcommandirende Frankreichs in Mexiko sah Seine Majestät niemals wieder. Der Jesuit handelte hierbei natürlich nicht ohne guten Grund. Bazaine war ein entschiedener Pfaffenfeind und namentlich begegnete er dem P. Fischer, dessen Antecedentien ihm wohl bekannt waren, mit unverhüllter Verachtung. — Der ehrwürdige Beichtvater zitterte daher bei jeder Begegnung des Kaisers mit dem Marschall, daß Letzterer dem so übelberathenen Monarchen Dinge über Personen und Vergangenheiten mittheilen könnte, welche vielleicht noch in der zwölften Stunde eine sehr wesentliche Modification in den Entschließungen des Kaisers herbeigeführt haben würden. — Um den Bruch vollkommen zu machen, unterschlug P. Fischer eine Zuschrift des französischen Hauptquartiers, worin dasselbe kurz vor dem Abmarsche, einen schon vor längerer Zeit gemachten Vorschlag zur Ertheilung von Guadeloupekreuzen an verdiente, französische

Offiziere und Soldaten in Erinnerung brachte und schrieb an General Osmont auf eigene Faust folgenden Brief:

„Vertraulich und persönlich.

„Mexiko, 1. Februar 1867.

„Mein lieber General!

„Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß das von dem Marschall Bazaine in diesen letzten Tagen eingehaltene Betragen zum schließlichen Resultat gehabt hat, Seine Majestät zu bestimmen, sehr zu seinem Bedauern, jede Verbindung mit dem Marschall aufhören zu lassen.

„In Rücksicht auf dieses bedauernswerthe Ereigniß habe ich geglaubt, davon absehen zu sollen, Seiner Majestät die Vorschlagsliste zur Bestätigung vorzulegen, welche Sie mir gestern haben zugehen lassen; denn ich bin der Meinung, es würde dies das Mißvergnügen des Kaisers nur erhöhen.

„Aber der Respect, den ich Ihnen schulde und meine hohe Achtung vor Ihrem Verdienste lassen mich zu Ihnen mit diesem Freimuthe reden.

„Da ich indeß wünschte, die guten Dienste tüchtiger Militärs, welche in dieser Liste verzeichnet sind, nicht unbelohnt zu lassen, so bezeichne ich Ihnen zur Auswahl zwei Mittel, welche nach meiner Meinung ein Gelingen versprächen. Wenden Sie sich deshalb an den Kaiser, nicht im Namen des Marschalls, sondern in Ihrem eigenen. Oder aber schreiben Sie an mich privatim in dem gleichen Sinne; und in diesem Falle würde es mir zur großen Genugthuung gereichen, die völlige Billigung Sr. Majestät zu erlangen.

Der Secretär des Kaisers:

Augustin Fischer."

Es ist wohl selbstverständlich, daß dieser doppelte und doppelzüngige Antrag mit Entrüstung zurückgewiesen wurde. — Der Oberst und Chef des französischen Militär-Cabinets erhielt den Auftrag, den gleißnerischen Brief des Jesuiten scharf zu erwidern. — In dieser Replik an Pater Fischer ist für uns der Schlußsatz am merkwürdigsten. Er lautet:

„Was den Vorfall betrifft, auf den Sie sich beziehen, so müssen Sie am besten wissen, wer ihn veranlaßt hat, und wenn Sie Thatsachen der Ordnung gemäß anführen wollten, so würden Sie vielleicht

entdecken, daß beleidigte Würde von Seite des Marschalls einen ersten Bruch unvermeidlich gemacht hatten, mit welchem einzig und allein das Gewissen Ihrer politischen Freunde belastet bleiben wird."

Am Morgen des 8. Februar 1867 wurde in der Hauptstadt Mexiko die dreifarbige Fahne, welche über dem französischen Hauptquartier von Buena-Vista wehte, gestrichen. Die französische Intervention, welche Frankreich über 700 Millionen Francs gekostet, hatte mit diesem Acte auch dem Namen nach aufgehört. — Die Sendung des General Castelnau war hiermit vollkommen zu Ende, und derselbe beeilte sich, nach Veracruz zu gelangen, um sich auf dem am 15. Februar fälligen transatlantischen Dampfboote einzuschiffen.

„Man stellt mich zwischen die Schande und den Tod; meine Wahl ist getroffen!" rief der bedauernswürdige Monarch entschlossen, als er endlich von der verzweifelten Lage seiner Sache und der Nichtswürdigkeit der Menschen überzeugt war, auf die er sich stützen mußte. — Zu allem Ueberflusse hatte Bazaine, um das Maß von Perfidie voll zu machen in einer Abschiedsproclamation an die Mexikaner vom 4. Februar die unverschämt freche Phrase gebraucht: „Es hat nie in den Absichten Frankreichs gelegen, Euch eine Regierungsform aufzudringen, welche Eueren Gefühlen zuwiderlief." — Das heißt mit andern Worten: Macht jetzt mit dem Kaiserreiche, das wir im Stiche lassen, was Euch beliebt. Und dies hieß Napoleon sich mit Ehre aus der mexikanischen Affaire ziehen!

Der nachfolgende Brief Maximilians an seinen Conseil-Präsidenten liefert den besten Beweis von der ungeheuern Aufregung, deren Opfer der verlassene und verrathene Monarch geworden war.

„Mexiko, 9. Februar.

„Mein lieber Minister Lares! Die gegenwärtige Lage Mexiko's berührt mich tief. Alle Pläne zur Beendigung des Bürgerkrieges fachen denselben nur noch mehr an, und überall, wo wir uns bemühen, das Kaiserthum zu befestigen, werden Ströme Blutes ohne den geringsten Erfolg vergossen. Man hoffte, daß nach der Beendigung der französischen Intervention unsere Maßregeln einen ersprießlicheren Erfolg zu Gunsten des Friedens des Landes und des Volkes haben würden. Unglücklicherweise hat gerade das Gegentheil stattgefunden; die unvergeßlichen Niederlagen von San Jacinta und Monte de las Cruces haben, anstatt uns zu ermuthigen, zwei der unauslöschlichsten Erinnerungen des Kaiser-

reiches zurückgelassen. Man versprach uns große Vortheile von der Erfahrung, dem Tacte, der Loyalität und dem Rufe der Generale Mejia, Miramon und Marquez. Der Erstere hat den Dienst verlassen unter dem Vorwande einer schwankenden Gesundheit, der Zweite hat in der ersten Schlacht, und fast ohne einen Schuß zu thun, alle in seinen Händen befindlichen Hilfsmittel vergeudet, und der Dritte hat nach gewaltthätigen Erpressungen gegen den arbeitssamen und friedlichen Theil der Bevölkerung eine unüberlegte Expedition unternommen, deren blutige Resultate nicht genug beklagt werden können. Während dieser Zeit wurden unsere Finanzen erschöpft und wir mußten zu Zwangsanlehen schreiten, um die Thätigkeit der verschiedenen Zweige der Administration im Gange zu erhalten. Diese Anlehen sind jedoch unrealisirbar geblieben, selbst als man zu vexatorischen Maßregeln seine Zuflucht nahm und außerordentliche Steuern einzuheben versuchte; Alles blieb erfolglos. Andererseits haben die republikanischen Truppen, welche man mit Unrecht eine demoralisirte, verwilderte Horde, nur von dem gemeinsamen Triebe zu plündern zusammengehalten, darstellte, durch ihr Betragen der Bevölkerung die Ueberzeugung verschafft, daß sie eine homogene Armee repräsentiren, welche zu ihren Thaten von Einem Manne, ihrem Oberhaupte, entflammt wird, eine Armee, welche von der großen Idee beseelt ist, daß sie die nationale Unabhängigkeit, welche nach ihrer Ansicht durch die Errichtung des Kaiserthums geschädigt worden ist, vertheidigt. In einer so kritischen Lage kann es nichts helfen, zu einer allgemeinen Volksabstimmung Zuflucht zu nehmen, denn eine derartige Abstimmung würde kein anderes Resultat ergeben, als die Stimmen der von der kaiserlichen Armee besetzten Städte. Die Zeit für einen solchen Appell ist vorüber, und wir müssen demselben ein- für allemal entsagen. Ich bin gegen Mexiko die heilige Verpflichtung eingegangen, daß ich niemals die Ursache des Blutvergießens sein werde. Die Ehre meines Namens und die große Verantwortlichkeit, welche auf meinem Gewissen lastet, sowohl Gott gegenüber als gegenüber der Geschichte, haben mich in dem Entschlusse befestigt, nicht länger zu zögern, um so großen Uebeln ein Ziel zu setzen. Ich erwarte daher mit berechtigter Ungeduld Ihren Rath betreffs der Maßregeln, welche Sie für zweckmäßig erachten, um die vorhandene Krisis mit den in diesem meinem Briefe ausgesprochenen Ideen in Einklang zu bringen. Mögen Sie sich nur das Wohl und Glück des mexikanischen Volkes vor Augen halten und jede politische und persönliche Rücksicht außer Augen setzen.

Maximilian."

Die Antwort des Ministers Lares ist vom 10. Februar datirt. Er meldet dem Kaiser, daß er alsogleich nach Empfang seines Schreibens den Ministerrath versammelt habe, daß die Mitglieder des Cabinets zuerst ihre Demission geben wollten, sich aber doch entschlossen haben, auszuharren und behilflich zu sein, dem Kriege und der Krisis, unter welcher das Land leide, ein Ende zu machen. Als die Mittel, welche zu diesem Resultate führen könnten, bezeichnet Lares folgende: „Vor Allem muß man die Hauptstadt vor der Calamität einer Belagerung und eines Sturmangriffs bewahren. Die Lösung muß also auf einem anderen Punkte versucht werden, in Querétaro zum Beispiele, wo sich noch immer Anhänger des Kaiserreiches finden. Wenn auf diesem Punkte die größtmöglichste Zahl regulärer Truppen unter dem Befehle der fähigsten und loyalsten Generale concentrirt wird, so daß sie eine respectable Armee bilden, wird es zweckmäßig sein, wenn der Kaiser das Commando als General en chef übernimmt, um die sonst unvermeidlichen Rivalitäten unter den Obergeneralen zu verhüten. Wenn man eine in der That zu fürchtende Streitmacht, welche den Republikanern begreiflich machte, daß sie noch einen energischen Widerstand zu besiegen haben, aufgestellt hat, so mögen dann die Verhandlungen mit Don Benito Juarez eröffnet werden. Es ist wahrscheinlich, daß er dieselben ablehnen wird, und hier wird sich dann die eigentliche Schwierigkeit ergeben. Um zu reussiren, wird man an die Nation appelliren müssen, welche sich gegen Jene wenden werde, die die Leiden des Krieges vermehren wollen. Auf keinen Fall darf aber Juarez eine Volksabstimmung vorgeschlagen werden; er hat in Betreff seines Rechtes fanatische Ansichten und würde nie zugeben, daß dasselbe irgendwie in Zweifel gezogen wird. Man hätte sich darauf zu beschränken, dem ersten Congresse folgende Verfassungs-Reformen vorzuschlagen: 1. Wahl der Kammer der Senatoren. 2. Ernennung der Richter des obersten Gerichtshofes auf Lebensdauer, mit Ausnahme des „Chef Justice", welcher auf acht Jahre vom Congresse zu wählen wäre; 3. Wahl des Präsidenten und des Congresses durch das Volk; 4. Wiederherstellung der Vertretung und des Wahlrechtes des Clerus; 5. Zugeständniß an freie Corporationen, Eigenthum zu erwerben in der Weise, daß die erworbenen Güter den Besitzer wechseln können."

„Ferner wäre es, meint Lares, gut, die republikanische Regierung zu einer vollständigen Amnestie für alle Jene zu verpflichten, welche sie nicht vor die ordentlichen Gerichte unter allen bis zum 31. Dec. 1861

giltigen Rechtsbürgschaften zu citiren, für nöthig erachtet. Würden dann auch noch die vom Kaiserreiche contrahirte Schuld und die von ihm an industrielle Gesellschaften gemachten Concessionen anerkannt, so wären die Interessen der Conservativen und des Clerus gewahrt, und es bliebe für die Betheiligten nichts mehr zu wünschen übrig. Um diesen Plan durchzuführen, sei, sagt der Minister-Präsident schließlich, vor Allem die Beobachtung des allertiefsten Geheimnisses unerläßlich; denn es sei klar, daß, wenn einige der Generale oder der Offiziere des Heeres eine Idee von dem Plane vor seiner Verwirklichung erhalten, die Absicht des Kaisers vereitelt würde, weil dieselben ihre Interessen durch die Friedensverhandlung und die derselben folgende Ordnung für gefährdet ansehen würden." Zum Schlusse erklärt Lares, daß er sich allerdings nicht schmeichelt, diese Ideen von Erfolg gekrönt zu sehen.

Die Zweifel, welche in Kaiser Max über die Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit Miramons aufgestiegen, waren wirklich vollkommen begründet. Dieser Creole, welcher von je zu den enragirtesten Anhängern und Werkzeugen der „Schwarzen" gehörte, hatte bei seiner letzten Anwesenheit in Paris mehrmals ganz unverblümt die Absicht ausgesprochen, daß er nach Mexiko nur zurückkehre, um nach dem Sturze der Monarchie den Stuhl des Präsidenten zu besteigen. In der That liegen Dokumente vor, welche klar und deutlich beweisen, daß, hätte er in seinem letzten Feldzuge im Norden gesiegt, er sich sofort unbedingt gegen Kaiser Maximilian erklärt haben würde. Diesen Menschen nachträglich zu einem der Märtyrer des zweiten Kaiserreichs stempeln zu wollen, ist daher nur ein elendes Manöver einer gewissen Partei, welche bei der Wahl ihrer Mittel selbst solchen Hindernissen gegenüber, welche den Geboten der Ehre entspringen, noch nie in Verlegenheit kam.

Uebrigens lassen wir zur Bekräftigung unseres obigen Ausspruches, sowie der Anklagen, welche von uns schon in früheren Capiteln wider die „Generaldiebe" Marquez und Miramon erhoben wurden, den Protest folgen, welchen im Februar 1867 die Gesandten von Frankreich, Preußen, Spanien, Belgien, England und Italien bei Kaiser Maximilian eingereicht haben. Dieses merkwürdige, diplomatische Actenstück lautet:

„Das Commando der kaiserlichen Armeen ist Marquez und Miramon übergeben worden. Eure Majestät können nicht vergessen haben, daß diese beiden Generale Ende des Jahres 1860 das Siegel der englischen Gesandtschaft erbrachen und gewaltthätig die Koffer der-

selben öffneten, um mehrere Millionen, die, der damals in Veracruz bestehenden liberalen Regierung gehörig, bestimmt waren, die Dividenden der englischen Schuld zu zahlen, wegzunehmen. Diese Millionen verschwanden plötzlich. Niemand als die Generale Marquez und Miramon, thätig unterstützt von General Moran, der auch Mitglied von Eurer Majestät Regierung ist, hatten die im Jahre 1859 in Takubaya und den benachbarten Orten begangenen Mordthaten an friedlichen und wehrlosen Menschen zu verantworten. Es ist nicht unsere Sache, in unserer gegenwärtigen Stellung zu sagen, ob es politisch oder menschlich sei, einen so nutzlosen Widerstand fortzusetzen, der Interessen gefährdet, die Ihrer Sorge wohl werth sind. Aber es ist unsere Pflicht, im Namen des Gesetzes wirksamen Schutz für die Unterthanen unserer Regierungen zu verlangen, und dieser Schutz kann nur durch die Entlassung der genannten Offiziere erlangt werden, und sollte diese Entlassung unmöglich sein, so erfordert es unsere Pflicht, zu protestiren, wie es hier von uns geschieht, gegen alle etwaigen Acte der Gewaltthätigkeit, die gegen Personen oder Eigenthum gedachter Unterthanen begangen werden sollten."

Zu seinem Unglücke scheint Kaiser Max diesen Protest nicht näher gewürdigt zu haben, im Gegentheile leistete derselbe nur den Absichten der „Schwarzen" Vorschub, denn diese wünschten schon lange, daß der Monarch in der Hauptstadt ihnen das Feld räumen und es ihm unmöglich werde, sie persönlich an ihr feierliches, aber nicht gehaltenes Versprechen betreff der 100 Millionen Francs zu mahnen, wie es bisher öfters geschehen war. — Und richtig ließ sich der Kaiser verleiten, nach Querétaro aufzubrechen, um von nun an die Operationen gegen den Feind persönlich zu leiten.

Aus San Juan del Rio erließ Maximilian folgenden, vom 17. Februar 1867 datirten Tagesbefehl an seine zwischen diesem Orte und Querétaro concentrirte Hauptmacht:

„Heute stelle ich mich an die Spitze der Armee, die seit kaum zwei Monaten erst in die Möglichkeit, sich zu vereinigen und zu formiren, versetzt wurde, und übernehme das Obercommando derselben. Diesen Tag haben meine heißen Wünsche seit Langem herbeigesehnt; Verhältnisse, die von meinem Willenseinflusse unabhängig waren, haben bisher mich an einem solchen Schritte gehindert. Heute kann ich, frei von jeder Verbindlichkeit, endlich mich nur mehr von meinen Gefühlen eines guten und treuen Vaterlandsfreundes leiten lassen. Unsere Pflicht als

loyale Bürger nöthigt uns zum Kampfe für die zwei dem Lande heiligsten Principien: für dessen Unabhängigkeit, welche von Männern bedroht wird, die in ihrem egoistischen Treiben sogar Theile des nationalen Gebietes verhandeln wollen, und für die gute Ordnung im Innern, welche wir täglich zum Nachtheile unserer friedlichen Mitbürger auf die grausamste Weise bedroht sehen. Unsere Handlungsweise, die nunmehr von jeder Beeinflussung, jeder fremden Pression frei ist, wird unser ruhmreiches tricolores Banner hochhalten und mit Ehren vorwärts tragen.

„Ich hoffe, daß die Generale ihren Offizieren und diese ihren tapferen Truppen das Beispiel des unbedingten Gehorsams und der strengsten Disciplin geben werden, die für eine Armee, welche die nationale Würde wieder aufrichten soll, unerläßlich sind. Was die Tapferkeit und die Entschlossenheit anbelangt, so ist es unnöthig, mit den Mexikanern davon zu sprechen: diese Tugenden sind das Erbtheil unseres Landes. Ich habe den tapferen General Marquez zum Chef des Generalstabes ernannt und die Armee in drei Corps eingetheilt: das erste unter dem Commando des tüchtigen Generals Miramon, das zweite unter seinem gegenwärtigen Führer und das dritte unter dem unerschrockenen General Mejia.

„Ich erwarte noch von einem Tage zum andern den muthigen General Mendez mit seinen tapferen und kriegsgeübten Truppen, welche sich mit dem zweiten Armeecorps vereinigen werden. Ich habe bereits den patriotischen General Vidaurri berufen, welcher unsere Truppen so schnell wie möglich organisiren und den Feldzug im Norden eröffnen wird.

„Vertrauen wir auf Gott, welcher Mexiko beschützt und beschützen wird, und schlagen wir uns mit unerschütterlicher Energie unter dem geheiligten Rufe: Es lebe die Unabhängigkeit!“

Zwei Tage nach diesem Tagesbefehle hielt Kaiser Maximilian seinen Einzug in Querétaro und richtete an den Alcalden der Stadt das folgende Dankschreiben:

„Querétaro, 20. Februar.

„Der liebevolle und begeisterte Empfang, den mir die Einwohner dieser Stadt bereitet, indem sie mir aufrichtige Beweise ihrer Ergebenheit gaben, haben mir die größte Freude gemacht, und die Erinnerung daran wird ewig mein dankbares Herz erfüllen. Sie werden der Bevölkerung in meinem Namen danken, Sie werden ihr sagen, daß alle

meine Anstrengungen, alle meine Sorge dahin gerichtet sein wird, meinem Lande Glück und Frieden zu sichern. Zur Erreichung dieses Zieles rechne ich auf die Mitwirkung aller guten Mexikaner, und unter diesen stehen die Einwohner dieser schönen Stadt obenan.

Maximilian."

Das mexikanische Blatt Patria veröffentlichte auch ein von Querétaro datirtes Schreiben des Generals Marquez an den Minister-Präsidenten Theodosio Lares. Es wurden darin der Marsch der kaiserlichen Truppen von Mexiko nach Querétaro, sowie ihre ersten Kämpfe bei Lecheria und Calpulalpan beschrieben, „wo der Kaiser stets auf den gefährlichsten Punkten seinen Soldaten das Beispiel der Bravour und der Entschlossenheit gab". General Marquez meldete, daß General Mendez mit 5000 Mann in Querétaro ankam, welche kriegsgeübte Truppen mit den übrigen ein compactes, zum Schlagen bereites Corps bilden sollen. Doch spricht Marquez die Befürchtung aus, daß der Feind keine Schlacht annehmen und in seiner Guerilla-Taktik beharren werde.

Die Operationen der kaiserlichen Truppen waren anfangs vom Erfolge gekrönt. Miramon drang bis Zacatecas vor, wo er wie ein Bluthund hauste und alle Gefangenen, und zwar sogar die Verwundeten erschießen ließ. — Gar bald wurde er aber von dem juaristischen General Mariano Escobedo nach Querétaro auf das von Kaiser Max persönlich befehligte Corps zurückgeworfen. Von dieser Zeit an gaben auch die Dissidenten den gefangenen Imperialisten keinen Pardon mehr, was Escobedo durch folgenden Tagesbefehl motivirte, welcher bereits deutlich zeigte, welches Los den Anhängern des Kaisers Max bevorstand, falls sie bei Querétaro besiegt würden.

„Die constitutionellen Waffen sind mehr als großmüthig gegen Jene gewesen, die hierher gekommen sind, um den grausamsten Krieg gegen uns zu führen, welchen unsere Annalen kennen. Als diese Fremdlinge eine Fahne mit sich brachten, unter welcher sie den Krieg gegen uns aufnahmen, konnte man die Eindringlinge allenfalls als eine kriegführende Macht behandeln; nun aber wo diese Fahne von ihrer Invasion zurückgezogen worden ist, können Solche, die noch auf einer Fortsetzung des Kampfes bestehen, nur als Usurpatoren betrachtet werden, die hierher gekommen sind, um Zwietracht unter uns zu säen, die Gemüther zum Bürgerkriege aufzustacheln und Thaten zu begehen, gegen welche sich jedes Humanitätsgefühl empören muß. Durch jene Schandthaten,

die sie in Zacatecas begingen, haben sie jedes Anrecht auf eine menschliche Behandlung verwirkt und sich selbst zu Banditen gestempelt. Es ist deshalb eine gebieterische Nothwendigkeit geworden, dieselben für ihre Missethaten zu züchtigen, um so ein Beispiel zu statuiren und um der öffentlichen Meinung Genugthuung zu verschaffen. Die commandirenden Officiere wollen deßhalb alle Fremdlinge, die mit den Waffen in der Hand angetroffen werden, erschießen, jedoch Verwundete hievon ausnehmen und diesem Hauptquartier von allen solchen Executionen Bericht erstatten."

Uebrigens hat Escobedo hierbei nur nach einer Ordre des Präsidenten Benito Juarez gehandelt, welcher alle weiteren Rücksichten aufgab, seit ihm eine Abschrift des kaiserlichen Erlasses vom 5. Februar 1867 zugekommen war, laut welchem er sammt seinen Anhängern Sebastian Lerdo de Tejada, José Maria Iglesias, Ignacio Mejia (Kriegsminister der Dissidenten und nicht zu verwechseln mit dem kaiserlichen General Mejia) und Negrete für vogelfrei erklärt wurde. — Dieser unkluge Schritt, zu welchem der Kaiser durch seine schlechten Rathgeber verleitet worden war, steigerte in den Reihen der Dissidenten die Erbitterung auf das Aeußerste, zumal Escobedo, der im Norden eine wichtige Rolle zu spielen begann, Alles aufbot, um den Haß gegen die Kaiserlichen aufzustacheln und dadurch auf Juarez einen Druck auszuüben. Escobedo, ein ehemaliger Maulthiertreiber, ist ein roher Mensch, ohne die mindeste Bildung, roh und blutgierig, aber von großer persönlicher Tapferkeit und besitzt viele natürliche Talente als militärischer Führer. — Juarez mußte daher mit diesem Menschen, dessen Einfluß auf die Armee von großer Bedeutung war, rechten, ein Umstand, welcher bei parteiloser Beurtheilung des Verlaufes der Katastrophe von Querétaro nicht außer Betracht bleiben darf. Zur Vervollständigung der Charakteristik von Juarez halten wir uns verpflichtet, eine kleine Schilderung eines Franzosen, der sich in seiner Gefangenschaft befand, hier wiederzugeben.

Er schonte uns — erzählte unser Gewährsmann — so viel als möglich; er verwendete sich häufig für uns, aber er wurde überschrieen. Jeden Augenblick beschuldigten ihn die Banden, sie zu verrathen, unser Leben zu schonen, um sich daraus eine Geißel zu machen für einen späteren Unglücksfall; die Anführer drohten auszureißen. Sorgenvoll, erzürnt, machtlos durchschritt er die Trümmer des Dorfes, fieberhaften, doch leichten Schrittes, ungeachtet seiner vierundsechzig Jahre und seiner

Beleibtheit. Er schüttelte den Kahlkopf, stampfte den Boden, ballte die Fäuste; dann kam er scheinbar ruhiger zu uns zurück, aber wir fühlten es, daß sein Lächeln erzwungen war und wir zitterten, denn es gab das Signal zu den Erschießungen. Nach der letzten Salve fuhr Juarez mit den Händen über sein mit Schweiß und Koth bedecktes Gesicht, dann murmelte er vor sich hin. Manchmal vergaß er gänzlich unsere schreckliche Lage, und mit weicher, verschleierter Stimme erzählte er uns Reise-Anekdoten, insbesondere aus Frankreich, wo er unter Miramon und unter der dritten Präsidentschaft des Santa-Anna gewesen war. Dann wurde er der liebenswürdigste Weltmann, und wir lachten sogar von ganzem Herzen. Juarez ist ein unermüdlicher Plauderer und sehr unterrichtet, aber er sieht Alles falsch. Er stammt ja aus einer verkommenen Race, deren Merkmale seine hervorspringenden Backenknochen, seine niedrige Stirn mit glattem grauen Haar, seine Nase, seine schwarzen kleinen Augen sind, woraus von Zeit zu Zeit ein blutiger Blitz fährt. Er ist von mittlerer Größe und ein häßliches Exemplar der indischen gekreuzten Race. Seine Sitten sind rein, seine Nüchternheit ist außerordentlich; er arbeitet gern und viel. Seine seltenen Erholungen bestehen in Lesen, in einem langen Spaziergang oder Spazierritt, in einer Partie Schach, welches er herzlich schlecht spielt. —

Bereits zu Anfang März war die Einschließung Querétaro's fast auf allen Seiten von der etwa 30.000 Mann starken Armee Escobedo's bewerkstelligt. Die Belagerten begannen schon vor Ablauf des genannten Monats bitteren Mangel zu leiden; doch hiervon später, denn wir hatten es vorläufig nur mit dem Vorspiele zur Katastrophe von Querétaro zu thun.

III.

In Todesgefahr.

In jenen furchtbaren Kämpfen, welche die Agonie des Kaiserreiches begleiteten, spielte der junge Don Gonzales de Altamira eine äußerst thätige Rolle. Nach der Auflösung des Schwarzenfels'schen Freicorps war er sofort bei den kaiserlichen Cazadores eingetreten;

sein Muth und seine Unerschrockenheit waren sprichwörtlich geworden. Das Glück schien ihm hold zu sein, denn obwohl er sich in jedem Gefechte ganz rücksichtslos den drohendsten Gefahren mit blinder Tollkühnheit preisgab, hatte er dennoch bisher nicht eine einzige Schramme davongetragen. — Aber noch immer war es ihm nicht gelungen, auf Mazzaredo in den Reihen der Feinde zu stoßen, ein Umstand, der seinen Rachedurst beinahe bis zum Wahnsinne steigerte.

Es war in den ersten Tagen des Monates März 1867, als Gonzales, dessen beispiellose Tapferkeit sich bereits mit der Hauptmannscharge und mehreren Auszeichnungen nach Verdienst belohnt sah, endlich die sichere Kunde erhielt, daß sein Todfeind zwischen Mexiko und Querétaro eine fliegende Colonne befehlige, um die Verbindung zwischen diesen beiden von den Kaiserlichen besetzten Städten möglichst zu belästigen. — Gonzales meldete sich natürlich sogleich, um die Contre-Guerillas zu begleiten, welche die angedeutete Absicht der Dissidenten paralysiren sollten. — Mit Vergnügen wurde sein Anerbieten angenommen und eine Abtheilung von dreihundert Mann unter sein Commando gestellt. — Da Gonzales von seinem liebevollen Papa mit Geldmitteln verschwenderisch ausgestattet worden war, so befand er sich in der Lage, nicht nur seine Leute bei gutem Muthe zu erhalten, sondern auch durch königlich bezahlte Spione alsbald die Bewegungen und die Schlupfwinkel seiner Gegner mit voller Bestimmtheit in Erfahrung zu bringen.

So vernahm er denn am 14. März, daß General Mazzaredo unweit von Celaya in einer Hacienda seine Nächte zuzubringen pflege, und zwar fessle ihn die Besitzerin, eine junge, ebenso schöne als reiche Witwe, welche ihm bereits ihre Hand zugesagt haben sollte. — Im ersten Augenblicke beabsichtigte Gonzales die Hacienda im Sturme zu nehmen, wozu aber seine Leute wenig Lust an den Tag legten, denn das Wohngebäude war ausnehmend massiv gebaut und überdies in letzterer Zeit beinahe regelrecht befestigt, namentlich mit Mienengängen ringsum versehen worden. — Ein Angriff, welcher nicht von Kanonen unterstützt war, mußte daher große Opfer von Menschen bei einem, noch dazu sehr zweifelhaften Erfolge erheischen, auch blieb den Belagerten im äußersten Fall zur sicheren, unbehelligten Flucht ein Ausweg übrig, denn die eine Fronte des weitläufigen Wohngebäudes stand auf den Felskanten einer tiefen und breiten Schlucht, welche von dieser Seite in nordöstlicher Richtung lief, und es war allgemein bekannt, daß mehrere

unterirdische Gänge von dem Wohngebäude nach der Thalsohle hinab und von dort in's Freie führten.

Gonzales nahm daher zur List seine Zuflucht. Er lagerte sich mit seiner Truppe in einem dichten Walde, etwa eine Stunde von der Hacienda entfernt, und entsendete in diese einen gewandten Spion, welcher sich dort als kaiserlicher Deserteur ausgab. — Mazzaredo reihte diesen Menschen sogleich in seine Truppe ein. Unter seinen neuen Cameraden fing nun der Ueberläufer an, eine lange Geschichte von einem Geldtransporte zu erzählen, der von der Hauptstadt nach Querétaro unterwegs sei und längstens morgen Nacht in der Nähe vorbeikommen müsse. Die Wirkung, welche mit dieser Mähre beabsichtigt wurde, blieb nicht aus. — Mazzaredo erfuhr hiervon und ließ den Ueberläufer vor sich kommen. Als das lange Examen zu Ende war, schmunzelte Mazzaredo sehr vergnügt. Es schien offenbar ein Leichtes, morgen in der Nacht den ganzen Convoi, der sich in dem benachbarten Walde lagern würde, zu überraschen und aufzuheben. — Er traf alle seine Vorbereitungen mit Umsicht und in größter Stille. Von den fünfhundert Mann, welche er in der Hacienda zur Verfügung hatte, wählte er für den beabsichtigten Handstreich zweihundert der verläßlichsten Guerillas aus; die übrigen sollten als Besatzung und Reserve zurückbleiben.

Um zehn Uhr Abends trat Mazzaredo seinen Marsch an, dessen Ziel und Zweck er erst kurz vor dem Aufbruche seinen Leuten mittheilte, um deren Muth und Ausdauer anzuspornen. Die Zurückbleibenden schnitten etwas sauere Gesichter; obwohl auch ihnen ein Antheil von der fetten Beute versprochen worden war, hätten sie doch lieber gleich mitgethan, denn, wie diese Strolche aus Erfahrung wußten, hielt es bei solchen Affairen zumeist sehr leicht, ein oder das andere Maulthier für eigene Rechnung bei Seite zu schaffen, und der angekündigte Silbertransport mußte, nach dem Werthe berechnet, wenigstens Einhundert Tragthierladungen ausmachen. Die 300 Zurückbleibenden sahen sich also im Geiste um gut die Hälfte ihres Gewinnstes, durch ihre eigenen Kameraden betrogen. —

„Sie sind da!" flüsterten sich Mazzaredo's Leute leise in die Ohren als man in das Waldesdickicht gedrungen war und zwischen den Bäumen den Wiederschein von Lagerfeuern gewahrte.

Um aber ungesehen zur Stelle zu gelangen, von wo der Schimmer der Flamme kam, mußte man das ausgetrocknete Bett eines tiefen, zerklüfteten, rechts und links von steilen Felswänden begrenzten Wildbaches

wählen. Auf diese Weise war es möglich völlig unbemerkt mitten unter die Lagernden zu schleichen und derselben Herr zu werden, bevor sie sich noch zur Gegenwehr aufzuraffen vermochten.

„Bei allen Höllenteufeln!“ brummte Mazzaredo, der seinen Leuten voranschritt, sehr verdrießlich vor sich hin, als er das Flußbett plötzlich durch eine Unmasse von abgebrochenen Bäumen und Gesträuchen derart versperrt sah, daß an eine Passirung dieses unvermutheten Hindernisses gar nicht zu denken war. — Inzwischen drängte seine Mannschaft neugierig nach um zu erfahren, warum der Marsch plötzlich unterbrochen wurde.

„Excelencia!“ rief ein alter Guerilla ebenso erstaunt, als erschrocken dem General zu, als er einen Augenblick den Verhau gemustert, „Excelencia! diese Bäume da hat nicht das Wasser hierher gespült; Menschenhände sind dabei thätig gewesen, da — sehen Sie nur die Spuren der Aexte.“

„Wir sind in eine Falle gerathen!“ sagte Mazzaredo erblassend, und sich umwendend ertheilte er leise den Befehl, den Rückzug schleunig aber geräuschlos anzutreten.

Hastig drängte und stieß nun ein Jeder vor sich, um die Stelle, wo die hier mauerähnlichen Wände des Flußbettes sich weniger steil zu verlaufen anfingen, wieder zu gewinnen. Da erscholl plötzlich ein furchtbares Gekrache in kurzer Entfernung. Eine Unmasse von Bäumen und Felsstücken stürzte in die Schlucht herab und versperrte den Fliehenden jede Möglichkeit des Rückzuges. — Mazzaredo und alle seine Leute sahen sich gefangen, unrettbar verloren, denn über den Felswänden wurden jetzt ein paar hundert Gewehrläufe sichtbar, deren Mündungen sich nach unten richteten.

„Gnade, Gnade!“ jammerte es aus zweihundert Kehlen.

„Legt eure Waffen ab!“ erscholl von oben das Gebot. Die Guerilla in der Mausefalle beeilten sich dieser Aufforderung nachzukommen. Einige Dutzend Lassos wurden hinabgelassen, deren Zweck die Gefangenen sogleich erriethen. Sie banden je zehn bis fünfzehn Gewehre zusammen, welche sodann an den Lassos hinauf gehißt wurden. Auf die gleiche Weise wanderten sodann auch die Pistolen und Seitengewehre der Gefangenen in die Höhe.

Als dieses Geschäft zu Ende war, trat ein ältlicher Contre-Guerilla, der Offiziersabzeichen trug, an den Rand und frug:

„Wo ist General Mazzaredo?“

„Hier, hier," erwiderten hundert Stimmen auf einmal. Jeder wollte jetzt seinen guten Willen eifrigst an den Tag legen, um, wenn möglich, das nackte Leben zu retten.

„Schleppt ihn herbei!" fuhr der Contre-Guerilla fort.

Mazzaredo ward im Nu zur Stelle geschaffen. Nun schwirrte ein Lasso durch die Luft. Eine sehr geübte Hand mußte die Schlinge geworfen haben, denn im nächsten Augenblicke zog sie sich um den Leib des Generals zusammen und ehe sich der zu Tod erschrockene Mazzaredo zu besinnen vermochte, fühlte er sich bereits durch fünf oder sechs kräftige Rucke mehrere Klafter hoch emporgeschleudert und über die Felswand auf das Plateau gezogen.

„Nicht gemuckst, Ihr Andern!" donnerte nun der alte Offizier in die Schlucht hinab, „wenn Ihr keinen Fluchtversuch macht, soll Leben und Freiheit Euch erhalten bleiben."

Dies war mehr als die Gefangenen zu hoffen gewagt. Man pflegte ja auf beiden Seiten so kurzen Proceß zu machen. Die Guerilla in der Falle jubelten daher laut auf, und es bedurfte einer zweiten eindringlichen Ermahnung, bevor sie sich wieder vollkommen stille verhielten.

Etwa hundert kaiserliche Cazadores blieben zurück, um die Gefangenen zu bewachen. Sie hatten den Auftrag, schonungslos in die Schlucht hinabzufeuern, falls sie den geringsten Fluchtversuch ihrer entwaffneten Gegner wahrnehmen sollten.

Der alte Offizier, welcher früher seine Stimme erschallen ließ, deutete nun dem General Mazzaredo durch eine kurze Handbewegung an, daß er ihm nach dem nahen Lagerfeuer zu folgen habe.

„Sind Sie der ehemalige kaiserliche General Don Manuel de Mazzaredo?" frug er kurz, als er mit dem Angeredeten in das Carrée getreten war, welches die Cazadores gebildet hatten.

„Ich bin es!" antwortete Mazzaredo tonlos. Er sah ein, daß ein Leugnen hier zwecklos wäre, denn er gewahrte auf den ersten Blick mehrere Personen, welche ihn seit Jahren genau kannten.

Der graubärtige Offizier zog langsam ein Papier aus der Tasche und mit ruhiger, gleichgiltiger Stimme verlas er nun das in contumaciam vom kaiserlichen Kriegsgerichte in Mexiko schon am 26. Juli 1866 gefällte Erkenntniß, welchem zufolge der ehemalige kaiserliche General, Manuel de Mazzaredo wegen Treubruch und Desertion zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt wurde und welches nach Ergreifung

des Schuldigen, wann und wo immer, sofort nach geschehener Constatirung der Identität der Person in Vollziehung gesetzt werden sollte.

Gesenkten Hauptes hörte Mazzaredo der Verlesung zu und als selbe zu Ende war, ließ er sich willenlos in die Nähe der Grube führen, welche seinen Leichnam schon in der nächsten Viertelstunde in sich aufnehmen sollte. — Plötzlich belebte ein Hoffnungsstrahl die Züge des Delinquenten. Er gewahrte Gonzales, welcher ernst und gemessen soeben an der Spitze der Executionsmannschaft heranschritt. Aber Mazzaredo's Blut erstarrte von Neuem, als er in das wild rollende Auge des jungen Mannes blickte.

„Gonzales, Gonzales!" preßte der Verurtheilte, „ist es wirklicher, blutiger Ernst, oder sollte man mit mir nur einen grausamen Scherz vorhaben?"

„Dein Blut, Dein Herzblut will ich sehen, Du elender Verführer," grollte Gonzales mit dumpfer Stimme.

„Wie?" rief Mazzaredo erstaunt, „noch immer dieser unselige Irrthum! Dein Vater hätte Dir also noch immer nicht gesagt, daß —"

„Schweige, schweige!" schrie Gonzales, in die höchste Wuth gerathend. —

„Nein, Du mußt mich hören, Gonzales," entgegnete Mazzaredo, gleichfalls beinahe außer sich, „Estefania ist —"

„Deine Metze!" kreischte der Jüngling, und er vergaß sich in seiner leidenschaftlichen Erregung so weit, den Verurtheilten in das Gesicht zu schlagen.

Mazzaredo's Antlitz wurde purpurroth über die erlittene Schmach und zähneknirschend zerrte er an seinen Banden, welche ihm die Hände auf den Rücken gefesselt hielten.

Der alte Offizier trat dazwischen.

„Herr Hauptmann Altamira," begann er strenge, „Sie sind zu weit gegangen, und ich, als der ältere Offizier, ermahne Sie hiermit an die Spitze der Executionsmannschaft zurückzutreten und nur zu thun, was Ihre Pflicht erfordert."

Gonzales wollte Einsprache erheben. — Aber Don Garcia de Vibrera, so hieß der alte Offizier, welcher vor einigen Stunden zufällig mit seiner Abtheilung zu jener Altamira's gestoßen war und als der rangsältere Hauptmann den Befehl zu führen hatte, wiederholte seine früheren Worte im kurzen, kategorischen Commandotone und gab zugleich das Zeichen, daß dem Delinquenten die Augen zu verbinden seien.

Willenlos ließ Mazzaredo, moralisch wie physisch gebrochen, Alles mit sich geschehen, und sank, ein Stoßgebet leise seufzend, in die Kniee. Er hörte, wie die Hähne von neun Musketen knatterten.

„Schlagt an!“ erschallte das Commando aus dem Munde von Gonzales und instinktmäßig hielt der Delinquent den Athem an sich, in der nächsten Secunde des tödtlichen Rufes: „Feuer!“ gewärtig.

Aber Gonzales war grausam genug, sich an der Todesangst seines Opfers zu weiden und er ließ fast drei Minuten verstreichen, bevor er eine Wendung nach „Halb rechts“ machte, um den Befehl zur vernichtenden Decharge zu geben. —

„Haltet ein, haltet ein!“ schrie in diesem Augenblicke eine weibliche Stimme und Estefania stürzte zwischen den Bäumen mit aufgelösten Haaren auf den Delinquenten zu, den sie mit dem Ausdrucke des größten Entsetzens und der qualvollsten Angst mit ihrem eigenen Leibe deckte.

„Hinweg mit der Dirne! Reißt sie hinweg!“ kreischte Gonzales wie rasend, „hinweg, oder ihr Beide seid des Todes!“

„Ja, ja, tödte mich,“ rief Estefania mit wilder Energie und klammerte sich um so fester an Mazzaredo an, welcher seine Sinne schwinden fühlte und, um nicht umzusinken, sich an die neben ihm Knieende anlehnen mußte.

Einige Soldaten, welche als Zuschauer in der Nähe standen, machten Miene den Befehl ihres Hauptmannes zu vollziehen, nachdem der alte Vibrera, der weit im Hintergrunde an einen Baum gelehnt stand, und sein Zigaritos höchst behaglich dampfte, an dem weitern Verlauf der furchtbaren Scene gar keinen Antheil zu nehmen schien.

Aber in Estefania schien mit dem Muthe einer Löwin auch deren Kraft gefahren zu sein. — Die beiden Männer, welche es gewagt, sie anzufassen, stolperten nach rechts und links und abermals umklammerte sie Mazzaredo, der nunmehr wirklich besinnungslos geworden war.

„Nun, wohlan denn, Du freche Tochter der Venus!“ höhnte Gonzales, dessen Lippen weißer Schaum bedeckte, und indem er eine Pistole aus dem Gürtel zog, und selbe auf seine einstige Braut anschlug, setzte er mit hohler Stimme bei: „Du willst mit Deinem Buhlen sterben? So sei es denn; zuerst Du und dann er.“

„Heilige Jungfrau von Guadelupe!“ kreischte Estefania die Hände faltend, und mit dem Ausdruck der innigsten Andacht nach dem

Firmament blickend, hauchte sie: „Vergib, vergib, wenn ich den Schwur breche, welchen ich bei Deinem Namen geleistet. Höre, Gonzales, dieser Mann da ist — mein Vater!“

„Dein Vater?!“ rief Gonzales und senkte unwillkürlich den Lauf seiner Mordwaffe, „Dein Vater? Ha! Du willst mich nur belügen, willst Zeit gewinnen!“

„Nun, so lies nur einen einzigen dieser Briefe!“ ächzte das arme Mädchen und vor Scham und Schmerz beinahe vergehend, hielt sie Gonzales jene unwiderlegbaren Beweise von der Schande ihrer Mutter hin, welche ihr einst Mazzaredo in Malpica's Garten in der Vorstadt San Cosme überreicht hatte.

Mit fieberhafter Eile durchflog Gonzales zwei der Briefe, an deren Echtheit er nicht zweifeln konnte, denn auch ihm war die Handschrift der Señora Pepita Malpica sehr wohl bekannt.

Vernichtet starrte der junge Mann eine Weile vor sich hin und zufällig traf sein Blick die Executionsmannschaft hinter sich, welche noch immer ihre Flinten angeschlagen hielt. — Ein Schauer rieselte über seinen Rücken, denn er bedachte wie leicht durch einen Zufall oder ein Mißverständniß die Decharge erfolgen, und Estefania, seine arme, unschuldige Estefania, welche er wieder lieben durfte, und in diesem Augenblicke auch bereits wieder mit der ganzen Glut seiner Seele liebte, getödtet werden konnte.

Mit einem Satze sprang er daher vor die todtbringenden Gewehrläufe und mit zitternder, fast gebrochener Stimme lallte er: „Setzt ab.“ — Tief und erleichtert seufzte er auf, als er dieses Commando vollzogen sah.

Inzwischen hatte Estefania die Binde von des ohnmächtigen Mazzaredo Haupt gerissen und die Knoten der Stricke, welche seine Hände blutig schnitten, mit unglaublicher Kraft und Fertigkeit gelöst.

„Was soll das bedeuten?“ sagte kalt und hochmüthig der alte Capitano de Vibrera, der mit finsterer, unheilverkündender Miene zur Gruppe trat.

„Daß der Vater meiner Braut nicht erschossen wird!“ entgegnete Gonzales trocken, während er gelassen das Paket Briefe, welches er von Estefania erhalten, in der Brusttasche versorgte und den Rock langsam zuknöpfte.

„Ich hoffe schlecht gehört zu haben,“ warf Vibrera anscheinend gelassen hin, während er Mühe hatte, seinen Zorn zu beherrschen.

„Nun gut, Herr Kamerad," sagte Gonzales, während er zu Estefania trat, um derselben bei ihren Bemühungen, Mazzaredo in's Leben zurückzurufen, behilflich zu sein, „nun gut, so will ich Ihnen wiederholen, daß General Mazzaredo von mir die Erlaubniß erhält, sammt seiner Tochter von hier sich frank und frei zu entfernen."

„Wenn ich nichts dagegen einzuwenden habe," polterte Vibrera, „das Urtheil des Kriegsgerichtes muß vollzogen werden, verstehen Sie mich, Sie, Herr Kamerad!"

Den alten Kriegsknecht hatte das letztere Wort im Munde des jungen Mannes sehr stark gewurmt, wie er denn überhaupt auf den Kriegsruhm des heldenmüthigen Gonzales in hohem Grade neidisch und insgeheim darüber sehr erbittert war.

„Capitano de Vibrera wird höflich ersucht, sich nicht in meine Angelegenheiten einzumischen oder —" drohte Gonzales und schlug bedeutungsvoll an seine Seitenwaffe.

„Oho! Meuterei!" höhnte de Vibrera und langte nach einer Pistole in seinem Gurte, „nun warte, mein feuchtohriges Bürschchen, Dir will ich sogleich Mores lehren!"

Der alte Capitano hatte aber nicht die Zeit, seine Drohung auszuführen; mit einem fürchterlichen Fluche ließ er die Pistole aus der Hand fallen. Gonzales' Klinge hatte ihm blitzschnell den rechten Arm durchstochen.

Ein fürchterlicher Kampf drohte zu entbrennen, denn die Mannschaften der beiden, heute zu einander gestoßenen kaiserlichen Abtheilungen nahmen Partei für ihre Hauptleute.

Da krachten mehrere Schüsse zwischen den Bäumen hervor. De Vibrera von mehreren Kugeln zugleich getroffen, stürzte leblos zu Boden. — Mazzaredo's in der Hacienda zurückgelassene Mannschaft war auf dem Kampfplatz erschienen. Der Ueberläufer, welcher in der Hacienda zurückbehalten worden war, hatte sich nämlich im letzten Augenblicke anders besonnen und Estefania, welche schon seit längerer Zeit bei ihrem natürlichen Vater weilte, gegen eine große Belohnung den ganzen Anschlag, um Mazzaredo durch List in die Gewalt der Kaiserlichen zu bringen, entdeckt. — Wie von der Windsbraut getragen, eilte das arme Mädchen aus der Hacienda fort, nach der bezeichneten, ihr wohlbekannten Stelle des Waldes; die Mannschaft in der Hacienda, beschämt durch den Muth und die Energie eines schwachen Weibes, beschloß nach kurzer Berathung einen Versuch zur Rettung

ihres Generals und ihrer gefangenen Kameraden zu thun. Letztere waren bald in der Lage sich zu befreien, als ihre Hüter oben am Felsrande sich eiligst zurückziehen mußten, um an dem erbitterten Kampfe in der Lichtung des Waldes theilzunehmen.

Gonzales, einen Augenblick unschlüssig, welches Benehmen er einhalten sollte, hörte auf die Stimme der Ehre, welche ihm gebot, seine Leute nicht einer gänzlichen Vernichtung preiszugeben, indem er sie etwa schmählich im Stiche ließ. — Er ordnete daher mit großer Geistesgegenwart und Vorsicht den Rückzug an und er selbst war der Letzte, welcher sich in das schützende Dickicht des Waldes warf.

„Adios, Estefania! Auf Wiedersehen!" rief er dem holden Kinde zu, das noch immer neben seinem Vater kniete und dessen Leib schützend umschlungen hielt, ruhig und furchtlos darein blickend, ungeachtet des Kugelregens, der über ihrem schönen Haupte dahinsauste.

Mit geringem Verluste war es dem jungen Helden gelungen, seine Leute nach Querétaro zurückzuführen. Ein furchtbarer Verdacht war in Gonzales Seele aufgestiegen.

VI.

Vier Fliegen mit einem Schlage.

„Nun, wann werden wir endlich abreisen können?"

Diese Frage stellte mit aufmerksamer, besorgter Miene ein alter Bekannter von uns an Doctor N...., ein ehemaliger Feldarzt des österreichischen Freiwilligencorps, der in Mexiko eine sehr gute Partie gemacht, und deshalb den Entschluß gefaßt hatte, in der Hauptstadt zu bleiben, wo er ein großes Renommée als Arzt genoß.

„Hm," erwiderte der Gefragte, „bevor nicht die Aequinoctialstürme ausgewüthet haben, möchte ich entschieden von einer Reise über den Ocean warnen. — Beiläufig in drei Wochen, also mit Mitte April — —"

„Sie haben leicht reden, lieber Doctor," unterbrach ihn der Baron von Schwarzenfels, „bis dahin wird aller Wahrscheinlichkeit nach

die Hauptstadt von den Dissidenten vollkommen eingeschlossen und unsere Entfernung von hier unmöglich sein. Ich hasse, ich verabscheue jetzt dieses perfide Land und auch Zoraïde, sowie Alice wünschen nichts sehnlicher als von hier loszukommen."

„Ich wiederhole nur," bemerkte der Arzt warnenden Tones, „daß die edle Dame noch nicht in der Lage wäre, ohne evidente Gefahr sich den Strapazen einer langen Seereise auszusetzen. Die Wunde ist zwar vollkommen geheilt, aber sie leidet jetzt sehr am Herzklopfen und dieses Nachübel muß gehoben sein, bevor sie die Blutirritirung, welche das Schwanken eines Schiffes mit sich bringt, ohne Gefahr für das Leben, verstehen Sie mich wohl, Herr Baron, ohne Gefahr für das Leben, zu ertragen vermag. — Sehen Sie doch nicht gar so finster darein! Nur noch drei Wochen und die gnädige Frau ist vollkommen hergestellt, dafür bürge ich."

Stanglhuber und Miß Alice waren stumme Zeugen dieser dem Baron keineswegs angenehmen Erörterungen. In Mexiko war ihm und den Seinigen in der That so viel des Schlimmen begegnet, daß er jetzt eine Art Heimweh zu verspüren anfing. Sogar seine aufopfernden Dienste für das Kaiserreich hatten ihm zuletzt nur Undank eingetragen. Auch nach der Affaire von Maravatio, welche seine theuere Freundin Zoraïde in die äußerste Lebensgefahr gebracht, zogen er und sein getreuer Franz neuerdings das Schwert für den Monarchen, den sie einmal den Eid der Treue geleistet, und all das Unglück, welches über ihn im Herbste des Jahres 1866 hereinbrach, würde beide Männer nur um so mehr bestimmt haben bis zum letzten Augenblick auszuharren, hätte es auch ihr Theuerstes gekostet.

Da ließ sich Schwarzenfels eines Tages hinreißen über die im December 1866 schamlos und unverhüllt in der Umgebung des Monarchen sich breit machende Pfaffenwirthschaft etwas derbe Ausdrücke zu gebrauchen. Eine heftige Scene zwischen ihm und Pater Fischer, wobei letzterer einige Souvenirs wegbekam, welche sich nicht in die Tasche stecken lassen, war die Folge hiervon und der Baron mußte zur Satisfaction des beleidigten Cabinetschefs quittiren. Natürlich that nun auch Stanglhuber dasselbe und nur Zoraïdens leidender Zustand hielt unsere Freunde noch in Mexiko zurück.

„Was unser Hinauskommen aus Mexiko unter allen Umständen betrifft," ergriff nun die holde Alice lächelnd das Wort, „so ist mir darum nicht bange; unser Freund François wird, wie er mir so

eben zu sagen die Güte hatte noch heute aufbrechen, um uns die erforderlichen Pässe zu besorgen."

„Ei der Tausend," rief der Baron erstaunt und eine entschiedene Mißbilligung war in seinen Zügen zu lesen, „bist Du denn rein toll geworden, mein lieber Franz, willst Du um jeden Preis Deine Haut in Mexiko zu Markt tragen?"

„Keines von Beiden," entgegnete der Marchese de Lisboa ruhig, „ich habe nur einen kleinen Spazierritt nach Toluca vor, wo das Hauptquartier der feindlichen Vorhut, welche zur Cernirung der Hauptstadt heranmarschirt, sich befindet und übermorgen bin ich zuverlässig wieder zurück. Fernandez wird mich begleiten."

Der Baron schüttelte abermals das Haupt und sagte: „Ich fürchte sehr, daß ich keinen von Euch Beiden je wieder sehe."

„Diese Besorgniß theile ich durchaus nicht," warf Alice rasch ein, „und ich wäre beinahe versucht die Promenade mitzumachen."

„Doctor!" schrie Schwarzenfels entsetzt, „fühlen Sie doch schnell dem närrischen Mädchen den Puls; bei Gott auch die ist wahnsinnig geworden."

„François und ich sind vollkommen bei Trost, mein liebes Papachen!" lächelte das liebliche Kind, „aber hinter dem Ausfluge unseres wackeren Freundes steckt ein doppeltes Geheimniß."

„Was? Ihr Zwei habt Geheimnisse miteinander, Geheimnisse hinter meinem Rücken, hinter dem Rücken Deiner Mutter? Du sprichst wohl nur im Scherze?"

Nach diesen Worten fixirte der Baron scharf seine künftige Stieftochter, welche über und über erröthete. Erschrocken über dieses Symptom wandte er sich dann rasch nach Stanglhuber, welcher etwas abseits stand und höchst phlegmatisch eine Puros dampfte. Die Gleichgiltigkeit, die sich in den Zügen seines bewährten Schicksalsgenossen abspiegelte, machte ihn froh aufathmen. Nichtsdestoweniger wollte er seinen letzten Zweifel geschwunden sehen und sagte:

„Vergib mir, mein guter Franz, ich hatte Dich eben in einem abscheulichen Verdachte! Ich ließ mich einen Augenblick zu dem Wahne verleiten, ich hoffe zu Gott, daß es wirklich nur ein Wahn ist, zwischen Dir und Alice bestünde ein geheimes Einverständniß."

„Das ist auch wirklich der Fall," scherzte Alice in der munterSten Laune und drückte ihrem Papachen, wie sie den Baron schon lange zu nennen gewohnt war, einen herzhaften Kuß auf den Mund.

Der Doctor, welcher merkte, daß er überflüssig zu werden begann, empfahl sich rasch.

Schwarzenfels rieb sich die Stirne. Er wähnte zu träumen. Nach einer kleinen Pause begann er sehr ernst:

„Ich glaube, es wird Dir, meine liebe Alice, der Umstand, daß François bereits verheiratet ist, nicht unbekannt sein. Falls Du ihn vergessen hättest, müßte ich Dich und Ihn hieran etwas mehr en detail erinnern."

„Oh!" erwiderte Alice ohne Besinnen und Verlegenheit, „wir haben erst vor einer Stunde von seiner Frau und seinem Söhnchen miteinander gesprochen. Er zeigte mir das Porträt, das ihm durch eine dritte Hand aus Wien dieser Tage zukam. Ein recht nettes Weibchen diese arme verlassene Elise und das kleine Fränzchen, ach muß das ein herziges Bübchen sein. Wie freue ich mich, daß ich Beide recht bald werde kennen lernen; meine Sympathie gehört bereits ihnen."

„Machen wir der Sache ein Ende," nahm nun Stanglhuber das Wort, „Alice und meine Wenigkeit führen zwei kleine Ueberraschungen im Schilde, und ich hoffe, daß Sie, Herr Baron, uns nicht unsere Freude dadurch verderben, indem Sie auf weiteren Erörterungen bestehen."

„Nun denn in Gottes Namen!" sprach der Baron resignirt, „ich weiß, daß Du einer unehrenhaften Handlung ebensowenig fähig bist, als einer kindischen Thorheit. Ueberrasche mich also nach Herzenslust, aber ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß es von Alice mit ihrer zuvor ausgesprochenen Geneigtheit Dich nach Toluca zu begleiten, nicht Ernst gemeint sei. Ohne Zoraïdens Zustimmung könnte ich solch eine gefährliche Promenade nun und nimmer gestatten."

„Ach wie können Sie, Papachen, nur denken, daß ich meine kranke Mutter verlassen werde!" rief Alice mit einem allerliebsten Schmollen.

„Das habe ich mir ohnehin gedacht, mein gutes Kind," sagte Schwarzenfels begütigend, „aber Franz, Franz, mir bangt um Dich und unseren prächtigen Burschen, den Fernandez. Ihr Beide bezahlt eueren Vorwitz vielleicht mit euerem Leben! Wenn man Euch wie Hunde niederschießt, wer frägt darnach in dieser schrecklichen Zeit?"

„Lachen Sie mich aus, wenn Sie gerade Lust dazu verspüren", antwortete Stanglhuber ganz ernst, „aber ich bin gewiß, daß uns auf dem ganzen Wege hin und zurück nicht ein einziges Haar gekrümmt werden wird. Die alte Amina hat es mir prophezeit und bei Gott,

nach alldem, was ich bisher von der Sehergabe dieser Mumie selbst erprobt, hielte ich es nunmehr für eine Sünde, in ihre Worte Zweifel zu setzen."

„Wirklich? Amina hätte Deiner Reise ein gutes Horoscop gestellt!" sagte der Baron lebhaft, „hm! Du weißt, daß ich in derlei Dingen stets ein Erzzweifler gewesen bin, aber allen jenen Thatsachen gegenüber, welche für den wahrhaft wunderbaren Fernblick der lahmen, eingeschrumpften, halberblindeten Greisin sprechen, muß sich alle menschliche Philosophie verkriechen. Und wann trittst Du Deine Reise schon an?"

„In etwa zwei Stunden, mit Eintritt der Dämmerung und ich werde mich zuvor noch von Ihnen verabschieden, Herr Baron."

„Du wirst mich bei Zoraïde treffen", sagte Schwarzenfels und eilte in das anstoßende Gemach.

„Ich begleite Sie, Papachen", rief Alice, welche während des Gespräches zwischen beiden Männern sich bei einem Schreibtische beschäftigte, „gleich schlägt es fünf Uhr und keine Hand als die meinige soll Mütterchen die Mahlzeit reichen."

Hastig eilte sie dem Barone nach, drückte aber Stanglhuber im Vorbeigehen verstohlen das rosafarbige Billet-doux in die Hand, welches sie soeben unbemerkt geschrieben hatte.

Ganz wohlbehalten langten Stanglhuber und sein Knappe Fernandez am folgenden Morgen nach einem ebenso langen als langweiligen Nachtritte in Toluca an, welches in einer fruchtbaren an Mais und Maguey reichen Gegend, 8561 Fuß über dem Meere, in der Nähe eines mächtigen Porphyrgebirges gelegen ist, über 12.000 Einwohner zählt und sich durch seine schöne Bauart und namentlich durch seine schönen Arkaden (Portales) an den Straßen auszeichnet. Diese Stadt treibt bedeutende Lichter- und Seifen-Fabrikation und ist auch durch ihre Würste und Schinken, welch' letztere in Zucker eingemacht, im ganzen Lande versendet werden, sehr berühmt.

Sowohl Stanglhuber als sein Begleiter trugen sich nach mexikanischer Sitte. Am Eingange der Stadt stießen sie auf den ersten Vorposten der Dissidenten. Auf das Quien viva? (Wer da?) der Schildwache gab Stanglhuber mit vollkommener Ruhe und Sicherheit die Parole ab, worauf er und sein Diener ohne Anstand passiren durften In der Stadt selbst war Stanglhuber, der schon öfters in Toluca gewesen, keinen Augenblick im Zweifel, wohin er sich zu wenden habe. Auf dem großen prachtvollen Hauptplatze, gerade der Kirche gegenüber,

übergab er vor dem Palaste, vor welchem zwei Schildwachen träge auf und ab schlichen, sein Pferd Fernandez und sicheren Schrittes eilte er die Treppen hinan. Er befand sich im Hauptquartiere der Dissidentenabtheilung, welche Toluca und Umgebung besetzt hielt und das zur Cernirung der Hauptstadt bestimmte Gros der Armee hier erwarten sollte. Wenige Worte, welche er mit dem Offizier du jour wechselte, genügten, um ihm sogleich beim Commandanten en chef Einlaß zu verschaffen, welcher nach orientalischer Sitte auf den Knieen kauerte und mit größtem Wohlbehagen seinen Tschibuk schmauchte. — Auf den ersten Blick mußte man erkennen, daß dieser Mann, obwohl er die Uniform eines mexikanischen Obersten der Dissidenten trug, kein Mexikaner, sondern ein Orientale sei. Er war ein schöner, junger Mann von etwa 32 Jahren und jetzt, wo er bei Stanglhuber's Eintritt mit großer Lebhaftigkeit und dem Ausdrucke der herzlichsten Freude von seinem niedrigen Sitze wie elektrisirt emporschnellt, gewahren wir, daß er hoch gewachsen, muskulös und in seinen Bewegungen ebenso gewandt als elegant ist.

Wir sehen Osman Bey vor uns, dessen wir schon bei mehreren Gelegenheiten erwähnten. Wie wir wissen, diente er bis zum Jahre 1864 als Major in der türkischen Armee und ging um jene Zeit, mit einigen Empfehlungsbriefen des amerikanischen Gesandten in Konstantinopel versehen, nach Washington, wo ihn der Bevollmächtigte des Präsidenten Juarez als Oberst in General Ortega's Corps engagirte. Den Grund der Parteinahme des Muselmann's für die Sache der mexikanischen Republik werden wir sogleich erfahren.

Osman Bey sprach sehr gut sowohl französisch als spanisch. Er hatte eine ganz europäische Erziehung genossen, und sich auch als Soldat bereits durch Muth und militärische Fähigkeiten vielfach und auf das rühmlichste ausgezeichnet.

Noch während Osman Bey seine Freude kund gab, endlich die persönliche Bekanntschaft des Marchese de Lisboa zu machen, kramte Stanglhuber aus der Tasche ein ziemlich umfangreiches Paket, auf welches er lächelnd jenes rosafarbige Billet-doux legte, das ihm Alice im letzten Moment gestern Abends ganz heimlich zugesteckt hatte.

Osman Bey langte hastig nach dem Briefchen und bevor er noch dasselbe öffnete, drückte er mehrere heiße Küsse darauf. Seine Augen glänzten vor Wonne und Seligkeit als er den Inhalt las. Dann entkleidete er behutsam das Paket seiner Umhüllung; ein Ausruf

des Erstaunens entrang sich seinen Lippen als er die prachtvolle, mit einem unendlichen Aufwande von Fleiß und Geschicklichkeit gestickte Schärpe gewahrte, an welcher Alice so manche Woche gearbeitet hatte.

„Hat wirklich Niemand eine Ahnung, wie theuer mir Alice ist?" begann endlich Osman Bey als sich der Paroxysmus seines Freudentaumels etwas gelegt hatte.

„Weder der Baron noch die gute Zoraïde lassen es sich im Entferntesten beifallen, daß der langjährige Berichterstatter über Leben und Treiben des alten Emirs, zur Enkelin des Helden Abd-el-Kader in nähere Beziehungen getreten sei," entgegnete Stanglhuber lächelnd, „wer sollte es auch wissen, daß Sie im vorigen Jahre sich mehrere Male mit größter Lebensgefahr in die Hauptstadt eingeschlichen hatten, um Ihre Briefe aus Damaskus Alicen persönlich zu überbringen."

„Und ich bin bereit dieses Wagniß noch hundert Mal zu bestehen," rief Osman Bey, „wann reisen wir ab?"

„In einigen Stunden, sobald ich mein kleines Geschäft mit Ihrem Adlatus, dem Herrn Major Cadenugo in Ordnung gebracht habe," sagte Stanglhuber und sein Gesicht verzog sich dabei sehr sonderbar.

„Meinerseits ist bereits Alles nach Verabredung arrangirt," bemerkte Osman Bey, „für Sie und Fernandez sowie für mich und die zwei Diener, welche ich mit uns nehme, stehen die frischen Pferde schon gesattelt im Stalle und damit Sie in Ihrer Unterhaltung mit Cadenugo nicht gestört werden, will ich sogleich die nöthigen Befehle ertheilen."

Während Osman Bey's Abwesenheit servirte ein Diener mehrere Erfrischungen, welche dem durch den langen Nachtritt völlig ausgehungerten Stanglhuber sehr wohl bekamen. Auch Osman Bey nahm schließlich an dem luculischen Frühstücke Theil und im Nu waren ein paar Stündchen im angenehmsten Geplauder verflogen.

Osman Bey sah nach der Uhr.

„Major Cadenugo wird jetzt eben nach Hause gekommen sein; ich ließ ihn wissen, daß ich Punkt zehn Uhr bei ihm einen alten, lieben Bekannten, der sich recht sehr freue ihn wiederzusehen, persönlich einführen würde," bemerkte Osman Bey schmunzelnd.

„Gehen wir, gehen wir!" rief Stanglhuber hastig und an des Obersten Arm schlenkerte er aus dem Palais nach dem Ende der Stadt zu, wo der Herr Major und Adlatus Don Cadenugo in einer

einsam stehenden Villa wohnte, welche von einem starken Piquet Soldaten bewacht wurde.

Beim Anblicke des Commandanten en chef trat die Wache unter das Gewehr. — Osman Bey ertheilte dem das ganze Piquet befehligenden Offiziere eine kurze Ordre.

Major Cadenugo, wie wir schon wissen ein Mann von der vollendetsten mexikanischen Höflichkeit, erwartete seinen Besuch bereits auf dem Corridor, denn er hatte den Ruf der Schildwache, unter das Gewehr zu treten, vernommen und seine Neugierde den „alten Freund" zu sehen, welchen ihm sein Oberst persönlich zuführte, war keine geringe.

Stanglhuber, der seit einigen Monaten einen dichten Vollbart trug und seinen breiten Sombrero tief in's Gesicht gedrückt hatte, kam dem Major auf den ersten Anblick ganz fremd vor, zumal er früher Stanglhuber stets nur in der Uniform sah und die mexikanische Nationaltracht ihm in der That ein ganz verändertes Aussehen lieh. — Auf Fernandez, der sich, in gewöhnliche Dienertracht gehüllt, im Dunkel des Corridors hielt, achtete Cadenugo gar nicht.

Erst als man durch zwei Vorgemächer in den Empfangssalon gelangt war, nahm Stanglhuber seinen Hut ab und wünschte dem Major mit ironischer Höflichkeit einen „guten Morgen!"

Cadenugo prallte erschrocken zurück.

„Valga me Dios!" rief er verwirrt, „wie Sie, Sie hier? Wie soll ich das deuten, mein Oberst?"

„Der Herr Marchese steht nicht mehr in kaiserlichen Diensten und wir verletzen daher durch einen Umgang mit ihm durchaus nicht unsere Dienstpflicht," erläuterte Osman Bey kurz.

„Ha, ha!" lachte Cadenugo, indem er Stanglhuber's Hand schüttelte, „also auch Sie sind zur Raison gekommen, daß es mit der anderen Partei nichts heißt; freut mich sehr, freut mich sehr!"

„Ich muß die Herren allein lassen," nahm nun Osman Bey das Wort, „ich habe eine dringende Estaffete in unser Hauptquartier zu expediren. Adios, Señores."

Nach diesen Worten eilte der Oberst nach flüchtigem Gruße raschen Schrittes davon.

„Und was verschafft mir wohl die Ehre Ihres Besuches, Señor Marchese?" frug Cadenugo als sich die Thüre hinter dem Obersten geschlossen.

„Wir zwei haben noch eine kleine Rechnung vollkommen in's Reine zu bringen," sagte Stanglhuber kurz.

„Eine Rechnung," wiederholte Cadenugo erstaunt, „daß ich nicht wüßte! Die 100.000 Piaster Lösegeld habe ja ich ohne Anstand eincassirt; der Herr Baron von Schwarzenfels ist mir daher nichts mehr schuldig."

„Es freut mich dies zu hören," sagte Stanglhuber trocken, „aber, mein lieber Herr Major, mit welchem Rechte haben Sie eigentlich die Kriegscasse mit 80.000 Piaster und das Lösegeld sich zugeeignet?"

„Nach welchem Rechte!" lachte Cadenugo aus vollem Halse, „nach welchem Rechte? Nach dem Kriegsrechte, nach dem Rechte des Stärkeren. — Doch Spaß bei Seite, Ihr Geld hat mir Glück gebracht, ich habe es im Spiele bereits mehr als verdoppelt."

„Ei das wäre!?" rief Stanglhuber, „und das viele Geld führen Sie immer bei sich?"

„Freilich. Wo wäre es auch sicherer als bei mir selbst, zumal ich, unter uns gesagt, nur auf eine gute Gelegenheit passe um mich vom Dienste ganz zurück zu ziehen. Mit fast 400.000 Piaster in Gold und guten englischen Papieren in der Tasche wäre man wohl ein Narr, sich länger den bleiernen Pillen zu exponiren und wenn Sie mir ein Mittel wüßten mein Vermögen in Sicherheit zu bringen, würde ich Ihnen sehr dankbar sein. Ihrer Redlichkeit möchte ich unbedingt vertrauen, während kein einziger meiner Landsleute auch nur einen Augenblick anstände, mir den letzten Centavo zu stehlen. Chez nous n'est rien organisée que le vol. (Bei uns ist nichts organisirt als der Diebstahl). Ich muß es wohl wissen, ich war ja über zehn Jahre Plateados, und zwar nicht einer der schlechtesten."

„Ich schwöre Ihnen," erwiderte Stanglhuber, „daß Ihr ganzes Vermögen in sehr sicheren Händen aufgehoben sein soll, wenn Sie meinen freundlichen Rath in All und Jedem befolgen."

„Nun und wie hätte ich das anzufangen?" sagte Cadenugo eifrig. —

„Vor Allem legen Sie Ihren Schatz hier auf diesen Tisch."

Der Major beeilte sich, eine schwere eiserne Cassette, welche ihm zur Rechten in den Fußboden eingeschraubt war, aufzuschließen. Er legte sechs Säckchen mit Gold und etwa 30—40 Werthpapiere auf den Tisch. —

„Ich behalte stets nur so viel Geld im Hause," warf Cadenugo

hin, „als ich gerade zum Spiele brauche, alles andere setze ich sogleich in englische Papiere um, denn ich will Mexiko ganz verlassen und mich in London oder Paris ansässig machen."

Stanglhuber nahm ein leeres Blatt Papier zur Hand und summirte bedächtig den Gesammtwerth des ganzen Mammons, der vor ihm auf dem Tische lag.

„Fürwahr, ein recht artiger Schatz!" nickte endlich Stanglhuber, als er mit seinem Calcül zu Ende war, „weit mehr als zwei Millionen Francs, nämlich 422.000 Piaster macht Ihr ganzes Vermögen aus. Ich gratulire, Herr Major, ich gratulire."

Cadenugo schmunzelte vergnügt und wollte seinen Schatz wieder in die Cassette zurücklegen.

„Noch einen Augenblick," sagte Stanglhuber ruhig und legte seine beiden Hände auf den Stoß Werthpapiere vor sich, „wenn mich aber jetzt die Lust anwandelte, diese Papiere zu mir zu stecken?"

„Das wäre ein schlechter Spaß!" lachte Cadenugo herzlich, „ein Ruf von mir und die Wache käme herauf, um Sie festzunehmen."

„Gut," fuhr Stanglhuber den gleichen Ton anschlagend fort, „stellen wir die Wache auf die Probe, — raps — da stecken schon Ihre Wechsel sammt und sonders in meiner Tasche."

„Treiben Sie keine Dummheiten!" rief Cadenugo ärgerlich, „ich kann doch einen alten Kameraden, einen Mann, welchen mein Oberst bei mir eingeführt, nicht vor meinen Leuten als Dieb blamiren, sollte es auch offenbar nur zum Spaße geschehen."

„Und ich wette, Herr Major, daß Sie mich nicht blamiren können; gilt's? Ich setze 1000 Piaster."

„Daß ich ein Narr wäre," entgegnete Cadenugo kichernd. „Sie wollen mich überlisten; Sie würden meine Wechsel auf den Tisch zurücklegen, bevor die Wache eintritt und der Blamirte wäre dann ich. Ha, ha, ha! Cadenugo ist ein Schlaukopf, den bekommen Sie so leicht nicht daran, mein theuerster Freund!"

Plötzlich stutzte aber der Major. Die Gesichtszüge seines Gastes hatten auf einmal ein so diabolisches Aussehen angenommen, daß er unwillkürlich Schlimmes zu ahnen begann. — Er stürzte nach dem Fenster, um nach der Wache zu sehen.

„Sie bemühen sich umsonst, Herr Major," sagte Stanglhuber im ironischen Tone und trat Cadenugo knapp an die linke Seite, „das ganze Piquet ist mit dem Herrn Obersten abgezogen und auch

Ihre Dienerschaft hat das Feld geräumt; wir Drei allein befinden uns im Hause."

„Wer ist der Dritte?" preßte Cadenugo, dem der Angstschweiß auf die Stirne trat.

Statt der Antwort stieß Stanglhuber in ein silbernes Pfeifchen. Fernandez, in der Hand eine Pistole haltend, deren Hahn gespannt war, trat ein und stellte sich bei der Thüre auf.

„Sie haben," begann nun Stanglhuber gelassen, „zuvor einbekannt, daß Sie nur durch das Recht des Stärkeren in den Besitz der Kriegscasse und des Lösegeldes gelangt sind und da Sie diesen Rechtstitel als vollkommen honett selbst hinstellten, so sehe ich keinen Grund ein, warum ich nicht jetzt dem Baron die ihm von Ihnen abgenommenen 180.000 Piaster zurückerobern sollte."

Cadenugo kniff die Lippen. Er begriff, daß er ganz und gar in die Gewalt seines Gegners gerathen sei, und daß er von Glück sagen könne, wenn er mit der Zurückgabe des Raubes davon kam. Es blieb ihm ja noch immer mehr als die Hälfte der 422.000 Piaster, wenn er die 180.000 an Schwarzenfels zurückgab. — Er beeilte sich daher in so freundlichen Worten als es seine innere Wuth gestattete, zu letzterem seine Bereitwilligkeit zu erklären.

Stanglhuber zog sämmtliche Werthpapiere aus der Tasche, zählte davon Wechsel im Werthe von 180.000 Piaster ab und legte den Rest langsam auf den Tisch vor sich. — Cadenugo wollte das Paket, welches noch immer mehr als eine Million Francs repräsentirte, an sich nehmen. — Stanglhuber verhinderte ihn jedoch daran und sagte: „Gemach, Herr Major, unsere Abrechnung ist noch nicht zu Ende."

Cadenugo verfärbte sich; er glaubte bereits Alles in Ordnung. Aber schnell erheiterte sich sein Antlitz und er rief:

„Ach ja, Sie sprechen für die zehn Monate, als die 180.000 Piaster in meinem Besitze sich befanden, die Interessen an? Sind Sie um unser Geschäft schnell zu beendigen, mit 20.000 Piaster zufrieden?"

„Angenommen," erwiderte Stanglhuber mit einem leichten Kopfnicken und von dem Reste pr. 242.000 Piaster zählte er bedächtig die von Cadenugo offerirten hohen Percente ab und ließ diesen Betrag den 180.000 Piastern in seiner Brusttasche Gesellschaft leisten.

Cadenugo, der vor Aufregung und Angst am ganzen Leibe zitterte, machte jetzt abermals Miene sich der Papiere zu bemächtigen, welche so einladend vor ihm wieder auf dem Tische lagen.

Aber auch diesmal wehrte Stanglhuber seinem Vorhaben, indem er ganz naiv sagte: „Sind wir denn schon zu Ende?"

Cadenugo knirschte mit den Zähnen. — Es wurde ihm klar, daß sein unbarmherziger Gegner eine grausame Rache im Sinne habe und alles Frühere nur eine Einleitung gewesen sei.

„Bis zu dem Augenblicke," nahm Stanglhuber mit einer für den Major wahrhaft entsetzlichen Ruhe das Wort, „bis zu dem Augenblicke, wo Sie in Maravatio für gut befanden, unser Freicorps zum Treubruche zu verleiten, hatte der Herr Baron von Schwarzenfels für seine Truppe nicht weniger als 327.694 Piaster baar ausgelegt. — Dieses Geld ist völlig zwecklos verloren, denn bevor noch das Freicorps gegen den Feind einen einzigen Schuß gethan, haben Sie, Herr Major Cadenugo, es den Dissidenten zugeführt. — Ich bin daher so frei, nach Ihrer Theorie vom Rechte des Stärkeren, von Ihnen auch den Ersatz der genannten Ausrüstungskosten zu fordern und diesen Rest in Papieren und Geld zu confisciren, wonach Sie uns noch immer 105.694 Piaster schuldig bleiben würden, ich sage würden, denn ich gedenke die Rechnung zwischen uns noch in dieser Stunde für alle Zeiten abzuschließen."

„Man will mich ermorden?" schrie Cadenugo wild und sein Blick suchte nach seinen an der Wand hängenden Waffen, deren sich aber Fernandez schon längst bemächtigt hatte.

„Beruhigen Sie sich, mein Herr!" sagte Stanglhuber gelassen „den Strick hätte Ihre elende Verrätherei zwar schon längst verdient, aber da ich, Gott sei Dank, nicht mehr Offizier bin, fühle ich gar keinen Beruf in mir, mich weiter in die mexikanischen Händel zu mischen. Ich will nur eine Privatangelegenheit des Baron von Schwarzenfels in's Reine bringen. Kommen wir also zu Ende. — Fernandez! Fülle Deine Umhängetasche mit diesen Goldsäckchen, während ich den Tisch von diesen Papierchen rein mache. — So — und nun, mein lieber Cadenugo werde ich Ihnen den Schuldrest von 105.694 Piaster quittiren."

Nach diesen Worten langte Stanglhuber nach der schweren Reitpeitsche, welche an seiner Seite hing.

„Höll und Teufel!" knirschte Cadenugo und wie eine Wildkatze sprang er auf Stanglhuber los. Aber dieser, ein großer, überaus kräftiger und gewandter Mann, hielt den kleinen, schmächtigen Creolen, als ob er nur ein Bübchen gewesen wäre, mit der linken Faust

am Rockkragen fest und nach unten, während seine rechte unbarmherzig und unermüdlich die Peitsche handhabte.

„Sie werden zugeben," sagte Stanglhuber, als er endlich halb athemlos den schuftigen Verräther wie einen räudigen Hund weit von sich weg in eine Ecke des Salons geschleudert hatte, „Sie werden zugeben, Don Cadenugo, daß die wohlverdienten Schläge, die Sie bekamen, Ihnen sehr glänzend honorirt wurden. — 105.694 Piaster für fünfzig bis sechzig Hiebe, sind ein schweres Geld."

Cadenugo brüllte vor Scham, Wuth und Schmerz wie ein Stier. —

„Binde und kneble den Schurken," befahl Stanglhuber seinen Knappen. — In einem Nu hatte Fernandez diese Ordre vollzogen.

„Machen Sie keinen unnützen Versuch, um sich zu befreien," fuhr Stanglhuber fort, „vor sechs Uhr Abends wird Niemand erscheinen, um Sie aus Ihrer unangenehmen Lage zu befreien. Adieu, mein Freund; wir sind vollkommen quitt."

Stanglhuber und sein Knappe sperrten sorgfältig alle Thüren des Hauses ab und nahmen die Schlüssel mit sich, die sie im Vorbeigehen in einen Brunnen warfen. Dann eilten Beide zu Osman Bey, der sie bereits vollkommen reisefertig erwartete.

„Wie ich aus Ihrem heiteren Antlitze entnehme ist Alles nach Wunsch abgegangen," begrüßte er die Nahenden, „auch ich habe inzwischen meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht. Geld und Rechnungen sind von mir ordnungsmäßig dem ältesten Hauptmanne übergeben und die Estaffete, womit ich dem Hauptquartiere meinen Austritt aus der Armee der Dissidenten anzeige, ist soeben abgegangen. Ich kann mich von hier ohne Schuld, ja in allen Ehren entfernen, denn ich hatte mir vorbehalten, zu jeder Stunde meinen Abschied nehmen zu dürfen."

„Zu Pferd, zu Pferd," rief Stanglhuber, „hier ist es am Ende doch nicht sehr geheuer. In zwei Stunden aber, wenn wir auf den Seitenwegen, die uns Fernandez führen wird, dahin traben, dann wollen wir gemüthlich plaudern, dann haben wir keine weitere Gefahr zu befürchten. Wenn man, wie ich, zwei Millionen Francs bei sich führt und noch dazu fremdes Geld, hat man nicht das Recht Gefahren aufzusuchen; man flieht sie."

Noch während Stanglhuber sprach, sprengte der aus fünf Mann bestehende Reitertrupp durch die Straßen von Toluca. Nach einem halbstündigen scharfen Ritt war die größte Gefahr vorüber.

Man ließ die Rosse etwas verschnauben. Osman Bey benützte diese Pause um seine Oberstenuniform aus und die Kleidung eines mexikanischen Ranchero anzuziehen. Nach einem weiteren Ritte von drei Stunden erklärte Fernandez, daß man sich bereits auf einem Gebiete befinde, wohin die Dissidenten noch nicht gekommen waren. Bis Abends konnte man leicht Tlalpan oder wie es meistens genannt wird, San Agostin de las Cuevas erreichen, welches freundliche, nur mehr vier Leguas von Mexiko entfernte Landstädtchen seiner gesunden Lage wegen ein beliebter Sommeraufenthalt der mexikanischen Haute volée, dabei aber auch durch die Fiestas de San Agostin um Pfingsten, bei denen das Monte-Spiel in erschrecklichem Umfange getrieben wird, sehr berüchtigt ist. Unsere Reiter hatten nämlich nicht den kürzeren und bequemeren Weg über Lerma und Santa Fé sondern einen wenig frequenten Pfad rechts nach Mipola zu gewählt, welcher eigentlich nur für Maulthiere gangbar war und über welche stellenweise die Pferde nur hinübergebracht werden konnten, indem man sie am Zügel führte. Da Roß und Mann zu sehr ermüdet waren um noch in der Nacht nach der Hauptstadt zu gelangen, beschloß man in der gras- und wasserreichen Schlucht, die sich zur Rechten sehr einladend aufthat, bis zur Abenddämmerung einer mehrstündigen Ruhe zu pflegen. War es in Tlalpan, das man, um kein Aufsehen zu erregen, erst in der Dunkelheit betreten wollte, wider Vermuthen nicht recht geheuer, so konnten die etwas ausgerasteten armen Thiere im äußersten Falle immerhin einen Weitermarsch wenigstens bis San Angel oder Miscoue, wo noch kaiserliche Garnisonen standen, aushalten.

In Tlalpan war jedoch, als unsere Reiter dort gegen neun Uhr Abends sehr munter und guter Dinge ankamen, Alles in Ruhe und Ordnung und man sprach daher in dem ersten besten Hause, das zu Gesichte stand, nach Landessitte um Quartier ein, welcher Bitte natürlich in der zuvorkommendsten Weise entsprochen wurde. Unter den wenigen Tugenden, deren der Mexikaner sich rühmen kann, steht die feine und liebenswürdige Art, mit der er den Geboten der Gastfreundschaft auch gegen einen wildfremden Menschen gewissenhaft nachkommt, jedenfalls oben an.

Osman Bey und Stanglhuber, welche in den wenigen Stunden ihres Beisammenseins bereits ihren gegenseitigen Werth erkannt und eine feste, innige Freundschaft geschlossen hatten, ritten am nächsten Morgen fröhlich plaudernd neben einander. Mit Behagen

schlürften sie die kühle, reine, duftende Morgenluft, und ergötzten sich an dem Aufgange der Sonne, denn sie waren bereits mit erstem Grauen der Dämmerung aufgebrochen um bereits zwischen zehn und eilf Vormittags in der Hauptstadt einzutreffen. Da knallte plötzlich die Büchse ihres Führers Fernandez, welcher als Wegweiser voraustrabte. Ein Reh (cervus mexicanus, ein eigenthümliches Mittelding zwischen unserem Reh und Hirsch) war vor ihm aufgesprungen. Der Mestize fluchte entsetzlich. Er hatte das Wild nur angeschossen und nicht getödtet; ein Ruck seines Pferdes mußte daran schuld sein, denn er traf sonst jeden Vogel im schnellsten Fluge. Wüthend jagte er daher dem stark schweißenden Wilde nach; bei so heftigem Blutverluste konnte es wohl seine Flucht nicht weit fortsetzen. Auch Osman Bey und Stanglhuber spornten ihre Pferde und folgten der Jagdspur. Nach einem kaum zehn Minuten währenden Ritte fand man das schöne Thier am Fuße eines großen, uralten Baumes, der bereits abzusterben anfing, verendet.

„Donnerwetter!" rief Stanglhuber und folgte dem Beispiele seines Freundes Osman Bey, der sich die Nase mit dem Sacktuche zuhielt, „was ist das nur für ein pesthauchender Gestank?"

Es war in der That ein höchst widriger, penetranter Verwesungsgeruch, welcher sich rings um den alten, allein stehenden Baum fühlbar machte.

„Das kommt aus dem Baume", sagte Fernandez, der nicht so empfindliche Geruchsnerven besaß, wie die beiden Herren und mit einem Handbeile, das er vom Sattel losmachte, in die morsche, wurmstichige Rinde dareinzuhauen begann, „wir werden gleich sehen, was es da drinnen gibt."

Osman Bey und sein Freund zogen sich in angemessene Entfernung zurück und erwarteten, was der Mestize wohl zu Tage fördern würde.

In weniger als zehn Minuten hatte Fernandez auf fünf Fuß Höhe und drei Fuß Breite die eine Seite durchbrochen. — Er guckte in den Baum hinein und zog aus demselben eine ziemlich große und sehr schwere Ledertasche heraus, welche er den beiden Herren überbrachte.

„In dem Baume", sagte er, „ist ein Mensch lebendig verhungert. Wahrscheinlich hat er vor Verfolgern dort Schutz gesucht, und indem er sich in die Höhlung stürzte, mochte er wohl nicht daran gedacht haben, ob und wie er wieder herauskommen werde und so mußte er elendiglich zu Grunde gehen. — Das ist schon öfters dagewesen."

Fernandez kramte, während er sprach, den Inhalt der Ledertasche aus. -Prätiosen aller Art, sogar Silberlöffel und silberne Leuchter fanden sich vor. — Es war eine complete Schatzkammer im Kleinen.

„Oeffne einmal jenes elegante Etui," gebot Stanglhuber, auf ein Sammtkästchen von rothem Sammt deutend, das auch von außen mit echten Perlen besetzt war und das Porträt der Kaiserin Eugenie trug.

Fernandez gehorchte und ein höchst kostbarer Damenschmuck wurde sichtbar. Ein Zettelchen lag obenauf. Es enthielt die Worte:

„Der Fürstin Isabella von Lobieski zu Ihrem morgigen Geburtstage als Angedenken von Ihrer Freundin

Eugenie."

Stanglhuber rieb sich nachdenklich die Stirne und ungeachtet seines tiefen Ekels vor dem Verwesungsgeruche eilte er zum Baume und warf in dessen Inneres einen Blick.

„Es ist Demetrius!" rief er, „er ist es; ich erkenne nicht nur seine Livrée, sondern auch sein struppiges Haar. Hier hat Gott gerichtet. Schauderhaft, schauderhaft. Sein Mordversuch in München und seine übrigen Schandthaten im Dienste der elenden Fürstin sind furchtbar bestraft. Welch' grauenhafter Tod, auf solche Weise umzukommen!"

„Fernandez", befahl er, als er tief erschüttert zu Osman Bey zurückgekehrt war, und demselben in Kürze den Vorfall mitgetheilt hatte, „Fernandez zünde jenen Baum an, damit der Leichnam jenes Scheusals nicht länger die Luft verpeste."

„Sehr wohl, Señor," sagte Fernandez, „aber ich werde so frei sein zuerst die Taschen jenes Spitzbuben zu untersuchen; einige Piaster Reisegeld hatte er gewiß bei sich."

Gesagt, gethan und die Mühe des Mestizen wurde über alle Erwartung belohnt. — Die Taschen des Russen enthielten über 700 Goldstücke aus aller Herren Länder; es war die Frucht aller Ersparnisse, die er seit dreißig Jahren auf verbrecherischen Wegen zusammengeschaart.

„Diesen Rehbock hat mir die heilige Jungfrau von Guadeloupe gesendet," sagte Fernandez vergnügt über das merkwürdige Resültat seiner Jagd, „und es soll mir auch nicht darauf ankommen zu ihren Ehren zwanzig Messen, jede zu einem Piaster, lesen zu lassen. Ich müßte gar keine Religion im Leibe haben, wenn ich mich der Madonna für ihr Geschenk nicht erkenntlich zeigen sollte."

Nachdem der Diener seinen „heiligen" Rehbock und sein Gold auf seinem Pferde versorgt hatte, machte er sich daran mit Hilfe der beiden Diener von Osman Bey den alten Baum in Brand zu stecken, was auch alsbald gelang.

Dieser Vorfall verzögerte die Ankunft in der Hauptstadt um etwa eine Stunde. — Man traf daher vor der uns schon mehrfach bekannten Villa in der Vorstadt San Cosme erst mit der Mittagsstunde ein. — Klopfenden Herzens stieg Osman Bey aus dem Sattel. Alicens war er zwar gewiß, aber durfte er auch eines freundlichen Empfanges von Seite Jener gewärtig sein, welche er seine Schwiegereltern zu nennen, so sehnlich wünschte? —

Stanglhuber seinerseits konnte mit dem Resultate seines Ausfluges zufrieden sein. — Er hatte über zwei Millionen Francs dem Baron zurück erobert, einen meineidigen Schurken gezüchtigt, einen Bräutigam in's Haus gebracht und endlich eine kleine Schatzkammer, auf welche Schwarzenfels vor Gott und der Welt ein Eigenthumsrecht ansprechen durfte, und welche wahrscheinlich für immer verloren gewesen wäre, aufgefunden, kurz er hatte vier Fliegen mit einem Schlage getroffen.

V.

Entlarvt.

Etwa eine Woche nach jener fürchterlichen Nacht im Walde nächst Celaya, welche ohne Estefania's heldenmüthige Dazwischenkunft für Mazzaredo auf ein Haar sehr fatal geworden wäre, trat Gonzales, dessen bestaubte und zerrissene Kleider vermuthen ließen, daß er soeben eine lange und mühevolle Reise zurückgelegt haben mochte, hastig in das Arbeitscabinet seines Vaters.

Erstaunt, ja fast erschrocken, stellte dieser die Tasse mit Chocalade, welche er eben zum Frühstück hinabschlürfen wollte, auf das Credenztischchen neben sich und fixirte scharf den Ankommenden, der durchaus keine freundliche Miene zur Schau trug, sondern steif, kalt und überaus ceremoniös, blos durch eine stumme Verbeugung grüßte und gar nicht Willens schien, zuerst das unheimliche Schweigen zu brechen.

„Du hier, in der Hauptstadt?“ begann endlich Don Altamira nach einer ziemlich langen Pause, „ist denn Deine Mission gegen Mazzaredo's Corps schon zu Ende?“

„Sie ist zu Ende und mit ihr mein Dienst in der kaiserlichen Armee,“ entgegnete Gonzales trocken.

„Wie,“ rief Altamira, kaum im Stande seine Freude zu verbergen, „wie, es wäre Dir endlich doch gelungen Mazzaredo in Deine Gewalt zu bekommen?“

„Es ist mir gelungen, Señor!“

„Das heißt Mazzaredo ist todt; Du hast Deinen Racheschwur gehalten und der Elende starb auf Dein Commando!“ jubelte der Unversöhnliche, und seine Augen funkelten vor grausamer Wollust.

„Beinahe wäre es so gekommen,“ sagte Gonzales sehr ernst, „aber der Allmächtige war barmherzig und hat mich vor einem Verbrechen bewahrt.“

Don Altamira erblaßte; aber in dem nächsten Augenblicke bekam sein ingrimmiger Haß gegen Mazzaredo wieder die Oberhand und wild mit den Füßen den Boden stampfend, während er zugleich drohend seine Fäuste ballte, kreischte er halb von Sinnen:

„Elender Bube, Du hättest Deinen Schwur vergessen, Du hättest Mazzaredo nicht getödtet!“

Gonzales fuhr bei diesem Schimpfe zusammen, und packte krampfhaft den Griff seines Dolches, aber er erinnerte sich noch rechtzeitig, daß der Beleidiger sein Vater sei. Mit ziemlich fester Stimme entgegnete er daher:

„Ich habe nur geschworen, den Verführer Estefania's zu tödten, nicht aber ihren Vater.“

Don Altamira kniff die Lippen, und seine Stirne in krause Falten legend, sagte er nach einer Weile kurz: „Du faselst, Gonzales, wer hat Dir die alberne Mähre aufgebunden, daß Estefania die Tochter Mazzaredo's sei?“

„Ich habe Briefe in Händen, welche über das sträfliche Verhältniß der Señora Pepita Malpica mit General Mazzaredo nicht den mindesten Zweifel gestatten.“

„Und wer gab Dir diese Briefe?“

„Estefania!“

„Hölle und Teufel,“ schrie Altamira von Entsetzen erfaßt, „wo trafst Du das Mädchen?“ — Er wähnte nämlich Estefania bei ihrer

Mutter in Puebla; er hatte keine Ahnung, daß Mutter und Tochter insgeheim von Puebla nach dem Norden aufgebrochen waren, um Mazzaredo aufzusuchen und daß sich Beide in jener Hacienda verborgen hielten, welche nächst Celaya den Dissidenten als Schlupfwinkel diente und welche einer verwitweten Schwester der Señora Malpica gehörte.

Gonzales erzählte nun in Kürze den ganzen Vorgang, wie er Mazzaredo durch List in seine Gewalt gebracht hatte, und wie der Delinquent durch Estefania gerettet wurde.

„Alles berechtigt mich zur Annahme," schloß Gonzales mit düsterer Miene, „daß Sie mit mir und der armen Estefania ein böses, vermessenes Spiel getrieben haben. Wären Sie nicht mein Vater, müßte ich von Ihnen blutige Rechenschaft darüber fordern. Aber eine Genugthuung sind Sie mir schuldig; Sie sind verpflichtet mir die Gründe bekannt zu geben, welche Sie veranlaßt haben, meine arme Braut und mich zum Werkzeuge Ihrer dunklen Pläne zu mißbrauchen, das Glück zweier jungen Herzen so freventlich und mit so grausamem Vorbedachte zu zertreten. — Sprechen Sie, sprechen Sie, mein Vater, ich flehe Sie darum auf den Knieen an — zwingen Sie mich nicht Sie zu hassen, Sie zu verachten!"

„Die Leidenschaft hat Dich blind gemacht, mein Sohn," sagte Altamira, sich zu einem gütigen, wohlwollenden Tone zwingend, „morgen oder übermorgen, wenn Du ruhiger geworden bist, will ich Deinem Wunsche vollständig entsprechen. Jetzt verlasse mich aber, mein Kind, ich habe dringende Geschäfte zu besorgen."

Gonzales wollte etwas einwenden, aber Altamira, der seine ganze Selbstbeherrschung wieder gewonnen, maß den jungen Mann mit einem imponirenden, gebieterischen Blicke, daß, ohne Verletzung des schuldigen Gehorsams, eine weitere Replik unstatthaft gewesen wäre. — Wir dürfen hierbei nicht vergessen, daß Gonzales in Folge der sehr löblichen Ehrfurcht, welche in Mexiko die Kinder ihren Eltern gegenüber stets an den Tag zu legen pflegen, über die kühne Sprache, die er sich zum ersten Male in seinem Leben gegen seinen Vater erlaubt hatte, von bitteren Vorwürfen gequält wurde. Er zog sich daher nach einer tiefen Verbeugung zurück.

Als Altamira sich wieder allein befand, machte er sich mit fieberhafter Hast daran, mehrere Fächer und Laden seines Schreibtisches vollends auszuleeren, eine Arbeit, welche er schon vor zwei Stunden

begonnen hatte und welche nur durch das Frühstück und die unvermuthete Ankunft seines Sohnes unterbrochen worden war.

„Ich bin entlarvt oder sehr, sehr nahe daran es zu werden, entlarvt nach allen Richtungen," murmelte er mit höchst besorgter Miene, „seit der Kaiser in Querétaro sich befindet, ist meine Lage hier eine peinliche, ja eine sehr gefährliche geworden. — Der Spitzbube Marquez, der jetzt hier den Oberbefehl führt, haßt mich und wehe mir, wenn er hinter meine Schliche käme. Auch mit Miramon stehe ich auf schlechtem Fuße. Beide Hallunken wissen jetzt, wem sie es zu verdanken haben, daß sie vor zwei Jahren nach Europa in die Verbannung gesendet wurden. — Wahrlich, ich habe Eile von hier fortzukommen und jetzt noch die fatale Entdeckung, die der Bursche gemacht; erfährt er vollends die Wahrheit, wäre er capabel mich eigenhändig aufzuknüpfen. Ein wahres Glück, daß ich dem Beispiele unserer Bischöfe rechtzeitig folgte und mein ganzes Vermögen jenseits des Oceans in Sicherheit brachte. Es ist ein recht nettes Sümmchen, volle 20 Millionen Francs, beinahe so viel als mein Freund Labastida zusammenzuraffen wußte. Und nun noch der letzte Gang zu meinem Notar, um den Kaufschilling für meine fünf Haciendas, für diesen Palast und meine Villa in Takubaya in Empfang zu nehmen; macht etwas über drei Millionen — nicht einen halben Centavo will ich für Mazzaredo's Bastard hier übrig lassen. Ha, ha, ha! Für übermorgen habe ich Dir, mein Bürschchen, Erklärungen zugesagt! Ja, ja, Du sollst, Du wirst sie haben, wenn der Rechtsanwalt alle diese Räume für den neuen Eigenthümer in Anspruch nimmt und Dich als Bettler auf die Straße setzt. — Noch heute Abends will ich nach Celaya aufbrechen. — Mazzaredo's Blut muß und wird fließen, eher verlasse ich Mexiko nicht — pah! hundert statt eines Bravo werde ich finden, um dem elenden Verführer Elvira's einen Dolch zwischen die Rippen zu jagen."

Während dieses Selbstgespräches hatte Altamira eine Unmasse Papiere in den Camin geworfen, wo selbe sogleich hell auflohderten, andere, aber wenige Schriften steckte er in ein großes Portefeuille. — Dann schellte er. — Ein Diener trat ein. Es war Ignace, sein früherer Spion im kaiserlichen Lustschlosse von Chapultepec, dessen sich der Leser vielleicht noch vom Beginne unserer Erzählung erinnern wird.

„Ignace!" sagte Altamira ernst, „ich habe um die letzten Worte erfahren, welche vor vier Monaten Deine Mutter auf ihrem Todtenbette sprach."

„Señor!“ stotterte Ignace verwirrt, „ich schwöre es bei der heiligen Jungfrau von Guadeloupe, daß über meine Lippen —“

„Ich weiß es,“ unterbrach Altamira mit bei ihm ungewöhnlicher Güte den Burschen, „denn ihr seid belauscht worden und ich bin überzeugt, daß Du das Geheimniß Deiner Geburt einst mit Dir zu Grabe getragen hättest. Ich habe Dich seit jener Stunde aufmerksam beobachtet und mit keiner einzigen Miene verriethest Du je, daß Du in diesem Hause weit höhere Anrechte besitzest, als Dir Dein niederer Stand als Diener anzuweisen scheint.“

Ignace ergriff mit Inbrunst Altamira's Hand und drückte auf selbe mehrere heiße Küsse. — Der sonst so stolze, hochfahrende Mann ließ den jungen Menschen gewähren, ja er betrachtete ihn sogar mit einem Anfluge von Zärtlichkeit.

„Wie auch jetzt sprichst Du nicht jenes Wort aus, welches Dir seit Monaten ganz gewiß stets auf der Zunge schwebt?“ frug Altamira forschend.

„Nie, nie!“ rief Ignace, „so lange Sie mir es nicht gestatten werden.“

„Und diese Erlaubniß soll Dir werden — jenseits des Oceans,“ entgegnete Altamira, „Du wirst dann die öde Leere meines Herzens ausfüllen und mich vergessen lehren, daß es noch einen Menschen gibt, der unberechtigt meinen Namen trägt.“

„Wie, Herr!“ sagte Ignace höchst erstaunt, „Don Gonzales wäre nicht Ihr Sohn, er der Erbe Ihres Namens, Ihrer Schätze?“

„Ein elender Bastard ist er, Mazzaredo's Bastard!“ schrie Altamira wild, „und in die unterste Hölle will ich lebendig fahren für alle Ewigkeit, wenn er von meinem ganzen Vermögen je nur einen einzigen Centavo erhält; Du, Du, Ignace, Du, der Sohn der armen Antonie, die ich so schmählich verführte und dann in Noth und Elend verkümmern ließ, Du sollst auch vor der Welt mein Sohn, mein einziger Sohn sein, meinen Namen und meine Millionen erben.“

Ignace war wie versteinert. Seit dem Tode seiner Mutter hatte er zwar im Stillen gehofft, daß sich sein gestrenger Herr einst jener schwachen Stunde erinnern werde, der er, Ignace, vor achtzehn Jahren sein armseliges Leben verdankte, er hoffte, daß der mexikanische Crösus ihn vielleicht mit einem kleinen Vermögen ausstatten werde, aber daß er ihn, den Sohn einer armen Bonne aus der Schweiz, förmlich adoptiren und dadurch vor der ganzen Welt anerkennen wolle, hätte der junge Mensch nie auch nur zu träumen gewagt.

XVIII.

(Seite 87.)

Laut schluchzend stürzte der Bursche Altamira zu Füßen, aber er wagte es nicht, das Wort „Vater“ auszusprechen.

Altamira, dem der unbedingte Gehorsam Ignace's von jeher gefiel, hob den Jüngling, der vor Freude und Dankbarkeit seine Kniee krampfhaft umklammert hielt, sanft auf.

„Fasse Dich, mein Junge“, sagte er begütigend, „ich will Alles thun, um den Geist Deiner Mutter, gegen die ich so hart und fühllos handelte, zu versöhnen. Antonie war eine starke Seele. Mit Entrüstung wies sie jede Unterstützung von mir zurück und lebte nach wie vor von ihrer Hände Arbeit. Selbst Dich entzog sie sorgsam meinem Blicke. Du solltest mich nie, nie kennen lernen. Ein Zufall vereitelte zwar diese Absicht, als Du etwa vierzehn Jahre alt geworden, und von jener Stunde an stehst Du unter meiner Obhut. In Chapultepec fand ich dann Gelegenheit, Deine Schlauheit und Ergebenheit auf die Probe zu stellen und diese Probe hast Du glänzend bestanden. — In Europa soll Deiner Erziehung nachgeholfen werden. Mit Leichtigkeit wird Dein offener Kopf die Kenntnisse in sich aufnehmen, deren Du bedarfst, um in der großen Welt Deinen ungeheuren Reichthum mit Anstand zu genießen. Nun aber, mein lieber Ignace, laß uns aufbrechen. Noch vor Abends will ich der Hauptstadt für immer den Rücken kehren. Nächst Celaya habe ich noch ein kleines, aber nicht ganz ungefährliches Geschäft abzuthun. Sodann werden wir Matamoros zu erreichen suchen, und uns dort dann nach New-Orleans oder Havannah einschiffen. Heute über zwei Monate, hoffe ich, wirst Du bereits die Wunder von Paris und London angestaunt haben. Da nimm dieses Portefeuille und trage es in den Wagen hinab; in zwei bis drei Stunden dürfte ich mit meinem Notare im Reinen sein. Bis fünf Uhr Nachmittags wirst Du einen Postwagen mit acht Maulthieren unweit der Aduana warten lassen. Niemand darf unsere Abreise ahnen. Hier ein Beutel mit Gold und nun auf Wiedersehen, mein lieber Ignace.“

Der junge Mensch verschwand. Altamira trat nun abermals zu seinem Schreibtische und griff mechanisch in ein geheimes Schubfach, welches offen stand.

„Was soll das heißen?“ brummte er verdrießlich vor sich hin, „ich weiß doch gewiß, daß ich das kleine grüne Portefeuille hier verwahrt gehalten habe. Merkwürdig! Oder sollte ich mich dennoch irren, sollte ich es zufällig mit den anderen Papieren in's Feuer geworfen haben? Seit einigen Wochen bin ich in der That sehr zerstreut und ich

kann mich im Augenblick durchaus nicht entsinnen, wann ich dieses Fach zum letzten Male aufschloß. Pah! Was liegt am Ende daran; das grüne Portefeuille enthielt ja nur einige alte Papiere, die niemanden interessiren werden, und das eine weiß ich gewiß, es ist kein einziges darunter, welches mich compromittiren könnte — also verlieren wir keine Zeit mit dieser Lappalie."

Dann warf Altamira einen langen nachdenklichen Blick in dem Gemache rings um sich. Hier hatte bereits sein Großvater gehaust und er stand nun im Begriffe, diese prachtvollen Räume um einen Spottpreis zu veräußern, und seiner Heimat für immer Lebewohl zu sagen.

„Es muß sein!" grollte er nach einer sehr langen Pause vor sich hin, „es muß sein; lieber soll ein Fremder in die Wiege meiner Ahnen einziehen als der Bastard des verfluchten Mazzaredo!"

Hastigen Schrittes eilte er dann die Marmortreppe hinab um zum Notar zu fahren. — Ohne in den Palast zurückzukehren begab er sich von seinem Rechtsfreunde in eine französische Restauration in der Takubastraße und von dort gegen fünf Uhr zur Aduana (Zollgebäude), wo Ignace mit dem Reisewagen bereits seiner harrte.

Don Gonzales litt es inzwischen nicht in seines Vaters Hause. Nach der etwas heftigen Unterredung, der wir beigewohnt, begab er sich schnurstraks in die Vorstadt San Cosme, wo, wie wir wissen, Don Malpica eine Villa besaß, welche unmittelbar an jene des Baron Schwarzenfels anstieß.

Señora Malpica und Estefania hatten, als Gonzales eintrat, soeben ihre Reisekleider abgelegt. — Sie waren von Celaya in des jungen Altamira Gesellschaft nach der Hauptstadt gekommen. — Die Worte: „Auf Wiedersehen, Estefania", welche Gonzales im Walde seiner Braut zum Abschiede zugerufen, wußte er alsbald in Erfüllung zu bringen. — Als er seine Mannschaft nach Querétaro in Sicherheit gebracht, glaubte er seiner Pflicht vollkommen Genüge geleistet zu haben. — Er quittirte den kaiserlichen Dienst und flog, so schnell ihn nur sein Pferd zu tragen vermochte, nach der Hacienda bei Celaya, wo er das Hauptquartier Mazzaredo's wußte, denn dort fand er gewiß auch Estefania wieder. — Auf die Möglichkeit: während dieses Rittes von den Kaiserlichen oder den Dissidenten gefangen und niedergeschossen zu werden, dachte er nicht ein Mal. Ihn beschäftigte nur die Sehnsucht Estefania wieder zu sehen, ihr Abbitte zu leisten und in ihren Armen das Glück der Liebe zu genießen, ein Glück, auf

das er in seiner thörichten Verblendung schon für immer verzichtet hatte. — Mazzaredo war großmüthig genug den Schimpf, welchen er von Gonzales erlitten, zu vergeben. Er trug der Leidenschaft von der der junge Mann geblendet worden war Rechnung, schwur aber, daß er mit Altamira über seine Perfidie, deren wahren Grund und Endzweck er jedoch nicht kannte, blutig abrechnen wolle. — Ein herzliches Verhältniß zwischen Mazzaredo und Gonzales war unter solchen Antecedentien nicht gut denkbar, wenigstens nicht für die allererste Zeit, und Señora Malpica, welche der Sache auf den Grund sehen wollte und nunmehr fürchtete, daß Altamira ihrem Gemale in Mexiko einen Floh in das Ohr setzen könnte, zeigte sich daher sehr geneigt dem Wunsche der beiden jungen Leute zu folgen, nämlich nach der Hauptstadt zu reisen. — Der „gehörnte Siegfried" — Malpica genannt — wußte übrigens gar nicht, daß seine Frau und seine Tochter sich schon seit Monaten im Norden aufhielten; er sowie Altamira wähnten beide in Puebla; so geheim und schlau hatte es Señora Pepita verstanden ihre Abreise von der „Stadt der Engel" zu maskiren.

Señor Malpica war herzlich erfreut als er sein treues Weibchen und sein liebes Töchterchen gleich einer Bombe in's Haus fallen sah. — Er lobte seine Frau für die kluge Vorsicht, daß sie Puebla, welches Porfirio Diaz zu bedrohen anfing, endlich verlassen habe. — Hier in der Hauptstadt, meinte er nicht mit Unrecht, werde eine Katastrophe jedenfalls noch länger ausbleiben als in Puebla und je größer eine Stadt um so geringer die Gefahren und Unannehmlichkeiten einer Belagerung.

Señor Malpica schlug die Hände über dem Kopfe zusammen als er jetzt erfuhr, daß sein liebes, allezeit getreues Weibchen nicht, wie er bisher vermeint, in Puebla, sondern bei ihrer verwitweten Schwester nächst Celaya auf Besuch gewesen sei.

Als die ersten Begrüßungen zu Ende waren, stellte sich auch Gonzales dem Señor Malpica vor, der eine große Freude über das stattliche Aeußere seines Schwiegersohnes an den Tag legte. Der junge Mann war stark von der Sonne gebräunt und die wenigen Monate, voll von Entbehrungen, Strapatzen und bitteren Seelenleiden, hatten seinen Zügen wirklich eine Reife aufgeprägt, welche ihn um einige Jahre älter erscheinen ließen. Alles was zwischen Gonzales und Estefania seit jener Nacht vorgefallen, in der Mazzaredo dem jungen Mädchen als Vater sich erklärt hatte, war dem gutmüthigen Tropfe Malpica völlig unbekannt geblieben.

„Wie, mein lieber Junge," begann Malpica als Gonzales ihm in Kürze mittheilte, daß er den Dienst in der kaiserlichen Armee quittirt habe, „das wäre Dein Ernst? — Ich kann Dir zu diesem Entschlusse nur gratuliren. Auch ich habe mich von der kaiserlichen Partei losgeschält, das heißt eigentlich ich habe nur das vernünftige Beispiel Deines Papa nachgeahmt."

„Die Sache des Kaisers ist in der That unwiderbringlich verloren," erwiderte Gonzales, „der edle Monarch thäte weit besser sich bei Zeiten mit seiner zur Stunde noch respectablen Macht nach der See durchzuschlagen bevor es zu spät wird; das Heer der Republikaner schwillt wie ein Wildstrom nach einem Wolkenbruche an. Die kleine Armee in Querétaro kämpft einen nutzlosen Verzweiflungskampf, zumal auch dort, wie überall, die Reihen der Kaiserlichen von Verräthern strotzen."

Gonzales vermied es, wie wir sehen, auf das eigentliche Motiv seines Austrittes aus der kaiserlichen Armee zu kommen. Seit er Estefania wieder sein nennen durfte, war es ihm vollkommen gleichgiltig geworden, wer in Mexiko schließlich die Oberhand behielt, ob Republik ob Kaiserreich.

Nachdem man über hunderterlei verschiedene Dinge geplaudert, war endlich die Stunde zum Diner herangerückt. Der alte Malpica befand sich in der besten Laune von der Welt. Er lachte, er scherzte in einem fort und sprach dem vortrefflichen Malaga mehr als gewöhnlich zu. Die Aussicht, daß die Vermälung der jungen Leute schon in den nächsten Tagen stattfinden sollte, entzückte ihn unendlich. Sowohl Gonzales als Estefania schnitt es tief in die Seele, den armen guten Mann in einem so groben Irrthume über seine angehofften Großvaterfreuden befangen zu sehen. Aber abgesehen davon, daß die Schonung, welche sie der Señora Pepita schuldeten, hierüber jede Erklärung unmöglich machte, wäre es undankbar, ja grausam gewesen dem Manne, welcher für Estefania bisher so liebevoll gesorgt, seinen seligen Wahn zu benehmen. Señora Pepita hingegen schien auch in dieser Beziehung mit allen Gewissensscrupeln schon längst ins Reine gekommen zu sein, denn sie hörte mit wirklicher, nicht etwa blos affectirter Gleichgiltigkeit den unerschöpflichen Lobsprüchen ihres Gemales auf sein herziges innigst geliebtes Kind Estefania zu, denn sie fand es vollkommen in der Ordnung, daß Malpica ihre Tochter als seine Tochter ansah und behandelte, lautete ja doch der Taufschein ganz regelrecht und was die

Sünde anbelangt, der Estefania ihr Dasein verdankte, so galt dies der bigotten Señora für eine längst abgethane Sache. Sie hatte ihren Fehltritt anno dazumal gewissenhaft und unter getreulicher Schilderung aller Nebenumstände gebeichtet, der Jesuitenkirche in Puebla 3000 Piaster in Gold zur Stiftung von Messen gespendet und in Anbetracht dieser ihrer werkthätigen Reue volle Absolution erhalten. Nach ihrer Anschauung stand also Niemandem mehr das Recht zu über ihren Ehebruch auch nur etwas Uebles zu denken, denn die Absolution hatte ja Alles ungeschehen gemacht und Señora Malpica würde sich selbst eine Thörin gescholten haben, wenn sie nach ihrer „Buße" jener Affaire auch nur eine einzige unangenehme Erinnerung gewidmet hätte.

Solche verschrobene Begriffe von „Beichte" und „Buße" finden wir leider bei so vielen Katholiken, welche mit einer äußerlichen und oberflächlichen Beobachtung des religiösen Cultus dem inneren Menschen hinlänglich zu genügen glauben.

Als das reiche Mahl beendet war und Señor Malpica ziemlich unsicheren Schrittes im Salon auf und abtrippelte, während er seine Zigarre dampfte, trat Gonzales mit ziemlich verlegener Miene auf ihn zu und sagte halblaut:

„Ich hätte eine Bitte an Sie, Señor!"

„Sprich, sprich, mein Herzensjunge!" rief Malpica jovial und klopfte dem jungen Manne etwas derb auf die Schulter, „sprich, Alles ist Dir im Voraus gewährt und wenn Du diese zwei Finger meiner rechten Hand verlangen solltest."

„So arg ist es wohl nicht," lächelte Gonzales, „es ist nur eine kleine Gefälligkeit — —"

„Ha, ha," kicherte Malpica, „hat der junge Herr vielleicht geheime Schulden, he? Heraus mit der Sprache; ich habe erst gestern wieder 100.000 Piaster baar ins Trockene gebracht und in meiner geheimen Schatzkammer deponirt — fürchte also nicht mein lieber Gonzales, daß die Summe, die Du begehrst, mich in Verlegenheit bringen könnte und wäre sie auch noch so groß. — Du weißt, Estefania bekommt eine halbe Million Aussteuer mit; das Geld liegt bereit und mir gilt es gleich, ob Du die schönen Füchse schon heute in Empfang nimmst oder erst in ein paar Tagen, nämlich nach der Hochzeit."

„Ich danke bestens, Señor!" erwiderte Gonzales ablehnend, „ich habe nicht nur keine Schulden, sondern besitze sogar noch zwei bis dreitausend Piaster."

Daß ein Mensch außer Geld noch etwas brauchen könne, ging weit über Malpica's Horizont; er blickte daher den jungen Mann ganz verdutzt an.

„Ich möchte Sie für ein paar Tage um Unterkunft in Ihrem Hause bitten," fuhr Gonzales etwas erröthend fort, „zwischen mir und meinem Vater ist heute Morgens eine etwas unangenehme Scene vorgefallen, welche mir den Aufenthalt in seinem Palais verleidet hat."

„Das ist das Ganze?" rief Malpica enttäuscht, „und deswegen machst Du, Du mein Schwiegersohn, Du, der Du unter meinen Augen aufgewachsen bist, Du, der stets in diesem Hause bei Tag und Nacht nach Belieben aus und eingehen durfte, plötzlich so viel Aufhebens. In acht Tagen mußt Du ohnehin hier einziehen; was hindert Dich also Deine Appartements schon heute in Besitz zu nehmen?"

In Mexiko herrscht nämlich die eigenthümliche Sitte, daß der Bräutigam in den Familienstand der Braut aufgenommen wird, und wo dies die räumlichen und sonstigen Verhältnisse nur halbwegs gestatten, bei den Schwiegereltern wohnen muß.

„Aber," fuhr Malpica nach einer Pause fort, „was hat es denn nur zwischen Dir und Deinem Vater gegeben? Auch gegen mich ist er in der letzten Zeit sehr, sehr unfreundlich gewesen, so unfreundlich, daß ich ihn schon volle vierzehn Tage nicht mehr besuchte."

Gonzales nahm zum Vorwande, daß sein Vater über seinen plötzlichen eigenmächtigen Austritt aus der kaiserlichen Armee sehr erzürnt gewesen sei und ihm darüber die bittersten Vorwürfe gemacht habe.

„Lächerlich!" sagte Malpica achselzuckend, „Don Altamira wird bald wieder gelindere Saiten aufziehen; übrigens kommt mir der Mann seit Kurzem ganz verändert vor. So launisch und mürrisch gab er sich noch nie und ich kenne ihn doch schon so viele Jahre, ja sogar gegen mich, seinen vertrautesten Freund, zeigte er sich mißtrauisch, geheimnißvoll und letzteres ist es, was am meisten mich verdrießt. Weißt Du was, mein Junge? Morgen oder übermorgen gehen wir miteinander zu Deinem Papa. Die Lebensart erfordert es ja, daß wir ihm den Vermälungstag bekannt geben und um seine Zustimmung bitten. Aufrichtig gesagt, mein Herz hängt an ihm und ich sehne die Stunde herbei, wo er mir wieder freundlich die Hand drücken wird."

Während noch Malpica sprach, hatte sich die schöne Estefania zu ihrem Geliebten geschlichen und denselben sanft am Arme gefaßt. Gonzales verstand diesen Wink. Er empfahl sich von Don Mal-

pica und der Señora Pepita um mit seiner Braut einen Spaziergang in den Garten zu unternehmen.

Malpica, der in seiner guten Laune jetzt sogar ein Liedchen zu trällern begann, wünschte den jungen Leuten halb singend, halb sprechend gute Unterhaltung, ermahnte sie aber bald wieder zu kommen, um einen Robber Whist zu spielen. Señora Malpica ruhte träge auf dem Sopha, eine Siesta haltend. Sie dachte an Mazzaredo und an ihre Schwester. Sie bereute es jetzt Celaya verlassen zu haben. Sie stellte im Geiste einzelne Beobachtungen zusammen, welche sie zu dem Schlusse führten, daß zwischen ihrem Don Juan und ihrer Schwester ein ernsthafter Liebeshandel im Anzuge sei, ja daß letztere in den General sogar rasend verliebt sein müsse. Ihre Eifersucht wurde durch diese Betrachtungen sehr bald derart angefacht, daß sie plötzlich mit Lebhaftigkeit vom Sopha aufsprang.

„Ei, mein Täubchen!“ rief Malpica besorgt und eilte zu seiner Gemalin, „Du bist unwohl, mein Engelchen; ha, wie Deine Wangen glühen, Deine Augen funkeln, das Fieber hat Dich überkommen; schnell, schnell will ich den Arzt rufen lassen.“

„Bemühen Sie sich nicht, mein Freund!“ entgegnete Señora Pepita, sich zu einem ruhigen Tone zwingend, „bemühen Sie sich nicht, ich fühle mich schon wieder ziemlich wohl. Reichen Sie mir Ihren Arm, wir wollen eine kleine Promenade in den Garten machen und nach dem jungen Brautpaar sehen.“

Malpica beeilte sich, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Statt aus dem Salon directe über die Terrasse, wählte jedoch Señora Pepita den Weg durch die Appartements hindurch, weil sie eine Mantille, die sich in ihrem Boudoir befand, umzunehmen wünschte.

Bei dieser Gelegenheit kam man auch durch Malpica's Schreibzimmer.

„Ei der Tausend!“ rief der ehemalige Campecheholzhändler, „da habe ich aus lauter Freude über Deine unvermuthete Ankunft meinen Secretär unversperrt gelassen; es hat dies zwar nichts zu bedeuten, aber unangenehm wäre es mir doch gewesen, wenn Gonzales diese grüne Brieftasche da gesehen und vielleicht als das Eigenthum seines Vaters erkannt hätte.“

Mit diesen Worten nahm Malpica den Gegenstand, von welchem er soeben gesprochen hatte, von seinem Schreibtische weg, um ihn in seiner eisernen Casse aufzubewahren.

„Du wirst doch nicht dieses alte Portefeuille gestohlen haben?“ meinte Señora Pepita, welche auch heute, wie gewöhnlich, ihren Gemal bald dutzte, bald mit einem höflichen Sie tractirte, was übrigens der arme Tropf für höchst geistreich hielt.

„Ach, mein Herzchen!“ erwiderte Malpica schmunzelnd, „Du hast fürwahr den Nagel auf den Kopf getroffen.“

„Erklären Sie sich näher, Señor!“ sagte Frau Malpica und versuchte sich ein nobles Air zu geben, indem sie ihren Gemal von unten bis oben mit dem Blicke maß.

„Die Geschichte ist nicht gar so schlimm, als Du vielleicht meinst, mein süßes Hühnchen,“ beeilte sich Malpica ganz eingeschüchtert zu entgegnen. „Vor einigen Wochen hatte mich Altamira ersucht, ihm bei der Ordnung seiner Papiere behilflich zu sein, denn er wollte damals den Kaiser nach Querétaro begleiten, überlegte es sich aber im letzten Augenblicke wieder anders. — Um mich kurz zu fassen — während ich damit beschäftigt war mit Altamira seine zahllosen Correspondenzen zu sichten, wurde mein Freund durch einen Besuch genöthigt, sich auf ein Viertelstündchen in den Empfangssaal zu begeben. — Da ich mit der Arbeit einhalten mußte, so lange Altamira abwesend war, unterhielt ich mich damit, seinen wundervoll gearbeiteten Schreibtisch genauer zu besichtigen. Zufällig drücke ich an eine Feder, ein verborgenes Fach springt auf und ich gewahre darin diese grüne Brieftasche, die mich magnetisch anzog; ich besichtige selbe von allen Seiten und will sie endlich zurücklegen, berühre aber unvorsichtiger Weise eine falsche Feder; das geheime Fach klappt zu; ich höre Altamira zurückkehren. In der Verwirrung ist es mir unmöglich die richtige Feder zu treffen, um das Fach aufzuschließen und die Brieftasche an ihren früheren Ort zu legen. Es bleibt mir also nichts übrig, als das verdammte Portefeuille rasch in die Tasche zu schieben. Ich hatte die feste Absicht, es demnächst wieder an seine Stelle zu schaffen, wenn ich nämlich, wie es ja schon so oft geschah, in Altamira's Arbeitszimmer allein wäre. Da trat aber zwischen mir und Altamira jene kleine Verstimmung ein, welche mich von seinem Palais schon durch volle vierzehn Tage ferne hält. Aber übermorgen besuche ich ihn in Gonzales' Begleitung denn doch wieder — ich kann nun einmal ohne meinen Pedro nicht leben.“

„Und was enthält das Portefeuille?“ unterbrach Señora Pepita ihren redseligen Gemal kurz.

„Das weiß ich nicht," entgegnete Malpica treuherzig.

Seine Gemalin schüttelte ungläubig lächelnd den Kopf.

„Aber was denkst Du denn, mein holdes Püppchen," eiferte Malpica, „ist es denn nicht schändlich genug von mir, daß ich das Portefeuille in meine Tasche gleiten ließ? Ich sollte mich auch noch erfrechen einen weiteren Vertrauensmißbrauch zu begehen, indem ich den Inhalt kennen lerne. Nein, nein! Keinen Blick will ich auf die Papiere werfen, die es enthält."

„Ich werde weniger scrupulös sein als Sie, mein Herr Gemal!" sagte Señora Pepita mit geringschätzigem Lächeln, und ehe es sich Señor Malpica versah, hielt sie die grüne Brieftasche in ihren Händen.

„Pepita!" schrie der ehrliche Malpica entsetzt, „Du darfst keinen einzigen der Briefe lesen; bei Gott, es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich in die fatale Lage komme, Dir etwas abschlagen zu müssen. —"

Malpica legte in der That in seinem Ton und in seine Haltung eine Entschiedenheit, die Señora Pepita noch nie an ihm bemerkt hatte und sie in Erstaunen setzte. Schlangenklug, wie sie war, begriff sie, daß sie diesmal nachgeben müsse, um nicht für alle Zukunft ihre bisher unbedingte Herrschaft über das gutmüthige Kameel, das sich ihr Gemal nannte, zu verlieren. Andererseits war aber ihre Neugierde in hohem Grade gereizt. Sie beschloß daher das Portefeuille durch List, wenigstens auf kurze Zeit, in ihren Besitz zu bringen.

„Ich verspreche Dir, mein lieber Mann," schmeichelte sie mit ungewöhnlich sanfter Stimme und zärtlichen Blicken, „ich verspreche Dir, die Briefe nicht zu lesen" — leise murmelte sie aber vor sich hin: „das heißt nicht vor morgen Früh." Durch diesen Revers glaubte sie ihrem jesuitisch geschulten Gewissen für den Wortbruch, den sie sich bereits vorgenommen hatte, schon im Vorhinein vollkommen Genüge geleistet zu haben. —

„Du schwörst, die Briefe nicht zu lesen, wenn ich Dir das Portefeuille überlasse?" frug Malpica ernst.

„Ich schwöre es bei Gott und allen Heiligen," entgegnete Señora Malpica, wiederholte aber in Gedanken den Revers, daß ihr Schwur nur bis morgen Früh zu gelten habe.

„Und auch bei der heiligen Jungfrau von Guadeloupe?"

Die Señora zuckte leicht zusammen; Gott und alle Heiligen zu

belügen hatte ihr gar kein Besinnen verursacht; aber die Madonna von Guadeloupe würde sie denn doch lieber aus dem Spiele gelassen haben.

Sie überlegte jedoch nicht lange; eine strenge Buße und die Stiftung einer Seelenmesse konnten ja auch diese Sünde quitt machen. — Señora Malpica rief also auch die heilige Jungfrau von Guadeloupe mit fester Stimme als Zeugin an.

Vollkommen beruhigt, folgte nun Malpica das grüne Portefeuille an seine Gemalin zur Aufbewahrung aus.

Weitere Erörterungen wurden durch den Eintritt des Brautpaares gestört, das seine Promenade beendet und die „Eltern" schon im ganzen Hause gesucht hatte.

Man setzte sich sofort zum Whisttische. Señora Malpica spielte heute ausnehmend schlecht. — Neugierde und Unruhe über den Inhalt der grünen Brieftasche quälten sie unablässig. — Auch Gonzales und Estefania beschäftigten sich in ihren Gedanken mit viel angenehmeren Dingen als mit den Triks. Kein Wunder, daß Señor Malpica, der, wie alle Mexikaner, das Spiel mit einer Art Devotion cultivirte, schon nach einer halben Stunde unwillig die Karten auf den Tisch warf und erklärte: Es wäre Sünde, auf solche Weise das edle Whist noch länger zu profaniren.

Estefania übernahm es daher, den Rest des Abends mit Musik auszufüllen. Sie setzte sich zu einem prachtvollen Erard'schen Flügel dessen Tasten ihre niedlichen Fingerchen mit großer Kunstfertigkeit zu behandeln verstanden.

VI.

Das grüne Portefeuille.

Die ehr- und tugendsame Señora Pepita vermochte, als man sich ungewöhnlich zeitlich zur Ruhe begeben hatte, nicht einzuschlummern. Sie wiederholte drei Mal ihr gewöhnliches Nachtgebet. Eine große Unruhe und Aengstlichkeit hatte sich ihrer, zumeist doch so apathischen Seele bemeistert. Der falsche Schwur, den sie bei der heiligen Jungfrau von Guadeloupe geleistet, folterte ihr sonst so laxes Gewissen. Ihre Aufre-

gung steigerte sich, je näher die Mitternachtsstunde heranrückte. In der Herzensangst, von der sie sich beherrscht fühlte, plapperte sie nun emsig einen ganzen Rosenkranz herunter. Die geistlose und geisttödtende Monotonie, mit der sie dieser „Arbeit" oblag, brachte wirklich eine calmirende Wirkung hervor; Señora Pepita verfiel in einen leisen Halbschlummer. Da fuhr sie plötzlich zu Tode erschrocken von ihrem Lager empor. Ein Gekrach, wie von einem Pistolenschusse hatte sie aufgeweckt. In der ersten Bestürzung vermuthete sie, daß Räuber in das Haus gedrungen wären, aber bei dem ziemlich hellen Scheine ihres Nachtlichtes vergewisserte sie sich alsbald, daß sie in ihrem wohlverschlossenen Gemache allein sei.

„Das war ein Zeichen der heiligen Jungfrau von Guadeloupe," stöhnte jetzt Frau Malpica und sie erschrack weit heftiger, als wenn eine Bande Mordbrenner sich des Hauses bemächtigt gehabt hätten.

Daß der Lärm, wie es in der That der Fall gewesen, von dem Zerspringen eines Möbels herrühren konnte, fiel ihr nicht im Entferntesten bei, sie würde auch eine solche natürliche Auslegung mit Entrüstung von sich gewiesen haben. Ihr Aberglaube verlangte nun einmal eine sublimere Auslegung, und wer Wunder durchaus haben will, der braucht nur darnach zu greifen.

„Ich werde mir selbst eine Buße auferlegen," lallte sie, indem sie sich in einem fort bekreuzte, „außer der täglichen Messe, die ich hier in der Kirche der frommen Väter der Gesellschaft Jesu morgen stiften werde, will ich freiwillig meine Neugierde bis übermorgen bezähmen; ja, ja, das ist eine große, eine schwere Buße und um mein Verdienst zu erhöhen, will ich morgen das grüne Portefeuille dreimal öffnen und schließen ohne einen einzigen der Briefe herauszunehmen oder gar zu lesen; das schwöre ich jetzt Dir, Du heilige Gnadenmutter von Guadeloupe ohne Hinterhaltsgedanken und nun gib mir ein Zeichen Deines Zornes, wenn Dich mein Gelübde nicht befriedigt, nicht versöhnt haben sollte."

Zitternd, in athemloser Spannung erwartete Señora Malpica auf den Knieen liegend, daß sich der Knall nun wiederholen werde. Aber es blieb Alles ruhig.

Wohl eine Viertelstunde verstrich bevor Señora Pepita es wagte sich zu erheben.

„Die Madonna ist versöhnt," jubelte sie endlich, als die Frist, die sie selbst der Mutter Gottes zur Offenbarung ihres etwaigen Mißfallens eingeräumt hatte, glücklich verstrichen war, ohne daß sich das

mindeste Geräusch hören ließ. Dann suchte sie wieder ihr Lager auf und schlief jetzt bis in den hellen Morgen hinein so ruhig und zufrieden, wie schon seit lange nicht.

Und solche bigotte Charaktere, wie diese Señora Pepita Malpica gab und gibt es leider zu Tausenden und Tausenden. Sie sind eben nur die natürliche Folge jener banalen Frömmler-Erziehung, welche die Formen des so erhabenen Christenthums mit minutiöser Aengstlichkeit einhält und pflegt, dessen Grundlehren aber, das heißt die umfassendste Humanität und die lauterste allgiltige Moral ignorirt, und dabei diesen Principien durch laxe, ja sittenwidrige Axiome, wie z. B. daß der Zweck die Mittel heiligen könne, geradezu diametral entgegenarbeitet.

Am folgenden Morgen stattete Señora Malpica in bester Laune ihrem Gemale in dessen Arbeitscabinet einen Besuch ab. Sie war zum Ausgehen bereits vollkommen angekleidet.

„Wohin, wohin so zeitlich, mein Engel?“ frug Señor Malpica und küßte seiner Frau galant die Hand.

„In die Kirche, mein Freund!“

„So, so! Aber doch nicht da nebenan zu den Jesuiten? Hm!“

„Und was hätten Sie dagegen wohl einzuwenden, mein Herr?“ frug die Señora ganz kurz angebunden.

„Nichts, nichts,“ beeilte sich Malpica mit Unterwürfigkeit zu erwidern, „mir will es nur nicht recht behagen, daß die frommen Väter der Gesellschaft Jesu separate Predigten bei geschlossenen Thüren für das eine oder das andere Geschlecht abhalten; ich sehe doch keinen Grund ein, warum —“

„Señor!“ unterbrach Pepita höchst entrüstet ihren Gemal. „Señor! Sie wollten sich unterfangen etwas besser zu verstehen als jene frommen Diener des Herrn? Wissen Sie, daß Sie eine Todsünde damit begehen.“

„Das glaube ich nicht,“ entgegnete Malpica mit Ueberzeugung, „mein wackerer Beichtvater, der Pater Chrisostomus vom Orden des heil. Franziscus hat eben jenen Ausspruch gethan, der Dir mein liebes Täubchen, so anstößig gewesen, ja noch mehr, wenn Du seine letzte Sonntagspredigt gehört hättest, wie der die Moral der Jesuiten heruntergemacht.“

„Schweigen Sie, Señor!“ schrie Pepita vor Zorn erglühend und mit dem Fuße den Boden stampfend, „schweigen Sie mit Ihren ketzerischen Aeußerungen. Sie sprechen über Dinge, die Sie nicht

verstehen; die Jesuiten sind die Leibgarde des Papstes, der wahre Felsen Petri und nur der Neid und die Mißgunst verleiten die armseligen Franziskaner-Mönche gegen die eben so edlen als gottesfürchtigen Söhne Loyola's die öffentliche Meinung aufzuhetzen. — Doch machen wir ein Ende; ich bin nicht hieher gekommen um mit Ihnen theologische Streitfragen zu erledigen, kurz gesagt ich brauche Geld."

„Wie viel befiehlt mein Püppchen?" sagte Malpica ganz unterwürfig und steckte den Schlüssel an seine große eiserne Cassa.

„Achttausend Piaster in Gold."

„Hier sind sie, mein Täubchen. Uebrigens," fügte Malpica ganz devot bei, „hast Du von Deinen Interessen noch immer weitere 12.000 für dieses Jahr bei mir stehen."

„Wirklich? Nach meiner Rechnung würden es blos 9000 sein."

„12.000 bei einem Centavo. Ich habe glücklich mit Deinem Capitale speculirt."

„Das freut mich," entgegnete Señora Malpica kurz, „nun wollen Sie aber so freundlich sein, diese acht Beutel mit Gold in mein Boudoir schaffen zu lassen."

„Ich werde es selbst besorgen," erwiderte der galante Ehemann mit einer tiefen Verbeugung und öffnete der Señora, welche stolz wie ein Pfau aus dem Gemache rauschte, eigenhändig alle Thüren bis in den Hausflur hinab.

Zwei Stunden später kehrte Señora Malpica in Begleitung eines alten Jesuiten, es war der Prior der Congregation in Mexiko, nach Hause zurück. — Der fromme Mann nahm die Hälfte der Beutel, welche auf dem Camine des Boudoir von Señor Malpica hinterlegt worden waren, in Empfang. — Señora Malpica hatte hiermit einen Theil ihres Gelübdes erfüllt, nämlich eine Seelenmesse gestiftet. Nun ging sie an den zweiten Theil, u. z. damit sie dabei standhaft bleibe, in Gegenwart des frommen Mannes. Sie zog aus ihrem Schmuckkästchen das fatale grüne Portefeuille hervor und öffnete und schloß es drei Mal. Sie wollte den Gegenstand ihrer verzehrenden Neugierde mit einem unterdrückten Seufzer eben wieder an seine frühere Stelle legen, als der Jesuit seine Hand darnach ausstreckte.

„Ich, Ihr Beichtvater, meine fromme Tochter, habe das Recht und die Pflicht mich näher von dem Wesen jener Briefe zu überzeugen, die Sie zu einer Sünde verleiteten, einer Sünde, die Ihnen, angesichts

ihrer werkthätigen Buße, vergeben worden," sprach der fromme Mann höchst salbungsvollen Tones.

Señora Malpica überließ dem Jesuiten das grüne Portefeuille ohne alles Widerstreben. — Dasselbe enthielt blos fünf kurze Briefe und einen Zettel mit verschiedenen Notizen.

Der fromme Mann hatte Mühe seine Ueberraschung zu bemeistern als er den Inhalt der Papiere kennen gelernt. Er legte selbe endlich wieder in die Brieftasche zurück, wobei es ihn gar gewaltig in den Fingern juckte sich einen der Briefe, der ihm am meisten interessirte, heimlich anzueignen. Aber Pepita hielt starr und von Neugierde entflammt ihre Augen auf ihn geheftet; der Jesuite machte also aus der Nothwendigkeit eine Tugend und stellte das grüne Portefeuille mit vollständigem Inhalte zurück.

„Wann soll die Vermälung Ihrer Tochter mit Don Gonzales Altamira stattfinden?" frug der Prior sich zum Gehen anschickend, nachdem er die acht Beutel mit Gold in seinen weiten Taschen versorgt hatte.

„Im Laufe der nächsten Woche, ehrwürdiger Vater."

„Und morgen Früh werden Sie, meine fromme Tochter, den Inhalt des Portefeuilles lesen?"

„Sollte ich es vielleicht nicht, ungeachtet meiner Buße?" bemerkte Señora Pepita mit lebhafter Besorgniß.

„Sie sollen, Sie müssen es sogar," sagte der Jesuit mit Bestimmtheit und schritt zur Thüre hinaus.

Um nicht einer augenblicklichen Versuchung ihrer verzehrenden Neugierde zu erliegen, verschloß nun Pepita hastig die Brieftasche in ihrem Schmuckkästchen und begab sich eilig in den großen Salon im ersten Stocke, wo sie sowohl das Brautpaar als auch ihren Herrn Gemal antraf. Alle Drei befanden sich in der seligsten Stimmung. Malpica scherzte und lachte mit den jungen Leuten um die Wette und riß sogar mitunter etwas zweideutige Witze, welche alle mehr oder minder seine mit Sehnsucht erhoffte Großvaterschaft zum Objecte hatten und der armen Estefania fortwährend das Blut nach den Wangen trieben.

„Oh weh," rief der fidele Schwiegervater in spe, als er seine gestrenge Gemalin eintreten sah, „jetzt heißt es wieder hübsch modest sein. —"

Señora Pepita hielt in der That ungemein auf äußeren Anstand, wie so viele ihres Gleichen, welche es unter vier Augen um so weniger genau nehmen.

Es wäre wohl überflüssig zu schildern, wie in Malpica's bräutlichem Hause der Rest dieses schönen und glücklichen Tages abgethan wurde, wenn wir nur noch beifügen, daß Señora Pepita so freundlich war, sich gleich nach dem Diner aus dem Hause zu entfernen, um eine Unzahl von Visiten abzustatten, so daß sie erst gegen Mitternacht wieder heimkehrte und sich dann, ohne die Gesellschaft im ersten Stocke zu incommodiren, directe in ihr Schlafgemach verfügte.

Malpica, der auch Abends aus Freude dem Weine etwas zu viel zugesprochen hatte, mahnte, als die Uhr bereits die zweite Stunde nach Mitternacht wies, mit etwas lallender Stimme zum Aufbruche, und bot Estefania den Arm, um sie nach ihrem Gemache zu geleiten.

„Also um sieben Uhr," wiederholte er wohl zum zehnten Mal, „Du weißt, Gonzales, Dein Papa pflegt oft zeitlich das Haus zu verlassen, und heute, ja heute muß alles in's Reine gebracht werden."

„Ich werde Sie gewiß nicht warten lassen," entgegnete Gonzales, indem er seiner schönen Braut noch hundert Kußhände nachwarf.

Wie verabredet, langten Malpica und sein zukünftiger Schwiegersohn kurz nach sieben Uhr Morgens vor dem Palaste Don Altamira's an. — Als sie ihren Wagen verließen und unter das Portale traten, blickte Gonzales etwas befremdet um sich; er gewahrte nämlich, daß ein anderer Portier, und noch dazu in einer Livrée, welche entschieden nicht die altherkömmliche und stadtbekannte der Altamira's war, unter dem Thore auf- und abschritt und ihn, den Sohn des Hauses, gar nicht zu beachten schien. — Dieselbe fremde Livrée, wie der Portier, trugen auch viele andere Diener, welche emsig hin- und herliefen. — Kisten, Koffer und Hausgeräthe aller Art standen überall in der Flur und auf den Gängen umher.

„Was soll denn dies bedeuten?" murmelte Malpica höchst betroffen, während Gonzales auf den Thorwart zuschritt und denselben kurz anließ:

„Wo ist der alte José, der ‚frühere Portier?"

„Entlassen!" entgegnete der Gefragte kurz, denn selbst in Mexiko, wo doch der letzte Lastträger höflich ist, sind die Portiers, um uns gelinde auszudrücken, voll des stolzesten Bewußtseins und lakonischer Redeweise.

„Entlassen? José, der schon unter Großvater gedient!“ rief Gonzales ungläubig.

„Nun denn — pensionirt, wenn das besser klingt!“ warf der Cerberus hin und setzte seine Promenade ruhig fort.

Malpica hatte inzwischen sich mit einem der Diener in ein kurzes Gespräch eingelassen. Ueber das, was er vernahm, riß er Mund und Augen auf. — Er faßte sich aber schnell, zog Gonzales auf die Straße hinaus, und indem er den jungen Mann drängte in den Wagen einzusteigen, gab er dem Kutscher Befehl, so schnell als die Pferde zu laufen vermögen, nach der Garita de Peralvillo zu fahren, in deren Nähe der Notar Don Porfirio de Fracida wohnte, welcher sowohl seine als Altamira's Rechtsgeschäfte zu besorgen pflegte.

„Unglaublich, unglaublich!“ rief Malpica ein über das andere Mal, während der Wagen mit rasender Schnelligkeit dahinrollte, „Dein Vater sollte über Nacht alles verkauft haben, sogar das Palais seiner Ahnen?“

Gonzales war wie niedergedonnert. Er wähnte zu träumen. Sollte sein Vater wirklich Grund gehabt haben, den für heute versprochenen Erklärungen durch eine fluchtähnliche Entfernung aus Mexiko, aus dem Wege zu gehen? Drohte abermals seinem Glücke ein vernichtender Schlag? Dieser letztere Gedanke machte ihn zittern und laut sprach er seine düsteren Besorgnisse aus.

„Beruhige Dich, mein lieber Sohn,“ tröstete der gute Malpica, „gleich sind wir zur Stelle, um aus Don Fracida's Munde Näheres zu vernehmen. Uebrigens möge kommen was da wolle, Deine Hochzeit mit Estefania findet nächsten Mittwoch statt; in dieser Angelegenheit lasse ich mir von Niemanden darein reden, ja selbst nicht von meiner Frau.“

Malpica erschrack beinahe über die Kühnheit seiner letzten Worte, aber sie waren ihm nichtsdestoweniger vollkommen Ernst. — Der Wagen hielt.

Malpica und Gonzales stürmten ohne Umstände in das Zimmer des Rechtsfreundes.

„Ich habe erwartet, beide Herren etwas eilig eintreten zu sehen,“ bemerkte Don Fracida fein lächelnd, als seine beiden Besucher etwas zu spät daran dachten, ihre unhöfliche Hast zu entschuldigen.

„Meine Obliegenheit,“ fuhr der Notar ruhig fort, „ist mit der persönlichen Ueberreichung dieses Briefes an Don Gonzales zu Ende.

— Alles Weitere hat sich Se. Excellenz Geheimrath persönlich vorbehalten."

Hastig öffnete Gonzales das Couvert und las Folgendes:

„Mein lieber Gonzales!

„Der Dienst Sr. Majestät des Kaisers ruft mich nach Querétaro. Die Stimme der Ehre gebietet mir zweimal diesem Rufe zu folgen, seit Du eigenmächtig Deine Fahne verlassen hast. — Doch, ich will Dir deshalb nicht grollen. Zum Beweise gebe ich Dir hiemit meine förmliche Einwilligung zu Deiner Vermälung mit Estefania Malpica, und wünsche ich nunmehr selbst, daß Ihr recht bald vor den Altar tretet, wenn mein alter Freund in dem Umstande, daß ich Dir für den Augenblick auch nicht einen einzigen Piaster zur Gründung Deines Hausstandes zu geben vermag, nicht ein wesentliches Hinderniß finden sollte. — Wisse denn, ich bin gänzlich ruinirt; schon seit mehreren Jahren siechte mein einst so bedeutendes Vermögen allmälig dahin, so daß ich jetzt durch den Verkauf meiner sämmtlichen Liegenschaften kaum meine Schulden tilgen und so viel erübrigen werde, um in Europa ein dürftiges Dasein mit elenden zehn- bis zwanzigtausend Francs Rente zu fristen. — Ich sage in Europa, denn das Drama des zweiten Kaiserreiches wird bald zu Ende gespielt sein, und ich wünsche nichts sehnlicher, als unter dessen Trümmern begraben zu werden. — Lebe wohl für immer."

Mexiko, 21. Mai 1867.

Altamira."

Gonzales reichte mechanisch diesen Brief, nachdem er ihn wiederholt gelesen, Don Malpica hin.

„Das ist schlimm, sehr schlimm!" sagte Malpica nachdenklich, als auch er die überraschende Kunde vernahm, an welcher jedoch, wie der Leser bereits weiß, kein einziges wahres Wort war.

Am ganzen Leibe bebend, schritt Gonzales hinter Malpica nach dem Wagen. Der Gedanke, daß Malpica in seiner Armuth jetzt ein Hinderniß sehen konnte, ihm Estefania zum Weibe zu geben, lastete wie ein erdrückender Alp auf seiner Brust. Er wollte, er mußte Gewißheit haben.

„Geben Sie mir Leben oder Tod?" wagte der junge Mann zu fragen, als die Equipage die Richtung nach San Cosme einschlug.

„Vor Allem, mein lieber Junge," erwiderte Malpica bedächtig, „müssen wir an ihn denken; meinst Du etwa, ich werde einen so guten, alten Freund, wie mir mein Pedro gewesen, einfach in der Tinte sitzen lassen? Das wäre nicht übel! An nichts soll's ihm fehlen, und wenn Du von Estefania's Mitgift etwa so ein hunderttausend Dollarchen dazulegen wolltest, würde es mich nur freuen, recht herzlich freuen."

Statt aller Antwort fiel Gonzales dem wackeren Malpica, der ungeachtet seines ziemlich beschränkten Verstandes und seines lächerlichen Pepitacultus das Herz auf dem rechten Flecke trug, laut auf-jauchzend um den Hals.

„Am Ende," fuhr Malpica fort, als sich der Paroxysmus seines Schwiegersohnes etwas gelegt hatte, „bin ich in einer Beziehung sogar froh, Dich arm zu sehen wie eine Kirchenmaus; jetzt gehörst Du mein, ganz mein; ich darf nicht mehr fürchten, daß Du mir mein liebes, einziges Töchterchen, weiß Gott wohin, in alle Welt davonführst. Welch' ein Trost für mich — ich werde einst nicht alt und verlassen allein sterben; Ihr, meine theuren Kinder, werdet mir gewiß das brechende Auge schließen und meinem Sarge folgen."

Gonzales fühlte einen tiefen Stich in seinem Herzen. Der selige Irrthum des sanften, guten Mannes, der eine Tochter zu besitzen glaubte, schmerzte ihn unendlich, und er fühlte Gewissensbisse, daß er an dem Betruge, der eigentlich der sittenlosen Pepita allein zur Last fiel, gleichsam theilnahm. Konnte, durfte er aber sprechen, abgesehen davon, daß Señora Pepita noch in Celaya den beiden jungen Leuten einen feierlichen Schwur abnahm, daß sie ihren Gemal nun und nimmer seiner Illusion berauben würden?

Kaum hatten Malpica und Gonzales den Fuß in das Haus gesetzt, als ein Diener ersteren zu seiner Gemalin entbot.

„Himmel!" rief Malpica, als er Señora Pepita gewahrte, „wie siehst Du aus, mein Engelchen, Du bist krank, sterbenskrank!"

„Es wird schnell vorübergehen, mein Freund!" erwiderte Señora Malpica, sich zu einem coketten Lächeln zwingend. In Wahrheit sah die Dame ungemein angegriffen aus, und obgleich sie sich alle Mühe gab ruhig zu scheinen, war sie doch handgreiflich die Beute einer unendlichen inneren Unruhe.

Der arme Malpica rannte wie besessen im Gemache umher, er schrie nach Wasser, Eis, Essig und allen möglichen Riechessenzen der Welt.

„Beruhigen Sie sich doch," wiederholte Pepita dringend, „ich schwöre Ihnen, daß mein Anfall sehr bald vorübergehen wird. Luftveränderung wird mir am Besten bekommen; ich hätte daher eine Bitte an Dich, mein lieber Mann."

Von seiner Frau mit „Du" und mit „lieber Mann" angesprochen zu werden, das war für den armen Malpica zu viel Glück auf einmal.

„Sprich, sprich, mein Herzblättchen!" rief er in Extase und drückte einen Kuß auf die Stirne seiner Gemalin.

„Ich empfinde eine große Sehnsucht, unsere Villa in Takubaya für einige Tage zu beziehen, bevor noch eine etwaige Belagerung der Stadt uns den Aufenthalt dort verleidet. Aber es wird draußen Alles in größter Unordnung sein, und ich fürchte, Dich zu sehr zu incommodiren, wenn — — —"

„Schon heute Abends sollst Du nach Takubaya fahren und Alles in Ordnung finden. Ich nehme vier oder fünf Diener mit, — ich leite und überwache Alles, und wenn Du mit den jungen Leuten um sechs Uhr angefahren kommst, sollst Du Deine Wunder erleben. — Adios, adios, mein holdes Täubchen!"

Nach diesen Worten stürzte Malpica auf und davon, ganz überglücklich seiner Pepita heute eine rechte Ueberraschung bereiten zu können. — Binnen wenigen Stunden sollten Tapezierer und Kunstgärtner ihr Aeußerstes leisten, und auch nach einem Pyrotechniker wurde gesendet, denn ohne Feuerwerk gibt es in Mexiko nicht das kleinste Fest.

„Gott sei Dank," seufzte die Señora, als ihr diensteifriger Gemal sich entfernt hatte, „Gott sei Dank, daß meine List gelang, um diesen lächerlichen Tropf für heute aus dem Hause zu bringen. Ach, wenn doch die nächste Stunde schon vorüber wäre. Welch' fürchterliches Verhängniß! Am Ende bleibt Estefania doch mein Kind, und heute fühle ich in meiner Brust ein gewisses Etwas, das ich bisher noch nie gekannt — es wird die Mutterliebe sein. Und der arme, junge Mensch, wenn er sich ein Leid anthäte?! Kann ich aber anders? — Es muß sein — warum gelüstete es mich auch gar so sehr, den Inhalt dieses grünen Portefeuilles zu schauen. — Mein Fehltritt mit Mazzaredo fängt an sehr böse Früchte zu tragen! — Ich werde noch mehr Seelenmessen stiften müssen."

Mühsam erhob sich Pepita nach diesen Worten von ihrem Fauteuil und das grüne Portefeuille mit der linken Hand krampfhaft

an sich pressend, wankte sie nach dem Salon, wo sie Gonzales und Estefania zu treffen wußte, denn sie vernahm von dort das Clavierspiel ihrer Tochter, und wo diese sich befand, war auch der junge Mann sicherlich nicht ferne.

Das fröhliche Geplauder und Scherzen, welches sie schon von weitem vernahm, schnitt der alten Sünderin in die Seele, denn sie mußte es verstummen machen, für immer verstummen.

„Ach! die Mama!" riefen Gonzales und Estefania wie aus einer Kehle, „das ist schön, daß Sie heute schon so zeitlich sichtbar werden."

„Hat Don Malpica Ihnen schon unsere Morgenaffaire erzählt, wissen Sie schon, daß mein Papa bei Nacht und Nebel Mexiko verließ?" frug Gonzales.

„Und weißt Du, mein liebes Mütterchen, daß wir nächsten Mittwoch schon getraut sein werden?" fiel Estefania redselig ein.

Señora Pepita ließ sich auf dem nächsten Stuhl fallen und sagte mit tonloser Stimme, welche dem schönen Brautpaar das Blut erstarren machte:

„Was Du soeben sprachst, meine Tochter, hat keinen Sinn. Nehmt allen Euren Muth zusammen und macht Euch auf das Schlimmste gefaßt."

Gonzales und Estefania erblaßten und sahen sich betroffen an.

„Du weißt, mein lieber Gonzales," fuhr Pepita ernst fort, „daß ich bis zur Stunde nie, auch nur einen Augenblick, gegen Deine Verbindung mit Estefania gewesen bin, offen gesagt, es war mir so ziemlich gleichgiltig, wer einst mein Schwiegersohn werden würde. Heute aber muß ich erklären, daß Eure eheliche Verbindung eine baare Unmöglichkeit geworden ist."

„Was soll das bedeuten," stotterte Gonzales, welchem seine Sinne zu vergehen drohten, während Estefania in athemloser Spannung und wie vom Fieberfroste geschüttelt, sich auf die Rücklehne eines Fauteuils stützen mußte, um nicht umzusinken.

„Meine armen Kinder," nahm Señora Malpica nach einer Pause mit vibrirender Stimme wieder das Wort, „Ihr wißt um jenes fatale Geheimniß, welches zwischen mir und General Mazzaredo obwaltet und sich auch auf Estefania bezieht. — Meine Hand zittert, indem ich Dir, Gonzales, diesen Brief reiche; er wird Dir meine früheren Worte erklären, Du wirst meine entschiedene Weigerung be-

greiflich finden, und ich werde nicht vergeblich an Deine Großmuth appelliren, um vor meinem Gemale auf eine plausible Weise, welche meine Vergangenheit schont, Deinen Rücktritt von der Verbindung mit Estefania zu begründen."

Nach diesen Worten übergab sie Gonzales einen vergilbten Brief. Der junge Mann, vor dessen Augen die Buchstaben tanzten, las mit Mühe Folgendes:

„Theure Elvira!

„Ich könnte es unmöglich über mein Herz bringen, einem alten Vater sein einziges Kind zu entführen und Dich zu einem Diebstahle an seinem Eigenthume zu verleiten, denn bei meinem geringen Vermögen wärest Du gezwungen, an Gold und Juwelen zusammenzuraffen, was Dir unter die Hände kommt, sollten wir überhaupt standesgemäß leben können.

„Der Traum, welchen wir heute Nacht mit einander verlebt, wird mir ewig unvergeßlich sein; suche auch Du in dieser süßen Erinnerung einen Trost für die Trennung, welche für uns Beide eine Nothwendigkeit geworden. Mache Don Altamira so glücklich, als Du es vermagst. Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich bereits auf der Reise nach Veracruz, um mich nach der Halbinsel Yucatan einzuschiffen, wohin ich um meine Uebersetzung zu einem anderen Regimente gebeten habe. — Lebe wohl, theure Elvira, und mögen Dich nie gereuen jene zwei kurzen Stunden, in denen Du so glücklich gemacht Deinen Freund

Mexiko, 12. August 1848.

Manuel de Mazzaredo."

„Wer ist diese Elvira?" hauchte Gonzales, der in eine fürchterliche Aufregung zu gerathen begann.

„Deine Mutter — Unglückseliger!" rief Señora Pepita aufstehend und zwischen beide Brautleute tretend, setzte sie die zermalmenden Worte bei: „Auch Du bist Mazzaredo's Sohn und Estefania ist Deine Schwester!"

„Barmherziger Gott im Himmel!" kreischte Estefania, als sie diese Donnerworte vernahm und sank leblos zu Boden.

„Und ich, ich habe mit ihr — gesündigt!" rief Gonzales, und von Entsetzen und Verzweiflung erfaßt, stürzte er wie rasend fort aus dem Saale und aus dem Hause.

VII.

Bestrafter Hochmuth.

In den letzten Tagen des Monats April 1867 ward auf der Rhede von Toulon das Linienschiff „Souverain" signalisirt. Es trug den einstigen Dictator von Mexiko an Bord. Marschall Bazaine stand im Begriffe, wieder Frankreichs Boden zu betreten.

Eine ungeheure Menschenmasse wogte auf dem Quai hin und her. Flüche und Verwünschungen gegen den Marschall, gegen die Intervention, ja sogar selbst gegen Napoleon wurden ungescheut ausgestoßen. Die feindselige Stimmung gegen den Mann, der in Mexiko den französischen Namen für alle Zeiten so tief verhaßt gemacht, gab sich vollkommen zwanglos kund.

Zudem hatte die „Gazette du Midi" schon Tags zuvor die von den Behörden nicht dementirte Nachricht gebracht, daß aus Paris der Befehl angelangt sei, dem Marschall Bazaine bei seiner Ausschiffung keinerlei Ehrenbezeugungen zu erweisen. Diese Ordre war in der That keine leere Zeitungsente. Der Seepräfect und der Commandant von Toulon, welche an Bord des „Souverain" kamen, verständigten Bazaine officiell von der in Rede stehenden kaiserlichen Verfügung. — Der Marschall vernahm diese Mittheilung anscheinend ganz gleichgiltig; aber als er zu Fuß die Menschenmasse am Ufer durchschritt und Hohn und Spott aller Art laut an sein Ohr drangen, da hatte der stolze, hochmüthige Mann, der jenseits des Oceans so trefflich den Imperator zu spielen verstanden, und sich in die Rolle eines modernen Nero hineingelebt, alle Mühe, sein Haupt aufrecht zu halten und nicht unter der Last der Schande und des Fluches der öffentlichen Meinung, die auf ihn wie ein Orkan hereinstürmte, zusammenzubrechen. Der kurze Weg vom Strande bis zum Commandantursgebäude, seinem Absteigequartier, gestaltete sich für ihn zu einem moralischen Spießruthenlaufen, wie es wohl nicht ärger und schmerzlicher gedacht werden kann.

Und ist etwa diesem Manne damit zu viel geschehen? Nein,

abermals nein. Schon zu Anfang unseres Werkes haben wir Bazaine nur als das hingestellt, was er wirklich war und ist. Wir konnten es mit vollster Beruhigung thun, denn die meisten jener Documente, welche Herr Wilhelm von Montlong, kaiserl. mexikanischer Generalstabsmajor und gewesener Cabinetsoffizier des Kaisers Maximilian erst im Frühjahre 1868 veröffentlicht hat, befanden sich schon vor Jahresfrist in beglaubigter Abschrift in unseren Händen. Sachgemäß konnten wir aber von diesen Documenten erst jetzt, wo unser Werk dem Abschlusse naht, und Marschall Bazaine für uns vom Schauplatze definitiv abtritt, einen passenden Gebrauch machen. — So viel, um von uns den etwaigen Vorwurf abzuwälzen, daß wir an Herrn von Montlong ein Plagiat im Sinne hätten.

Daß es von jeher Bazaine's Absicht war, Kaiser Max zur Abdankung zu zwingen und sich dann zum Präsidenten der Republik Mexiko aufzuwerfen, haben wir schon bei mehreren Gelegenheiten hervorgehoben. Selbst als es um die Intervention bereits sehr schlimm stand, als die Räumung Mexiko's von den Franzosen bereits präcis ausgesprochen, und zum Theile schon in's Werk gesetzt war, nämlich zur Zeit, als Kaiser Maximilian im Spätherbste 1866 von der Hauptstadt nach Orizaba abreiste, träumte Bazaine noch immer von der Verwirklichung seiner Herrschergelüste. So ist es z. B. eine bekannte Sache, daß der Marschall damals öfter in Begleitung eines Ordonnanzoffiziers die Front des kaiserlichen Palastes passirte und denselben auffallend fixirte. Diese Promenaden Bazaine's erregten nachgerade die allgemeine Aufmerksamkeit, ja es geschah sogar, daß die zufällig an der Ecke postirten französischen Offiziere bei einer solchen Gelegenheit das bekannte französische Spottlied: Tu ne l'habiteras pas, Nicolas (Du wirst ihn nicht bewohnen, Nicolaus), intonirten.

Wir wollen nun einige Thatsachen anführen, welche beweisen werden, daß unser bisheriges, vielleicht hart und parteiisch erschienenes Urtheil über den Marschall Bazaine im Gegentheile allzu milde gelautet habe.

Wie wenig übrigens Bazaine von seinen eigenen Leuten geachtet war, geht wohl am besten daraus hervor, daß ihn die französischen Offiziere unter sich nur „le palafrenier manqué" (den verunglückten Stallknecht) zu nennen pflegten.

Wir lassen nun ein volles Dutzend jener grellen Verbrechen folgen, welche theils vom Marschall persönlich, theils durch seine Leute, sei es

mit seinem Vorwissen, sei es mit seiner nachträglichen Genehmigung, verübt worden sind.

1. Im Jahre 1864 setzte General Brincourt, einer der Lieblinge Bazaines, in Chihuahua einen kaiserlich-mexikanischen Oberst ohne allen triftigen Grund, sondern blos aus persönlicher Rancune in's Gefängniß, und ließ ihn durch zwei Stunden täglich die Straße kehren. Als die Damen der Stadt dies sahen, brachten sie ihm, während er den Besen handhaben mußte, Blumensträuße. In Folge dessen ließ General Brincourt durch Plakate verkünden, daß jede Dame, welch' Standes sie auch sei, die dem Obersten wieder Blumen spende, gleichfalls zum Straßenkehren werde verurtheilt werden. Diese Rohheit, welche auf die sprichwörtliche französische Politesse ein sehr schlechtes Licht wirft, empörte natürlich die ganze Bevölkerung.

Nachdem der Oberst den ihm auferlegten Schimpf durch volle zehn Tage ertragen, ließ er ihn zu sich rufen, und bedeutete ihm: „Ich überlasse es nun ganz Ihrem Willen, zu den Liberalen überzugehen; ich scheere mich den Teufel darum." Natürlich that dies der Oberst und viele andere Offiziere schloßen sich ihm an.

2. Capitän Charrier von der Fremdenlegion befahl als Commandant zu San Luis de la Paz dem politischen Präfekten einer kleinen Stadt das Todesurtheil seines Bruders, dessen ganzes Verbrechen in seiner liberalen Gesinnung bestand, zu unterzeichnen. Als der Präfekt dies verweigerte, drohte Charrier auch ihm mit dem Tode des Erschießens.

3. Als General Mangin das liberal gesinnte Dorf Montealto besetzt hatte und sah, daß die Einwohner der französischen Intervention abgeneigt seien, ließ er in einer Nacht 46 Einwohner des Ortes einfangen, und sammt dem Pfarrer, ohne jedes Verhör und Urtheil zum warnenden Beispiel für die übrigen, auf der Stelle erschießen.

Einige Zeit nach dieser entsetzlichen Metzelei verfiel General Mangin in Wahnsinn, und selbst seine Offiziere vergönnten ihm diese Strafe für eine Barbarei, welche die Ehre der französischen Armee brandmarkte.

4. Oberstlieutenant Ornano machte mit seinem Streifcorps häufige Expeditionen. Bei vier derselben stieß er auf den Feind, ohne ihn jedoch anzugreifen. Bei einer solchen Gelegenheit erstattete er einmal den Marschall seinen Bericht mit der Phrase: „En ce moment je suis en face de l'ennemi et je fais le café sous son nez!" (In diesem

Augenblick stehe ich angesichts des Feindes und bereite den Caffe unter seiner Nase.)

Der Marschall antwortete ihm dankend für sein gutes Verhalten, und die intelligente Art und Weise, wie er seine Befehle ausführe, und versprach Ornano, der vor 18 Monaten noch Capitän gewesen, in Anbetracht seiner großen Verdienste zum Obersten vorzuschlagen.

Welcher Wicht dieser Ornano gewesen, geht übrigens auch aus folgenden authentischen Thatsachen hervor, die wir nicht verschweigen dürfen, denn sie beweisen, wie in Frankreich Geschichte gemacht wird. Jedes Paketboot von Veracruz brachte nämlich nach Europa fulminante Berichte über die glänzenden Erfolge der Colonnen Ornano's.

Ein Offizier, der die sogenannten Feldzüge Ornano's mitgemacht, erhielt eine Decoration. Als ihm von Offizieren einer andern Truppe hierzu Glück gewünscht wurde, äußerte er Folgendes: „Du thust mir Unrecht, mein Lieber, denn wir haben jedes Mal dem Feinde den Rücken gekehrt. Wenn Ornano mich mit mehreren Anderen in seinen Berichten auszeichnete, so that er es nur aus Furcht, damit wir nicht wider ihn auftreten, und alle seine Gefechtsrelationen als gefälscht bezeichnen."

Gegen wehrlose Weiber und Kinder verstieg sich jedoch Ornano's Heldenschaar um so leichter und lieber zu glänzenden Waffenthaten, wie z. B. in dem Dorfe San Francisco, in welches Ornano einen Zug Cavallerie zur Recognoszirung entsendete. Beim Passiren dieses Dorfes fand man alle Thüren verschlossen, und ein einziger fünfzehnjähriger Knabe trat, als er das Pferdegetrappel vernahm, neugierig auf die Schwelle des Hauses. Der Offizier, der den Zug commandirte, amusirte sich damit, dem armen Burschen in dem Momente, als ihn seine Mutter ins Haus zurückrief, den Schädel mit einem Säbelhieb zu spalten!!!

5. Im Monate Juli 1866, Nachts 11 Uhr, erhielt ein Infanterie-Bataillon Befehl, unverzüglich in Eilmärschen nach Pihotillos aufzubrechen, da die Banden des Aurellano Ribera diese Hacienda in Folge Weigerung, denselben 10.000 Piaster Contribution zu zahlen, anzuzünden drohten. Vor dem Meierhofe angelangt, sah man den Feind auf eine Legua Entfernung im Thale campiren. Als der Bataillonschef keinen Befehl zum Angriff gab, und die Offiziere deshalb Vorstellungen machten, gab er zur Antwort, daß er Befehl habe, sich jeden Angriffs zu enthalten, wenn der Feind ihn nicht angreife. Da die Offiziere annahmen, daß es ein Irrthum desjenigen sein müsse, der einen solchen

Befehl gegeben habe, so baten sie ihren Commandanten, nochmals beim Bataillonscommando zu San Luis Potosi anzufragen und gleichzeitig zu bemerken, daß der Feind nicht entwischen könne. In San Luis Potosi wurde jedoch der Courier, der die Antwort auf diese Anfrage überbringen sollte, zurückbehalten und erst 16 Stunden später abgesendet.

Als nun der diesem Bataillon beigegebene mexikanische Oberst Aranjo sah, daß so lange Zeit keine Antwort erfolgte, erbat er sich die Erlaubniß, den Feind angreifen zu dürfen; dieser hatte aber längst schon durch die Bergschluchten von San Francisco das Weite gesucht.

Dasselbe Manöver wurde bei der Hacienda de las Pillas wiederholt.

Da diese beiden Haciendas den Anverwandten des Marschalls Bazaine gehörten, so hielt der Marschall es für gerathener, jeden Angriff auf die Liberalen zu untersagen, da diese sonst nach Abzug der Franzosen die Haciendas geplündert und angezündet hätten.

6. Bekanntlich hatte Marschall Bazaine eine Inspectionsreise nach San Luis Potosi gemacht, und in den Journalen hieß es prahlerisch:

„Der Marschall Bazaine hat Mexiko am 2. Juli (1866) mit seinem Generalstabe verlassen, um sich nach San Luis Potosi zu begeben, und die Operationen im Norden mehr in der Nähe zu leiten."

Bei dieser Expedition, welche nur 1½ Millionen Francs kostete, leitete ihn jedoch der Nebengedanke zu sondiren, inwiefern die Stimmung seinen Präsidentengelüsten günstig wäre. — Als er seinen Einzug in Potosi hielt, und auf dem großen Platze die Truppe aufgestellt war, hoffte er auf eine Demonstration von Seite des Volkes zu seinen Gunsten. Aber alle Straßen waren leer, alle Fenster blieben geschlossen, und höchst mißvergnügt begab er sich nach seinem Hôtel. Seine eigenen Offiziere bemerkten spöttisch: „Il a salué la troupe en faisant des grimaces, qui lui rendaient la figure comme une brioche mal faite." (Er hat die Truppe mit Grimassen salutirt, welche ihm das Ansehen eines mißrathenen Kuchens gaben.)

Der „geheime" Zweck dieser Expedition bestand nebenbei auch darin, die reiche Hacienda von Bocas zu besuchen, welche einer bejahrten Tante seiner Frau gehörte, und eines Tages ihm vermacht werden sollte; die Liberalen hatten jener Tante eine Contribution von 10.000 Piaster auferlegt und gedroht, daß sie bei Nichtbezahlung die Hacienda niederbrennen; seitdem jedoch der Marschall den Meierhof durch seine noble

Gegenwart geheiligt hatte, verzichteten seine geheimen Freunde, die Liberalen, auf Contribution und Drohung.

7. Einige Tage nach dem Besuche des Marschalls in Potosi ritten zwei Offiziere, Capitän Chapelong und Unterlieutenant Conseillant, durch die Vorstadt Tlaxcala. — Beim Passiren einer Brücke begegneten sie zwei Mexikanern, die, im eifrigen Gespräch miteinander begriffen, ihnen nicht sogleich Platz machten. Als diese beiden Offiziere den geringen Respect der Mexikaner bemerkten, schlugen sie ihnen mit ihren Reitpeitschen ins Gesicht. —

Die so behandelten Mexikaner, welche ohne Waffen waren, nannten die Offiziere: Verräther von Franzosen. Bei diesen Worten schießt Capitän Chapelong eine Pistole auf einen denselben ab, der andere Mexikaner antwortete mit einem Steinwurfe; hierauf rief Unterlieutenant Conseillant einen zufällig in der Nähe befindlichen, französischen Contreguerilla herbei und befahl ihm, auf die Mexikaner zu schießen. Der Soldat schoß zwei Mal, verwundete jedoch statt der Mexikaner eine Frau, welche eben im Begriffe stand, am Flusse zu waschen.

8. Statt diese beiden Offiziere zu bestrafen, benützte Ornano diese Gelegenheit, um die ganze Stadt für den demüthigenden und unfreundlichen Empfang des Marschalls zu züchtigen. Morgens vier Uhr ließ er die Vorstadt Tlaxcala durch vier Compagnien umstellen, und ohne jegliche Rücksicht auf die noch im Bette liegenden Frauen seine Soldaten sodann in alle Zimmer dringen und die männlichen Individuen eines jeden Hauses, in deren Ermanglung aber auch die Frauen verhaften. Trotz der lauten Entrüstung der Offiziere, wie der ganzen Stadt ließ er sie alle, sechshundert an der Zahl in den Hof der San Francisco-Caserne abführen und dort zusammenpferchen. Als die Stadt diese armen Opfer barbarischer Willkür reclamirte, legte er derselben eine Contribution von 2000 Piastern auf; da aber die armen Vorstadtbewohner eine solche Summe nicht zahlen konnten, so zwang er sie zu Befestigungsarbeiten.

Letztere ließ er überhaupt nur ausführen, um bei etwaiger Nachfrage über die Verwendung der von ihm so oft eingezogenen Contributionsgelder sagen zu können, daß er sie zum Fortificationsbau verwendet habe.

Als er endlich sah, daß er mit seiner Handlungsweise den Zweck, eine dem Kaiserreiche bisher ergebene Stadt, diesem zu entfremden, erreicht hatte, gab er die Gefangenen wieder frei.

9. Während der Marschall sich in Matehuala aufhielt (August 1866) gaben ihm die kaiserlichen Autoritäten daselbst ein Diner. Beim Nachtische hielt er an sie folgende Rede:

„Meine Herren! Sprechen wir frei und offen! Frankreich will das Land nicht zwingen, das kaiserliche Regime beizubehalten. Napoleon wollte nur Euer Glück, als er Maximilian auf den Thron Mexiko's setzte; er hat jedoch sich überzeugt, daß er sich in vielen Hinsichten getäuscht. Ihr wollt die Republik? Bezeichnet mir den Präsidenten, Ihr habt nur ein Wort zu sagen und ich werde Euch mit meinem ganzen Einflusse unterstützen. Frankreich wird Euerem Wunsche gerecht werden und Eure Stimme in die Wagschale legen."

Die kaiserlichen Autoritäten, wie jene zu Potosi, darauf vorbereitet, daß der Marschall sich gerne zum Präsidenten proclamirt sehen möchte und sei es auch nur von einem Tribus des Apachenstammes, um die Maske abnehmen und sich zum Vollstrecker des nationalen Willens aufwerfen zu können, schwiegen und verschwanden. —

10. Ungeachtet all' dieser Umtriebe, von denen wir hier nur einzelne wenige Pröbchen aus einer Unmasse von Thatsachen frischweg herausgegriffen haben, schämte sich der Marschall Bazaine denn doch nicht, bei jeder feierlichen Gelegenheit hunderte von Decorationen für das Expeditionscorps vom Kaiser Max zu erbitten; bei Decorationen, die der Kaiser ohne Vorschlag des französischen Generalstabes, wirklich verdienstvollen Offizieren gab, zerriß er jedoch die vom Kaiser signirten Diplome.

11. Der zahllosen, entsetzlichen Greuelthaten, welche Oberst Dupin als Commandant der Contreguerillas beging, wurde bereits an einer früheren Stelle erwähnt*), ebenso wie des Bazaine'schen Blutbefehles vom 11. October 1865, welcher dem so vielfach angefochtenen kaiserlichen Decrete vom 3. desselben Monates erst eine unbedingt vernichtende Schärfe gab, wie wir schon im 3. Capitel des I. Bandes, unter dem Titel: „Kaiserkrone und Marschallshut" ausführlich nachgewiesen haben.

Der Hochmuthsteufel, von welchem Bazaine besessen war, hinderte ihn jedoch durchaus nicht auch seine materiellen Interessen im Auge zu behalten und für dieselben bestens zu sorgen. Bei seiner Ver-

*) II. Band, S. 166.

mälung im Jahre 1865 mit Señorita de la Peña hatte er, wie schon einst erwähnt, vom Kaiser Maximilian in der Vorstadt San Cosme einen prächtigen Palast, der mit seinen Appertinentien auf 700.000 Francs geschätzt wurde, als Hochzeitsgeschenk erhalten. In der betreffenden Schenkungsurkunde verpflichtete sich die mexikanische Regierung, für den Fall, daß der Marschall abberufen werden sollte, ihm den Palast sammt Mobilien um 150.000 Piaster in Gold (circa 800.000 Francs) wieder abzukaufen. — Bazaine war wirklich so — gütig, als er abreisen mußte, die letztgenannte Summe zu reclamiren, während er doch wußte, daß die kaiserlich mexikanischen Cassen bis auf den Grund geleert waren und man der Armee den Sold schuldig bleiben mußte. — Der Marschall schlug daher sein Palais auf eigene Faust mit Schaden los, indem er es dem amerikanischen Consul um 400.000 Francs abtrat. —

Auch bei mancher anderen Gelegenheit bewies Bazaine seine Uneigennützigkeit, von welcher sein literarischer Schildknappe Emil Graf Kératry so viel des Rühmlichen seinem Lesepublikum aufzuschwatzen sucht, auf das Glänzendste. —

So war z. B. das Ayuntamiento (die Commune) von Mexiko den französischen Offizieren, einschließlich des Marschalls, eine bedeutende Summe an Quartiergeldern schuldig. Die französischen Offiziere bezogen nämlich statt Naturalwohnung außer ihren hohen Kriegsgagen auch noch excessiv bemessene Quartiergelder. — Da die Commune nicht zahlen konnte, ließ Bazaine das kaiserliche Arsenal von französischen Truppen besetzen und alle Vorräthe mit Beschlag belegen. Der Kaiser that nun sein Möglichstes, um dieser neuen Schmach, mit der der Marschall ihn belud, ein Ziel zu setzen. Mit den größten Opfern wurde wirklich so ziemlich die ganze Forderung an die Franzosen entrichtet. Nichts destoweniger ließ Bazaine die Beschlagnahme des Arsenals fortdauern, verkaufte aus demselben Gewehre und Munition und ließ nebstbei vernichten, was nur möglich. Nicht genug — die übrig gelassenen Granaten, welche später bei der Belagerung von Mexiko nicht platzten, wurden von den Franzosen insgeheim mit Sand gefüllt. Um allen diesen durch Tausende von Zeugen constatirten Schändlichkeiten die Krone aufzusetzen, verkaufte Bazaine schließlich sogar den noch von dem Präsidenten Santa-Anna herstammenden, der Stadt Mexiko gehörigen Galawagen, welcher ihm zur bloßen Benützung anvertraut worden war! — — —

Bei solch' einem himmelschreienden Gebahren entfällt die Nothwendigkeit jedweder weiteren Reflexion, denn an deren Stelle soll und muß ein Aufschrei sittlicher Entrüstung, der Ekel vor dem Gemeinen, der Fluch der Verdammung treten.

VIII.

Verzweiflungskämpfe.

Am 22. Februar (1867) rückte in Querétaro die 4000 Mann starke Brigade des General Mendez von Acambaro ein. Tags darauf war ein Requiem für den bei San Jacinto in Gefangenschaft gerathenen und auf Juarez's Befehl erschossenen General D. Joaquim Miramon, Bruder des uns bereits näher bekannten Obergenerals Don Miguel Miramon, welcher bei obgenanntem Orte eine höchst schimpfliche Niederlage erlitten hatte, denn mit nur 400 Reiter und 300 Mann Infanterie, nahm ihm dort General Escobedo seine ganze Artillerie und Munition, die Kriegscasse mit 25,000 Piaster und 500 Gefangene ab, obwohl das kaiserliche Corps fast zehnmal stärker war, als jene handvoll Liberaler.

Die Unfähigkeit und Nachlässigkeit, welche hierbei der bei jeder Gelegenheit von den Clerikalen ob seines militärischen Genies bis in den Himmel erhobene General Don Miguel Miramon so evident an den Tag legte, bemüßigte den Kaiser, angesichts der gänzlichen Vernichtung des Miramon'schen Corps, die ursprüngliche Formation seiner sämmtlichen Streitkräfte in drei Armeecorps dahin umzuändern, daß die Trümmer des zweiten mit dem übrigen verschmolzen wurden, wobei der genannte Miramon das Commando über sämmtliche Infanterie und Fußartillerie, General Mejia jenes der Cavallerie und berittenen Artillerie übernahmen. Die Durchführung dieser Reorganisation, welche einzig und allein durch Miramon's unverantwortliche Niederlage nothwendig geworden war, nahm viele kostbare Zeit in Anspruch, welche der thätige Feind für sich sehr gut zu benützen verstand.

Die gesammten Streitkräfte des Kaisers betrugen Anfangs März an felddienstlichen Truppen nicht mehr als 4000 Mann Infante-

rie, 3000 Mann Cavallerie und 44 glatte Geschütze, jedoch war diese kleine Armee von gutem Geiste beseelt und ihre tactische Ausbildung lobenswerth.

General Escobedo stand damals südlich von Querétaro auf der Straße von Celaya mit 13.000 Mann, während Corona die Straße von Mexiko mit 8000 Mann occupirte und von der Armee des Porfirio Diaz noch 5000 Mann als Verstärkung im Anzuge waren. Im Ganzen geboten die Liberalen um Querétaro herum über mehr als 30.000 Mann. — Das schließliche Resultat des Verzweiflungskampfes, welchen Kaiser Max aufgenommen, konnte also nicht zweifelhaft sein, zumal der Monarch von Verräthern aller Art umlauert war.

Das ganze Gebiet von Querétaro ist von Gebirgen eingeschlossen, von unzugänglichen Schluchten und einer großen Anzahl reißender, jedoch nicht schiffbarer Flüsse durchschnitten. Das Klima ist gemäßigt. — Von der Stadt Querétaro führen mehrere selbst für Fuhrwerke aller Art practicable Straßen nach Guadalajaro, San Luis Potosi, Zacatecas, Aguas calientes und Durango.

Querétaro gehört also zu einem der wichtigsten Punkte im Norden von Mexiko. Außerdem bietet die Stadt selbst mehrere feste Punkte, wie z. B. im Osten den Convent de la Cruz, mit Kirchhof und Wasserleitung, im Nordwesten den Cerro de las Campanas außerhalb der Stadt, von welchen zwei Positionen diese vollkommen beherrscht wird. Oestlich von Convent de la Cruz wird aber dieser und die Stadt von einem Ausläufer der Sierra garda, dem 2939 Meter hohen Cimatario dominirt, welcher mittelst einer zwei Leguas langen Wasserleitung (Cañeria) sehr gutes Trinkwasser zuführt. Diese Wasserleitung wurde zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf Kosten des Vice-Königs Don Juan Antonio de Urrutia y Arana erbaut und ruht zum Theil auf schön ausgeführten Bogen von 100 Fuß Höhe. — Querétaro zählt über 40.000 Einwohner, zumeist Indianer und Mestizen, welche in Wollenmanufactur arbeiten und sehr geschätzte Holzschnitzereien erzeugen. Drei große öffentliche Plätze, mehrere prächtige Kirchen, die vielen schönen Häuser, die herrliche Alameda, der reizende Paseo de la Cañada und das gesunde Klima, machen Querétaro zu einer der angenehmsten mexikanischen Städte. — Am Fuße des Cimatario und zwar in der Nähe der Promenaden, am Eingange des Thales, liegt die Baumwollspinn-Fabrik Hercules, die größte im Land, welche vor der Intervention über 3000 Arbeiter beschäftigte.

Diese kleine Skizze von Querétaro ist zum richtigen Verständnisse mancher der im Nachfolgenden erzählten Begebenheiten unerläßlich.

Ungeachtet die Kaiserlichen in so großer Minderzahl wären, beschloß der heldenmüthige Monarch nichtsdestoweniger in der Richtung nach Guanajuato und Potosi zu marschiren, um den Feind aufzusuchen, als dieser plötzlich in San Jacinto einrückte und starke Colonnen gegen Querétaro entsendete.

In Folge dessen verlegte der Kaiser sein Hauptquartier auf den Cerro de las Campanas und erließ am 6. März 1867, um 10 Uhr Nachts folgenden Armeebefehl:

„Soldaten!

„Wir stehen am Vorabend von Ereignissen, welche definitiv über das Schicksal Unseres geliebten Vaterlandes entscheiden werden. Nicht blinder Ehrgeiz ist es, der Uns zu diesem Feldzuge trieb: edlere Pflichten und Wünsche legen heute das Schwert in Unsere Hand: die Consolidirung Unserer Unabhängigkeit und die rasche Beendigung eines blutigen Krieges, der alle socialen Bande auflöst.

„Dies Unsere ganze Ambition. Denkt wohl daran und kämpft mit Muth, Energie und Ausdauer, entschlossen den Triumph als Preis Eures bewährten Patriotismus zu erringen und wenn die Vorsehung Uns beschützt, wenn ihr Sieger sein werdet, so vergeßt betreffs der Besiegten nicht, eure Pflichten als Soldaten, die einer moralischen Armee angehören, damit euer Ruhm sich nicht mit gesetzwidrigen Thaten beflecke. Haltet euch das, was ich in meinem letzten Decrete euch anempfohlen habe, gegenwärtig; überlaßt einer gerechten Justiz die Sorge, die Verbrecher zu richten; doch ihr dürft dieses Recht nie usurpiren.

„Das Gesetz wird seinen Lauf haben und ihr werdet, wenn das Schicksal Uns günstig ist, den Glanz euerer Waffen makellos bewahren.

„Soldaten! Es lebe Mexiko und seine Unabhängigkeit!

Maximilian."

Der Kaiser, welcher die Absicht hatte, den Feind, der sich auf verschiedenen Wegen nahte, allsogleich anzugreifen, stieß bei seinen Generälen auf heftigen Widerstand; diese Herren hielten es für besser, die liberale Armee sich erst concentriren zu lassen!

Man ließ also die beiden Armeen Escobedo's und Corona's am Knotenpunkte der Wege nach Allende und Celaya ungestört debouchiren und dort ein Lager beziehen.

Die kaiserliche Armee, in der Stärke von nur 7000 Mann und 44 Geschützen, worunter kein einziges gezogenes sich befand, lehnte ihren rechten Flügel an den Rio blanco, den linken an die Hacienda Casa blanca und an die Garita Celaya an; das Centrum bildete der Cerro de las Campanas.

In dieser Aufstellung ließ man volle fünf Tage verstreichen. Man stand sich so nahe, daß man gegenseitig ganz deutlich die Hornsignale vernahm. — Der Unthätigkeit zuerst müde und über die Schwäche des Feindes aufgeklärt, umgingen die Liberalen endlich des Nachts die kaiserlichen Positionen und cernirten Querétaro. — Sie bemächtigten sich der oben erwähnten einzigen Wasserleitung, so daß man von nun an auf das schmutzige Flußwasser angewiesen war. Ferner postirte Escobedo drei gezogene Geschütze auf den Cimatario, wodurch der Convento de la Cruz vollständig dominirt wurde. — Obwohl die gut gezielten Granatenschüsse der Liberalen in diesem Convente es sehr gefährlich machten, sich dort im Freien blicken zu lassen, schlug der Kaiser dennoch daselbst sein Hauptquartier auf und ließ Miramon auf dem mit 8 Geschützen armirten Cerro zurück. General Castillo war mit der Vertheidigung der Stadt, General Mendez mit jener des Convents la Cruz und der umliegenden Schanzen betraut, Mejia bildete bei Casa blanca, dem Ausgange der Stadt gegen Celaya zu, mit der Cavallerie die Reserve.

Juarez war mittlerweile im liberalen Lager eingetroffen. Der Advokat konnte aber das Pulver nicht vertragen und reiste nach einigen Tagen wieder nach Potosi ab.

Am 12. März machte General Miramon eine Recognoscirung gegen das östliche vor Querétaro gelegene Dorf San Pablo und nahm dem überraschten Feinde eine Menge Waffen und Hornvieh weg.

Am 14. März Früh acht Uhr wagten die Liberalen endlich auf allen Linien einen heftigen Angriff, und es gelang ihnen, den Kirchhof des Convents la Cruz zu besetzen; doch kurze Zeit darauf nahmen 50 Oesterreicher denselben wieder im Sturm.

Hauptmann Linger stand mit dem Reste seiner Compagnie auf dem Dache des Convents; ohne auf die von überall her pfeifenden Kugeln zu achten, ging er ruhig auf und ab, mit wahrer Todesverachtung

da und dort seine Soldaten aneifernd, bis er in die Stirne von einer Kugel getroffen, todt zusammen stürzte.

Oberst Felix Prinz zu Salm-Salm eroberte an der Spitze seiner Cazadores die erste gezogene feindliche Kanone und zeichnete sich durch persönliche Tapferkeit und gute Führung der Truppen dergestalt aus, daß ihn der Kaiser des andern Tages mit dem Commando einer Brigade betraute, an deren Spitze er auch in allen späteren Affairen das Vertrauen seines Kaisers glänzend rechtfertigte.

Der Kaiser leitete die Schlacht mit bewundernswerther Ruhe und war durch keine Bitte zu bewegen, den Ort der Gefahr zu verlassen; überall wo der Kampf am heftigsten entbrannte, war er zugegen.

Oberst Lopez benahm sich schon hier zweideutig und blieb ruhiger Zuschauer, trotzdem Prinz Salm ihn zur Verfolgung des Feindes aufforderte.

Um 5 Uhr Nachmittags endete der sehr erbitterte Kampf, nachdem man dem Feind 750 Gefangene abgenommen und noch 5 Kanonen vernagelt hatte.

Der beiderseitige Verlust war sehr groß.

General Mejia hatte zwei glänzende Angriffe gemacht und mit seinen Lanzen tüchtig im Rücken des fliehenden Feindes gearbeitet.

Am 17. (März) machten die Kaiserlichen einen Ausfall, schlugen den Feind in die Flucht, eroberten zwei Geschütze, vernagelten einige andere und machten 600 Gefangene.

Am 22. erneuerter Ausfall von den Garita's Celaya und Ojuelas auf die vom Feinde besetzten Hacienda's von San Juanico und el Jacal. Auch hier floh der Feind in wilder Hast und ließ die dort aufgehäuften Proviant- und Waffenvorräthe in den Händen der Kaiserlichen. Seit dem 14. März beschränkte sich der gewitzigte Feind, trotz fünffacher Ueberlegenheit, nur auf Geschützfeuer und Demonstrationen *). Das moralische Uebergewicht war jedenfalls auf Seite der Kaiserlichen. Trotz aller Erfolge konnte jedoch nichts Entscheidendes geschehen, da der Feind sich stets zurückzog und eine Verfolgung nicht räthlich schien; die Stadt durfte nicht von Truppen entblößt werden.

Die Tapferkeit und der Enthusiasmus der kaiserlichen Truppen konnte also nicht einmal ausgebeutet werden. Die Unmöglichkeit, den Feind zu vernichten, lastete schwer auf Jedem, denn Jeder begriff, daß

*) Hinsichtlich dieser, sowie der späteren Daten über die Vorgänge in Querétaro und Mexiko folgen wir den officiösen Angaben des Herrn von Montlong.

man nur einen unnützen Verzweiflungskampf kämpfe, daß es binnen Kurzem sogar zur Flucht, zum Durchschlagen zu spät werden würde.

Die Möglichkeit, sich auf letztere Weise zu retten, existirte noch sogar Ende März für den Kaiser; denn am 27. war es dem General Marquez gelungen, mit 1000 Reitern die Hauptstadt Mexico nach einem fünftägigen Marsche voll Gefahren und Scharmützel von Querétaro aus zu erreichen. Um so leichter wäre es daher für Maximilian gewesen, sich mit der ganzen Armee dahin Bahn zu brechen. — Aber das Verhängniß, welches über dem Kaiser waltete, wollte es nun ein Mal, daß er hartnäckig dabei blieb, in und um Querétaro die Entscheidung seines Schicksals zu erwarten; statt das für seine Lage weit wichtigere Puebla mit aller Macht zu vertheidigen, wodurch er sich die Rückzugslinie zum Meere offen gehalten hätte, zog er also vor, auf seinem verlorenen Posten im Norden zu bleiben und zu sterben.

Marquez ward vom Kaiser von Querétaro nach der Hauptstadt mit Generalvollmachten als Reichsstatthalter gesendet, um dem verrätherischen kaiserlichen Finanzminister in Mexico den Proceß zu machen, und dessen Portefeuille dem General S. Santiago Vidaurri zu übergeben, sodann das von Porfirio Diaz hart bedrängte Puebla zu entsetzen und schließlich Verstärkung, Geld und Munition nach Querétaro zuführen zu lassen, worauf ein Hauptschlag gegen den Feind ausgeführt werden sollte.

Der elende Marquez rechtfertigte jedoch das große Vertrauen, das der Kaiser auf ihn gesetzt, nicht im mindesten. Statt in Eilmärschen Puebla auf dem kürzesten Wege zu erreichen, sich zwischen die Forts und Cholula zu werfen, wodurch nicht nur Puebla entsetzt, sondern auch Porfirio Diaz zwischen die Colonne Marquez und die Truppen von Tehuantepec gedrängt worden wäre, zog Marquez es vor, ganz kleine Tagmärsche zu machen und noch 18 Leguas von Puebla entfernt, gänzlich stehen zu bleiben. Er hatte über 4000 Mann geschulter Truppen bei sich, darunter sämmtliche Fremdentruppen, nämlich all jene Ueberbleibsel der österreichischen, belgischen und französischen Fremdenlegion, welche nicht in ihre Heimat zurückgekehrt waren.

Während nun der erbärmliche Marquez ganz gemächlich der Ruhe pflegte, fiel Puebla am 2. April (1867); der tapfere Held machte auf diese Nachricht rechtsum. Am 8. April erreichte er San Lorenzo, wo er erwartete, daß ihm Porfirio Diaz eine Schlacht anbieten würde, aber dieser beschränkte sich kluger Weise darauf, den Kaiserlichen von

den Höhen von Otumba, deren Besetzung Marquez gänzlich außer Acht gelassen, durch wohlgezielte Granatenschüsse großen Schaden zuzufügen. —

Marquez, immer mehr in die Enge getrieben, stahl sich aus seiner höchst fatalen Position in San Lorenzo bei Nacht und Nebel glücklich davon und suchte Texcuko zu erreichen.

Der Weg von San Lorenzo nach Texcuko führt ungefähr 4 Leguas in der Ebene, dann über die Grenzgebirge des Valle de Mexiko, welche fast unwegsam und gleich im Anfang von einer mehr als 100 Klafter tiefen Barranca mit senkrechten Abfällen abgesperrt sind. Ueber diese Untiefe führte eine für den Train unpraktikable Brücke.

Bei Ankunft vor dieser Barranca war Marquez wegen der zerstörten Brücke genöthigt, sein sämmtliches schweres Geschütz nebst allen Wägen und Munition in den Abgrund zu werfen. Drei gezogene Kanonen fielen jedoch dem Feinde in die Hände, da zu ihrer Unschädlichmachung keine Zeit mehr übrig blieb, denn die feindliche Cavallerie griff mit aller Heftigkeit an und es begann eine solche Verwirrung, daß das 10. Linien-Bataillon sich ergab und theilweise sogar auf die eigenen Offiziere feuerte.

Dieser Umstand, sowie die furchtbaren Explosionen, welche die in den Abgrund geschleuderten Munitionskarren verursachten, das Heulen der Schwerverwundeten, welche zurückgelassen werden mußten und sicher waren, von dem erbitterten Feinde niedergemetzelt zu werden, die heftige Verfolgung, die grenzenlose Unordnung, welche die der Colonne folgenden Soldatenweiber durch ihr Angstgeheul und durch ihr Drängen nach der Mitte der Colonne anrichteten, — alles dies brachte eine vollständige Demoralisation unter den an der Spitze marschirenden Mexikanern umsomehr hervor, als Marquez und sein Compadre, der Generalstabschef Andrade, gänzlich den Kopf verloren hatten.

In dieser allgemeinen Verwirrung übernahm das Regiment Hammerstein die Deckung des Rückzuges. Einige hundert brave Mexikaner schlossen sich an die wackere fremde Truppe an, welche Oberst Kodolich mit Umsicht und Energie commandirte und dem heftig nachdrängenden Feinde Schritt für Schritt das Terrain streitig machte.

Auf den Höhen von Texcuko angelangt, sprengte plötzlich Marquez, der sich stets an der Tête der Fliehenden hielt, mit einer Escorte von 150 Reitern in gestrecktem Galopp davon, seine Truppe nunmehr gänzlich im Stiche lassend.

Diese feige Flucht löste den letzten Rest von Ordnung auf, welche bisher das heldenmüthige Benehmen der fremden Truppen und ihrer Führer zusammengehalten hatte.

Da der feige Oberst Mosso, Commandant der Cazadores a caballo seinem würdigen Landsmanne und Protector Marquez nachgefolgt war, übernahm Major Csizmadia den Befehl über diese Truppe und bildete mit Hilfe des Rittmeisters See die Arrièregarde, um die wilde Flucht, die immer allgemeiner wurde, zu decken und den Offizieren, welche mit Revolver und Säbel ihre Leute zum Stehen zu bringen versuchten, die nöthige Zeit zu verschaffen. — In der That gelang es diesen braven Offizieren in der Nähe von Texcuco etwa 1500 Mann zu sammeln und zu ordnen, bis die Arrièregarde, welche den unermüdlich nachsetzenden Feind in respektvoller Entfernung zu halten wußte, nachrückte. —

Nun wurde die Colonne geschlossen und über Tepajalapa und Mejicalzingo nach Mexiko geführt, eine sehr schwierige Aufgabe, da auf dem noch 14 Leguas langen Wege um den See jedes Dorf feindlich gesinnt war und die Colonne bis 3 Uhr Früh beständig im Feuer blieb.

Die fremden Truppen hatten der deutschen Waffenehre mehr als Genüge gethan; sie büßten im Ganzen ein Dritttheil ihres Standes ein, das wackere Jägerbataillon Baron Hammerstein sogar mehr als zwei Drittel. Oberstlieutenant Baron Hammerstein, Major Baron Vesque, die Capitäne Baron Rauscher und Sutter, so wie Rittmeister See zeichneten sich besonders durch kaltblütige Unerschrockenheit und cameradschaftliches Zusammenwirken aus.

Hauptmann Rumpelmair und zwei Offiziere fielen bei heroischer Vertheidigung ihrer Geschütze. Lieutenant Malachowski von den Hußaren erlag bald seinen Wunden, ebenso Rittmeister Titus Ritter von Jordan der Cazadores a caballo.

Dreißig Leguas waren in 27 Stunden ohne Rast, ohne Nahrung zurückgelegt worden, über Gebirge und Seen, mit allen Terrainhindernissen kämpfend, unaufhörlich dem Feuer ausgesetzt und noch dazu schmählich im Stiche gelassen von ihrem Oberbefehlshaber, dem erbärmlichen Wichte Marquez.

Eine eigentliche regelmäßige Verpflegung gab es bei der kaiserl. mexik. Truppe unter Marquez nicht; es wurde von der Hand in den Mund gelebt, hie und da ein Paar Tage gepraßt, dann wieder eine Woche

gehungert. Die Verwundeten und Kranken entbehrten jeder Behandlung und Obsorge, denn das Sanitätspersonale bestand fast durchgehends aus Quacksalbern, welche höchstens einen Aderlaß oder ein Pflaster zu appliciren wußten. — Auf die Conservirung der Pferde und Maulthiere wurde gar kein Werth gelegt und viele Geschütze mußten blos aus Mangel an Zugthieren, welche man im wahren Sinne des Wortes, oft sogar ohne alle Noth, verhungern ließ, stehen gelassen werden. — Die Artillerie befand sich überhaupt in dem allermiserabelsten Zustande, denn nicht nur, daß an Bedienungsmannschaft großer Mangel herrschte und es an Vormeistern gänzlich fehlte, hatte man, um die Verwirrung voll zu machen, bei dem Marquez'schen Corps vier, ganz verschiedene Geschützsysteme in Anwendung und die vorhandene Munition paßte zumeist zu gar keinem!

Auf diese klägliche Weise endete die Expedition zur Entsetzung Puebla's. Der wichtige, entscheidende Trumpf, welchen Kaiser Max damit ausgespielt, war verspielt!

Der Spitzbube Marquez ließ sich jedoch durch die Schmach, die er durch seine feige Flucht auf sich geladen, nicht besonders anfechten. Er nahm sein ehemaliges Metier als Straßenräuber wieder auf, wenn auch unter anderer Form und im schändlich mißbrauchten Namen seines Kaisers. Er setzte nämlich zu seinen Gunsten in der Hauptstadt die gewaltthätigsten, unerhörtesten Erpressungen in die Scene und schob, während seine Truppe an Allem den bittersten Mangel litt, das Blutgeld in seine Taschen.

Der Ruf der Schandthaten des Schurken Marquez drang sogar zu den Ohren des Kaisers, der jetzt wohl zu spät erkennen mochte, welche Hyäne er zum Reichsstatthalter ernannt hatte; der nachfolgende Brief gibt hiervon Zeugniß; er lautet:

„Querétaro, 3. Mai 1867.

„Herr General Marquez!

„Nachdem ich lange Zeit ohne irgend welche Nachrichten aus der Hauptstadt gewesen, habe ich gleichzeitig von verschiedenen Seiten Mittheilungen empfangen, die meine Gefühle tief verletzen. Sie nehmen Bezug auf Verhältnisse, von denen wir, schon um der Würde unseres Thrones willen, gewünscht hätten, daß sie niemals an die Oeffentlichkeit gelangt wären.

„Als Sie nach der Hauptstadt abreisten, wurden Sie auf Ihr

Begehren mit Vollmachten bekleidet, welche ausreichend waren, um eine ansehnliche Truppenzahl auf die Beine zu bringen, die Sie, nebst den von uns benöthigten Geldmitteln, diesem Platze zur Unterstützung zuführen sollten. Allein entgegen unseren Weisungen hatten Sie zaudernd eine verspätete Bewegung unternommen, die der belagerten Stadt Puebla gar keine Hilfe gebracht und Ursache des Verlustes der einzigen regulären Streitmacht, welche Sie in's Feld stellen konnten, gewesen ist, und dies in Folge der Unordnung und des Mangels an Geschicklichkeit, die sich bei Ihrem Rückzuge, der alle Zeichen einer regellosen Flucht an sich trug, kundgaben.

„Ich ziehe es vor, für jetzt zu schweigen von dem Schrecken und der Bestürzung, die Sie dazu vermocht haben, mit den Liberalen wegen bedingungsweiser Uebergabe der Hauptstadt zu verhandeln. Ich möchte auch den Haß, den Sie durch Ihre Bedrückungen und grausamen Maßregeln, welche die Geschichte niemals zu unseren Gunsten deuten wird, gegen das Kaiserreich hervorgerufen haben, am liebsten mit Stillschweigen übergehen. Derartige Handlungen haben ihr unvermeidliches Ergebniß zur Folge gehabt. Nicht allein die öffentliche Meinung ist gegen uns eingenommen, sondern sogar unsere besten Freunde, wie die Generale Vidaurri, de la Portilla, Espejo und Andere, weigern sich, an der Verantwortlichkeit für solche Ausschreitungen theilzunehmen.

„Und während in der Hauptstadt alle gesellschaftlichen Interessen durch die Erpressungen gefährdet sind, zu denen man gegriffen hat, um sich Geld zu verschaffen, das hernach unnütz vergeudet wurde — wodurch man bei der öffentlichen Meinung den Eindruck hervorrief, daß es zu verbrecherischen Zwecken gedient habe — kämpft die heldenmüthige Armee, welche diesen Platz vertheidigt, mit dem Hunger und fehlt es ihr an Schießbedarf, während die aus den eingeschmolzenen Kirchenglocken erzeugten Geschosse nutzlos verloren sind. Auf solchem Wege muß freilich das Kaiserthum zu Grunde gehen, denn in der Zeit, in welcher wir leben, erweisen sich nur die politischen Institutionen, welche den Völkern Nutzen bringen, als lebensfähig.

„Unser persönliches Bewußtsein indessen ist ein ruhiges, in Anbetracht, daß wir vor keinerlei Opfer zurückgeschreckt sind und nichts verabsäumt haben, was zu vollbringen irgend möglich war. Das unbegrenzte Vertrauen, welches wir in die uns umgebenden hervorragenden Männer gesetzt haben, und der Gebrauch, den jeder von ihnen von

diesem Vertrauen macht, werden die Grundlagen sein, auf welche die Geschichte ihr Urtheil über unsere Haltung stützen wird. Und was uns betrifft, so lehnen wir jedwede Verantwortlichkeit an was immer für einem Acte von Gewaltthätigkeit oder widerrechtlicher Handlungsweise von uns ab, und werden zu einem solchen weder jemals ermächtigen, noch ihn nachträglich gutheißen.

Maximilian."

Zum Schlusse dieses Capitels dürfte die Schilderung, welche ein höchst achtbarer französischer Offizier, Alexander de Stamir von Marquez liefert, ganz am Platze sein. Monsieur de Stamir, sagt: „Ich habe während sechs Monaten ununterbrochen in der Terra Caliente neben dem mexikanischen General Marquez gestanden und hatte also Gelegenheit, den Charakter dieses Mannes, der in jüngster Zeit eine so traurige Rolle gespielt, zu studiren. Marquez ist schwächlich, klein, sein Antlitz so häßlich, daß es beinahe Ekel einflößt; seine Gesichtsfarbe ist verbrannt; er geht schwer, da ihm ein Wagenrad einmal die Hüfte zerbrochen. Sein Gesicht glänzt stets von Schweiß, was selten ist bei einem Landes-Eingeborenen; im Uebrigen verwendet er auf seine Person keine Sorgfalt. Im Lager von Soledad oder La Pulga habe ich oft sein Zelt besucht, das er aus Furcht vor einem Ueberfall der Juaristen stets von einem Piquet Soldaten bewachen ließ. Neben seinem Bette bemerkte man einen langen, reich geschmückten Degen, der Karl XII. angehört haben soll. Marquez ist feige; er erblaßte und zitterte wie ein Kind. Der Bataillons-Chef Munier von der Fremdenlegion, ein Tapferer, sah sich oft in die harte Nothwendigkeit versetzt, ihm den Mangel an Energie vorzuwerfen. Selbst Oberst Dupin, der damals die Contre-Guerillas commandirte, hat sich wiederholt geweigert, mit ihm zu marschiren; die ganze Armee verabscheute ihn. Das Einzige, worauf Marquez sich verstand, war das Pistolenschießen, in dem er sich eine seltene Fertigkeit angeeignet; seine Grausamkeit gab mir Gelegenheit, das selbst zu beurtheilen. Seine Soldaten hatten einmal in einem Treffen einen Gefangenen gemacht; es war ein junger Mensch, höchstens 18 Jahre alt. Marquez ließ ihn vorführen und befahl auf der Stelle, daß er als Vaterlandsverräther erschossen werde. Er gestattete ihm nur eine Stunde Frist zu einer religiösen Vorbereitung auf den Tod. Der Pfarrer von Soledad hörte seine letzte Beichte. Während dessen ließ der General die Truppe in Schlachtordnung auf-

stellen und suchte zehn Mann aus, um das Todes-Peloton zu bilden. Alsbald wurde der Gefangene, das Antlitz voll Thränen — er dachte wahrscheinlich an seine Mutter — vorgeführt, unterstützt von seinem letzten Freunde, dem Priester, und sofort waren zehn Gewehrläufe bereit, das Todesgeschoß auf ihn auszuspeien, auf Befehl eines Lieutenants, der „Schlagt an!“ commandirte. Auf dieses Commando fiel ein Schuß, und das Opfer stürzte todt hin. Der Offizier hatte den Degen noch nicht erhoben, zum Zeichen, daß gefeuert werden sollte. Marquez selbst hatte auf sechszig Schritte Distanz, in seiner Blutgier bestrebt, dem Unglücklichen noch die letzte Sekunde seines Lebens zu rauben, geschossen. Die Soldaten hoben die Leiche auf; die Pistolenkugel war durch das linke Auge gedrungen. Die Verbrechen, welche Marquez seit der Heimkehr unserer Truppen begangen, sind, wie mir ein vor einem Monate aus Vera-Cruz zurückgekehrter Freund mittheilte, unerhört; nichts konnte die Wuth dieses Besessenen bändigen. Er erwürgte Alles, was Waffen zu tragen fähig war; befahl seinen Soldaten zu plündern, zu zerstören, zu mordbrennen, Frauen zu schänden und zu morden.“

Und ein solches Scheusal priesen die „Schwarzen“ als ein frommes löbliches Werkzeug ihrer Sache, als einen Vertheidiger der Kirche und der Religion!

IX.

Mutterherz.

Wir wenden nun von diesem widrigen Bilde den Blick ab, um in der Villa Schwarzenfels in Mexiko dem Empfange des Bräutigams, welchen Stanglhuber ganz unvermuthet in's Haus gebracht, beizuwohnen.

Der Baron und Zoraïde befanden sich im kleinen Salon, als Stanglhuber, seinen neuen Freund Osman-Bey an der Hand nach sich ziehend, ohne Umstände eintrat.

„Miß Alice nicht hier?“ frug Stanglhuber, sich im Gemache ringsum sehend, und vergaß darüber ganz und gar die Anwesen-

den zu grüßen, so sehr beschäftigte ihn in diesem Augenblicke der Gegenstand seiner Frage.

Schwarzenfels sah seinen Freund sehr erstaunt an und wollte eben über seine sonderbare Manier, einen Fremden einzuführen, eine Frage stellen, als Zoraïde, welche den äußerst verlegenen und beklommenen Osman-Bey einen Augenblick scharf fixirt hatte, einen Schrei der Ueberraschung ausstieß.

„Bei Gott!“ rief die Dame und sprang vom Fauteuil auf, „das ist ja mein Neffe, Osman-Bey; ja, ja, er ist's. Ich erkenne ihn trotz seiner Verkleidung, und ungeachtet ich ihn wohl seit zehn Jahren nicht mehr sah.“

„Ich bin es in der That, theuerste Tante,“ entgegnete der Muselmann, der mit exquisiter europäischer Höflichkeit die Hand der Sprecherin ergriff und selbe mit Innigkeit küßte.

„Ei, das wäre!“ sagte der Baron in die Hände klatschend, „ich dachte, Sie nicht sobald persönlich kennen zu lernen, und es freut mich daher um so herzlicher, daß es schon heute geschieht. — Sie werden uns doch nicht mehr verlassen?“

„Wenn Sie, Herr Baron, und meine gute Tante es gestatten, nie, nie mehr!“ erwiderte Osman-Bey rasch und mit Betonung, dabei Stanglhuber einen bedeutungsvollen Blick zuwerfend.

„Das läßt sich hören!“ fiel der Baron jovial ein und schüttelte herzhaft die Hand seines Gastes, „jetzt aber, mein lieber Franz, schaffe schnell Alice zur Stelle; Du wirst sie im Garten mit Elvira treffen. Sie wird sich vielleicht auf ihren Vetter gar nicht mehr erinnern.“

„Das ist sogar wahrscheinlich,“ bemerkte Zoraïde, „denn es sind, wie gesagt, über zehn Jahre verflossen, seit ich Osman in Constantinopel das letzte Mal sah, und damals war Alice noch ein ganz kleines Mädchen. — Ich bin wirklich neugierig, welche Augen mein Töchterchen bei ihrem Eintritte machen wird, und ich möchte daher Monsieur François gebeten haben, uns diesen kleinen Spaß nicht durch voreiliges Ausschwätzen zu verderben.“

Monsieur François war so unartig, statt aller Antwort in ein helllautes Lachen auszubrechen, und auch Osman-Bey hatte alle Mühe ernsthaft zu bleiben.

„Ist denn dieser Mensch närrisch geworden?“ murmelte der Baron kopfschüttelnd vor sich hin.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und Alice, welche schon längst den geheimen Auftrag gegeben hatte, sie sogleich von der Rückkehr des Herrn Marchese de Lisboa in Kenntniß zu setzen, flog auf Osman-Bey's Hals zu, der, alle Etiquette vergessend, das geliebte Wesen mit beiden Armen umschlang und ihr einige sehr herzhafte Küsse aufdrückte, welche nicht minder feurig erwidert wurden.

„Donnerwetter!" rief, sich an Zoraïde wendend, der Baron, der seit einigen Minuten aus einem Erstaunen in das andere verfiel. „Donnerwetter! Ein so gutes Gedächtniß hätte ich Alice doch nicht zugetraut; auf der Stelle hatte sie ihren Vetter erkannt."

Zoraïde erwiderte nichts, aber ihr Mund verzog sich zu einem sonderbaren Lächeln über die treuherzige Einfalt ihres Freundes. Der Scharfblick des Weibes und der Mutter ahnte sogleich den wahren Sachverhalt. Ihre Züge verriethen deutlich, daß sie durch die gemachte Entdeckung keineswegs unangenehm überrascht werde.

Stanglhuber hielt es an der Zeit, die Situation endlich aufzuklären.

„Die Gedächtnißprobe, welche die Miß soeben abgelegt," warf er ruhig hin, „ist am Ende nichts so besonderes, denn so viel ich weiß, sind es ja erst sieben Wochen her, daß sich die jungen Leute zum letzten Male sahen."

„Nur keine unzeitigen Späße, mein lieber Franz!" mahnte Schwarzenfels beinahe ärgerlich.

„Bitte sehr, Herr Baron, es handelt sich hier um etwas sehr Ernstes," betheuerte der Vertraute der beiden Liebenden, „um etwas sehr Ernstes, denn ich bin eigens nach Toluca geritten, um Ihnen und der gnädigen Frau, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, Miß Alicen's Bräutigam vorzustellen."

Stanglhuber schloß seine Worte mit einer ceremoniösen Verbeugung, und deutete auf das anmuthige Paar, das, die Arme in einander fest verschlungen, in athemloser Spannung dem Ausspruche der beiden „Alten" entgegenharrte.

Sowohl der Baron als Zoraïde erhoben drohend ihre Finger gegen das „verrätherische" Kleeblatt, aber sie lächelten dabei still vergnügt vor sich hin, und als Zoraïde einen Blick auf ihren Freund geworfen, und in dessen Augen die gewünschte Antwort auf ihre stumme Frage las, ergriff sie die Hände der zwei jungen Leute, legte sie in

einander und sprach mit vor Freude und Rührung halberstickter Stimme: „Seid glücklich und möge Gott Euren Bund segnen, wie wir ihn segnen!“

„Ja, Gott segne Euch!“ wiederholte der Baron, gleichfalls tief ergriffen.

Eine lange, lange Pause, voll der erhabensten Weihe und des innigsten Glückes trat ein. Dieser Augenblick war zu schön, zu erhaben, zu wichtig, um ihn durch Worte zu profaniren.

Schwarzenfels war der Erste, der die stumme Scene wieder belebte. Er trat auf seinen wackeren Franz zu, und indem er demselben vertraulich auf die Schulter klopfte, sagte er halblaut: „Du abscheulicher Geheimnißkrämer, erzähle jetzt doch, wie denn eigentlich das ganze Arrangement hinter unserem Rücken vor sich ging.“

„Erzählen Sie, erzählen Sie,“ drängte auch Zoraïde und nahm auf dem Sopha Platz. An ihrer Seite ließ sich der Baron nieder, während vor Beiden Stanglhuber seine lange Gestalt aufpflanzte, denn er plauderte stets am liebsten, wenn er stehen und zeitweise ein paar Schritte auf- und abgehen konnte. — Alice und Osman kamen nicht weiter in Betracht; sie hatten sich soeben unbemerkt in den Garten hinab verloren, und wir dürfen uns nicht der Besorgniß hingeben, daß ihnen vielleicht die Zeit zu lang geworden ist.

Als Stanglhuber mit dem Berichte aller seiner Erlebnisse der letzten drei Tage zu Ende war, betasteten sowohl der Baron als Zoraïde wiederholt die Wechsel und Schätze, welche der Erzähler, während er gesprochen, allmälig ausgekramt hatte. — Seine Zuhörer lachten schließlich herzlich, als Stanglhuber abermals auf die exakte Art und Weise zu reden kam, in der er dem Herrn Major Cadenugo den noch schuldigen Rest abquittirt hatte.

Schwarzenfels wollte seinem Freunde durchaus das ganze Gut, das von ihm zurückerobert worden war, aufdringen. Stanglhuber weigerte sich aber, davon auch nur einen einzigen Piaster zu nehmen, und der Baron gab erst sein Drängen auf, als ihm Zoraïde in's Ohr flüsterte, daß sich diese Angelegenheit wohl seiner Zeit in Wien zur gegenseitigen Zufriedenheit werde abthun lassen.

Um nun rasch auf ein anderes Thema zu kommen, warf jetzt der Baron die Frage auf, was wohl mit dem Inhalte der Ledertasche, welche an der Seite des so elendiglich zu Grunde gegangenen Demetrius gefunden worden war, zu geschehen habe.

Zoraïde meinte etwas naiv, die herrenlose „Schatzkammer“

gehöre dem Finder, wogegen aber Stanglhuber sehr energisch protestirte, weil das gefundene Gut ein gestohlenes sei, und in seinem lebhaften Rechtsbewußtsein trug er keinen Augenblick Bedenken, die vollen Eigenthumsansprüche der ihm so verhaßten Fürstin zu vertheidigen, falls der Baron für jene Summe, um welche ihn einst seine erste Gattin auf verbrecherische Weise gebracht, keinen Ersatz beanspruchen sollte.

„Gott bewahre!“ versicherte Schwarzenfels mit düsterer Miene, „Gott bewahre, daß es mir je, noch dazu in meinen jetzigen glänzenden Verhältnissen, beifallen könnte, von Isabella auch nur einen Deut zu nehmen. Den Raub, den sie an mir beging, indem sie sich meine ganze Erbschaft von 120.000 Thalern aneignete, ist ohnehin das allergeringste ihrer zahllosen Verbrechen. — Ich werde ihr den ganzen Plunder da nach Warschau senden, wo sie sich, wie ich dieser Tage aus Briefen von Europa entnahm, aufhält und eines der ersten Häuser führt, denn sie hat von der russischen Regierung alle ihrem Gatten confiscirten Güter zurückerhalten.“

„Gegen die unbedingte Zurückgabe muß ich Einsprache erheben,“ rief Zoraïde mit einer bei ihr ungewöhnlichen Lebhaftigkeit und Entschiedenheit, „dieser gesammte Schmuck mag eine halbe Million Francs werth sein, und ich müßte mich in dem Charakter jener Dame sehr irren, wenn sie für solchen Preis nicht zu einer kleinen Gegengefälligkeit bereit wäre.“

„Hm! laß hören, mein Engel!“ erwiderte der Baron nachdenklich.

„Sie soll um diesen Preis einen bindenden Revers ausstellen, daß sie für alle Zeiten auf Deine Person jeder weiteren Ansprüche entsagt,“ sagte Zoraïde heftig, und faßte krampfhaft den Arm des Baron, als fürchte sie in ihrer eifersüchtigen Aufregung den Mann ihres Herzens von seiner ersten Gemalin schon zur Stunde reclamirt zu sehen.

„Du hast Recht, mein Kind,“ entgegnete Schwarzenfels zustimmend, „wir werden uns nach Warschau begeben, und dort die Sache mit der Fürstin persönlich in's Reine bringen.“

„Das ist ein etwas kühner Gedanke,“ warf Stanglhuber kopfschüttelnd ein, „Sie vergessen, Herr Baron, daß Sie sich der russischen Gastfreundschaft in Sibirien entzogen haben — —.“

„Das ist ein längst überwundener Standpunkt, mein lieber Franz,“ lachte Schwarzenfels, „50,000 Rubel, die ich schon vor Jahren von San Francisco aus nach Petersburg an den „rechten Ort“

gesendet, brachten Alles in Ordnung, und damit Du vollkommen beruhigt bist, da lies dieses mir gestern zugekommene Dekret, das mich von Seite der . . . schen Regierung in Wien als Generalconsul accreditirt.

„Brrr!“ schnurte Stanglhuber und salutirte militärisch, als er das Dekret zurückgab, „also sind Sie, Herr Baron, wirklich unter die Diplomaten gegangen! Au weh!“

„Was will der Mensch machen!“ erwiderte Schwarzenfels schmunzelnd und mit den Achseln zuckend, „bis jetzt bin nur ich immer von der Welt angeführt worden; kein Wunder, daß mich endlich die Lust anwandelt, in diesem Genre einmal activ statt passiv mitzuwirken.“

„Ich will nicht hoffen,“ sagte Zoraïde lächelnd, „daß Deine diplomatischen Kunststücke der Zukunft etwa auch auf mich Anwendung finden werden.“

„Jeder gute Schauspieler übt seine Rolle zu Hause ein, und nicht erst auf der Bühne,“ entgegnete der Baron mit komischem Pathos.

„Dann will ich wenigstens immer Dein Souffleur sein, damit ich weiß was Du spielst. Gedenkst Du vielleicht auch Liebhaberrollen zu übernehmen?“

„Ganz gewiß, meine Theuerste, aber ich werde diese Gattung von Rollen nur auf meinem Haustheater, und mit Dir allein in die Scene setzen.“

„Den Zweien da unten,“ warf Stanglhuber ein, der an einem der großen Fenster nach dem Garten stand, und Alice und Osman sich der Terrassentreppe nahen sah, „den Zweien da unten wäre es gewiß lieber, wenn Sie, Herr Baron und die gnädige Frau recht bald als „ehrwürdige Eltern“ auftreten, und den dritten Act mit der Vermälung je eher desto lieber abschließen würden.“

„Oh nein!“ entgegnete Schwarzenfels bestimmt, „hinter dem Rücken der Mutter eine Liebschaft anknüpfen, und die ganze Affaire über ein Jahr geheim halten, ist und bleibt ein Unrecht, das Strafe verdient. Ich proponire daher, daß die jungen Leute erst an dem Tage getraut werden sollen, an welchem ich meiner innigst geliebten Zoraïde die Hand reiche, nämlich im Juni dieses Jahres, nachdem wir dem Emir unsere Visite abgestattet haben.“

„Victoria!“ jubelte das Brautpaar, das an der Thüre gelauscht hatte.

„Diese Anordnung stimmt vollkommen mit meinen Wünschen überein,“ bemerkte Zoraïde, als der Sturm der Freude, in den

XIX.

(Seite 160) —

Alice und Osman ausgebrochen waren, sich etwas gelegt hatte, „es würde meinen armen Vater bitter kränken, wenn er vielleicht aus unserem Munde erfahren müßte, daß auch sein Neffe Osman dem Glauben des Propheten untreu geworden ist. Es wird also besser sein, daß seine Taufe erst nach unserem Besuche in Damaskus stattfindet."

Ein großes Geräusch wurde plötzlich vom Garten her hörbar. — Stanglhuber eilte auf die Terrasse hinaus, um zu sehen was es gebe; die übrigen folgten ihm unverzüglich nach.

„Ale potom!" schrie ein Mann in der Livrée des Baron, und suchte einem jungen Menschen eine Pistole im wüthenden Ringen zu entwinden, „satrecene, gib ich eins auf Kup Ihriges, wenn's nicht gleich aufhören mit Dummheiten sulchene dolkete. — Auslassen Pistolen verflixte, auslassen."

Statt aller Antwort versuchte aber der junge Mann, welchen der Diener von rückwärts mit beiden Armen umschlungen hielt, die Mordwaffe an sein Herz zu setzen, um seine selbstmörderische Absicht auszuführen. — Der Schuß ging auch wirklich los, aber Dank der Energie und Geistesgegenwart des Dieners, der mit der linken Hand rechtzeitig einen Schlag führte, blieb der hartnäckige Selbstmörder völlig unverletzt, dagegen streifte die Kugel die Wange seines Retters nicht unbedeutend.

„Wie, Sie, Sie sind es, Gonzales," rief Stanglhuber, der in langen Sätzen herzugeeilt war, im höchsten Erstaunen.

Es war wirklich der unglückliche Liebhaber und — Bruder der armen Estefania. Um diese noch einmal unbemerkt von der Ferne zu sehen, hatte er sich in den Garten des Baron versteckt und seit vielen Stunden hinter der Mauer, von Gesträuchen verborgen, auf den Moment gelauert, wo das Mädchen im jenseitigen Parke auf und abwandeln würde. — Estefania erschien wirklich. Gonzales wagte kaum zu athmen, um nicht seine Gegenwart zu verrathen. Scham und Reue hielt ihn hiervon ab, und seine Reue steigerte sich zur Verzweiflung, als er das Opfer seines Leichtsinnes seit wenigen Tagen zu einer wahren Jammergestalt abgehärmt, wie eine Leiche mit gerungenen Händen auf- und abwandeln sah. Das arme Mädchen glaubte sich hier in der einsamen Laube, die Zeuge ihrer Sünde gewesen, ganz unbeachtet, und ließ ihren bitteren Thränen freien, ungehinderten Lauf.

Gonzales hatte es sich zugeschworen Estefania für immer zu meiden. Heute wollte er sie zum letzten Male in seinem Leben sehen

und dann hinausstürmen in die weite Welt, um je eher, je lieber den heißbegehrten Tod zu finden.

„Ach wie schön ist sie, wie sehr liebe ich sie noch immer," seufzte Gonzales stille vor sich hin, und mit seinen Blicken verschlang er das arme Mädchen, das kaum zehn Schritte von ihm entfernt war. Er konnte jedes Wort verstehen, das Estefania's Lippen im Selbstgespräche entschlüpfte.

„Furchtbar, furchtbar!" stöhnte endlich Estefania, ganz unbewußt ziemlich laut, denn sie war immer mehr in Affekt gerathen, „entsetzlich! Nicht länger kann ich mehr zweifeln — ich bin Mutter und der Vater meines Kindes ist mein Bruder — — —."

Gonzales schauderte an allen Gliedern, seine Haare stiegen zu Berge, der Schlag seines Herzens stand stille und in seinem Gehirne jagte und tobte es durcheinander wie im wilden Hexentanze. — Diese entsetzliche Kunde hatte er nicht erwartet.

„Meine Uhr ist abgelaufen!" lallte der Unglückliche vor sich, und wankte von der Mauer hinweg nach dem Innern des Gartens, „ich muß es mir selbst unmöglich machen, je mein Kind, das Kind meiner Schwester zu schauen."

Nach diesen Worten zog Gonzales eine Pistole aus dem Gurte. In diesem Augenblicke war es, wo ihn Wenzel Skrcicek gewahrte, und aus allen Kräften an dem beabsichtigten Selbstmorde zu hindern suchte.

Gonzales gab jeden weiteren Widerstand auf, als er Stanglhuber, seinen ehemaligen Kriegskameraden, gewahrte, jedoch murmelte er mit dem Ausdrucke des Trotzes und des Unwillens vor sich hin: „Was ich jetzt nicht thun konnte, wird vielleicht in einer Stunde möglich sein."

Auch der Baron und Zoraïde waren inzwischen nahe getreten. Beide versuchten, gleich Stanglhuber, den jungen Mann zu beruhigen und aus ihm die Ursache herauszubringen, welche ihn zu einem so verzweifelten Schritte gebracht haben mochte. — Aber Gonzales stieß nur mehr einzelne, unverständliche Worte aus, zuckte zeitweise heftig zusammen und wäre endlich zu Boden getaumelt, wenn ihn nicht der Baron und Franz rechtzeitig aufgefangen hätten. — Beide schleppten dann den Ohnmächtigen hinauf in ein Zimmer. — Der schnell herbeigeholte Hausarzt des Baron erklärte, daß der Besinnungslose an einer sehr bedenklichen Alteration seines ganzen Nervensystems leide und

möglicher Weise nach seinem Erwachen sogar ein Anfall von Tobsucht eintreten werde.

Stanglhuber nahm nun Wenzel ins Verhör und ließ sich von diesem alle Nebenumstände ausführlich erzählen. — Der Diener sagte, daß er schon in jenem Augenblicke Gonzales bemerkt habe, wo derselbe sich über die rückwärtige Mauer in den Garten schwang. Da er aber in dem Eindringlinge einen alten Bekannten seiner Herrschaften erkannte, beobachtete er ihn aus bloßer Neugierde und kam dadurch bald zu dem Schlusse, daß es der junge Herr auf Señorita Estefania im Garten nebenan abgesehen habe.

„Es muß in unserem Nachbarhause etwas ganz Besonderes vorgefallen sein," meinte Schwarzenfels, der nebst Zoraïde der kauderwelschen Erzählung Wenzels zugehört hatte, „schade, daß wir nicht mit der Familie näher bekannt geworden sind, eigentlich uns um sie noch gar nie gekümmert haben."

„Das Versäumte soll sogleich nachgeholt werden," bemerkte Zoraïde, „ich werde mich auf der Stelle hinüberbegeben; wie wir wissen, ist Gonzales mit den Malpica's innigst befreundet und sein jetziger Zustand macht es uns sogar zur Pflicht, unseren Nachbar davon zu verständigen, zumal, wie man spricht, Don Pedro Altamira aus Mexiko verschwunden ist." —

Zoraïde traf Estefania allein zu Hause. Ihre saubere Mama hatte sich aus Eifersucht auf ihre leibliche Schwester plötzlich wieder nach Celaya begeben und der gute Don Malpica, der sich selbst steif und fest einredete, daß sein Herzblättchen aus purer Schwesterliebe sich unter den jetzigen Verhältnissen so vielen augenscheinlichen Gefahren aussetze, ließ es sich diesmal nicht nehmen, sein treues Täubchen zu begleiten. Einer alten Duenna fiel die Aufgabe zu, bei Estefania die Rolle einer garde de dame zu spielen.

Estefania brach in ein herzbrechendes Schluchzen aus, als sie um Gonzales bedenklichen Zustand erfuhr. Nachdem sie sich sattsam ausgeweint, betrachtete sie lange und sinnend Zoraïde, welche ihr unbegrenztes Vertrauen einzuflößen schien. — Endlich rückte das arme Mädchen schüchtern mit einigen Andeutungen heraus. Stunden vergingen und als endlich Zoraïde, selbst höchst ergriffen, ja bestürzt Estefania mit dem Versprechen verließ, täglich zu kommen, wußte sie um alle, alle Geheimnisse ihrer jungen Freundin. —

Während Zoraïdens Abwesenheit hatte an Gonzales' Krankenlager ein wichtiges, erfreuliches Ereigniß stattgefunden. -

Nach einer kurzen Unterredung, welche der Baron mit dem Arzte gehalten, war Alice gebeten worden, die wahnsinnige Elvira herbeizuholen. — Sanft und folgsam, wie immer, ließ sich Elvira, welche zu Alice eine so große Zuneigung gefaßt hatte, daß sie immer lachte und wie ein Kind in die Hände schlug, sobald sie ihrer liebevollen Gefährtin ansichtig wurde, in das Krankenzimmer führen. — Hier aber begann Elvira plötzlich sehr unruhig zu werden; ihr Blick haftete starr auf den Bettvorhängen, welche den noch immer bewußtlosen Gonzales den Blicken entzogen.

Der Baron gab ein Zeichen und in einem Nu flogen die gedachten Bettvorhänge auseinander und das bleiche abgehärmte Antlitz Gonzales wurde sichtbar.

Elvira stieß einen furchtbaren, gellenden Schrei aus. Sie hatte das Gesicht des jungen Mannes erkannt, den sie vom Pavillon aus schon seit so langer Zeit und so oft mit instinctiver Aufmerksamkeit im Nachbargarten beobachtet hatte; jene entsetzliche Nacht, wo dieser junge Mann mit einem anderen Manne, der ihrer Erinnerung so nahe stand, im blutigen Zweikampfe sich zerfleischte, wo schon in der nächsten Sekunde ohne ihre gespensterhafte Dazwischenkunft ein röchelnder Leichnam mit seinem Blute den Boden getränkt haben würde, tauchte in ihrer Seele auf.

„Er ist todt!" kreischte Elvira und raufte ihre Haare.

„Nein, Dein Sohn lebt und wird leben, Elvira!" rief der Baron mit Energie und ergriff die Wahnsinnige am Arme.

„Mein Sohn, mein Sohn!" schrie Elvira und fuhr mit beiden Händen nach der Stirne, die sie krampfhaft preßte als wollte sie auf eine dunkle, unklare Erinnerung sich besinnen.

„Ja, es ist Dein Sohn," wiederholte Alice, führte Elvira zum Krankenlager und legte Gonzales' von Fieberhitze glühende Hand in jene der Wahnsinnigen.

Elvira's sonst so todtenbleiches Antlitz wurde purpurroth, ihre Augen belebten sich und mit Festigkeit haftete ihr noch kurz zuvor irrer, unsteter Blick auf dem bewußtlosen Kranken. Ein heller, leuchtender Blitz der Erinnerung flammte durch ihr Gehirn und mit dem Schreie: „Ja, ja, es ist mein Sohn!" stürzte sie ohnmächtig zu Boden. Das Mutterherz hatte in ihr gesprochen, das Mutterherz hatte die Nacht ihres Geistes bezwungen.

Ein heftiger Blutstrom quoll aus Elvira's Mund und Nase.

„Das erspart einen tüchtigen Aderlaß!" sagte der Arzt phlegmatisch, „die Gefahr eines Schlaganfalles hat sich von selbst beseitigt, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird die Dame jetzt wirklich hergestellt werden."

X.

Unter dem Galgen.

Als Zoraïde von ihrem langen Besuche bei Estefania zurückkam, ließ sie sogleich den Baron, ihre Tochter, Stanglhuber und Osman Bey auf ihr Zimmer laden, um über das, was sie gehört und gesehen, großen Rath zu halten. Zoraïde wies schließlich auch Mazzaredo's Brief vom Jahre 1848, welchen ihr Estefania anvertraut hatte, vor.

Dieser Brief spaltete die Rathschlagenden in zwei Parteien. — Zoraïde und Alice sträubten sich fast leidenschaftlich dagegen, daß jene unheilvollen Zeilen einen klaren Schuldbeweis wider die arme Elvira abgeben, während Schwarzenfels und Osman Bey achselzuckend meinten, es dürfte sehr schwer fallen, das geschriebene Bekenntniß Mazzaredo's anders zu deuten, als es wörtlich zu lesen war. Die beiden standhaften Verfechterinnen von Elvira's Unschuld hatten übrigens einen um so schwierigeren Stand, als man jetzt von Don Altamira's bisher so unerklärlicher Handlungsweise die Motive ganz gut begriff und die Voraussetzung gerechtfertigt war, daß der beleidigte Gatte ohne wirkliche Ueberzeugung von der Schuld seiner Gattin gegen den jungen Menschen, der vor der Welt als sein Sohn galt, nicht mit solch' raffinirter Grausamkeit gehandelt haben würde.

„Und ich bleibe dennoch dabei," rief Zoraïde trotz aller gewichtigen Gründe, die wider ihre Ansicht sprachen, „ich bleibe dabei, Elvira ist unschuldig und es waltet hier blos ein unseliger Verdacht ob."

„Und Du, François, was meinst Du?" frug nun der Baron mit Spannung Stanglhuber anblickend, der bisher eine ganz neutrale Haltung beobachtet, aber sehr aufmerksam den zuletzt mit einiger Heftigkeit sich bekämpfenden Parteien zugehört hatte.

„Es handelt sich hier nicht blos um die Ehre Elvira's," erwiderte der Interpellirte bedächtig, „sondern auch mit Rücksicht auf die Avancen, welche das Verhältniß zwischen Gonzales und Estefania leider gemacht, um Dinge von hoher practischer Bedeutung für diese beiden jungen Leute. — Gegen Elvira spricht jedenfalls der Schein, aber auch nur der Schein." —

„Bravo, bravo, François!" unterbrachen die zwei Damen enthusiastisch den Sprecher.

„Ich bitte mich ausreden zu lassen, meine Herrschaften," fuhr Stanglhuber phlegmatisch fort, nicht im mindesten durch den ihm gespendeten Beifall bestochen, „also, wie gesagt, wider Elvira spricht der Schein und wir besitzen zur Stunde keinen einzigen positiven Anhaltspunkt, um die unglücklichen jungen Leute zu überzeugen, daß sie keine Geschwister sind und darin liegt, wie ich glaube, der Schwerpunkt der ganzen Angelegenheit."

„Das ist wahr!" murmelten beide Parteien zustimmend.

„So aber Gott will," nahm Stanglhuber nach einer Pause wieder das Wort, „wird es mir vielleicht gelingen, in Mexiko, bevor ich dasselbe für immer verlasse, noch ein gutes Werk zu thun, nämlich die Schuldlosigkeit Elvira's wirklich zu beweisen und dadurch auch Gonzales und Estefania nicht nur die innere Ruhe sondern auch ihr gestörtes äußeres Glück wiederzugeben."

„Wie willst Du denn dies nur anfangen, mein Freund?" sagte Schwarzenfels etwas ungläubig, „kannst Du vielleicht hexen?"

„Die Vorsehung," entgegnete Stanglhuber ernst, „liebt es mitunter, Wohlthaten, die man seinem Nächsten erwiesen, auf eine merkwürdige Art zu lohnen und so wird, ich hoffe es, auch unser Wenzel ein unbewußtes Werkzeug der Güte Gottes sein. Wie Sie, meine Herrschaften, ohnehin wissen, hat der arme Teufel, an den mich schon seit Jahren eine große Zuneigung fesselte, ziemlich lange Zeit in einem Indianerdorfe im Campanariogebirge verlebt, nachdem wir ihn nicht ohne Mühen und Gefahren in Puebla vom Tode retteten. Wie Sie ferner wissen, hat er dort den Ehestand auf eine eben nicht sehr angenehme Weise verkostet, aber neu dürfte es Ihnen sein, denn erst vor wenigen Tagen hat es mir Wenzel eingestanden, daß der verliebte Mensch, welcher der Reize seiner rothhäutigen Frau bald überdrüssig geworden war, mit der Mulattin Anita in dem nahen Huitzlo, jenem fatalen Orte, wo wir Miß Alice den Händen der Fürstin entrissen, eine sehr

intime Bekanntschaft cultivirte, die ihm von Seite des Negers Basileo gewiß große Unannehmlichkeiten zugezogen haben würde, falls derselbe nur die Untreue seiner übrigens sehr häßlichen Gattin erfahren hätte. — Nun, zur Hauptsache — Anita erzählte ihrem geheimen Geliebten mehreres über gewisse sonderbare Dinge, welche in Guerrero's Villa zu Takubaya vor vielen Jahren sich zutrugen, von verbrecherischen Absichten, die der unwürdige Padre Teófilo schon auf das Mädchen Elvira gehegt, daß der alte Guerrero seine Tochter zur Heirat mit Don Altamira gezwungen und daß dabei ein gewisser Brief Mazzaredo's eine Hauptrolle spielte u. s. w. Alle diese Dinge interessirten Wenzel damals natürlich sehr wenig und er kann sich überhaupt hierauf nur mehr sehr unvollständig erinnern, daß es in der That schwer hält, seine Angaben zu einem vollständigen, klaren Ganzen zusammenzustellen, aber das eine scheint mir mit Gewißheit daraus hervorzugehen, daß zwischen Mazzaredo und Elvira wirklich eine Liebschaft existirte und daß der böse Teófilo diesen Umstand geschickt für seine Zwecke auszubeuten verstand."

„Deine Mittheilungen, lieber Franz!" bemerkte Schwarzenfels, als der Erzähler etwas inne hielt, „haben eine ziemliche Bresche in meine früheren Ansichten über Elvira gelegt, aber — wie willst Du nähere Aufklärungen erhalten und daraus Beweise zusammenstellen?"

„Ich werde," entgegnete Stanglhuber gelassen, „schon morgen nach Huitzlo aufbrechen und sowohl Basileo als Anita durch einen großen Lohn bewegen, sich mit mir hierher zu begeben, um in rechtsgiltiger Form ihre Aussagen zu deponiren. Und ebensowenig werde ich rasten, bis ich Mazzaredo gefunden und von ihm Näheres über diesen unheilvollen Brief erfahren habe."

„Bist Du von Sinnen?" rief der Baron erschrocken, „Du wirst in feindliche Hände gerathen. Wehe Dir, wenn Cadenugo Gelegenheit fände, sich zu revanchiren."

„Mein Vorhaben ist nicht ohne Gefahr," gab Stanglhuber zu, „aber da ich keinen andern Ausweg sehe, um die Wahrheit an den Tag zu fördern, so kann und darf es kein Bedenken für meine eigene Person geben."

„Ich werde meinen Freund begleiten," sagte Osman Bey sich vom Stuhle erhebend.

Alice erschrack heftig, aber sie wagte keine Einsprache. Sollte

sich der Mann ihres Herzens von dem schlichten, ehrlichen Stanglhuber an männlichem Muthe und edler Aufopferungsfähigkeit beschämen lassen?

Der Baron und Zoraïde sahen sich bestürzt an, aber auch sie unterließen jede Einsprache, denn sie ehrten im Stillen die Seelengröße, welche dem Entschlusse der beiden wackeren Männer zu Grunde lag und überdies wußten sie, daß solche Charaktere von einem einmal als gut und recht anerkannten Vorsatze durch nichts abzubringen wären.

„Der Himmel segne Euch und Euer Unternehmen," begnügte sich daher Zoraïde mit tief bewegter Stimme zu bemerken und rasch entfernte sie sich mit Alice nach ihrem Schlafgemache, wo Mutter und Tochter in Thränen ausbrachen und auf den Knieen zu Gott um die glückliche Rückkehr der beiden Ehrenmänner flehten.

Zum Glücke befand sich Osman Bey im Besitze gewichtiger Empfehlungsbriefe von Seite des ihm persönlich befreundeten, so einflußreichen Unterstaatssecretärs des Washingtoner Cabinets, sowie auch seine früheren, ausgezeichneten Dienste in den Reihen der Liberalen ihm sogar die Gewogenheit des rohen, mißtrauischen Escobedo verschafft hatten. — Zur Begleitung wählten unsere zwei Abenteurer den erprobten Fernandez und Wenzel, welch' letzterer in Altamira's Angelegenheit durch seine Beziehungen zur Mulattin Anita plötzlich eine Person von Bedeutung geworden war.

Wir übergehen die thränenreichen Scenen, welche am Morgen des Aufbruches von Seite der beiden Damen herbeigeführt wurden. Auch der Baron mußte alle seine Energie zusammenraffen, um wenigstens eine männliche Fassung zur Schau zu tragen. Als endlich Stanglhuber und Osman Bey, welche in ihrem Inneren gleichfalls weit weniger zuversichtlich gestimmt waren, als es äußerlich den Anschein hatte, die peinliche Situation dadurch abkürzten, daß sie in ihre Sättel sprangen und mit verhängten Zügeln davonjagten, eilten Schwarzenfels, Zoraïde und Alice von ein und derselben Absicht getrieben, nach dem stillen Gemache, wo die alte Hexe Amina ihr trauriges Dasein fristete. — Die bedauernswürdige Mumie hatte seit einigen Tagen auch den letzten Rest ihrer Sehkraft eingebüßt und ihr Gehörsinn war so stumpf geworden, daß man nur durch ein Sprachrohr ihr einzelne Laute mühsam verständlich machen konnte.

Es bedurfte daher über eine halbe Stunde, um ihr begreiflich zu machen, welche Auskunft man von ihrem Seherblicke wünsche. Anfangs that Amina unwillig und störrisch; als aber Alice sie auf den Knieen an-

flehte und in Thränen ausbrach, da versank die alte Araberin in ein langes, tiefes Nachsinnen, holte mehrmals schwer Athem, zuckte einige Male am ganzen Körper und murmelte die Worte: „Sie werden wiederkommen!“ Weitere Angaben verweigerte sie jedoch hartnäckig, sondern stöhnte nur: „Geht, geht, laßt mich jetzt ruhig sterben!“

Da bei Amina letztere Phrase schon seit Wochen stereotyp geworden war, so achtete Niemand besonders darauf, sondern man ließ sie wieder allein, nachdem Zoraïde und Alice ihr das Lager zurecht gerichtet und ihr Lieblingsgetränk, ein Schälchen heißen, ungezuckerten Caffee gereicht hatten.

Dieses Mal hatte aber Amina keine bloße Redensart gebraucht. Als eine Stunde später die für sie bestellte Wärterin in ihr Kämmerlein eintrat und nachsah, hatte die alte Seherin soeben ihren letzten Athemzug gethan. Ohne Todeskampf war sie in jenes räthselhafte Jenseits, in das sie schon bei Lebzeiten so manchen wunderbaren Blick gethan, ruhig hinübergeschlummert.

So wenig das Ableben Amina's überraschen durfte, so sehr ward dadurch dennoch Zoraïde betrübt, welche eine zwar stets etwas rauhe und ungeberdige, aber treue, aufrichtige und hingebende Freundin verloren hatte. — Einem längst ausgesprochenen Wunsche der Verstorbenen gemäß, traf der Baron unverzüglich alle Anstalten, um Amina's Leichnam einbalsamiren zu lassen, denn dieser sollte in der Heimat ihrer Väter zur Erde bestattet werden. —

Dank der genauen Ortskenntniß des Mestizen Fernandez, waren unsere Abenteurer bereits volle fünf Tage unterwegs, ohne auch nur ein einziges Mal auf die überall umherstreifenden Schaaren der Liberalen zu stoßen. Obgleich man eine solche Begegnung gerade nicht zu fürchten hatte, wünschte man sich dennoch Glück, sie vermieden zu haben, denn so lange man noch in der Nähe des eigentlichen Kriegsschauplatzes war, hätte man immerhin ein scharfes Interrogatorium zu bestehen gehabt.

Am sechsten Tage schwenkten unsere Reisenden plötzlich von ihrer bisherigen Richtung nach Norden südwestlich ab, da sie mit Bestimmtheit erfuhren, daß Mazzaredo's Streifcorps die Umgegend von Celaya verlassen habe, und sich nun in der Nähe von Maravatio befinde.

„Da hätten wir drei volle Tage ersparen und Mazzaredo überdies zur Stunde schon begegnen können,“ meinte Stanglhuber

ziemlich verdrießlich. „Wir haben jetzt einen Halbkreis von etwa zwanzig Leguas ganz umsonst gemacht."

„Am Ende werden wir große Noth haben, wieder in die Hauptstadt zu gelangen," bemerkte Osman Bey, „denn Porfirio Diaz läßt immer größere Massen von Puebla heranmarschiren. Uebrigens war der Umweg, den wir gemacht, ohne daß wir es ahnten, für uns sehr ersprießlich — auf dem directen Wege nach Maravatio hätten wir auf die Liberalen stoßen müssen und mancherlei Fatalitäten zu bestehen gehabt, denn Diaz, welchen ich persönlich gut kenne, wird in dieser Gegend erst in einigen Tagen eintreffen."

Am zweiten Tage erreichten unsere Freunde ganz unangefochten Maravatio. Zu ihrer großen Befriedigung erfuhren sie, daß General Mazzaredo sich hier wirklich befinde. Als sie ihn aber zu sprechen begehrten, wurde ihnen dies aus einem sehr triftigen Grunde abgeschlagen. Der Herr General, hieß es, sei gestern von einem Meuchelmörder, einem sehr jungen Burschen, angefallen und schwer verwundet worden. Man habe aber den Thäter festgenommen und sich auch des Mannes bemächtigt, welcher ihn hierzu verleitete. — Wie es ferner hieß, war das Urtheil über Beide bereits gesprochen, und wollte der General, ungeachtet sein Zustand sehr bedenklich sei, in einer Sänfte der für die Mittagsstunde anberaumten Doppelhinrichtung beiwohnen.

„Wie, schon um die Mittagsstunde?" sagte Stanglhuber zu Osman Bey, „es fehlen ja darauf kaum mehr zehn Minuten; da haben wir uns zu beeilen."

„Ich möchte von der grausigen Scene lieber ganz wegbleiben," meinte Osman Bey, „ich habe leider nur zu oft derlei Dingen von Dienstes wegen anwohnen müssen."

„Ich nicht minder," entgegnete Stanglhuber, „aber es wird sich wenigstens nach der Execution die beste Gelegenheit ergeben, Mazzaredo auf ein paar Minuten zu sprechen. Wie Sie wissen, mein Freund, habe ich ihm blos den verhängnißvollen Brief sehen zu lassen und eine einzige Frage daran zu knüpfen."

„Sie haben recht," antwortete Osman Bey zustimmend, „wir dürfen keine Secunde versäumen."

Nach diesem kurzen Zwiegespräche trotteten beide Männer, so schnell es nur ihre bereits sehr ermatteten Thiere noch im Stande waren, nach jenem Orte zu, welchen man ihnen als die Richtstätte

bezeichnet hatte, und von woher der Schall der Trommeln der zur Execution ausgerückten Mannschaft zu ihnen drang.

Als Richtstätte diente ein großer, freier Platz nächst Maravatio, in dessen Mitte einige hohe, alte Bäume, die Ueberreste eines schon längst verwüsteten Boschetto, standen.

Unsere Freunde langten erst an, als die Execution bereits ihren Anfang genommen hatte.

„Donnerwetter," rief Stanglhuber, „ich dachte, daß man die Uebelthäter einfach erschießen werde, und siehe da, man hängt sie."

In der That gewahrte auch Osman Bey, daß man in der Ferne an einem der vorerwähnten Bäume einen jungen Menschen an einem Stricke emporgezogen hatte, und daß der Justificirte soeben unter convulsivischen Zuckungen, welche allmälig schwächer wurden, sein Leben aushauchte.

„Himmel!" schrie plötzlich Stanglhuber und spornte sein armes Roß ganz unbarmherzig, daß es im gestreckten Laufe mitten in den Kreis der Soldaten einbrach. Mit einem jähen Riß parirte er dann dicht vor Mazzaredo's Sänfte, welche unweit von der Stelle sich befand, wo man soeben dem zweiten Delinquenten den Strick um den Hals gab, um ihn in der nächsten Secunde in die Höhe zu ziehen.

„Haltet ein, haltet ein!" fuhr Stanglhuber mit Donnerstimme fort, „General Mazzaredo, ich bitte, ich beschwöre Sie in Pepita's, in Estefania's Namen, hören Sie mich."

Mazzaredo, der in seiner Sänfte nach der Seite gerichtet lag, um das Schauspiel der Hinrichtung besser mit ansehen zu können, wandte mühsam seinen Kopf nach dem Sprecher um, der zwei ihm so bekannte Namen gerufen.

Der General kannte Stanglhuber noch von jener Zeit her, wo er seine Rolle als treuergebener kaiserlicher Anhänger in der Hauptstadt gespielt hatte. Die allgemeine Ueberraschung, welche das kühne Eindringen Stanglhuber's in das Quarrée hervorgebracht hatte, theilte sich auch den Henkersknechten mit, welche unwillkürlich die Stricke lockerten, so daß der schon etwa zwei Schuh in die Höhe gezogene Delinquent wieder mit den Füßen auf den Boden zu stehen kam.

„Señor!" stöhnte Mazzaredo, welchem nicht nur die mit dem Körper vorgenommene kleine Wendung, sondern auch das Sprechen große Schmerzen verursachte, „was führt Sie hierher, warum mischen Sie sich in den Lauf einer Justiz, welche nicht sobald so sehr am rechten Orte

war, wie heute. — Gemeine Meuchelmörder, wie diese zwei Schurken, verdienen kein Mitleiden, keine Gnade! — Der eine hat eben ausgerungen, und der zweite, der weit Schuldigere, soll und muß ihm nachfolgen." —

„Und dennoch bitte, flehe ich um sein Leben!" drängte Stanglhuber, der vom Pferde gestiegen und Mazzaredo knapp an die Seite getreten war; „Estefania, Ihre Tochter, würde Ihnen ewig fluchen."

„Wie, Sie wissen, daß dieses holde Kind meine Tochter ist?" ächzte Mazzaredo, welchem seine Brustwunde unsägliche Qualen verursachte.

„Ja und noch mehr weiß ich. So Gott will, und mich nicht alle meine Vermuthungen täuschen, lebt jener Mann, der sich zu einem nichtswürdigen Verbrechen gegen Sie verleiten ließ, und nun seine Schuld mit dem Tode büßen soll, in einem fürchterlichen Wahne, die seine That zwar nicht entschuldigt, aber seine Handlungsweise in einem milderen Lichte erscheinen läßt. — General, ich weiß — Sie lieben Estefania wirklich, Sie wollen das Glück jenes armen Mädchens, das aus Gram und Verzweiflung dahinsiecht."

„Das ist wahr, Señor!" bestätigte Mazzaredo mit schwacher Stimme, „ich liebe mein Kind, die holde Estefania, mehr als mein Leben, und es betrübt mich zu Tode, daß sie, wie mir Pepita sagte, seit Kurzem so namenlos unglücklich geworden; es betrübt mich um so mehr, als meine Freundin mir den Grund der Betrübniß des armen Mädchens nicht mittheilen will oder kann."

„General!" begann nun Stanglhuber ernst und zog ein Papier aus der Tasche. „General! Bei Ihrer Ehre als Mann, bei dem Glücke Estefania's, bei Ihrem ewigen Seelenheile, geben Sie mir jetzt kurz, aber wahr und bündig Antwort auf meine Frage — stammt dieser Brief wirklich von Ihrer Hand?"

Mazzaredo besah einen Augenblick das verhängnißvolle Schreiben, welches er im Jahre 1848 vor seiner Abreise nach Yucatan an Elvira gerichtet. — Nach kurzem Besinnen erwiderte er:

„Ich erinnere mich sehr gut daran."

„Und es wäre wahr, daß, wie diese Zeilen vermuthen lassen, Elvira Guerrero in jener Nacht Ihnen im Parke von ihres Vaters Hause zu Takubaya Alles gewährt habe?" frug nun Stanglhuber vor Aufregung zitternd, denn von der Antwort hing für Gonzales und Estefania Tod und Leben ab.

„Elvira blieb von mir stets rein und unberührt," erwiderte Mazzaredo, und indem er die Hand zum Schwure emporhob, setzte er bei: „Die heil. Jungfrau von Guadeloupe ist mein Zeuge, daß ich die Wahrheit spreche."

„Aber warum diese sonderbare Sprache in dem Briefe?"

„Eine alberne Eitelkeit; nur, der Verdruß, daß ich bei Elvira nicht zum Ziele gelangen konnte, bestimmte mich, meinen Brief derart zweideutig zu stilisiren; ja, ich ging noch weiter, ich veranstaltete, daß das Schreiben an Elvira deren Vater in die Hände fallen mußte."

Ein furchtbarer Aufschrei ertönte am Schlusse von Mazzaredo's Bekenntnissen aus dem Munde des Delinquenten, der seine Todesangst gänzlich abgelegt zu haben schien, und mit fieberhafter Aufregung auf jedes Wort lauschte, welches zwischen Stanglhuber und Mazzaredo gewechselt wurde. — Es entging ihm keine Silbe, denn wie schon bemerkt, stand die Sänfte mit dem Verwundeten den fatalen, als Galgen dienenden Bäumen ganz nahe.

Stanglhuber warf einen dankerfüllten Blick nach oben. Sein gutes Herz jubelte bei dem Gedanken, daß Gonzales und Estefania vor der moralischen Vernichtung gerettet seien, daß sie sich wieder angehören durften.

„Wäre es möglich!" schrie der Verurtheilte und raufte in wilder Verzweiflung sein Haar, „wäre es möglich, eines leeren Wahnes wegen hätte ich also so viele Unthaten begangen, ob eines grundlosen Hasses, ob eines verfehlten Rachedurstes mußte ich den armen Ignace zu einem Meuchelmorde verleiten, o Gott, o Gott, warum hast Du mich verlassen!"

Der Delinquent, in welchem der Leser schon längst Don Altamira erkannt haben dürfte, geberdete sich wie unsinnig vor Verzweiflung. Die beiden Henkersknechte warfen einen Blick auf Mazzaredo.

„Er ist frei!" befahl dieser tieferschüttert mit ersterbender Stimme, „sich selbst zum Fluche soll er weiter leben. Auch mich wird der Allmächtige bald vor seinen Richterstuhl laden; ich fühle es, mir bleiben nur mehr wenige Augenblicke übrig; meine Wunde blutet nach innen. — Es ist unnütz," lehnte er nach einer Pause ab, als der anwesende Militärarzt seiner Truppe herbeieilte, um nach dem Verbande zu sehen, „ruft den Geistlichen!"

„Manuel, Manuel, kannst Du mir vergeben?" schluchzte

Don Altamira, neben der Sänfte niederknieend und des Generals erkaltende Hände ergreifend.

„Sorge für das Glück unserer Kinder und ich will für Dich bei Gott bitten!“ hauchte Mazzaredo kaum vernehmlich.

„Ich schwöre es bei dem Leichname des armen Ignace dort, der für mein Verbrechen büßen mußte,“ rief Altamira, in Thränen gebadet und in einemfort verzweiflungsvoll die Hände ringend.

Selbst die rohen Gemüther der indianischen Soldaten waren von allen diesen entsetzlichen Scenen ergriffen.

Mazzaredo's Todeskampf dauerte kaum eine Viertelstunde. — Die Sänfte war ihm zum Leichenbette geworden. Von Stanglhuber und Osman Bey unter den Armen gefaßt, wankte Altamira nach Maravatio zurück, wo alle Drei in dem ersten Hause um Gastfreundschaft baten, die auch mit größter Bereitwilligkeit gewährt wurde.

„Ich fühle, daß ich sterbenskrank werde,“ lallte Altamira, als man ihn auf ein Lager gelegt hatte, „holet schnell einen Advocaten, damit ich, so lange ich noch etwas bei Sinnen bin, mein Testament ändere, das den armen, unglücklichen Gonzales seiner Habe beraubte. Ich will Alles, Alles gutmachen, und für die arme Elvira will ich beten, beten mein Lebelang.“

Unsere Freunde hüteten sich weislich, den aufgeregten Zustand von Don Altamira durch die Kunde, daß Elvira noch lebe, zu steigern. Man begnügte sich daher vorläufig dem Wunsche Altamira's, nach einem Rechtsgelehrten Folge zu leisten. Als nach einer kleinen Stunde diese Sorge von seiner Brust genommen war, bat er inständig, daß man die Leiche des armen Ignace so feierlich als möglich zur letzten Ruhe bestatten möge. — Als er diese und noch einige andere kleine Anordnungen getroffen hatte, fiel er erschöpft zurück und schien einschlummern zu wollen; aber seine Nerven waren zu sehr überreizt. Es stellten sich alsbald die Anzeichen eines hitzigen Fiebers ein, das noch in der Nacht mit großer Gewalt zum Ausbruche kam.

Die Menschlichkeit gebot Altamira, der heute wohl den entsetzlichsten Tag seines ganzen Lebens gehabt, und durch den von ihm verschuldeten Tod seines natürlichen Sohnes Ignace eine furchtbare Strafe erlitten hatte, nicht hilflos zu Maravatio in wildfremden Händen zurückzulassen.

Stanglhuber und Osman Bey beschlossen daher, den Schwer-

kranken wenigstens so lange, bis die Krisis vorüber, und Don Altamira in einer Sänfte transportfähig wäre, eigenhändig zu pflegen.

Um ihre theuren Angehörigen in der Hauptstadt über ihr Schicksal nicht allzulange im Ungewissen zu lassen, wurde folgenden Tags Fernandez mit Briefen nach Mexiko expedirt, und bei der Schlauheit und Ortskenntniß des braven Burschen dürfen wir hoffen, daß er seine nicht ungefährliche Botschaft auch glücklich vollführen werde.

Wenzel hingegen wurde nach dem uns schon bekannten Indianerdorfe Huitzlo im Campanariogebirge entsendet, um unter Verheißung vollständiger Vergebung und eines enormen Lohnes den Neger Basileo und die Mulattin Anita herbeizuholen. Obwohl des sterbenden Mazzaredo Versicherungen betreff Elvira's Unschuld schon an und für sich selbst auf Altamira überzeugend gewirkt hatten, wollten unsere beiden Abenteurer dennoch alle Nebenumstände vollkommen deutlich aufgehellt sehen, was nur dadurch geschehen konnte, wenn Basileo und Anita die „unter dem Galgen" gepflogenen Erhebungen durch ihre eigenen Bekenntnisse vervollständigten.

XI.

Lopez, der Verräther.

Während der ganzen schrecklichen, an tragischen Momenten überreichen Zeit der Belagerung, die vom 8. März bis 15. Mai (1867), somit siebenzig Tage lang, gedauert, bewies Kaiser Maximilian sich seines erlauchten Stammes würdig. Er war von Gefahren umringt, die den Muth der meisten Menschen gebrochen hätten, und Versuchungen ausgesetzt, denen sonst ehrenwerthe Charaktere kaum widerstanden wären, während er sich durch sie weder beugen noch irreleiten ließ. Bedroht von Außen, war er gleichzeitig durch Verräther im eigenen Lager gefährdet. — Schon am 16. April wußte er, daß Marquez und Miramon ein Complot wider ihn schmiedeten. Von jenem Tage angefangen, bis er durch Lopez schmählich verrathen wurde, mußte er gegen Verrath von allen Seiten fortwährend auf der Hut sein, und dabei doch scheinbar freundlich gegen diejenigen auftreten, von denen er

wußte, daß sie zum Verrathe bereit seien. Jede Verbindung nach Außen war ihm abgeschnitten, und fünf seiner Couriere fielen dem Feinde in die Hände, der sie angesichts der bedrängten Stadt aufhängen ließ. In den letzten Wochen nährten sich die Belagerten nur mehr von Pferde- und Maulthierfleisch. Der Kaiser theilte alle Leiden des gemeinen Soldaten. Während sein Stab im Stande war, sich hie und da eine bessere Nahrung, ja sogar einige Delicatessen zu verschaffen, theilte er freiwillig die miserable Kost der Mannschaft.

Er war niemals niedergeschlagen und nie auf sich selbst bedacht. Wenige seiner Offiziere haben sich so vielen Gefahren ausgesetzt, wie er; ja, seiner Tapferkeit und Entschlossenheit ist es allein zuzuschreiben, daß die Stadt sich so lange gehalten hat, während seine Umgebung schon längst zum Capituliren rieth.

Mehr als einmal hätte er sich wenigstens mit der Cavallerie durchschlagen können, aber jederzeit weigerte er sich, seine Waffengefährten im Stiche zu lassen, trotzdem er ganz genau wußte, daß Viele nur auf den günstigen Augenblick warteten, um ihr Schicksal von dem seinigen zu trennen. — Er wußte, daß mit dem Falle der Stadt höchst wahrscheinlich auch sein Leben verfallen sei.

„Ich weiß, sie werden mich erschießen, wenn sie meiner habhaft werden," sagte der Kaiser bei mehreren Gelegenheiten, „aber lieber will ich hier bis zum letzten Augenblicke fechten, als Reißaus nehmen."

Für seine Soldaten war er stets besorgt, gegen die Bürger der Stadt zeigte er sich gütig und mildthätig, und schonend verfuhr er auch mit den Feinden, die den Belagerten in die Hände fielen. Wenn seine Offiziere ihm die Nothwendigkeit, sie erschießen zu lassen, zu Gemüthe führen wollten, verwies er sie mit den Worten: „Ich will keine Executionen haben, obwohl mir die Schuld dieser Leute nicht unbekannt ist. Wenn Alles glücklich abläuft, gut; wenn unglücklich, werde ich wenigstens rein in meinem Gewissen sein."

Nach dem Abzuge des General Marquez von Querétaro besetzten die Liberalen am 24. März um acht Uhr Morgens den Engpaß von Amealko, durch den er mit seinen tausend Reitern in der Mitternachtsstunde glücklich entwischt war. Da die Liberalen 13,800 Mann frischen Zuzug erhalten hatten, wodurch ihre Gesammtstärke vor Querétaro weit über 40.000 Mann betrug, cernirten sie die belagerte Stadt nunmehr auf das Engste. Sie besaßen jedoch, zum Glück für die Kaiserlichen, im Ganzen nur vierzig leichte Feldgeschütze.

Noch am 24. März gegen Mittag griffen die Liberalen neuerdings an, wurden jedoch mit großem Verluste zurückgeschlagen. Ein ganzes Bataillon sammt Fahne fiel den Kaiserlichen in die Hände.

Bis zu diesem Tage hatten Belagerer und Belagerte keine andere Schutzwehr, als ihre Brust. Nun aber eröffneten erstere ihre Parallelen und verschanzten letztere ihre Linien.

Am 26. wurde auf die linke Flanke der Liberalen ein neuer Ausfall gemacht und denselben mehrere Kanonen vernagelt.

Am 1., 4. und 18. April wiederholten sich die Ausfälle der Kaiserlichen. Die ersten beiden waren günstig, am 18. aber wurde Miramon bei der Garita de Mexiko mit Verlust von den Belagerern zurückgeschlagen.

Am 27. April, halb sechs Uhr Früh, wurden die Liberalen von den Kaiserlichen abermals angegriffen. Erstere hatten sich auf dem Cimatario mit dreifachen Linien, die mit 12.000 Mann und 22 Geschützen besetzt waren, verschanzt. Major Pitner, von den ehemaligen österreichischen Freiwilligen, vollführte bei dieser Gelegenheit eine Heldenthat, welche in den Annalen der Kriegsgeschichte mit goldenen Lettern verzeichnet zu werden verdient. — Major Pitner stürzt ganz allein gegen die Batterien vor, welche Tod und Verderben in die schon wankenden Reihen der Kaiserlichen brachten und befiehlt den feindlichen Artilleristen mit sicherer Stimme das Feuern einzustellen. Diese Artilleristen ließen sich durch das imponirende Auftreten Pitner's zu dem Wahne verleiten, daß sie einen Stabsoffizier ihrer eigenen Armee vor sich hätten und hören wirklich sogleich mit dem Schießen auf. Die Kaiserlichen begreifen glücklicher Weise den Irrthum des Feindes, stürmen rasch und ohne weitere Verluste in die Schanzen hinein und von den 22 Geschützen der Liberalen fallen ihnen 21 in die Hände.

Auch am 1. und 3. Mai fanden größere Gefechte statt, in welchen die Kaiserlichen die Rolle der Angreifer spielten. Am 5. Mai unternahmen die Liberalen einen allgemeinen Sturm auf die Positionen der Kaiserlichen, wurden aber mit großem Verluste zurückgeworfen.

Im Ganzen fanden während der 70tägigen Belagerung von Querétaro 22 größere Actionen statt, in denen die Kaiserlichen stets Sieger blieben. Die Kampflust und der Enthusiasmus der letzteren war trotz aller Entbehrungen und Drangsale noch immer gleich groß und die Artillerie um das Doppelte vermehrt. Dagegen herrschte in der republika-

nischen Armee, welche schon so viele Tausende verloren hatte und überdies durch den Typhus decimirt wurde, eine große Entmuthigung.

Pferdefleisch, Mais und Hülsenfrüchte gab es in Querétaro noch immer hinlänglich, so daß an eine Aushungerung der Stadt noch nicht sobald zu denken war. — Von Tag zu Tag sah man überdies dem Anmarsche des Generals Marquez mit einer bedeutenden Streitmacht entgegen. — Auf diese falsche Hoffnung baute Escobedo den Plan, die Kaiserlichen in's Freie und in eine Falle zu locken. — Ein Courier mit gefälschten Depeschen der Generäle Marquez und Vidaurri, worin diese meldeten, daß sie bereits im Anmarsche seien und am 14. Mai ein großer Ausfall gemacht werden möge, um ihr Vordringen zu erleichtern, wurde nach Querétaro hineingelassen.

Am 12. Mai erließ in Folge dessen der Kaiser an die Bürger von Querétaro die Aufforderung, sich zu bewaffnen und die Vertheidigung der inneren Stadt zu übernehmen, damit die noch 5000 Mann starke, kaiserliche Armee am 14. Früh einen entscheidenden Angriff auf Flanke und Front der Liberalen ausführen könne.

Die Anzahl der sich meldenden Bürger war so groß, daß man für Alle nicht Waffen genug hatte und daß deren Organisation nicht mehr am 13. zu Ende gebracht werden konnte.

Man mußte somit den am 14. beabsichtigten Angriff auf den 15. Mai verschieben und verfertigte noch 19 tragbare Brücken. Doppelte Rationen Pferdefleisch und vino tinto wurden vertheilt und die Dispositionen zum Angriff für den folgenden Tag gegeben. —

Schon zu jener Zeit, als in Europa der Anfang der Belagerung Querétaro's, sowie der Entschluß des Kaisers Maximilian bekannt wurde, dort den Ausgang seines Schicksales dem Waffenglück anzuvertrauen, begannen die Bemühungen, dem unglücklichen Monarchen, falls er in die Hände des Feindes fiel, wenigstens das Leben zu retten.

Wir lassen hier einige diplomatische Correspondenzen folgen, welche in dieser traurigen Angelegenheit von geschichtlichem Werthe sind.

So schrieb der kais. österr. Gesandte in Washington, Baron Wydenbrugk, schon am 6. April 1867 an Herrn W. H. Seward, Staatssecretär der vereinigten Staaten von Nordamerika Folgendes:

„Dem Kaiser von Oesterreich, meinem gnädigen Herrn, ist mitgetheilt worden, daß sein Bruder in Querétaro von den Liberalen umzingelt sei. Das Schicksal der Gefangenen nach der Schlacht bei Zaca-

tecas läßt beim Kaiser über das Schicksal seines Bruders Befürchtungen aufkommen, falls er den Liberalen in die Hände fällt.

„Ich erhielt von meinem Hofe gestern ein Telegramm, durch welches ich instruirt wurde, mit dem Staatssecretär darüber Rücksprache zu nehmen, ob derselbe nicht geneigt wäre, seinen Einfluß bei Juarez dahin geltend zu machen, daß dieser die Person des Bruders des Kaisers in einem solchen Falle respectire. Natürlich würde eine solche freundliche Intervention auch anderen eventuellen Gefangenen, besonders den fremden, zu statten kommen.

„Wir tragen um so weniger Bedenken, dieses Ersuchen an Sie, Herr Staatssecretär, zu stellen, da wir Zutrauen in die Freundschaft der amerikanischen Regierung hegen, und besonders weil es uns scheint, daß die amerikanische Regierung ein Recht hat, von Juarez zu fordern, die Kriegsgefangenen als solche zu behandeln, zumal es größtentheils der moralischen Unterstützung der amerikanischen Regierung zu verdanken ist, daß die liberale Partei ihre gegenwärtigen Erfolge in Mexiko errungen hat.

Wydenbrugk."

Herr Seward gab unverzüglich folgende Antwort:

„Staatsdepartement Washington, 6. April 1867.

„Mein werther Baron Wydenbrugk! Mit Zustimmung des Präsidenten habe ich heute Morgens eine telegraphische Depesche, von der ich eine Abschrift beifüge, an Herrn Campbell gesendet. Ich habe auch dem Herrn Romero, dem mexikanischen Gesandten, die Gesinnungen dieser Regierung bezüglich des Eintrittes einer solchen Eventualität in Mexiko mitgetheilt. Ich bin, geehrter Herr, Ihr ꝛc.

W. H. Seward."

Die Abschrift des angeführten Telegrammes lautet:

„Staatsdepartement Washington, 6. April 1867.

An Herrn L. D. Campbell, Gesandten der Vereinigten Staaten für Mexiko.

„St. Charles Hotel, Neworleans, Louisiana.

„Die Gefangennahme des Prinzen Maximilian in Querétaro durch die republikanische Armee scheint wahrscheinlich. Die berichtete Strenge, welche gegen die Gefangenen nach der Einnahme von Za-

catecas gehandhabt wurde, läßt vermuthen, daß eine ähnliche Strenge gegen den Prinzen und seine fremdländischen Truppen angewendet werde. Solch strenges Verfahren würde der nationalen Sache Mexiko's und dem republikanischen Systeme in der ganzen Welt Schaden bringen.

„Sie wollen dem Präsidenten Juarez in der schnellsten und wirksamsten Weise den Wunsch dieser Regierung mittheilen, daß, im Falle der Prinz und seine Anhänger gefangen genommen werden sollten, man dieselben jener humanen Behandlung unterwerfe, welche alle civilisirten Nationen Kriegsgefangenen angedeihen lassen.

„Die Ausgaben, welche durch die Beförderung obiger Mittheilung an den Präsidenten Juarez entstehen, werden von diesem Departement bestritten. Ich bin ꝛc.

W. H. Seward."

Bereits zwei Tage später traf von Campbell der nachstehende telegraphische Bericht ein:

Lewis D. Campbell an den Staatssecretär W. H. Seward in Washington.

„Neworleans, 8. April 1867.

„Ich sendete heute Morgens einen Courier mittelst Eisenbahn und Dampfboot nach Galveston und von da auf dem schnellen Depeschen-Dampfer „Blackbird" nach Tampico, von wo er sich nach San Luis Potosi zu begeben hat. Den vollen Inhalt Ihrer Depeschen habe ich mit der Post nachgesendet."

Gleichzeitig richtete Herr Campbell an Don Lerdo de Tejada, Minister des Auswärtigen der Republik Mexiko in San Luis Potosi nachstehendes Schreiben:

„Neworleans, 6. April 1867.

„Sir!

„Aus Gründen, welche Sie ohne Zweifel verstehen werden, war es mir unmöglich, meine Creditive als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der Vereinigten Staaten bei der Republik Mexiko Sr. Excellenz dem Präsidenten Juarez zu überreichen. Die Instructionen vom October v. J., welche ich bei meiner Abreise empfing, stellten es meiner Discretion frei, in bestimmten Fällen zeitweilig meine officielle Residenz in den Vereinigten Staaten oder anderswo in der Nähe der mexikanischen Grenze oder Küste aufzuschlagen. Aus Gründen,

deren Erörterung hier wohl überflüssig ist, habe ich Matamoras verlassen und kam im December vorigen Jahres hierher, und seit dieser Zeit ist nach der Instruction des Staatssecretärs diese Stadt mein officieller Aufenthaltsort. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat mit großer Befriedigung den Rückzug der französischen Expeditions-Truppen und das Vorrücken der Armeen der constitutionellen Regierung gegen die Hauptstadt der Republik bemerkt. Diese Befriedigung wurde in letzter Zeit durch die Berichte getrübt, welche sie in Bezug der von ihren Truppen gegen die Kriegsgefangenen zu Zacatecas geübten Härte erhielt. Auch wurden Befürchtungen bei der Regierung rege, daß diese Härte bei der Gefangennahme des Prinzen Maximilian und der ihm unterstehenden Truppen wiederholt werden könnte. Ich habe heute durch den Telegraphen eine Depesche vom Staatssecretär erhalten, welche mich beauftragt, diesen Befürchtungen Sr. Excellenz dem Präsidenten Juarez gegenüber in der schnellsten Weise Ausdruck zu geben. Deshalb theile ich dieselben durch einen besonderen Boten mit. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat aufrichtige Sympathien gehegt für die Republik Mexiko und nimmt an ihren Erfolgen den wärmsten Antheil. Ich habe jedoch der Meinung Ausdruck zu geben, daß eine Wiederholung der bereis erwähnten Strenge („severities“) ihr Gefühl verletzen und den Strom ihrer Sympathie aufhalten werde. Man ist der Ansicht, daß eine Behandlung der Kriegsgefangenen, wie sie berichtet wird, den Ruf der mexikanischen Staaten in der Achtung der gebildeten Völker nicht erheben könne und dazu beitragen dürfte, die republikanischen Institutionen in der ganzen Welt in Verruf zu bringen, sowie den Fortschritt derselben aufzuhalten. Die Regierung beauftragt mich, ihren Wunsch, daß im Falle der Gefangennahme Maximilians und seiner Anhänger dieselben jene humane Behandlung finden mögen, welche civilisirte Nationen Kriegsgefangenen gewähren, dem Präsidenten Juarez in der bündigsten und ernstlichsten Weise zur Kenntniß zu bringen. Ich habe die Ehre u. s. w.

Louis D. Campbell.

Die Rückantwort Tejada's von Campbell lautet:

San Luis Potosi, 22. April 1867.

„Sir!

„Gestern hatte ich die Ehre, Ihre Mittheilung von Neworleans 6. April, zu empfangen. Sie erklärten darin, daß Sie aus bekannten

Gründen unterließen, Ihre Creditive als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der Vereinigten Staaten zu überreichen, und daß Sie sich seit December vorigen Jahres in Neworleans aufhalten. Die Regierung der Republik Mexiko bedauert, daß diese Gründe Sie abgehalten, als Beginn Ihrer Amtsfunction Ihre Creditive hier zu überreichen. Denn es hätte der Regierung zur Befriedigung gereicht, Sie in Ihrer Eigenschaft als Gesandter der Vereinigten Staaten zu empfangen. Sie theilten mir auch mit, daß die Befriedigung, mit welcher die Vereinigten Staaten den Rückzug der Franzosen aus Mexiko und das Vorrücken der Armee der constitutionellen Regierung gegen die Hauptstadt verfolgt haben, gestört sei durch die Berichte, welche sie in Bezug auf die gegen die Kriegsgefangenen, welche in San Jacinto in unsere Hände fielen, angewendete Strenge erhielten. Sie erwähnten auch, daß es der Wunsch der Vereinigten-Staaten-Regierung sei, daß, im Falle Maximilian und seine Parteigänger gefangen werden sollten, dieselben mit Humanität und als Kriegsgefangene behandelt werden mögen. Die Feinde der Republik haben in der Absicht, den Ruf derselben zu schädigen, sich bemüht, die Thatsachen zu fälschen und ungenaue Berichte in Bezug auf die Gefangenen von San Jacinto zu verbreiten. Der größere Theil derselben, und zwar eine beträchtliche Zahl, wurde begnadigt, aber Einigen wurde eine Strafe zuerkannt. Sie wurden einfach nicht als Kriegsgefangene betrachtet, sondern als Uebertreter der internationalen Gesetze, als Verletzer der Gesetze der Republik. Sie hatten sich eben jeder Art von Excessen und Verbrechen in der Stadt Zacatecas überlassen, weil sie als Flibustier ohne Vaterland, ohne Flagge und als Söldner fochten, welche gezahlt wurden, das Blut der Mexikaner zu vergießen, welche ihre Unabhängigkeit und ihre heimatlichen Institutionen vertheidigen. Nicht wenige dieser in San Jacinto gefangenen Fremden wurden nach Zacatecas gebracht, wo sie ebenso wie die an anderen Orten Gefangenen mit vielem Wohlwollen behandelt wurden, weil nicht so viele Fälle specieller Vergehen vorlagen. Die unabänderliche Richtschnur der Regierung der Republik, welche auch von Offizieren ihrer Armeen eingehalten wurde, bestand darin, Leben zu schonen und die den Franzosen abgenommenen Gefangenen mit der größten Rücksicht zu behandeln. Aber diese ihrerseits (die Franzosen) haben, und zwar auf Befehl ihres Hauptführers, die den republikanischen Truppen abgenommenen Gefangenen häufig ermordet. Oft genug wurden ohne formellen Austausch die

gefangenen französischen Soldaten in Freiheit gesetzt. Jedoch viele von den Hauptführern der französischen Truppen haben das Niederbrennen von ganzen Städten befohlen. Andere mexikanische Gefangene sind durch sogenannte Kriegsgerichte decimirt worden, und manchmal haben diese auf bloßen Verdacht hin, ohne jeden Schein von Gerechtigkeit, wehrlose Personen und alte Leute, welche keine Waffen tragen konnten, hingerichtet. Trotz alledem waren die Regierung der Republik und ihre Generale im Allgemeinen weit entfernt davon, der Provocation zu Repressalien nachzugeben, sie haben stets die humanste Behandlung angewendet und fortwährend Beweise ihrer Großmuth gegeben. Dadurch hat sich die Sache der mexikanischen Republik die Sympathien aller civilisirten Nationen erworben. Nach dem Abzug der Franzosen hat der Erzherzog Maximilian vorgezogen, das Blutvergießen fortzusetzen. Mit Ausnahme von drei bis vier Städtchen, welche er noch mit Waffengewalt beherrscht, hat er gesehen, wie sich die ganze Republik gegen ihn erhoben. Demungeachtet hat er es vorgezogen, das Werk der Zerstörung und des Ruines mittelst des Bürgerkrieges ohne jedes Object fortzusetzen, unterstützt von einigen Personen, welche durch ihre Plünderungen, durch ihre Mordthaten bekannt, und welche stets bereit sind, Unglück über die Republik zu bringen. Wenn Personen gefangen werden, auf welchen solche Verantwortlichkeit lastet, dann scheint es mir nicht, als könnten sie einfach als Kriegsgefangene betrachtet werden. Denn diese Verantwortlichkeiten sind solche, welche in den Gesetzen des Völkerrechtes und der Republik angeführt sind. Die Regierung, welche so viele Proben ihrer Humanität und Großmuth gegeben, ist jedoch verpflichtet, nach den Umständen eines Falles zu erwägen, was die Principien der Gerechtigkeit und ihre Pflichten, für die Wohlfahrt des mexikanischen Volkes zu sorgen, von ihr fordern. Die Regierung der Republik hofft, daß mit der Rechtfertigung ihrer Thaten es ihr gelingen wird, sich die Sympathien der Vereinigten Staaten, welche vom Volk und von der Regierung Mexiko's stets in höchster Achtung gehalten wurden, und noch werden, zu bewahren. Ich bin u. s. w.

Sebastian Lerdo de Tejada."

In de Tejada's Antwort liegt also handgreiflich die Absicht, dem Kaiser an das Leben zu gehen, sobald er gefangen werden würde. Ganz in ähnlichem Sinne, aber noch viel schärfer, sprach sich Romero, der Gesandte des Präsidenten Juarez in Washington aus, als der

Staatssecretär sich an ihn mit der Bitte um Schonung für das Leben Maximilian's wandte.

Die Hauptstelle aus Romero's Antwort an Seward dürfte von bleibendem Interesse sein, denn sie sucht die Ansichten der liberalen mexikanischen Partei, daß Maximilian und seine Gefährten nach Abzug der Franzosen nicht mehr als Kriegsgefangene, sondern als Verbrecher zu behandeln seien, vom Standpunkte des Rechtes und der politischen Nothwendigkeit zu vertheidigen und zu rechtfertigen.

„Ich weiß nicht," schreibt Romero unter Anderem, „welches die Absichten des Präsidenten Juarez bezüglich Maximilian's sind, aber ich fürchte, daß dieser, wenn man ihn ungestraft nach Europa zurückkehren läßt, eine beständige Drohung für den Frieden von Mexiko sein möchte. Er wird zu unserer Schande noch weiter den Titel: Kaiser von Mexiko tragen. Alle mißvergnügten Mexikaner, Alle, welche sich mit Projecten tragen, werden mit ihm eine Correspondenz unterhalten über seine angebliche Popularität im Lande, und diese Leute könnten ihn bestimmen, noch einmal wiederzukommen, wie man das mit Iturbide gemacht hat. Wer kann, wird nach Oesterreich gehen, und Maximilian wird in Miramar einen mexikanischen Hof halten und eine mexikanische Regierung bilden, wie dies in Rom der König von Sicilien nach seiner Vertreibung aus Neapel gethan hat. Gewisse europäische Mächte werden ihn weiter als Kaiser von Mexiko anerkennen, wie dies Spanien mit dem Könige von Neapel gemacht hat. So oft wir Schwierigkeiten mit irgend einer europäischen Nation haben werden, wird der erste Schritt unseres Gegners sein, mit Maximilian zu intriguiren und uns zu drohen, daß er „unserem legitimen Souverän zur Wiedererlangung seiner Autorität behilflich sein werde." Zudem wird, wenn wir Maximilian unverletzt in seine Heimat zurückkehren lassen, Niemand in Europa uns für großmüthig halten, da an schwachen Nationen niemals die Großmuth gerühmt wird; im Gegentheil wird man sagen, daß wir so aus Furcht vor der öffentlichen Meinung in Europa gehandelt haben, und weil wir nicht wagten, einen europäischen Prinzen und „unseren Souverän" mit Strenge zu behandeln. Ich will nicht sagen, daß Maximilian nothwendig erschossen werden muß. Was ich sagen will, das ist, daß ihm, bevor man ihn abziehen läßt, absolut jede Möglichkeit, Mexiko Uebles anzuthun, genommen werden muß."

Der arme Monarch hatte also nur eine ganz richtige Ansicht

über das ihm bevorstehende Schicksal, als er wiederholt zu seiner Umgebung äußerte: „Ich weiß, sie (die Liberalen) werden mich erschießen, wenn sie meiner habhaft werden."

Uebrigens schmeichelte sich der Kaiser insgeheim mit der Hoffnung, daß eine feindliche Kugel auf dem Schlachtfelde ihn tödtlich treffen würde, eine Hoffnung, zu der ihn wohl die Tollkühnheit, mit welcher er stets den Ort der größten Gefahr aufsuchte, hinlänglich berechtigte. Aber während ihm zur Rechten und zur Linken, voran und rückwärts der Tod in den Reihen der Seinigen eine reiche Ernte hielt, trug er selbst nicht einmal eine einzige Schramme davon. — Die Vorsehung hatte ihm den Heldentod auf dem Schlachtfelde versagt; er sollte den Kelch der Leiden bis auf die Neige leeren. — — —

Am 15. Mai um halb fünf Uhr Morgens meldete Oberst Tinajero vom Thurme des Convents la Cruz, daß er in der Flanke eine feindliche Bewegung wahrnehme. Kurz darauf kam ein anderer Offizier zur Schanze und behauptete, daß es ihm vorkomme, als ob der Feind schon innerhalb des Convents sei. Doch man hielt dies für eine Einbildung, da kein einziger Schuß, nicht einmal das leiseste Geräusch von Stimmen oder Zeichen die tiefe Ruhe störte. — Als der Tag endlich zu dämmern anfing, ertönten Glockenschläge auf dem Thurme des Convents la Cruz, welche von jenem des mitten in der Stadt gelegenen Convents San Francisco alsbald erwidert wurden.

Die ganze Garnison glaubte, daß durch dieses Zeichen die Ankunft des Marquez'schen Corps signalisirt werde, aber — es war der Feind, welcher dieses Zeichen gegeben hatte, und schon sowohl in die beiden Convente als auch in die Stadt eingeführt war, trotzdem alle Wachen und Vorposten ihren Dienst so pünktlich gethan, daß nicht ein Mann, ohne gesehen oder gehört zu werden, hätte passiren können. — Die Liberalen hatten vor der Dämmerung ihre Positionen daselbst, und dadurch die Kaiserlichen zwischen zwei Feuer genommen.

Jeder fragt, was es gebe? Ein kaiserlicher Offizier passirte die Hauptstraße der Stadt, als ein Civilist ihn mahnte, zu fliehen oder sich zu verstecken, weil der Feind schon in der Stadt sei; jener will es nicht glauben, dieser besteht darauf. Der Offizier eilte in seine Wohnung und findet diese zu seinem größten Erstaunen bereits von einem feindlichen Offiziere besetzt. Die im Convent San Francisco einquartirten kaiserlichen Truppen wissen nicht, daß der Feind es ist, der die Glockenschläge auf ihrem Thurme gibt!

Auf diese Weise wurde Querétaro ohne allen Kampf, ohne daß ein Schuß abgefeuert worden wäre, genommen. Der kaiserliche Oberst Don Miguel Lopez passirte, obgleich bewaffnet und zu Pferd, unbehelligt an den feindlichen Truppen vorbei, desgleichen sein Helfershelfer beim Verrathe, Oberstlieutenant Anton Jablonski, der nebstdem einen bewaffneten Diener bei sich hatte, und den Liberalen vor Hunderten von Zeugen die Wohnungen und Stallungen der kaiserlichen Offiziere bezeichnete.

Nachts hatte nämlich Lopez dem feindlichen Obergeneral Mariano Escobedo den ganzen Angriffsplan, der am Morgen in's Werk gesetzt werden sollte, verrathen und ihm um den Judaslohn von zehntausend Piaster versprochen, seine Truppen in beide Convente und in die Stadt hineinzuführen. Der Verrath wurde mit solcher Schlauheit und Geschicklichkeit ausgeführt, daß Niemand die leiseste Ahnung davon hatte, selbst als die Thorwache des Klosters schon eine feindliche war. — Als der Kaiser mit Prinz Salm den Convent verlassen wollte, ließ die Schildwache sie erst passiren, als ein liberaler Oberst, Pepe Riñcon de Gallardo, der vom Kaiser früher Wohlthaten empfangen hatte und ihn retten wollte, dem Posten Befehl gab, die Herren hinauszulassen, denn es seien Civilisten.

Der Kaiser eilte nun mit einigem Gefolge auf den Platz, wo Miramon eben seine Truppen formirte, als dessen Adjutant angesprengt kam und einen Pistolenschuß in sein Gesicht abfeuerte. Der schwer Verwundete stürzte vom Pferde.

Nun war die Confusion allgemein, und der Kaiser begab sich nach dem Corso de las Campanas, den die Liberalen jetzt mit Granaten heftig zu beschießen anfingen und mit ihrer ganzen Cavallerie umringten. Der Kaiser sah jetzt die Nutzlosigkeit eines weiteren Widerstandes ein, und entsendete einen Parlamentär, welcher dem General Corona mittheilte, daß Kaiser Maximilian und General Mejia ihn zu sprechen wünschten.

Begleitet vom General Cortina und seinem Generalstabe, begab sich Corona nach dem Cerro. — Auch Escobedo, der General en chef, fand sich alsbald daselbst ein und diesen übergab nun der Kaiser seinen Degen, nachdem er erklärt hatte, nicht mehr Kaiser zu sein, indem er schon beim Abgange von Mexiko seine Abdication in die Hände des Ministers Lacunza niedergelegt habe.

Die schon so lange von der ganzen Welt erwartete Katastrophe

war also über den unglücklichen Monarchen hereingebrochen, wenngleich schneller und auf eine andere Weise, als man voraussetzen durfte.

Vergebens hat es Lopez in einer Vertheidigungsschrift, betitelt: „Die Einnahme von Querétaro", versucht, den Vorwurf des Verrathes von sich abzuwälzen. — Umsonst. — Selbst seine eigene Gemalin hielt ihn für schuldig. Als sie ihn wieder sah, stieß sie ihn mit der größten Verachtung von sich und nachdem sie ihm seinen Sohn mit den Worten zugeworfen hatte: „Dieser Knabe hier ist Deines Blutes, auch er wird einst ein Verräther sein!" floh sie aus dem Hause.

Als Lopez von Querétaro in Takubaya ankam und sich an einem Tische niederlassen wollte, an welchem mehrere liberale Generäle und Oberste gespeist hatten, flogen ihm Gläser und Tassen in's Gesicht und fünf Oberste forderten ihn zum Duelle.

Die Belohnung für seinen Verrath erhielt er unseres Wissens nie. — Er stand sogar auf das Reisegeld an, um sich von Querétaro nach Mexiko begeben zu können und wendete sich daher an den vorerwähnten Obersten Pepe Riñcon de Gallardo, zu dem er sagte: „Señor, ich bin nicht wie Sie ein reicher Mann; ich habe nichts als meinen Degen, um zu leben. Ich hoffe, Sie werden mich für irgend eine Stellung in der liberalen Armee empfehlen." — Gallardo erwiderte ihm aber entrüstet: „Wenn ich Sie, Oberst Lopez, für irgend eine Stellung empfehle, so wird es für eine Stellung auf einem Baume sein, mit dem Stricke um den Hals."

Uebrigens müssen wir hier zu unserem Bedauern der Thatsache erwähnen, daß auch mehrere von den in Querétaro gefangenen kaiserlichen Offiziere (im Ganzen 14 Generäle, 18 Oberste, 15 Oberstlieutenants, 16 Hauptleute, 36 Majore und 338 Offiziere minderen Ranges) an Escobedo folgende Zuschrift richteten:

„Querétaro, 17. Mai 1867.

„Euer Excellenz!

„Der Werbe-Contract, den Marschall Narvaez uns unterzeichnen ließ, ist abgelaufen mit dem Falle des Kaiserreiches. Die Unterfertigten wünschen, wenn das Euer Excellenz genehm ist, mit Beibehaltung ihres gegenwärtigen Dienstgrades unter dem Banner der Freiheit zu dienen und der neuen Sache zuzuschwören. Wir zeichnen mit dem allertiefsten Respect als Eurer Excellenz ergebene Untergeordnete." Folgen die Unterschriften, welche wir aber aus Schonung für die Betref-

fenden, in Anbetracht von deren bis dahin tapferer und loyaler Haltung verschweigen wollen. — Auf dieses Schreiben antwortete Escobedo umgehend als wohlverdiente Abfertigung. „Unsere Nation bedarf der Hilfe der Fremden nicht, um ihre Souveränität und Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten; sie wird nicht die Beihilfe von Menschen annehmen, welche in das Land gekommen sind, um in einem ungerechten Kriege das Blut ihrer Söhne zu vergießen, und die so den Brauch aller civilisirten Nationen verletzt haben, vor Allem aber dann nicht, wenn sie diese Leute zur Waffenstreckung gezwungen hat. Dem Ansuchen der Petitionäre kann nicht willfahrt werden. Mariano Escobedo."

Doch kehren wir noch einmal zum Verräther Lopez und seiner versuchten Verheidigung zurück.

Sogar im „Monitor Republikan" wurde ihm in einem längeren Artikel nachgewiesen, daß er und Niemand Anderer die Uebergabe von Querétaro durch Verrath herbeigeführt habe.

Am schlagendsten wurde die Schuld des Lopez durch eine Entgegnung dargethan, welche General Prinz Salm veröffentlicht hat und welche wir vollinhaltlich hier folgen lassen.

„In vorerwähnter Schrift, welche Sie an Ihre Landsleute, an Frankreich und die ganze Welt richten," beginnt der genannte kaiserliche General, „berufen Sie sich auf mich als einen Hauptzeugen, daß Querétaro nicht durch Verrath gefallen ist; behaupten auch, daß Ihre Schrift den Charakter der vollständigsten Wahrheit trägt.

„Obgleich ich mich, wie Sie wissen, seit fast fünf Monaten in Kriegsgefangenschaft befinde, erlaubt mir mein Rechtsgefühl jetzt nicht länger zu schweigen, und Ihrer Aufforderung genügend, werde ich Ihnen beweisen, daß Ihre Schrift den Charakter der vollständigsten Unwahrheit trägt.

„Zuerst berufe ich mich auf die Antwort meiner Waffenbrüder in Morelia, betitelt:

> „Widerlegung der von Miguel Lopez publicirten Flugschrift, bezugnehmend auf die Einnahme Querétaro's am 15. Mai 1867, von den gefangenen Stabsoffizieren des kaiserlichen Heeres in Morelia"

und erkläre, daß dieselbe vollkommen der Wahrheit getreu ist, und ganz und gar auch meine Ansichten vertritt.

„Vor der Welt behaupten Sie, Querétaro wäre durch Waffengewalt genommen worden; der Kaiser hätte in der verhängnißvollen Nacht

vom 14. auf den 15. Mai Sie beauftragt, mit dem Feinde zu unterhandeln, die Armee sei vollständig demoralisirt, kein Durchbruch wäre mehr möglich gewesen, und schließlich fordern Sie vor Ihren Mitbürgern, vor der ganzen Welt, die Männer heraus, sich Ihnen zu stellen, welche behaupten, Querétaro wäre durch Verrath gefallen, und welche Ihren Behauptungen zu widersprechen wagen.

„Ich erkläre Ihnen vor der Welt, daß Querétaro gar nicht anders als durch Verrath gefallen ist, daß Sie der Verräther sind, und daß somit das Blut Ihres ehemaligen Souveräns und Wohlthäters an Ihren Händen klebt.

„Es ist eine Unwahrheit, daß der Kaiser Sie beauftragt hat, mit den Feinden zu unterhandeln.

„Nachdem Sie in der besagten Nacht den Kaiser verlassen, hatte ich noch gegen halb 1 Uhr Nachts die Ehre, denselben zu sprechen; der Kaiser hatte niemals und auch in diesem Momente nicht die entfernteste Absicht, mit dem Feinde Unterhandlungen anzuknüpfen, denn sein kleines, treues Heer war noch immer begeistert und tapfer genug, um sich mit seinem geliebten Monarchen durch die feindliche Linie hindurchzuschlagen. Abgesehen davon, daß es dem Charakter des verstorbenen Kaisers gänzlich widersprechend war, Ihnen den Befehl zum Unterhandeln mit dem Feinde zu ertheilen, wovon auch Sie vollständig überzeugt sind, werden Sie mir wohl gestatten, Ihnen vor der Welt einige Fragen zu stellen.

„Warum, wenn Sie in dieser verhängnißvollen Nacht des 14. Mai den Befehl hatten, in die Linie des Feindes zu gehen, kehrten Sie gegen 2 Uhr mit einem höheren feindlichen Offizier, den Sie genau kennen, wieder zurück und führten denselben in die „Cruz" in das Hauptquartier des Kaisers, in unser Reduit?

„Warum gaben Sie, dem Willen des Kaisers vollständig zuwider und gegen mein Wissen, der Leib-Escorte und der ungarischen Hußaren-Schwadron den Befehl zum Absatteln, während ich derselben den Befehl des Kaisers überbracht hatte, über Nacht beständig gesattelt zu haben?

„Warum entfernten Sie eigenmächtig und in einer so gefährlichen Situation wie die damalige, die Wache vor des Kaisers Zimmer, die Infanterie-Compagnie, welche am Eingange der „Cruz" vereint mit der halben Schwadron vom Regiment der Kaiserin den Sicherheitsdienst versah?

„Warum wurden alle Räume der „Cruz“ bis zur äußersten Huerta auf Ihren Befehl, mit wenig Ausnahmen, gänzlich von Truppen entblößt?

„Warum wurden die acht Geschütze, welche auf dem „Plaza de la Cruz“ standen, mit den Mündungen nach der Stadt gekehrt?

„Warum wurde, als der Feind anrückte, der 56pfünder in dem Werke links von der „Cruz“ von der Bedienungsmannschaft entblößt und umgeworfen?

„Warum führten Sie nach 2 Uhr Nachts denselben feindlichen General, welcher bürgerlich gekleidet war und einen kleinen Handrevolver in der Tasche trug, zu seiner Orientirung in unseren Reduit herum?

„Warum verließen Sie vor 4 Uhr Morgens in Begleitung desselben feindlichen Generals unsere Linie abermals und kehrten nach einer Viertelstunde an der Spitze von zwei feindlichen Bataillonen, dieselben persönlich führend, in den inneren Hof der „Cruz“ zurück, wo Sie von Ihrem Helfershelfer, Oberstlieutenant Jablonski, empfangen und begrüßt wurden?

„Wie kam es, daß Sie, der zufällig gefangene Lopez den ebenfalls gefangenen Jablonski, den wiederum dessen Schwager Legoretta begleitete, welch' Letzterer seinen Platz zu dieser Zeit in seiner Linie am Fluß ungefähr drei Viertelstunden Weges von der „Cruz“ entfernt, einzunehmen hatte, zum Kaiser hinauf sendeten, um diesen zu avisiren, daß der Feind in die „Cruz“ eingedrungen sei?

„Wie ist es zu erklären, daß Sie als Gefangener dann selbst zum Kaiser gingen, um diesem die gleiche Mittheilung zu machen, und daß Sie darauf ohne feindliche Begleitung allein in mein Zimmer traten, mir zurufend: „Schnell, retten Sie das Leben des Kaisers, der Feind ist schon in der „Cruz“?

„Wie rechtfertigen Sie es, daß, als Se. Majestät in Begleitung des treuen Generals Castillo und mir die „Cruz“ verließ, und von dem Feinde bereits umringt war, Sie mit einem höheren feindlichen Offizier, dessen Namen ich hier nicht nennen will, weil er edler und dankbarer handelte wie Sie, einige Worte flüsterten, worauf dieser feindliche Offizier seinen Soldaten den Befehl gab, uns passiren zu lassen, „weil wir Bürger seien“, obschon der Kaiser gerade von diesem feindlichen Offizier sicherlich gekannt sein mußte, obschon auch General Castillo sowohl als ich in voller Uniform waren, und außerdem auch ich noch die Pistolen Sr. Majestät in meiner Hand trug?

„Wie ist es zu erklären, daß Sie an der Spitze des feindlichen Bataillons Nuevo Leon die Hußaren unter Rittmeister Pawlowsky und Oberlieutenant Kählig entwaffnen und absitzen ließen?

„Wie können Sie es rechtfertigen, daß Sie, der gefangene Lopez Offiziere unserer Armee, darunter Major Mostowicki, Rittmeister Antonio Gonzales von der Leib-Escorte, und Lieutenant Goßmann gefangen nahmen und viele andere Offiziere noch folgenden Tages denuncirten?

„Wie ist es erklärlich, daß nach unserer Gefangennahme höhere liberale Offiziere Sie den Verräther nannten?

„Einer derselben bezeichnete Sie als solchen sogar in der Gegenwart des Kaisers und in meiner Gegenwart mit den Worten: solche Leute (wie Lopez) benutzt man und gibt ihnen dann einen Tritt.

„Wie kam es, daß Sie, der gefangene Lopez, immer auf freien Füßen waren?

„Wie konnten Sie schließlich, der gefangene Lopez, sich des kaiserlichen Archivs, sowie anderer Gegenstände Sr. Majestät, z. B. seiner silbernen Waschtoilette, bemächtigen, welche, nebenbei gesagt, niemals wieder zum Vorschein gekommen ist?

„Auf Alles dieses, Herr Miguel Lopez, können Sie nicht ehrlich und offen antworten; es steht fest, und ich behaupte es vor der ganzen Welt, daß Sie Verräther an dem Kaiser und folglich dessen Mörder und der Urheber alles hier vergossenen Blutes sind.

„Eine andere Frage bleibt mir noch übrig an Sie zu stellen:

„Warum haben Sie Ihren Kaiser und Wohlthäter verrathen? Und diese will ich Ihnen selber beantworten. Zunächst wollten Sie Ihre Rache an dem Kaiser ausüben, weil derselbe Ihnen das bereits unterzeichnete Generalspatent vorenthalten hatte. Wenn Sie nicht wissen sollten, was den verstorbenen Monarchen dazu veranlaßt hat, so mögen Sie es denn hier erfahren.

„Ein Tapferer, dessen Blut Sie auf dem Gewissen haben und dessen Namen ich nicht nennen will, damit Sie Ihre Rache nicht an dessen Hinterbliebenen auslassen können, legte Sr. Majestät ein specielles Document vor, in welchem Sie zur Zeit der Präsidentschaft des Santa Anna mittels Armeebefehls schimpflich aus dem Heere entlassen wurden, mit dem Bemerken, nimmermehr eine staatliche Anstellung bekleiden zu dürfen, indem Sie an Ihrem Vaterlande Verrath geübt hätten. Das geschah zur Zeit des amerikanischen Krieges im Jahre 1847.

„Und dann, Herr Miguel Lopez, hat Sie die Furcht geleitet. Sie sahen, daß Entscheidendes in den nächsten Tagen geschehen mußte, und fürchteten wahrscheinlich bei einem Durchbruch unserer Truppen und namentlich im Hinblick auf Ihre Vergangenheit für Ihre Zukunft, für Ihr Leben, und durch diesen zweiten und schändlichen Verrath haben Sie sich bei der liberalen Partei reinwaschen und sichern wollen, und wirklich auch erwirkt, daß Sie Ihr Leben und Ihre Freiheit retteten.

„Ihr dritter Versuch zum Verrath scheiterte, denn nachdem der Kaiser kurze Zeit gefangen war und Sie sich wahrscheinlich in Ihren Hoffnungen getäuscht sahen, schickten Sie eine Person, welche wir Beide kennen, zu demselben und wollten jetzt wieder die liberale Partei verrathen. In meiner Gegenwart sprach diese Person in Ihrem Auftrage, um anzubahnen, daß Sie sich dem Kaiser wieder nähern dürften. Natürlich wurde Ihr Vorschlag mit Verachtung zurückgewiesen.

„Nicht nothwendig ist es, uns das Haus, welches Ihnen der verstorbene Monarch geschenkt hat, als Belohnung zu versprechen, wenn wir Sie des Verrathes überführen; verbleibe es Ihrem unglücklichen, unschuldigen Kinde, dem Sie schon das Theuerste aller Erbtheile entzogen haben, den ehrlichen Namen seines Vaters.

„Es steht dem Manne frei, eine Politik zu erwählen, welche er will, und welche Tendenz ihr immerhin zugrunde liegen möge; aber treu muß man seinen Principien sein. Sie sind den Ihrigen nicht allein untreu geworden, sondern haben außerdem noch das infamste aller Verbrechen begangen, das Verbrechen des Verraths, und haben den Schwur, welchen Sie der kaiserlichen Fahne geleistet — gebrochen.

„Es ist wahr, der Name Miguel Lopez ist historisch und unsterblich geworden; aber die National-Geschichte Mexiko's, die Weltgeschichte wird diesen Namen immer mit den Zeichen des größten Abscheu's und der Verachtung nennen.

„Vor der ganzen Welt fordern Sie Jene auf, sich Ihnen zu stellen, welche Sie des Verraths beschuldigen; ich beschuldige Sie desselben und vor der ganzen Welt acceptire ich Ihre Herausforderung. Ich setze hinreichendes Vertrauen in die Regierung und hoffe, daß diese uns keine Hindernisse in den Weg legen wird.

„Innerhalb kürzester Zeit gehe ich mit mehreren meiner kriegsgefangenen Cameraden nach Oaxaca, unserem neuen Bestimmungsorte ab. Daselbst also werden Sie mich nach Veröffentlichung dieses Briefes bereit finden, Ihnen mit den Waffen in der Hand Rechenschaft zu geben

für das, was ich Ihnen vorstehend mitgetheilt habe. — Gleichzeitig aber erkläre ich Ihnen, daß ich mich auf einen Federkrieg durchaus nicht einlassen werde.

Capuchinas-Querétaro, 4. October 1867.

Felix, Prinz Salm-Salm."

Einen Tag nach der Besetzung von Querétaro erließ Escobedo einen sehr ruhmredigen Armeebefehl, welcher mit Rücksicht auf die von den Liberalen während der Belagerung erlittenen zweiundzwanzig Niederlagen nur als eine leere Prahlerei gelten kann.

Weit interessanter als diese stilistische Uebung des ehemaligen Maulthiertreibers, ist für uns die nachfolgende Proclamation, welche Kaiser Maximilian alsbald nach seiner Gefangennahme erließ.

Von gewisser Seite her ist zwar die Echtheit dieser Proclamation scharf bestritten worden. Jedenfalls ist selbe nicht im Drucke, sondern blos in einigen wenigen Abschriften verbreitet worden, welche nur in einem engen Kreise Verbreitung finden konnten. Uebrigens haben wir Leute gesprochen, welche bestätigen, daß einige Tage nach dem 15. Mai die in Rede stehende, von amerikanischen Blättern zuerst durch die Presse mitgetheilte Proclamation in den Gefängnissen von Querétaro in Copien von Hand zu Hand gegangen sei. — Sie lautet:

„Mitbürger!

„Nachdem der Muth und die Vaterlandsliebe der republikanischen Truppen in dieser Stadt, deren Vertheidigung zur Rettung der Ehre meiner Sache und meiner Abstammung unerläßlich war, meine Herrschaft zerstört, nach jener blutigen Belagerung, in welcher Imperialisten und Republikaner in Entsagung und Tapferkeit unter einander gewetteifert, will ich Euch, Mitbürger, mein Verhalten erklären: Ich kam nach Mexiko, nicht nur beseelt von dem besten Glauben, das Glück von uns Allen und jedes Einzelnen zu sichern, sondern wurde gerufen und beschützt vom Kaiser von Frankreich, Napoleon III. Er hat mich zur Schmach Frankreichs auf das Verlangen der Vereinigten Staaten feige und infam verlassen, nachdem er unnützer Weise das Blut seiner Söhne vergossen und die Schätze des Landes verschwendet hat. Wenn die Nachricht von meinem Falle und von meinem Tode in Europa eintreffen wird, werden alle Monarchen der Lande Carl's des Großen von der napoleonischen Dynastie

Rechenschaft fordern für mein Blut und für das Blut der Deutschen, Belgier und Franzosen, das in Mexiko verspritzt wurde. Dann wird Napoleon III. vom Scheitel bis zur Sohle mit Schande bedeckt sein; schon hat er Se. Majestät den Kaiser von Oesterreich, meinen erhabenen Bruder, als Bittenden für mein Leben bei den Vereinigten Staaten und mich als Kriegsgefangenen in den Händen der republikanischen Regierung und mit meiner in Stücke geschlagenen Krone gesehen. Mitbürger! Das sind meine letzten Worte. Ich wünsche, daß mein Blut Mexiko regeneriren und als warnendes Beispiel allen ehrgeizigen und unvorsichtigen Prinzen dienen möge, und daß Ihr mit Klugheit und Aufrichtigkeit vorgehen und durch Eure Tugenden die Sache, deren Fahne Ihr vertheidigt, veredeln möget. Möge die Vorsehung über Euch wachen und Euch meiner würdig machen.

Maximilian."

Ob echt, ob unecht, können wir nicht mit voller Bestimmtheit aussprechen; aber da diese Proclamation so manches Zutreffende enthält, wollten wir deren Inhalt dem Leser nicht vorenthalten. —

XII.

Nach Warschau.

Seit der Abreise Stanglhuber's und Osman Bey's von der Hauptstadt waren eben volle vierzehn Tage verflossen, als der Baron von Schwarzenfels aus Europa einen Brief empfing, welcher ihn und seine Freundin Zoraïde in hohem Grade bestürzt und ängstlich machte.

Die ruhige Stimmung, welche seit einer Woche in der stillen, friedlichen Behausung des Barons in Folge der von dem getreuen Fernandez aus Maravatio glücklich überbrachten Nachrichten geherrscht, war plötzlich, wie durch den Zauberbann einer bösen Fee, einem unheimlichen Bangen gewichen.

Ernst, sorgenvoll, in hohem Grade unruhig, schritt Schwarzen-

fels am 10. April 1867 in dem großen Saale auf und ab, das fatale Papier, das von Außen den Aufgabs-Poststempel Warschau trug, bald mit der rechten, bald mit der linken Hand zerknitternd.

Zoraïde saß in einem Fauteuil unweit vor der Thüre, welche nach der Terrasse führte, und blickte trübselig in den Garten hinab, der mit aller tropischen Pracht grünte und blühte, und an dessen Anblick ihr Herz sich sonst so gerne erfreut und gestärkt hatte. — An ihrer Seite stand Alice, über sie halb hinübergebeugt, und küßte ihrer edlen Mutter die Thränen hinweg, welche sich zeitweise zwischen ihren langen, schwarzen Seidenwimpern wider ihren Willen hervorstahlen, denn sie wollte gefaßt und ruhig erscheinen, während ihr Inneres doch so tief schmerzlich bewegt war, und sie alle Mühe hatte, nicht in ein lautes, erschütterndes Weinen auszubrechen.

„Aber was gibt es denn nur, liebe Mutter!" frug endlich Alice zitternd, denn diese trat erst vor einigen Minuten ein, und wußte überhaupt noch gar nicht, daß ein Brief vor einer Stunde abgegeben worden war.

Der Baron, dessen feines Gehör diese leise ausgesprochene Frage Alicen's vernahm, trat zu den beiden Damen, und mit abgewandtem Gesichte reichte er seiner künftigen Stieftochter das Papier, welches ihn zwischen den Fingern zu brennen schien.

Alice sah zuerst nach der Unterschrift und las den ihr ganz unbekannten Namen: Stanislaus Kolschinski, öffentlicher Notar in Warschau. — Der Brief selbst, welcher bereits vom 26. Februar datirte, lautete, wie folgt:

„Hochgeborner Herr Baron!

„Im Namen Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin Isabella Lobieska, geborne von Molikow, deren General-Bevollmächtigter zu sein ich die Ehre habe, bin ich so frei Sie, hochgeborner Herr Baron, in Kenntniß zu setzen, daß meine Clientin ganz decidirt die Absicht hege, alle jene Rechte, welche aus Ihrer ehelichen Verbindung, Herr Baron, mit dem damaligen Fräulein von Molikow gefolgert werden können, nunmehr im vollsten Umfange zur Geltung zu bringen. Ihre Durchlaucht wird daher keinen Augenblick anstehen, den fürstlichen Titel der Lobieski abzulegen und den freiherrlichen der Familie Schwarzenfels schon demnächst wieder anzunehmen, und vor Allem wünscht die edle Dame, die ihrem Herzen so theuren Mutterpflichten

gegen ihren leiblichen Sohn Julius in jener Art und Weise auszuüben, zu denen sie sich sowohl durch das Gesetz als auch durch die Religion berechtigt glaubt. — Ebenso spricht Ihre Durchlaucht die volle Geneigtheit aus, jenen Theil des Ehevertrages, welcher zwischen Ihnen, Herr Baron Alfred von Schwarzenfels und dem Fräulein Isabella von Molikow eine unbedingte Gütergemeinschaft festgesetzt hatte, unverändert als zu Recht bestehend anzuerkennen.

„Dies die Wünsche meiner erlauchten Clientin. — Ich, meiner Seits, zweifle keinen Augenblick, daß Sie, Herr Baron, nicht geneigt sein sollten, auf die Ihnen hiermit genau präcisirten Intentionen der Fürstin ohne langes Besinnen einzugehen. Ich wenigstens bin hiervon so unerschütterlich fest überzeugt, daß ich Ihrer Durchlaucht, welche in dieser Angelegenheit schon längst gerichtliche Schritte eingeleitet sehen wollte, allen Ernstes angerathen habe, vorerst den Weg einer freundschaftlichen Verständigung zu betreten. — Nicht ohne Mühe gelang es mir, die Fürstin zu letzterem zu bestimmen, und mit Rücksicht auf die Entfernung, welche uns trennt, den 1. Juni dieses Jahres als den Termin zu erwirken, innerhalb welchen es Ihnen, Herr Baron, freistehen solle, den Absichten Ihrer Durchlaucht aus freier Entschließung zu entsprechen. — Es würde mich unendlich schmerzen, wenn Sie, Herr Baron, den gedachten Termin fruchtlos verstreichen lassen, und mich dadurch zwingen würden, meine Eigenschaft als Rechtsanwalt geltend zu machen.

„Bei diesem Punkte angelangt, muß ich nun auf Dinge zu sprechen kommen, mit denen ich, vom logischen Standpunkte aus, eigentlich hätte beginnen sollen. Nehmen Sie daher auch diese für einen Rechtsanwalt etwas formwidrige Form gütigst für einen Beweis an, daß ich meinem Schreiben nur den Stempel einer vertraulichen Mittheilung aufgedrückt wissen möchte, so wie es überhaupt nicht meine Schuld wäre, wenn unsere weitere Correspondenz einen freundschaftlichen Charakter je verleugnen oder gar mit Vorsatz ablegen sollte.

„Auf alle möglichen Einwände, welche Sie, Herr Baron, gegen die Anerkennung und Fortsetzung ihrer Ehe mit der Fürstin irgendwie zu erheben vermögen, bin ich nicht nur gefaßt, sondern auch vorbereitet und wider selbe vollkommen gewappnet. — Vor Allem kann ich den Beweis herstellen, daß Ihre Durchlaucht erst dann die Ehe mit dem greisen Lobieski einging, als aus Sibirien ämtlich die irrige Nachricht von Ihrem Tode, Herr Baron, eingelaufen war. Ich besitze darüber von

Seite der hohen russischen Regierung eine Bestätigung, welche jeden Zweifel an die Wahrheit zum Gegenstande einer absichtlichen Kränkung der Ehre der Fürstin, mithin zur Basis eines Strafprocesses wider den Verläumder machen müßte. — Daß Sie, Herr Baron, nach Ihrer Rückkehr aus Sibirien die Discretion walten ließen, daß Sie in Anbetracht des hohen Alters des Fürsten sich freiwillig in Geduld ergaben, und damals es vermieden, durch gerichtliche Schritte einen in der haute volée höchst mißlichen Eclat herbeizuführen, muß als eine Handlungsweise bezeichnet werden, welche Ihnen nicht nur zur größten Ehre gereicht, sondern auch für den Fortbestand Ihrer Neigung für die Fürstin, für Ihre stillschweigende Zustimmung zu einem fait accompli um so beredter Zeugniß gibt, als sie sich überdies gegen Ende der Fünfziger Jahre der Fürstin in Biarritz öfters genaht, und von ihr zeitweise nicht unbedeutende Geldbeträge in Empfang genommen haben.

„Wenn man endlich im Sinne hätte, wider die Fürstin wegen zweier Vorfälle, die sich im Laufe des Jahres 1866 in Mexiko ereigneten, nachträglich eine Klage zu erheben, wird die Angeschuldigte sich mit Erfolg zu vertheidigen wissen.

„Nur der Wunsch, jene Dame kennen zu lernen, derentwillen die Fürstin in ihren heiligsten Rechten gestört werden sollte, derentwillen Sie, Herr Baron, auf dem Punkte stehen, das Verbrechen der Bigamie zu begehen, hat Ihre Gemalin bewogen, im verflossenen Jahre nach Mexiko aufzubrechen. Daß die Fürstin sich so weit vergaß, sich der Person von Miß Alice gleichsam als Pfand für ihre aufrechten Ansprüche zu bemächtigen, ist zwar bedauerlich, aber mit Rücksicht auf das Land, wo es geschah, und den Umstand, daß das zeitweilige Zusammenleben der Fürstin mit der jungen Dame, für letztere weder an Leib noch Seele die mindeste Schädigung mit sich brachte, dürfte es wohl sehr schwer fallen, in der Selbsthilfe meiner Clientin einen wirklich straffälligen Moment herauszufinden.

„Was endlich das Unglück anbelangt, welches unweit Maravatio jene Dame betraf, von welcher ich nicht recht weiß, ob ich deren Namen Zoraïde das Prädikat Madame oder Mademoiselle vorzusetzen habe, so spricht die Fürstin ihr lebhaftes Bedauern darüber aus, daß in der unbeschreiblichen Angst und Verwirrung, in welche sie damals durch den räuberischen Angriff eines meuterischen Soldaten auf ihren Schmuck versetzt worden war, eine Pistole in's Blinde abgefeuert und die Kugel ihr beabsichtigtes Ziel verfehlt habe. — Uebrigens hat die Fürstin nicht

ermangelt, von dem Major Cadenugo, dem Commandanten der meuterischen Truppe, eine von drei Offizieren mit unterfertigte Bestätigung sich zu verschaffen, daß sie damals zur Nothwehr gezwungen gewesen sei. Ueberdies befindet sich in meinen Händen auch eine ämtliche Abschrift des kriegsrechtlichen Erkenntnisses, wornach der Thäter, welcher meiner Clientin zwei Armbänder von hohem Werthe entriß, zum Tode durch Erschießen verurtheilt worden ist.

„Herr Baron sind zu einsichtsvoll und lebenserfahren, um unter diesen Umständen nicht klar vorauszusehen, zu wessen Gunsten der Urtheilsspruch der Gerichte ausfallen müßte, wenn Sie wider alles Vermuthen, nicht im gütlichen Wege auf die Ihnen im Obigen detaillirten Wünsche der Fürstin eingehen sollten.

„Angesichts der prekären Zustände Mexiko's wurde dieser Brief in drei gleichlautenden Abschriften auf verschiedenen Postrouten gegen Retourrecepisse expedirt.

„Indem ich Sie, Herr Baron, nochmals bitte, den erwähnten Termin gütigst in Erinnerung zu behalten und mir noch vor dessen Ablauf Ihre Willensmeinung kund zu geben, verbleibe ich u. s. w.

Stanislaus Kolschinski."

„Unerhört, schändlich!" rief Alice, als sie zu Ende gelesen. — „Und welche Frechheit!" setzte der Baron bei, dessen Antlitz jetzt vor Entrüstung glühte, „diese elende Person wagt es, von den heiligen Rechten einer Gattin, einer Mutter zu sprechen. Nein, nein! Ein derart ungeheuerliches Gewebe von Lüge und Perfidie, wie in diesem Briefe, ist wohl noch nie dagewesen. Und dann die bodenlose Gemeinheit, welche in jener erheuchelten Unwissenheit dieses erbärmlichen Rabulisten liegt, ob er meine gute, theure Zoraïde per Madame oder Demoiselle zu tituliren habe. Na, warte nur, Du Spitzbube! Alle Knochen im Leibe sollen Dir knacken, Du miserabler Lohnschreiber Deiner nichtswürdigen Clientin. In sechs Tagen geht ein Postdampfer von Veracruz ab, vielleicht für lange Zeit der letzte. Ich reise unbedingt morgen Früh von hier ab. Die Sache ist am Ende weit gefährlicher als ich anfangs dachte. Ich muß vor dem anberaumten Termin in Warschau sein, koste es, was es wolle. Unser ganzes Lebensglück hängt davon ab."

„Wir reisen mit," riefen Zoraïde und Alice, wie aus einem Munde.

„Alice," sagte der Baron bewegt, „Du wolltest, Du könntest Mexiko verlassen, bevor Dein Bräutigam zurück ist?"

„Die Mutter wird Sie, mein liebes Papachen, gewiß nicht allein fort von hier lassen und ich werde meine Mutter nicht verlassen," entgegnete Alice mit Festigkeit.

„Du hast wahr gesprochen, mein liebes Kind," sprach Zoraïde und küßte mit Inbrunst das Mädchen.

„Uebrigens," nahm Alice wieder das Wort, „ist mir um meinen Osman und unseren Freund François nicht bang. Sie sind jetzt in Maravatio jedenfalls mehr in Sicherheit, als wenn sie in der Hauptstadt sich befänden. — Sobald sie dort ihre menschenfreundliche Mission zu Ende gebracht, werden sie uns schon irgendwo jenseits des Oceans zu treffen wissen. Männer, wie diese zwei," schloß sie lächelnd, „gehen in der Welt nicht so leicht verloren."

„Da hast Du Recht, mein Töchterchen," fiel Schwarzenfels zustimmend ein, „aber — was geschieht mit unseren zwei Patienten?"

„Master Staunton, der zur guten Stunde vorige Woche von New-Orleans ankam und unsere liebe Mistreß Kensington, meine so brummige, aber doch so herzensliebe Gouvernante, werden dafür schon sorgen," sagte Alice, „überdies hat ja der junge Mann bereits die Crisis glücklich überstanden."

„Und seit Estefania ihn pflegt, und der schreckliche Irrthum über seine Geburt wenigstens insoweit aufgeklärt ist, geht seine Besserung in der That mit Riesenschritten vorwärts," nahm der Baron das Wort, „Du hast Recht; wir können in dieser Beziehung beruhigt sein. Gebe Gott, daß auch Elvira's volle Genesung zu Stande kömmt."

„Ich hoffe dies mit Bestimmtheit," sagte Zoraïde, „denn wie der gestrige Brief aus Maravatio vermuthen läßt, stünde es in der Macht des Negers Basileo, die Wirkungen des schrecklichen Giftes der Vaudoux zu beheben."

„Gott gebe," sprach der Baron, der den Blick zum Himmel gewendet, „daß es meinem lieben Franz gelingen möge, unser gutes Werk hier glücklich zu Ende zu führen. An Willen, Ausdauer und Scharfsinn wird es ihm und unserem Osman dazu gewiß nicht fehlen. — Ihre Aufgabe ist ja schon nahezu vollendet, aber die unsrige, die unsrige" — setzte er sorgenvoll hinzu, „wann und wie werden wir, meine edle Zoraïde, endlich an das Ziel gelangen; wird uns dies auch überhaupt gelingen?"

„Beten und hoffen wir!" entgegnete Zoraïde unter Thränen, „und darum, in Gottes Namen — auf nach Warschau!"

XIII.

Ein Henkergendarme.

In Warschau, in der Krakauer Vorstadt (Krakowski Przedmiast), deren Hauptstraße die Reiterstatue des Fürsten Josef Poniatowski, ein Meisterwerk Thorwaldsen's als eine herrliche Zierde aufzuweisen hat, befindet sich das palastähnliche Hôtel, welches die Fürstin Lobieska bewohnte, seit sie zum zweiten Male, nämlich im Laufe des Jahres 1866, aus Mexiko nach Europa zurückgekehrt war.

Isabella führte eines der ersten Häuser in der uralten Königsstadt an der Weichsel, deren Glanz und Bedeutung zu vernichten, der russischen Regierung trotz aller Bemühungen selbst durch jene barbarischen, excessiven Gewaltmaßregeln, zu welchen die letzte Revolution des mißhandelten Polenvolkes einen so erwünschten Anlaß gab, dennoch nicht gelingen will.

Die Bevölkerung Warschau's, welche 1850 nahezu 170,000 Seelen betrug, dürfte ungeachtet der schweren Schicksale, welche Warschau in den letzten Jahren trafen, noch immer 130,000 erreichen. — Als eine besondere Eigenthümlichkeit von Warschau fällt dem Fremden sogleich auf, daß seine zahlreichen Gärten und seine 12 öffentlichen Plätze zumeist im Centrum der Stadt gelegen sind, wie z. B. die Alleen von Uzjadow, die mit dem Prater von Wien wetteifern und an deren Ende die Bagatella liegt, ein großartiger und sehr stark besuchter Vergnügungsort. — Diese bei großen Städten nach der Mitte zu ganz ungewöhnliche Raumverschwendung erklärt auch den für die Einwohnerzahl ganz unverhältnißmäßig großen Umfang Warschau's, welcher nicht weniger als drei deutsche Meilen beträgt, wenn wir zu Warschau auch Praga rechnen, welches seit 1832 mittelst einer stehenden Brücke mit der Hauptstadt verbunden ist und naturgemäß zu dieser ebensogut gehört als Pest zu Ofen, ungeachtet des dazwischen liegenden Flusses und einer abgesonderten communalen Verwaltung.

Es würde uns zu weit führen hier eine halbwegs hinreichende Beschreibung Warschau's und seiner imposanten Baudenkmäler liefern zu

wollen. — Die Meth- oder Honigstraße (Miodowa), die Langestraße (Dluga), die Neue Welt (Nowy Swiat), die schon erwähnte Krakauerstraße, die Kurfürstenstraße (Electoralna), die Königs-, die Senatoren-, die Marschalls-, die Niederwall-, die Lescinostraße werden selbst auf denjenigen, welcher Paris, London und Wien gesehen, einen überraschenden Eindruck machen. — Da der einst so reiche polnische Adel theils ausgerottet, theils materiell zu Grunde gerichtet, theils ausgewandert ist, so geht es natürlich in Warschau, dessen Haute volée einst jene von Petersburg in Schatten zu stellen vermochte, dermalen weit einfacher her und von jenen zahllosen prunkenden Equipagen der einheimischen Aristokratie sind nur mehr bei besonderen Anlässen einige vereinzelte Exemplare zu sehen. — Warschau's gegenwärtige Existenz beruht daher so ziemlich ausschließlich auf seiner Industrie, welche glücklicher Weise sich zu großer Bedeutung emporgeschwungen hat und noch immer in der Zunahme begriffen ist. Es besitzt große und kleine Fabriken aller Art; insbesondere sind hervorzuheben mehrere Tuchfabriken, zwölf Fortepianofabriken, 30 Kutschen- und Wagenfabriken, ferner die zahllosen Sattlerwerkstätten, eine sehr große Maschinenfabrik, Dampfmühlen, Brennereien, Brauereien u. s. w. — Die Etablissements von Bedeutung befinden sich fast durchgehends in den Händen von Ausländern und namentlich von Deutschen, welche, wie in allen slavischen Ländern, auch hier ihrer größeren Intelligenz, ihres Fleißes und ihrer Ausdauer wegen von den trägen, indolenten Einheimischen beneidet, angefeindet, ja sogar gehaßt und verfolgt werden.

Der Morgen des 28. Mai war in entzückender Pracht herangebrochen, ein wahrer Wonnemorgen für jedes freie schuldlose Herz, mochte auch dasselbe von Gram erfüllt, mit erdrückenden Sorgen belastet und schon in tausend und aber tausend Hoffnungen getäuscht worden sein. — Das saftige Grün der Fluren, die noch jungfräulich zarten Blätter der Bäume, der wolkenlose tiefblaue Himmel, die sanft erwärmenden Strahlen der Sonne, die so angenehm prickelnde Frische der Morgenluft, das lustige Gezwitscher der Sänger der Lüfte, alles dies auf ein Mal den Sinnen geboten, wie heute, mußte tröstend, erheiternd, beruhigend und erhebend auf Jedermann wirken, in dessen Innerem noch nicht der letzte Funken der Begeisterung für das Schöne, für die Stimme der Natur erloschen war.

Letzteres war jedoch bei der Fürstin Isabella schon längst der Fall, was für uns, die wir die dunklen Schatten ihres vielbewegten Vor-

lebens kennen, wohl nichts Befremdendes an sich hat. In sehr übler Laune schritt sie in ihrem mit verschwenderischem Prunke ausgestatteten Boudoir schon seit zwei Stunden auf und ab, obwohl soeben erst die achte Morgenstunde geschlagen hatte. — Sie schien Jemanden mit größter Ungeduld zu erwarten. — Endlich meldete die Zofe, daß der Herr Advokat Kolschinski im Salon nebenan der Befehle Ihrer Durchlaucht gewärtig sei.

Mit großer, fast überstürzter Hast eilte die Fürstin nach dem Salon und ohne auf die submissen Verbeugungen des Advokaten zu achten, rief sie mit vor Aufregung zitternder Stimme: „Nun? haben Sie endlich ein Resultat zu Stande gebracht?"

„Ich bedaure, meine gnädige Fürstin," entgegnete Kolschinski ehrerbietig, „daß ich über wesentliche neue Zugeständnisse von Seite des Barons nichts zu berichten habe."

„Sie scheinen die Sache sehr, sehr ungeschickt und lau zu behandeln," zürnte die Fürstin, „und da Ihnen von mir der zehnte Theil des Geldes zugesichert ist, erscheint Ihre Energielosigkeit in der That unbegreiflich."

„Ihre Vorwürfe, Durchlaucht, sind eben so hart, als unverdient," bemerkte der Advokat etwas pikirt, „aber da manche Punkte unserer Ansprüche sehr hinfällig sind und insbesonders seit es durch die Ernennung des Baron von Schwarzenfels zum . . .schen General-Consul in Wien für uns unmöglich geworden ist, Ihre Verbindungen mit der russischen Regierung auf eine drastische Weise auszunützen, kann ich zu meinem Leidwesen nicht derart decidirt auftreten, als es ursprünglich in unserm Plane lag."

„Sie haben Recht, mein lieber Kolschinski," erwiderte nach kurzem Besinnen Isabella, „ich gedachte den Baron auf irgend eine Weise mit den hiesigen Behörden in Conflict zu bringen und seine Verhaftung zu veranlassen. Im Gefängnisse wäre Schwarzenfels wohl gefügiger geworden; durch den verwünschten diplomatischen Charakter, der ihn jetzt schützt, ist freilich ein summarisches Verfahren unmöglich geworden. Aber wir dürfen keinen Augenblick vergessen, daß die Zeit drängt — heute ist bereits der 28. Mai und am 1. Juni —"

„Und am 1. Juni, also in vier Tagen," ergänzte der Advokat mit Betonung, „werden gewisse Wechsel und Schuldscheine fällig, deren Nichteinlösung den Sequester, oder richtiger gesagt, den totalen Ruin Ihres Vermögens zur Folge hätte."

Die Fürstin kniff die Lippen, denn Kolschinski hatte wirklich die Wahrheit gesprochen. Ihr Reichthum existirte nur dem Scheine nach. Die Güter, welche ihr die russische Regierung ausgefolgt hatte, waren nicht nur tief verschuldet, sondern auch während der Zeit der Confiscation durch eine überaus schlechte Verwaltung an und für sich unglaublich entwerthet worden.

„Würde die Summe, die der Baron bietet, hinreichen, um den fatalen Sequester ferne zu halten?" frug Isabella nach einer längeren Pause nicht nur mißmuthig, sondern auch entmuthigt.

„Schwarzenfels ist bereit fünf Millionen Francs zuzugestehen," antwortete der Advokat, „mit dieser Summe könnten alle Forderungen befriedigt werden, und es würde dann Ihrer Durchlaucht wieder eine Rente von circa 100.000 Francs zu Gebote stehen; ferner würde der Baron, die Ihrer Durchlaucht in Mexiko durch Demetrius gestohlenen Prätiosen, im Werthe von mindestens einer halben Million, vollzählig zurückstellen."

„Wie?" rief Isabella fast entrüstet, „Sie muthen mir zu mit erbärmlichen 100.000 Francs per Jahr auszukommen; ich benöthige wenigstens das Doppelte, und darum muß der Baron noch zwei Millionen dazulegen. Soll ich etwa gleich wieder mit Schuldenmachen beginnen, und in vier oder fünf Jahren auf demselben Punkte stehen, wie heute? — Ich will in Zukunft in rangirten, unabhängigen Verhältnissen leben."

„Nun denn in Gottes Namen," sagte Kolschinski, „ich werde mich auf der Stelle wieder zum Baron begeben. Zwei Millionen Francs mehr oder weniger, sind bei dem enormen Vermögen, welches er und seine — Freundin besitzen, eine Kleinigkeit. Zudem ist er ein Mann, der mit sich reden läßt. Vor acht Tagen, als er ankam, wollte er gar nichts bewilligen, sondern drohte mit den Gerichten. Die Lächerlichkeit der letzteren Idee einer Fürstin Lobieska gegenüber, hier unter russischem Regime, hat er wohl alsbald ohne lange Beweisführungen begriffen und seine Geneigtheit zu einem Vergleiche angebahnt."

„Um Mittag erwarte ich Sie zu sehen, und ich hoffe nicht mit leeren Händen," verabschiedete Isabella ihren Rechtsanwalt.

Als Kolschinski den Salon verließ, und die Fürstin in ihr Boudoir zurückkehren wollte, überreichte ihr ein Diener auf einem silbernen Teller eine Visitkarte, mit dem Bemerken, daß der Herr Chevalier

Ihre Durchlaucht sogleich in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Die Fürstin nahm die Karte, las den Namen, der darauf stand, und sann einige Sekunden nach.

„Eustache Chevalier de Courtray," murmelte sie vor sich, „ich kenne diesen Herrn nicht, und dann ist es wohl nicht Sitte, einen Fremden um diese frühe Stunde zu empfangen. — Er möge später kommen; um 11 Uhr."

„Der Chevalier mag diese Abweisung vorausgesehen haben," bemerkte der Diener devot, heftete aber dabei einen lauernden Blick au seine Herrin, „er befahl mir in diesem Falle Ihre Durchlaucht auf die Rückseite der Karte aufmerksam zu machen."

„Ah!" murmelte die Fürstin überrascht vor sich hin, als sie die Karte umgewendet hatte, und darauf einige sonderbare Zeichen gewahrte, „also ein Emissär der polnischen Emigration ist dieser Chevalier. Jetzt begreife ich seine Eile."

„Melden Sie dem Chevalier," sagte sodann Isabella laut, „daß ich sogleich bereit sein werde, ihn zu empfangen."

Nach diesen Worten eilte sie in ihr Boudoir um ihre Morgentoilette mit Hilfe zweier Zofen rasch zu vervollständigen.

„Es geht Alles nach Wunsch," flüsterte der Diener dem Fremden, der in der Antichambre wartete, in's Ohr, „treten Sie nur gleich in den Salon; daß Sie nicht gestört werden, soll meine Sorge sein."

„Haben wir aber von den beiden Zofen nichts zu befürchten?" warf der Fremde besorgt ein.

„Nicht das geringste; auch sie haben unserer Nationalregierung den Eid der Treue geleistet, und sind erprobte, glühende Patriotinen," erwiderte der Diener mit Zuversicht.

Ohne ein Wort zu erwidern, trat der Fremde nun in den Salon, wo er etwa ein kleines Viertelstündchen harren mußte, bis sich die Thüre des Boudoirs öffnete. Die Fürstin wollte in den Salon heraustreten, aber der Fremde schlüpfte in das Boudoir hinein, bevor noch Isabella dessen Schwelle verlassen hatte.

„Mein Herr!" rief die Fürstin höchst befremdet über diese Kühnheit und fixirte scharf den Eindringling. Im nächsten Augenblick stieß sie aber einen Schrei des Entsetzens und der Furcht aus, als sie in dem

Chevalier ihren einst so derb abgetrumpften Verehrer Briancourt erkannte*).

„Ja, ich bin es wirklich, meine holde Fürstin!“ höhnte der Chevalier, und seine Züge nahmen einen wahrhaft diabolischen Ausdruck an.

„Was führt Sie hierher, zu mir?“ stotterte die Fürstin.

„Zwei Angelegenheiten, die aber unter Einem abgethan sein werden,“ entgegnete Briancourt rasch.

„Erklären Sie sich deutlicher, Chevalier!“ sagte Isabella, indem sie sich ein stolzes beleidigtes Ansehen zu geben suchte, um darunter die instinktive Furcht, von der sie sich beherrscht fühlte, zu verbergen.

„Wie Sie sich, meine schöne Fürstin, wohl noch erinnern werden, bin ich, auf Ihren Befehl vor einigen Jahren in Paris durch Ihre Diener sehr unsanft auf die Straße gesetzt worden und bis zur Stunde habe ich dafür noch immer keine Revanche genommen.“

„Soll ich mich vielleicht mit Ihnen schlagen, Herr Chevalier?“ spottete Isabella, welche ihre Fassung so ziemlich wieder gewonnen hatte.

„Die Revanche liegt bereits in dem Finale der zweiten Angelegenheit, die mich hierher geführt.“

„Sie reizen meine Neugierde,“ bemerkte Isabella sich zu einem stolzen Lächeln zwingend.

„Ich fühle mich unendlich glücklich, in Ihren Augen wenigstens in einer Beziehung reizend zu sein,“ entgegnete Briancourt mit ironischer Galanterie, und einem tiefen Complimente, „doch zur Sache. Ich bin von Seite meiner Regierung beauftragt, Ihnen, durchlauchtigste Fürstin, dieses Urtheil zu überreichen, und entledige mich hiermit meines Auftrages.“

Nach diesen Worten überreichte Briancourt der Fürstin ein mehrfach zusammengefaltetes, mit einem ganz eigenthümlichen Siegel verschlossenes Papier.

Isabella erblaßte bis in den Mund, als sie dieses Siegel gewahrte und lallte halb unverständlich die Worte:

„Wie kommen Sie zu diesen Papieren, was soll ich damit? Wer sind Sie eigentlich?“

„Ich habe die Ehre zu den geheimen Gerichtsvollziehern der polnischen Nationalregierung zu gehören,“ erwiderte Briancourt trocken.

*) II. Band, S. 192.

„Ein Henkergendarm!“ schrie Isabella von Grauen und Entsetzen befallen und wagte nicht das Papier, das sie mechanisch entfaltet hatte, anzusehen.

„Lesen Sie doch, lesen Sie doch, Madame!“ drängte der Chevalier, „ich habe nicht viel Zeit zu verlieren.“

Hörbar mit den Zähnen klappernd, überflog die Fürstin die furchtbaren Zeilen, welche darthaten, daß die geheime polnische Nationalregierung endlich ihrem langjährigen Verrathe an der Nation auf die Spur gekommen war und sie zur Strafe hierfür zum Tode verurtheilt hatte.

Die Fürstin ließ entsetzt das Papier zur Erde fallen und riß mit Heftigkeit an dem Glockenzuge, so daß der Schall bis in das Boudoir zurückdrang.

Briancourt ließ Isabella gewähren und benützte die Zwischenzeit, um ein gewöhnliches Trinkglas zur Hälfte mit Wasser zu füllen. Dann zog er eine kleine Phiole aus der Tasche und ließ zehn Tropfen einer wasserhellen, aber etwas dicken Flüssigkeit in das Glas träufeln. — Schließlich rührte er das Ganze einige Male mit dem Stiele eines Federhalters, den er vom Secretär der Fürstin genommen, um, da ihm hierzu gerade kein anderes passendes Werkzeug zur Hand war.

Als Isabella keinen ihrer Leute kommen hörte, wollte sie hinausstürzen. — Auch an diesem Vorhaben hinderte sie Briancourt nicht, denn alle Ausgangsthüren waren von außen verschlossen.

„Ich bin verrathen, verkauft!“ hauchte Isabella und sank händeringend in die Kniee.

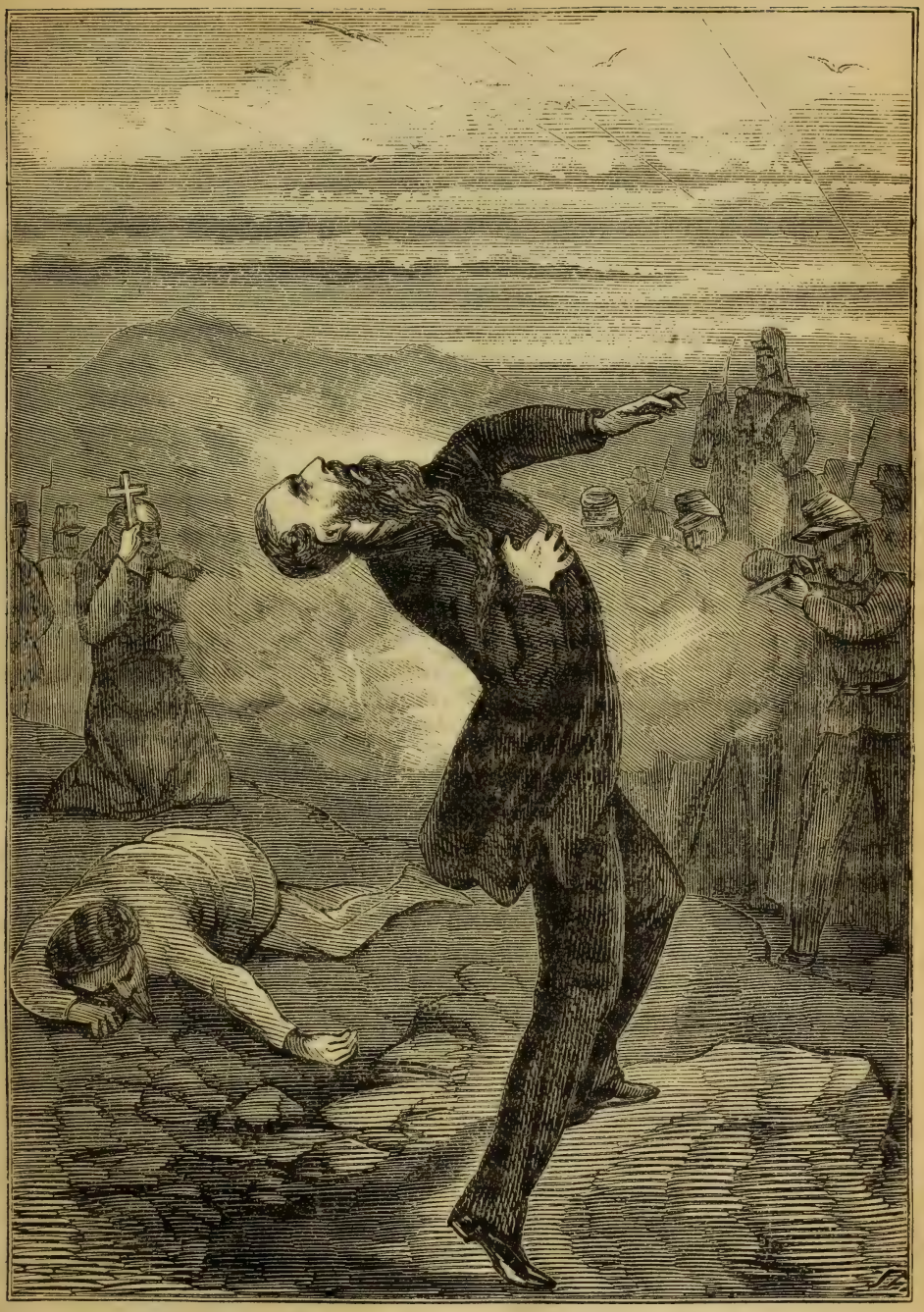
„Können Sie, Madame, Sie, die Sie Ihr ganzes Leben lang die ganze Welt verrathen und verkauft haben, wohl einen andern Schluß Ihrer nichtswürdigen Laufbahn beanspruchen?“ sagte Briancourt, und auf das giftgeschwängerte Glas deutend, setzte er kalt hinzu: „Machen Sie sich bereit, Fürstin; in einer Viertelstunde muß Alles vorüber sein.“

Isabella umklammerte die Füße des Henkergendarmen und flehte um ihr erbärmliches Leben; sie versprach goldene Berge, sie schwur, daß sie in Hinkunft nur der Nationalregierung dienen, daß sie dieser alle Geheimnisse der Russen verrathen wolle.

Briancourt unterbrach barsch den Redefluß ihrer Todesangst.

„Trinken Sie und zwar auf der Stelle,“ gebot er wild, „dieses Gift tödtet schnell und ohne große Schmerzen. Weigern Sie sich, so muß und wird dieser Dolch seine Schuldigkeit thun.“

XX.



(Seite 187.)

Isabella stieß einen durchdringenden Schrei der Verzweiflung aus. Der Gedanke, daß sie ihr eigenes Blut sehen sollte, flößte ihr unnennbares Grauen ein. Anderseits begriff sie, daß auf Gnade, auf Rettung zu hoffen, vergeblich wäre. Mechanisch setzte sie daher das Glas, das ihr Briancourt mit gebieterischer Miene entgegenhielt, an die Lippen, aber sie zögerte noch immer das todtbringende Naß auf ihre Zunge gleiten zu lassen. Da erfaßte sie Briancourt ganz unvermuthet an den reichen Flechten, und indem er ihren Kopf nach rückwärts riß, benützte er geschickt den Moment, in welchem Isabella aus Entsetzen und Schmerz zu einem gellenden Schreie den Mund weit geöffnet hatte, um ihr den Inhalt des Glases gewaltsam einzugießen. Um nicht zu ersticken, verschluckte Isabella in der That den größten Theil der Flüssigkeit.

Als dies geschehen war, sprang Briancourt zum Fenster und von diesem auf den ganz nahe heranragenden Ast eines hohen Baumes. Mit affenartiger Behendigkeit hatte er schon in der nächsten Minute den Boden erreicht und eilte durch den Garten nach einer Seitenpforte, wo seiner bereits eine Equipage harrte.

„Hilfe, Hilfe!" kreischte Isabella sich auf dem Boden wie ein Wurm krümmend, „Hilfe, Hilfe! ich sterbe!"

Dann sprang sie wieder in die Höhe, rannte einige Male wie rasend und mit fliegenden Haaren in dem Boudoir und in dem Salon herum, vergebens einen Ausweg suchend und vergebens ihr Angst- und Wehgeschrei von Neuem beginnend.

„Hilfe, Hilfe!" stöhnte sie fort und fort — das Gift fing an zu wirken, ihre Sinne verwirrten sich, kalter Schweiß perlte von ihrer Stirne und heftige Zuckungen erschütterten ihren ganzen Körper.

„Die Thüren sind verschlossen, wir müssen sie einsprengen!" rief plötzlich vor der einen Thüre laut eine kräftige Männerstimme.

„Hilfe, Hilfe!" schrie Isabella abermals, mit dem letzten Aufwande ihrer Kräfte.

Mit donnerndem Gekrache flog jetzt die Thüre auf. Schwarzenfels und dessen Rechtsanwalt stürzten in das Boudoir. Zoraïde stand im Hintergrunde und betrachtete erschüttert die Scene, die sich ihren Augen darbot. Alle Drei waren gekommen, um der Fürstin zu eröffnen, daß das verlangte Sündengeld bezahlt werden würde, falls sie für immer jedem Anspruche auf den Baron und Julius entsagen wollte.

Ein Arzt erschien schnell, gab aber wenig Hoffnung, obwohl ein

beträchtlicher Theil des Giftes verschüttet worden war. — Sowohl Schwarzenfels als Zoraïde vergaßen jetzt, wie viel Uebles ihnen bisher Isabella angethan. Mit aufopfernder Sorgfalt pflegten sie mit eigenen Händen durch sechs volle Tage ihre Todfeindin, welche nur diesen Bemühungen die kurze Fristung ihres Lebens verdankte. Isabella hatte auf diese Weise Zeit zu bereuen und sie that es von Herzen. Ihre Leiden waren furchtbar. — Am letzten Tage, am 2. Juni, als sie fühlte, daß es mit ihr trotz aller ärztlichen Künste dennoch zu Ende ging, nahm sie sich das Herz, an Schwarzenfels noch eine Bitte, ihre letzte Bitte zu richten.

Sie wurde ihr gewährt. Sie durfte ihren Sohn Julius sehen, umarmen und segnen. Der Knabe, der ohnehin für sein Alter sehr verständig war, ahnte, dunkle Erinnerungen aus seiner früheſten Jugend zusammenfassend und mit einzelnen Reden seines Vaters stille vergleichend, wer jene Dame sein möge, deren brechendes Auge auf ihn ruhte. — Er weinte, er war traurig, aber nicht tief gerührt.

Von der Sterbenden hinweg, die ihn einst geboren, blickte Julius fast unabläſſig nach Zoraïde, welche ihm schon seit so vielen Jahren eine wahrhaft gute, unendlich liebevolle Mutter gewesen.

Diese Gleichgiltigkeit ihres Kindes verbitterte tief die letzten Augenblicke Isabella's, aber sie gestand sich, daß sie auch diese Strafe wohlverdient hatte. — Nur wer Liebe säet, kann Liebe ernten. —

XIV.

Die Katastrophe.

Nachdem Kaiser Maximilian dem General Escobedo seinen Degen übergeben hatte, wurde er in eine kleine Zelle des Kapuzinerklosters von Querétaro gebracht und dort auf das Strengste bewacht. Das am Ende jenes Corridors im ersten Stockwerk befindliche Gemach war klein und schmutzig, und entbehrte jedweden Comforts.

Es war etwa zehn Schritte lang und sechs Schritte breit, und enthielt nichts als ein Feldbett, einen Schrank, zwei Tiſche, einen Rohrlehnstuhl und vier Rohrstühle. Es hatte einen rohen Ziegelboden, eine

Thüre und nur ein Fenster auf den Gang heraus. Vor ersterer stand eine Schildwache, vor letzterem lag auf einer Strohmatte ein Offizier. Nachts hielten ein General und drei Oberste, mit Revolvern in der Faust, Schildwache vor dem kaiserlichen Gemache. In demselben Corridor befanden sich zwei andere Zellen, worin Mejia und Miramon gefangen gehalten wurden; dieselben, so wie Dr. Basch und die beiden Leibdiener Grill und Düdös durften ungehindert mit dem Kaiser verkehren. Für alle übrigen Personen war der Zutritt zu Maximilian erschwert und mit Formalitäten verknüpft.

Auf den zu dem Gemache Sr. Majestät führenden Treppen und Gängen lagen Hunderte von Soldaten in einer Weise, daß man buchstäblich über sie hinwegschreiten mußte.

Der Kaiser litt schon seit längerer Zeit an Dysenterie, welche seinen Körper ungemein geschwächt hatte, aber geistig blieb er frisch und voll muthiger Fassung und Ergebenheit in sein Schicksal. Die beständige Aufregung, die schlechte Nahrung, die zahllosen Strapatzen wirkten bereits einige Tage vor seiner Gefangennehmung höchst nachtheilig auf seine Gesundheit und es ist wirklich zu verwundern, daß er nicht einer schweren Krankheit als Opfer fiel.

Auf die sogleiche telegraphische Meldung des Generals Escobedo vom Falle Querétaro's an die republikanische Regierung in San Luis Potosi, traf erst nach 6 Tagen, nämlich am 21. Mai, der Befehl ein: „den Proceß dem Gesetze gemäß einzuleiten, damit auf diese Weise nach Anhörung der Vertheidigungen die entsprechende Sentenz gefällt werden könne."

„Der Bürgerpräsident der Republik," heißt es in dem betreffenden Erlasse aus Potosi weiter, „hat somit angeordnet, daß Sie den Proceß über Ferdinand Maximilian und seine sogenannten Generale Don Miguel Miramon und Don Tomas Mejia im Sinne der Paragraphe 6 und 11 des Gesetzes vom 25. Jänner 1862 unter Beobachtung der durch das Gesetz vorgeschriebenen Procedur einleiten."

In Folge dieser Weisungen beauftragte General Escobedo den Bürger Fiscal Manuel Aspiroz mit der Einleitung des Processes. — Aspiroz ernannte zu Vertheidigern der Angeklagten für den Kaiser: die Advokaten: Jesus M. Vasquez, Eulalio Ortega, Manuel Riva-Palacio und Rafael Martinez de la Torre, — für Miramon: Ignacio Jauregui und Ambrosio Morena, endlich für General Mejia einen gewissen Prospero Vega.

Am 27. Mai richtete der Kaiser an Juarez in San Luis Potosi folgende zwei Telegramme:

„Querétaro 4¾ Uhr Nachmittags.

„Herr Präsident! Ich hatte mit Zustimmung des Herrn Generals Escobedo ein Telegramm nach Mexiko abgesendet, in welchem Ich den Baron Magnus und zwei Advokaten zu Meiner Vertheidigung berufe.

„General Diaz hat aber gestern zurücktelegraphirt, daß er ohne Befehl seiner hohen Regierung diesem Verlangen keine Folge geben könne. —

„Ich wünsche nun, Herr Präsident, daß Sie den diesbezüglichen Befehl gefälligst erlassen, damit die Personen, welche Ich berufe und die zu Meiner Vertheidigung unentbehrlich sind, kommen können. Eben so wünsche Ich die Hierherkunft der Repräsentanten Oesterreichs und Belgiens, oder in deren Ermanglung jener Englands und Italiens, da ihre Gegenwart zur Regelung von Familien-Angelegenheiten internationalen Charakters, welche schon vor zwei Monaten hätten geregelt sein sollen, unumgänglich nöthig ist.

Maximilian."

Ferner:

„Querétaro 5 Uhr Nachmittags.

„Herr Präsident! Ich wünsche persönlich von ernsten und wichtigen, das Land betreffenden Angelegenheiten mit Ihnen zu sprechen.

„Entschieden von Vaterlandsliebe beseelt, hoffe Ich, werden Sie eine Zusammenkunft nicht verweigern. Ich bin bereit, trotz den Beschwerden Meiner Krankheit, Mich auf den Weg nach Potosi zu machen.

Maximilian."

Noch am selben Tage traf von Potosi die telegraphische Antwort auf beide Depeschen des Kaisers ein. Sie lautete, daß der Berufung der Gesandten und der Advokaten von Mexiko nach Querétaro nichts im Wege stehe, daß aber hierdurch die Einleitung des Processes nicht aufgehalten werden dürfe und endlich, daß die vom Kaiser gewünschte Zusammenkunft mit dem Präsidenten nicht stattfinden könne.

Wir wollen hier ununtersucht lassen, ob nicht die Schreibweise

des Kaisers, indem er nämlich durch den Gebrauch großer Anfangsbuchstaben der auf seine Person bezüglichen Fürwörter noch immer ein souveränes Prärogative ausübte, es Juarez factisch unmöglich machte, in die Zusammenkunft einzuwilligen.

Nach dieser Correspondenz verstrichen mehr als vierzehn Tage, während welcher die von Maximilian berufenen Geschäftsträger von Oesterreich, Preußen und Belgien in Querétaro eintrafen.

Wir wollen nun dem denkwürdigen Processe, dessen blutiger Ausgang von den Richtern schon im Vorhinein beschlossen war, eine eingehende Aufmerksamkeit widmen.

Den 13. Juni um 8 Uhr Morgens versammelte sich das Kriegsgericht, in Ermanglung einer andern entsprechend großen Räumlichkeit, im Theater Iturbide. Das Gericht nahm die Bühne ein und überließ den ganzen Schauplatz dem Publicum. Rechts auf der Bühne saßen die Mitglieder des Gerichtshofes und ihnen gegenüber auf der linken Seite standen drei Stühle nebst Sitzen für die Vertheidiger.

Das Kriegsgericht bestand aus folgenden Offizieren:

Als Präsident: Oberstlieutenant Platon Sanchez; als dessen Beisitzer: die Majore José Vicente Ramirez und Emilio Lojero, dann die Hauptleute: Ignacio Jurado, Juan Rueda y Auza, José Berastegui und Lucas Villagran.

Um 9 Uhr erklärte der Präsident, Oberstlieutenant Sanchez, die Sitzung sei eröffnet und der vorerwähnte Fiscal Aspiroz verlas die Anklage, nachdem die Generale Miramon und Mejia unter starker Escorte vorgeführt und dem Kriegsgerichte förmlich überantwortet worden waren. — Hierauf folgte die Verlesung der Verhörs- und Zeugenprotocolle, sowie des Protestes des Kaisers gegen die Competenz dieses Kriegsgerichtes und seine Nichtigkeitserklärung jeden gerichtlichen Einschreitens gegen seine Person nach dem Gesetze vom 25. Jänner 1862 über Landesverrath; endlich wurden auch noch das ärztliche Zeugniß über den Krankheitszustand des Kaisers und sein Gesuch um Anweisung eines gesünderen Gefängnisses registrirt.

Uebrigens hatte der Kaiser mündlich erklärt, daß er unter keiner Bedingung, es sei denn unter Anwendung von Gewaltmaßregeln, an einem so profanen Orte, wie das in einen Gerichtssaal umgestaltete Theater, erscheinen werde.

Nun wurde General Mejia vorgerufen und dessen Vertheidiger, Advokat Prospero Vega, verlas seine Vertheidigungsrede. Es würde

zu viel Raum in Anspruch nehmen, wollten wir dieses Meisterwerk einer Vertheidigungsrede hier vollinhaltlich wiedergeben.

Der Vertheidiger stellte die Behauptung auf, daß das Gesetz vom 25. Januar nur von Artikel 6 bis inclusive Artikel 11 anwendbar sei; denn der Rest stehe im Widerspruch mit den internationalen Gesetzen, und daher könnten die Gefangenen den Strafbestimmungen dieses Gesetzes nicht unterworfen werden. Indem er in einer kurzen Biographie die politische Stellung des Angeklagten flüchtig skizzirte, ließ er dessen militärische Laufbahn bis zum heutigen Tage Revue passiren, um zu beweisen, daß Mejia sich nicht mit der Intervention alliirt habe. Der Vertheidiger erinnerte, daß Mejia aus der Sierra, wo er zu Hause ist und einen großen Anhang besitzt, dem General Doblado eine bewaffnete Neutralität angeboten und diese getreulich gehalten habe, bis die Regierung die Hauptstadt geräumt hatte. Damals habe die Regierung ihren Rückzug beinahe durch das Lager Mejia's bewerkstelligt, wobei der Letztere sie unbelästigt passiren ließ. Dasselbe Benehmen habe er gegen die Offiziere und Beamten der Regierung und auch gegen deren Truppen eingehalten, welch letztere so demoralisirt gewesen seien, daß nichts leichter gewesen wäre, als sie vollends zu vernichten. Mejia sei daher kein Interventionist von dem Schlage der Baranca-Seca. In allen seinen Feldzügen habe er sich auf die Defensive beschränkt, er sei niemals der Angreifer gewesen. Treu seiner Fahne, habe er sich begnügt, seine militärischen Pflichten zu versehen. Als gewichtigstes Moment zu Gunsten Mejia's führte sein Anwalt an, daß er niemals das Blut der Gefangenen vergossen habe, trotzdem er viele Commandanten, Offiziere und Führer der Liberalen in seiner Macht gehabt habe. Er habe sie Alle human behandelt, und als Zeugen für diese seine Behauptung rufe er die Generale Escobedo und Trevino auf. Der unvergeßliche Märtyrer Arteaga sei sein Gefangener gewesen und unzählige Beamte und Soldaten der Republik. Der Vertheidiger berührte hierauf den politischen Charakter seines Clienten und führte aus, daß Mejia getreu der Proclamation jener Regierung, welcher er seine Sympathie gewidmet, an den verschiedenen Phasen des Bürgerkriegs Antheil genommen habe. Als sich jedoch die Intervention im Lande festgesetzt hatte, da habe Mejia sich über die wahre Natur des nun ausbrechenden Bürgerkrieges getäuscht. Er habe den Versprechungen der Fremden Glauben geschenkt und sei überzeugt gewesen, daß die Aufrichtung eines Thrones in Mexiko in der That der Wille des Volkes

gewesen sei. Zum Schlusse wendete sich der beredte Vertheidiger an die Herzen der Richter, erinnerte dieselben an die humanen Principien der Constitution von 1857, welche die Todesstrafe abgeschafft habe, und beschwor sie, die Siegeslorbeern der Republik nicht durch eine blutige Hinrichtung zu beflecken. —

Als hierauf der Präses den General Mejia befragte, ob er noch etwas zu seiner Vertheidigung beizufügen habe und Letzterer es verneinte, ließ man ihn abtreten und General Miramon wurde unter Escorte vorgeführt.

Die Vertheidigung, welche Jauregui und Moreno, die Advokaten Miramon's, vorbrachten, stand im Wesentlichen auf der Basis des Vorredners, jedoch konnten für den zweiten Angeklagten weit weniger Milderungsgründe geltend gemacht werden, als für Mejia, der wirklich ein ehrlicher Charakter war, während auf Miramon der ewige Fluch der Metzeleien von Takubaya ruhte. — Da wir dieser Affaire schon öfters Erwähnung gethan, so sind wir nunmehr verpflichtet, an dieser Stelle hierüber etwas Näheres mitzutheilen.

Im Jahre 1859, als Miramon Präsident war, begab sich dieser den Tag nach der Einnahme von Takubaya, mit seinem Freunde und Gesinnungsgenossen, dem erbärmlichen Marquez ins dortige Spital, wo die Tags zuvor Verwundeten, Freund und Feind durcheinander, gepflegt wurden. Hier trafen sie sieben Aerzte, Männer von Herz und Talent, welche durch die Pflicht der Humanität und ihres Berufes an die Betten von Verwundeten und Sterbenden gefesselt waren. Noch denselben Abend ließ Marquez alle diese Aerzte, darunter auch ein Engländer, Namens John S. Duval, und alle verwundeten (!) feindlichen Offiziere erschießen.

Daß Miramon dem General Marquez hiezu den Befehl ertheilt hatte, ist aus folgendem Actenstücke ersichtlich, welches im mexikanischen Staatsarchive noch heute existirt und lautet:

„Der Obergeneral der Armee an S. E., dem Obercommandanten der Operationsarmee, Don Leonardo Marquez in Takubaya.

„Mexiko am 11. April 1859.

„Noch diesen Abend und unter Ihrer strikteſten Verantwortung werden Sie alle Gefangenen im Range der Subaltern- und Stabsoffiziere erschießen lassen und mittelst Liste mir die Anzahl der Erschossenen bekannt geben. Gott und das Gesetz!

Miramon."

Dem General Marquez war aber die Zahl der Opfer, die ihm dadurch geliefert wurden, zu gering. Er ernannte alle gefangenen Aerzte zu Offizieren und ließ sie dann sammt den andern erschießen. Und dies bezeichnete er und seine Partei als einen ganz correcten Vorgang! —

Als Miramon's Vertheidiger ihre Pladoyer beendigt hatten, welche sie Angesichts solcher Thatsachen, wie die soeben erzählte, wohl selbst für eine unnütze Zeitverschwendung ansehen mochten, wurde der Angeklagte, als er erklärte, daß er zu seiner Vertheidigung nichts weiter vorzubringen habe, in das Gefängniß zurückgebracht.

Nunmehr kam der Proceß gegen den Kaiser an die Reihe. Schon seit einigen Tagen an's Bett gefesselt, befand er sich heute womöglich noch schlechter. Señor Manuel Azpiroz begab sich nach dem Gefängniß, von wo er bald mit der Mittheilung zurückkehrte, daß es dem Gefangenen unmöglich sei, vor dem Gerichtshof zu erscheinen, worauf-hin die Herren Jesus Maria Vazquez und Eulalio Ortega abwechselnd die Vertheidigung vortrugen. Der erste Theil derselben umfaßte alle auf den Fall anwendbaren gesetzlichen Erwägungsgründe. Es wurde angeführt, daß der Gerichtshof incompetent sei zur Verhandlung des Falles, daß das angezogene Gesetz hier nicht Anwendung finden könne, weil dasselbe verfassungswidrig sei; die Vertheidiger bekämpften ferner nachdrücklich die Unregelmäßigkeit des vom Gerichtshof beliebten Verfahrens, da derselbe vorgehe in Abwesenheit aller Zeugen, Documente und Beweise. Die Situation, in welcher die Vertheidigung selber sich befinde, sei eine höchst eigenthümliche, unvollkommene. Der vorliegende Fall sei von so weittragender Bedeutung und biete so mannigfache völkerrechtliche, geschichtliche und politische Gesichtspunkte dar, daß die zugestandenen 48 Stunden weitaus nicht hinreichend seien, zu einer angemessenen Vorbereitung. Der Gefangene sollte nicht der geeigneten Mittel zu seiner Vertheidigung beraubt werden, was ganz besonders in diesem Falle ein dringendes Gebot der Nothwendigkeit sei, indem die Natur desselben erheische, daß alle gesetzlichen Vorschriften strengstens eingehalten würden; daß Ruhe und leidenschaftslose Erwägung das Verfahren kennzeichnen, damit der hehre Name der Republik nicht befleckt werde in den Augen der Welt, welche die Lösung dieses socialen Dramas mit ängstlicher Spannung erwartet. Der Gerichtshof verwarf diese Einwendungen der Vertheidiger und nöthigte dieselben, die eigentliche Vertheidigung zu beginnen. Ortega, der nun das Wort ergriff, bemerkte, er wolle auf die gegen den Gefangenen

gerichtete Anklage antworten, weil er gezwungen sei, dies zu thun, nicht weil irgend ein dieselbe unterstützender Beweis vorhanden sei. Er ging die Lebensgeschichte des Angeklagten durch und besprach dessen Ankunft in Mexiko, wie die derselben unmittelbar vorangegangenen Ereignisse, um ihn von der Anklage der Usurpation zu entlasten. Er sagte, Maximilian habe in Miramar eine ihm von einem hohen Würdenträger am Hofe seines Bruders vorgestellte Delegation von Mexikanern empfangen, welche kamen, ihm die Krone von Mexiko anzubieten. Maximilian weigerte sich, dieselbe anzunehmen, solange ihm nicht der Wille der Nation bekannt sei. In der Zwischenzeit occupirten die Franzosen Mexiko, und unter dem Schrecken der Bajonette trat die Assemblée der Notablen zusammen, welche die Errichtung eines Kaiserthumes votirte, dessen Oberhaupt der Erzherzog sein solle. Unter dem Einflusse der erwähnten Assemblée gaben viele Municipalitäten ihre Zustimmungs-Erklärungen ab, und diese Adhäsions-Acte wurden dem erwählten Kaiser übermittelt. Maximilian, der noch immer zauderte, fragte die angesehensten Rechtsgelehrten Englands um Rath, und das Londoner Collegium erklärte, daß er durch den Willen der Nation zum Kaiser erwählt sei. Die Juristen Londons ebensowohl, als der Candidat wußten eben nicht, welche Mittel in Mexiko angewendet zu werden pflegen, um Stimmen-Einhelligkeit des Volkes für siegreiche Parteien zuwege zu bringen.

Maximilian hielt sich selbst nicht für einen Usurpator, sondern im Gegentheile für einen legitimen Souverän, und in diesem Glauben wurde er noch bestärkt durch die Aufnahme, welche ihm bei seiner Ankunft in Mexiko, die ohne alle Begleitung von Truppen, nur in derjenigen seiner Familie erfolgte, zu Theil wurde, sowie durch die ihm auf dem Wege von Vera-Cruz nach der Hauptstadt und an den Orten, die er später im Innern des Landes besuchte, dargebrachten Huldigungen. Señor Ortega stellte in Abrede, daß Maximilian in Mexiko nur ein Werkzeug Frankreichs gewesen; der Erzherzog habe sich vielmehr mit letzterem seit der Uebereinkunft von Miramar in Conflict befunden; Frankreich habe damals die Abtretung der Sonora verlangt und er dieselbe verweigert, ja er sei sogar darauf bestanden, daß der diesen Anspruch formulirende Artikel gestrichen werde. Er habe sich beständig dem Ansinnen der französischen Behörden widersetzt, und dieser Stand der Dinge habe gedauert, bis die Franzosen das Land verließen. Als Maximilian die ersten Symptome allgemeiner Mißver-

gnügtheit gewahrte, zog er sich aus der Hauptstadt zurück, berief in Orizaba und Cuernavaca seine Minister zu sich, und berieth mit ihnen über die Gesetzlichkeit seiner Wahl und den Willen des Volkes, und diese stellten ihm vor, wie treu ihm das letztere ergeben sei. Sehr geschickt widerlegte der Anwalt den gegen Maximilian geschleuderten Vorwurf der Grausamkeit gegen Gefangene. Er sagte, das Gesetz vom 3. October sei von ihm unterzeichnet worden, weil man ihm betrügerischerweise den Glauben beigebracht, Präsident Juarez habe das Land verlassen; daß einer der Artikel dieses Gesetzes von dem französischen Oberbefehlshaber dictirt worden sei. Mit diesem Gesetz sei überdies nur beabsichtigt worden, Schrecken einzujagen; denn nie sei ein Gesuch um Begnadigung zurückgewiesen worden. Maximilian hatte Auftrag gegeben, daß, zu welcher Stunde immer, sei es bei Tag oder Nacht, eine Bittschrift um Strafnachsicht eingegeben werden sollte, man ihn unverweilt davon benachrichtige; daß weder seine Ruhe noch seine Arbeiten einen Grund zur Abweisung abgeben sollten, und dies ward strenge befolgt. Zum Schluß suchte der Vertheidiger die Verfassungswidrigkeit des Gesetzes von 1862 nachzuweisen, weil es unverträglich mit dem Geiste der liberalen Partei und den Rechten der Nation sei, insofern der Sieger sich hier zum Richter des Besiegten aufwirft. Er endigte mit einem beredten Appell an die Mitglieder des Gerichtshofes, im Namen der Civilisation und der Geschichte, welche über die schrecklichen heute vollbrachten Thaten ihr Urtheil fällen werde, daß sie im Interesse der Vertheidiger der zweiten Unabhängigkeit Mexikos den guten Namen des Landes in den Augen kommender Generationen bewahren möchten, damit diese für immer die Krönung des größten der Siege durch die größte der Verzeihungen preisen können. Damit schloß die Vertheidigung.

Es war 9 Uhr Abends, als der Präsident anzeigte, daß die Verhandlung auf morgen 8 Uhr Früh vertagt sei, und daß die Vertheidigung nicht länger fortgesetzt werden könne, da der Gerichtshof wünsche, mit Bezug auf einige Punkte in der Sache Berathung zu pflegen.

— 14. Juni. Zur anberaumten Stunde wurde das Kriegsgericht, nachdem die üblichen Förmlichkeiten erledigt waren, als eröffnet erklärt. Von den Angeklagten war keiner zugegen. Der Präsident fragte die Rechtsbeistände der Gefangenen, ob Letztere noch etwas zu ihrer Vertheidigung vorzubringen hätten. Die Anwälte antworteten für jetzt nicht, sondern wünschten sich weitere Einreden für eine spätere Periode

des Processes vorbehalten zu können. Señor Manuel Azpiroz verlas hierauf die Anklageschrift gegen die Gefangenen, dieselbe durch gewisse von der sogenannten kaiserlichen Regierung ausgegangene officielle Documente unterstützend. Unter den Anklagepunkten gegen Maximilian ward jener als der belastendste hervorgehoben, daß er durch ein Decret vom 7. März, womit er für den Fall, als er in einer der bevorstehenden Schlachten den Tod finden sollte, eine Regentschaft einsetzte, den Krieg zu verlängern den Versuch gemacht habe. Die Anstrengungen Señor Vega's, die wider die Gefangenen vorgebrachten Beschuldigungen dadurch zu entkräften, daß er das Nichtvorhandensein irgend welchen Beweises für dieselben constatirte, suchte der Ankläger dadurch unwirksam zu machen, daß er sagte, alle Anklagepunkte seien auf die Notorität von Thatsachen begründet, und daß eine solche Notorität hinreichend sei, die Anklage als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Nach Artikel 28 des Gesetzes vom 25. Januar würde es hinreichend gewesen sein, dieselbe als auf ein Capital-Verbrechen gerichtet hinzustellen, selbst ohne vorhergängige Identification der Personen der Angeklagten. Das Nichtvorhandensein der Protocolle und Zeugenaussagen, welches dem Vertheidiger so befremdlich vorkomme, sei ohne Belang. Man bedürfe ihrer nicht. Die Gefangenen wurden mit den Waffen in der Hand ergriffen, und ihre Verbrechen seien der ganzen Welt bekannt. Er schloß mit dem Antrage auf Todesstrafe für die Angeklagten.

Die Herren Vazquez und Ortega replicirten Einer nach dem Andern. Der erstere widerlegte auf das eingehendste die vorgebrachten Beschuldigungen, und schloß mit den denkwürdigen, dem Gerichtshof zugerufenen Worten: „Wenn Sie den Erzherzog zum Tode verurtheilen, so besorge ich darob keine Coalition in Europa, oder daß die Vereinigten Staaten eine drohende Haltung gegen die Republik einnehmen könnten. Ich habe Vertrauen in die liberalen Armeen, welche die Franzosen aus diesem Boden ausgerodet haben. Aber ich fürchte den allgemeinen Vorwurf — der gleich einem Fluch auf unser Land fallen wird, mehr als selbst das Todesurtheil — wegen der Ungiltigkeit des Verfahrens dieses Gerichthofes." Sohin ergriff Eulalio Ortega das Wort. Er ist ein ausgezeichneter Redner und erinnert in vielen Stücken an Mirabeau. Seine Zuhörer folgten ihm in athemloser Spannung. Er protestirte zuerst gegen die Regelwidrigkeit des Verfahrens, und wies sodann auf den von Recht und Gesetz anerkannten Grundsatz hin, daß zuerst der

Ankläger seine Anklage zu entwickeln habe, bevor die Vertheidigung beginne, weil die letzten Worte, welche der Gerichtshof vernimmt, jene der Angeklagten sein sollen. Er beschuldigte den Anwalt der Regierung, seine Anklage erst aus den von der Vertheidigung abgegebenen Antworten, im Hinblick auf die von ihr gelieferten Beweise, zusammengestellt zu haben, was mit dem gesetzlichen Herkommen und der rechtlichen Natur aller Dinge im Widerspruche steht. Er warf ihm vor, daß er in seine Anklageschrift Thatumstände aufgenommen habe, welche während der Verhandlung Tags zuvor nicht zur Sprache gebracht worden waren, was beweise, daß dieser Beamte die Nachtzeit, während welcher der Gerichtshof nicht versammelt war, dazu benützt habe, seine Anklage zu vervollständigen; dies sei aber gegen alles Gesetz in einer Frage, wo es sich um Leben oder Tod handelt. Es habe mehr den Anschein, daß der Gefangene auf Grund seiner eigenen Aussagen angeklagt werde, als auf die Beweise hin, welche der Regierungs-Anwalt aufzubringen vermocht habe. Die Anklage gegen den Erzherzog, daß er durch Einsetzung einer Regentschaft für den Fall seines Todes den Krieg zu verlängern gesucht habe, betreffend, so bemerkte der Vertheidiger mit ernstem Nachdruck: „Ich erkläre, daß Maximilian's späterer Abdankungsact aus Cerro de la Campana thatsächlich vorhanden ist. Ich kann Sie auf meine Ehre versichern, und ebenso kann dies der makellose Liberale Mariano Rivas, daß in jener Entsagungs-Urkunde keine Rede von einer Regentschaft ist." Was den Artikel 28 betrifft, den der Ankläger zur Rechtfertigung des Nichtvorhandenseins von Zeugenaussagen und Beweisen anführte, so haben bereits alle Vertheidiger ausführlich dargethan, daß die Zeiten der Inquisition vorbei seien, in denen die bloßen Förmlichkeiten Alles waren, was zur Ueberführung des Beschuldigten verlangt wurde. Sie konnten nimmermehr voraussetzen, daß Señor Azpiroz erwarten werde, der hohe Gerichtshof, dessen jugendliche Mitglieder die tapferen und edlen Soldaten der Republik waren, werde zusammentreten, um zu verurtheilen und nicht, zu überführen. Und endlich konnten sie nimmer glauben, daß der ehrenwerthe Gerichtshof sich das Wort gegeben haben könne, eine Posse aufzuführen, anstatt nach den Geboten der eigenen Gewissen seiner Mitglieder vorzugehen. Sie (die Vertheidiger) verachteten es, diese Meinung von den tapfern Führern, aus welchen der Gerichtshof besteht, zu hegen. Dieser Gedanke sei nur das Erzeugniß der seltsamen Beweisführung des Regierungsanwalts.

Einer der Vertheidiger, Vega, fragte den Ankläger, mit welchem Rechte er die Ordre der höchsten Regierung, welche ihm vorschrieb, gemäß Artikel 6 bis 11, enthalten in dem Gesetze vom 25. Januar, vorzugehen und so volle Unparteilichkeit zu wahren, annullirt habe. Señor Ortega verlas die Ordre und constatirte deren Verletzung. Nachdem Señor Jauregui die Vertheidigung zu Ende geführt hatte, präsentirte Señor Moreno einen auf drei Propositionen beruhenden Protest, und verwahrte sich energisch gegen die Zulassung von nachträglichen Zeugenaussagen, insofern, als das Beweisverfahren geschlossen, und der Ankläger in vollkommener Kenntniß des von der Vertheidigung Vorgebrachten sei. Ohne weiter etwas zu äußern, zog sich der Gerichtshof gegen 10 Uhr Nachts zu geheimer Berathung zurück, um das Urtheil zu fällen.

Der Inhalt der Sentenz konnte nicht zweifelhaft sein. — Am 14. Juni um 11 Uhr Nachts wurden Kaiser Maximilian und die Generäle Mejia und Miramon zum Tode des Erschießens einstimmig verurtheilt. Am 15. Juni bestätigte Obergeneral Escobedo diese Sentenz, und fertigte folgendes Telegramm an Juarez nach Potosi ab:

„Bürgerpräsident! Nach Bestätigung des am 14. d. M. gefällten Kriegsrechts-Urtheils durch mich, wurde die Sentenz heute Vormittag 10 Uhr den Verurtheilten publicirt und werden dieselben um 3 Uhr Nachmittags erschossen.

„Querétaro, 16. Juni 1867, MM. 1 Uhr 15 Minuten.

Escobedo."

Der königlich preußische Ministerresident A. v. Magnus war nach Potosi geeilt, um den Präsidenten persönlich zu sprechen und umzustimmen; er wandte Alles an, ohne Erfolg. Juarez blieb unerbittlich.

Herr v. Magnus konnte nur einen zweitägigen Aufschub der Execution erwirken. Juarez ordnete die Hinrichtung für den 19. Juni Früh 7 Uhr an. Dieser Befehl langte jedoch von Potosi in Querétaro erst an, als der unglückliche Kaiser mit den Generalen Mejia und Miramon den eine Viertelstunde langen Weg nach dem Cerro de las Campanas bereits zurückgelegt hatte und am Richtplatze schon aufgestellt war.

Dieser Aufschub der Execution weckte in den drei Verurtheilten neue, aber leider nur trügerische Hoffnungen; es war einmal beschlossen, daß sie sterben sollten, und daß man sie unter dem Schimmer einer Gnade thatsächlich zwei Mal sterben lassen konnte, lieh der Rachsucht und der Blutgier ihrer Henker nur einen wollüstigen Kitzel mehr. —

Auch Herr v. Magnus wiegte sich in der Täuschung, daß der Aufschub der Execution nur das Vorspiel eines Gnadenactes sein könne. So urtheilte nämlich er als Mann von Bildung und Herz, vom Standpunkte der Menschlichkeit und der Civilisation, aber er vergaß, mit welchen Leuten er es zu thun habe, daß die Gegner des Kaisers culturbeleckte indianische Barbaren waren, denen der Trieb nach Rache über Alles ging.

Herr v. Magnus, am 17. Juni von Potosi nach Querétaro zurückgekehrt, ersah im letzteren Orte zu seinem größten Erstaunen, daß sich die Lage des Kaisers in nichts verbessert habe, daß die Hinrichtung wirklich beabsichtigt sei. Er telegraphirte daher im Namen der Humanität und Gerechtigkeit am 18. Juni einen energischen Protest an Juarez, sehr treffend darin die Worte gebrauchend: „die humanen Gebräuche unserer Zeit gestatten nicht, daß man die Verurtheilten morgen ein zweites Mal sterben lasse, nachdem sie bereits alle Qualen der Todesangst erlitten haben."

Herr v. Magnus schloß seinen Protest mit der Versicherung, daß die Souveräne von Preußen, Oesterreich, Großbritannien, Italien, Spanien, Belgien und Schweden bereit seien, der Republik Mexiko alle Garantien zu geben, daß keiner der Gefangenen je zurückkehren und mexikanisches Gebiet betreten wird.

Die Antwort, welche Lerdo de Tejada im Namen des Präsidenten Juarez alsbald gab, lautete dahin, daß die Begnadigung des Erzherzogs Maximilian in Folge sehr ernster Erwägung der Gerechtigkeit und der Nothwendigkeit, den Frieden der Republik zu sichern, für unmöglich gehalten worden.

Die einzige Person, welche Juarez zur Gnade zu stimmen vermocht hätte, wäre seine Gemalin, Margarita Moza de Juarez, gewesen, welche während des Kaiserreiches in Washington lebte, wo sie mit den politischen Notabilitäten der vereinigten Staaten in Beziehung stand. Sie hatte versprochen, den Kaiser zu retten und Alles aufgeboten, um, sobald sie die Gefangennehmung Maximilian's erfuhr,

schleunigst nach Mexiko zu gelangen. Aber sie kam leider zu spät. Wäre sie vor dem 19. Juni eingetroffen, unterblieb die Hinrichtung höchst wahrscheinlich, denn sie besaß auch einen großen Einfluß unter den republikanischen Generälen. Die liberale Partei in Mexiko wußte nämlich sehr gut, daß sie größtentheils der Gemalin des Präsidenten die moralische und materielle Unterstützung der vereinigten Staaten verdankte und daß diese Dame es vorzugsweise war, welche die United States Europaean Bank veranlaßte, den Dissidenten das zum Kriege erforderliche Geld vorzuschießen.

Selbst ein Demokrat von reinstem Wasser, wie Victor Hugo, schauderte bei dem Gedanken, daß Maximilian einen Irrthum mit dem Tode büßen solle.

Wir reproduciren hiermit das Schreiben, welches der große Dichter, von den lautersten Absichten getragen, freilich etwas verspätet, vom Stapel ließ.

Dieser herrliche Pendant zu seiner erschütternden, weltberühmten Schilderung: „Die letzten Tage eines Verurtheilten" lautet:

„Hauteville-House, 20. Juni 1867.

„An den Präsidenten der mexikanischen Republik!

„Sie stehen auf gleicher Höhe mit John Brown, Juarez. Zwei Helden zählt das heutige Amerika: John Brown und Sie — John Brown, durch den die Sclaverei getödtet ward; Sie, durch den die Freiheit fortlebte.

„Mexiko ward gerettet durch ein Princip und durch einen Mann .... der Mann sind Sie.

„... Auf der einen Seite zwei Kaiserreiche, auf der andern ein einziger Mann, ein Mann mit einer Handvoll Männer, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Wald zu Wald gejagt, herumirrend wie ein wildes Thier, auf dessen Einlieferung ein Preis gesetzt ist, bis in seine Höhlen, bis in die Wüsteneien verfolgt. Einige Verzweifelte waren Ihre Generale, ein Haufe von Allem Entblößter Ihre Soldaten. Sie hatten weder Brot, noch Pulver, noch Kanonen; die Büsche waren Ihre Verschanzungen. Hier die Usurpation, welche sich Legitimität nannte, dort das Recht, welches Banditenthum genannt ward. Die Usurpation, welche alle Legionen der Macht in ihrem Solde hatte; das Recht, alleinstehend und splitternackt. Sie, das Recht, Sie haben den Kampf aufgenommen.

„Der Kampf des Einen gegen Alle hat fünf Jahre lang gedauert. Als es Ihnen an Leuten fehlte, schmiedeten Sie sich Waffen aus den Dingen. Die Schrecken des Klimas waren Ihre Bundesgenossen; Ihre mexikanische Sonne war Ihr stärkster Verbündeter; Ihre Vertheidiger waren die unüberschreitbaren Seen, die reißenden Ströme voll von Alligatoren, die fieberbrütenden Moräste, die todtbringende Vegetation, das gelbe Fieber der heißen Zone, die Salzwüsten, die ungeheuren Sandebenen ohne Wasser und Gras, wo die Pferde vor Durst und Hunger sterben, die große, rauhe Hochebene von Anahuac, die gleich Castilien durch ihre Nacktheit unzugänglich ist, von Colima bis zur Nevada de Toluca die kraterreichen, fort und fort von vulcanischen Ausbrüchen erbebenden Ebenen. Sie bedienten sich Ihrer natürlichen Wälle, der rauhen Cordilleren, der hohen Basaltdämme, der colossalen Felsen von Porphyr. Sie führten den Krieg der Giganten und wälzten Berge wider den Feind.

„Und eines Tages, nach diesen fünf Jahren voll von Pulverdampf, Staub und Verblendung, zertheilte sich die Wolke, und man sah die beiden Kaiserreiche zu Boden geschmettert; keine Monarchie, keine Armee mehr, nichts als die Ungeheuerlichkeit der zertrümmerten Usurpation, und auf diesem Trümmerwerke stand aufrecht ein Mann, Juarez, und diesem Manne zur Seite: die Freiheit!

„Sie haben das vollbracht, Juarez, und es ist groß. Was Sie noch zu thun haben, ist größer.

„Hören Sie, Bürger-Präsident der mexikanischen Republik:

„Sie haben soeben die Macht der Demokratie gezeigt; zeigen Sie jetzt auch ihre Schönheit. Nach dem vernichtenden Blitzstrahl lassen Sie die Morgenröthe sehen. Den Barbaren zeigen Sie die Civilisation; den Despoten die Principien.

„Demüthigen Sie die Könige vor allem Volke, indem Sie ihren Glanz überstrahlen, und üben Sie Barmherzigkeit.

„Durch den Schutz, den wir unseren Feinden gewähren, mehr als durch alles Andere, bethätigen sich die Principien. Ihre Größe besteht im Ignoriren. Die Menschen haben vor den Principien keinen Namen; die Menschen sind der Mensch; die Principien kennen nur sich selbst. In ihrer erhabenen Einfalt wissen sie nur das Eine: Das menschliche Leben ist unverletzlich. O wunderbare Unparteilichkeit der Wahrheit! Wie schön ist das Recht, welches keinen Unterschied macht, welches nichts will, als das Recht sein!

„Gerade denen gegenüber, über welche die Gesetze sonst den Tod verhängen, ist es von Wichtigkeit, auf dieses gewaltthätige Mittel zu verzichten. Am schönsten ist es, wenn das Schaffot im Angesichte der Schuldigen niedergerissen wird.

„Möge der Verletzer der Principien durch ein Princip gerettet werden! Möge ihm dieses Glück zu Theil werden! Möge der Verfolger des Rechtes eine Zuflucht in eben diesem Rechte finden! Indem Sie ihn der einen Unverletzlichkeit, der königlichen, entkleiden, legen Sie die andere, die menschliche Unverletzlichkeit, bloß. Er staune darüber, daß das, was ihn heiligt, nicht die Kaiserwürde ist. Möge dieser Prinz, der vielleicht vergaß, daß er vor Allem ein Mensch ist, erfahren, daß das Gebrechliche in ihm der Fürst und die Majestät in ihm der Mensch war.

„Nie hat sich eine glänzendere Gelegenheit dargeboten . . .

„Juarez, lassen Sie die Civilisation diesen unermeßlichen Schritt thun. Juarez, schaffen Sie auf der ganzen Erde die Todesstrafe ab. Es werde der Welt das wunderbare Schauspiel geboten: die Nation, im Begriffe, ihren überwundenen Feind zu zermalmen, gewahrt, daß er ein Mensch ist; sie läßt ihn los und spricht zu ihm: „Du bist vom Volke wie die Andern. Geh!"

„Das, Juarez, wird Ihr zweiter Sieg sein. Der erste, die Niederwerfung der Usurpation, ist herrlich; der zweite, die Schonung des Usurpators, wird erhaben sein.

„Ja, zeigen Sie diesen Fürsten, denen die Richter, diesen Richtern, denen die Henker, diesen Henkern, denen der Tod gehorcht — zeigen Sie ihnen, wie man den Kopf eines Kaisers verschont.

„Schlagen Sie über allen diesen von Blut triefenden Strafgesetzen das Buch des Lichtes auf, und weisen Sie auf der heiligsten Seite des Buches der Bücher auf die Stelle, wo das Gebot Gottes steht: „Du sollst nicht tödten."

„Den Inhalt dieser vier Worte bildet die Pflicht. Sie werden die Pflicht erfüllen.

„Der Usurpator wird gerettet werden, und der Befreier, ach! konnte es nicht sein. Vor acht Jahren, am 2. December 1859, ergriff ich, mit dem Rechte dessen, der zuerst kommt, das Wort im Namen der Demokratie, und ich verlangte von den vereinigten Staaten das Leben John Brown's. Ich habe es nicht erhalten. Heute verlange ich von Mexiko das Leben Maximilian's. Werde ich es erhalten?

„Ja. Und vielleicht sogar in dieser Stunde, ist es bereits geschehen . . .

„Maximilian wird das Leben Juarez verdanken.

Victor Hugo."

Daß sogar Garibaldi, der Erzfeind des Hauses Habsburg, seine Stimme für Kaiser Maximilian erhoben hat, um Schonung seines Lebens zu erwirken, war bis jetzt unbekannt. Wir lassen somit seinen Aufruf an die mexikanische Nation wörtlich folgen:

„Einen Gruß an Mexiko!

„Wenn sich eine Nation ihrer Befreier mit solcher Beharrlichkeit und mit solchem Heroismus entledigt, wie Mexiko es gethan hat, so verdient dies einen Gruß der Geschwisternationen.

„Zum Glücke für die Menschheit konnte die Saat des nach der neuen Welt verpflanzten Despotismus nicht gedeihen. Gelobt sei Gott! da mit der Saat jener verhängnißvollen Idee, welche noch diese schönen Länder durch Aufopferung der edlen Söhne Frankreichs für ihre auf Verheerungen berechneten Plane in Trostlosigkeit versetzt, der Brudermord einen Sprößling verderblicher Tyranneien auf den jungfräulichen Boden des Columbus zu verpflanzen wünscht, um das Heiligthum der Freiheit aus der großen Republik zu rauben, und dort sein zerrüttetes System fortzusetzen, das er mit solch' infernalischem Studium in seinem wie in unserem Vaterlande eingeführt.

„Sei gegrüßt, heldenmüthiges Volk von Mexiko! Ich beneide Deinen gestählten, ausdauernden Muth, mit dem Du die Freiheit Deiner schönen Republik gegen die Söldner des Despotismus vertheidigst.

„Sei gegrüßt, Juarez! Verfechter der Freiheit der Welt und der menschlichen Würde! Sei gegrüßt! Du verzweifeltest nicht an der Freiheit Deines Volkes, zur Schmach der vielen Verräther, eben so den vereinigten Mächten dreier Königreiche Trotz bietend, wie den Künsten der Nekromantie, welche stets bereit ist, sich mit der Tyrannei zu verbinden.

„Das italienische Volk grüßt Dich zum Beweis der Dankbarkeit dafür, daß Du die Brüder seines Unterdrückers in den Staub getreten.

„Abgesagte Feinde des Blutvergießens, bitten wir Dich um das Leben Maximilian's: verzeihe ihm! Es bitten Dich darum die Mitbürger des Demokraten-Generals Garibaldi, welche auf seinen Be-

fehl von seinen Sbirren erschossen wurden, verzeihe ihm! Gib ihn der Familie unserer Henker zurück, als Beispiel der Großmuth des Volkes, welches stets siegt, aber auch stets verzeiht.

„Castelletti, 5. Juni 1867.

Giuseppe Garibaldi."

Außer Herr von Magnus hatte sich auch die Gemalin des Prinzen Salm-Salm, der gleichfalls in Querétaro gefangen saß, nach Potosi zu Juarez begeben um um Gnade zu bitten. — Der Präsident beschränkte sich darauf der edlen Dame, welche seit dem Falle der Stadt so aufopfernd und unermüdlich bestrebt war, das Los aller Gefangenen zu mildern, so weit es nur in ihren Kräften stand, in dürren Worten zu erwidern, daß der bereits angeordnete Aufschub werde eingehalten werden, ein weiteres Zugeständniß aber nicht thunlich sei.

Als die Fürstin in Gegenwart ihres Gemals die Resultatlosigkeit ihrer Reise unter Thränen mitgetheilt, blieb der Kaiser ganz gefaßt und sagte: „Gott segne Sie, Madame; Ihre Güte ist zu groß. Leider bin ich nicht im Stande Sie würdig zu belohnen."

Die Prinzessin war einer Ohnmacht nahe. Ihr Gesicht war gebräunt und mit Staub bedeckt, ihre Schuhe zerrissen. Als der Kaiser ihre nervöse Aufregung wahrnahm, führte er sie zu einem Stuhle: „Sie scheinen erschöpft, Madame," sprach er, „und wir haben Ihnen nichts anzubieten. Prinz — beschäftigen Sie sich mit Ihrer Frau, und," setzte er bitter lächelnd hinzu, „kümmern Sie sich nicht um einen — Todten."

Nach diesen Worten wendete er sich um, und sah zum Fenster hinaus. Augenscheinlich war er froh, sein Gesicht verbergen zu können. Seine Verzweiflung war eine innere.

Am 17. Juni richtete Kaiser Maximilian an Herrn Baron Lago, österreichischen Gesandten in Mexiko, folgendes Schreiben:

„Lieber Baron Lago!

„Ich bin fertig mit dieser Welt; meine letzten Wünsche beziehen sich nur auf meine sterblichen Ueberreste, die bald von allem Schmerz erlöst sein werden, so wie auch diejenigen, die mich überleben müssen. Mein Arzt, Dr. Basch, wird meine Leiche nach Vera-Cruz bringen lassen. Es werden ihn nur meine beiden Diener Grill und Düdös begleiten. Ich habe angeordnet, daß mein Leichnam ohne Feierlichkeit oder Gepränge nach Vera-Cruz gebracht werde, und daß auf dem Schiffe,

das ihn nach Europa befördern soll, keine außergewöhnliche Ceremonie stattfinde. Den Tod erwarte ich mit Ruhe, und in derselben Ruhe wünsche ich im Sarge gelassen zu werden. Sie werden Maßregeln treffen, mein lieber Baron, daß Dr. Basch und meine beiden Diener, die meine Leiche in ihre Obhut nehmen, sie in einem der beiden Kriegsschiffe nach Europa begleiten können. Drüben wünsche ich neben meiner armen Gattin begraben zu werden. Wenn die Nachricht von dem Tode meiner armen Gattin falsch sein sollte, so möge mein Leichnam irgendwo beigesetzt werden, bis die Kaiserin mir im Tode folgt.

„Haben Sie die Güte, darauf zu achten, daß die nöthigen Befehle an den Kapitän Gröller ergehen. Haben Sie auch die Güte, Maßregeln zu treffen, daß die Witwe meines treuen Waffengefährten Miramon mit einem der Kriegsschiffe nach Europa gehen könne. Ich rechne umsomehr auf die Erfüllung dieser Bitte, als sie von mir beauftragt ist, bei meiner Mutter in Wien zu bleiben. Ich danke Ihnen nochmals von Herzen für die Mühe, die Sie sich um meinetwillen geben, und verbleibe Ihr wohlgeneigter

Maximilian, m. p."

Aus diesem Briefe, der vorletzte, welchen der unglückliche Monarch schrieb, geht hervor, daß der Kaiser seine arme Gemalin für todt hielt, ein Umstand, der später seine Verlassenschaftsabhandlung bedeutend zu verwirren drohte.

Es wird befremden, daß Baron Lago nicht gleich dem Herrn von Magnus während der letzten Tage des Kaisers in Querétaro anwesend war.

Hören wir, was Baron Lago hierüber in seinem Berichte de dato Mexiko 25. Juni 1867 an Minister Beust meldet.

„Am 14. (Juni) Morgens 9 Uhr wurden wir: Herr Hooriecks, Herr Curtopassi, Herr Foreſt und ich, durch einen Adjutanten des Generals Escobedo abgeholt, und auf das Hauptquartier abgeführt. Hier wurde uns von dem Stadtcommandanten auf Befehl des obgenannten Generals, die Weisung ohne alle Angabe von Motiven ertheilt, binnen zwei Stunden Querétaro zu verlassen. Wir konnten kaum noch den Kaiser von der über uns verhängten Maßregel insgeheim benachrichtigen, und unsere Effecten zusammenpacken, als ein weiterer Befehl vom Hauptquartiere eintraf, augenblicklich die Stadt zu verlassen. Eine Viertelstunde darauf befanden

wir uns in einer von uns gemietheten Extra-Diligence; der Adjutant des Generals Escobedo übergab uns hierauf einen zur Reise nach Cuantitlan-Takubaya lautenden Gesammtpaß, und theilte uns auf Befehl des genannten Generals mit, daß, wenn wir nicht Querétaro sofort verlassen würden, oder aber in den nächsten sieben bis acht Tagen dahin zurückkehrten, uns dies das Leben kosten würde (les costarà la vida!). Nach einer sehr beschwerlichen Reise langten wir am Abend des 16. in Takubaya an, wo wir in Erfahrung brachten, daß General Marquez noch immer an keine Uebergabe der Stadt denke, sondern die Bewohner in der schamlosesten Weise auszuplündern, und zu torturiren fortfahre, dagegen aber die glänzendsten Siege des Kaisers und dessen täglich zu erwartendes Erscheinen angesichts der Hauptstadt officiell proclamire. Die Hungersnoth in der Hauptstadt hatte inzwischen einen furchtbaren Grad erreicht, und war ein Drittel der Bevölkerung bereits nach den umliegenden, von den Liberalen besetzten Ortschaften ausgewandert, wo grenzenlose Misère herrschte und böse Epidemien zu grassiren begannen. Die Erbitterung im liberalen Lager gegen General Marquez, die übrigen kaiserlichen Generale, und auch gegen die in Mexiko unter deren Commando noch dienenden fremden Offiziere und Soldaten war grenzenlos, da man nunmehr unmöglich länger annehmen konnte, daß dieselben über das Schicksal im Zweifel sein konnten, welches den Kaiser betroffen hatte. Man warf ihnen daher vor, das Blutvergießen unnützerweise und ohne Aussicht auf Erfolg, aus bloßer Verstocktheit und Parteileidenschaft fortsetzen zu wollen. Sämmtliche höheren mexikanischen und europäischen Offiziere standen demnach auf der Liste derjenigen, welche nach erfolgter Einnahme Mexikos ihr Leben einzubüßen hätten. Andererseits hatte Se. Majestät der Kaiser mir sowohl wie meinen Collegen gegenüber, den Lugarteniente General Marquez als den größten Verräther bezeichnet."

Nachdem der Kaiser den obigen Brief geschrieben, ging er an die Vertheilung kleiner Angedenken, welche sein getreuer Arzt Dr. Basch folgender Maßen seiner Bestimmung zuzuführen hatte. Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich erhielt das Ritterkreuz des mexikanischen Adler-Ordens, das weiland Kaiser Max selbst getragen, und eine goldene Medaille mit dem Bildnisse der Santa Maria de Guadalupe. Ihre Majestät die Kaiserin einen Fächer. Die Kaiserin Karoline Auguste einen kleinen Rosenkranz. Die Frau Erzherzogin Sophie zwei Ringe, darunter den Trauring des Kaisers, das von einer Kugel

gestreifte Scapulier, das Kaiser Max, als er erschossen wurde, in der Brusttasche des Gilets trug, und ein gesticktes Kopfkissen mit der Kaiserkrone, das die Damen von Querétaro dem Kaiser bei seinem Einzuge daselbst überreicht hatten. Sein Vater, Herr Erzherzog Franz Karl den Rosenkranz, welchen der Kaiser bei seinem letzten, schweren Gange in Händen gehabt. Erzherzog Karl Ludwig den Siegelring des Kaisers. Erzherzog Ludwig Viktor eine silberne Medaille mit dem Bildnisse der Mutter Gottes. Die Königin von England ein goldenes Medaillon mit einer Haarlocke der Kaiserin Charlotte. Der König der Belgier das Ritterkreuz des Guadalupe-Ordens, das der Kaiser während der Belagerung Querétaros getragen. Der Graf von Flandern die goldene Taschenuhr des Kaisers sammt der Kette. Die Fürstin Marie Auersperg, ehemalige Hofdame der Kaiserin Charlotte, einen Palmenblattfächer. Graf Hadik de Futak, Oberstthofmeister des Kaisers Max, als er noch Erzherzog war, ein paar Hemdknöpfe. Marquis Corio ein paar goldene Sporen. Linienschiffskapitän und ehemaliger Präfekt von Miramar, Eduard Ritter von Radonetz den kleinen Handspiegel des Kaisers. Marine-Chefarzt Dr. Jillek die Geschichte Italiens von Cesare Cantú mit der eigenhändigen Widmung des Kaisers, und einen Spazierstock. Rock und Gilet, welche der Kaiser bei der Hinrichtung getragen, und die der Attaché Schmied von Tavera im September vorigen Jahres als erste Reliquien nach Wien gebracht, waren demselben in Querétaro ebenfalls von Dr. Basch behufs möglich frühester Uebergabe ausgefolgt worden. Der Sombrero (breiter mexikanischer Hut), welchen der Kaiser bei der Gefangennahme trug, wurde von Dr. Basch dem Oberstthofmeisteramte übergeben, und ist derselbe, gemäß dem Wunsche des Kaisers Max für das Museum in Miramar bestimmt.

In der Nacht vom 18. auf den 19. Juni griff der Kaiser das letzte Mal zur Feder, und schrieb folgenden Brief, dessen Existenz bisher unbekannt geblieben sein dürfte.

„Herr Benito Juarez! Im Begriffe zu sterben, weil ich den Versuch gemacht, ob ich durch Einführung neuer Institutionen nicht dem blutigen Bürgerkriege ein Ende machen könnte, welcher seit einer Reihe von Jahren dieses unglückliche Land zu Grunde richtet, würde ich mein Leben mit Freude hingeben, wenn ich wüßte, daß dieses Opfer zum Frieden und zur Wohlfahrt meines neuen Vaterlandes beitragen könnte. Auf das innigste überzeugt, daß nichts Beständiges aus einem blut-

getränkten Boden sich erheben kann und erschüttert von gewaltigen Schicksalsschlägen beschwöre ich Sie in der feierlichsten Weise, und mit der Aufrichtigkeit, welche mir die wenigen Augenblicke, die ich noch zu leben habe, einflößen, kein anderes Blut mehr, als das meine fließen zu lassen. Ich beschwöre Sie auch, jene Ausdauer, welche ich mitten im Glücke erkennen und loben gelernt habe, und mit welcher Sie stets eine heute triumphirende Sache vertheidigten, anzuwenden bei der erhabenen Aufgabe der Versöhnung der Geister, um auf einer festen und dauerhaften Grundlage den Frieden und die Ruhe in diesem unglücklichen Lande wieder herzustellen."

Endlich nahte der verhängnißvolle Morgen des 19. Juni. Um 6 Uhr Früh wurde der Kaiser mit den beiden Generalen aus dem Convent de las Capuchinas herausgeführt. — Maximilian lehnte sich einen Augenblick an die Thüre und sagte:

„Welch' ein schöner Himmel! So habe ich ihn für den Tag meines Todes gewünscht."

Hierauf bestiegen sie Alle mit einem Priester den Wagen. Alle waren elegant gekleidet, als wollten sie einen Ball besuchen. Der Aufbruch nach dem Hinrichtungsplatze Cerro de la Campana geschah unter einer Escorte von 4000 Mann. Zur Executionsstätte war ein von dem Orte, wo Maximilian sich ergeben hatte, nur hundert Schritte entfernter Platz gewählt worden. Der Kaiser stieg vom Wagen, schritt mit aufrecht erhobenem Haupte weiter und schüttelte in einer durchaus ungekünstelten Weise den Staub von seinen Kleidern. Er erkundigte sich um die Soldaten, welche nach ihm schießen sollten und gab jedem derselben eine Unze Gold, indem er sie dabei ersuchte, gut zu zielen. Der Subaltern-Offizier, welcher die Execution commandirte, erklärte dem Kaiser, daß er seine Mission bedauere, da er fürchte, der Kaiser werde mit Unwillen gegen ihn, welcher die Execution auszuführen habe, aus der Welt scheiden; aber er müsse den erhaltenen Befehlen gehorchen; wenn die Sache von ihm abhinge, so würde dies Alles nicht geschehen, denn er mißbillige von ganzem Herzen die That, welche hier vorbereitet werde. Mit bewunderungswürdigem Freimuth erwiderte der Kaiser: „Muchacho (junger Mann)! ein Soldat muß immer dem Befehle gehorchen. Ich danke Ihnen für Ihre wohlwollenden Gesinnungen, fordere Sie jedoch auf, Ihren Befehlen zu gehorchen."

Er näherte sich sodann den Generalen Miramon und Mejia, und indem er sie dreimal herzlich umarmte, sagte er: „In wenigen

Minuten werden wir uns in einer andern Welt begegnen." Miramon und Mejia erwiderten die Umarmung.

Maximilian hatte bisher die Mitte eingenommen. Jetzt wendete er sich an Miramon und sagte: „General, ein tapferer Mann wird von Monarchen am meisten geschätzt. Ich will Ihnen den Ehrenplatz einräumen." Dies sagend, wies er ihm die Mitte an. Zu Mejia sich wendend, sprach der Kaiser: „General, was in dieser Welt nicht belohnt wird, ist des Lohnes im Himmel gewiß."

Mejia war sehr niedergeschlagen, denn wenige Minuten zuvor hatte man sein Weib, welches eben entbunden worden war, mit ihrem neugebornen Kinde wahnsinnig in den Straßen von Querétaro umherirren gesehen, ein Anblick, welcher einen Tiger zu Thränen rühren mußte.

Indem der Kaiser einige Schritte vortrat, sprach er mit außerordentlicher Gelassenheit mit klarer und weithin schallender Stimme folgende Worte: „Mexikaner! Männer meines Standes und meiner Abstammung, welche von meinen Gesinnungen beseelt sind, sind von der Vorsehung bestimmt, das Glück der Völker zu begründen oder die Märtyrer derselben zu werden. Als ich hierher kam, brachte ich keine illegitimen Ideen mit mir. Denn ich folgte dem Rufe von Mexikanern, welche es ehrlich mit ihrem Vaterlande meinen und welche heute mit mir unterliegen. Bevor ich in das Grab sinke, will ich noch hinzufügen, daß ich den Trost, alles Gute, welches in meinen Kräften stand, gethan zu haben, und die Befriedigung, von meinen treuen und geliebten Generalen nicht verlassen worden zu sein, mit in's Grab nehme. Mexikaner! Möge mein Blut das letzte sein, welches vergossen wird, und möge es Mexiko, mein unglückliches adoptirtes Vaterland, regeneriren." Er trat sodann seitwärts, und den einen Fuß vorgestreckt, die Hände über seine Brust gekreuzt, die Augen zum Himmel gerichtet, erwartete er ruhig den Tod.

Miramon nahm aus seiner Tasche einen kleinen Zettel, räusperte sich, und indem er seine Augen auf den 4000 Soldaten umherschweifen ließ — gleichsam als würde er über sie Parade halten — redete er sie folgendermaßen an: „Soldaten und Landsleute! Ich befinde mich hier als ein zum Tode verurtheilter Verräther. In dem Augenblicke, wo mein Leben nicht mehr mir angehört, in dem Augenblicke, wo meine Athemzüge gezählt sind, will ich vor euch und vor der ganzen Welt erklären, daß ich niemals ein Verräther gegen mein Vaterland

war. Ich habe für dasselbe gekämpft und falle heute mit Ehren. Ich habe Kinder, aber niemals werden sie glauben, daß ihr Vater jenes abscheulichen Verbrechens schuldig sei, dessen ich heute in verleumderischer Weise angeklagt werde. Mexikaner! Hoch lebe Mexiko! Hoch der Kaiser!" Diese Vivas rief er mit der ganzen Macht seiner Stimme. Jedermann war consternirt, auf einigen Gesichtern sah man Thränen. Die Drei umarmten sich hierauf zum letzten Male.

Miramon und Mejia waren verurtheilt worden, als „Landesverräther" von rückwärts erschossen zu werden, Maximilian hingegen sollte das tödtliche Blei von vorne erhalten. Er bat sich als eine Gunst aus, daß man auf seine Brust und nicht auf sein Haupt schießen möge, damit nicht durch Entstellung des Gesichtes der Schmerz der Mutter, welche ihn ohne Zweifel noch einmal zu betrachten wünsche, verdoppelt werde. Dieser Wunsch kindlicher Liebe wurde beachtet.

Der Kaiser überragte an Leibesgröße sowohl Miramon, als auch Mejia. Er war vom Kopf bis zu den Füßen ganz schwarz gekleidet, auf seinem zugeknöpften Rocke befand sich auf der linken Seite ein Ordensstern von ciselirtem Silber; ein mexikanischer Hut mit breiten, nicht aufgestülpten Krempen beschattete den Kopf.

Die verhängnißvollen Schüsse fielen. — Als der Rauch sich verzogen hatte, sah man, daß der Kaiser nach rückwärts, seine Generale nach vorne gefallen waren. Nur Mejia rührte sich nicht mehr. Der Kaiser bewegte krampfhaft die Füße und sein Kopf rollte von rechts nach links. Miramon war etwas seitwärts gefallen, so zwar, daß seine Füße fast den Kaiser berührten. Der Sergeant, welcher den Auftrag hatte, den Prinzen zum Tode zu befördern, mußte über seinen Körper treten, um seine traurige Mission zu erfüllen. Er schlug ihm auf den Kopf, welcher hierauf zu rollen aufhörte; aber die Beine bewegten sich immer noch. Da keiner von den Soldaten sein Gewehr geladen hatte, war der Sergeant, welcher seinen Schuß abgeschossen hatte, gezwungen, sein Gewehr aufs neue zu laden. Er war jedoch so aufgeregt, daß er mehrmals von neuem beginnen mußte. Seine Hände zitterten so, daß er unfähig war, den Ladestock auf seinen Platz zu stecken. Er mußte ihn zur Erde fallen lassen, um die Hand zum Losdrücken des zweiten Schusses frei zu bekommen. Dann erst war Alles vorüber! — — —

Von den Bewohnern Querétaro's war keine Seele anwesend; die Straßen waren verödet und die Hausthore geschlossen.

Erst um 9 Uhr wurden die Leichname vom Oberst Miguel Palacios abgeholt und in einer Miethkutsche nach dem Convente las Capuchinas zurückgeführt.

Dem Wunsche des Kaisers gemäß sollte sein Leichnam von seinem Leibarzte Dr. Basch einbalsamirt werden; General Escobedo ließ jedoch, den ihm aus San Luis Potosi zugekommenen Weisungen folgend, die Einbalsamirung durch mexikanische Aerzte nach der egyptischen Methode vornehmen. Sie benöthigten hiezu sieben Tage. Da die Brust und der Unterleib von mehreren Kugeln durchbohrt waren, mußte eine ganz besondere Sorgfalt angewendet werden.

Bei der Section, durch die Aerzte Rivadaneira und Licente unter Dr. Lisso's Aufsicht vorgenommen, erwies sich das Herz Maximilian's von ganz ungewöhnlicher Größe.

Die Körper von Miramon und Mejia wurden an ihre Freunde ausgeliefert.

Nach der Einbalsamirung des kaiserlichen Leichnams that Herr v. Magnus energische, aber vergebliche Schritte wegen dessen Auslieferung. — Kurz hierauf verfiel er in Folge der ungeheuren Gemüthserschütterung und der verpesteten Luft in Querétaro in ein gefährliches typhöses Fieber und mußte nach Potosi gebracht werden.

Der Sarg, der die Leiche des Kaisers Maximilian enthielt, befand sich bei Dr. Lisso, im Hause eines gewissen Muñoz Ledo. Ein Soldat stand Wache, bereit, Jeden, der die Leiche sehen wollte, um wenige Realen hineinzulassen. Das Zimmer hatte das Aussehen einer Rumpelkammer und war sehr dunkel und schmutzig. Der Sarg stand in der Mitte des Zimmers auf zwei roh behauenen hölzernen Bänken und war mit schwarzem Tuche und Goldlitzen verziert. Am Kopfende war eine Schiebplatte angebracht, unter der sich drei mit Glas verschlossene Oeffnungen befanden, welche einen Blick auf die Gesichtszüge des Kaisers gestatteten. Eine Talgkerze wurde von dem Soldaten gehalten. Des Kaisers Anzug bestand aus einem blauen Rock mit gelben Metallknöpfen, dunkelblauen Beinkleidern und Reiterstiefeln; seine Hände sind mit Handschuhen bedeckt. Mund und Augen waren theilweise offen, so daß man Zähne und Augen sehen konnte. Bekanntlich hatte der Kaiser blaue Augen; in Ermanglung solcher setzten ihm die Aerzte ein paar schwarze ein, welche der in jenem Convente einbalsamirten heiligen Ursula entnommen wurden.

Sein Bart fehlte fast ganz, sowie ein Theil seines Haupthaares, das

von Dr. Lisso in kleinen Locken, pr. Stück zu 80 Piaster, verkauft wurde. Der Leichnam des Kaisers blieb in Lisso's Haus bis Mitte August. Für kleine Stücke der mit Blut befleckten Kleider, die Lisso zerschnitt, erhielt er große Summen.

Es wurde sogar behauptet, daß dieser elende Leichenschänder ein Stück vom Schädel entfernt und dafür eine große Summe empfangen habe.

Dr. Lisso führt zu seiner Entschuldigung an, daß die juaristische Regierung ihm seine Rechnung für die Einbalsamirung nicht nach Wunsch bezahlt habe.

Das Schwert, welches Maximilian am Tage der Uebergabe Querétaro's getragen und an Escobedo übergeben hat, wurde am 24. Juni dem Präsidenten Juarez überreicht, welcher erklärte, er werde dasselbe dem zu berufenden Congresse übergeben.

Die Hinrichtung des Kaisers wurde dem mexikanischen Volke durch folgende Proclamation angezeigt:

„Ferdinand Maximilian von Habsburg, Erzherzog von Oesterreich, Verbündeter Napoleon III., welcher nach Mexiko gekommen, um diesem Lande seine Unabhängigkeit und seine Institutionen zu entreißen, und welcher als Usurpator der National-Souveränität sich den Titel Kaiser beigelegt hatte, wurde mit Willen der Nation, nachdem die republikanischen Streitkräfte (?!?) ihn am 15. Mai 1867 in Querétaro in Kriegsgefangenschaft gebracht haben, in Haft gesetzt, von einem Kriegsgerichte wegen seines Verbrechens gegen die Unabhängigkeit der Nation zum Tode verurtheilt und in Querétaro selbst am 19. Juni 1867 um 7 Uhr Morgens mit den Ex-Generalen Miramon und Mejia hingerichtet. — Friede seiner Asche!"

Wir müssen nun einen chronologischen Irrthum berichtigen, der für uns, die wir im Mittelpunkt von Europa leben, hinsichtlich der richtigen Zeit besteht, in welcher der bedauernswürdige Monarch gestorben ist. Hierfür die 7. Morgenstunde des 19. Juni anzunehmen, ist nur beziehungsweise, nämlich für den Meridian von Querétaro richtig; denn der Meridianunterschied zwischen Mexiko und Centraleuropa beträgt (in runder Summe) nicht weniger als 130 Grade. Dies bringt einen Zeitunterschied von 8 Stunden und 40 Minuten mit sich und zwar derart, daß unsere Uhren gegen jene von Mexiko um $8^1/_3$ Stunden zu früh gehen müssen, oder umgekehrt, die Uhren von Mexiko gehen gegen die unserigen um $8^2/_3$ Stunden zu spät, welch' letzteres

so viel heißt, als: die Zeit, welche in diesem Augenblicke die Uhr in Querétaro anzeigt, haben wir vor 8 Stunden und 40 Minuten hier bereits gehabt.

Hieraus folgt sonnenklar, daß man in Wien, wenn man daselbst vom Standpunkte der absoluten Gleichzeitigkeit in dem wirklichen, genau zutreffenden Augenblicke, in welchem Kaiser Max starb, an dessen Sarg eine weihevolle Erinnerung darbringen wollte, hierzu die Stunde zwischen 10 und 11 Uhr Nachts am 18. Juni wählen müßte. Unseres Wissens wird dieser Gegenstand, der für die Familie des hohen Todten doch nicht ganz gleichgiltig sein kann, hiermit von uns zum ersten Male angeregt.

Selbst die liberale Presse Amerika's widmete dem Monarchen, der mit so viel Heldenmuth gelebt und gestorben, warme Nachrufe. — So sagte z. B. die „Orquesta," ein durch und durch republikanisches Blatt: „Sein Tod ist schweigsam, imponirend, und nicht steht es uns mehr zu, die Asche des Erzherzogs zu stören. Er fiel mit der Tapferkeit und Würde, die seine Stellung in Europa, sein Name und sein hoher Rang erforderten."

Noch prägnanter und ausführlicher äußerte sich über Maximilian die in New-York erscheinende „Tribune," das geachtetste unter allen amerikanischen Blättern, welches, nebenbei bemerkt, stets zu den ganz entschiedenen Gegnern des Kaiserreiches gehörte und dasselbe auf das Hartnäckigste jederzeit bekämpfte, als die ersten telegraphischen Nachrichten von dem Vollzuge der am 14. Juni in Querétaro gefällten Sentenz nach New-York gedrungen waren, nämlich in der Nummer vom 1. Juli, wie folgt:

„Wenn es wahr ist, was unsere Depeschen melden, daß Maximilian erschossen wurde, dann haben die Liberalen Mexiko's die so glorreich aufgerichtete junge Republik mit unnöthiger Grausamkeit befleckt. Glorreich können wir wohl sagen, denn gegenüber dem ausdauernden Muth der Mexikaner in ihren Versuchen, das Kaiserreich zu stürzen, hat die Geschichte nicht viele ähnliche Beispiele aufzuführen. Die Mexikaner waren in Parteien gespalten, und bei Beginn des Krieges waren die Republikaner Rebellen, Insurgenten, die letzten Reste einer besiegten Regierung, welche, gegen die Grenze gedrängt, jeden Augenblick bereit standen, auf unser Gebiet zu fliehen. Mit welcher Energie, Zuversicht und unermüdlichen Ausdauer die kleine Republik die Franzosen, Belgier, Oesterreicher, selbst innere Feinde, wie Ortega

und Santa-Anna, bekämpfte, wird die Geschichte der letzten Jahre erzählen. Juarez hat gezeigt, was die mit Muth verbundene Ausdauer zu leisten vermag. Denn im Grunde war Juarez die leitende Seele des Krieges. Er war der fähigste der mexikanischen Führer, und seine Triumphe waren seiner Sache würdig. Wir glauben, daß wir Mexiko nicht beleidigen, wenn wir sagen, daß ohne die Vereinigten Staaten der Erfolg zweifelhaft gewesen wäre. Amerika hat immer zu Juarez gehalten. Sympathie-Resolutionen zu seinen Gunsten waren in unseren gesetzgebenden Versammlungen populär. Napoleon wurde als Eindringling betrachtet, und die öffentliche Meinung begehrte seine Vertreibung. Als Oesterreich Maximilian Verstärkungen senden wollte, trug die Regierung unserem Gesandten auf, zu protestiren und sich zurückzuziehen. Oesterreich, dem drohenden Preußen gegenüber, Sadowa in dämmernder Ferne, stand von seinem Plane ab. Als Ortega den Rio Grande übersetzen und sich Juarez gegenüberstellen wollte, wurde er durch Sheridan gefangen. Die Stimmung Amerika's war so ernst, die Forderung unserer Regierung so dringend, daß Napoleon gezwungen war, so schnell zu räumen, daß sein Rückzug in der That eine Demüthigung war. Amerika mehr als irgend einem anderen Faktor dankt Mexiko seine Freiheit. Als Verbündete erlaubten wir uns, Juarez zu bitten, sich in seinem Siege großmüthig zu zeigen. Diese Stimme blieb unbeachtet. Vielleicht wurde sie, Dank Seward's Gehum-den-Brei-Methode, gar nicht gehört. Dies muß noch aufgeklärt werden. Gewiß ist jedoch das Eine, daß Maximilian trotz der Bitte der amerikanischen Nation um sein Leben hingerichtet wurde. Wir betrachten diese Hinrichtung als ein Unglück für Mexiko. Was immer auch von seinem monarchischen Unternehmen gesagt werden kann, war Maximilian ein aufgeklärter, liberaler Prinz. Als Oesterreich ihn zum Vicekönig der italienischen Provinzen machte, zeigte er sich gegen die besiegten Lombarden und Venetianer so großmüthig, daß er zurückgerufen wurde. Er war ein vollendeter Gentleman. Sein Ende zeigt, daß er auch ein tapferer, selbst aufopfernder Soldat war. Einen solchen Mann, einen Gefangenen bei lichtem Tag zu erschießen, weil er unglücklich im Kriege war, ist ein Fehler. Dies der ganzen civilisirten Welt zum Trotz zu thun, ist ein Verbrechen. Wir verlangten nur eine kleine Gunst: das Leben dieses unglücklichen, hilflosen Mannes, und sie wird verweigert. Wir geben Mexiko nationale Erfolge, und als Erwiderung verwirft es selbst unsere

Rathschläge, wenn wir ihm Milde empfehlen. In Folge unseres Vorgehens gegen Jefferson Davis empfinden wir diese Behandlung nur noch schmerzlicher. Auch wir hatten eine Classe von Leuten, welche darauf bestanden, daß der Krieg nicht eher zu Ende sei, bis wir den sechzigjährigen Mann gehenkt hätten. Aber der gesunde Sinn des Volkes siegte, und der Führer einer der größten Rebellionen in der Geschichte wurde in Freiheit gesetzt. Wie viel edler wird Amerika mit dem befreiten Davis vor der Welt erscheinen, als Mexiko mit der Leiche eines liebenswürdigen, unglücklichen Prinzen! Ist der lebende Davis etwa gefährlicher, als der todte Maximilian? Ist Amerika durch seine Großmuth etwa schwächer geworden als Mexiko? Im Gegentheil erhielt Maximilian's Name durch die Umstände seines Todes einen Glorienschein, um welchen ihn zu beneiden Davis allen Grund hat. Das Schlechteste, was wir mit einem Verräther hätten machen können, wäre gewesen, ihn zum Märtyrer zu stempeln. Maximilian, der Krone, des Scepters, ja selbst seiner Gattin und seiner Erbschaft beraubt, aus seiner Hauptstadt vertrieben, besiegt und verrathen, konnte wohl nichts Besseres wünschen, als der Welt zu zeigen, daß er wie ein Soldat und Fürst zu sterben wisse. Mexiko hat durch seinen Tod nichts gewonnen. Maximilian würde in die Vergessenheit zurückgekehrt sein; Mexiko hat aus ihm einen Helden gemacht. Juarez erklärt wohl, daß er dem Geschrei des Volkes nicht widerstehen konnte. Ein Staatsmann jedoch, welcher sich durch das Geschrei des Pöbels beeinflussen läßt, ist ein Feigling. Es ist nicht angenehm, derart von Juarez und einer Nation zu sprechen, welche uns sympathisch ist. Aber Mexiko hat durch die Erschießung Maximilian's eine Hälfte des moralischen Werthes seines Sieges eingebüßt."

Es ist leicht erklärlich, daß die Nachricht von der blutigen Katastrophe in Querétaro je nach den Parteistellungen die verschiedenartigsten Urtheile in den unabhängigen Organen der Oeffentlichkeit provocirte. Alle zeigten sich aber darin einig, daß nur der bodenlose Egoismus des Pfaffenthums und die gewissenlose Perfidie der französischen Politik den edlen Prinzen dem Bleie seiner Henker überantwortet habe, während die ultra-clerikalen Blätter in ihrer allbekannten dummdreisten Weise der Welt weiß machen wollten, daß die Todesart des Kaisers nur ein Strafgericht Gottes sei, weil Maximilian sich nicht zum

blinden Werkzeuge der „Schwarzen" hergegeben und den unsinnigen Forderungen der mexikanischen Geistlichkeit mannhaft widerstanden habe.

Was die officiösen Stimmen in Frankreich anbelangt, so begnügten sich dieselben wohlweislich, heuchlerische Krokodillenthränen reichlich zu vergießen und sich in allgemeinen hohltönenden Phrasen zu bewegen. „Diese schwere Niederlage der französischen Politik," lautete im Hauptsächlichen ihr Resumé, „dürfe kein französisches Herz freuen. Der Untergang der Monarchie in Mexiko verschließe Nordamerika vor der Action Europa's; er versetze der lateinischen Race in jenem großen Continente einen tödtlichen Schlag und hat für die Finanzen, die Politik und den Handel Frankreichs die Bedeutung eines Unheils (desastre)." — Eines wohlverdienten, fügen wir hinzu.

„Die indianische Streitaxt" (The Tomahawk), ein neues satyrisches Wochenblatt in London, illustrirte dagegen in seiner am 18. Juli 1867 ausgegebenen Wochennummer im Punkte der mexikanischen Frage Louis Napoleon's Sündenregister auf eine so zutreffende und drastische Weise, daß wir nicht umhin können, dem Leser hiervon umständlich Mittheilung zu machen.

Ein einziger Carton schmückt die in Rede stehende Nummer des Blattes. Dieser Carton ist betitelt: „Banquo beim Bankett" und trägt die Worte: „Macbeth von Frankreich zu Banquo von Mexiko: Du kannst nicht sagen, daß ich's that."

Auf dem Bilde sieht man Louis Napoleon vor Schrecken vom Sessel aufspringend; die Hände sind in das Tischtuch gekrallt. Der Tafel entlang gewahrt man theils stehend, theils sitzend, den König von Preußen nebst Bismark, den Sultan, den Czar und andere Hoheiten. Zunächst dem Franzosenkaiser befindet sich der Kaiser von Oesterreich, der auf die Säule des Gemaches deutet, in welchem die Gestalt des auf nackter Brust seine Schußwunden zeigenden Kaisers Max in gespenstischem Dämmerlichte flimmert.

Ein langer Brief steht an der Spitze des Blattes, betitelt: „Der selige Kaiser Max an den gegenwärtigen Kaiser der Franzosen."

Da die vollständige Wiedergabe dieses Sendschreibens eines Todten uns zu viel Raum hinwegnehmen würde, wollen wir uns begnügen, die interessantesten und schwerwiegendsten Stellen desselben hervorzuheben.

„Ich will nicht zu weit in die Geschichte zurückgreifen," heißt es unter Anderm darin, „der Purpur Ihres kaiserlichen Gewandes hat bisher schon so manchen Blutflecken verhüllt; der Ruhm Ihrer Erfolge hat schon

manches Auge geblendet, so daß es den Verrath und die Grausamkeit übersah, womit er errungen wurde. — Um dem Rufe nach militärischer Gloire Genüge zu leisten, unternahmen Sie die mexikanische Expedition. Im Vertrauen auf Ihre Versprechungen ließ ich mich zum Kaiser machen. — Nachdem aber der Norden der Vereinigten Staaten über den Süden gesiegt hatte — ein Ereigniß, dessen Möglichkeit Sie mit Ihrer wunderbaren Voraussicht wohl hätten in Anschlag bringen können — trat Ihnen plötzlich das Verlangen der Union entgegen, Mexiko sofort zu räumen. Sie, die größte Militärmacht der Welt, Sie, der Schiedsrichter über das Geschick der Nationen, Sie, dessen Stirnrunzeln Europa zittern machte, zogen Ihre Truppen über Hals und Kopf ohne die leiseste Widerrede zurück.

„Mit meinem Blut habe ich den Vertrag gesiegelt, unter den ich meinen Namen gesetzt. Gegenüber Ihrem Namen fehlt bis jetzt ein solches Siegel; allein — es wird auch kommen! —

„Glauben Sie mir, obwohl ich nur ein Gespenst bin, daß alle Handelsverträge, die sie schlau zusammenschmieden können, alle triumphirenden Friedenshymnen, die Ihre besoldeten Poëten verfertigen, alle Tempel der Industrie, die Sie mit geplündertem Gelde erbauen, alle Flittergoldbilder der Freiheit, die Sie Ihren Unterthanen als Kinderspielzeug bieten, alle erheuchelten Bekenntnisse des Liberalismus, die Sie mit wohlgedrillter Zunge aufsagen, nicht im Stande sein werden, Sie vor dem Sturze und der Schmach zu bewahren, die Ihrer warten.

„Schon sehen die bisher getäuschten Anbeter Ihrer Macht das Ende der Strohhalme, womit Ihr Idol ausgestopft ist. Schon erinnert sich das so lange in den Schlaf gewiegte Gewissen, des Schreiens der gemordeten Opfer der December-Nacht. Schon hört man die Stimmen der großen Intelligenzen, die bisher geknebelt waren, wieder durch das Land hin tönen. Schon fängt Jung-Frankreich zu begreifen an, daß es würdigere Gegenstände für Männer gibt, als geschmückte Metzen, glänzende Feste der Ausschweifung und prachtvolle Boulevards. Ihre Regierung begann mit Verrath und Brutalität — dafür wird Ihr Ende Ohnmacht und Entwürdigung sein, und die Dynastie, die Sie zu gründen hofften, wird zerstört sein, ehe sie recht gegründet wurde. — Mögen Ihre Nachkommen lernen, mit Ehre dem Lande zu dienen, das Sie durch schnöde List zu versklaven gewußt haben.“ — — —

XV.

Das Nachspiel von Querétaro.

General Mazzaredo lag bereits seit mehreren Wochen im kühlen Grabe, und Don Altamira wäre schon längst wieder reisefähig gewesen, um mit seinen Lebensrettern Stanglhuber und Osman nach der Hauptstadt aufbrechen zu können, wenn nicht deren Belagerung, welche bis zum 21. Juni andauerte, unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt hätte. — Zudem stand es noch in Frage, ob die siegreichen Liberalen geneigt waren, sich der geheimen Dienste zu erinnern, die ihnen Don Altamira seit Jahren geleistet, oder ob sie nicht etwa, wie schon mehrere eclatante Fälle vorlagen, es vorzogen, das Blatt umzuwenden, und in Altamira blos den einstigen kaiserlichen Parteigänger zu erblicken, in welchem Falle seine bei Maravatio unterbrochene Hinrichtung nur aufgeschoben gewesen sein würde.

Außerdem gab es für Osman-Bey und Stanglhuber keinen dringenden Grund nach der Hauptstadt zurückzukehren, seit sie den Baron, Zoraïde und Alice nach Europa abgereist wußten. — Sie verhielten sich also sammt ihrem Schützlinge Altamira ruhig und unangefochten in Maravatio, woselbst auch Wenzel mit dem Neger Basileo und der Mulattin Anita aus Huitzlo im Campanariogebirge schon seit einiger Zeit glücklich eingetroffen war.

Don Altamira war ernst, düster, in sich gekehrt, seit er durch die Bekenntnisse seiner ehemaligen Diener seinen schrecklichen Irrthum erkannte, seit er zu seiner tiefen Beschämung ersah, daß er, der „vielseitige Diplomat," der, wie die ganze Welt, auf seine seltene Schlauheit und Gewandtheit in der Intrigue so große Stücke hielt, von einem unwissenden Halbblutpfaffen, wie Teófilo, hinters Licht geführt, und als bloßes Werkzeug mißbraucht worden war. — Anderseits erleichterte es sein Gewissen, daß er Elvira nicht, wie er bisher vermeinte, erdrosselt habe, und daß er auch Gonzales gegenüber Vieles wieder gut machen könne, wie er denn denselben bereits am Tage seiner schweren Erkrankung wieder in seine Rechte als Sohn und Erbe eingesetzt hatte.

Nur ein Punkt blieb noch immer unaufgeklärt. Wodurch war Elvira's Wahnsinn verursacht worden? Hierüber schwiegen sowohl Basileo als Anita hartnäckig. Es stand aber fest, daß Beide, oder wenigstens eines von ihnen in der Lage gewesen wären, diese dunkle Stelle aufzuhellen. Wenzel, der, wie wir schon ein Mal andeuteten, zur Mulattin in sehr nahen Beziehungen stand, hatte von ihr in süßen, traulichen Stunden Worte vernommen, welche zur Voraussetzung berechtigten, daß nur die Furcht vor Basileo sie abhielt mit der Wahrheit herauszurücken.

Stanglhuber und Osman hielten daher öfters Rath, wobei sie die einzelnen Aeußerungen Anita's, die Wenzel hinterbracht hatte, nach allen Richtungen der schärfsten Kritik unterzogen, um daraus weitergehende Conjecturen zu bilden.

„Es ist zweifellos," begann Osman bei einer solchen Unterredung, als beide Freunde bereits über vierzehn Tage sich fruchtlos die Köpfe zerbrochen hatten, „es ist zweifellos, daß der Schurke Teófilo eine Art indianischer Tausendkünstler war, wenigstens scheint er die Kunst des Schlangenbändigens vollkommen weggehabt zu haben."

Stanglhuber schlug sich vor die Stirne.

„Ich hab's!" rief er freudig aus, „Musumba, Basileo's Vater war gewiß ein Vaudoux, von denen wir hier in Mexiko schon so viel gehört, und wie Anita erzählte, bestand zwischen dem alten Neger und Teófilo, eine sehr dicke Freundschaft. Hm! Sollte nicht auch Basileo dieser furchtbaren geheimnißvollen Secte angehören? Da müßten wir um unserer eigenen Haut willen sehr auf der Hut sein."

„Und ich neige mich der Ansicht zu," bemerkte Osman, „daß die Mulattin wirklich nicht in alle Geheimnisse ihres schwarzen Herrn Gemals eingeweiht ist. Wenn ich nicht irre, werden nur Männer als Wissende von den Vaudoux aufgenommen; die Weiber spielen blos bei ihren schändlichen Schlußorgien eine Rolle."

Beide Freunde beriethen nun das geeignete Mittel um in der Sache klar zu sehen.

Eine Stunde später verließ Basileo, um in einer nahen Hacienda Einkäufe zu besorgen, stolz und hoch zu Roß Maravatio. Wie alle Neger dünkte er sich reich und vornehm, als er ein Pferd unter sich hatte, das mit einer prächtigen Schabracke und zahllosen Troddeln nach mexikanischer Sitte reich geziert war, und es erhöhte selbstverständlich nur sein Vergnügen, als ihm bei seiner Entfernung von Stangl-

huber bedeutet wurde, daß das ausgezeichnete Thier sein Eigenthum sei, er sich also hüten solle, dasselbe nach Negermanier schon am ersten Tage zu Schanden zu reiten. Als Basileo Maravatio im Rücken hatte, wurden auch Anita und Wenzel unter ähnlichem Vorwande aus dem Hause entfernt, wiewohl nur auf einige Stunden.

Nun gingen Stanglhuber und Osman an eine genaue Untersuchung der Effecten des Negers und der Mulattin. Unter den Sachen der Letzteren ließ sich gar nichts Bedenkliches entdecken. Aber als man Basileo's wohlverschlossene Truhe aufsprengte, fand man in einem Ledersacke nebst des Negers Sparbüchse auch eine Blechbüchse, welche verschiedene sonderbare Kräuter, zwei kleine Phiolen mit einer wasserklaren Flüssigkeit, eine Anzahl Wachskügelchen, endlich Häute und Zähne von Klapperschlangen enthielt, vor.

Stanglhuber steckte diese Blechbüchse, die einen so merkwürdigen Inhalt barg, zu sich. Er befahl Fernandez, welcher in's Vertrauen gezogen worden war, alles so einzurichten, daß man einen von Außen stattgehabten Einbruch muthmaßen müsse. Sodann solle er alle Effecten, welche die nach dem Garten gehende Kammer barg enttragen, und selbe entweder wohl verbergen, oder vernichten.

Fernandez, dessen Geschicklichkeit und Verschwiegenheit schon ganz andere Proben bestanden, entledigte sich seines Auftrages binnen einer Stunde vollständig.

„Jetzt sind wir, Gott sei Dank, selbst vor Vergiftung sicher, und ich hoffe, daß in der Büchse sich auch ein Gegengift befinden wird, um Elvira vollkommen herzustellen," sagte Stanglhuber, als Alles in Ordnung war, und man nun der Rückkehr der drei Entsendeten mit Ruhe entgegen sehen konnte.

„Es wird sich wohl ein Mittel finden, um Basileo kirre zu machen," setzte Osman lächelnd hinzu, „vor Allem muß er aber wirklich glauben, daß er von Dieben bestohlen wurde. In Mexiko werden wir dann in einem anderen Tone mit ihm sprechen."

Basileo, Anita und Wenzel kehrten so ziemlich zur selben Abendstunde nach Hause zurück. — Stanglhuber und Osman thaten höchst erstaunt, als der Neger jammernd und händeringend in's Zimmer stürzte, und unter Schluchzen und Thränen erzählte, daß er und sein Weib bis auf das letzte Hemde bestohlen worden seien.

Stanglhuber ließ den Verzweiflungsausbrüchen Basileo's über eine halbe Stunde freien Lauf; als aber auch Anita dazu kam,

und in das ohrenzerreißende Geheul ihres Gatten einstimmte, that er endlich der widerlichen Scene etwas durch die Frage Einhalt, wie groß denn eigentlich der Verlust sein möge.

Mit wunderbarer Zungenfertigkeit schnatterten nun Basileo und Anita eine Rechnung durcheinander, in der auch nicht der kleinste Lappen vergessen wurde, und den Inhalt der Sparbüchse, in der sich nur 30 Piaster in Gold befunden hatten, multiplicirte der Neger in der Geschwindigkeit mit zehn, während die Gesammteffekten, für die ein Jude kaum zwanzig Piaster gegeben hätte, beiläufig auf mehr als hundert bewerthet wurden.

Stanglhuber that sehr mitleidsvoll über den großen Verlust, den das edle Paar erlitten hatte, und warf schließlich dem Neger einen Beutel mit 500 Piaster als Entschädigung zu, bemerkend, daß der Diebstahl nur durch die Nachlässigkeit der Hausdienerschaft, welche das Hausthor unversperrt gelassen, möglich gewesen sei.

Das Gesicht des Negers strahlte vor Vergnügen. Er und sein Weib hatten durch den ihnen zugefügten Diebstahl wenigstens 400 Piaster verdient, und in Basileo's Zügen stand zu lesen, daß er nichts sehnlicher wünsche, als recht bald wieder bestohlen zu werden.

Stanglhuber fand es daher angezeigt, ausdrücklich zu erklären, daß Basileo und Anita in Zukunft ihr Eigenthum besser zu bewahren hätten, da er ein zweites Mal unter keiner Bedingung etwas zu ihrer Schadloshaltung beitragen würde.

Dieses Intermezzo ereignete sich in der Behausung unserer Freunde in Maravatio schon zu Ende Mai. — Sie waren daher genöthigt noch lange zuzuwarten, bis sie nach der Hauptstadt aufbrechen konnten.

Wir wollen nun diese Pause benützen, um über den Verlauf und das Ende der Belagerung der Hauptstadt das Wesentlichste zu berichten.

Nach jener total verunglückten Expedition, welche General Marquez zum Entsatze von Puebla unternommen hatte, und welche wir in dem früheren Capitel „Verzweiflungskämpfe" bereits eingehend schilderten, wurde die Cernirung der Hauptstadt von Porfirio Diaz nur mangelhaft, nämlich nur insoweit vorgenommen, als es seine Streitkräfte gestatteten, denn Diaz mußte nicht nur eine Garnison in Puebla zurücklassen, sondern auch überdies von seinem Armeecorps 5000 Mann zu Escobedo bei Querétaro stoßen lassen, wo, wie wir schon wissen, gegen Mitte April die liberalen Truppen, der

kleinen, aber heldenmüthigen Schaar der Kaiserlichen gegenüber, einen sehr harten Stand hatten, und enorme Verluste an Todten und Gefangenen erlitten.

Porfirio Diaz, der dem flüchtigen Marquez von San Lorenzo auf dem Fuße nachgefolgt war, schlug am 13. April sein Hauptquartier, in dem eine halbe Meile von Mexiko südwestlich gelegenen kaiserlichen Lustschloße Chapultepec auf. Von diesem Tage datirt die Belagerung von Mexiko, dessen Vertheidigungswerke nur nothdürftig armirt, und kaum mit der Hälfte der erforderlichen Anzahl von Truppen besetzt waren.

Diaz hielt offenbar den Feind für weit stärker, als es der Fall gewesen, denn sonst hätte er im ersten Anlaufe in die Stadt einzudringen vermocht. Statt dessen machte er sich auf eine regelrechte Belagerung gefaßt, sammelte seine Truppen vollständig, und ließ von Puebla Geschütz schwersten Calibers herbeischaffen. Diese Frist benützte der tüchtige kaiserliche General Don Ramon Tabera, der die unmittelbare Leitung der Vertheidigung in die Hand genommen hatte, auf das Beste. Die kaiserliche Garnison wurde auf 6000 Mann gebracht, und fast 100 Geschütze mehr in den verbesserten und vermehrten Fortifikationen aufgestellt; im Arsenale arbeitete man von nun an Tag und Nacht.

Noch vor Ende April hatte jeder Verkehr der Hauptstadt mit Außen aufgehört; die Cernirung war von Diaz vollständig durchgeführt worden.

Von Querétaro fehlte jede verläßliche Nachricht. Man wußte blos, daß der Kaiser mehrere Angriffe zurückgeschlagen hatte, sich jedoch in großer Bedrängniß befinde.

Am 15. Mai gegen Abends tauchte plötzlich in Mexiko die Nachricht auf, daß der Kaiser am Morgen dieses Tages in Gefangenschaft gerathen sei. Und wie gelangte diese Kunde in die Stadt? Diaz ließ aus seine Batterien bei Guadeloupe ein Dutzend Granaten werfen, welche statt mit Pulver mit Papierstreifen gefüllt waren und auf welchen das Telegramm Escobedo's abgedruckt war, womit er der liberalen Armee von Mexiko die Einnahme Querétaro's anzeigte.

Man hielt jedoch, da bisher so viele falsche Nachrichten aufgetaucht waren, diese auf so ungewöhnlichem Wege zugekommene Botschaft nur für eine List um die Capitulation Mexiko's zu erzielen.

Die Offiziere und fremden Truppen hatten als Männer von Ehre beschlossen, so lange die Vertheidigung fortzusetzen, und sich nöthigenfalls bis auf den letzten Mann zu opfern, bis nicht ein Befehl ihres Kaisers

sie zur Uebergabe aufforderte, oder die Gefangennahme Maximilian's zweifellos bestätigt war. — Wenn der Kaiser wirklich gefangen ist, lautete ihr Raisonnement, so liegt es ja im Interesse der Liberalen selbst, den Befehl des Kaisers den fremden Truppen zukommen zu lassen, und da dies nicht geschieht, ist folglich die Gefangennehmung des Kaisers eine Unwahrheit.

Der tapfere Oberst Graf Carl Khevenhüller hatte die Absicht sich mit seinen Hußaren nach Querétaro durchzuschlagen; aber die Hungersnoth wurde schon so groß, daß man zur Ernährung der Truppen Pferde schlachten mußte, und die armen Thiere selbst waren aus Futtermangel gänzlich herabgekommen und entkräftet.

Porfirio Diaz ermangelte nicht den Belagerten gegen Ende Mai in der bestimmtesten Form mitzutheilen, daß der Kaiser nicht nur gefangen, sondern auch wider denselben der Proceß bereits eingeleitet sei. Er garantirte ferner den fremden Truppen das Leben, falls sie sich von nun an neutral verhielten, ja er verpflichtete sich sogar denselben, falls sie sich aus Mexiko zu ihm durchschlagen wollten, zu ihren Gunsten eine Diversion zu unternehmen, und für ihre Verpflegung bis Veracruz zu sorgen. — Diaz fügte bei, daß ihn hierzu der Wunsch bestimme, der unglücklichen Stadt die Schreckniſse einer Erstürmung mit den Waffen in der Hand zu ersparen, denn er wäre dann nicht im Stande seine Truppen von einer Plünderung zurückzuhalten.

Am 3. Juni gelangten an Marquez zwei Telegramme des Kaisers; eines derselben berief Herrn v. Magnus nach Querétaro, das zweite war an den nordamerikanischen Consul Otterburg mit der Aufforderung gerichtet, sich des Prinzen Salm als nordamerikanischer Bürger anzunehmen.

Marquez trug Sorge, daß der Inhalt dieser Telegramme in der Stadt nur in dem Sinne verlautete, welcher ihm zu Gesichte stand. Es hieß allgemein: Herr v. Magnus, sowie der österreichische und belgische Geschäftsträger seien nur nach Takubaya übersiedelt, um sich über die Lage der Dinge in Querétaro zu vergewissern. Man sprengte aus, daß die beiden in Rede stehenden Telegramme höchst wahrscheinlich von den Liberalen gefälscht seien, um ihre neuerlichen Niederlagen, die sie durch den Kaiser erlitten, zu bemänteln.

Marquez ging noch weiter. Tags darauf (4. Juni) erschien im „Diario del Imperio" ein kaiserliches Handbillet neuesten Datums, welches ankündigte, „daß Seine Majestät bereits auf dem Wege nach

Mexiko sich befinde, daß jedoch der große Train und die der Colonne massenhaft angeschlossenen Familien Querétaro's die Ankunft verzögern dürften, und daß Seine Majestät hoffe, daß die Hauptstadt sich bis dahin halten werde."

Dieses Handbillet war natürlich nichts als eine schamlose, freche Fälschung des elenden Marquez. Leider erreichte er damit seinen Zweck. Die fremden Truppen, von exemplarischer Pflichttreue beseelt, gaben nun jeden weiteren Gedanken an eine Capitulation auf. Sie wollten dem Kaiser die Stadt erhalten um jeden Preis.

Eine neue Reihe der blutigsten Kämpfe begann. — In diesem sechzehntägigen Ringen um Sein und Nichtsein, vollbrachten die fremden Truppen Wunder der Tapferkeit, obgleich sie mit Noth und Entbehrung und mit dem letzten Aufwande ihrer erschöpften Kräfte kämpften. Es galt ja ihrem Kaiser die Stadt zu erhalten, vor deren Thoren er stündlich mit so großer Sehnsucht erwartet wurde.

Alle Lebensmittel mangelten; die Weiber revoltirten, das Volk durchzog, vor Hunger brüllend, die Straßen und Alles war in höchster Aufregung ob des beständig von den Liberalen angekündigten allgemeinen Sturmes auf die Stadt. Fortwährend platzten Granaten in den Straßen; ganze Stadtviertel waren buchstäblich dem Hungertode nahe. Dazu riß unter den mexikanischen Truppen der Verrath ein. Drei Schanzen wurden von ihnen dem Feinde verkauft; die Besatzung ging zum Feinde über, nachdem sie ihre Offiziere niedergemacht hatte, aber jedesmal füllten die unermüdlichen fremden Truppen noch rechtzeitig die Lücke aus.

Der Feigling Marquez betheiligte sich nirgends persönlich an dem Kampfe. Um so eifriger beschäftigte er sich aber mit Erpressungen, deren Ertrag zumeist in seine Tasche wanderte, denn die Truppen erhielten nur einen Theil ihres Soldes, obwohl mehrere Millionen Piaster mit dem grausamsten Raffinement aufgetrieben worden waren. So ließ z. B. Marquez den Schwiegervater des französischen Gesandten Dano in einem dem feindlichen Geschützfeuer am meisten ausgesetzten Gefängnisse zu Santiago so lange einsperren, bis er eine halbe Million zahlte.

Der Marchese de Guadeloupe konnte die ihm auferlegte Contribution wirklich nicht zahlen, weil ihm seine verwüsteten Haciendas schon seit ein paar Jahren nichts mehr eintrugen. Marquez ließ ihm Haus und Küche besetzen und es durfte in letzterer so lange kein

Feuer gemacht werden, bis er sich entschloß, Geld aufzunehmen. Mehrere Mitglieder seiner Familie waren krank und nicht einmal ein warmer Thee durfte an selbe verabreicht werden!

Andere ließ er sammt Weib und Kindern auf das Dach von Santiago anbinden, wo jeden Augenblick eine Granate platzte, oder vorbeisauste. Mehrere dieser Unglücklichen wurden dort getödtet. — Auch der preußische Generalconsul, Herr Bereke, ein würdiger alter Herr, wurde in's Gefängniß geworfen, und erst freigelassen, als er den letzten Thaler hergegeben hatte.

Als Kaiser Maximilian kurz vor seinem Tode von diesen und anderen Schandthaten des Schuftes Marquez hörte, that er eine Aeußerung, welche ihm sehr zur Ehre gereicht: „Wenn ich je wieder zur Macht gelangt wäre," sagte der Kaiser, „so würde ich Lopez verziehen haben, aber Marquez müßte ohne Gnade hängen!"

Die große Hungersnoth, welche sich so bitter fühlbar machte, war eigentlich nicht begründet, denn es gab noch namhafte Maisvorräthe in der Stadt, aber die Regierung war mit Recht so verschrieen, daß die Eigenthümer ihre Waare nicht anmeldeten. Man hätte sie ihnen abgenommen, ohne je einen Centavo dafür zu bezahlen.

Der Handel stockte ganz. Alle Magazine, Café's und Hôtels waren gesperrt, die Einwohner begannen zu Tausenden auszuwandern.

Als kaiserlicher Polizeichef von Mexiko fungirte General O'Horan, welcher erst vor ein paar Jahren von den Liberalen übergegangen war und mit denselben noch immer Beziehungen unterhielt. Er begab sich öfters Nachts vor die Schanzen hinaus, wechselte Losung mit dem Feind und verschwand. Er gab vor, Nachrichten einzuholen. In Wahrheit unterhandelte er aber mit dem Feinde, im Auftrage des Generals Marquez, der um sein Leben besorgt war. — Diese geheimen Zusammenkünfte des Generals O'Horan erklären jetzt, warum die Kaiserlichen bei jedem Ausfalle auf eine dreifache Macht des Feindes stießen und denselben stets gut vorbereitet fanden, wie z. B. auch am 9. Juni, wo ein Ausfall bei der Garita San Antonio Abad neun Offiziere kostete, darunter Oberstlieutenant Kurzbaur, Major Pekets, Hauptmann Sutter und Hammer schwer verwundet und Rittmeister Schädtler todt. Die Liberalen verübten bei dieser Gelegenheit eine schändliche, durch nichts zu rechtfertigende Grausamkeit. Trotz der weißen Flagge, welche die Kaiserlichen nach Abbruch des Gefechtes aufhißten, um die Verwundeten abzuholen, unterhielten die Liberalen ein

mörderisches Feuer. Die Kaiserlichen zogen sich daher nothgedrungen zurück in der guten Meinung, daß der Feind die Sorge für die Verwundeten selbst übernehmen wolle. — Aber die Liberalen waren so herzlos, sich um die Verwundeten nicht zu kümmern. Sie ließen die Blessirten einfach liegen, so daß selbe hilflos und verlassen elendiglich verhungerten. Als man nach der abgeschlossenen Capitulation in den Schanzgräben nachsah, hatten die Aasgeier (zapilotes) die Leichname schon stark angefressen und andere waren entsetzlich aufgebläht!

General O'Horan wurde von einem wohlverdienten Schicksale ereilt. Als die Stadt eingenommen war, wollten die Liberalen von seinen ihnen geleisteten Diensten nichts wissen. Er produzirte Dokumente, aus denen zweifellos hervorging, daß er während der ganzen Belagerung dem feindlichen Hauptquartier jedes wichtige Ereigniß verrathen hatte. Man nahm ihm diese Dokumente ab und — erschoß ihn. Ein wohlverdienter Lohn.

Doch kehren wir zur Belagerung von Mexiko zurück. — Noch immer traf keine Nachricht aus Querétaro ein. Da kam plötzlich am 15. Juni der kaiserliche General der Artillerie, Don Ramirez Arellano mit der Freudenbotschaft an, „daß er der kaiserlichen Colonne, die in 2—3 Tagen aus der Hauptstadt eintreffen werde, vorausgeeilt sei und daß Seine Majestät mit dem ganzen Train ankomme."

Tags darauf wurde diese Nachricht an allen Straßenecken affichirt; Musik zog durch alle Straßen, feierliches Glockengeläute ertönte und der Jubel war allgemein.

Die Liberalen in der Meinung, daß in der Stadt gegen die Kaiserlichen eine Revolution ausgebrochen sei, rückten vor. Man ließ sie überall bis auf 200 Schritte an die Schanzen herankommen, empfing sie aber dann mit Büchsenkartätschen. Ueber 2000 Mann soll hierbei der Feind verloren haben.

Arellano hatte im Einverständnisse mit Marquez, der ihn mit Geld bestochen, nur eine nichtswürdige Comödie gespielt, welche aber nicht lange dauerte. — Am 19. Juni Abends erhielt Oberst Graf Khevenhüller aus Takubaya einen Brief vom Baron Lago.

Dieser Brief war mit dem Gesandtschaftssiegel versehen, und enthielt überdies ein verabredetes geheimes Zeichen. An der Echtheit konnte also nicht gezweifelt werden.

Der Inhalt lautete kurz: „Ich komme von Querétaro, wo ich den Kaiser im Gefängnisse gesprochen habe. Se. Majestät befiehlt mir

Ihnen dies officiell mitzutheilen, und Sie zur Capitulation aufzufordern, so wie jedem weiteren Blutvergießen Einhalt zu thun.— Ich bin u. s. w."

Die fremden Truppen erfuhren mithin die Gefangennahme des Kaisers erst mit Gewißheit am 19. Juni Abends, also nachdem der Kaiser bereits am selben Tage Früh 7 Uhr erschossen worden war!

Die Obersten Grafen Khevenhüller, Graf Wickenburg und Alfons von Kodolich begaben sich unverzüglich mit diesem Briefe zu General Tabera und erklärten sich auf Allerhöchsten Befehl an keiner Action mehr zu betheiligen.

Außerdem hatte Baron Lago mit Porfirio Diaz Capitulationsbedingungen eingegangen, wornach sämmtliche Fremdentruppen sich an keiner weiteren Action mehr zu betheiligen, und unter weißer Flagge den kaiserlichen Palast zu beziehen hatten.

General Tabera wollte am 20. Juni nun auch für die mexikanischen Truppen eine Capitulation eingehen, was jedoch Porfirio Diaz rund abschlug, und so begann denn Abends 6 Uhr die Kanonade von Neuem. Die Fremdentruppen zogen nun, gemäß des von Baron Lago abgeschlossenen Vertrages in den kaiserlichen Palast.

Auf dieses hin gab Marquez sein Spiel verloren. Er versteckte sich. — Die mexikanischen Truppen verließen ohne ein Commando hierzu abzuwarten alle Schanzen, und Diaz rückte am 21. Juni Morgens 3 Uhr in bester Ordnung in die Hauptstadt ein.

Mit Hilfe seiner guten alten Freunde, der „Schwarzen", entkam Marquez, ungeachtet auf seinen Kopf ein großer Preis gesetzt war, und jeder achtbare Bürger es sich zur Ehre geschätzt haben würde, den elenden Räuber und Mörder endlich der Nemesis zu überantworten. — Die erste Nacht brachte er in einem etwas unbequemen Bette zu, nämlich in einem Sarge auf dem Friedhofe hinter der Jesuitenkirche. Was dann weiter mit ihm geschah, könnten vielleicht nur die — Jesuiten Auskunft geben. Für die übrige Welt schien der Spitzbube seitdem wirklich verschollen zu sein. Niemand sah und hörte mehr etwas von ihm. Vor Kurzem trafen jedoch Nachrichten aus Habaña, dem beliebten Zufluchtsorte aller mexikanischen Hochverräther und Generaldiebe, ein, daß Marquez dort im December 1867 von New-Orleans angelangt sei, und auf der „Perle der Antillen" seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen gedenke. An Mit-

teln zu einer sorgenfreien Existenz wird es ihm wohl nicht fehlen; geraubt und erpreßt hat er wenigstens sein lebelang genug.

Weniger glücklich war General Vidaurri; statt sich nach der Besetzung von Mexiko zu melden, und dadurch sein Leben zu retten, zog er es vor, sich in einem Hause der Straße Camillo zu verstecken, wurde aber denuncirt, verhaftet und ohne langen Proceß auf dem Platze, während eine Militärmusikbande lustige Weisen aufspielte, von rückwärts erschossen.

General Castillo in Querétaro, welcher gleichfalls hingerichtet werden sollte, wurde dadurch gerettet, daß der Telegrafenbeamte das betreffende Telegramm irrthümlich nach Potosi, statt nach Querétaro abgab. Der dadurch entstandene Zeitverlust ermöglichte es seinen Freunden, sein Leben zu erbitten.

Ueberhaupt legte Juarez, nachdem der Widerstand der Kaiserlichen völlig gebrochen war, eine anerkennenswerthe Milde an den Tag. Vom 25. Juni ab wurde kein Gegner, der sich freiwillig stellte, mehr erschossen. Es erfolgten zwar noch viele Verurtheilungen zur Kerkerhaft, wie z. B. der Herren Eloin, P. Fischer, Oberst Schäffer, des Prinzen Salm-Salm u. s. w. jedoch offenbar nur der Form wegen, denn die Meisten wurden nach kaum gefälltem Urtheilsspruche in Freiheit gesetzt, und am 1. December 1867 wiesen die mexikanischen Gefängnisse keinen einzigen Insaßen wegen Hochverrathes aus.

Diese humane Praxis ist jedenfalls der liebenswürdigen Frau Juarez zu verdanken, welche, wie wir schon im früheren Capitel erwähnten, sowohl auf ihren Gemal, als auch auf die liberale Partei ihres Landes einen unbegrenzten Einfluß ausübt, und denselben gewiß nicht vergeblich zu Gunsten des unglücklichen Monarchen geltend gemacht haben würde, wenn sie nicht leider erst nach der Katastrophe von Querétaro aus New-York in Mexiko eingetroffen wäre.

Die Fremdentruppen, welche für den Fall ihrer Neutralität bei fernerem Kampfe von Porfirio Diaz Leben und Eigenthum garantirt erhalten hatten, marschirten am 26. Juni aus der Hauptstadt Mexiko ab; die Offiziere mit Waffen, die Mannschaft ohne Waffen und Rüstung. In Puebla angelangt, wurde die Colonne auf Befehl des Präsidenten Juarez zurückgehalten, da er die von Diaz abgeschlossene Capitulation nicht anerkennen wollte.

Der Obergeneral, welcher der Republik so große Dienste geleistet hatte, und durch sein ritterliches Benehmen bei Freund und Feind mit

Recht populär geworden war, protestirte gegen diesen Bruch seines gegebenen Wortes, und legte sein Commando nieder.

Juarez, der es auf ein Pronunciamento des so beliebten Generals nicht ankommen lassen durfte, gab nach und nach einmonatlichem Aufenthalte in Puebla rückten die Fremdentruppen nach Veracruz ab, wo selbe auf dem französischen Packetboote „Panama" eingeschifft wurden.

Nebenbei müssen wir hier noch erwähnen, daß auch Veracruz der letzte Ort, wo die kaiserliche Fahne wehte, — am 29. Juni 5 Uhr Nachmittags den Liberalen die Thore öffnete, welche Stadt und Festung ohne Blutvergießen und ohne Exzesse besetzten. Die kaiserliche Besatzung hatte aus 1200 Mann bestanden, darunter 400 ehemalige Dupin'sche Contre-Guerillas, Oesterreicher, Italiener und Spanier. Letztere waren ehemalige Freibeuter aus Habañah, wahres Galgengelichter. Die Bewohner von Veracruz, von dem Wunsche beseelt ihrer ungebetenen Gäste endlich los und ledig zu werden, schossen freiwillig das Geld zusammen, um der gesammten Garnison den rückständigen Sold bis auf den letzten Heller zu bezahlen, worauf die kaiserlichen Truppen sich am 29. Juni um 9 Uhr Nachmittags am Bord des spanischen Kriegsschiffs „Tabasco" einzuschiffen begannen. — Von dieser Stunde an stand ganz Mexiko nach sieben Jahren wieder vollständig unter republikanischem Regime, und es dürfte sich in Europa wohl Niemand mehr finden, um die Installirung eines dritten Kaiserreichs auf den Höhen von Anahuac zu versuchen. — Die republikanische Regierungsform bleibt also, wenn dies wirklich ein Glück ist, für Mexiko gesichert, seine Selbstständigkeit ist aber schon zur Stunde dennoch untergraben; die Vereinigten Staaten werden, eher als man es glaubt, den Lohn der guten Dienste eincassiren, die sie zum Sturze des zweiten Kaiserreiches geleistet haben. — Nichts kann und wird Nordamerika hindern die Monroë-Doctrin, wornach die Yankées Amerika bis zur Landenge von Panama für sich in Anspruch nehmen, bis auf ein Jota durchzuführen, und die Länder, die dabei der Annexion verfallen, werden sicherlich besser fahren, als jetzt. Die lateinische Race, die Franzosen mit inbegriffen, besitzt nun einmal kein Colonisationstalent. Noch nie und nirgends hat sie es verstanden, in fremden Himmelsstrichen die Errungenschaften ihrer Waffen durch die Eroberungen der Industrie und der Civilisation zu befestigen und zu kräftigen, denn die Basis ihrer Administration war von jeher eine rohe Vergewaltigung des Besiegten, welche im vorhinein das Princip des Selfgouvernements ausschließt, und indem sie die Aussau-

gung der Colonien zum Endzwecke hat, deren frühere oder spätere Trennung vom Mutterlande als nothwendige Consequenz in sich birgt.

Sehen wir uns nun wieder nach unseren alten Bekannten in Maravatio um. — Kluger Weise hatten sie beschlossen, den Sturm der Ereignisse vollends austoben zu lassen, bevor sie ihre Reise nach der Hauptstadt antreten würden. Der größeren Vorsicht wegen, wurden zudem mit Don Altamira's Aeußerem einige Veränderungen vorgenommen. Er ließ sich die Kopf-Haare und den Bart scheeren, die er durch falsche ersetzte. Der amerikanische Consul in Mexiko war so freundlich ihm einen Paß als Bürger der Vereinigten Staaten zukommen zu lassen, und so durfte er hoffen, sich in der Hauptstadt die kurze Zeit, die er dort zu verbringen gedachte, unbehelligt bewegen zu können.

So ritten dann Stanglhuber, Osman und Altamira endlich am 16. Juli von Maravatio ab. Wenzel, Fernandez, Basileo, Anita und einige andere Diener bildeten ihr Gefolge.

XVI.

Geordnete Verhältnisse.

Wenige Tage nach der Capitulation der Hauptstadt, waren auch Señor Malpica und seine edle Gemalin Pepita dahin zurück gekehrt. Ersterer sah sehr vergnügt darein als er seine im Keller des Hauses theils vergrabenen, theils eingemauerten Schätze unversehrt vorfand und Estefania's früherer, so leidender Zustand, von welchem er zu seiner größten Betrübniß einiges während seines Aufenthates in Celaya erfahren hatte, zu gar keinen Besorgnissen weiteren Anlaß gab. Im Gegentheile sah das arme Mädchen, welches physisch und moralisch seit Monaten im Geheimen so viel gelitten hatte, wieder recht behäbig aus.

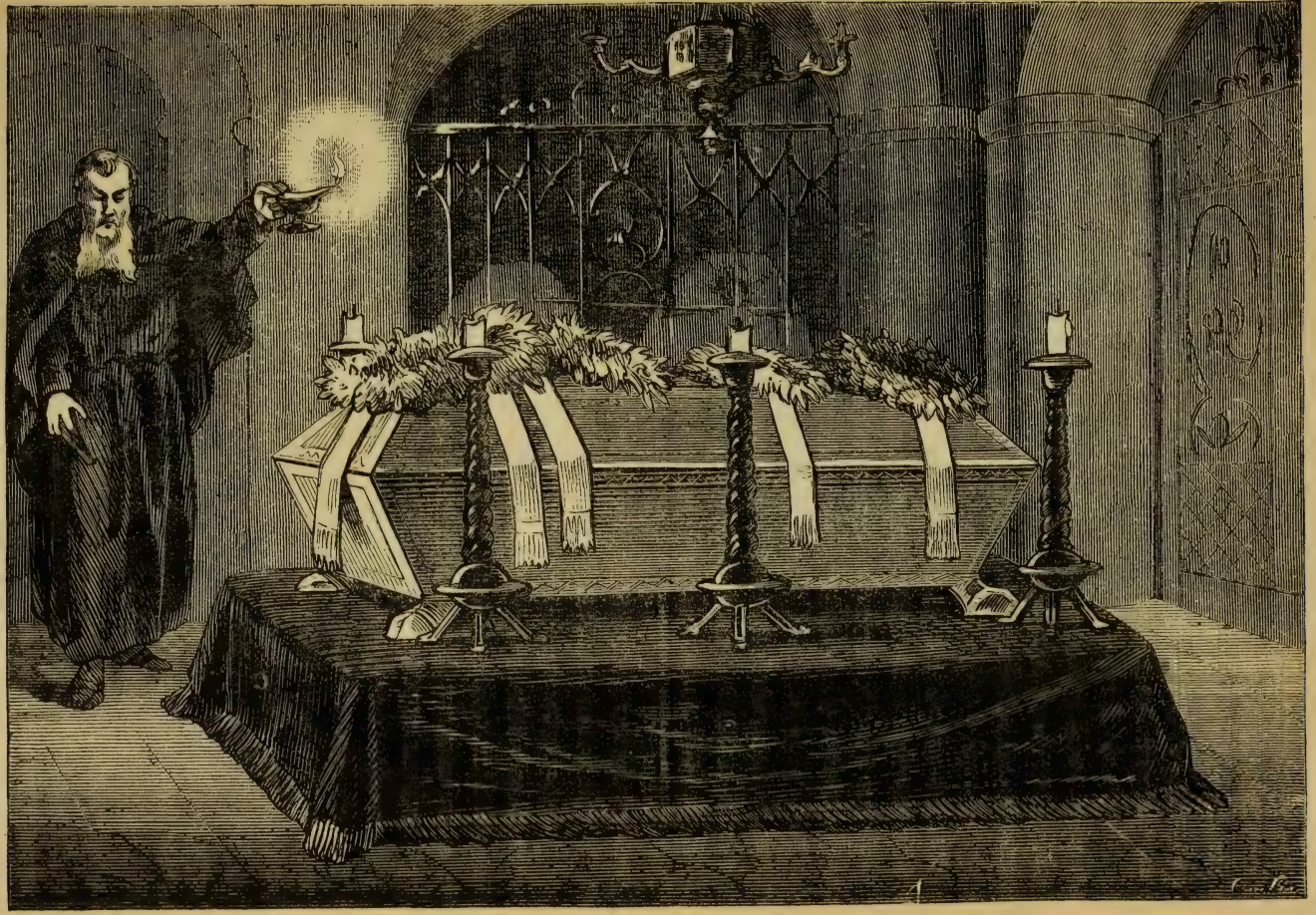
Auch Gonzales konnte als vollkommen hergestellt betrachtet werden, denn auch bei ihm hatte das Bewußtsein, daß er seine Estefania wieder lieben dürfe, daß der böse Zauber, der seit seiner Geburt auf ihn gelastet, für immer gebannt sei, wahre Wunder gewirkt. Master Staunton und Mistreß Kensington waren den Pflichten, die ihnen der Baron und Zoraïde bei ihrer Abreise betreff Altamira's Sohn und Elvira übertragen, ebenso gewissenhaft als liebevoll nachgekommen.

Was die arme Geisteskranke anbelangt, so erwiesen sich die Voraussetzungen des sonst so geschickten deutschen Arztes, der sie behandelte, nur theilweise richtig. — Ihr Bewußtsein war nur insoferne zurückgekehrt als sie Gonzales auch fortan mit voller Bestimmtheit als ihren Sohn anerkannte und in dessen sowie Estefania's Gesellschaft stets ein unendlich seliges Entzücken an den Tag legte. Im Uebrigen blieb jedoch ihr Erinnerungsvermögen und ihre Denkkraft hartnäckig mangelhaft und gerade der Umstand, daß jetzt ihr Gefühlsleben sich auffallend intensiv, aber so entschieden einseitig auszubilden drohte, verursachte dem Doctor N ... schwere Sorgen.

Dieser so gelehrte und routinirte Arzt gestand sich endlich ein, daß er hier vor einem Räthsel stehe an dessen Lösung er beinahe zu zweifeln begann, denn es war ihm bisher rein unmöglich gewesen, die eigentliche Krankheitsursache Elvira's mit Bestimmtheit zu erforschen; an das Gift der Vaudoux glaubte er gar nicht und dies war die Urquelle seines Irrthums. — Gleich so vielen seiner sehr gelehrten europäischen Collegen hegte er nämlich die vorgefaßte Meinung, daß die moderne Toxikologie eine Art von Gift, wie das angebliche der Vaudoux*), nicht kenne und die langsam wirkenden Gifte überhaupt in das Gebiet der Fabel verweise. Kennt aber, fragen wir, die Toxikologie überhaupt schon alle Gifte? Wäre eine bejahende Antwort nicht eine Arroganz angesichts jener noch undurchforschten weiten Länder Afrika's von woher das Vaudouxgift nach Amerika eingeschleppt wurde und fragen wir endlich, kennen wir denn die so überreiche Pflanzenwelt Amerika's schon so vollständig um genau bestimmen zu können, dieses oder jenes Gift existire dort oder nicht. — Endlich müssen wir die Thatsache in's Auge fassen, daß manche Stämme der Ureinwohner, wie z. B. in Niedercalifornien, noch zur Stunde es verstehen, ihre Pfeile mit einer Mischung von Pflanzen und Schlangensaft zu vergiften, deren Composition bisher der chemischen Analyse spottete und gegen welche daher auch der geschickteste Arzt kein Heilmittel anzuwenden weiß, während die Einheimischen sich im Besitze eines drastischen Gegengiftes befinden.

Wie wir schon im I. Bande erwähnten, erliegen im mexikanischen Staatsarchive umfassende Erhebungen aus verschiedenen Perioden über die in Rede stehende Giftmischer-Secte der Vaudoux, deren geheimnißvolle Existenz wiederholt officiell anerkannt, ja constatirt wurde, deren Entdeckung aber nie gelungen ist, was übrigens bei der miserablen

*) S. I. Band, S. 154.



Maximilians Ruhestätte in der Kapuzinergruft zu Wien.

Beschaffenheit der mexikanischen Sicherheitsbehörden und bei deren notorischer Feigheit und Käuflichkeit nicht Wunder nehmen darf.

Durch längere Zeit wurde das Vaudoux-Gift identisch gehalten mit jenem des Camotillo, ein Strauch der zwischen Chiapas und Acapulco an der Küste des stillen Meeres wächst; diese Pflanze hat lorbeerartige Blätter, aus den Zweigen fließt beim Abschneiden ein Milchsaft, welcher auf Baumwolle gesammelt und getrocknet wird. In die Nase gesteckt soll die Baumwolle ein gutes Mittel gegen Kopfschmerz und Schnupfen sein. An den Wurzeln der Pflanzen hängen längliche Knollen (Cametes, daher auch der Name), welche ein sehr heftiges, vorzüglich das Gehirn angreifendes Gift enthalten. Man schabt die Knollen ab und wirft von dem Geschabsel mehr oder weniger in eine Tasse mit Wasser oder Wein, je nachdem man früher oder später, stärker oder schwächer die Wirkung, nämlich Verrücktheit oder den Tod erzielen will. Thatsache ist, daß Señor Yrigoyen Bischof von Oaxaka auf diese Weise vergiftet wurde. Er verfiel in Tobsucht und starb bald darauf. Als Gegengifte gegen das Camotillo gelten der Saft der Cordoncillo, der Yerba de la Culebra und der Coanenepilipflanze.

Eine der unfehlbarsten und bizarrsten Erscheinungen bei Vergiftung des Camotillo oder durch das Gift der Vaudoux ist die fixe Idee der Unglücklichen, daß sie in Jedermann, in ihren Freunden und Bekannten, Solche zu erkennen glauben, welche sie vergiften wollen. In der tierra caliente des nördlichen Mexiko trifft man häufig vor den Häusern Blechbüchsen, deren Inhalt Oel und ein viereckiger Stein bildet. Die Leute halten in ihrem Aberglauben dies für ein Specificum gegen die geheimnißvolle Macht der Vaudoux.

Unter diesen Umständen können wir daher das Beginnen Stanglhuber's und Osman's, sich der sonderbaren Blechbüchse Basileo's zu bemächtigen, nur billigen und wir werden alsbald Gelegenheit bekommen ihr weiteres Verhalten in dieser Sache kennen zu lernen.

Als Elvira das erste Mal ihrem Gemale Altamira gegenüber gestellt wurde, schien sie für denselben durchaus keine Erinnerung bewahrt zu haben. Erst als Altamira zu sprechen begann, als er zu ihren Füßen hinstürzte und sie mit beredten Worten um Verzeihung bat, schien eine dunkle, aber keineswegs angenehme Erinnerung in ihrem Gehirne aufzutauchen. Ein Schauer überrieselte sie und sichtbar trug die Geisteskranke Verlangen seine Nähe zu meiden.

Als aber Gonzales hinzutrat und seinen Vater bei der Hand

nehmend, dessen Bitten mit glühenden Worten unterstützte, da wurde Elvira's Blick allmälig sanfter, der harte Ausdruck ihrer Miene milderte sich und der Unwille so wie das Unbehagen, von dem sie beherrscht war, wich allmälig und endlich brach sie sogar in Thränen aus und ließ es ohne Widerstreben geschehen, daß Altamira sie umarmte und küßte.

Nach dieser Begegnung, welcher Altamira schon seit Wochen mit Bangen und Zagen entgegengesehen und welche sich schließlich so vielverheißend gestaltete, beschloß man endlich mit Basileo und Anita aus einem anderen Tone zu sprechen.

Das ehrenwerthe Ehepaar wurde in den Salon gerufen, wo Stanglhuber, Osman und Altamira sich einfanden, nachdem die gute Elvira wieder der Obhut von Mistreß Kensington übergeben worden war. Später traten auch Gonzales, Estefania und Staunton ein. Fernandez und Wenzel besetzten jeder eine der beiden Thüren.

Sowohl Basileo als Anita stutzten als sie eingetreten waren und die Blicke aller Anwesenden ebenso ernst als feierlich auf sich gerichtet sahen. Insbesonders erschien Altamira's Haltung beinahe drohend.

Stanglhuber wollte ein ordentliches Verhör mit verschiedenen Vorfragen in die Scene setzen, aber Altamira's Ungestüm machte diese Absicht zu nichte.

„Schändlicher Schurke, elender Giftmischer!" brach Altamira los, bevor noch an den Neger oder die Mulattin von Jemandem das Wort gerichtet worden war, „bekenne oder ich stoße Dich hier auf der Stelle nieder, gleich einem wüthenden Hunde."

„Was soll ich denn bekennen?" entgegnete Basileo ziemlich trotzig.

„Bekenne, welches Gift Du meiner Gattin beigebracht hast, bekenne oder —" schrie Altamira, der nahe daran war, sich an dem Neger zu vergreifen.

Stanglhuber ersuchte den Aufgebrachten auf französisch, sich zu mäßigen und den verabredeten Vorgang, der allein einen günstigen Erfolg versprach, nicht zu stören.

„Mein Freund!" begann sodann Stanglhuber zu Basileo gewendet auf spanisch, „es gibt für Dich ein schönes Stück Geld zu verdienen. Siehe ein Mal her! In diesen zwanzig seidenen Säckchen befinden sich je 1000 Piaster in Gold; alles wohlgezählt. Sie sind Dein,

wenn Du uns die verlangte Auskunft gibst und Deine Angaben sich als wahr erweisen."

Basileo's Augen funkelten vor Habgier, aber er sprach kein Wort. Altamira hatte zu früh das Visir gelüftet und der Neger wußte jetzt bereits leider, um was es sich handle.

Es bedurfte einer abermaligen ernsten Ermahnung um einen Ausbruch von Altamira's heftigem Zorne zu wehren.

„Nun in Gottes Namen!" fuhr Stanglhuber gelassen fort, „machen wir das zweite Dutzend voll," und bei diesen Worten legte er abermals vier der niedlichen seidenen Säckchen auf den Tisch.

Basileo beharrte in seinem trotzigen Schweigen, obwohl ihm Anita in einer sämmtlichen Anwesenden völlig unbekannten Sprache, — es war der Congo-Dialekt der Heimat Musumba's — eifrig zusprach, das unerhörte Glück, das ihnen so unvermuthet zulächelte, nicht von sich zu weisen.

„Ich kann nicht bekennen, ich darf nicht!" erwiderte endlich Basileo seiner Gemalin in derselben Sprache mit Festigkeit, „ich habe meinem Vater Musumba den fürchterlichen Schwur: das Geheimniß der Vaudoux zu wahren, noch in seinem letzten Augenblicke wiederholen müssen, sein Schatten würde mir zürnen, wenn ich spräche."

Anita weit weniger scrupulös als ihr Gemal, bedauerte jetzt sehr, daß sie in das Geheimniß, für das man nun so große Summen bot, nicht näher eingeweiht war; sie würde es unbedenklich preisgegeben haben, wozu sie schon bei früherer Gelegenheit ihrem geheimen Liebhaber Skrcicek die volle Geneigtheit zu erkennen gegeben.

„Wir werden," fuhr Stanglhuber nach einer längeren Pause fort, „dem Gelde noch zwei sehr gute, prächtig gesattelte Pferde und sechs Maulthiere hinzufügen — weiter jedoch, mein lieber Basileo, gehen wir nicht. Ueberlege jetzt rasch, denn — bist Du in zehn Minuten nicht willig, so werden wir zu anderen Mitteln greifen um von Dir ein Bekenntniß zu erlangen und Du bekommst dann keinen Centavo."

Auch diese Frist verstrich, ohne daß der Neger sein Stillschweigen brach.

„Fernandez!" rief Stanglhuber, nachdem die zehn Minuten um waren, „führe den trotzigen Burschen hinab in den Stall und lasse ihm ein hundert Mal die Peitsche kosten."

Ehe es sich der Neger versah, war er von Fernandez und zwei anderen Dienern von rückwärts gepackt und gefesselt.

Anita warf sich auf die Kniee und bat um Gnade für ihren Mann. Dieser aber schien verstockter denn je zu sein und in seinem Inneren über die ihm angedrohte furchtbare Züchtigung nur zu spotten.

Als die drei Diener Miene machten den Neger fortzuschleppen gebot Stanglhuber Halt. Er hatte nur eine Drohung beabsichtigt und da er bemerkte, daß selbst der Vollzug derselben den gewünschten Zweck nicht herbeigeführt haben würde, verzichtete er natürlich auf die Ausführung seines Befehles.

„Ich sehe," sagte er laut, „daß unser weiteres Bemühen Basileo zu einem Geständnisse zu bewegen, durchaus nutzlos wäre. Ich verzichte daher auch darauf vollkommen. Aber nichtsdestoweniger soll er einer furchtbaren Strafe nicht entgehen. Er soll in denselben Zustand versetzt werden, in welchen das Gift der Vaudoux seine einstige arme Herrin, die edle Señora Elvira gebracht."

Basileo stieß eine rohe Lache aus.

„Ha, ha, ha!" kicherte er endlich, „das Gift der Vaudoux soll ich nehmen, aus eueren Händen? Ha, ha, ha! Was ihr mir etwa geben könntet, wäre der Saft der Camoltillo und den fürchte ich nicht. Gebt euch keine Mühe, Señores, mich in Schrecken zu jagen, woher solltet ihr das Elixir der Vaudoux hernehmen? Ich verachte euere Drohung!"

„Vielleicht thust Du Unrecht daran!" bemerkte Stanglhuber ganz ruhig und holte aus einem wohlverschlossenen Schranke eine Blechbüchse herbei, welche er vor sich derart auf den Tisch stellte, daß Basileo selbe sehen mußte. Dann öffnete er den Deckel der Büchse und stellte deren Hauptinhalt, nämlich zwei Phiolen behutsam vor sich hin.

Grauen und Entsetzen ergriff jetzt den Neger und derselbe begann heftig am ganzen Leibe zu zittern. Er sah die Cassette vor sich, welche ihm, wie er bisher fest glaubte, in Maravatio sammt allen seinen übrigen Effecten gestohlen worden war. Er begriff nun, daß man damals mit ihm nur eine Comödie gespielt habe, deren Zweck ihm jetzt gleichfalls klar wurde.

Stanglhuber, Osman, Altamira und dessen Sohn gewahrten mit größter Befriedigung die ungeheure Bestürzung, ja Verzagtheit des Negers, denn sie bewiesen, daß in den Phiolen wirklich Vaudouxgift enthalten sei, es handelte sich aber jetzt darum zu erfahren, welches Fläschchen das für Elvira erforderliche Gegengift enthalte, denn sonst würde man deren Zustand nur verschlimmert, wenn nicht gar ihren jähen Tod herbeigeführt haben.

Die beiden Phiolen, welche in der Blechbüchse sich befunden hatten, trugen verschiedene, augenfällige Unterscheidungszeichen an sich. Die eine war nämlich mit gelbem und die andere mit weißem Wachse verklebt, außerdem sah man an jedem der Wachspfropfen noch besondere Zeichen eingekritzelt.

„Nun, so höre Dein Urtheil, das Deine tiefböswillige Verstocktheit nur selbst herbeigeführt," nahm Stanglhuber wieder das Wort, „wie Anita reuig einbekannt, sind Señora Elvira nur sechs Tropfen des Giftes eingeflößt worden und nicht mehr und nicht weniger sollst Du selbst nehmen. Nun sprich, Anita, und viel Gold wird Deine Aufrichtigkeit belohnen, weißt Du noch genau, wurde der armen Dame aus dieser oder jener Gattung von Fläschchen das Gift gereicht?"

Nach diesen Worten deutete Stanglhuber zuerst auf die mit gelbem und dann auf die mit weißem Wachse geschlossene Phiole.

Die Mulattin wollte mit der Wahrheit herausplatzen, nämlich, daß sie sich darauf nicht mehr zu besinnen wisse, aber ihre Verschmitztheit rieth ihr zur Vorsicht. Sie warf blitzschnell einen raschen Blick auf ihren Mann und starrte dann die Phiolen an, als ob sie ihr Gedächtniß befrage.

Basileo verstand Anita's fragenden Blick und flüsterte ein einziges Wort in der Congo-Sprache vor sich. Dieses Wort klang derart, als hätte der Neger nur durch einen Ausruf seinem geängstigten Gemüthe Luft gemacht; er hatte nämlich nur die ganz unarticulirt klingenden wenigen Laute „hulu!" ausgestoßen.

Der Inquisitor Stanglhuber hatte inzwischen absichtlich eine große Zerstreutheit simulirt, behielt aber das edle Paar scharf im Auge. Keine Miene, keine Bewegung des Negers und der Mulattin waren ihm entgangen.

Kaum hatte Anita den leisen Ausruf Basileo's vernommen, als ihre Haltung plötzlich auffallend sicher wurde und mit fast überstürzter Hast erklärte sie nun, daß sie sich mit voller Bestimmtheit erinnere, daß der Señora das Gift aus einer mit gelbem Wachse verschlossenen Phiole gereicht worden sei.

Stanglhuber stellte sich als ob er ihren Worten unbedingt Glauben schenke und indem er sie für ihren guten Willen belobte, verhieß er ihr zugleich ein Geschenk von 6000 Piaster.

„Das Fläschchen mit dem weißen Pfropfen enthält also das unfehlbare Gegengift," fuhr er im wohlwollenden Tone fort.

„Ganz gewiß, Señor!“ betheuerte die Mulattin, „ich will zehn Eide darauf ablegen, daß ich mich nicht irre.“

„Du bist eine elende, erbärmliche Lügnerin!“ donnerte Stanglhuber und auf ein Zeichen von ihm wurden jetzt auch der Mulattin die Hände auf den Rücken gebunden, „nun gut, wir wollen an euch Beiden ein Mal vorerst das sein sollende Gegengift erproben.“

„Gnade, Gnade!“ kreischte Anita, „bei der heiligen Jungfrau von Guadeloupe — ich weiß gar nicht was das weiße und das gelbe Wachs bedeuten, aber Basileo hat mir „hulu,“ das heißt „weiß,“ zugerufen, ich glaube er wollte damit die Phiole bezeichnen, von der er ohne Gefahr die sechs Tropfen zu sich nehmen könnte.“

„Ganz richtig, meine Liebe!“ sagte Stanglhuber phlegmatisch, „dieser Ansicht sind auch wir und werden demgemäß darnach handeln. — Du und Basileo, ihr werdet je sechs Tropfen aus dieser mit gelbem Wachse verschlossenen Phiole zu euch nehmen und zwar auf der Stelle. Da ihr euch nicht gutwillig dazu verstehen dürftet, wird man schon Sorge tragen, daß kein Tropfen verloren gehe.“

„Gnade, Barmherzigkeit!“ jammerten jetzt Basileo und Anita, welchen vor dem Gedanken graute, daß sie den Rest ihres Lebens unter den fürchterlichsten Qualen des Wahnsinnes verleben sollten. Stanglhuber nahm die mit gelbem Wachse verschlossene Phiole zur Hand und that als ob er selbe zu öffnen im Begriffe stehe.

Auch Basileo's Hartnäckigkeit war jetzt total gebrochen.

„Gnade!“ flüsterte er, „und ich will die gute Señora wieder gesund machen.“

„Wenn dies Dein Ernst ist, Bursche, so sollst Du Gnade finden und überdies nicht ohne Belohnung ausgehen, aber wehe, wehe Dir, wenn Du lügst!“ sprach Stanglhuber mit furchtbarem Ernste.

„Nehmen Sie, Señor, jene Phiole dort, mit den in das weiße Wachs eingekratzten zwei Kreuzen; geben Sie Donna Elvira davon täglich zwei Tropfen in einem Glase Wasser durch acht Tage und der Zauber der Vaudoux ist in ihr für immer gebrochen“ — sagte der Neger, von dessen Stirne der Angstschweiß in hellen Tropfen herabperlte.

„Wohl Dir, wenn wir Deine Worte wahr finden!“ rief Altamira erleichtert aus, „wohl Dir! Es bleibt dabei; jene 24.000 Piaster auf dem Tische dort sind Dein, sobald Elvira wieder vollkommen hergestellt ist; wenn nicht, stirbst Du von meiner Hand unter tausend Qualen, so wahr mir Gott helfe!“

Auf einen Wink Stanglhuber's wurden Basileo und Anita abgeführt; selbstverständlich blieben Beide unter strengster Bewachung und der wackere Fernandez hatte seine Vorkehrungen so gut getroffen, daß ein Fluchtversuch des Negers oder seiner reizenden Gattin schier zu den Unmöglichkeiten gehörte.

Mit ernster, feierlicher Miene machte sich nun Stanglhuber daran, das bezeichnete Fläschchen, welches das Gegengift enthalten sollte, zu entpfropfen. Als die Mixtur zu Stande gebracht war, falteten alle Anwesenden andächtig die Hände, um den lieben Gott um seinen Segen zu dem Wunder zu bitten, das jenes Gegenmittel, so geheimnißvoll und unerklärlich wie das Gift selbst, nun an der armen Elvira bewirken sollte.

An Estefania's Arme erschien kurz darauf das bedauernswürdige Opfer der raffinirten Grausamkeit des schändlichen Teófilo. — Folgsam, wie immer, schlürfte Elvira auf Estefania's und Gonzales Bitten, den Inhalt des ihr dargereichten Glases hinunter.

Der Neger hatte wahr gesprochen. Noch ehe die acht Tage vergingen, machte sich an Elvira eine auffallende Hebung ihres Erinnerungsvermögens bemerkbar, welche mit einem immer größeren Verlangen nach Zoraïde und Alice Hand in Hand ging.

Der deutsche Hausdoctor, dessen wir schon öfters Erwähnung gethan, wunderte sich ungeheuer, daß seit einigen Tagen seine Medicinen plötzlich so auffallend gut verfingen. Der gute Mann wurde aber ganz kleinlaut, als man ihm endlich am zehnten Tage mittheilte, daß seine letzten Recepte die Apotheke gar nicht gesehen hatten, sondern nur sechzehn Tropfen der gewissen Phiole eine so wahrhaft wunderbare Wirkung bei Elvira hervorgebracht hatten.

Stanglhuber nahm keinen Anstand ihm die beiden Phiolen zur chemischen Analyse zu überlassen. Aber nach fünf Tagen wiederholte Doctor N..., noch kleinlauter und mürrischer gestimmt als er das letzte Mal die Villa Schwarzenfels verlassen hatte, daselbst seinen Besuch. Seine Analyse wies zwar sehr viele, aber lauter ganz unschuldige Ingredienzien nach. Worin das eigentliche Arcanum des Vaudouxgiftes liegt, blieb auch ihm, der sich doch nicht mit Unrecht auf seine Geschicklichkeit als Chemiker etwas zu Gute that, unbekannt. Auch seine folgenden Untersuchungen des übrigen Inhaltes der Blechbüchse führten durchaus zu keinen befriedigenden Resultaten, obwohl er an mehr als hundert Thieren die unheilvolle Kraft des Vaudoux-

giftes erprobt hatte, und von nun an die von ihm anfangs so sehr bespöttelte Existenz desselben für ihn keinem Zweifel mehr unterlag. Die Furcht sich in der gelehrten Welt, namentlich in Europa, zu blamiren, hielt ihn bisher leider ab, die Resultate seiner erwähnten Experimente zu veröffentlichen, namentlich seit er durch selbe so ziemlich den Inhalt der beiden Phiolen verbraucht hat und es ihm, bei der Unmöglichkeit das fürchterliche Gift neu zu bereiten, an Mitteln gebricht, seine für ihn selbst so überzeugend gewesenen früheren Versuche vor einem allfälligen Skeptiker zu wiederholen und weiter auszubeuten.

Eine gewisse Schwäche des Nervensystems, verbunden mit einem bedenklichen Hange zur Melancholie, machten sich bei Elvira, auch nachdem schon ein paar Monate seit ihrer Herstellung verflossen waren, sehr fühlbar. — Doctor N . . . rieth zu einer großen Reise. Dieser Rath entsprach den Wünschen Aller. — Altamira glaubte sich noch immer in Mexiko von Seite der liberalen Regierung bedroht, falls sein Versteck verrathen wurde, und Gonzales und Estefania, welche schon längst insgeheim durch den Segen des Priesters verbunden worden waren, fühlten sich gleichfalls unheimlich an dem Orte, der sie an so viele bittere, ja mitunter wahrhaft grauenvolle Stunden erinnerte. Was Stanglhuber und Osman Bey anbelangt, so würden selbe seit Elvira's Herstellung wohl schon längst dem unglücklichen Mexiko den Rücken gekehrt haben, wenn nicht Alicen's Bräutigam an einem bedenklichen Fieber erkrankt wäre. Seine volle Genesung trat erst Ende October 1867 ein. Stanglhuber würde um keinen Preis der Welt seinen lieben theuren Freund verlassen haben. Er verlängerte daher seinen Aufenthalt in Mexiko gleichfalls bis in den Spätherbst.

Nun aber wollte man endlich mit vollen Segeln nach Europa steuern. Estefania's Entbindung mit einem wunderhübschen Knäblein, das zu Ehren des Großvaters Malpica den Namen Carlos erhielt, war inzwischen glücklich vor sich gegangen. Der alte Malpica war jetzt schier nahe daran, närrisch zu werden, und er schwur bei allen Heiligen, daß er bei der Reise nach Europa mitthun werde, seine Frau möge damit einverstanden sein oder nicht. Uebrigens hatte auch seit einiger Zeit sein Pepitacultus wesentlich Schaden gelitten. Durch Zufall waren ihm einige Briefe in die Hände gekommen, welche, wenn sie auch nicht das Geheimniß von Estefania's Abstammung bloslegten, dennoch selbst einem Tropfe wie er, klar machen mußten, daß es mit der

ehelichen Treue der holden Gattin am Ende nicht stets so ganz richtig gewesen sein möge.

Señora Malpica legte übrigens ihrem Gemale durchaus keine Hindernisse in den Weg, als er den Wunsch aussprach, Mexiko für immer zu meiden, nur bedung sie sich aus, daß er sie in „geordneten Verhältnissen" zurücklassen müsse, was der alte Campeche-Holzhändler mit tausend Freuden bewilligte. Zu ihrem eigenen namhaften Vermögen legte er noch 200.000 Piaster und trennte sich von Pepita, welche wieder nach Puebla zog, mit weit leichterem Herzen, als er es selbst je für möglich gehalten hätte.

Wie wir erst vor Kurzem vernahmen, ist Señora Pepita de Malpica, nachdem ihre Versuche einen würdigen Nachfolger des verstorbenen Mazzaredo zu Stande zu bringen, nicht gelingen wollten, seither fromm, sehr fromm geworden. Sie sammelt eifrig Peterspfennige, und sitzt zu diesem Behufe, von Sammt, Seide und Diamanten strotzend, mit wahrhaft exemplarischer Geduld täglich stundenlange an der Thüre der Jesuitenkirche in Puebla auf einem prächtigen, mit Goldbrocat ausgeschlagenen Stuhle. Ihre Dienerschaft hingegen hat den strictesten Auftrag erhalten, jeden Armen, der sich in ihrem Palais sehen ließe, um ein Almosen zu erbitten, mit dem Staubbesen davonzujagen, denn sagte sie: „Es sei eine Sünde, das elende Bettelvolk zu unterstützen; ihr ganzes Vermögen gehöre dem lieben Herrgott zu Handen des heiligen Vaters, der jetzt recht viele Soldaten nöthig hat, um alle ruchlosen Ketzer todtschlagen zu lassen."

Basileo, Anita und Wenzel Skrcicek wurden von einem eigenthümlichen Verhängnisse ereilt. — Der Neger hatte sich mit dem von Altamira erhaltenen Gelde in dem Fischerdörfchen Anita, dessen wir zu Anfange unserer Geschichte erwähnten, angekauft, und ein Zufall wollte es, daß er gerade das Häuschen erstand, in welchem einst Zoraïde, unter dem Namen ihrer alten mütterlichen Freundin Amina, einen damals so sehr Aufsehen erregenden Wahrsagerspuk in die Scene setzte.

Wenzel, der von der häßlichen Mulattin Reizen so sehr entzückt war — als einzig vernünftigen Erklärungsgrund dieser sonderbaren Passion können wir nur Anita's physiognomische Aehnlichkeit mit den Nymphen von Czaslau und Przibram annehmen — schlich sich öfters in das gedachte Fischerdörfchen, als es die Klugheit räthlich machte. Eines Abends ertappte Basileo, der durch die Zuflüsterungen

guter Nachbarn aufmerksam geworden, schon längst Unrath witterte, das zärtliche Paar in einer sehr — zweideutigen Situation. — Die ganze Wildheit des heißen Negerblutes flammte in ihm auf — er erstach auf der Stelle die beiden Schuldigen. Er selbst erhängte sich einige Tage später in Texkuko, wohin er sich geflüchtet. Die löbliche mexikanische Sicherheitsbehörde war bei seiner Verfolgung ihrem alten, ehrwürdigen Gebrauche treu geblieben. Sie hatte sein Vermögen confiscirt und ließ den Thäter selbst laufen. Der Verlust seiner schönen Goldsäckchen trieb ihn zur Verzweiflung; überdies litt er seit einiger Zeit an Erscheinungen. Alle Nacht gewahrte er im Traume seinen Vater Musumba, der ihn zürnenden Antlitzes daran erinnerte, daß er den Schwur der Vaudoux gebrochen, und zur Rettung der Tochter seines ärgsten Feindes, nämlich des alten Sclavenhändlers Carneiro, seine Hand geboten. —

Endlich in der Mitte des Monats November 1867 bestiegen unsere alten Bekannten: Stanglhuber, Osman, Señora Malpica, Gonzales und Estefania, der kleine Weltbürger Carlos, ferner Don Altamira und Elvira in Veracruz den Postdampfer nach Saint Nazaire. Es ist selbstverständlich, daß der wackere Fernandez nicht zurückblieb. Alle traten die Reise in „geordneten Verhältnissen" an, und wir hoffen diese zahlreiche Reisegesellschaft, die sich vorgenommen hatte, mit Schwarzenfels, Zoraïde und Alice in Hinkunft nur eine Familie zu bilden, recht bald und wohlbehalten in Europa wieder zu treffen.

XVII.

Nach der Heimat.

Vice-Admiral Tegetthof, der Held von Helgoland, der Sieger von Lissa, hatte im Sommer 1867 von dem Kaiser von Oesterreich den Auftrag empfangen, mit der „Novara" nach den mexikanischen Gewässern abzugehen, um die Leiche des unglücklichen Opfers von Querétaro zu reclamiren und nach der Heimat zu bringen.

Schon Baron Lago und Herr von Magnus, sowie auch

Dr. Basch hatten sich um die Ausfolgung der Ueberreste Maximilians bei der Regierung des Juarez gleich nach der Katastrophe des 19. Juni bemüht, wurden aber einfach abgewiesen.

Auch Tegetthof erhielt, als er am 5. September in der Hauptstadt seinen Auftrag persönlich zu vollziehen strebte, einen ähnlichen Refus, und zwar schriftlich von Seite des Ministers Tejada.

„Die Regierung glaubt," heißt es in der dem Vice-Admiral zugekommenen Antwort, „ihre Pflicht erfordere es, daß vor der Entschließung, ob die Erlaubniß zur Wegführung des Leichnams des Erzherzogs nach Oesterreich zu ertheilen sei, entweder ein officielles Dokument von der österreichischen Regierung, oder eine ausdrückliche Autorisation von des Erzherzogs Familie der republikanischen Regierung unterbreitet werde. Obgleich Vice-Admiral Tegetthoff vermöge seiner socialen Stellung in Oesterreich und seiner persönlichen Verdienste alle Beachtung von Seite der mexikanischen Regierung verdient, kann die letztere sich dennoch nicht entschließen, ihm die Erlaubniß zu gewähren, des Erzherzogs Ueberreste mit sich zu nehmen, da er kein Beglaubigungsschreiben mit sich gebracht, welches eines der obigen beiden Erfordernisse erfüllt, die in diesem Falle für unumgänglich nothwendig erachtet werden.

„Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist von dem Präsidenten der Republik ermächtigt worden, den Vice-Admiral Tegetthof zu benachrichtigen, daß, wenn einem von den beiden angedeuteten Erfordernissen entsprochen sein wird, sei es durch ein officielles Dokument von der österreichischen Regierung, oder durch eine ausdrückliche Autorisation der Familie, worin um die Herausgabe der Ueberreste des Erzherzogs ersucht wird, die Regierung der Republik geneigt sein wird, deren Wegführung nach Oesterreich aus schuldiger Rücksicht auf die natürlichen Gefühle der Pietät, welche zu einem solchen Ersuchen den Antrieb gaben, zu gestatten. Die Regierung hat in der Zwischenzeit aus denselben Gefühlen der Pietät Befehl gegeben, daß der Körper einbalsamirt, beigesetzt und mit all' dem Anstande behandelt werde, wie es einem verstorbenen Wesen zukommt."

Juarez wollte durch die Schwierigkeiten, welche er in dieser Angelegenheit erhob, einfach eine Anerkennung seiner Regierung von Seite der österreichischen provociren, indem er letztere zwang, mit ihm in diplomatischen Verkehr zu treten. Diesen Zweck hat er denn auch wirklich erreicht. — Baron Beust ließ, als Minister des kaiserlichen Hauses, die verlangte Erklärung in bester diplomatischer Form vom

Stapel. Abgesehen, daß wir diesen Schritt, welcher anfangs von einem Theile des Publikums als sehr befremdend bezeichnet wurde, durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt finden, war die österreichische Regierung hierbei nur einem Präcendenzfalle gefolgt. — Es hatte nämlich die belgische Regierung, für welche doch keinerlei Anlaß vorlag, die Freundschaft der wiederauferstandenen mexikanischen Republik zu suchen, freiwillig und als die erste von allen europäischen Regierungen, sich schon im Herbste 1867 mit auffallender Hast beeilt, den Präsidenten Juarez, zu dessen Bekämpfung Belgien doch auch einst eine Legion entsendet, förmlich anzuerkennen. — Etwas mehr Rücksicht für die unglückliche belgische Königstochter hätten wir dem Cabinete in Brüssel denn doch zugetraut, zumal Belgiens Interessenpolitik es durchaus nicht erheischte, in dieser Angelegenheit auf demonstrative Weise allen übrigen Mächten voranzugehen.

Gleich nach Eintreffen des officiellen Ersuchens der österreichischen Regierung um Ausfolgung der Leiche Maximilian's, ließ Juarez mit größter Beschleunigung alle Anstalten treffen, damit der Transport ohne Beschädigung der Ueberreste von Querétaro bis Vera-Cruz vor sich gehen könne. Zu diesem Behufe mußte mit Rücksicht auf den elenden Straßenzustand ein Leichenwagen auf ganz besondere Weise gebaut werden. Dieser Wagen entsprach übrigens seinem Zwecke vollkommen, denn am 25. November traf die Kaiserleiche in Vera-Cruz unter starker Cavalleriebedeckung im vollkommen unversehrten Zustande ein. Der Commandant der Escorte hatte ein Paket bei sich, in welchem sich die Schlüssel des Sarges befanden. Sein Auftrag lautete, dieses Paket dem Bürgermeister von Vera-Cruz zu übergeben. Die Leiche wurde nach der Pfarrkirche gebracht, wo sich der Bürgermeister, die Municipalität, die Mitglieder des Wohlthätigkeits- und Sanitätsrathes und die Spitzen der übrigen Localbehörden in Parade einfanden. Für das übrige Publikum wurde die Kirche durch Schildwachen abgesperrt.

Sodann setzte man den Vice-Admiral von Tegetthof in Kenntniß, daß Alles zur Uebergabe bereit sei. Er und sein Stab erschienen sofort in tiefe Trauer gekleidet.

Nun wurde zuerst das äußere, aus Fichtenholz verfertigte Gehäuse geöffnet, welches einen zweiten Sarg aus Zink einschloß. Als auch dieser abgenommen worden, kam ein sehr schöner Sarg von Rosenholz zum Vorschein; ein großes, kunstvoll geschnitztes Kreuz befand sich obenauf. Nun entsiegelte der Bürgermeister das ihm übergebene Paket,

welches den aus Gold verfertigten Schlüssel des Sarges enthielt. Die Angeln des Sargdeckels waren ebenfalls aus Gold. Nach Eröffnung des Deckels wurde der Leichnam in seiner ganzen Länge sichtbar. Er war schwarz gekleidet und die Hände staken in schwarzen Handschuhen. Das Antlitz zeigte sich vollkommen erhalten, und trotz der aschbraunen Färbung, die einbalsamirte Körper wenige Monate nach der Operation annehmen, mußte der Kaiser dennoch von Jedem, der ihn bei Lebzeiten gesehen, sogleich wiedererkannt werden. Das Innere des Sarges war ganz mit Sammt ausgeschlagen, und der Körper sorgfältigst so gelagert, daß er durch keine Bewegung des Wagens leiden konnte.

Der Vice-Admiral wurde nun vom Bürgermeister aufgefordert zu erklären, ob er in dem vorliegenden Körper die Leiche des österreichischen Erzherzogs Ferdinand Max erkenne, und ob er sie übernehmen wolle.

Tegetthof erwiderte mit „Ja", worauf der Sarg geschlossen und der Schlüssel dem Vice-Admiral übergeben wurde. Hierauf nahmen drei Notare über den ganzen Act ein Protocoll in drei Exemplaren auf. Eines davon war für die mexikanische Regierung, ein zweites für den Vice-Admiral und ein drittes für das städtische Archiv von Vera-Cruz bestimmt.

Als die Unterzeichnung aller drei Protocolle durch sämmtliche Anwesende vollzogen war, entfernte man sich, während die Leiche unter dem Schutze einer Ehrenwache in der Kirche zurückblieb. Am nächsten Morgen wurde der Sarg ohne Sang und Klang an Bord der „Novara" gebracht, welche hierauf unverzüglich in die See ging.

Die Heimfahrt der „Novara" war fast ohne Unterbrechung von schweren Kämpfen gegen die Elemente begleitet. Die Stürme, welche im November und December 1867 so viele Unglücke verursachten, wären in der Nähe von Habaña und St. Thomas, dem Centrum der wüthenden Orkane, beinahe dem wackeren Schiffe gefährlich geworden. — Aber Tegetthoff, als Seemann Virtuos in jeder Beziehung, wußte vielmehr den Orkan für seine Fahrt derart auszunützen, daß er den Weg von Habaña nach Cadix in nur 21 Tagen zurücklegte. — Diese ungewöhnliche Schnelligkeit erscheint um so staunenswerther, wenn wir bedenken, daß die „Novara" zwar ein sehr seetüchtiges Schiff, aber als Segler und noch mehr als Dampfer, etwas ein schwerfälliger und langsamer Patron ist.

Während der Fahrt auf dem Ocean wurde der Sarg viermal

geöffnet und der Zustand der Leiche von Dr. Basch untersucht, ob der Leichnam nicht etwa durch das Eindringen der Luft in den Sarg, dessen Holz sich etwas geworfen hatte und durch die Sturzwellen, welche während der furchtbaren Stürme in das Zwischendeck gedrungen waren, irgendwie gelitten habe. Diese beiden Befürchtungen erwiesen sich jedoch glücklicher Weise als ganz unbegründet.

In Gibraltar legte die „Novara" gar nicht an. In Corfu wurde jedoch ein längerer Aufenthalt von Wien aus angeordnet.

Der Zudrang der Korfioten zur „Novara" war ungeheuer. An einem einzigen Tage besuchten über 3000 Personen das Schiff und Jedermann pries laut das Angedenken an den unglücklichen Kaiser, den, als er noch Befehlshaber der kaiserlichen Flotte war, auf Corfu, im wahren Sinne des Wortes, jedes Kind kannte und liebte.

Am 13. Januar 1868 lief die „Novara" in Pola ein, wo sie bis 15. blieb.

Wenige Minuten, bevor Kaiser Maximilian am 14. April 1864 in Miramar den Bord der „Novara" betrat, erwiderte er der Deputation der Stadt Triest unter Anderem: „Die Zukunft ist für Jeden mit undurchdringlichem Schleier verhüllt; die Vorsehung weist mir neue Bahnen an und ich betrete sie mit Vertrauen. — Heute vielleicht zum letzten Male ist es mir gegönnt, Sie, meine Herren, als meine Gäste unter meinem Dache zu empfangen."

Es liegt nahe, dieser Worte, die im blutigen Drama von Querétaro eine so unheilvolle Bestätigung fanden, gerade bei Gelegenheit des Tages zu gedenken, wo dieselbe „Novara" den Leichnam des unglücklichen Prinzen seiner heimatlichen Erde zurückstellte.

Begleitet von den Fregatten „Adria" und „Radetzky", sowie vom Kanonenboote „Vellebich" stach die „Novara" am 15. Jänner von Pola wieder in die See, verzögerte aber auf höhere Anordnung die Fahrt bis nach Sonnenuntergang, so daß die Escadre erst nach 6 Uhr Abends auf der Rhede von Triest anlangte. Es unterblieben somit, nach dem Schiffs- und Hafenreglemente, alle Trauersalven der Forts und der im Hafen schon befindlichen Kriegsschiffe, welche nach dem Programme, bei der Ankunft der Escadre zur Tageszeit hätten gelöst werden sollen. — Ein ziemlich dichter Nebel, der sich Nachmittags auf das Meer gesenkt hatte, ließ nicht einmal die Umrisse der angekommenen Schiffe erkennen, deren Anwesenheit der zahlreich an den Ufern versammelten Menge sich blos durch die Raketen und Lichtsignale und durch das herübertö-

nende Rasseln der schwerablaufenden Ankerketten kund gab. — Todtenstille herrschte auf der Escadre, welche nächst dem Molo San Carlo ihre Aufstellung genommen hatte.

Mit dem ersten Strahle der Morgensonne donnerten jedoch die Salven von allen Kriegsschiffen und sämmtlichen Hafenbatterien. Der Nebel begann sich langsam zu zerstreuen, aber merkwürdiger Weise blieb das Schloß Miramar von dichten Nebelschleiern verhüllt, als wolle es nicht Zeuge des Schlußactes jener unglückseligen Episode der Weltgeschichte sein, der seine marmornen Hallen zur Wiege dienten.

Dichte Menschenmassen wogten nach dem Molo San Carlo und nach jenen Plätzen, über die der Trauerzug seinen Weg nehmen sollte. Um 9 Uhr erschienen die Erzherzoge Karl Ludwig, Ludwig Viktor und Heinrich auf dem Molo San Carlo, wo der Bischof mit seiner Assistenz, die Civil- und Militär-Behörden, die Deputationen des Consularcorps u. s. w. bereits Stellung genommen hatten.

Alle Schiffe, die öffentlichen Gebäude und die Consulate hatten die Flaggen auf halben Mast gesenkt. Alle Handelsschiffe waren auf Deck, Leitern und Mastkörben, ja sogar auf den Raaen von zahlreichen Zuschauern besetzt. Auf dem Cajütendeck der „Carolina", eine italienische Brigg, hatte sich ein Photograph mit seinem Apparate aufgepflanzt.

Am Bord der „Novara" wehte die kaiserliche Standarte, welche gestrichen wurde, als man den Sarg auf das Leichenboot hißte, welchem die Boote des Vice-Admirals Tegetthof, der Kriegsschiffe, des Lloyd und der Handelsmarine unmittelbar nachfolgten.

Das Leichenboot, eine abgerüstete Peniche, bildete ein großes schwimmendes Zelt, dessen Spitze eine goldene Kaiserkrone überschattete, von welcher gegen die vier Ecken der Basis zu reichgefaltete, schwarze Festons abfielen. Die Bordseiten, ebenfalls mit schwarzem Tuche behangen, waren von einem silbernen Kranze eingerahmt und trugen sowohl das österreichische als mexikanische Wappen. Auf dem Buge war ein Engel von versilbertem Metalle angebracht, über welchem neben dem Flaggenstocke mit der halbtop gehißten kaiserlichen Standarte auf einem schwarzen Sockel ein ruhender Löwe von gleicher Farbe lag. In der Mitte des Verdeckes erhob sich, umgeben von hohen Leuchtern, ein schwarzer Katafalk, auf welchem der Sarg lag. Auf diesem ruhte auf einem Polster ein großer Lorbeerkranz, von welchem drei prachtvolle Bänder mit gestickten Inschriften herabhingen. Um den Sarg lagen auf Sammtpolstern der österreichische Erzherzogshut, die mexikanische Kai-

ferkrone und die Orden des Verblichenen. Ein Geistlicher verrichtete am Vorderdecke die Gebete.

Neun Offiziere, alle decorirt mit Ehrenzeichen, die sie sich in den Tagen von Helgoland und Lissa erworben, hielten Wache bei dem Sarge und der kaiserlichen Standarte.

Als der Sarg an das Ufer gebracht worden war, nahm der Bischof von Triest-Capo d'Istria die Einsegnung der Leiche vor. Hierauf wurde der Sarg von Marineunteroffizieren in den mit acht prächtigen Rappen bespannten Trauerwagen gebracht. Der Zug setzte sich in Bewegung und erreichte gegen 11 Uhr den Bahnhof, vor dessem Eingange eine nochmalige Einsegnung vorgenommen wurde. Unter neuerlichen Gebeten erfolgte endlich die Uebertragung des Sarges in den bereit stehenden Trauerwaggon. Dieser war von außen ganz schwarz lackirt und hatte im Innern drei Abtheilungen. Die mittlere größere, für den Sarg bestimmte Abtheilung war ganz schwarz drapirt und durch einige an den Seitenwänden angebrachte Armleuchter mit matten Gläsern ein wenig erhellt. Vor dem Sarge stand ein Betpult, von einem schwarzen Tuche mit weißem Kreuze überdeckt.

Diese traurige Feier war um 11½ Uhr beendet. Zwei Compagnien der Marine begleiteten den Zug. Als der Zug sich in Bewegung setzte, donnerten die Geschütze der Spitzbatterie und des Forts Kressich.

Sowohl in Laibach als auch in Graz wurde der Leichenzug feierlich empfangen. In beiden Städten nahmen die Begrüßungen Tegetthof's durch die Civil- und Militärautoritäten beinahe eine halbe Stunde in Anspruch.

In Wiener-Neustadt hielt der Zug 18 Minuten an. Die Leiche wurde von dem dortigen Probste, ehemaliger Hofcaplan und Lehrer des Kaisers, eingesegnet. Zu diesem Behufe wurde aber der Sarg nicht aus dem Wagen gehoben, sondern nur die Schubthüre geöffnet.

Um 8 Uhr Abends langte der Zug im Südbahnhofe in Wien an. Die Wand der Halle war auf 18 Klafter Länge mit schwarzem Tuche behangen und der Boden derselben sowie die Stiegen bis zum Vorfahrplatz mit schwarzen Teppichen belegt. Im Bahnhofe war eine Ehrencompagnie aufgestellt und zum Empfange der erste Oberstthofmeister des Kaisers als dessen Stellvertreter, sowie der Hofburgpfarrer mit der Burggeistlichkeit zur Einsegnung anwesend. — Als der Zug in die Halle einfuhr, verließen der Oberstthofmeister mit der Geistlichkeit den Hofwartesalon und begaben sich auf den Empfangsplatz, worauf der

Sarg auf einer von Tonello construirten Tragbahre von Matrosen aus dem Leichenwagen gehoben wurde, worauf die Einsegnung durch den Pfarrer der Elisabethkirche, Herrn Columbus, erfolgte. Diese Feierlichkeit nahm im Ganzen nicht mehr als 12 Minuten in Anspruch.

Hierauf setzte sich der Trauerzug in Bewegung. Sechzehn Matrosen trugen den Sarg, zu dessen beiden Seiten 14 Mann der Trabantenleibgarde und 12 Hofbeamte mit Fackeln schritten. Vor der Bahnhofshalle wartete der mit sechs Schimmeln bespannte Hoftrauerwagen. Dieser war roth ausgeschlagen, vier vergoldete Säulen trugen die Kuppel, von welcher rothe Draperien herabhingen.

Der Zug, welchem 16 Lampionsträger voranritten, nahm seinen Weg durch die Belvederelinie, Heugasse, Schwarzenbergbrücke, Kärntner-, Opern- und Burgring und durch das Burgthor zur Bellaria.

Auf der Bellaria wurde der Sarg nach erfolgter Einsegnung über die „schwarze Adlerstiege" in die Kammercapelle hinabgetragen. Seine Majestät der Kaiser mit den Erzherzogen und den Hofchargen erwarteten den Sarg beim Eingange der erwähnten „Adlerstiege" und begleiteten ihn in die Capelle. Hierauf verließen dieselbe Alle bis auf die kaiserliche Familie. Nachdem die allerhöchsten Herrschaften am Sarge ein stilles Gebet dargebracht hatten, verließen auch diese die Capelle und der Sarg blieb unter der Obhut zweier Priester, die bei demselben die Nacht in Gebeten durchwachten.

Am 18. Januar um 7 Uhr Früh wurde der Sarg in der Stille in die Hofkirche übertragen, wo er von 8 Uhr Früh bis 2 Uhr Nachmittags dem Publicum zur Besichtigung ausgestellt blieb. Der Andrang in die Hofkirche war ein ungeheurer. Um 10 Uhr Vormittags wurde im Beisein der A. h. Familie von der Hofcapelle das Miserere abgesungen. — Von 12 bis 1 Uhr Mittags wurden alle Glocken von Wien geläutet.

Die innere Dekorirung der Hofkirche war ebenso imposant als sinnig von dem Hoftapezierer Stöger besorgt worden. Sowohl die Wände als auch der Fußboden wurden ganz mit schwarzem Tuche überzogen. An den Wänden befand sich das kaiserlich mexikanische Wappen mit der Inschrift: „Ferdinand Max, Kaiser von Mexiko, Erzherzog von Oesterreich u. s. w." Der rothsammtene Sarg mit Goldverzierungen und dem weißen Atlaskreuze auf dem Deckel, ruhte auf einem, ungefähr einen Fuß hohen, schwarz überzogenen Sockel. An den vier Ecken dieses Sockels befand sich je ein großer vergoldeter Arm-

leuchter, und zwischen diesen, parallel mit den Seitenwänden des Sarges, drei bis vier Reihen gewöhnlicher Standleuchter. Zu den Füßen des Sarges lagen auf Sammtkissen die mexikanische Kaiserkrone und die österreichische Erzherzogskrone, die Orden des Verblichenen, ferner mehrere Kränze, von welchen wir des von Sr. Majestät dem Kaiser gespendeten, am Schlusse des Werkes abgebildeten besonders erwähnen müssen. Dieser Lorbeerkranz hatte etwa zwei und einen halben Fuß im Durchmesser. An drei roth und weiß seidenen Schleifen des Kranzes sind mit goldenen Lettern die Inschriften: „dem echten Christen", „dem unvergeßlichen Bruder", „dem tapferen Helden" eingewirkt.

Als Ehrenwache standen am unteren Theile des Sarges, dem Altare zugewendet, zwei Schiffslieutenante, und am oberen zwei Arcieren-Garden in großer Gala und mit gezogenen Säbeln. Bei den Eingangsthüren der Kirche hielten an jeder Seite derselben ein Mann der Trabanten-Leibgarde und ein Mann von der Garde-Gendarmerie, bei der kleinen Ausgangspforte aber ein Matrose und Marine-Infanterist Wache. Den ganzen Vormittag hindurch wurden an allen Altären Messen gelesen, während ein Priester an einem schwarzbehängten Betpulte stille Gebete sprach.

Sämmtliche Straßen, durch welche sich der Trauerzug zu bewegen hatte — es war der Weg über den Lobkowitzplatz durch die Klostergasse auf den Neuenmarkt vorgezeichnet — waren durch Militär-Spalier abgesperrt. Eine endlose Reihe von Galla-Equipagen hielt vor der Kapuzinerkirche, bei deren Eingangsthüre zwei Hof-Kammerfouriere die ankommenden Trauergäste empfingen. Im Kirchengange bildeten Kapuziner mit brennenden Lichtern Spalier. Vor der Kirche hatte sich eine Unzahl von Generälen und Stabsoffizieren aufgestellt.

Unter den zahlreichen prächtigen Equipagen erregten die Gallawägen des französischen Gesandten, Herzogs von Grammont und des Vertreters des Johanniter-Ordens das meiste Aufsehen.

Für die Feierlichkeit in der Kirche war eine eigene Hofansage erschienen, nach welcher auch die Trauergäste ihre Plätze einnahmen. Nur zwei Damen, die Gräfinnen Zichy und Kollonits, beide einstens Hofdamen der Kaiserin Charlotte, waren officiell eingeladen worden.

Für Seine Majestät den Kaiser war ein Sitz rechts vom Hochaltare bestimmt; hinter diesem Sitze befanden sich jene für die Mitglieder

der A. h. Familie. — Dem Hofe gegenüber befand sich die Hofmusikcapelle und neben derselben saßen die obersten Hof-Würdenträger. Die Minister waren vollzählig erschienen. Auf der andern Seite des Mittelschiffes der Kirche nahmen die geheimen Räthe, die Kämmerer und Truchsessen, die Deputationen der fremden Mächte und die übrigen geladenen Gäste ihre Plätze ein.

Fast alle europäischen Souveräne hatten zu dem Traueracte Vertreter gesendet, und zwar:

Baden: den Geschäftsträger Herrn von Molenbeck.

Baiern: den Prinzen Ludwig.

Belgien: den Grafen van der Straten-Ponthoz, Oberhofmarschall des Königs, den Major van der Smiessen und den Geschäftsträger Pitteurs.

England: Lord Raglan und Lord Seymour, als Vertreter der Königin Victoria, und als Vertreter des Prinzen von Wales: Viscount Hamilton.

Frankreich: den Herzog von Grammont mit der ganzen Gesandtschaft.

Hessen: den bevollmächtigten Minister und Gesandten Freiherrn Heinrich v. Gagern.

Der Johanniter-Orden: den Gesandten Kolowrat-Krakowski.

Italien: den Geschäftsträger Cavaliere Blanc und Cavaliere Curtopassi, letzterer ehemaliger Geschäftsträger in Mexiko.

Der Kirchenstaat: den apostolischen Nuntius Falcinelli.

Portugal: den außerordentlichen Gesandten Vicomte de Santa-Quiteria.

Preußen: den General-Adjutanten des Königs, Herrn v. Branchich, und die Regiments-Deputation des den Namen weiland Seiner Majestät führenden Dragoner-Regimentes, geführt von dem Obersten, Freiherrn v. Willisen.

Rußland: den außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Grafen Stakelberg.

Sachsen: den Prinzen Georg.

Schweden: den bevollmächtigten Minister Duë.

Würtemberg: den Vice-Stallmeister des Königs, Freiherrn von Hügel, endlich

der Fürst der Moldau und Wallachei: Herrn Demeter Bratiano.

Punkt 3 Uhr erschien der Kaiser vor dem Portal der Hofkirche und unmittelbar darauf Cardinal Rauscher und der apostolische Nuntius.

Zu gleicher Zeit wurde unter dem Läuten aller Glocken der Sarg von zwölf Matrosen gehoben und zu dem Trauerwagen gebracht. Zwei Hoffouriere, ein Capellenjunge mit dem Kreuze, die Hofcapellendiener mit Weihgeräthen und brennenden Wachskerzen, der Hofburgpfarrer sammt der assistirenden Geistlichkeit traten hierbei vor. Der Obersthofmeister und zwei dienstthuende Kämmerer folgten dem Sarge, neben welchem Edelknaben mit Fackeln gingen.

Hierauf ward der Sarg nach nochmaliger Einsegnung in den Wagen gehoben. In dem Momente, als der Sarg sichtbar ward, rief die Burgwache in's Gewehr. Unter dem Läuten aller Glocken setzte sich der Zug in Bewegung. Die Waisenknaben eröffneten denselben, ihnen folgten die männlichen und weiblichen Armen aus den städtischen Versorgungshäusern; der Gemeinderath von Wien mit dem Dr. Zelinka an der Spitze bildete den Schluß der ersten Abtheilung des Zuges. Die zweite Abtheilung eröffnete die Klostergeistlichkeit, welcher sich die sämmtlichen Pfarrer aller neun Bezirke anschlossen.

Nun erschien ein Einspanier und knapp hinter ihm ein Hofwagen mit einem Kammerfourier, dem ein sechsspänniger Hofgalawagen folgte, in welchem sich der erste Obersthofmeister, Fürst Hohenlohe, befand. Vier Rotten Marine-Infanterie und vier Rotten Matrosen marschirten in Paradeuniform hinter dem Hofgalawagen.

Zwei Hofeinspanier ritten vor dem Leichenwagen, hinter welchem Vice-Admiral Tegetthof schritt. Der Sarg war mit einem rothsammtenen, auf das reichste mit Gold gestickten Bahrtuche bedeckt und blos vier Kränze lagen auf dem Sarge. Sechzehn Edelknaben in Trauerlivrée mit Fackeln gingen neben dem Leichenwagen, welcher außerdem von Garden umgeben war. Auch hinter dem Sarge bildeten Matrosen Spalier und etwa zwanzig Schritte hinterher folgte eine sehr lange Suite von Offizieren aller Grade und Gattungen.

Als der Leichenwagen vor der Kapuzinerkirche anlangte, wurde der Sarg herabgehoben, von den Pontificanten an der Spitze der Geistlich-

keit empfangen, und unter deren Vortritt in die Kirche getragen. Nun erfolgte die feierliche Einsegnung, nach deren Beendigung von der Hofcapelle das „Libera" abgesungen wurde. Hierauf ward der Sarg von acht Kapuzinermönchen gehoben und in die Gruft getragen, wohin außer der Geistlichkeit nur der Obersthofmeister Fürst Hohenlohe und zwei Kämmerer folgten. Hier ward der Sarg nochmals eingesegnet und neben jenem der Erzherzogin Mathilde beigesetzt.

Die erhebende Leichenfeier hatte auch auf die Gesammtbevölkerung einen tiefen Eindruck ausgeübt. — Der Kaiser fand sich bewogen, dießfalls seine Anerkennung durch folgendes Handbillet auszudrücken:

„Lieber Doktor Giskra!

„Nachdem die irdischen Ueberreste des verewigten Kaisers Maximilian, meines vielgeprüften unvergeßlichen Bruders, nunmehr in der Gruft unserer Ahnen die endliche Ruhestätte gefunden, thut es Meinem Herzen wohl, der innigen und tiefen Theilnahme zu gedenken, welche die Ankunft der Leiche auf heimischem Boden und deren feierliche Beisetzung allenthalben erneuert hervortreten ließ.

„Indem ich diese erhebenden Kundgebungen allgemeiner Trauer mit bewegter Seele anerkenne und darin eben so viele Beweise der in den Herzen meiner Unterthanen wurzelnden Pietät und treuen Anhänglichkeit an mein Haus erblicke, beauftrage Ich Sie, der Stadt-Repräsentanz von Triest und durch dieselbe den Bewohnern dieser Stadt sowie der Bevölkerung Wiens in Meinem und Meiner Familie Namen den wärmsten Dank auszusprechen.

Wien, am 21. Jänner 1868.

Franz Josef."

Dem Vice-Admiral Wilhelm von Tegetthof hatte Seine Majestät schon am 18. Jänner durch ein a. h. Handschreiben für die glückliche Vollführung seiner Mission gedankt und dem wackeren Seehelden das Großkreuz des Leopold-Ordens verliehen.

Angesichts der großen Sympathien, welche die Bevölkerung bei dem Leichenbegängnisse des unglücklichen Kaisers Max an den Tag gelegt, rief der Cynismus einer hochfürstlichen Familie, welche sich nicht entblödete, am Abende des 18. Jänner einen Thee dansant zu veranstalten und die Fenster demonstrativ zu beleuchten eine allgemeine, ge-

rechte Entrüstung hervor. — Wir wollen hier keinen Namen nennen; ganz Wien kennt ihn ja ohnehin.

Am 20. Jänner wurde Vormittags in der Stefanskirche das feierliche Requiem für Kaiser Max abgehalten. Das Riesenthor des Domes war mit schwarzen Stoffen behangen, und oberhalb desselben flatterten einige schwarze Kirchenfahnen. Vor dem Thore standen mehrere schwarzuniformirte Portiers. Auf der schwarzen Umhüllung der mittleren Pfeiler des Kirchenschiffes waren weiße Kreuze aufgenäht und das mexikanische Wappen, auf Papier gedruckt, befestigt. Ebenso hatte man zur weiteren Ausschmückung einige kaiserliche Standarten angebracht. — Der Hochaltar war schwarz ausgeschlagen und die Kirchenstühle schwarz spaliert. In der Mitte der Kirche stand auf einem schwarz marmorirten Holzsockel ein Sarg aus brauner Bronce. Auf demselben hielten zwei Engel eine vergoldete Kaiserkrone.

An den Ecken des Sarges waren gleichfalls Engel angebracht, welche je einen Candelaber trugen. Auf vier aufgestellten Sockeln lagen Kränze und Kronen. — Der Sarg war von zwei Reihen brennender Kerzen umgeben. Die Waffentrophäen waren als geharnischte Ritter mit Hellebarden aufgestellt.

Die Trauermesse celebrirte Cardinal Rauscher unter Assistenz des Weihbischofes, der sämmtlichen Domprälaten und einer großen Anzahl niederer Priester.

In der Burgcapelle fand nach dem Leichenbegängnisse keine weitere Trauerfeierlichkeit statt, weil daselbst schon unmittelbar nach der officiellen Bestätigung vom Tode des Kaiser Max ein Requiem abgehalten worden war.

Die Bestattung des Kaisers Maximilian fand am 22. Jänner ihren letzten Abschluß durch die commissionelle Todesfall-Aufnahme. Der Sarg wurde im Beisein des ersten Obersthofmeisters, des Minister-Präsidenten Fürst Auersperg, des ungarischen Ministers Grafen von Festetics, des Vice-Admiral von Tegetthof, des Dr. Basch, der Hofräthe Baron von Menßhengen und Rokitansky u. s. w., sowie des Guardians der Kapuziner geöffnet, von allen Anwesenden der darin befindliche Leichnam als jener weiland Sr. Majestät des Kaiser Maximilian anerkannt, worüber die Aufnahmen eines Protocolles erfolgte. — Das Antlitz erschien tief gebräunt, das Vorderhaupt von Haaren ziemlich entblößt, der Bart war jedoch vollständig erhalten.

Wir wollen hoffen, daß das unglückliche Opfer, welches, ein moderner Curtius, für Napoleon III. den Abgrund der mexikanischen Expedition schließen mußte, nun ungestört seinen ewigen Schlaf weiter schlummern und die Geschichte einst seinem Angedenken vollkommen gerecht werden möge.

Gewaltiger und ergreifender, als es je die Phantasie des Dichters zu erfinden vermöchte, hat das eherne Schicksal über ihn das vollste Maß eines hoch-tragischen Verhängnisses ausgegossen. Und zu allen Zeiten wird er auf die Trauer und Sympathie eines jeden Edeldenkenden den gerechtesten Anspruch erheben dürfen, denn er starb für einen Idee, der er Alles — sein Vaterland, seine Familie, sein Leben zum Opfer gebracht. —

Die Poesie des Todes webt jetzt ihren verklärenden Schleier um die Fehler und Irrthümer des stillen Gastes, dessen stete Sehnsucht „nach der Heimat" endlich, wenn auch auf so ungeahnte Weise befriedigt worden ist. Friede seiner Asche! —

XVIII.

Epilog.

„Gott sei Dank, daß Ihr endlich einmal da seid!" Mit diesem Ausrufe empfing Baron Schwarzenfels am Lichtmeßtage des Jahres 1868 die ganze Truppe unserer „Mexikaner", von welcher wir gegen Mitte November in Veracruz vorläufig Abschied nahmen und welche wir in einem Hotel in der Kärtnerstraße, wo der Baron mit seinen beiden Damen schon seit längerer Zeit Aufenthalt genommen, jetzt wieder treffen.

Zoraïde und Alice stürzten auf den obigen Ausruf des Barons aus dem anstoßenden Gemache herbei, um die schon so lange und sehnsüchtig erwarteten Gäste herzlichst zu begrüßen.

„Unsere Schuld ist es wahrlich nicht, daß wir erst heute ankommen," nahm Stanglhuber das Wort, „wir hofften wenigstens noch rechtzeitig genug in Europa zu landen, um dem Leichenbegängnisse unseres einstigen edlen Kaisers beiwohnen zu können. Aber ein Malheur

gab dem andern die Hand. Wenigstens hatten wir hinlänglich Gelegenheit und Muße, die schöne Stadt Habaña gründlich kennen zu lernen. Zuerst wurde unser guter Osman auf der Fahrt recidiv und wir dankten Gott, als wir die Insel Cuba erreichten. Kaum geht es ihm besser, wird Estefania ernstlich krank und um den kleinen Carlos wäre es auch bald geschehen gewesen. Da wir geschworen hatten, daß unsere Reisegesellschaft stets beisammen bleiben solle, mußten wir also bis nach Weihnachten auf der Perle der Antillen verweilen. Endlich bestiegen wir am heiligen drei Königtage wieder das Schiff. Puh! War aber das eine abscheuliche Schaukelei! Durch die ganzen drei Wochen unserer Ueberfahrt wüthete der Sturm in einem fort und wohl hundert Mal waren wir nahe daran, Schiffbruch zu leiden. Doch Gott sei Dank, jetzt ist Alles glücklich überstanden und die werthe Gesellschaft wird wohl gütigst entschuldigen, wenn ich mich entferne, um zu meiner armen Sali zu eilen, mich ihr zu Füßen zu werfen und ihre Verzeihung zu erflehen, daß ich sie mehr als vier Jahre in dem Glauben ließ, ich hätte damals wirklich bei dem Sprunge in die Donau das Leben eingebüßt. Und mein kleiner Franzi, ach, was mag das für ein lieber, netter Knabe sein! Ob Sali mir aber wirklich vergeben wird, ob sie jetzt gründlich von ihrem unglückseligen Hange zur Eifersucht geheilt ist?"

„Ja, ja, sie ist es und verzeiht Dir aus vollem Herzen!" schrie in diesem Augenblicke Stanglhuber's Gattin und flog aus dem Zimmer nebenan herbei in die Arme ihres so innigst geliebten Franzl.

„Schlimmer Mann!" lachte Sali unter Thränen, „seit sechs Wochen weiß ich endlich, daß Du noch am Leben bist. Die Frau Baronin hatte Mitleiden mit mir und schwazte aus. Ach, mit welcher Sehnsucht habe ich jetzt stündlich Deiner Ankunft entgegen geharrt. Franz, Du sollst in Zukunft mit mir zufrieden sein, ich schwöre es Dir; aber verlasse mich nicht mehr. Deine Strafe war hart, sehr hart, aber ich sehe ein, ich habe sie verdient. Wärst Du hier geblieben, so hätte ich gewiß nicht von meiner Thorheit gelassen und Du hättest Dich entweder von mir getrennt oder Dir gar wirklich ein Leid angethan. — Nun aber, folge mir in das Zimmer der gnädigen Frau. Unser herziges Bübchen schlummert dort sanft und ruhig, wie ein Engel; Du sollst ihn mit Deinen Küssen aufwecken!"

Arm in Arm verschlungen tänzelte das glückliche Elternpaar aus dem Salon in das Boudoir Zoraïden's, welche der Gattin des Le-

bensretters und Freundes ihres Gemals seit ihrer Ankunft in Wien die zärtlichste, liebevollste Fürsorge gewidmet hatte.

Auch Osman und Alice stahlen sich unbemerkt von der Gesellschaft fort. Sie hatten sich ja so viel zu sagen!

Nun trat Don Altamira vor und in warmen beredten Worten schilderte er dem Baron jetzt auch mündlich, welche unendlichen Dienste ihm Stanglhuber und Osman sowohl in Maravatio als auch in der Hauptstadt geleistet. Zoraïde und Elvira hatten es sich auf dem Sopha bequem gemacht. Der Gesundheitszustand der letzteren war ziemlich befriedigend; eine gewisse Nervenschwäche und Abspannung hatte jedoch das Gift in ihr zurückgelassen und dieser Folgen wird sie wohl nie mehr ledig werden.

„Also Ihre Heirat mit Zoraïde ist endlich vollzogen?" frug Don Altamira den Baron als dieser die nicht enden wollenden Dankesbezeugungen des Mexikaners dadurch abschnitt, daß er Gonzales und Estefania auf eine gewandte und delicate Art mit in das Gespräch verwickelte.

„Ja der Himmel sei gelobt! Vor drei Monaten haben wir zu Jerusalem uns die Hände vor dem Altare gereicht, und zwar mit voller Zustimmung des alten ehrwürdigen Abd-el-Kader. Noch heute fühle ich mich tief bewegt, wenn ich der ergreifenden Worte gedenke, womit der ehrfurchtgebietende Greis unseren Bund segnete und Allah um Gnade und Verzeihung bat für den Irrthum seiner Tochter, die der Lehre des Propheten untreu geworden. — Ja noch mehr — er gestattete uns ihn alljährlich einmal in Damaskus zu besuchen. Auch Osman ließ er im Vorhinein seine Verzeihung angedeihen und versicherte, daß er ihn ohne Groll empfangen werde als den Gemal seiner Urenkelin."

„Ich finde es ganz natürlich, daß der edle Emir von der Anmuth eines Wesens wie Alice nur bezaubert sein konnte," bemerkte Gonzales galant.

„Ei, ei" rief Estefania scherzhaften Tones und schlug nach ihrem Gemale mit dem Fächer, „Deine Bewunderung für Miß Alice nimmt eine etwas allzu lebhafte Couleur an, aber sei versichert daß ich unseren Freund Osman warnen werde."

„Also eifersüchtig ist meine kleine Estefania?" lachte Gonzales, „sehr gut. Ich werde nöthigenfalls das Beispiel meines Freundes, des Marchese de Lisboa nachzuahmen wissen."

„Um Himmelswillen nein!“ flehte die reizende Creolin und umarmte stürmisch ihren Gemal, „ich besitze nicht die starken Nerven einer Deutschen — ich könnte ohne Dir nicht eine Stunde leben.“

„Wie lange sind Sie schon hier in Wien?“ frug Don Altamira zu dem Baron gewendet, als das kleine Intermezzo der jungen Eheleute zu Ende war.

„Seit sechs Wochen und unsere Koffer sind bereits gepackt um die alte Kaiserstadt wieder zu verlassen,“ antwortete der Baron, „wir haben blos auf Euere Ankunft gewartet. So hübsch und angenehm es sich hier leben läßt, sind wir dennoch froh, daß wir jetzt wieder aufbrechen können. Durch den jahrelangen Aufenthalt in südlichen Climaten ganz verwöhnt, thut uns, und zwar namentlich meinen beiden Damen, der rauhe Winter dieser Gegend sehr empfindlich wehe.“

„Auch ich muß gestehen,“ sagte Don Altamira, „bin nicht böse, wenn ich wieder nach dem Süden ziehe. Da es nun ein für alle Mal fest verabredet war, daß unsere ganze Sippschaft sich nie mehr trennt, so ist es selbstverständlich, daß ich und meine Leute Sie, Herr Baron, begleiten, wohin es auch sei. — Also wie lautet der Reiseplan für die nächste Zeit?“

„Wir wollen schnurstracks vor allem nach Neapel und von dort aus im April oder Mai mit unserem Dampfer nach Syrien reisen,“ entgegnete Schwarzenfels.

„Wie meinen Sie das: mit unserem Dampfer?“ frug Altamira neugierig.

„Ja so!“ lächelte der Baron, „ich vergaß, daß Sie von meinem und Zoraïden's jüngsten Geschäfte noch nichts wissen können. Seit so vielen Jahren an das unstete Wanderleben gewöhnt, würde es uns schwer, ja unmöglich fallen uns irgendwo bleibend niederzulassen. Wir beschlossen daher uns mobil zu erhalten und da es Gott sei Dank unsere Mitteln gestatten mit Bequemlichkeit zu reisen, haben wir in England einen äußerst comfortablen und sehr seetüchtigen Schraubendampfer angekauft, mit dem wir alle Meere zu unserem Vergnügen und unserer Belehrung durchstreifen werden. Einige Gelehrte und Künstler wurden auf Jahre engagirt um unsere Kreuz- und Querfahrten auch für die Wissenschaft ersprießlich zu machen. Sogar eine kleine, aber sehr gute Musikcapelle werden wir an Bord haben.“

„Würden Sie, Herr Baron, wohl so freundlich sein, mich als Miteigenthümer Ihres Dampfers anzunehmen?“ bemerkte Altamira

erwartungsvoll, denn die Idee so ganz nach Belieben und mit Comfort die Welt von einem Ende zum anderen kennen zu lernen, sprach ihn ungemein an. Auch Gonzales und Estefania zeigten großes Verlangen hiernach, obwohl ihre letzte Seefahrt über den Ocean ebenso unangenehm als gefährlich gewesen war.

„Selbstverständlich," erwiderte Schwarzenfels ohne Bedenken und schlug in die dargebotene Hand des einstigen „vielseitigen Diplomaten," ein — „aber," setzte er beinahe traurig werdend hinzu, „aber es würde mir den ganzen Spaß verderben, wenn mein guter François in Wien zurückbliebe; ohne ihn würde ich meine so schöne Zukunft nur halb genießen."

„Ihr guter François und die noch gutere Sali werden aber nicht in Wien zurückbleiben, sondern Sie begleiten," rief Stanglhuber, der sich sammt seiner Frau unbemerkt hinter des Barons Stuhl geschlichen hatte, lustigen Tones.

„Ja, ja, wir gehen mit und mein Buberl soll auf der See aufwachsen zu einem tüchtigen deutschen Matrosen," bekräftigte Sali energisch, „wer weiß, ob er nicht auch einmal ein so großer, berühmter Held wird, wie unser Tegetthof!"

„Hoffentlich werdet Ihr aber jetzt auch für die Landarmee Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich sorgen?" sagte Schwarzenfels lachend und blickte etwas malitiös sowohl Stanglhuber als dessen Gattin an.

Frau Sali erröthete und eilte kichernd in das Zimmer zurück, wo sie den muthmaßlichen Nachfolger Tegetthof's, mit Spielereien beschäftigt, zurückgelassen hatte.

Zwei Stunden später fanden sich Alle zum Diner wieder bei dem Baron ein. Es fehlte nicht an Toasten auf das Wohl der Anwesenden. Als man in dieser Richtung vollkommen Genüge geleistet hatte, und endlich feinduftender Mokka servirt wurde, ergriff Schwarzenfels das Wort, als das Gespräch sich abermals auf den unglücklichen Kaiser Max lenkte.

„Maximilian," begann der Sprecher ernst, „war der Besten einer. Er besaß eine edle Sinnesart und einen thatenlustigen Geist. Er fühlte in der Brust jenen Stachel, welcher der Ursprung alles Großen ist, jene Unruhe, ohne welche Niemand die ihn umgebenden Dinge zu ändern oder zu bessern wagt. Er besaß jene Weite und Großherzigkeit der Absichten, welche dem echten Manne Vertrauen zu sich selbst ein-

gibt, eine gewisse Kühnheit, die ihm den Willen verlieh, sich seinen Platz in der Geschichte zu erobern, oder mit Ehren zu sterben. Beides ist geschehen. — Die Hinrichtung eines Fürsten, voll der edelsten Begabung, wird den Liberalen Mexiko's stets zur Unehre gereichen, denn so begegnet man nicht einem ritterlichen, gefangenen Feinde, nicht einem Manne, der wirklich das Beste des Landes wollte, wenn er auch mitunter in der Wahl der Mittel und der Personen irrte. Kaiser Max ist für eine Idee gestorben und wer aus solchem Antriebe in den Tod geht, verdient stets die ehrende Trauer der Ueberlebenden, die Idee mag wahr oder falsch gewesen sein, das Opfer bleibt das Gleiche. — Wir, die wir den hohen Todten näher kennen, wir wissen, daß nicht der Glanz der Krone und die Lust zu herrschen ihn nach Mexiko geführt. Der Gedanke, ein von Bürgerkriegen zerrissenes Land zu beruhigen, der Führer und Regenerator desselben zu werden, das war der Stern, dem er vertrauungsvoll über das Meer nachzog, das war die Idee, welche ihn begeistert hatte, deren Anwendung auf Mexiko aber leider grundfalsch genannt werden muß. — Die Tödtung des Kaisers war daher kein Act politischer Nothwendigkeit, sondern ein ganz gemeiner Rache-Act der entarteten mexikanischen Mischlingsrace. Aber ein großer Trost ist uns dennoch geblieben: Maximilian hat gekämpft wie ein Held, geduldet wie ein Held, und als Held ist er auch gefallen. — Um aber das Drama von Querétaro in seinem ganzen Grauen zu erfassen, müssen wir die Blicke nach jener edlen Frau wenden, welche die Verzweiflung zum Wahnsinne gebracht hat. Gott erwies ihr die Gnade, sie das Geschehene nicht verstehen zu lassen. Dem wirklichen Leben verschlossen, hüllt sich ihr Geist in dunkle Erinnerungen einer besseren Vergangenheit. Sie vergeht allmälig in den Gedanken an ihn, den sie verlassen hat, und den sie gläubigen Gemüthes wieder erwartet. Stets hofft sie am Horizonte das Segel auftauchen zu sehen, das ihr den geliebten Gatten zurückbringen soll. Aber Juarez hat gesprochen: „Nicht einmal seinen Sarg soll sie sehen!“ Diese Worte des rachedürstigen Indianers sind zur Wahrheit geworden. — Arme Charlotte! Ein solches Schauspiel bricht unser Herz, verwirrt unsere Vernunft, und ihm gegenüber darf unser Herz nur tiefe Trauer, unendliche Wehmuth und der Blick nach dem Alles versöhnenden Jenseits beherrschen. Ferne sei und bleibe uns der Wunsch, dem Rächeramte der nimmer ruhenden göttlichen Gerechtigkeit durch menschliches Zuthun vorgegriffen zu sehen. Der edle Maximilian,

der noch in seinen letzten Augenblicken diejenigen gesegnet, welche die Werkzeuge des Mordes gegen sein, in Liebe und Vertrauen die ganze Welt umfassendes Herz gewendet, er würde sicherlich im Grabe zürnen, sollte die Sühne des an ihm begangenen Verbrechens anders erfolgen als durch das Weltgericht — die Weltgeschichte. — Große erhabene Charaktere gleich ihm, bedürfen keiner anderen Sühne; denn auch seinen Sarg in der Kaisergruft wird, gleich jenem Josef II. stets unsichtbar die Palme des Gedankens überschatten! —

Ende des vierten und letzten Bandes.

Inhalts-Verzeichniß

des vierten Bandes.

		Seite
I.	Orizaba	3
II.	Das Vorspiel von Querétaro	22
III.	In Todesgefahr. (Mit Bild.)	35
IV.	Vier Fliegen mit einem Schlage	44
V.	Entlarvt	60
VI.	Das grüne Portefeuille. (Mit Bild.)	76
VII.	Bestrafter Hochmuth	88
VIII.	Verzweiflungskämpfe	96
IX.	Mutterherz	107
X.	Unter dem Galgen	119
XI.	Lopez der Verräther	129
XII.	Nach Warschau	148
XIII.	Ein Henkergendarme. (Mit Bild.)	154
XIV.	Die Katastrophe. (Mit Bild.)	164
XV.	Das Nachspiel von Querétaro	195
XVI.	Geordnete Verhältnisse	207
XVII.	Nach der Heimat. (Mit Bild.)	220
XVIII.	Epilog	233

Druck von R. v. Waldheim.

40a